

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

Jahrgang 1856.

Redigirt

von

D. Kranzbühler jun.

Neustadt a. d. H.
Druck und Verlag der Ch. Trautmann'schen Buchdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

Gedichte.

Novellen, Erzählungen, Urtheile ꝛc.

Gemeinnütziges und Landwirthschaftliches.

Lebensphilosophie und Kurzweiliges, Räthsel u. s. w. in fast allen Nummern.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 1. Dienstag, den 1. Januar 1856.

Jahreswechsel.

Janus mit dem Doppelangesichte
War in Rom das neue Jahr geweiht,
Ihm, der hellen Blicks im reinsten Lichte
Schaute Zukunft und Vergangenheit.
Alles Daseins, alles Segens Quelle,
Tage lenkend, Monde und das Jahr,
Schirmte er die Thore und die Wälle
Tag und Nacht vor jeglicher Gefahr.
Gaben in der Hand, im Herzen Sorgen
Tragend, eilten Alle, Groß und Klein,
Nach dem Tempel an dem Neujahrmorgen
Zu dem Hauptfest bei des Frühroths Schein.
Liebesgaben reichen alle Hände,
Friede schließen, welche sich entzweit,
Doch den Rest des Tags steh'n alle Stände
Im Beruf in rüst'ger Thätigkeit.

Janus Tempel ist in Schutt zerfallen,
Nur ein Monat noch den Namen nennt, —
Aber seltsam, daß man heut' bei Allen
So ein Janusangesicht erkennt!
Jeder schauet heut' einmal zurücke,
(Viele fröhlich, Viele traurig seh'n;
Denn der Eine fand den Weg zum Glücke,
And're sah'n den Glücksstern untergeh'n!)
Und auch vorwärts alle Blicke schauen —
Ernst und schweigend liegt die Zukunft da,
Eingehüllt in nächtlich dunkles Grauen;
Keine Antwort tönt uns fern und nah.
Wirklich keine Antwort auf dein Fragen?
„Jesus" heißt des Jahres erster Tag!
Solch ein Anfang läßt wohl nicht verzagen!
Freud'ger pocht das Herz mit schnellerm Schlag!
Nun, so laß' uns nochmals rückwärts sehen
Auf das hingeschwund'ne alte Jahr, —
Siehst du dich dort fern am Anfang stehen,
Vor Dem zitternd, was dort künftig war?
Was dort künftig war, ist jetzt vergangen
Segnend hat es dir sich offenbart,
Vor Gefahren, die du sahst mit Bangen,
Bliebst du wunderbar bis jetzt bewahrt.
Aber manche Blicke schauen fragend:
Traf mich nicht mit fürchterlicher Wucht,
Was, als Ahnung an dem Herzen nagend,
Schon im Voraus oft mich heimgesucht?
Ja, was du geahnt, es ist gekommen,
Darum, weil es unvermeidlich war.
Aber hast kein Trostwort du vernommen?
Ist's denn aus? Bist du am Ende gar?
Lern' im Winter doch den Frühling fühlen,
Dessen Hauch die todte Flur belebt!
Laß' am Mittag dich den Schatten kühlen,
Der am Abend auf dich niederschwebt! —
Ja, wie wir mit Gaben und mit Sorgen
Jene sah'n zum Janustempel geh'n,
So laßt uns am frühen Neujahrmorgen
Auch vor unserm Jahresführer steh'n!
Schaut zurück auf euer ganzes Leben,
Schaut die Gaben in Erinnerung,
Und dann eilt, den Geber zu erheben,
In des Dankgefühles sel'gem Schwung!
Vorwärts schaut! Liegt auch, wie nächtlich Grauen,
Vor euch noch die Zukunft nah und fern —
Werfet frohen Muth's und mit Vertrauen
Alle eure Sorgen auf den Herrn!
Hofft getrost! Trotz Sturm und Klippen weiter!
Nehmt das Steuerruder frisch zur Hand!
Endlich, endlich wird der Himmel heiter,
Und ihr ankert am ersehnten Strand!

Neustadt, im December 1855.

Eine seltene Frau.

1.

Der Winter war streng und anhaltend, noch zu Anfang des März kreischte der Schnee unter den Fußtritten und die Lerchen zeigten sich in den Straßen. Leipzig, das einen Theil seines wohlverdienten Rufes diesen armen Thieren verdankt, steht um diese Zeit in voller Blüthe, das heißt in der Blüthe seiner Concerte, Bälle, Soiréen, Vorlesungen, Opern und Recensionen. Wir führen dessen ungeachtet den Leser Morgens um die elfte Stunde in eine große, prachtvolle Privatwohnung, die sich in dem ersten Stocke eines Hauses in dem neuangebauten Theil der Stadt befindet. Wir öffnen die Thür eines eleganten Boudoirs. Da sitzt auf einem Sopha von rothem Sammt eine junge Dame, von deren Schönheit ein blasser junger Mann bezaubert zu sein scheint, denn er liegt knieend auf derselben Fußbank, welche die Spitzen ihrer kleinen Füße berühren. Die zarte weiße Hand der vielleicht vierundzwanzigjährigen jungen Frau ruht auf dem blonden Haupte ihres Anbeters, der im stummen Entzücken zu ihr emporsieht. Die Schönheit ihres feinen Gesichts wird durch ein anmuthiges Lächeln verklärt, das offenbar der Ausdruck einer innigen Liebe ist; es verräth aber auch das Glück, das sie in dieser Liebe findet.

„Sollte ich mich getäuscht haben, Philipp?“ fragte sie mit einer lieblichen Stimme, die den Worten jenen Zauber verlieh, der sich in ihrem ganzen Wesen aussprach. „Sollte Deine Liebe zu mir nicht stark genug sein, um ohne Zögern einen Wunsch zu erfüllen, der Dir einen kleinen materiellen Verlust zufügt, zugleich aber das uns umschlingende Band noch heiliger und fester macht, als es bisher gewesen ist? Ich bestürme Dich nicht, Philipp, denn mein letzter Brief, den ich Dir nach Berlin sandte, hat Dich darauf vorbereitet.“

„Josephine,“ rief er aus, „hast Du auch reiflich überlegt, hast Du Deine und meine Zukunft in's Auge gefaßt, als Du Dir den Plan bildetest, den ich nur aus Rücksicht für Dich nicht billige?“

„Ich habe nichts außer Acht gelassen, mein geliebter Freund,“ flüsterte sie, „selbst den Fall nicht, daß uns die Mittel fehlen können, unser Leben wie bisher fortzusetzen. Doch, ich habe schon zu viel gesagt,“ fügte sie mit ruhigem Ernste hinzu. „Nicht weil ich Dich bitte, sollst Du handeln, sondern aus freiem Antriebe, nachdem Du mit Deinem Gewissen zu Rathe gegangen ist. Die Handlung der Gerechtigkeit, von der wir sprechen, soll kein Opfer sein, das mir Deine Liebe bringt, denn ich bin ja Deine Gattin und nicht Deine Geliebte; es kann sich nicht darum handeln, daß Du mehr gefällst — nein, Philipp, ich liebe Dich, wie Du eben bist, und deßhalb möchte ich, daß Du mir die tiefste Achtung auferlegst. Ich mache Dich nicht verantwortlich für die Handlungen Deines Vaters; aber ich glaube fordern zu dürfen, daß Du alles Heilige achtest, das Deine Gattin in Dich legt. Du bist meine Ehre, mein Glück, mein Alles. Und doch hast Du Dich gegen mich vergangen, Philipp!“

Sie drückte einen Kuß auf seine hohe jugendliche Stirn und fügte mit einem Lächeln hinzu, das den Ernst, der sich ihrer unwillkürlich bemächtigt hatte, mildern sollte:

„Deine letzte Mittheilung, Philipp, hat mein früheres Glück getrübt. Am Tage nach unserer heimlichen Verbindung erzähltest Du mir die Heldenthat des Advokaten, durch die Dein Vater zum Besitze seines Vermögens gelangt ist. Ich schwieg, mein Geliebter; aber ich fand mich in Dir gedemüthigt, in dem Gatten, den ich für den allerreinsten der Menschen gehalten. Eine Geschäftsreise hielt Dich vier Wochen von mir und, so schwer mir das Bekenntniß auch wird, ich muß es ablegen — die Sehnsucht nach Dir ward durch den Gedanken geschwächt: der Vater Deines Mannes hat das Vermögen entwendet, mit dem Du einst vor der Welt glänzen sollst. Philipp, Du bist ein Edelmann — hast Du auch darüber nachgedacht, was Vermögen und Redlichkeit ist? Hast Du die Handlung Deines Vaters recht begriffen? Bedenke, daß es eine zu Grunde gerichtete Familie gibt, die unter Thränen ihr kärgliches Brod ißt, die vielleicht Dich und mich verwünscht, weil wir Beide von ihrem Vermögen ein bequemes Leben führen.“

„Genug, Josephine!“ rief Philipp bewegt. „Besitze ich nicht in Dir alles Glück der Welt?

Wohlan, ich habe den Willen und die Kraft es rein und ungeschmälert zu erhalten. Du sollst mich achten, wie du mich liebst, und der Segen jener armen Familie soll unserem Glücke die schönste Weihe geben. Zweifle nicht, Geliebte, daß ich über Deinen Brief nachgedacht habe —«

»Philipp!« rief Josephine, indem sie ihn mit beiden Armen umschlang. »O, ich wußte es wohl, was ich von Dir erwarten durfte! Und was ist das Resultat Deines Nachdenkens?«

»Daß ich das Vermögen meines verblendeten Vaters wieder ausgleichen muß. Es ist nicht so strafbar, als es vielleicht den Anschein haben mag, denn seine Handlung ging aus der Liebe zu mir, seinem einzigen Sohn, hervor. Ich habe Dir noch nicht Alles gesagt, Josephine. Mein Vater hat durch unglückliche Speculationen sein Vermögen verloren und wollte er nicht zur völligen Armuth herabsinken, wollte er seinen Sohn nicht hilflos in der Welt zurücklassen, so mußte er sich durch einen Proceß das Gut aneignen, an das er scheinbar Rechte besaß. Der Ausgang des Verfahrens war zweifelhaft, und um auf den schlimmsten Fall vorbereitet zu sein, bezog ich die Universität, studirte Philosophie und Mathematik, damit ich, wenn es die Noth erforderte, in meinen Kenntnissen die Mittel zu meiner Existenz fand. Als meine Studien beendet waren, war auch der Proceß entschieden — mein Vater befand sich in dem Besitze eines einträglichen Gutes. Er starb und ich müßte ihn nicht genug kennen, wenn ich daran zweifeln wollte, daß seine Vaterliebe die Stimme des Gewissens unterdrückte, die ihm während seines kurzen Krankenlagers Vorwürfe machte. Da lernte ich Dich kennen, Josephine; ein neues Leben ging in mir auf, und ich pries die Vorsorge meines Vaters, die mich dem Kreise erhalten hatte, dem Du angehörtest. Jetzt bist Du meine Gattin und ich habe nichts mehr zu fürchten, als den Verlust Deiner Achtung. Es kann mir nicht schwer fallen, sie zu bewahren — heute noch werde ich die Forschungen nach den rechtmäßigen Besitzern meines Vermögens beginnen, zugleich aber auch meine Kenntnisse zu verwerthen suchen.«

Die junge Frau brach in Thränen freudiger Rührung aus.

»Nun bin ich getröstet,« flüsterte sie, »nun kann ich stolz auf Dich sein!«

Philipp schloß von Neuem das herrliche Weib in seine Arme und küßte ihr die Thränen von den sanft gerötheten Wangen. Josephine erhob sich und holte einen Brief aus dem Kasten ihres Schreibtisches.

»Vorgestern habe ich ein Schreiben von meinem Correspondenten aus Moskau erhalten,« sagte sie. »Damit Du auch siehst, wie meine Angelegenheiten stehen, lies!«

Philipp öffnete den Brief und las folgende Zeilen:

»Madame! Die amtliche Bestätigung des Todes Ihres Gatten, des Kaufmanns Herrn Lindsor, hatte ich bereits vor fünf Monaten die Ehre, Ihnen zu übersenden. Meine Bemühungen, eine Abschrift seines Testaments zu erlangen, waren bis jetzt leider vergebens, das Document liegt noch versiegelt in dem Archive der Gouvernementskanzlei und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich es dem Einflusse des englischen Consuls hiesigen Orts zuschreibe, daß die Eröffnung desselben so lange hinausgeschoben wird. Trotzdem Herr Lindsor die letzten Jahre in Deutschland gelebt hat, so wird er doch stets noch als englischer Unterthan betrachtet und steht mithin das Arrangement seiner Nachlaßangelegenheiten unter der Leitung des englischen Consuls, der, wie ich vermuthe, nach Erben in England forscht, um das bedeutende Vermögen des Verblichenen seinem Vaterlande zu erhalten. Sie haben mich zu Ihrem Bevollmächtigten ernannt und als solcher ertheile ich Ihnen wiederholt die Versicherung, daß ich Ihre Interessen scharf überwachen und wahrnehmen werde. Verfügt das Document zu Ihren Gunsten, so soll es keiner Anfechtung gelingen, Ihnen das Erbe zu entziehen oder zu schmälern. An eine Fälschung ist bei der strengen Gerechtigkeit unserer Behörden nicht zu denken, auch habe ich Vorsorge getroffen, daß das Testament nur in meiner Anwesenheit eröffnet werde. Der letzte Wille des Erblassers wird maßgebend sein, dafür bürgt Ihnen mein Diensteifer.

Kerasloff, Advokat.«

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wer am Leibe von Gebrechen, im Gemüth von Lüsten frei,
Dieser kann sich billig rühmen, daß er ein Gesunder sei.

Des Kunstwerks Kunst ist nur für's Künstlerauge da,
Unsichtbar aber ist sie auch dem Laien nah,
Die so für ihn den Reiz des Gegenstands verstärkt,
Daß er den Zauber auch, ohn' ihn zu kennen, merkt.

Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlammer,
Ruht man vom Leben selbst endlich im Tode sich aus.

Verschiedenes.

Man kann es den Frauen wahrlich nicht verargen, daß sie so viel schwatzen. Sie rauchen keinen Tabak, der uns unterhält und nur in Pausen zu sprechen nöthigt, damit die Pfeife nicht ausgehe. Die Frauen haben auch keine Trinkgelage, in denen sie sich einmal, wie wir Männer, recht ausschreien und austoben können. Wenn sie dagegen stricken, so bekommen sie durch die schnelle Bewegung der Hände auch einen schnelleren Rhythmus in die Zunge. Wenn sie an ihren Ballkleidern nähen, so hüpfen ihnen, in Gedanken, die Füße und die Zunge wird der Ausdruck ihrer Empfindung, und wenn sie still sitzen und nichts thun, so läuft ihnen vor Ungeduld die Zunge davon. Das glückliche mobile Geschlecht!

König Friedrich II. erzählte folgende Anekdote selbst. Als er im letzten schlesischen Kriege eine Nacht in einem schlesischen Dorfe zubrachte und des Abends in der Stube, die im Erdgeschoß war, umherging und auf seiner Flöte fantasirte, bemerkte er, daß der Schulmeister im festlichen Staate vor dem Fenster lauschte, aber sich sehr sorgsam an die Mauer drückte, um nicht gesehen zu werden. Der König öffnete das Fenster. „Was will Er?“ — Bis zum Tode erschrocken, stockte der gute Mann: „Euer königliche Majestät — Dero unterthänigster Knecht — bin ein so großer Liebhaber von der edlen Musik — da konnte ich denn dem Triebe nicht widerstehen . . .“ — „Nun, so bleib Er stehen!“ sagte der König, öffnete die Fensterflügel und spielte noch eine Weile fort. Der ehrliche Alte hörte entzückt zu. Endlich legte der König die Flöte weg und wollte das Fenster zumachen. Mit übereiltem Entzücken rief der Schulmeister: „Nein, Euer Majestät, das hätt' ich Ihnen nicht zugetraut!“

(Friedrich Wilhelm III. und Napoleon.) Als der König von Preußen beim Tilsiter Friedensschluß um die Erhaltung der Herzogthümer Anspach und Baireuth bat und dabei bemerkte, diese Provinzen wären die Wiege seines Hauses, sagte Napoleon kalt: „Gewöhnlich zertrümmert man die Wiegen, wenn man größer wird.“ — „Ich werde nicht weiter um die Erhaltung dieser Länder bitten,“ antwortete Friedrich Wilhelm, „Sie können ja nicht fühlen, was es heißt, angestammte Länder zu verlieren!“

Zweisilbige Charade.

1. Silbe.

Die erste siehst du hier und da,
Und ist dir heute ziemlich nah.

2. Silbe.

Und auf dem weiten Ocean
Triffst du die zweite vielmals an.

1. Silbe.

Sei mit der ersten höflich, fein;
Am Ende ist sie vielleicht dein.

2. Silbe.

Hier weilet gern der Vöglein Schaar
Und bringet froh ihr Liedchen dar.

Das Ganze.

Recht kunstvoll und von Farbenpracht
Und sehr beliebte Damentracht.

D. J. G.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 2. Donnerstag, den 3. Januar 1856.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann gab schweigend den Brief zurück. Josephine warf das Papier auf den Schreibtisch, hing sich an den Arm ihres Gatten und ging langsam mit ihm im Zimmer auf und ab.

»Nun höre mich noch einen Augenblick an,« begann sie schmeichelnd, »damit Du meine an Dich gerichtete Mahnung nicht auf Unkosten meiner Liebe deutest. Lindsor, mein erster Mann, war zwar ein guter, aber mit allen Eigenheiten seiner Nation behafteter Mensch. Er bewarb sich in Hamburg um mich, weil er sterblich verliebt war, wie er selbst sich ausdrückte, und ich nahm seine Bewerbung an, weil ich ihm nicht nur zu großer Dankbarkeit verpflichtet war, sondern auch die höchste Achtung vor ihm hegen mußte. Mein Vater, ein kleiner Kaufmann, stand mit ihm in Geschäftsverbindung, und wäre Lindsor nicht ein vortrefflicher Mann gewesen, so hätte meinen armen Eltern eine traurige Zukunft bevorgestanden. Als ich seine Frau war, erfuhr ich erst, daß Lindsor ein ungeheueres Vermögen besaß und daß er durch die Heirath mit der armen Hamburgerin sich mit seiner stolzen Familie völlig entzweit habe. Dieser Umstand veranlaßte ihn, noch einige Jahre in Deutschland zu bleiben, um die erste Zeit seiner Ehe in Ruhe und Frieden zu verleben. Wir zogen nach Berlin und richteten uns standesgemäß ein. Von dort aus unternahm er eine Geschäftsreise durch Rußland, wohin ein großer Absatz seiner Fabrikate stattfand, und in Moskau starb er an der Cholera. Bin ich nun auch überzeugt, daß Lindsor in seinem Testamente für mich gesorgt hat, so muß ich dennoch befürchten, daß ich mit seinen englischen Verwandten, die höchst erbittert auf mich sind, eine genaue Abrechnung halten muß. Und sage selbst, Philipp, welchen Eindruck muß ich bei jenen Leuten hervorbringen, wenn sie erfahren, daß ich kaum zwei Jahre nach dem Tode meines ersten Mannes schon wieder verheirathet bin? Ich habe Lindsor nicht geliebt, wie ich Dich liebe, mein Philipp; aber seine Verwandten sollen nicht daran zweifeln, daß ich ihm in Hochachtung und edler Freundschaft zugethan war, wie es der brave Mann verdiente. Ich bin es meiner Ehre schuldig, daß ich die Veröffentlichung meiner zweiten Ehe so lange unterlasse, bis ich in jeder Rücksicht frei und unabhängig geworden bin, bis ich dem Andenken meines Wohlthäters den vollsten Tribut gezollt habe. Trifft mich ein Vorwurf, so darf es nur der sein, daß ich meiner innigen Liebe zu Dir gefolgt bin, daß ich den Bitten Dessen nachgab, an dem ich mit der ersten glühenden Neigung des Mädchens hing. Ist es ein Fehltritt, so mag ihn mir Gott verzeihen, der Dich mir in einer Zeit zuführte, wo ich einsam und verlassen mich nach einem theilnehmenden Herzen sehnte. Ich weiß nicht, was Lindsor über mich bestimmt hat, Du kannst eine reiche, aber auch eine blutarme Gattin an mir haben —«

»Und dennoch räthst Du mir, mich meines Vermögens zu entäußern!« rief Philipp. »Du bist eine edle, eine seltene Frau, Josephine, und ich werde Dir an Großmuth und Redlichkeit nicht nachstehen!«

»Begreifst Du nun den ganzen Umfang meiner Liebe, Philipp? Du bleibst mir derselbe, auch wenn Du arm bist.«

»Josephine, wäre es möglich, so würdest Du mir noch mehr sein, wenn Dich Lindsor

enterbt hätte, denn ich kann für Dich sorgen und arbeiten.«

»So leben wir von diesem Augenblicke an unserem Principe getreu. Ich betrachte das Vermögen, über das ich jetzt noch zu verfügen habe, nur als ein anvertrautes Gut, und deßhalb habe ich Berlin verlassen, um mich hier bescheiden einzurichten. Dort hätte man die plötzliche Veränderung meiner äußeren Verhältnisse vielfach bekrittelt — hier wird man mich nehmen, wie ich mich gebe.«

»So mag Dich Leipzig als die Wittwe Lindsor und mich als einen Schöngeist kennen lernen, der in einem Dachstübchen sein Brod verdient. Was Dir das Vermögen Deines Mannes, wird mir die Hinterlassenschaft meines Vaters sein.«

Ein glühender Kuß und eine innige Umarmung besiegelten den Bund, den diese beiden in unserer Zeit so seltenen Herzen geschlossen hatten. Denselben Tag noch bezog Philipp v. Nerop eine bescheidene Wohnung und Madame Lindsor traf ihre Einrichtungen, daß sie zwar ihrem Stande gemäß, aber höchst einfach lebte. Am folgenden Tage stellte sie sich der Familie eines Banquiers vor, mit dem ihr verstorbener Gatte in Geschäftsverbindung gestanden hatte. Diese gesellige Anknüpfung sollte die einzige sein; Josephine hielt sie für hinreichend, um sich der Medisance so wenig als möglich auszusetzen. Philipp erschien täglich in ihrem Hause, aber außer der vertrauten Kammerfrau, die Josephinen von Hamburg aus gefolgt war, ahnte Niemand sein wahres Verhältniß zu der jungen Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

5.

Hortense hatte an den Festlichkeiten der Kaiserkrönung keinen Antheil nehmen können, aber für sie hatte sich im Innern ihrer Gemächer eine andere Festlichkeit bereitet, denn sie hatte wiederum einen Sohn geboren, ein Kind, aus dessen Anblick die junge, glückselige Mutter neuen Muth und neue Lebenskraft schöpfte.

Josephine, welche nur mit ahnungsvoller Wehmuth die Kaiserkrone angenommen, empfing die Botschaft von der Geburt ihres Enkels mit lautem Jubel; es schien ihr, als ob die Wolken, welche so lange über ihrem Haupte geschwebt, sich jetzt zerstreuten, als ob ein reiner, sonnenheller Tag des Glückes ihr wieder zulächele. — Hortense hatte die Zukunft ihrer Mutter gesichert, denn sie hatte einen Sohn geboren, sie hatte der neuen kaiserlichen Dynastie die erste Stütze gegeben. Jetzt hatte Napoleon nicht mehr nöthig, an eine Scheidung zu denken, denn der Sohn war da, dem er eines Tages den Kaiserthron von Frankreich vererben konnte. Auch schien der Kaiser ganz gesonnen zu sein, die Hoffnungen Josephinens zu erfüllen und den Sohn seines Bruders zu seinem Adoptivsohn anzunehmen. Er selber bat den Papst, seine Abreise noch um einige Tage zu verschieben, um an dem Kinde die Taufhandlung zu verrichten. In St. Cloud fand diese Taufe statt; der Papst vollzog dieselbe und der Kaiser mit seiner Mutter, Madame Lätitia, versahen die Stelle der Zeugen. —

Hortense hatte jetzt ein Wesen gefunden, das sie lieben durfte mit der ganzen Gluth, die so lange in ihrem Herzen sich hatte verbergen müssen. Der kleine Karl Napoleon war ihre erste glücklich Liebe und mit einem wahrhaften Entzücken gab sie sich diesem berauschenden Gefühl hin. Jetzt ward ihr Haus ihre schönste und beste Heimath und doppelt glücklich pries sie sich jetzt, denn sie durfte die Freuden dieser schönen Heimath so ganz nach Wunsch im Stillen genießen. Louis Bonaparte, der Groß-Connetable von Frankreich, war vom Kaiser zum Gouverneur von Piemont ernannt worden und Hortense verdankte es ihrer noch schwankenden Gesundheit, daß sie nicht nöthig hatte, ihren Gemahl zu begleiten, sondern daß ihr verstattet ward, in ihrem kleinen Hotel in Paris zu bleiben, das sie, als der Sommer kam, mit dem Schlosse von St. Leu, der neuen Besitzung ihres Gemahls, vertauschte.

Aber diese Ruhe, welche Hortense in dem reizenden Landaufenthalt, nur beschäftigt mit ihrem herrlich gedeihenden Kinde, genoß, sollte nicht von langer Dauer sein. Der Bruder des Kaisers und die ihm verschwägerte Tochter durften nicht hoffen, ein stilles, prunkloses Leben führen zu können; sie waren Strahlen

der Sonne, welche jetzt die Augen der ganzen Welt blendete, sie mußten ihre Bestimmung erfüllen und durch ihr eigenes Leuchten den Glanz dieser Sonne doppelt strahlend erscheinen lassen.

Ein Befehl Napoleons rief den Connetable, welcher seit Kurzem aus Piemont zurückgekehrt und nach St. Leu geeilt war, um seinen Sohn zu sehen, nach Paris und gebot seiner Gemahlin, ihn zu begleiten. Der Kaiser hatte seinem Bruder ein glänzendes Loos auserwählt, der Connetable sollte sich zu einem König verklären. Abgeordnete der batavischen Republik, des alten Hollands, waren nach Paris gekommen und hatten den mächtigen Nachbar, den Kaiser Napoleon gebeten, ihnen einen König zu geben, der sie mit dem glänzenden Frankreich durch verwandtschaftliche Bande einige. Napoleon wollte ihre Wünsche erfüllen und ihnen seinen Bruder Louis als König schenken.

Aber Louis empfing diese Nachricht mit einem tiefen Gefühl des Schreckens und weigerte sich, diese Würde, welche seine Augen erstarren machte, statt sie zu blenden, anzunehmen. Und dies Mal befand er sich in vollkommenster Harmonie mit seiner Gemahlin, die seine Widerstandskraft nur befeuerte und ihm immer neue Energie verlieh. Beide fühlten sie, daß diese Krone, welche man auf ihr Haupt setzen wollte, nichts weiter sein würde, als eine goldene Kette der Abhängigkeit, und der König von Holland nichts weiter, als der Vasall Frankreichs. Und diesen politischen Bedenken fügte ihre persönliche Stellung zu einander neue Gründe hinzu. In Paris konnten beide Ehegatten die Fessel vergessen, welche sie zusammengebunden hielt; sie waren da im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten; der große kaiserliche Familienkreis stellte sich versöhnend zwischen Beide, die es sich niemals verzeihen konnten, daß sie Eins das Andere in diese unfreiwillige Ehe hineingezwängt hatten. In Holland waren sie ganz auf sich angewiesen, mußten sie immer und ewig das Klirren der Kette hören, welche sie an die Galeeren einer Ehe ohne Liebe fesselte. In Paris konnten sie wenigstens als gleichgültige Freunde neben einander hingehen; dort aber mußte das Aufsichangewiesensein sie in zürnende Feinde verwandeln.

Das fühlten Beide und darum vereinigten sie sich in dem Bestreben, dieses neue Unglück, das in Gestalt einer Königskrone über ihnen schwebte, von ihrem Haupte abzuwenden.

Aber wo hätten sie die Macht hernehmen sollen, dem Willen Napoleons mit Erfolg zu trotzen! — Hortense hatte nie den Muth gehabt, sich mit ihren Wünschen und Bitten an ihren Stiefvater selber zu wenden, und ihre Mutter vermied es, in einer Sache die Vermittlung zu übernehmen, wo sie nicht sicher war, zu reüssiren — Louis indeß hatte anfänglich den Muth, seinem Bruder mit offenem Widerstreben entgegen zu treten; aber des Kaisers zornblitzendes Auge schmetterte seinen Willen zu Boden und seine sanfte Natur mußte sich in Gehorsam fügen.

Im Beisein der Deputation der batavischen Republik, welche sich so sehr nach einem Scepter und einer Krone sehnte, forderte Napoleon seinen Bruder Louis auf, die Krone von Holland anzunehmen und seinem Lande ein König zu sein, welcher seine Freiheiten, seine Gesetze und seine Religion achte und schütze.

Louis Bonaparte erklärte sich mit bewegter Stimme bereit, diese Krone anzunehmen, und schwur, seinem Volke ein guter und treuer Herrscher sein zu wollen.

Und diesen Schwur getreulich zu erfüllen, war von nun an sein einziges, sein heiligstes Bestreben, dem er seine ganze Thatkraft, sein ganzes Sinnen und Denken weihte. Da die Holländer ihn einmal zu ihrem König gewählt hatten, wollte er dieser Wahl Ehre machen; da er sich einmal hatte entschließen müssen, sein Vaterland aufzugeben und nicht mehr Franzose zu sein, wollte er mit Herz und Sinn, mit allen seinen Wünschen und Gedanken seinem neuen Vaterlande angehören und ganz und gar ein Holländer werden, weil er nicht mehr Franzose sein konnte.

Diese sonst so sanfte Natur entwickelte jetzt eine ganz neue, nie geahnte Energie; der träumerische, bleiche, schweigsame Bruder des Kaisers verwandelte sich plötzlich in einen selbstbewußten, freien, thatkräftigen Mann, der sich ein großes Ziel gesteckt hatte und sein ganzes Wesen aufbot, es zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Die Tugend ist ein Ding, das Niemand kann entbehren:
Der Jugend ist sie noth, dem Alter gar bequem;
Der Reiche ziert sich mit, erwirkt dadurch sein' Ehren;
Dem Armen ist sie auch als Trost so angenehm;
Dem Adel sie je mehr und mehr gibt vorzuleuchten,
Und wer nicht edel ist, läßt sich drum edel deuchten.

Mache die Vernunft nicht zu der Sclavin der Lüste,
Denn der Engel trägt nicht Holz zu der Küche des Teufels.

Der Weise sucht nur Eins, und zwar das höchste Gut;
Ein Narr nach Vielerlei und Kleinem streben thut.

Göthe sagt: »Dünkel führt zum Dunkel und so zum Bösen.« Der schlimmste Fehler ist Eitelkeit, denn sie läßt nie zur Klarheit kommen; und wie Müßigang aller Laster Anfang, ist sie aller Laster Bewahrer.

In den Frauen liegt das edelste Menschliche verborgen; nur muß es entwickelt und gefestigt werden, sonst hat es nicht blos keinen Werth, sondern es ist auch verderblich nach außen und innen.

Verschiedenes.

Der Pfarrer Spörer zu Rechenberg im Fränkischen ließ 1820 eine Predigt drucken, in welcher nachstehende Stelle eine Erwähnung verdient: „Das Frauenzimmer lieb' ich von Natur, wenn es schön, galant, komplaisant, honnet, sauber aufgeputzt wie ein schönes Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respectiren seien, die recht haushalten können, dem Manne Alles an den Augen absehen, was er will, ha! da lacht das Herz, wenn der Mann heimkommt und einen so liebenswürdigen Engel antrifft, die ihm mit den schneeweißen Händchen empfähet, küsset, herzet, ein Bratlein und ein Salätlein auf den Tisch trägt, und sich zu ihm hinsetzet und spricht: Engel, wo will er herun'ergeschnitten haben? und was dergleichen honig- und zuckersüße Sachen mehr sind. — Wenn man aber einen boschi boschi, roschi, einen Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, einen Zeidelbär, eine Haderkatz, ein Märterfell im Hause hat, die immer brummt, mumm, mumm, mumm, die eine Thür zu-, die andere aufschlägt, die im Schlot mit der Ofengabel hinausfährt und wieder auf den Herd herunterplumpt, die ein Gesicht wie ein Nest voller Eulen macht, die lauter Suppen aus dem Höllentopfe anrichtet, und was des Teufelszeugs mehr ist, die lieb' ich nicht, der Teufel mag sie lieben."

Die Türken pflegen zu sagen: „Jeder Mensch hat zwei Engel, einen an der rechten, den andern an seiner linken Schulter. Thut er etwas Gutes, so schreibt es der Engel an seiner rechten Schulter nieder; thut er etwas Böses, so zeichnet es der auf seiner linken Schulter auf und wartet. Er wartet bis Mitternacht. Wenn vor dieser Zeit der Mann sein Haupt beugt vor dem Allmächtigen und ausruft: „Gnädigster Allah! ich habe gesündiget, vergib es mir!" so wischt es der Engel aus; wenn er aber sein Vergehen bis Mitternacht nicht bekennt, so besiegelt es dann der Engel zur Linken, und der Engel auf der rechten Schulter weint."

Ein junger Flötenspieler, Schüler von Quanz, spielte vor Friedrich dem Großen meisterhaft. „Er", sagte der König zu Quanz, der auch sein Lehrer war, „ich sehe jetzt, daß Er mich vernachlässigt hat, der junge Mensch spielt besser als ich!" — „Ja", erwiederte Quanz, „bei dem konnte ich aber auch stärkere Mittel anwenden!" — „Und welche denn?" fragte der König. — Quanz machte eine unzweideutige Bewegung mit dem Arm. „Hör' Er", bemerkte hierauf der König lachend, „da wollen wir's doch bei unserer alten Methode lassen."

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 1:
Damast.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 3. Samstag, den 5. Januar 1856.

Zum neuen Jahre.

(Von Joh. Schiller.)

Eins oder Keins — nur Eins will ich erwählen,
Dann wird das Neue Jahr ein Gnadenjahr.
Dir, Jesu Christe, Bräutigam der Seelen,
Dir will ich mich auf's Neue anvermählen,
Will dein verbleiben heut' und immerdar.
„Eins oder Keins" — du Herr allein,
Du sollst mein Eins und Alles sein!

Für oder Gegen — nur nicht für und gegen,
Es führt kein kürzrer Weg zur Teufelei;
Es ist der breitste von den breiten Wegen,
Kein andrer erbt so wenig Gottes Segen,
Als jene Allesseligmacherei.
„Für oder Gegen" — nie neutral,
Entscheide dich: Gott oder Baal.

Ja oder Nein — nur kein gespalten Wesen,
Das selbst an Gaunern stets für Schande galt.
Gespaltne Zunge steht im Dienst des Bösen,
Die Wahrheit ist nie Ja und Nein gewesen,
Und Christenmund kennt keinen Vorbehalt.
„Ja oder Nein" — nur immer wahr —
Wort sei wie Gold, sei blank und baar.

Kalt oder Warm — nur nicht von lauem Herzen,
Die Lauen speit der Herr aus seinem Mund.
Ein ernstes Wort! Sein ewig Heil verscherzen,
Das wäre wahrlich nie mehr zu verschmerzen!
Freund, wuchre drum auch mit dem kleinsten Pfund.
„Kalt oder Warm" — nimm's recht genau:
Kalt ist zwar schlecht, doch schlechter lau.

Haß oder Liebe — nur nicht gehen lassen,
Wie's eben kommt und endlich wieder geht.
Wer nicht vermag von Herzensgrund zu hassen,
Vermag auch nicht der Liebe Gluth zu fassen,
Und bleibt so nüchtern wie ein Hofpoet.
„Haß oder Liebe" — je nachdem,
Drum erst das Sprüchlein: Trau, schau, wem

Alt oder Neu — nur keine alten Schläuche
Zu neuem Most, sonst gehen beide drauf.
Ein neues Herz nur gilt in Christi Reiche,
Nichts frommen alle angelernten Bräuche,
Und säß' die feinste Schminke oben auf.
„Alt oder Neu" — der bloße Schein
Geht nicht zum Paradiese ein.

Vor- oder Rückwärts — nur kein Stillestehen,
Es flieht das Ziel, je mehr man inne hält.
Voran, hast du den rechten Weg ersehen,
Und müßtest du auch auf die steilsten Höhen;
Zurück, hast du den rechten Weg verfehlt.
„Vor- oder Rückwärts" — Stillestand
Führt Keinen in's verheißne Land.

Rechts oder Links — nur nicht so hin und wieder,
Der schmale Pfad geht grad und himmelan.
Begegnen dir auch keine falschen Brüder:
Die Engel Gottes schauen auf dich nieder
Und halten dir die Pforte aufgethan.
„Rechts oder Links" — nicht her und hin:
Der Wankelmuth ist nie Gewinn.

Schlaf oder Wache — nur kein Traumgespinnste,
Wie selten ist's, daß ihm Erfüllung glückt!
Die Träume sind meist faulen Bauches Dünste,
Oft auch verhitzten Blutes Feuers-Brünste;
Zum Reiche Gottes sind sie nicht geschickt.
„Schlaf oder Wache" — wo man träumt,
Wird wenigstens die Zeit versäumt.

Thor oder Weise — nur kein Klügling werde,
Ob auch die halbe Welt den Klügling ehrt;
Der von der Welt oft allerhöchst Geehrte
Ist in des guten Hirten Lämmerheerde
Darum noch keinen rothen Heller werth.

„Thor oder Weise" — laß die Welt,
Die Thoren meist für Weise hält.

Sclav oder Freier — nur nicht goldne Ketten,
Zwar Mancher rühmt sie eine leichte Last;
Doch Last ist Last, und wären's Amuletten,
Sie werden dich nicht in den Himmel betten,
Wenn du nicht Christi Kreuz getragen hast.
„Sclav oder Freier" — Last ist Last,
Hinweg mit jeglichem Ballast.

Krieg oder Frieden — nur nicht faulen Frieden,
Der gar zu sehr nach Leichenmoder riecht.
Hör' nicht auf jene armen Invaliden,
Die darum nur das Schlachtgetümmel mieden,
Weil's ihnen an Talent und Muth gebricht.
„Krieg oder Frieden" — lieber Krieg,
Als faulen Frieden ohne Sieg.

Sieg oder Tod — nur nicht ein ewig Kriegen,
Denn eine gute Sache siegt gewiß.
Darauf und dran! und schien's zum Unterliegen:
In Kraft des Glaubens wollen wir doch siegen,
Mehr mit Gebet und Flehn, als Schwert und Spieß.
„Sieg oder Tod" — darauf und dran!
Es ficht für uns der rechte Mann.

Hier oder Dort — nur nicht für beide Welten
Gedichtet und getrachtet und gelebt.
Nach oben tracht, trotz ihrem Spott und Schelten,
Mußt ein Mal doch für einen Narren gelten —
Es sei darum, wird nur das Ziel erstrebt.
„Hier oder Dort" — ein Mal ein Narr!
Wohl Dem, der's schon gewesen war.

Jetzt oder Nie — es sei in Gottes Namen!
Laß leuchten mir, o Herr, dein Angesicht;
Und droht die schwache Kraft mir zu erlahmen,
Dann spreche du ein gnädig Allmachts-Amen —
Ich laß dich ohne deinen Segen nicht.
„Jetzt oder Nie" — jetzt gilt's fürwahr:
Es ist vielleicht mein letztes Jahr.

Bemerkung. Wir hatten bereits im verflossenen Jahre Gelegenheit genommen, auf die Gedichte von Joh. Schiller aufmerksam zu machen und dieselben zumal dem christlichen Publikum angelegentlichst zu empfehlen. Wir wollen nun nicht versäumen, auf eine unterdessen erschienene Kritik dieser Gedichte, die von competenter Seite ausgeht, hinzuweisen. Sie steht im Boten für Stadt und Land und besagt im Wesentlichen: „Hie Schwert des Herrn und Gideon!" unter diesem Titel ist soeben ein Band von Gedichten erschienen, die wir zu dem Bedeutendsten zählen, was die neuere Zeit aufzuweisen hat. Solcher gesunden Lebensanschauung, solcher Kraft und Fülle des Ausdrucks sind wir auf diesem Gebiete lange nicht begegnet. Es war uns bei Lesung dieser Gedichte, als lebten wir wieder in der Blüthezeit christlich germanischer Poesie, eines Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, wo sich auf dem Goldgrund deutschtreuer Herzen die Rosen und Lilien in brennender Farbenpracht und würzigem Blüthendufte entfalteten. Deutschland darf stolz sein auf den Verfasser dieser Gedichte. Es hat ihn bereits auf anderen Gebieten der Schriftstellerei kennen gelernt und ist uns Pfälzern namentlich als ein alter, treuer Freund seit Jahren lieb und bekannt. Was gilt's, ihr habt ihn bereits errathen? Kein Anderer in der Pfalz, welcher er mit Leib und Seele angehört, und für welche er schon so oft seinen Mann gestanden hat, weiß das Schwert des Wortes und des Geistes zu führen, wie er. Und, was er bringt, es ist so lebenswarm, es ist so frisch und treu und wahr, daß man's dem Buche abfühlt, es ist Alles erlebt and durchlebt, und Nichts gemacht. Soll ich es sagen, was mich als die Seele des ganzen Buches angesprochen? Es ist der in Liebe zum deutschen Volke aufflammende Gedanke Eines der Zwölfen des Herrn: „Lasset uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben."

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

2.

Ein Monat war verflossen und die beiden jungen Gatten hatten in der Heimlichkeit ihrer Ehe einen Reiz gefunden, der ihr Glück zur höchsten Seligkeit erhob. Wie stolz war Philipp, wenn er seine Gattin im Theater oder im großen Concerte bewundert sah, wenn er sich die Leute in Vermuthungen über die junge reizende Frau erschöpfen hörte, die eine Freundin der so hochgeachteten Banquiersfamilie war.

Auch nicht die leiseste Eifersucht regte sich in seinem Herzen, das eben so viel Liebe als bewundernde Hochachtung für Josephine empfand; nur von Zeit zu Zeit ward das Bedauern darüber in ihm wach, daß er sich nicht an ihrer Seite zeigen konnte, um sich wegen des Glücks dieses seltenen Besitzes beneiden zu lassen. Ruhig gab er sich seinen literarischen Arbeiten hin, die in den Journalen freudig begrüßt wurden, da sie ein nicht gewöhnliches Talent und einen reinen Geschmack bekundeten.

Um diese Zeit trat Philipp eines Morgens in das Zimmer seiner Gattin. Sie empfing ihn mit gewohnter Zärtlichkeit.

„Bist Du glücklich gewesen in Deinen Nachforschungen?“ fragte sie.

„Nein, meine Geliebte! Der letzte Brief aus Breslau meldet mir, daß sich der Amtmann mit seiner Familie aus jener Gegend entfernt haben müsse, denn er sei nicht aufzufinden. Ich habe nun der Polizeibehörde Auftrag gegeben, daß sie Nachforschungen anstelle, und schon in den nächsten Tagen werde ich eine Aufforderung in der Zeitung ergehen lassen.“

„Ich bin in eine unangenehme Nothwendigkeit versetzt“, sagte Josephine in einem verdrießlichen Tone.

„Was ist geschehen?“

„Die Verhältnisse zwingen mich, eine Abendgesellschaft zu geben, wenn ich nicht als die geizigste Person von der Welt verschrieen sein will. Ich habe schon scherzhafte und ernste Anspielungen hören müssen. Was räthst Du mir?“

„So gib die Gesellschaft, wenn Du nicht umhin kannst.“

„Und unter welchem Titel wirst Du erscheinen?“

„Spiele die Beschützerin der schönen Künste und Wissenschaften und lade mich als einen armen Novellenschreiber zu Tische.“

„Vortrefflich, Philipp, so kannst Du Charakterstudien machen, denn Du wirst interessante Persönlichkeiten vorfinden.“

Beide saßen beim Frühstück, als die Kammerfrau ein junges Mädchen anmeldete, das zugleich beifolgende Karte übergeben habe.

Josephine betrachtete das elegante Papier, es enthielt den Namen der Madame F., der Gattin des befreundeten Banquiers. Auf der Rückseite standen die Worte: „Ist Madame Lindsor dringend empfohlen.“ Da ein Abweisen unstatthaft war, gab Josephine Auftrag, die Ueberbringerin eintreten zu lassen. Eine Minute später öffnete die Zofe die Thüre wieder und ein junges Mädchen erschien schüchtern auf der Schwelle.

„Treten Sie näher, mein Kind!“ sagte freundlich Josephine.

Die Angeredete war ein allerliebstes junges Mädchen von neunzehn Jahren mit blonden Haaren, einem freien rosigen Teint, großen himmelblauen Augen und von zarter, eleganter Gestalt. Sie mußte trauern, denn sie trug ein schwarzes Kleid von grober Wolle und einen kleinen Hut ohne allen Schmuck von derselben Farbe. Trotz der noch herrschenden Frühlingsfrische lag nur ein leichtes Tuch auf den schneeweißen Schultern. Ihre vom Weinen gerötheten Augen, so wie der schmerzliche Ausdruck ihres lieblichen Gesichts verriethen, daß sie viel gelitten hatte. Die Trauernde stand mit gesenkten Blicken stumm und unbeweglich vor der Thür. Unter dem linken Arm trug sie einen Karton von blauer Pappe. Philipp bemerkte mit Erstaunen, welch eine züchtige Jungfräulichkeit über der ganzen Erscheinung ausgegossen lag. Er konnte kaum seine Blicke von ihr abwenden. Josephine war gerührt von ihrem Anblicke.

„Ich bitte, mein liebes Kind“, sagte sie mild, „tragen Sie mir ohne Scheu Ihr Anliegen vor. Die Empfehlung, die Ihnen vorangegangen, sichert Ihnen ein geneigtes Gehör.“

Die bleichen Wangen des jungen Mädchens färbte ein flüchtiges Roth. Dann schlug sie die langen Augenwimpern empor und sagte in einem zitternden Tone, der indeß mehr Schmerz als Furcht verrieth: „Madame, dieser Karton enthält ein Kleid, das ich bereits den ersten Damen der Stadt zum Kaufe angeboten habe; allein alle weisen es mit der Bemerkung zurück, daß sie die dafür geforderte Summe nicht zahlen könnten.“

„Hat Ihnen auch Madame F., deren Karte Sie mir überreichten, dieselbe Antwort ertheilt?“ fragte Josephine, die eine Anspielung auf ihren Geiz in dem ganzen Handel zu erblicken glaubte.

„Ja, Madame! Sie fügte noch hinzu, daß eine Dame ihres Alters ein so kostbares Kleid nicht tragen dürfe, ohne lächerlich zu erscheinen

auch wenn sie den Kostenpunkt nicht berücksichtigen wolle. Dann gab sie mir die Empfehlungskarte mit dem Bemerken, daß Madame Lindsor keinen Grund haben könne, den Kauf abzulehnen. Sie sei jung, schön und reich!«

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Ueber einen bedeutenden Arsenikgehalt geringer Papiersorten, besonders des grauen Filtrirpapiers (Löschpapiers); von Dr. H. Bohl.) Fast allgemein kommt jetzt im Handel eine Sorte sehr geringen grauen Filtrirpapiers vor, welches in enormen Quantitäten verbraucht wird, aber einen bedeutenden Arsenikgehalt zeigt. Diese Papiere werden von Papierschnitzeln und alten Tapeten verfertigt, welche letztere fast nie frei von arsenikalischen Kupferfarben (Schweinfurter und Neuwieder Grün) sind, eben so sind dieselben häufig von Bleioxydfarben begleitet. Wird ein Quadratzoll dieser Papiere mit verdünnter Schwefelsäure und metallischem Zink im Marsh'schen Apparate behandelt, so erhält man sehr starke Arsenikspiegel. In einem Bogen solchen Papiers fand der Verfasser bei einer angestellten Analyse 1 Gran arsenige Säure, $^{5}/_{8}$ Gran Kupferoxyd und $1^{1}/_{4}$ Gran Bleioxyd. Demnach berechnet sich der Arsenikgehalt eines Buches solchen Papiers à 24 Bogen zu 24 Gran. Wie gefährlich der Gebrauch eines solchen Papieres werden kann, geht aus dem großen Arsenikgehalt desselben hervor. So fand z. B. der Verfasser dieses arsenikalische Papier von Conditoreien zur Unterlage von feinem Backwerk (Makronen) benutzt, welches hernach, an Kinder zu Naschwerk verkauft, von denselben ausgekaut wurde; auch wird es oft in den Kram- und Specereiläden zum Einpacken benutzt, welches wohl eben so wenig zulässig ist. (Polyt. Journal.)

Lebensphilosophie.

Warum es so wenig glückliche Ehen gibt? Weil für keine Lebenslage mehr als für die Ehe das tiefste Gemüth und der klarste Verstand erforderlich und beide so selten vereinigt anzutreffen sind.

Nichts ist gefährlicher als Geist ohne Charakter.

Für die Entwickelung eines starken, begabten Geistes sind kleinliche, ihm nicht entsprechende Verhältnisse, in denen er sich abmatten muß, gefährlich; entweder er geht darin zu Grunde, oder er wird schlecht.

Verschiedenes.

Unter den Personen, welche in jenem Winter, als König Friedrich Wilhelm III. an einem Beinbruche darniederlag, täglich in dem königlichen Palaste zu Berlin sich nach dem Befinden des Königs erkundigten, befand sich auch ein Israelit. Da sein Name so oft auf der Liste stand, so wollte der König näher über ihn unterrichtet sein. Man sagte dem Nachfragenden also, er möge seinem Namen auch seinen Charakter beifügen. Der alte Mann äußerte darüber sein Befremden und zögerte; man bestand darauf, weil der König es begehrt habe. Er schrieb nun neben seinen Namen: »Etwas hitzig, aber bald wieder gut.«

Viersilbige Charade.

Die ersten Silben.

Gar vieler Menschen höchstes Streben
Und stetes Ziel in ihrem Leben,
Ihr einzig Hoffen, Dichten, Trachten,
In Friedenszeit, in blut'gen Schlachten.

Die letzten Silben.

Die dritt' ist weder lang, noch schmal;
Die viert' ein gutes Material.

Das Ganze.

Das Ganz', erbaut mit Kunst und Müh'n,
Erhebt sich hoch auf Felsen, kühn
An eines schönen Stromes Strand,
Beschützend unser Vaterland

D. J. G.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 4. Dienstag, den 8. Januar **1856.**

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Die letzten Worte flüsterte das trauernde Mädchen so leise, daß sie kaum zu verstehen waren. Und zugleich nahm sie den Deckel von dem Karton, trat dem Sopha näher und präsentirte ihren Verkaufsartikel.

Josephine stieß einen Schrei der Verwunderung und Ueberraschung aus.

„Himmel, welch eine köstliche Robe!“ rief sie, indem sie mit der allen Frauen eigenen Neugier, wenn sie ein pikantes Toilettenstück erblicken, das Kleid auf dem Sopha ausbreitete, um die Feinheit des Mousselins und die bewunderungswürdige Stickerei besser beurtheilen zu können. Und wahrlich, hier zeigte sich ein Meisterstück, wie es wohl selten der neugierige Blick einer Tochter Eva's gesehen hat. Blumen und Blätter von den geschmackvollsten Farben und Gestalten waren so dicht in einander verschlungen, daß man kaum den weißen Grund des Mousselins gewahren konnte. Das Kleid war von einer Sauberkeit und Eleganz, daß man es lieber für das Wunder einer launenhaften Fee, als für die Arbeit einer weiblichen Hand hätte halten mögen.

War Philipp auch kein Kenner von Dingen dieser Art, so mußte er dennoch staunen über dieses Wunder von Geduld und Geschicklichkeit.

Wohl eine Minute verharrte Josephine in stummer Verwunderung vor dem ausgebreiteten Schatze, dann wandte sie sich zu der schüchternen Verkäuferin.

„Wer ist die Stickerin?“

„Sie hat die Ehre vor Ihnen zu stehen, Madame!“ antwortete das junge Mädchen mit einer leichten Verbeugung und indem ihr eine Thräne über die bleiche Wange rann.

„Wieviel Zeit haben Sie darauf verwendet?“

„Zwei Jahre!“ war die seufzend ertheilte Antwort. „Und dabei habe ich Tag und Nacht gearbeitet.“

„O, ich glaube Ihnen, armes Kind! Und haben Sie diese Arbeit unternommen, um sie zu verkaufen?“

„Nein; sie war ursprünglich zu einem anderen, für mich schöneren Zweck bestimmt. Aber leider bin ich jetzt gezwungen, sie um einen hohen Preis zu verkaufen, weil ich des Geldes nothwendig bedarf. Gebe der Himmel, daß ich einen Käufer finde!“ fügte sie mit einem Blicke auf Philipp hinzu, als ob sie ihn um seine Fürsprache bäte.

„Welchen Preis fordern Sie?“ fragte der junge Mann.

Die niedliche Verkäuferin schwieg einen Augenblick, als ob sie Furcht hätte, die verhängnißvollen Worte auszusprechen, die schon so oft ihre Hoffnung zertrümmert; dann flüsterte sie ganz leise: „Dreihundert Thaler!“

„Dreihundert Thaler!“ wiederholte Josephine mit jenem unbeschreiblichen Ausdrucke, den nur schöne Frauen in den Blick und in das Lächeln zu legen wissen. „Das ist viel! Philipp, ein Kleid um einen solchen Preis!“ wandte sie sich zu ihrem Gatten.

Dieser anwortete durch ein bedauerndes Lächeln.

Die Trauernde sah zwar lächelnd Philipps Gattin an, aber ein Strom von Thränen entrang sich ihren großen Augen.

„Madame“, flüsterte sie mit unterdrücktem Schluchzen, „ich weiß, daß ich eine große Summe fordere; aber was ist sie für eine reiche Dame? Sie üben ein Werk der Wohlthätigkeit, wenn Sie mir die mühsame Arbeit abkaufen. Ach, Madame“, rief sie lauter,

indem sie wie eine Betende die flachen Hände zusammenlegte und fast auf die Kniee sank — „weisen Sie mich nicht ab, ich gehe der Verzweiflung entgegen, wenn ich mit leeren Händen Ihr Haus verlasse. Wäre es möglich, ich würde mich mit der Hälfte, selbst dem dritten Theile begnügen, aber es darf nicht ein Groschen an der geforderten Summe fehlen, — ich kann nicht anders!“

Sie zog ein weißes Tuch hervor, um ihre Thränen zu trocknen.

Die beiden Gatten sahen sich in schmerzlicher Verwunderung einander an.

„Mein Kind“, begann Josephine nach einer Pause, „halten Sie mich nicht für geizig oder hartherzig, könnte ich frei über mein Vermögen schalten, ich würde nicht um eine Minute Ihre Sorge verlängern, auch wenn mich der Besitz dieses prachtvollen Kleides nicht reizte. O, mein Gott, Philipp, was kann ich thun?“ flüsterte sie ihm zu. „Unsere Grundsätze werden auf eine harte Probe gestellt. Die Empfehlung der Madame F. provocirt meine Ehre und dieses arme Kind meine Wohlthätigkeit.“

Auch Philipp war gerührt.

„Wer sind Sie, mein Kind?“ fragte er die Weinende. „Nennen Sie uns Ihren Namen und Ihre Wohnung.“

„Anna Bornstedt!“ flüsterte sie.

„Wie?“

„Anna Bornstedt — ich bewohne ein Stübchen in Nr. 12 der B.-Gasse.“

„Bornstedt?“ fragte er noch ein Mal und sein Gesicht ward noch bleicher, als es bisher gewesen war.

Aus Josephinens Augen blitzte ein Freudenstrahl. Um die Befangenheit ihres Mannes zu enden, der bestürzt an das Fenster getreten war, wandte sie sich zu Anna: „Ich weise Sie nicht ab, Mademoiselle! Ein solcher Handel fordert indeß Ueberlegung, — besuchen Sie mich morgen um diese Zeit wieder und ich glaube Ihnen den Dienst leisten zu können, den Sie fordern.“

„Madame, Madame!“ rief außer sich das junge Mädchen. „Und Sie wollen den Preis zahlen?“

„Wenn es mir irgend möglich ist!“

„Lohne Ihnen Gott, daß ich nicht hoffnungslos von Ihnen scheide!“

„Bringen Sie mir morgen Ihre Arbeit zurück —“

„Nein, behalten Sie das Kleid und prüfen Sie die Stickerei — vielleicht sind Sie geneigter, den Preis zu zahlen.“

Anna küßte hastig die Hand der Madame Lindsor und verließ das Zimmer.

Gleich darauf sah sie Philipp, der immer noch an dem Fenster stand, über die Straße eilen. Wie beflügelte die Hoffnung die Schritte der armen Anna! Ihr leichtes, armseliges Tuch flatterte im Winde und ihre kleinen Füße schienen kaum den Boden zu berühren. Als der junge Mann sich wandte, stand Josephine ihm zur Seite.

„Du nanntest früher den Namen Bornstedt, wenn ich nicht irre“, flüsterte sie. „Demnach ist es mir wahrscheinlich, daß dieses Mädchen der Familie angehört, der wir ein Vermögen schulden. Ich entließ die Unglückliche, um die Verlegenheit abzukürzen, die ich in Deinen Zügen las. Philipp“, — sie warf sich an seine Brust, — „ich werde ganz glücklich sein, wenn mir auch nichts bleibt als Deine Liebe! Du kommst arm zu mir; aber Du bringst mir dennoch einen Schatz, den ich nicht genug würdigen kann!“

Philipp drückte die reizende Frau fest an sich und bedeckte ihren blühenden Mund mit Küssen. Die beiden Gatten feierten Augenblicke der höchsten Wonne.

„Madame F. wollte eine kleine Bosheit ausüben“, sagte Josephine; „sie ahnt sicher nicht, daß sie mir einen großen Dienst erwiesen hat.“

„Ist Anna die Tochter des Mannes, den ich suche, so zahle ich ihr einen Preis, der sie für die mühsame Arbeit und den erlittenen Kummer entschädigt! Du erlaubst mir, daß ich mir sofort Gewißheit verschaffe.“

Philipp entfernte sich. Josephine weidete sich noch einige Zeit an der kostbaren Stickerei, dann legte sie sorgfältig das Kleid zusammen und verschloß es.

„Ich werde doppelt stolz darauf sein“, dachte sie, „wenn man mich in diesem Schmucke bewundert!“

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Als König von Holland wollte Louis vor allen Dingen von seinem Volke geliebt sein und zu dessen Wohlergehen und Glück beitragen können. Er lernte daher mit unermüdlichem Fleiß seine Sprache, er machte sich bekannt mit seinen Sitten und Gewohnheiten und bemühte sich, dieselben sich anzueignen; er forschte nach den Quellen seines Wohlstandes und seiner Leiden, und suchte die einen zu erweitern, die andern zu verstopfen. Er war immer rastlos thätig, immer bemüht, für sein Land zu sorgen und die Liebe und das Zutrauen zu verdienen, welches dessen Bewohner ihm entgegen trugen.

Und gleich ihm war auch seine Gemahlin bemüht, ihrer neuen und glänzenden Stellung zu genügen und die Krone, welche sie so ungern angenommen, mit Würde zu tragen. In ihren Salons vereinigte sie die alte Aristokratie und den jungen Adel von Holland zu heiteren Festen und lehrte die steife und langweilige holländische Gesellschaft den feinen, ungezwungenen Ton und die geistvolle, anregende Unterhaltung der französischen Salons. Die Künste und Wissenschaften traten an Hortensens Hand und unter ihren lächelnden, Beifall spendenden Blicken zuerst in die Salons der hohen Aristokratie von Holland ein und verliehen denselben eine höhere und schönere Bedeutung.

Aber Hortense war nicht blos die Beschützerin der Künste und Wissenschaften, sondern auch die Mutter der Armen, der hilfreiche Engel der Unglücklichen, deren Thränen sie trocknete, deren Leiden sie sänftigte und verminderte.

Und dieses Königspaar, von seinem Volke angebetet und gesegnet, konnte doch im Innern seines Palastes nicht den leisesten Wiederschein des Glückes finden, das es außerhalb desselben Andern so schön zu bereiten verstand!

Beide, sonst so weich und nachgiebig, hatten in ihrem Verhältniß zu einander sich einen seltsamen Eigensinn des Widerstandes bewahrt und Nichts, nicht einmal die Geburt eines zweiten und eines dritten Sohnes, konnte diese Kluft ausfüllen, welche ewig und immerdar zwischen den beiden Gatten lag! — Und bald sollte ein neuer Schlag des Schicksals diese Kluft noch größer machen. Der älteste von Hortensens Söhnen, der Adoptivsohn Napoleons, der muthmaßliche Erbe seines Thrones, dieses Kind, welches der Kaiser so sehr liebte, daß man ihn oft Stunden lang auf der Terrasse des Schlosses von St. Cloud mit ihm spielen gesehen, welches Josephine anbetete, weil es ihr eine Sicherung ihres eigenen Glückes erschien, welches Hortensen das erste köstliche Gefühl des Mutterglückes gegeben, welches Louis Bonaparte sogar oft mit heitern, glücklichen Zukunftsgedanken über die unerquickliche Gegenwart getröstet hatte — der kleine Karl Napoleon starb im Jahre 1807 an den Masern.

Es war ein zerschmetternder Schlag, der nicht blos die Eltern, sondern auch das Kaiserpaar mit gleicher Gewalt traf. Napoleons Augen füllten sich mit Thränen, als man ihm diese Nachricht brachte, und ein Schrei des Entsetzens tönte von Josephinens Lippen.

„Jetzt bin ich verloren!“ murmelte sie leise — „jetzt ist mein Schicksal entschieden!“

Aber nach diesem ersten egoistischen Ausbruche ihres eigenen Schmerzes dachte sie an ihre Tochter und eilte zu ihr nach dem Haag, um mit ihr zu weinen und sie dem Orte ihrer Trauer und ihrer Schmerzen zu entreißen.

Hortense folgte der Kaiserin in willen- und wortlosem Schmerze nach St. Cloud; ihr Gemahl, dessen schwache Gesundheit dem Gram fast erlag, mußte in die Pyrenäenbäder gehen, um sich zu stärken. Das Königsschloß im Haag stand jetzt wieder vereinsamt da, der Tod hatte das Leben und die Freude aus demselben vertrieben, und wenn auch das Königspaar wieder dahin zurückkehren mußte, die Freude und das Glück kamen nimmer mit ihnen. —

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Das Geheimniß unfruchtbare Obstbäume fruchtbar zu machen.) Die zu operirenden Bäume müssen veredelte sein, eine glatte Rinde und nicht schadhaften Stamm haben, an keiner Krankheit leiden und auf einem ihrer Natur entsprechenden Boden stehen. Man macht nun entweder am Stamme des

Baumes oder an einem seiner Aeste oder auch am obern Theile des Stammes unter den Aesten, mit einem scharfen Messer rund um den Stamm einen Einschnitt bis auf's Holz. Unter diesem macht man einen zweiten gleichmäßigen Einschnitt, so daß die dazwischen liegende Rinde höchstens die Breite eines Federkiels hat. Die Rinde dieses Ringes wird nun herausgenommen und die Wunde, welche bald von selbst vernarbt, ohne daß dadurch der Saftumlauf des Baumes gehemmt wird, weder bedeckt noch verbunden. Die beste Zeit zu dieser Operation ist im Frühjahre bis zu Johannis. Sowohl Stein- als Kernobst lassen sich auf diese Art behandeln; der Einschnitt muß jedes Mal an dem veredelten, nicht aber an dem wilden Theile des Baumes geschehen und muß bis auf das Holz eindringen.

Lebensphilosophie.

Ach, es ist leider Ton geworden in vielen Männergesellschaften, von Frauentugend, von Frauenwürde mit Geringschätzung zu sprechen, allein wenn man eine reine Frauenseele in Gesellschaft verleumdet, so ist das, wie wenn Kinder das Bild der Sonne im Wasser verdunkeln wollen: sie rühren den Schlamm auf, das Bild **scheint** ihnen dunkel, allein die Sonne glänzt wie vor, geht erhaben darüber hinweg und spiegelt sich im Weltmeer und im Thautropfen, die nicht von Knaben getrübt werden können.

Eine schöne Frau, die geistreich, erhält ihre Schönheit länger, als eine, die nur schön ist. Einer echten Schönheit ist Geist unerläßlich — er verklärt und vollendet die Schönheit des Weibes.

Verschiedenes.

Auf einem großen **Fuße** leben bedeutet so viel als ein vornehmes prachtvolles Leben führen, und hat von einem künstlich vergrößerten Fuße seinen Ursprung erhalten. Geoffroi Plantagenet, Graf von Anjou, war einer der schönsten und beliebtesten Männer seiner Zeit, er hatte aber das Unglück, daß an dem Vordertheile eines seiner Füße ein Fleischgewächs wucherte, welches allmälig eine bedeutende Größe erreichte. Er war demnach gezwungen, ungewöhnlich lange, an der Spitze gekrümmte Schuhe zu tragen, die bald Mode wurden. Einer wollte nun durch große Schuhe immer mehr vornehmer sein, als der Andere, und so entstand die Redensart: „Etre sur un grand pied“, die auch in's Deutsche übergegangen ist. Man trieb es zuletzt so weit, daß von der Kanzel dagegen gepredigt wurde, und daß König Karl V. ein ausdrückliches Verbot dawider ergehen lassen mußte.

König Friedrich der Große besuchte einen Dorfschulmeister in der Nähe von Potsdam und ließ die Schulkinder in seiner Gegenwart examiniren. Der Lehrer, ohne den König zu berücksichtigen, prügelte diese tüchtig durch und kehrte sich nicht im Geringsten an das finstre Gesicht desselben. Nachdem das Examen beendigt war und die Kinder entlassen waren, setzte der König den Schultyrannen zur Rede. Dieser aber entschuldigte sich folgendermaßen: „Ew. Majestät halten zu Gnaden! Denn wenn ich diesen gottlosen Jungen merken ließ, daß es noch Jemand auf der Welt gibt, der mehr zu befehlen hat, als ich, so könnte ich sie wahrhaftig nicht bändigen.“

Als **Pilatre de Rosier** und **Romain** mit dem Luftball verunglückten, sagte Friedrich II.: „Schon längst haben sich die Engländer des Meeres bemächtigt, wir Andern befinden uns leidlich auf der Erde, den Franzosen bleibt daher Nichts übrig, als in der Luft zu schweben.“

Unter den spanischen Sprichwörtern findet man folgendes sonderbare: „Ein Weib ist das Paradies der Augen, die Hölle der Seele, das Fegfeuer der Glieder und die Vorhölle der Gedanken.“

Auflösung der viersilbigen Charade in Nro. 3:

Ehrenbreitstein.

Verantwortlicher Redacteur: **D. Kranzbühler** jun. — Druck und Verlag von **Ch. Trautmann** in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 5. Donnerstag, den 10. Januar **1856.**

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

3.

Madame Lindsor hatte ungeachtet ihres eingezogenen Lebens gewissen Kreisen Stoff zu Vermuthungen und Deutungen mancherlei Art gegeben. Ihre Besuche des Concertes und Theaters waren hinreichend gewesen, um die Damen neidisch und die Männer rebellisch zu machen, eine Erscheinung, die Leipzig mit allen Städten gemein hat. Die Soiréen des Banquiers, von denen Madame Lindsor dreien beigewohnt, hatten alle Varietäten der großen Leipziger Familien vereinigt, mithin wurde die fremde Dame je nach der Anschauung dieser Gattungen beurtheilt.

„Wer ist denn eigentlich die Madame Lindsor?“

Diese Frage beantwortete um die Mitte des Monats Mai Jemand, der zum Geschlecht der Positiven gehört, durch folgendes Inventarium:

„Madame Lindsor ist eine erste Etage für sechshundert Thaler Miethzins, der halbjährlich pränumerirt wird; solide Möbel, bürgerliche Küche, zwanzigtausend Thaler Revenüen, die ihr erlaubten, eine Equipage zu halten, wenn sie wollte. Ihr Mann ist ein englischer Kaufmann, der gegenwärtig eine große Reise macht. Solide Leute, gegen die sich Nichts einwenden läßt.“

Hat der Positive, ein dicker, runder Mann mit kirschrothen Backen, der in der Regel einige Häuser mit Meßlocalitäten besitzt, diese Interpretation gesprochen, so bedeckt er die Oberlippe mit der Unterlippe und bewegt das schwerfällige Haupt, als ob er die letzte Phrase dadurch bestärken wollte. Man weiß nun, er hat ein erschöpfendes Urtheil abgegeben.

Wendet man sich an einen feingekleideten Mann, der schwarze Glacéhandschuhe, glänzende Gummigaloschen und einen sorgfältig gepflegten Backenbart trägt, so erhält man die Antwort:

„Madame Lindsor ist noch nicht an unser Klima gewöhnt, sie leidet ein wenig an Tuberkeln; es hat jedoch Nichts zu sagen!“

Dieser Mann ist ein Arzt. Nachdem er lächelnd diese Antwort gegeben, eilte er von dannen und man ist geneigt zu glauben, er behandle die Dame. Bei nächster Gelegenheit läßt er zufällig die Ansicht laut werden: „Sie wird wohl einen Respirator tragen müssen!“

Wenden wir uns an den jungen Mann mit blondem Haare, einer feinen Brille und untadelhafter Toilette. Er sitzt gewöhnlich Nachmittags zwei Uhr im Café français und ißt Kuchen.

„Madame Lindsor, mein Bester? Eine himmlische Frau, ein göttliches Wesen! Sie hat die Dedication meines neuesten literaturhistorischen Romans angenommen, der in splendider Ausstattung bei Brockhaus erscheint. Famos sage ich Ihnen, neue Typen, Velin, Charaktere, bis jetzt nicht dagewesen! Ich habe ihr neulich den Prolog vorgelesen, — sie war entzückt. Ah, eine geistreiche Frau! Schade, daß Madame F. zugegen war.“

Dieser Mensch gehörte zu dem Geschlechte der Schöngeister, einem der verbreitetsten in dem Mittelpunkte des Buchhandels. Sie sind nicht gefährlich, da die Eitelkeit ihre vorherrschende Schwäche ist. Nur die Buchhändler fürchten sie, wenn sie ein Manuscript aus der Tasche ziehen.

„Madame Lindsor!“ ruft ein Anderer, der mit drei bis vier Freunden Nachmittags durch die Promenaden geht, um die Damen zu mustern. „Ich weiß genau, daß sie schon dreißig

Jahre alt ist — bereits verblüht, falsche Zähne, schöne Augen, abgenutzter Sopran, viel Toilette, etwas Schminke und elegante Manieren — ziemlich verblüht, aber immer noch einer kleinen Liebschaft werth!«

Diese Antwort erhält man von einem höchst sauber gekleideten Manne, der zum Geschlechte der Frauenbesieger gehört. Er hat um elf Uhr stark gefrühstückt und will durch einen Spaziergang die Verdauung befördern. In solchen Augenblicken sind die Frauenbesieger unerbittlich.

»Wer ist die Madame Lindsor?« fragt ein junger Kaufmann seine Gattin.

»Ich will nicht, daß Du die Soirée bei Madame F. wieder besuchst!«

Dies ist unstreitig die inhaltreichste Antwort. Sie läßt sich kommentiren: die Frau ist gefährlich, hat Geschmack und versteht sich zu kleiden. Sie flößt den Gattinnen Besorgniß ein.

Dort kommt ein nachlässig gekleideter Mann mit langen Haaren, von bleichem, gelehrtem Aussehen. Fragen wir ihn.

»Madame Lindsor? Mein Bester, wissen Sie denn nicht, daß diese Dame die ehemalige Geliebte des Lord Palmerston ist? Ah, man hat seine Correspondenten in London!«

Dieser Mann ist ein Doctor der Philosophie und gehört zur Klasse der Widersprecher. Sie wittern alle Druckfehler in den neu erschienenen Büchern, berichtigen die Facta in allen Memoiren und wetten stets Hundert gegen Eins, daß sie Recht haben. Fast alle Widersprecher kritisiren in gelehrten Zeitschriften, haben eine zurücktretende Stirn und schreiben einen schlechten Styl. In der Politik gehören sie der Partei an, die die wenigsten Anhänger besitzt. Jetzt sind sie Russenfreunde, im Jahre 1849 schwärmten sie für Oesterreich.

Es verbreiteten sich so viele Meinungen über Madame Lindsor, daß wir sie nicht alle anführen können. Wir haben beweisen wollen, daß ein Mann, der die junge Dame kennen zu lernen sich bemühte, ohne ihr seinen Besuch zu machen, eben so gut hätte glauben können, sie sei verwittwet oder verheirathet, dumm oder geistreich, gut oder schlecht, reich oder arm, schön oder häßlich — mit einem Wort, es gab so viel Madame Lindsor, als Klassen in der Gesellschaft und Secten in dem Protestantismus. Dem guten Philipp kam Manches davon zu Ohren, er aber lächelte über das wunderbare Leipzig, vorzüglich nachdem man ihm die Geschichte von einem gewissen Makintosh erzählt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

König Louis war finsterer und verstimmter als je aus den Bädern heimgekehrt, ein krankhaftes Mißtrauen, eine gehässige Reizbarkeit hatte sich seines ganzen Wesens bemeistert und seine Gemahlin hatte jetzt nicht mehr den guten Willen, seine Launen zu ertragen, seine reizbare Stimmung zu entschuldigen. In ihren Ansichten und Wünschen, ihren Neigungen und Bestrebungen ganz und gar verschieden, waren auch die Kinder ihnen kein Mittelpunkt der Einigung, sondern der neuen Entzweiung; Jedes wollte sie als sein ausschließliches Eigenthum betrachten und ihnen eine Erziehung nach seinen Ansichten geben lassen.

Aber bald sollte Hortense ihre eigenen häuslichen Kümmernisse und Sorgen in dem noch viel größeren Leid ihrer Mutter vergessen und aufgehen lassen. Ein Brief Josephinens, der Nichts weiter, als ein tiefer, trostbedürftiger Schmerzensschrei war, rief sie an die Seite der Mutter, und Hortense verließ das Haag und eilte nach Paris.

Josephinens Ahnungen und die Weissagung der französischen Prophetin wollten sich jetzt erfüllen; die Krone, welche Josephine widerstrebend und kummervoll auf ihr Haupt gesetzt, welche sie dann mit so viel Anmuth und Liebenswürdigkeit, so viel natürlicher Würde und Majestät getragen, diese Krone war im Begriff, von ihrem Haupte zu fallen. Napoleon hatte den grausamen Muth, die Frau, welche ihn geliebt und ihn gewählt, als er ihr Nichts zu bieten hatte als die Hoffnung auf seine Zukunft, diese Frau jetzt zu verstoßen, da die Zukunft sich erfüllt hatte.

Josephine, welche mit heiterem Muth und fester Treue in den Zeiten der Gefahren und Sorgen an seiner Seite gestanden, sollte jetzt von dieser Seite verbannt und in die Einsamkeit eines glanzlosen Wittwenthums hineingestoßen werden. Napoleon hatte den Muth,

dies zu wollen, aber es fehlte ihm doch der Muth, es Josephinen zu sagen und das Wort der Scheidung selbst auszusprechen. Er wollte seinem Ehrgeiz die Frau, welche er so lange »seinen guten Engel« genannt, aufopfern, aber er, welcher in keiner Schlacht gezittert, er zitterte doch vor ihren Thränen und vermied es, ihren traurigen und flehenden Blicken zu begegnen.

Aber Josephine errieth dieses ganze furchtbare Unglück, das drohend über ihrem Haupte schwebte. Sie las es in dem finstern, abgewandten Gesicht des Kaisers, der, seit er jetzt von Wien zurückgekehrt war, ohne Josephine davon zu benachrichtigen, die Verbindungsthüre hatte schließen lassen, welche seine Zimmer mit denen seiner Gemahlin verband; sie las es in den Gesichtern der Höflinge, die ihr mit einem Anflug mitleidiger Theilnahme begegneten; sie errieth es endlich an den versteckten, mysteriösen Andeutungen der Journale, welche der Reise des Kaisers nach Wien eine weitgreifende, tiefe Bedeutung beilegten.

Sie wußte, daß ihr Geschick sich jetzt erfüllen mußte und daß sie zu schwach und machtlos sei, um ihm einen Widerstand entgegensetzen zu können. Aber sie wollte bis zum letzten Moment ihre Rolle als Frau und als Kaiserin würdig zu Ende führen; sie wollte ihre Thränen nicht nach Außen fließen lassen, sondern nach Innen, in ihr gramerfülltes Herz hinein, sie erstickte ihre Schmerzensseufzer unter einem Lächeln und verbarg ihre bleichen Wangen unter der Schminke. Allein sie sehnte sich nach einem Herzen, dem sie ihren Jammer klagen und ihre Thränen zeigen durfte, und deßhalb rief sie ihre Tochter an ihre Seite.

Wie schmerzvoll, wie bitter war dieses Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter, wie viel Thränen wurden vergossen, wie viel Klagen flüsterte Josephine in das Ohr ihrer Hortense!

»Oh«, sagte sie, »wenn Du wüßtest, in welchen Qualen ich die letzten Wochen hingebracht, diese Wochen, wo ich nicht mehr seine Gemahlin und doch genöthigt war, als solche vor Aller Augen zu erscheinen! — Welche Blicke, Hortense, welche Blicke sind das, welche die Höflinge auf eine verstoßene Frau heften! — In welcher Ungewißheit, welcher Erwartung, die grausamer als der Tod, habe ich gelebt und lebe ich noch, immer denkend, daß der Blitz, welchen ich längst in seinen Augen zucken sehe, zerschmetternd auf mich herabfallen wird!«

Hortense hörte diesen wehmuthsvollen Klagen ihrer Mutter mit traurigem Herzen und bitterer Pein zu. Sie dachte daran, wie sie dem Glück ihrer Mutter ihr eigenes Lebensglück hatte opfern müssen, wie sie zu einer Ehe ohne Liebe verurtheilt worden, damit dadurch die Ehe ihrer Mutter befestigt werde. Und jetzt war Alles vergeblich gewesen, das Opfer hatte nicht genügt, das Unglück aufzuhalten, es war bereit, vernichtend über die Mutter hereinzubrechen, — und Hortense konnte es nicht mehr hindern. Sie war eine Königin und doch nur ein schwaches, beklagenswerthes Weib, das die Bettlerin auf der Straße beneidete um ihre Freiheit und ihr unscheinbares Loos. — Beide, Mutter und Tochter, standen sie auf der Höhe irdischer Herrlichkeit, und Beide, die Kaiserin und die Königin, sie fühlten sich doch so arm an Glück und an Lebensfreude, so arm und elend, daß sie sich fast mit Entzücken der Tage der Revolution erinnerten, jener Tage, wo sie in Dürftigkeit und Armuth ein stilles, dunkles Leben geführt. Damals, obwohl kämpfend mit Entbehrungen, Noth und Sorgen, damals waren sie reich gewesen an Hoffnungen und Wünschen; jetzt, wo sie Alles besaßen, was nur das Leben schmücken kann, wo Millionen Menschen sich vor ihnen beugten und sie mit dem stolz tönenden Worte »Majestät« begrüßten — jetzt standen sie einander gegenüber reich an bittern Täuschungen, aber arm an Hoffnungen und an Wünschen, die alle zerschmettert zu ihren Füßen lagen, und nur des einen Glückes sich noch erfreuend, des Glückes, Eine an der Andern Brust weinen, sich gegenseitig Trost spenden zu können! —

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Nußbaumholz dem Mahagoni gleich zu färben.) Man reibt das Holz zuerst mit verdünnter Salpetersäure ein, läßt es trocknen und bestreicht es dann mit einer Auflösung von Drachenblut in gleichen Gewichtstheilen Weingeist. Nachdem auch dieser

Anstrich getrocknet ist, bestreicht man das Holz mit einer Flüssigkeit aus 1½ Pfund Weingeist, 3 Loth Schellack und 2 Quentchen kohlensaurem Natron. Nach dem Trocknen polirt man es mit Bimsstein und einem Stückchen Buchenholz, welches in Leinöl gekocht worden ist.

Das Geläute.

Jüngst an einem Sonntagsmorgen
Auf des nächsten Berges Rand
Stand ein Wandrer, um zu horchen
Auf die Glocken rings im Land.

Und ihm nahe klang's so prächtig,
Schallt's so wunderbar herauf;
Seine Stimmung ward andächtig
Bei der Töne heil'gem Lauf.

Die harmon'schen Glocken dringen
Mächtig in sein schlagend Herz,
Und die Morgenwinde bringen
Jene Laute himmelwärts.

Ja, wenn dieser Ton erklungen,
Wird bewegt so manches Herz.
Schweigt in Ehrfurcht — Menschenzungen,
Wenn die Stimme spricht aus Erz.

Neustadt, im Januar 1856.

Verschiedenes.

Am ersten Weihnachtsfeiertage kommt die von ihrer Herrschaft reichlich beschenkte Köchin des Herrn R. an die Kasse des Opernhauses und verlangt ein Billet zum dritten Rang. Nichts mehr zu haben. Zum zweiten Rang? Alles fort. Zum Parquet? Gleichfalls. — Wieder umkehren, mich umsonst das ganze Jahr auf diesen Theater-Abend gefreut haben? denkt sie. Nein! das thue ich nicht! Erster Rang? Noch zu haben. Hier Geld! Vorwärts! — Der Logenschließer weist ihr einen Platz an, sie nimmt ihn ein und befindet sich dicht neben ihrer Herrschaft, welche sofort empört Euryanthe und „Lowisen“ sitzen läßt!

Friedrich II., der in seinen ernsten Geschäftsstunden durch die majestätische Größe seines Geistes Alles zur Ehrfurcht niederdrückte, war in den Stunden seiner Muße der liebenswürdigste, einnehmendste Gesellschafter und wußte durch die Heiterkeit seiner Stimmung auch den Geringsten zu Frohsinn und Witz zu begeistern. Einst hatte sein Mundkoch Noel ihm eine vortreffliche Pastete vorgesetzt. Der König lobte ihn dafür, setzte aber hinzu: „Wenn Er mir dergleichen macht, so fürchte ich, ich versündige mich zu sehr durch Essen, daß wir Beide zur Hölle fahren.“ — „Was thät's“, antwortete Noel, „weiß doch die ganze Welt von uns, daß wir Beide das Feuer nicht scheuen.“

Ein preußischer Accessist, welcher im Examen gefragt wurde: „Aus wie viel Theilen besteht das Landrecht?“ antwortete ganz unbefangen: „Das ist Geschmackssache, je nachdem der Buchbinder es einbindet.“

Eine Sängerin warf einer andern die Kleinheit ihrer Statur vor, und meinte, sie habe ja kaum vier Fuß. „Dafür“, entgegnete die Andere, „haben Sie einen Fuß, der für viere gilt.“

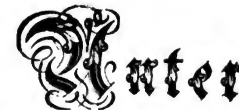
Ein ehrlicher Bürger aus einem kleinen Städtchen ging über Land, um bei einem benachbarten Rittergutsbesitzer ein paar junge Schweine zu kaufen. Kaum war er in's Haus getreten, als die Tochter des Edelmanns, ein schönes, liebliches Mädchen, ihm begegnete und ihn grüßte; das freute den Bürger recht sehr. Er wollte galant sein, ergriff die Hand des Fräuleins, drückte sie und sagte: „Fräule! wenn die Schweine, die Ihr Papa verkauft, Ihnen ähnlich sind, so müssen sie wahrlich recht schön sein.“

Palindrom.

Vorwärts wird es oft ersehnt,
Doch nicht immer gern gesehen;
Rückwärts leider stets verhöhnt,
Selten wird erhört sein Flehen.

D. J. G.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 6. Samstag, den 12. Januar 1856.

's Kisse uffem freie Feld.

Ich sing euch jetzt vunn's Kaschbers Liff
Unn's Annelise Peere,
Die kennen ehr so a gewiß,
Deß Lische unn de Peere.

Die han enaner sterbeslieb —
Wer will's en a verwehre?
Sie folgen nore erem Trieb,
Deß Liffel und der Peere.

Der Peere nimmt die Liff am Kopp
Unn duht se dichdig kisse,
Deß Liffel aber, s'is net grob,
Doch hot s'es em verwisse.

Was machschde dann, du wischder Bu,
Was duhschde mich so kisse?
Dort obe guckd e Märe zu;
Deß werd des Dorf glei wisse.

Er aber saht: Was geht's di an,
Ich werr doch derfe kisse,
Du hoschd mer's emol angedan,
Deß derf des Dorf a wisse.

Do hott sich 's Märe a ergebb
Unn hott sich losse kisse
Unn hott em a e Schmätzel gebb —
's ganz Dorf des derf's so wisse.

Uff emol kummt doher e Fraa
Unn bleibt verstawert stehe:
Deß werr ich mol dei'm Badder sa,
Deß Ding kann so nett gehe.

Der Peere aber is net faul
Unn schlägt er uff die Atzel,
Unn 's Lisel schlägt er als uff's Maul
Unn nimmt er ehr Baratzel.

Die aber wehrt sich, was se kann,
Unn duht de Peere kratze.
Er sieht jetz aus, s'is grad e Schann;
Deß hor er vunn sei'm Schmatze.

Drum, wann als Ener schmatze will,
Do du er's nor im Dunkle,
Do halten a die Märe schdill
Unn Niemand werd's a munkle.

Dann 's Schmatze uffem freie Feld
Is e gefehrlich Ding;
Do fir es glei die Laschderweld
Unn macht em glei gering.

Herrheim. H. M . . .

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Es war gegen Abend, als Philipp die Wohnung Anna Bornstedt's aufsuchte. Er fand bald das bezeichnete Haus, das einem Positiven angehörte. Parterre befand sich ein Schuhmacherladen, im ersten Stocke wohnte ein Advocat und ein Arzt, im zweiten Stocke wohnte ein Agent und ein Advocat, im dritten Stocke wohnte ein Arzt und ein Leichenbitter — beide Schilder prangten neben einander an der Saalthür, — im vierten Stocke wohnte ein Briefträger und Polizeidiener und im fünften Stocke, wo die Holzgitter anfangen — —!

Wir begleiten Philipp. Er öffnete eine aus Latten zusammengenagelte Gitterthür und trat auf einen schmalen, halbdunkeln Gang, der sich unmittelbar unter dem Dache befand. Als man seine ziemlich lauten Schritte nicht hörte, klopfte er an eine Thür, die sich ihm zunächst zeigte. „Herein!" rief eine dünne Stimme. Philipp

trat in ein kleines Zimmer mit schräger Decke. An einem Tische der Thür gegenüber saß ein kleines zusammengeschrumpftes Männlein, das die Feder in der Hand hielt und sich neugierig umsah. Sein Gesicht zählte so viel Runzeln, als sein Haupt weiße Haare. Ein kleines mit alten Büchern angefülltes Brett deutete seinen Stand an. Er war ein Magister, der kümmerlich von seiner Feder lebte. Hinter einem Bretterverschlage, der mit verschiedenen Stücken alter Tapeten verklebt war, hörte man das Leben und Schreien einer zahlreichen Familie.

Der Magister erhob sich, als er den jungen eleganten Mann erblickte.

„Verzeihung, mein Herr, ich suche Demoiselle Anna Bornstedt!“ sagte Philipp.

„Fräulein von Bornstedt!“ flüsterte freudig überrascht der kleine Magister. „Das junge Mädchen, lieber Herr, ist ein Fräulein.“

„Ganz recht!“ antwortete Philipp mit bewegter Stimme, denn er sah, daß er auf der rechten Spur war. „Wohnt die junge Dame hier?“ fragte er, indem er beschämt durch den traurigen Raum blickte.

„Sie hat mir ein Zimmerchen abgemiethet, lieber Herr! Sie wundern sich, daß ein adeliges Fräulein bei einem armen Leipziger Magister wohnt — ach ja, man kann sich wohl darüber wundern, denn der Contrast ist ein schneidender. Die arme Anna steht mit mir auf gleicher Stufe: sie besitzt Nichts als ihren Adel und ich habe Nichts als meine Magisterwürde. Von beiden kann ich nicht leben. Sie wollen das Fräulein sprechen — ich werde sie rufen.“

„Ich bitte, Herr Magister“, versetzte Jener, „hören Sie mich nur einige Augenblicke an. Sind Sie mit den Verhältnissen der jungen Dame bekannt?“

„Wie wohl kein Zweiter in unsrer guten Stadt. Ich war einst Hauslehrer bei dem Herrn Amtmann in Bornstedt und Fräulein Anna ist meine Schülerin. Ach, es war eine schöne Zeit, als ich auf dem reizend gelegenen Rittergute unter den vortrefflichen Menschen lebte! Ach, mein Gott, ich habe vergessen, Ihnen einen Stuhl anzubieten. Nehmen Sie doch gefälligst Platz.“

„Ich will Sie nicht lange in Ihrer Arbeit stören!“ sagte Philipp, sich niederlassend. „Die junge Dame hat in einem gewissen Kreise Interesse erregt und man ist gesonnen, sich ihr hülfreich zu zeigen.“

„Das lohne Ihnen Gott, lieber Herr!“

„Fräulein von Bornstedt bot eine Arbeit zum Kaufe an.“

„Eine kostbare Stickerei?“

„Ja!“

„So hat sie sich dennoch überwunden!“ flüsterte der Magister schmerzlich vor sich hin. „Anna ist ein herrliches Gemüth, eine seltene Perle! Ach, warum bin ich so arm? Es sollte wahrhaftig nicht so weit kommen, hätte mich der Himmel auch nur mit geringen Glücksgütern gesegnet. Und Ihnen hat sie den Kauf angetragen?“

„Einer Dame, die zu mir in naher Beziehung steht. Es handelt sich weniger darum, in den Besitz dieses kostbaren Kleides zu kommen, als der armen Stickerin, ohne zu verletzen, wirksame Hilfe zu leisten. Ich ward beauftragt, zu diesem Zwecke Erkundigungen einzuziehen.“

„Dann ist es Pflicht, daß ich rede! Ja, mein Herr, die Noth der armen Menschen ist groß und um so drückender, als sie unverschuldet in diese traurige Lage gerathen sind. Der alte Herr von Bornstedt war einst ein reicher Rittergutsbesitzer, aber ein schurkischer Freund brachte ihn durch einen Proceß, dessen Einzelnheiten ich nicht wiederholen kann, um das Seine. Die Bosheit dieses Freundes ging so weit, daß der arme Mann selbst die Revenüen herauszahlen mußte, die er während der Dauer des Processes gezogen hatte. So kam es, daß die Familie mit einem Schlage in das tiefste Elend gerieth. Sie wandte sich zunächst nach Breslau, wo Anna und Adolph — dies ist nämlich ihr Bruder — durch Arbeit die Subsistenzmittel für die betagten Eltern zu erringen hofften; aber sie täuschten sich und in den zwei Jahren, die sie dort lebten, mußten sie die wenigen Kostbarkeiten nach und nach verkaufen. Da starb die Mutter und der Schmerz gesellte sich den Nahrungssorgen bei.“

„Hat denn der alte Herr keine Freunde gehabt?“ fragte Philipp, der mit Mühe seine Fassung behielt.

„O gewiß, lieber Herr; aber was sind die Freunde in der Noth? Sie boten dem Bedrängten ein Almosen, wie man es einem gemeinen Bettler gibt. Herr von Bornstedt war

zu stolz, um es anzunehmen, er darbte lieber, als sich so tief zu demüthigen. Im Drange der höchsten Noth schrieb Anna an mich, ihren alten Lehrer. Sie setzte mich von ihrem Unglücke in Kenntniß und bat um Auskunft darüber, ob sich ihr in Leipzig keine Erwerbsquelle öffne, da sie eine geschickte Stickerin sei; sie habe erfahren, daß die Meßstadt vorzüglich der Ort sei, wo man derartige Producte vortheilhaft absetze. Ich wußte, daß ein reichlicher Gewinn aus diesen Beschäftigungen zu ziehen sei, und deßhalb schrieb ich in der Freude meines Herzens, daß Herr von Bornstedt mit seinen Kindern gleich kommen möge. Vater und Tochter betraten Leipzig als blutarme Leute, die Reise hatte die letzten Habseligkeiten verschlungen. Meine Gefühle bei diesem Wiedersehen kann ich Ihnen gar nicht schildern, lieber Herr; ich sage Ihnen nur, daß ich den niederträchtigen Freund, einen Edelmann, noch im Grabe verwünschte, der ein solches Unglück angerichtet hat. Mein ehemaliger Brodherr ward nun mein Gast und ich arbeitete täglich einige Stunden länger, um die vermehrten Ausgaben bestreiten zu können. — Leider ist die Feder heutzutage ein schwaches Werkzeug und ich gerieth trotz meiner Anstrengungen bald in Schulden. Die gute Anna fand Anfangs nicht gleich Arbeit und als sie endlich nach Wochen Aufträge erhielt, ward ihr nur so wenig Lohn dafür, daß sie kaum davon leben konnte. Ich wollte meine eigene Armuth verbergen; aber da ließ mir eines Tages ein Gläubiger meine Bibliothek abpfänden und die guten Leute wußten nun Alles. Seit dieser Zeit weigerten sie sich, irgend Etwas von mir anzunehmen. Anna arbeitete und darbte und sorgte heimlich noch für meine Kinder!...«

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach Hortensens Ankunft ließ sie der Kaiser in sein Cabinet rufen. Er kam ihr lebhaft entgegen, aber vor ihren großen, jetzt umschleierten Augen schlug der Mann, vor welchem die ganze Welt sich beugte, den Blick fast schamvoll zu Boden.

»Hortense«, sagte er, »wir stehen jetzt vor einer Entscheidung und es ist unsere Pflicht, nicht zurück zu weichen. Die Nation hat so viel für mich und meine Familie gethan, daß ich ihr das Opfer schuldig bin, welches sie von mir fordert. Die Ruhe und das Glück Frankreichs erheischen, daß ich mir eine Gemahlin wähle, welche dem Lande und mir einen Thronerben geben kann. Seit sechs Monaten lebt Deine Mutter in Angst und Erwartung; das muß enden. Du, Hortense, bist ihre theuerste Freundin, ihre liebste Vertraute, Dich liebt sie mehr, als Alles auf der Welt. Willst Du es daher übernehmen, Deine Mutter auf ihre neue Bestimmung vorzubereiten? Du würdest mein Herz dadurch von einer schweren Last befreien.«

Hortense hatte die Kraft, ihre Thränen zurück zu drängen und ihre Augen mit festem, entschlossenem Blicke auf das Antlitz des Kaisers zu heften, und wieder senkte dieser, unwillkürlich zurücktretend, das Auge zu Boden, wie der Löwe erbebend zurückweicht vor dem glanzvollen Blicke eines reinen, unschuldsvollen Weibes.

Noch mehr, Hortense hatte den Muth, die Bitte des Kaisers entschieden abzulehnen.

»Wie, Hortense«, rief Napoleon schmerzvoll, »Du verweigerst mir meinen Wunsch?«

»Sire«, sagte sie, nicht ferner mehr im Stande, ihre Thränen zurück zu halten, »Sire, ich habe nicht die Kraft, den Dolch in das Herz meiner Mutter zu stoßen!«

Und der Etikette vergessend, wandte Hortense sich ab und verließ mit hervorbrechenden Thränen das Cabinet des Kaisers. —

Napoleon machte noch einen Versuch, Josephinen die traurige Nachricht durch eine Mittelsperson zu hinterbringen. Er bat Eugen, den Vicekönig von Italien, nach Paris zu kommen, und theilte ihm seine Absichten und Wünsche mit. Eugen nahm die Nachricht von der beabsichtigten Scheidung mit gleicher schweigender Unterwürfigkeit hin, wie Hortense, aber wie Hortense weigerte er sich, der Träger einer Nachricht zu sein, welche das Glück seiner Mutter auf immer zerschmettern mußte.

Der Kaiser mußte sich also wohl entschließen, die Trauerbotschaft selber zu überbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Ein Vortheil beim Melken der Kühe.) — Ein aufmerksamer Landwirth hat die Bemerkung gemacht, daß diejenigen seiner Melkkühe, welche beim Melken mit Fingern, überzogen mit angefeuchtetem Leder, behandelt wurden, am Bereitwilligsten die Milch von sich gaben.

Lebensphilosophie.

Denk' öfter: „Wer genießt wohl jetzt das Gute,
„Das ich ihm that?" — Und wär's auch nur der Rock,
Den du dem Bettler gabst; die warme Stube,
Drin jetzt im Winter arme Kinder sitzen;
Und freut dich das — so thue wieder Gutes!
Doch denk' auch: „Wer leidet wohl das Böse,
„Das ich ihm that?" — Und war's auch nur der Stein,
Den du dem Blinden nicht vom Wege nahmst;
Der Zorn, womit du einen Sanften schaltest!
Und kränkt dich das — so thue wieder Gutes!

Eine schöne glänzende Modedame ist die Centifolie, eine gute Hausfrau das Immergrün im Garten des Lebens. Jene entzückt und blendet uns nur im Sommer, dieses erquickt unser Auge wohlthuend im Schnee des Winters. — Eine geistreiche Frau wird nie eine Sclavin der Mode sein. Die geistige Selbstständigkeit gibt sich auch in geringfügigen Dingen kund.

Verschiedenes.

Ein geistreicher Franzose hat die Behauptung aufgestellt, daß man den Standpunkt der Civilisation eines Volkes ganz trefflich an der Construction der Gabeln, welcher dasselbe sich beim Essen bediente, abnehmen könne. Als Beweis führt er an: die wilden Völkerschaften brächten ihre Speisen mit einer einzackigen Gabel zu Munde; die nordischen Völker bedienten sich einer Gabel mit zwei Zacken; die Gabeln der Engländer wären dreizackig, und erst die Franzosen hätten vierzackige Gabeln, und nur mit diesen allein ließe sich alles Eßbare essen. Die Gabel ist also das Emblem der Civilisation, und Frankreich, dieser geistreichen Beweisführung zufolge, das civilisirteste Land in der Welt!

Eine junge schöne Gräfin, erst seit wenigen Wochen verheirathet, erschien mit ihrem Gemahl auf dem Balle. Da sie sich nicht ganz wohl befand, so beschloß sie, nicht zu tanzen. Es war natürlich, daß sich alle Tänzer darum bewarben, mit einer so reizenden Frau zu tanzen; alle erhielten eine höfliche abschlägige Antwort. „O", sagte ein eitler Zierbengel so laut, daß es die Gräfin hörte, zu einigen Bekannten, „Euch hat sie zwar den Korb gegeben, aber, was gilt die Wette, mir schlägt sie's doch nicht ab." Mit kecker Zuversicht nahte er sich ihr und forderte sie zu einer Polonaise auf, die eben getanzt werden sollte. Zum großen Erstaunen Derjenigen, mit welchen der Zierbengel eben gesprochen, reichte sie ihm die Hand, machte einige Touren durch den Saal und bat dann, sie wieder nach ihrem Sessel zu führen. Triumphirend wandte er sich darauf zu den umstehenden Bekannten und sagte: „Nun, hab' ich nicht Recht gehabt?" „Allerdings", sagte die Gräfin, „aber wissen Sie auch den Grund? Mein Mann ist etwas eifersüchtig, und da bat er mich, ihm zu Gefallen mit Keinem zu tanzen, wobei seine Leidenschaft auch nur im Geringsten rege gemacht werden könnte. Da war nun hier in der ganzen Gesellschaft kein Einziger, als Sie, dem ich die Hand zum Tanze reichen könnte."

Ein humoristischer Gelehrter, der einer Dame eine kleine Summe schuldig war, hatte sich lange Zeit vor derselben nicht sehen lassen. Als die Dame ihn wieder sah, machte sie ihm darüber, daß er sich so lange nicht gezeigt habe, einen freundlichen Vorwurf, mit der Bemerkung: „Ich will doch nicht fürchten, daß dies der kleinen Schuld wegen geschah." — „Nein", erwiederte der launige Schuldner, „so lange ich Sie sehe, vergesse ich Alles."

Auflösung des Palindroms in Nro. 5:

Regen. Neger.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 7. Dienstag, den 15. Januar 1856.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Philipp unterbrach den Erzähler:

„Sagten Sie nicht, daß Anna noch einen Bruder habe?“

„Ganz recht! Der junge Mann hat in Breslau schon die Familie verlassen, um auf seine eigene Faust Etwas zu unternehmen. Er will Unterstützung senden, sobald er nur kann. Wie man vermuthet, ist er nach Berlin gegangen. Es ist ein Jahr verflossen und er hat noch Nichts von sich hören lassen. Doch hören Sie weiter, das Unglück der armen Menschen ist noch nicht zu Ende. Vor vierzehn Tagen mache ich mit dem alten Herrn eine Promenade. Da begegnet uns ein Advocat, er grüßt Herrn von Bornstedt und freut sich unendlich, ihn in Leipzig zu sehen. Nach einem kurzen Gespräch entfernte er sich wieder, indem er dem bekümmerten Greise herzlich die Hand drückt. Woher sich diese Bekanntschaft datirt, weiß ich nicht und ich wollte auch nicht darnach fragen, weil ich bemerkte, daß dieses unverhoffte Begegnen einen peinlichen Eindruck auf meinen alten Freund ausgeübt hatte.

Am folgenden Morgen ward der arme Herr von Bornstedt wegen einer alten Wechselschuld von dreihundert Thalern in das Schuldgefängniß gesperrt, wo er sich in diesem Augenblicke noch befindet. Ich lief zu dem Advocaten, schilderte ihm die Verhältnisse des Verhafteten und bat um Freilassung — umsonst, der wackere Mann sagte mir höhnend, dergleichen Geschichten kennen wir, Herr von Bornstedt hat Geld, er will es nur nicht herausgeben. Ich habe den Wechsel an Zahlungsstatt angenommen und werde ihn verwerthen. Mag es kosten was es wolle, ich drücke die Citrone aus, so lange nur ein Tropfen Saft darin ist! — Die arme Anna erhielt dieselbe Antwort. So stehen die Sachen und nun können Sie sich erklären, warum das Fräulein so bemüht ist, dreihundert Thaler anzuschaffen.“

„Wer ist der Advocat?“ fragte Philipp hastig.

Der Magister nannte ihn und beschrieb seine Wohnung.

„Jetzt brauche ich Fräulein Anna nicht mehr zu sprechen!“ rief der junge Mann, indem er aufsprang. „Ich danke für die ertheilte Auskunft — leben Sie wohl!“

„Darf ich nicht wissen, wer mir die Ehre eines Besuchs gegeben hat?“

Diese Frage des verwunderten Magisters hörte Philipp nicht mehr, er hatte bereits die Dachwohnung verlassen und eilte die Treppe hinab.

„Ein seltsamer Mensch!“ dachte der arme Gelehrte, indem er die Gitterthür schloß. „Ich wette, er hat sich in das reizende Mädchen verliebt und will sich auf diese Weise ihre Gunst erwerben. Was es auch sein möge, wenn nur der Gefangene seiner Haft entlassen wird und ich wette, daß er in der Absicht, dies zu bewirken, fortgeeilt ist. Anna soll jetzt noch Nichts erfahren, vielleicht steht ihr eine köstliche Ueberraschung bevor. Gott gebe es, Gott gebe es!“

Magister Elias zündete eine Lampe an und ergriff die Feder wieder. Die Arbeit ging indeß schlecht von Statten, der kleine Mann sah oft zu der schwarzen Decke empor und lächelte dabei, als ob ein entzündender Gedanke in ihm aufgestiegen sei. Man muß ein Novellist sein, der für Brod arbeitet, um die Wonne zu begreifen, welche die Auffindung einer glücklichen Idee zu einer Novelle hervorbringt. Der gute

Magister, dem es bisher stets an geeigneten Stoffen zu einer selbstständigen Arbeit dieser Art gefehlt hatte, empfand jetzt zum ersten Male diese Wonne.

»Herrlich, herrlich!« rief er aus, nachdem er wohl zehn Minuten mit verklärten Mienen die Decke angestarrt hatte, ohne den Höllenlärm der Kinder und die von der bedrängten Mutter in dem Nebenzimmer ausgetheilten Prügel gehört zu haben — »das ist eine wundervolle Idee! Ein reizendes Fräulein in Trauerkleidern, ein greiser Vater im Schuldgefängnisse, Noth und Elend, beide unverschuldet, auf der einen, und ein böser Advocat und ein vornehmer junger Mann, der das Fräulein leidenschaftlich liebt, auf der anderen Seite — schließlich die Rückkehr des reichgewordenen Bruders, der natürlich am Hochzeitstage der Schwester erfolgen muß, in dem Augenblicke, wo der Vater seinen Sohn herbeisehnt, um ganz glücklich zu sein, dann die Entlarvung eines intriguanten Menschen, wozu ich gleich den Advocaten anwenden kann — das gibt eine Novelle, die sich prächtig für die Zeit paßt! Aus dem Leben gegriffen, nur aus dem Leben gegriffen! Wenn aus der Hochzeit Etwas wird, so ist Alles wahr und mein Werk hat einen um so höheren Werth. Der junge Herr wird schon wieder kommen und bis dahin will ich ihn bei der guten Anna so herausstreichen, daß sie ihn als ihren Wohlthäter lieben muß. Ja, ja, ich will dafür sorgen, daß ich ganz nach dem Leben arbeite, daß der Gang der Handlung sich wirklich so ereignet, wie ich ihn mir gedacht habe. Die Zwischenfälle werden sich schon finden, denn ohne Hindernisse kommt ein liebendes Paar nie zusammen. Das gibt eine Novelle von zwei Bogen und der splendide Verleger zahlt fünfundzwanzig Thaler pro Bogen — also erhalte ich fünfzig Thaler Honorar!«

Es litt Elias nicht länger auf seinem Stuhle, er stand auf und ging in freudiger Bewegung durch das Stübchen. Dann setzte er sich wieder nieder und warf eine flüchtige Skizze auf das Papier. Vielleicht eine Stunde war verflossen, als plötzlich die kleine heisere Schelle sich vernehmen ließ. Elias ergriff die Lampe und eilte hinaus, öffnete die Thür und der alte Herr von Bornstedt schwankte herein — er war der Wechselhaft durch Philipp's Vermittlung entlassen. Der Magister führte ihn triumphirend in das Stübchen, wo Anna arbeitete. Vater und Tochter sanken sich weinend einander in die Arme. Elias stand unter Thränen lächelnd an der Thür.

»Armer Vater!« schluchzte Anna.

»Ach, es gibt noch gute Menschen in der Welt!« sagte der alte Herr, indem er die Stirn seines Kindes küßte. »Der Advocat erschien und kündigte mir mit dem Bemerken die Freiheit an, daß ein unbekannter Wohlthäter meine Schuld bezahlt habe. Anna, ich bin hier fremd, Niemand kümmert sich um mich — Du hast ohne Zweifel Schritte gethan —«.

»Ich bin erstaunt, lieber Vater, denn vielleicht morgen erst wäre es mir möglich gewesen, Ihnen zu nützen. Wenn der Herr Magister uns keine Auskunft geben kann —«

»Ich weiß Nichts!« rief Elias. »Seit acht Tagen habe ich meine Arbeitsstube nicht verlassen. Aber beruhigen Sie sich nur, wir werden wohl noch erfahren, an wen Sie eine Dankadresse zu richten haben.«

Anna dachte an Madame Lindsor. Wie aber konnte sie wissen, zu welchem Zwecke sie das Kleid feilgeboten hatte? Der Kauf soll ja erst morgen Mittag abgeschlossen werden.

»Wenn sie es nicht wäre«, dachte freudig bewegt das arme Kind, »wenn sich eine andere Person unserer angenommen hätte, so möchte ich wünschen, daß sie mir das Kleid zurückschickt.«

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Es war am 30. November 1809. Der Kaiser speiste wie gewöhnlich mit der Kaiserin an einer Tafel. Der finstere Blick, mit welchem er in den Salon trat, machte das Herz Josephinens erbeben; sie las in seinen düstern Zügen, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei. Aber sie erstickte die Thränen, welche wider Willen in ihre Augen traten, und warf nur einen hilfeflehenden Blick zu ihrer Tochter, welche bleich und mit einem schmerzvollen Ausdruck ihr gegenüber saß.

Nicht ein einziges Wort ward gesprochen während dieses traurigen, unheilvollen Diners.

Man konnte deutlich die angstvollen Seufzer vernehmen, welche sich aus der hochwogenden Brust der Kaiserin hervordrängten. Draußen heulte und wimmerte der Wind und der Regen schlug prasselnd wider die ächzenden Fensterscheiben; drinnen im Speisesaal herrschte eine schauervolle Stille, die Niemand auch nur mit einem Laut zu unterbrechen wagte. Nur ein Mal brach Napoleon diese Stille, indem er mit barscher Stimme den hinter seinem Stuhl stehenden Lakaien fragte, wie viel Uhr es sei. Dann war wieder Alles still und lautlos wie zuvor.

Endlich hob der Kaiser die Tafel auf und man nahm stehend den Kaffee ein. Napoleon trank hastig und wie er dann die geleerte Tasse hinsetzte, klirrte und zitterte sie in seiner Hand. Mit einer stürmischen, zornigen Bewegung verabschiedete er die Anwesenden.

»Sire, darf Hortense bleiben?« fragte Josephine kaum hörbar.

»Nein!« sagte der Kaiser ungestüm.

Hortense verneigte sich tief und mit einem schmerzvollen Blick von ihrer unglücklichen Mutter Abschied nehmend, schritt sie, gefolgt von dem Hof, aus dem Salon hinaus.

Das Kaiserpaar war jetzt allein. Welch ein furchtbares, entsetzliches Alleinsein war dies — mit welchem furchtbaren Schweigen standen sie einander gegenüber! Welch ein Ausdruck, welch ein Blick war das, mit welchem der Kaiser zu der Kaiserin blickte! Sie las in seinen erregten zuckenden Zügen den Kampf, der seine Seele bewegte, aber sie las auch darin, daß ihre Stunde gekommen sei!

Wie er sich ihr jetzt näherte und seine Hand ausstreckte, zitterte diese und Josephinens ganze Gestalt zuckte und bebte wie im Fieberschauer.

Napoleon nahm ihre Hand, die sie ihm willenlos überließ, und legte sie auf sein Herz. Josephinens Zähne schlugen krampfhaft auf einander und ein banges Stöhnen kam aus ihrer Brust hervor. Napoleon betrachtete sie mit einem langen, schmerzvollen Blicke.

»Josephine«, sagte er dann mit trauriger, zitternder Stimme, »meine gute Josephine, Du weißt, ob ich Dich geliebt habe! — Dir, nur Dir allein verdanke ich die einzigen Augenblicke des Glückes, die ich in der Welt genossen. Josephine, mein Schicksal ist stärker, als mein Wille. Meine theuersten Neigungen müssen vor den Interessen Frankreichs verstummen.«

»Sprich nicht weiter«, entgegnete Josephine, ihm mit zornigem Schmerz ihre Hand entreißend, »nein, sprich nicht weiter. Ich verstehe Dich und erwartete dies; aber der Schlag ist doch nicht minder tödtlich —«

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Stimme versagte ihr. Der lange gefesselte Sturm ihres Schmerzes mußte endlich losbrechen; sie weinte, sie rang die Hände, ihr Mund öffnete sich zu einem lauten Schrei des Entsetzens, krampfhaftes Stöhnen entstieg ihrer Brust und endlich befreite eine tiefe Ohnmacht sie von dem Bewußtsein ihrer Qual.

Als sie wieder erwachte, befand sie sich auf ihrem Lager, vor welchem Hortense und Corvisart, ihr Leibarzt, saßen. Sie streckte ihre zitternden Hände ihrer Tochter entgegen und diese warf sich laut schluchzend an das Herz ihrer Mutter. Corvisart zog sich schweigend zurück; er fühlte, daß er da Nichts mehr zu helfen vermöchte. Er hatte Josephine nur zu dem Bewußtsein ihres Unglücks zurückrufen können, für ihr Unglück aber hatte er keine Arznei, er wußte, daß ihre Thränen und das Mitgefühl ihrer Tochter ihr allein Linderung gewähren könnten.

Josephine weinte an Hortensens Herzen lange und schmerzvoll, aber als Napoleon kam, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, als er sich vor ihrem Lager niederließ, da zuckte sie in tiefem Entsetzen zusammen, ihre Thränen versiegten und diese sonst immer so sanften, so liebevollen und lächelnden Augen hatten jetzt Blitze des Zorns und der tiefgekränkten Liebe. Indeß die Liebe besiegte bald den Zorn in ihr. Sie reichte dem Kaiser die bebende Hand dar, auf ihren Lippen zitterte jenes schmerzvolle Lächeln, welches nur den Frauen angehört, und mit rührend sanfter Stimme sagte sie:

»Hatte ich nun nicht Recht, mein Freund, daß ich stets davor zurückschreckte, Kaiserin zu werden?«

Napoleon erwiederte Nichts, er wandte sich ab und weinte. Aber diese Abschiedsthränen seiner Liebe konnten das Schicksal Josephinens nicht ändern; der Kaiser hatte es schon unwiderruflich festgestellt. Er hatte in Wien schon die Zusage erhalten, daß man ihm die Hand der Tochter des österreichischen Kaisers, der Erzherzogin Marie Louise, gewähren wolle. Es war nur nöthig, Josephine von dem Thron

zu verstoßen, um eine neue Kaiserin auf denselben zu erheben.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Lieb' ist ein solch gefährlich Gift,
Daß wenn sie recht das Herz euch trifft,
So brennet sie durch Mark und Bein,
Dringt wie der Blitz durch Stahl und Stein,
Bis sie erlangt, was sie erwählt,
Wo nicht, sich selbst zu Tode quält.

Wer nachgibt mit Bescheidenheit,
Fährt wohl, doch Widerspenstigkeit
Hat sich nichts Gutes zu versprechen:
Was sich nicht biegen läßt, muß brechen.

Verschiedenes.

Es trifft sich oft, daß man mit Personen umgeht, die einen etwas zu schnellen Gang haben, so daß man ihnen nicht nachkommen kann. Sagen will man Nichts und so müht man sich ab, mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Wir lesen darüber: „Ich bediente mich häufig einer sonderbaren List, um in dem Sturmschritte eines achtbaren Freundes, mit welchem ich häufig spazieren ging, nach und nach ein menschliches Tempo einzuführen. Hätte ich ihm geradezu gesagt: Sie gehen zu geschwind, so würde das eben nicht lange gefruchtet haben, oder wäre eben so unhöflich erschienen, als wenn ich einem zu langsam Gehenden das Gegentheil vorgeworfen hätte. Ich fing also an, eine Arie in der Form eines Marsches ganz nach dem Gangmaße meines Gefährten mit heller Stimme zu trillern, und als ich merkte, daß er unwillkürlich Tact halte, mäßigte ich allmälig das Tempo, bis er zuletzt mich selbst beim Rock faßte, wenn mein Fuß der Cadenz meines Liedes vorzugreifen versuchte. In acht Wochen hatte durch mein Singen der vollblütige Freund das Laufen verlernt."

Bei einem Gewölbe war auf dem Laden Folgendes zu lesen: „Wenn Niemand im Gewölbe ist, so bittet man höflichst, nur hier anzuläuten." Ein Vorübergehender las die Aufschrift, schaute dann durch die Glasthür des Gewölbes, und da er dieses leer sah, läutete er aus allen Kräften. Alsogleich kam der Kaufmann aus dem ersten Stockwerke herab und fragte, was der Läuter befehle? „Gar Nichts", antwortete dieser, „aber weil hier höflichst gebeten wird, man soll anläuten, wenn Niemand im Gewölbe ist, so hab' ich Ihnen den Gefallen thun wollen", — und ging weiter.

In einem Kaffeehause bekamen zwei Bürger einen heftigen Wortwechsel. Einer schrieb des Abends aus Rache an die Thür des andern: „Lumpenkerl." Letzterer begab sich unverzüglich nach dem Hause des erbosten Nachbars; die Magd aber sagte: ihr Herr sei nicht zu Hause und bot ihm Papier an, wenn er etwas Schriftliches hinterlassen wollte. Er antwortete: „Dies ist nicht nöthig, Sie darf nur Ihrem Herrn sagen, daß ich seinen Namen an meiner Thüre angeschrieben gefunden und es für meine Schuldigkeit erachtet habe, ihm einen Gegenbesuch zu machen."

Ein Onkel vermachte mittelst Testament seinem Neffen die Bibliothek und den Weinkeller. Beides wurde versteigert, weil der junge Mensch noch nicht im Stande war, das Legat gehörig zu gebrauchen. Der Erlös aus der Bibliothek betrug ungefähr 50 fl., der Wein aber wurde mit 5000 fl. bezahlt. Als man sich über dieses artige Vermächtniß wunderte, sagte der Erbe ganz trocken zur Antwort: „Der Onkel wußte wohl, was er that, der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig."

Räthsel.

Obgleich nicht meine Zunge spricht,
So kann ich sie doch nicht entbehren;
Sie muß, was recht ist oder nicht,
Die Menschen mit der Zunge lehren.

Böhl. P.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 8. Donnerstag, den 17. Januar 1856.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Die Glocke draußen ließ sich von Neuem hören. Elias kam gleich darauf mit einer schon bejahrten Frau zurück, in der Anna die Kammerfrau der Madame Lindsor erkannte.

„Meine Herrin“, sagte sie, „sendet mich und Sie errathen wohl, in welcher Angelegenheit.“

„Richten Sie Ihren Auftrag aus, gute Frau“, sagte Herr von Bernstedt, der sich auf Anna's Arbeitsstuhl niedergelassen hatte. „Wir haben keine Geheimnisse vor einander. Wer sendet Sie?“

„Madame Lindsor.“

„Es ist die Dame, lieber Vater, der ich eine Stickerei angeboten habe“, ergänzte die verwirrte Anna. „Und was läßt sie mir sagen?“ wandte sie sich an die Kammerfrau.

„Madame hat Ihre Arbeit geprüft und ein besonderes Wohlgefallen daran gefunden. Sie sendet den geforderten Preis von dreihundert Thalern.“

Die Kammerfrau legte ein Packet Banknoten auf den Tisch, dann grüßte sie und verließ das Zimmer. Elias folgte mit seiner Lampe. Der Anblick des Geldes hatte den armen Schriftsteller in eine so fieberhafte Bewegung versetzt, daß er kaum das Schloß an der Ausgangsthür öffnen konnte. Und dabei plagte ihn eine unbesiegbare Neugierde.

„Liebe Frau“, flüsterte er, „sendet die Dame wirklich nur den hohen Preis, weil sie die Arbeit desselben werth erachtet, oder hat sie noch andere Gründe?“

„Ich bedauere, daß ich keine Auskunft geben kann!“ antwortete lächelnd die Kammerfrau.

„Ist Ihre Herrin jung und schön?“ fragte Elias weiter, der nach neuen Stoffen für seine Novelle forschte.

Die Frau sah verwundert den kleinen zitternden Mann an.

„Sie ist jung und schön.“

„So! das ist mir lieb“, flüsterte Elias wie zerstreut. — „Daß sie einen großen Reichthum besitzt, läßt sich denken. Aber nun muß ich noch Eins wissen, liebe Frau.“

„Was?“

„Ist die schöne und reiche Dame schon verheirathet?“ fragte mit einem so gutmüthigen Lächeln der arme Schriftsteller, daß man hätte glauben mögen, er wolle ihr einen vortrefflichen Mann besorgen, wenn sie noch frei sei.

Die Kammerfrau war die einzige Mitwisserin des Geheimnisses Josephinen's, eines Geheimnisses, dessen Wichtigkeit sie kannte. Die Frage mußte natürlich ihren Argwohn erregen, da sie die poetische Absicht des Magisters nicht ahnte.

„Haben Sie ein Interesse dabei, lieber Herr?“

„Ei, das will ich meinen, ich würde mir sonst diese Frage nicht erlauben!“

„Madame Lindsor —“

„Ach, sie ist eine Madame!“ flüsterte Elias gedehnt. „Das paßt mir allerdings nicht“, fügte er nachdenkend hinzu, indem er die Hand an sein kleines Kinn legte. „Da muß ich meinen Plan ändern. Jung, reich und schön, das wäre mir gerade recht gewesen. Hm, hm, was fange ich denn da an?“

Die Zofe konnte kaum ein Lachen unterdrücken, als sie das betrübte Gesicht des Magisters mit den weißen Haaren sah.

„Mit Dem ist es nicht ganz richtig“, dachte sie. „Nun, lieber Herr, beruhigen Sie sich nur“, sagte sie laut; „Madame Lindsor ist eine

Wittwe, sie war nur zwei Jahre verheirathet. Jetzt ist sie wieder zu haben.«

»Wahrhaftig?« fuhr Elias auf.

»Gewiß.«

»Das ist himmlisch! Da wäre ich ja aus meiner ganzen Verlegenheit! Danke, liebe Frau, für gütig ertheilte Auskunft!« rief er der Davoneilenden nach. »Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht fallen, es sind fünf Treppen und jede Treppe hat siebzehn Stufen. Zählen Sie nur, dann können Sie nicht fehlen!«

Seelenvergnügt kehrte Elias zu seinen Miethsbewohnern zurück. Er wollte die beiden glücklichen Menschen beobachten, um treu nach der Natur zu zeichnen, was er bei einer Novelle für unerläßlich hielt. Zu seiner Verwunderung richtete weder der Vater noch die Tochter eine Frage an ihn, es schien, als ob sie wüßten, wer der großmüthige Wohlthäter sei.

»Ich täusche mich nicht«, dachte der gute Magister, »hier ist bereits eine Liebschaft angeknüpft. Beobachten wir.«

4.

Am Tage, der der beabsichtigten Soirée voranging, kam Philipp von seiner Gattin. Der Aufenthalt in Leipzig hatte nicht nur seine Liebe, sondern auch seine Achtung und sein Vertrauen erhöht; Josephine war für ihn das Ideal einer Frau und hätte man die fabelhaftesten Gerüchte von ihr verbreitet, er würde ihnen ebenso wenig Glauben geschenkt haben, als sich die Eifersucht in ihm regte. Ein Charakter wie Josephine war keiner Unredlichkeit fähig. Philipp hatte also seine Gattin verlassen, um sie in den Vorbereitungen zu dem Feste nicht zu stören. Als er die Thür des Gitters schloß, das das Haus umgab, trat ihm ein Mann entgegen, dessen ganze Aufmerksamkeit nach den Fenstern Josephinen's gerichtet war. Er trug höchst elegante Kleider, war von schöner, hochgewachsener Gestalt und hatte ein fein gebildetes Gesicht mit einem kleinen blonden Barte. Die beiden Männer begegneten sich.

»Verzeihung, mein Herr«, redete ihn der Fremde höflich an, indem er seinen Hut zog, »sind Sie in dem Hause bekannt, das Sie soeben verlassen haben?«

»Ich glaube, ja!« antwortete Philipp.

»Man sagte mir, daß eine Madame Lindsor hier wohnen müsse.«

»Ganz recht, sie bewohnt den ersten Stock dieses Hauses.«

Der Fremde dankte, öffnete das Gitter und verschwand. Ein unbestimmtes Gefühl, das sich indeß mehr der Neugierde als der Eifersucht zuneigte, hemmte Philipp's Schritte. Wenn man die heimliche Ehe, die Schönheit Josephinens und die verschiedenen Gerüchte über ihre Person und ihr Vermögen bedenkt, so kann man sich nicht darüber wundern, daß Philipp, trotz seines Vertrauens, einen Spaziergang vor dem Hause unternahm, um die Rückkehr des fremden jungen Mannes zu erwarten. Er hielt es selbst als Gatte für seine Pflicht, da es nicht unmöglich war, daß die reiche, alleinstehende Wittwe — für die sie gehalten ward — mit ungebührlichen Anträgen bestürmt würde.

In Josephinens Zimmer zeigte sich ein Licht und die Vorhänge wurden herabgelassen. Philipp ging eine Viertelstunde auf und ab, ohne die Thür außer Acht zu lassen. Das war eine Zeit, um mehr als einen Auftrag auszurichten. Wie gern hätte er das Haus betreten und er sann auch schon auf einen schicklichen Vorwand dazu; aber was sollte Josephine von seiner Rückkehr denken, da er ihr gesagt, daß er erst am folgenden Morgen wieder kommen würde? Noch war er zu stolz, um Eifersucht zu zeigen, und Josephine stand ihm zu hoch, zu heilig, um sie durch Verdacht zu kränken.

»Was sie wohl gethan haben würde«, fragte er sich, »wenn der Fremde während meiner Anwesenheit gekommen wäre? Ob sie mir morgen den Besuch mittheilt? O gewiß, sie hat keine Geheimnisse vor mir! Fast schäme ich mich, daß ich für Josephinen so entehrende Schlüsse ziehe. Sie hat mich aus reiner, uneigennütziger Liebe geheirathet, der klarste Beweis davon ist die Wiedererstattung des Vermögens, die sie so dringend betreibt.«

Das Geräusch der Thür ließ sich vernehmen und der junge Mann kam eilig heraus. Philipp trat hinter einen Baum, um sich seinem Anblicke zu entziehen. Dann folgte er ihm in kurzer Entfernung. Der Fremde hielt einen vorüberfahrenden Fiaker an, stieg ein und verschwand. Philipp lächelte über seine Schwachheit und ging ruhig nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Napoleon konnte und wollte also nicht mehr zurück. Er versammelte alle seine Brüder, alle die Könige, Herzöge und Fürsten, welche sein machtvoller Wille geschaffen, um sich, und vor der Kaiserfamilie, dem Hof und dem Senat, in den großen Staatsgemächern der Tuilerien vereinigt, erschien der Kaiser an der Seite der Kaiserin, welche heute zum letzten Male im vollen Pomp dieser Würde sich darstellte, die sie im Begriff war, für immer abzulegen.

Mit lauter, fester Stimme erklärte der Kaiser den Versammelten seinen Entschluß, sich von seiner Gemahlin zu trennen, und Josephine, obwohl mit zitternder Stimme und kaum mächtig, ihre Thränen zu bemeistern, wiederholte die Worte ihres Gemahls. Der Erzkanzler Cambacérès ließ sodann durch den Staatssecretär den betreffenden Artikel des Code-civil verlesen, machte davon in einer kurzen, gedrungenen Rede eine Anwendung auf den vorkommenden Fall und erklärte die Ehe des Kaisers und der Kaiserin für getrennt.

Damit war die Ceremonie geendet und dem Gesetz Genüge gethan.

Josephine hatte nun noch von ihrem Gemahl und dem Hofe Abschied zu nehmen, und sie that dies mit der sanften, engelgleichen Ruhe, dem anmuthigen, lächelnden Wesen, welches ihr, wie kaum jemals einer andern Frau, eigen war.

Wie sie sich mit bleichem, aber von innerer Bewegung strahlendem Angesicht vor Napoleon verneigte, da murmelten seine Lippen einige unverständliche Worte, da zuckte ein tiefer Schmerz durch sein ehernes Angesicht, und wie sie dann zwischen ihren Kindern, zwischen Eugen und Hortense durch den Saal dahinschritt und Alle mit einem letzten sanften Blick, mit einem letzten Neigen des Hauptes begrüßte, da hörte man Nichts als Weinen und Seufzen und selbst Diejenigen, welche sich ihres Sturzes freuten, weil sie auf die neue Kaiserin und die neue Dynastie hofften, wurden jetzt zu Thränen gerührt von dieser so stillen und doch so tief beredten Abschiedsscene.

Das Opfer war jetzt vollendet! — Napoleon hatte, indem er sich von Josephinen trennte, das Liebste, was er besaß, seinem Ehrgeiz geopfert!

Noch am selben Tage verließ sie die Tuilerien, um sich nach Malmaison zurückzuziehen, nach Malmaison, welches, einst das Paradies ihrer Liebe, jetzt ihr Wittwensitz sein sollte.

Josephine verließ den Hof, aber die Herzen verließen sie nicht. Während der nächsten Wochen war auf der Straße von Paris nach Malmaison eine wahre Procession Kommender und Gehender, man sah da die Equipagen aller Fürsten, die jetzt in Paris weilten, aller Großen des neuen Frankreichs, selbst des Faubourg St. Germain, das immer noch seine Sympathien für die Bourbonen sich bewahrt und seine heimlichen Vertreter in Paris hatte, selbst dieses begab sich nach Malmaison zur Kaiserin. Und nicht blos die Vornehmen und Reichen wallfahrteten dahin, sondern auch die Armen und Unbemittelten. Jedermann wollte der Kaiserin sagen, daß man sie immer noch liebe und verehre, daß sie immer noch Herrscherin geblieben über die Herzen, wenn auch ihre Herrschaft auf dem Throne aufgehört.

Das ganze Volk trauerte mit Josephinen und ihren Kindern; ahnungsvoll flüsterte man einander in's Ohr, daß jetzt des Kaisers Stern erbleichen werde, daß mit Josephinen sein guter Engel und sein Glück ihn verlassen habe, daß die Zukunft die Thränen der Kaiserin rächen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrirte Zeitung für 1856.

Die Belagerung von Sebastopol und die Pariser Industrieausstellung sind die beiden Gegensätze, welche bei einem Rückblick auf das verflossene Jahr zunächst uns entgegentreten. Sebastopol ist gefallen und die Hallen des Industriepalastes sind geschlossen; aber der Krieg am schwarzen Meere ist noch nicht beendet; die orientalische Verwicklung droht noch immer weiter um sich zu greifen; die Industrieausstellung soll erst nach ihrem Schlusse die schönsten Früchte tragen.

Die uns vorliegende erste Nummer des 26. Bandes der Illustrirten Zeitung gibt uns dafür einen Beleg in ihren Illustrationen vom

Kriegsschauplatze und aus dem Industriepalaste: dort sehen wir Omer Pascha den Uebergang über den Ingur erzwingen, die tapfern Vertheidiger von Kars die russischen Angriffe zurückwerfen, bis der Hunger sie zur Uebergabe zwang, und Nord-Sebastopol mit seinen Forts und den neuen Befestigungswerken in stolzer Ruhe dräuen; hier glänzt uns die östreichische Abtheilung auf der Pariser Industrieausstellung entgegen und gibt sprechendes Zeugniß, daß die reiche Anerkennung, welche derselben von den Preisrichtern zu Theil geworden, nur eine wohlverdiente war.

Aber nicht nur die Tagesgeschichte, auch die Wissenschaft, in dem Porträt-Medaillon des berühmten Verfassers »der Zeichen der Zeit«, sowie in einer illustrirten Abhandlung über die Verfälschung der Nahrungsmittel, die Kunst, in einem trefflichen Gemälde von Flüggen, die Musik, in einer Polka von Wallerstein, das Theater, in dem Porträt der Signora Ristori, und die Mode haben ihre Vertretung gefunden, ja wir wüßten kaum, was in ihr nicht vertreten wäre.

Ueberblicken wir eine solche Nummer mit ihren 48 Foliospalten und ihren zahlreichen trefflich ausgeführten Illustrationen — sollen wir dann der vollendeten Ausstattung oder dem billigen Preise von 5 Ngr. für die Nummer oder der Ausdauer der Redaction, welche uns bereits 25 Bände von 650 Nummern, deren jede fast ein kleines Kunstwerk zu nennen ist, vorgelegt hat, größere Anerkennung zollen?

In ihrem Briefwechsel verspricht uns die Redaction für die folgenden Nummern einen Einblick in die Herstellung der Illustrirten Zeitung. Gewährt er Das, was wir erwarten, so dürfte er jeden Gebildeten um so mehr interessiren, als derselbe das Technische der Herstellung durch zahlreiche Illustrationen veranschaulichen wird.

Ein Titelbild von C. Scheuren ziert die erste Nummer und führt in sinniger Weise in das Neue Jahr und den 26. Band ein.

Lebensphilosophie.

Was uns die Natur zu sein vergönnt hat,
Mehr oder minder kann der Mensch nicht werden,
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er, was er ist, und wird nicht größer.
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Prüfe Alles! Behalte das Gute! Benutze das Wahre!
Was nicht weiser dich macht, nicht besser, nicht froher, — sei Nichts dir!
Was dich liebender macht, verständiger, edler — dir heilig!
Frage bei jedem Thun: „Was ist mir reiner Gewinn nun?“

Verschiedenes.

Als die Benutzung des Gases zur Beleuchtung zuerst bekannt geworden, sprach man davon überall in Paris. Auch ein dort sich aufhaltender Irländer hatte in einer Restauration viel davon gehört, und man war darüber einverstanden, daß es den Vorzug vor dem Oele verdiene. Als ihm ein Diener einen Teller mit Spargel vorsetzte, den er von dem Speisezettel gewählt hatte, fragte derselbe ihn: »Ist Ihnen holländische Sauce oder Oel dazu gefällig?« — »Nichts von Beiden!« versetzte der Irländer, »ich will Gas zum Salat.«

Warum nennt man die vier Strichelchen (» «), mit welchen man im Schreiben eine andere Stelle anführt: »Gänsefüße?« Weil man überzeugt sein kann, daß, je dümmer eine Gans, desto sicherer ist man angeführt!

Ein Wucherer fragte einst den Schauspieler Garrik in einer Gesellschaft, was er unter Rechtschaffenheit verstehe? — »Wozu die Frage?« versetzte Garrik; »mischen Sie sich doch nicht in Sachen, die Sie Nichts angehen.«

Auflösung des Räthsels in Nro. 7:

Waage.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 9. Samstag, den 19. Januar **1856.**

Abenddämmerung.

Es ist doch eine traute Zeit
Des Abends, wenn die Sonne scheidet,
Und dann in sanfte Dämmerung
Die weite Schöpfung rings sich kleidet!
Es wird uns da so wundersam!
Das Herz fühlt stillen, heil'gen Frieden,
Als wären mit der Königin
Des Tags die Sorgen auch geschieden.
Wir lauschen dann so vor uns hin
Dem wunderbar beredten Schweigen,
Und wie ein Gruß aus beſſ'rer Welt
Tönt uns das Lispeln in den Zweigen.
Wir denken dann entschwund'ner Zeit
Und denken heimgegang'ner Lieben —
In wehmuthvoller Lust sehnt sich
Das Herz nach ihrer Wohnung drüben. —
Und sitzest du im Kämmerlein
Zu dieser Stunde mit den Deinen:
Sind sie dir dann nicht doppelt werth,
Dein trautes Weib, die holden Kleinen?
Ja, du bist glücklich, segnest gern
Die Widersacher und die Feinde,
Hast Frieden mit der ganzen Welt,
Drückst wärmer noch die Hand dem Freunde.
Die stille Wonne wird Gesang
Und weckt das Echo in dem Kreise:
Ein Abendlied tönt himmelan,
So tief gefühlt, doch leise, leise!

Neustadt, im December 1855.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen verließ Philipp schon früh seine Wohnung. Es schlug zehn Uhr, als er die Treppe zu der Dachwohnung des Magisters hinanstieg. Der Besuch, den er dem alten Herrn von Bornstedt abstatten wollte, war das Resultat seiner gestern mit Josephinen gepflogenen Unterredung; er sollte dazu dienen, die ersten directen Einleitungen zu treffen. Auf dem kleinen Vorsaale trat ihm derselbe junge Mann entgegen, dem er Abends zuvor die Wohnung Josephinens bezeichnet hatte. Das blühende Gesicht mit dem blonden Barte erkannte er auf den ersten Blick wieder. Ohne zu grüßen, eilte er hastig die Stufen hinab.

„Gut“, dachte Philipp, „vielleicht kann ich hier Etwas von ihm erfahren.“

Elias, der den letzten Besuch entlassen hatte, stand des zweiten harrend an der schmutzigen Gitterthür.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte des kleinen Mannes dünne Stimme durch die Stäbe.

„Finde ich den Herrn von Bornstedt zu Hause?“

„Thut mir leid, mein Herr, er ist mit seiner Tochter ausgegangen. Der junge Mann, der Ihnen auf der Treppe begegnete, fragte ebenfalls nach ihm. Ich vermuthe, der Gesuchte wird bald heimkehren — wenn Sie ein wenig warten wollen —“

Diese Aufforderung kam Philipp gelegen; er folgte dem Magister in das Stübchen. Kaum traf das helle Licht die Gestalt des Besuchers, als Elias freudig überrascht ausrief: „Ah, mein Herr, Sie sind es! Nicht wahr, ich hatte schon ein Mal die Ehre, Sie bei mir zu sehen? Ihr Besuch hatte die wohlthätige Folge für meinen Miethsmann — und ich konnte ihm so wenig Auskunft geben — ach, wie lieb ist es mir, daß ich Sie wiedersehe! Hätte ich Ihre Adresse gewußt, ich würde Sie aufgesucht haben.“

„Sie sind Magister?“

„Magister, Novellist und Corrector einiger unserer weitverbreitetsten Blätter.“

„So habe ich es mit einem gebildeten Manne zu thun, der meine Schritte nicht mißdeuten und die nöthige Discretion beachten wird.“

Elias wickelte sich fester in seinen alten Schlafrock und verneigte sich.

„Die Familie Bornstedt ist Ihnen befreundet?“ fuhr Philipp fort.

„Ich theile Freud und Leid mit ihr. Alles, was sie betrifft, ist für mich von großem Interesse. Ich umspinne sie gewissermaßen mit den geheimen Fäden meiner Freundschaft und wirke im Stillen so viel ich kann, um die Dankbarkeit der armen guten Menschen nicht zu provociren. So suche ich mich denn mit Denen zu verbinden, die einen gleichen Zweck verfolgen; hinwieder aber auch Die fern zu halten, die sich in feindlicher Absicht nahen. Ich habe einen köstlichen Schatz zu bewachen. Glauben Sie mir, ich bin Kenner — Anna ist eine seltene Perle. Sie vereinigt Jugend, Schönheit, Herzensgüte und Tugend in hohem Grade. Ich habe in dem Kinde schon einen vortrefflichen Grund gelegt. Freilich ist Anna nicht reich, sie besitzt nur ein Vermögen von dreihundert Thalern; aber sie bringt ihrem künftigen Gatten andere, größere Schätze — haben Sie die junge Dame schon gesehen?“

„Nein!“ antwortete Philipp, der seine Beziehung zu Josephine, wo er Anna gesehen hatte, nicht verrathen wollte.

„Doch, Verzeihung, lieber Herr“, flüsterte der Magister mit einem Lächeln der Verlegenheit, „ich preise Ihnen da ein junges Mädchen an und weiß nicht einmal, ob Ihr Herz noch frei ist. Sie sind noch nicht verheirathet?“

Philipp mußte eine zweite Nothlüge aussprechen.

„Ich bin unverheirathet!“

„Vortrefflich! Vortrefflich!“ rief Elias, der sich wieder in den Stoff zu seiner Novelle versenkte. „Sie haben dem Vater die Freiheit wieder gegeben und Anna entbrennt in Dankbarkeit zu dem großmüthigen Retter. Sie dürfen sich dem Danke des guten Kindes nicht entziehen. Aber fürchten Sie Nichts, ich bin discret, vor der Katastrophe, welche die handelnden Personen selbst herbeiführen müssen, kommt kein Wort über meine Lippen.“

„Wer war der junge Mann, der mir in der Thür begegnete?“

„Ja, lieber Herr, bestimmte Auskunft kann ich Ihnen nicht geben; aber ich habe so meine Vermuthungen. Er sagte mir, er käme von Madame Lindsor. Diese Dame ist nämlich eine reiche Engländerin, eine junge Wittwe. Wie mir scheint, ist jener schöne Mann ihr heimlicher Liebhaber. Ich müßte wenig Scharfsinn besitzen, wenn ich mich täuschen sollte.“

Dem armen Philipp rieselte es heiß und kalt über die Haut. Schon die Vermuthung des Magisters, dessen eigenthümliche Combinationen er mit seiner Gutmüthigkeit rechtfertigte, weckte das peinliche Gefühl der Eifersucht wieder, das er gestern Abend so großmüthig niedergekämpft hatte.

„Woraus schließen Sie das?“ fragte er, gewaltsam seine Verwirrung verbergend.

„Wie ich Ihnen schon gesagt, so liegt mir daran, die Personen kennen zu lernen, die nach der Familie Bornstedt fragen. Ich suchte ihn daher auszuforschen. Da drückte er mir freudig bewegt die Hand und sagte: „„Ihre Befürchtungen sind unnütz, Madame Lindsor ist eine so liebenswürdige Dame, daß sich Jeder glücklich preisen kann, für den sie sich interessirt!““ — Mein Gott, gab ich zur Antwort, ich will die Dame nicht kränken. — „„Dann würden Sie in mir einen Gegner finden, der Sie vernichtete!““ rief der junge Mann, grüßte und ging. Sind Sie nicht meiner Ansicht, daß nur ein Liebhaber solches Feuer haben kann?“

„Er wollte also die Familie Bornstedt besuchen?“

„In einer dringenden Angelegenheit, wie er mir sagte. Weiter konnte ich Nichts erfahren, denn er lief wie ein Besessener davon. Aber was ist Ihnen, lieber Herr? Sie zittern ja und sind bleich, als ob Sie plötzlich krank geworden wären.“

„Herr Magister“, sagte Philipp ernst, „Sie müssen mir versprechen, meine Besuche gegen Jedermann zu verschweigen. Plaudern Sie, so kann Ihrer liebenswürdigen Schülerin ein Glück entgehen, das ihr jetzt so nahe bevorsteht.“

„Ich verbürge mein Ehrenwort! Uebrigens fürchten Sie den blonden Menschen nicht, Anna steht unter meiner speciellen Aufsicht und meiner Einwirkung wird es möglich sein —“

„Auf Wiedersehen, Herr Magister!“

Philipp drückte dem kleinen Mann die Hand und verließ hastig die Wohnung

„Ich müßte ein schlechter Menschenkenner sein, wenn ich noch zweifeln wollte, daß der gute junge Mann eine zärtliche Neigung für Anna hegt!“ flüsterte Elias vor sich hin, als er wieder in seinem Stübchen war. „Was sage ich, eine zärtliche Neigung? Er ist schon Feuer und Flamme! O Himmel, nun habe ich wieder einmal vergessen, ihn um seinen Stand und Namen zu befragen! Das ist sehr unangenehm; aber es thut Nichts, ein Novellist muß sich immer zu helfen wissen. Anna's Liebhaber bleibt vorläufig ein unbekannter, das reizt die Neugierde des Lesers, erhält die Spannung und gibt meinem Werk etwas Geheimnißvolles, wie man es liebt. Die Entwickelung ergibt sich von selbst. Ich brauche Nichts zu erfinden. Nun will ich die zweite Scene ausarbeiten, ehe ich zu der dritten übergehe, werde ich wohl schon so viel von Madame Lindser erfahren haben, daß ich sie dem Leser naturgetreu vorführen kann. Also zur Arbeit!“

Elias ergriff die Feder, sann einige Augenblicke nach und begann emsig zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

6.

Während Josephine in Malmaison ihre Scheidung beweinte, suchte Hortense für sich eine eben solche Lösung ihres Schicksals. Sie würde eine Scheidung, welche ihre Mutter als ein Unglück beklagte, weil sie ihren Gemahl immer noch liebte, sie würde eine Scheidung als ein Glück begrüßt haben, weil sie ihren Gemahl niemals geliebt hatte. Dies Mal wieder im Einklang mit dem Letztern, bat Hortense den Kaiser, ihre Ehe trennen zu wollen, und der König von Holland vereinigte seine Bitten mit denen der Königin.

Aber Napoleon blieb unerbittlich. Seine Familie sollte nicht dem Lande das unerquickliche Beispiel geben, daß man die Ehe nicht heilig halte. Er hatte sich aus Staatsrücksichten von seiner Gemahlin getrennt und aus Staatsrücksichten wollte er nicht einwilligen, daß die Ehe seines Bruders und seiner Stieftochter getrennt werde.

Sie mußten sich also weiter schleppen an dieser Kette, welche sie vereinte; sie thaten es Beide mit zornigem Schmerz im Herzen, und da sie Niemanden sonst hatten, den sie wegen ihres Unglücks anklagen durften, klagten sie sich gegenseitig selber an, zürnten sie einander für Das, was sie durch sich erduldeten.

Louis kehrte verstimmt und niedergebeugt nach Holland zurück, während Hortense auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers noch für einige Zeit in Paris verbleiben mußte. Sie sollte den Festen beiwohnen, welche jetzt bald am Kaiserhofe zur Feier der Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich stattfinden sollten. Die Tochter der geschiedenen Kaiserin sollte mit den Schwestern des Kaisers am Vermählungstage die Schleppe der Kaiserin tragen. Napoleon wollte Frankreich und ganz Europa beweisen, daß es in seiner Familie kein anderes Gesetz gebe, als seinen Willen, und daß die Tochter Josephinens niemals aufgehört habe, auch seine gehorsame Tochter zu sein. Napoleon wünschte außerdem die Königin, welche von Josephinen die ganze Anmuth geerbt hatte und deren ächte Weiblichkeit den Damen seines Hofes ein gutes Vorbild sein konnte, an die Person seiner jungen Gemahlin zu fesseln.

Hortense fügte sich schweigend den Befehlen des Kaisers. Sie trug am 1. April 1810, als Marie Louise dem Kaiser vermählt ward, mit Napoleons Schwestern die Schleppe der neuen Kaiserin; sie allein that das ohne Widerstreb.n, während die Schwestern Napoleons, die Königin Karoline von Neapel, die Herzogin Pauline von Guastalla und die Großherzogin Elise von Toskana, nur nach heftigem Widerstande sich dem Befehl ihres Bruders gefügt hatten und mit finstern Blicken als dienstbare Unterthaninnen hinter ihrer neuen Souveränin daherschritten.

Und die Schwestern des Kaisers waren nicht die Einzigen, welche am Tage der Vermählungsfeier Napoleons und Marie Louisens dem Kaiserpaar grollten. Nur ein kleiner Theil der hohen Geistlichkeit war der Einladung des Großmeisters der Ceremonien gefolgt und hatte sich in die zur Trauung des Kaiserpaares in den Tuilerien selbst errichtete Kapelle ver-

fügt. Dafür bestrafte der Kaiser die widerspenstigen Kardinäle, indem er ihnen verbot, hinfort im rothen Kardinalsgewande zu erscheinen, und sie zu dem schwarzen Pönitenzkleide verdammte.

Auch das Volk von Paris empfing die neue Kaiserin nur mit einem befohlenen Enthusiasmus, es schaute mit unheilvollen Ahnungen auf die neue „Oesterreicherin“, und als bald darauf bei dem Feste, das der Fürst von Schwarzenberg zu Ehren der kaiserlichen Vermählung gab, jene furchtbare Feuersbrunst entstand, welche so viel Menschenleben kostete und so viel Familienglück zerstörte: da erinnerte sich das Volk mit Entsetzen jenes andern Unglücks, welches den Einzug Marie Antoinettens in Paris bezeichnet hatte, und nannte diese Feuersbrunst das Wahrzeichen des Unglücks, welches die Oesterreicherin über Frankreich und den Kaiser bringen werde. —

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Woll' Niemand fehlerlos, denn auch du bist es nicht!
Späh' nicht, was Andern fehlt, schau zu, was d r gebricht.
Hast du erst dich gewöhnt, dir selbst Nichts zu verzeihen:
Du lässest Andern gern auch Duldung angedeihen.

Schließest du die Sünde ein
Hinter trügerischen Schein,
So wirst du sie schwerlich los
Ziehst sie vielmehr selber groß.

Verschiedenes.

In einer Universitätsstadt ereignete sich kürzlich ein interessanter Fall. Es hatte nämlich ein recht geiziger Mann zwölf Enten, eilf weiblichen und eine männlichen Geschlechts, welche ihrer Schönheit und Einträglichkeit wegen ihm vielen Spaß machten. Sie schwammen jeden Tag auf dem in der Nähe seines Hauses fließenden Bach herum und wagten sich oft weit vor die Stadt und über ihres Herrn Haus hinaus. Dieser, durch die Zeit daran gewöhnt, hatte auch darob keinen Argwohn; allein er sollte leider getäuscht werden. Als er an einem schönen Morgen seinen gewöhnlichen Spaziergang antreten wollte, sah er zu seinem großen Staunen den Entrich allein, den Kopf hoch in der Höhe und einen Zettel auf der Brust tragend, einherschreiten. Nichts Gutes ahnend, ging er sogleich auf den Entrich los und riß den Zettel ab, worauf er folgende Zeilen las:

Ich und die eilf Enten
Geriethen unter die Studenten;
Ich entkam nur ganz allein
Und bring von eilf den Todesschein.

Pariser Blätter enthalten folgende Anzeige: Ein junger Mann, der nächstens loosen muß, aber keine Lust hat, Soldat zu werden, sucht eine Frau, die ihm einen Ersatzmann stellt.

Warum braucht Napoleon eine „zahlreiche, krieggewohnte Armee“? Ganz einfach: weil das Kaiserthum der Friede ist! Sie glauben das nicht? Wäre das Kaiserthum nicht der Friede, so hätte es Napoleon seiner Zeit nicht so geheißen; hätte er es nicht so geheißen, so wäre ihm nicht zugejubelt worden; wäre ihm nicht zugejubelt worden, so hätte er keinen Credit bekommen; hätte er keinen Credit bekommen, so hätte er keinen großen Krieg führen können; der Kaiser führt aber einen großen Krieg — also ist das Kaiserthum der Friede!

Was ist der Galgen? — Der Galgen ist ein dreibeiniges Compliment, welches sich die Leute gegenseitig machen, um sich einzureden, wer nicht daran hängt, sei ein ehrlicher Mensch.

Räthsel.

Die beiden Ersten beschmutzen die Sachen,
Die Dritte dient, sie rein zu machen.
Das Ganze ist schön weiß und roth,
Und trägt doch in sich Gift und Tod.

Böhl. P.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 10. Dienstag, den 22. Januar **1856.**

Der wohlmeinende Bauer am Neujahrstag.

(Verspätet.)

Wammer am Neujohrschdaag so in Gedanke
Zerickgeht unn im Schtille iwwerdenkt,
Was Alles in dem letschte Johr geschehe —
Halb frädig unn halb traurig sieht sich's an.
Mei Peifche dämmbt, ich sitz' im wäche Sessel
Am Ohfe, unn so wie der bloe Raach
Detvunnzieht unn am Enn verschwunn is,
So is m'r Woch um Woch vorbeigezoh'.
In unserm Dorf nor, was is do nit Alles
Bassirt seit vorrem Johr am Neujohrschdaag!
Do sinn d'r Leit geschtorwe unn verdorwe,
's sinn ausgewannert, widder heemgekehrt,
E paar hänn umgeworfe, an're blüht's noch,
E Dähl sinn reicher worre, hänn geerbt, —
Doch schteh'n die mehrschte noch am alde Blätzche,
Sell muß m'r sage, 's fräht mich meiner Drei!
So wie's im Kleene geht, so geht's im Große.
Betracht' m'r nor den Krieg do in der Krim,
's is so erschrecklich, wie's dort manchmol hergeht,
Unn was e Menscheschpiel hot's schunn gekoscht!
Uns geht's nix an, — vum Krieg hör' ich am liebschte,
Wann er am weitschte weg ist; — doch wer weeß,
Was unser Herrgott Gutes will bezwecke —
Es wechselt jo aach Sunneschei unn Schtorm!
In unserm Land do losst sich's ruhig wohne,
Wann's unruhig is, do simmer selwer schuld.
Was war des letscht nit widder for e Laafes
Mit denne Wahle! Hot m'r nit gemeent,
For lauter Wichtigkeet unn Dhuerei,
Des ewig Heil hängt vum e Wahlmann ab!
Erumgeloffe sinn se, wie Hausirer,
M'r hot gemeent, 's wollt Jeder en Profit.
Do losse wähle, wie's de Leit um's Herz is,
Nooch is es Jedermann vunn Herze recht.
Sell kammer sage, daß nor unser Beschtes
Unn Schennschtes die Regierung hawwe will,
Dann unser Glick is aach des Landes Seege,
E froher Bauer macht en Kenig froh!
Es gibt zwor manche unzefried'ne Mensche,
Unn manche drickt gar ärgerlich der Schuh;
Doch muß m'r nit uf en Karch Alles lade,
Der Wind peift jo nit immer aus ähm Loch!
Bedäuerlich wuhl is es anzesehe,
Wammer die Zeidung les't, unn sieht die Maff
Vun Zwangsverschtägerunge und Bankrutte,
Vun Schteckbrief, Diebschtähl und was Alles noch!
Nooch hört m'r klage iwwer schlechte Zeite —
Sell hör' ich dann so lang schunn, als ich leb'! —
Die Leit sinn närrisch! Jeder meent, es müßte
Gebrodne Daube fliege in der Luft.
Wann Jedermann sei Sache deht bedenke,
Ehb er se anfangt, noocher wär's ball gut;
Un schaffe wolle heit ze Daag ganz wenig,
De Herre mache, fallt käm Aenz'ge schwer!
Warum der Baureschtand is runnerkumme,
Sell is m'r kloor; guck' sich nur äner um:
Wann heit ze Daag e Mark is oder sunscht was,
Do seh emol e Mensch den Kläderschtaht,
Des ibbig Lewe, wu awweil gedribb werd!
Die Weibsleit hänke sich voll eitel Gold;
Die Mannsleit trinke, wie e Färscht, Schambanjer,
Unn mancher Mark koscht zwä, drei Wäge Frucht.
E Dähl, die känn'es, sell is wohr; die mehrschte,
Die plogt der Hochmuthsdeibel, unn ze spoht,
Wann all die schäne, bräde Aecker fort sinn,
Dann werr'n se klug — nooch helft's en awwer nix!
Wann nor so hie unn do e Dutzend herkäm
Vunn denne, wu ich män, ich wollt'n dann
De rechte Weg e bische widder weise.
Der Weg zum volle Schpeicher geht mi'm Plubg
Vunn Morjens an dorch's Ackerland bis Owends,
Unn nit mi'm Schtöckche uf die Kechelbahn
Unn uf der Jagd erum unn in's Kummeddi.
Der Weg zum Krahnedahler geht de Kreizer
Genah unn richtig nooch, unn nit der Kahrd,

Dem Sigahrraache und dem Haserdire.
Der Weg zur Schmalzbichs geht im Schtall beim Vieh,
Mi'm Krabbe unn mi'm Besseim nooch der Mischtkaut,
Unn kummschte mit gewichsde Schuh zum Schtall
Unn hebbscht dei Recche uf bis immer d' Knechel,
So werrd dei Vieh ball derr sei wie e Gäs.
Der Weg zum Wuhlschtand unn zur Ehr', der führt dich
Durch harte Währdäg zu der Sunndagsruh,
Unn nit durch wäche, warme Fedderbettcher
Unn Pannekichelcher, so aus der Zeit,
Nooch langer Weil am Währdag endlich Sunndags
Zum luscht'ge Lewe nooch der schäne Schtadt.
Wie's bei de Baure geht, geht's bei de Herre,
's gibt immerall zwä Weg, der rechts, der links;
Unn kummschte an en Kreizweg, bleib' hibsch schtehe
Unn frog dei Herz um Roth, 's kann wärrlich deitsch!
So mach's im neie Johr; unn Gottes Seege
Sei bei der alle Dag! Unn halt dich gut!

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

5.

Philipp befand sich auf dem Wege zu seiner Gattin. Es war die gewöhnliche Stunde, um die er ihr seinen Besuch abzustatten pflegte. Er ging langsam, um wenigstens so viel äußere Ruhe zu gewinnen, daß er der vielleicht unschuldigen Josephine seinen Seelenzustand verbergen konnte. Der junge Mann liebte zu leidenschaftlich und die ersten Monate seiner Ehe waren unter so eigenthümlichen Verhältnissen dahingeschwunden, daß seine Eifersucht wohl wach werden konnte. In der festen Hoffnung, daß sie ihm den empfangenen Besuch unaufgefordert mittheilen würde, zog er die Glocke auf dem Vorsaale. Meta, die schon bejahrte Kammerfrau, öffnete die Thür. Eine Minute später ward er mit derselben Offenheit und Zärtlichkeit empfangen, die ihm Josephine stets bewiesen hatte. Sie befand sich noch im Negligée, da sie erst zu der Abendgesellschaft große Toilette machen wollte. Man unterhielt sich von der Soirée und Josephine legte ihrem Gatten die Liste der Eingeladenen vor. Sie bestand aus vierzehn Personen, deren Bekanntschaft Josephine in den Abendgesellschaften des Banquiers gemacht hatte. Meta lud zum Frühstück ein und man setzte sich zu Tische. Josephine sprach lebhaft von den getroffenen Einrichtungen, von der Sorge, deren sie sich durch die Soirée entledigte, und von dem neuen kostbaren Kleide, das sie heute zum ersten Male tragen würde. Der arme Philipp saß wie auf Nadeln, des verhängnißvollen Besuchs geschah mit keiner Silbe Erwähnung. Da trat Meta ein. Sie brachte einen Brief von Madame F. Josephine öffnete und las. Ihre Züge verriethen eine unangenehme Ueberraschung.

„Madame F. wird diesen Abend nicht kommen!“ sagte sie gleichgültig, indem sie ihrem Gatten das Papier gab.

Philipp las die Zeilen, durch die der Banquier kurz und bündig ankündigte, daß ein Unwohlsein seine Gattin an das Zimmer fessele, und daß sowohl er als sie das Versprechen, diesen Abend zu erscheinen, zurücknehmen müßten. In der Abfassung lag eine Kälte, die nach Philipp's Ansicht beleidigen sollte. Es waren nicht einmal die gewöhnlichen Höflichkeitsformen beobachtet.

„Was ist das?“ fragte Philipp.

„Ich finde Nichts darin!“ gab Josephine mit einem reizenden Lachen zur Antwort. „Die gute Frau, die ihren Mann beherrscht, weil sie ihm ein großes Vermögen zugebracht hat, wird wieder einmal von Grillen geplagt. Man kann ein solche Ehe nur bedauern.“

„Sollte nicht ein Geheimniß zu Grunde liegen?“

„Mir ist keins bekannt geworden. Meine soeben ausgesprochene Vermuthung wird wohl die richtige sein. Die kleine capriciöse Frau hat eine zweite Soirée nicht zu erwarten. Die Sache ist zu unbedeutend, als daß wir uns länger damit beschäftigen sollten. Wie steht es, Philipp, mit der Familie Bornstedt? Hast Du Dich dem armen Manne entdeckt, wie Du mir gestern versprochen?“

„Ich fand ihn nicht zu Hause.“

„O, säume nicht, lieber Freund! Du hast doch die Summe, die Du für das verkaufte Gut erhalten, nicht angegriffen? Wenn dies ist, so sage es mir, ich werde aus meinen Ersparnissen das Fehlende decken. Man soll nicht sagen, daß wir auch nur einen Thaler unrechtmäßig besitzen. Ich wiederhole es: lieber arm, als unredlich reich!“

Josephine hatte so dringend gesprochen, als ob in dem längeren Zögern ein großer Verlust läge. Was konnte darauf ankommen, ob heute

oder morgen die Uebergabe stattfände, da Vater und Tochter vor der Hand sorgenfrei leben konnten? Der Argwohn Philipp's war einmal erwacht, und wie die Gluth unter der Asche wuchs er still und unmerklich fort. — Jedes Ereigniß gab ihm neue Nahrung und der Brief des Banquiers, den Josephine lächelnd angenommen, erfüllte ihn mit einer schmerzlichen Besorgniß. Da fühlte er plötzlich den schönen Arm Josephine's, der seinen Nacken umschlang.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Während Hortense in Paris den Festen zu Ehren der neuen Kaiserin beiwohnen mußte, zog sich über dem Haupte ihres Gemahls ein finsteres Ungewitter zusammen, das bald sein Leben und seine Krone bedrohen sollte. Als Louis damals auf Befehl des Kaisers die holländische Königskrone angenommen, hatte er den heiligen Eid geleistet, seinem Volke ein treuer Herrscher zu werden und dessen Wohl sein ganzes Dasein zu weihen. Und er war ein zu redlicher Mann, als daß er diesen feierlichen Schwur nicht hätte erfüllen wollen. Er war nur bedacht, solche Einrichtungen zu treffen, solche Verordnungen und Gesetze zu erlassen, wie sie dem Wohl und Gedeihen des Landes gemäß waren, und nicht im Mindesten berücksichtigte er dabei, ob diese Gesetze den Interessen Frankreichs nicht zuwiderlaufen möchten. Er wollte Holland nicht als eine von Frankreich abhängige Provinz betrachten, deren Statthalter er war, sondern als ein freies Land, das ihn zu seinem freien und unabhängigen König erwählt.

Aber Napoleon war nicht der Ansicht seines Bruders; in seinen Augen war es ein unerhörtes Sacrilegium, das Königreich Holland gegen die Obergewalt Frankreichs sich auflehnen zu sehen. Als der Kaiser damals seinen Bruder mit der Krone Hollands belehnte, hatte er es ihm zur Pflicht gemacht, „seinem Volke ein guter König zu werden, dabei aber immer ein treuer Franzose zu bleiben und die französischen Interessen zu wahren.“ Allein Louis hatte sich bemüht, ein guter Holländer zu werden, und als daher zwischen den Interessen Frankreichs und Hollands Conflicte entstanden, stellte der König sich auf die Seite seines neuen Vaterlandes und handelte und dachte als Holländer. Er war von der Ansicht durchdrungen, daß Holland nur dem Handel und der Industrie seinen Wohlstand verdanke, daß es nur groß sein könne durch seine merkantilische Bedeutsamkeit; er verringerte daher das Heer und verkleinerte die Flotte, er verwandelte die Kriegsschiffe in Kauffahrteischiffe und die Seesoldaten in Matrosen friedlicher Handelsschiffe.

Napoleon betrachtete diese Umwandlung mit Entsetzen und machte dem Könige von Holland zornige Vorwürfe darüber, daß er ganze Escadres desarmirt, die Soldaten entlassen, die Armee so desorganisirt habe, daß Holland sich jetzt ohne Land- und Seemacht befände, gleichsam als ob die Negocianten und Commis im Stande wären, eine Macht zu consolidiren. Einen noch bittrern Vorwurf aber machte Napoleon seinem Bruder daraus, daß er die Verbindungen Hollands mit England wieder angeknüpft und für Holland den Blokus, welchen Frankreich zu einem Gesetz gegen England erhoben, aufgehoben hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Der landwirthschaftliche Verein von Clermont veröffentlicht folgendes Factum: Ein Gärtner benutzte zum Anstreichen von Holzwerk in seinen Gewächshäusern Steinkohlentheer aus einer Leuchtgasfabrik, welches Anstreichmittel neben dem Nutzen der schwarzen Farbe noch den Vortheil bedeutender Wohlfeilheit bot, indem die Kosten desselben nur ein Achtel von Dem betrugen, was die billigste Farbe gekostet hätte. Das Anstreichen wurde im Spätherbste vorgenommen. Im Frühjahre bemerkte der Gärtner mit Erstaunen, daß die Spinnen und Insecten, die sich sonst in seinen Gewächshäusern angesiedelt hatten, total verschwunden waren. Zugleich bemerkte er, daß die Weinstöcke am Spalier, die seit Jahren gekränkelt und die er deßhalb entfernen wollte, sich glücklich wieder so erholt hatten, daß sie ihm die schönsten Trauben zu bringen versprachen. Er bestrich nun die Spaliere von allen Bäumen, die von Insecten angegriffen waren, und seine

Unternehmungen wurden mit gutem Erfolge gekrönt: die Schnecken und Raupen verschwanden, wie die Insecten und Spinnen, und die bis dahin kranken Bäume trugen herrliche Früchte.

Lebensphilosophie.

Wer für's Gute Dank erwartet,
Der ist selbst nicht gut geartet.
Guter Baum gibt gute Frucht,
Selbst wenn ihm der Undank flucht.

Wer etwas Rechtes ist,
Der sucht es nicht zu scheinen;
Was auch die Leute meinen,
Er ist doch, was er ist.

Wer sich so gerne loben hört,
Ist schwerlich großen Lobes werth;
Doch lobenswürdig ist der Mann,
Der auch den Tadel tragen kann.

Verschiedenes.

Eine Berliner Köchin las eines Abends einen Roman, als der junge Herr dazu kam und sie fragte, wer die Erzählung geschrieben hätte? „Se wollen mir wohl foppen", rief das Mädchen, „das sehen Se doch, daß es gedruckt is."

Ein Schauspieler wollte sich verehelichen. Seine Cameraden sprachen ihm zu, er sollte doch das nicht thun und seine Freiheit nicht vergeuden. — Auch der Souffleur, ein guter alter Mann, suchte ihn zu überreden, ja ledig zu bleiben, und brach am Schlusse seiner Rede endlich in die Worte aus: „Herr N*! Sie haben immer auf mich gehorcht, thun Sie es doch auch dies Mal."

In einer Gesellschaft war von der Gasbeleuchtung die Rede. Ein Fräulein, das hochdeutsch sprechen wollte, sagte: „O, ich liebe das Gaislicht ungemein."

Bei einem Streit über Gastfreiheit, der einst in Hamburg an einer Gastwirthschaftstafel von Personen verschiedener Länder geführt wurde, sagte ein Bewohner von London, welcher lange geschwiegen, endlich mit einem triumphirenden Ton: „In Ansehung der Gastfreiheit geht kein Land über Altengland; dort kann Jeder für Geld Alles haben, was nur sein Herz begehrt."

Ein junges, lustiges Mädchen wollte einen alten Gelehrten, den sie für einen Pedanten hielt, weil er keine Pfänder mitgespielt hatte, necken. Sie fragte ihn daher, ob er sich getraue, zehn Minuten auf einem Bein zu stehen. „Mademoiselle", sagte er, „Sie thun wohl, daß Sie daran zweifeln; denn ich habe es bis jetzt wirklich für sehr albern gehalten, mich mit Gänsen in einen Wettstreit einzulassen."

Ein Wirth fragte seine Magd, ob sie den Gästen außer den Speisen und dem Weine auch das Bier angeschrieben habe. Sie besann sich ein wenig und gab dann „Ja!" zur Antwort. — „Wenn Du es nicht recht gewiß weißt", sagte der Wirth, „so schreib' es lieber noch ein Mal an."

(Amerikanische Gasthöfe.) Ein Reisender in einer kleinen amerikanischen Stadt tobte gegen den Aufwärter: „Was machst Du, schwarzer Schurke", rief er zornig, „schon zwei Mal hast Du mich geweckt, um mir zu sagen, daß das Frühstück fertig sei, und da ich nicht darauf höre, weil ich noch schlafen will, ziehst Du mir das Betttuch herunter?" — „Ich kann nicht anders, lieber Herr!" erwiederte gelassen der Neger, „es soll als Tischtuch gebraucht werden."

Ein Gedankenstrich bedeutet entweder das Grab eines Gedankens, welchen der Schreiber hatte, oder die Wiege eines Gedankens, den der Leser haben soll.

Auflösung des Räthsels in Nro. 9:
Fliegenschwamm.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 11. Donnerstag, den 24. Januar **1856.**

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott, Philipp, was ist Dir?“ fragte Josephine zärtlich und indem sie mit ihren weißen Zähnen seine Wange berührte. „Du bist in ein so tiefes Brüten versunken, daß mir angst wird.“

„Die Annäherung an die arme Familie ist für mich eine schwere Aufgabe. Ich sinne nach, wie ich mich ihr auf eine Weise entledige, die so wenig als möglich meinen verstorbenen Vater compromittirt.“

„An diesen wichtigen Punkt haben wir noch nicht einmal gedacht! Philipp, wie liebe und achte ich Dich!“ rief sie bewegt. „Wir wollen zusammen überlegen, wie Du ein Vergehen Deines Vaters ausgleichst, ohne es anzuerkennen. Fast möchte ich Dir zürnen!“ fügte sie mit einer schmollenden Miene und in einem derselben entsprechenden Tone hinzu, daß dem armen Philipp wunderbar um's Herz ward.

„Warum, Josephine?“

„Ich habe bei Deinem Eintritt schon bemerkt, daß Dir Etwas auf der Seele lag. Anstatt, daß Du es Deiner Gattin mittheilst, muß sie es ganz zufällig erfahren. Du hast ein Geheimniß vor mir gehabt, vor mir, die ich Dir Alles mittheile. Bin ich nicht auch die Tochter Deines Vaters?“

Sie konnte nicht fortfahren, denn Meta trat wieder ein. Sie trug wiederum einen Brief in der Hand.

„Vom Herrn Doctor B.“, sagte die Zofe, indem sie das Papier überreichte. Dann entfernte sie sich wieder.

Philipp erinnerte sich, den Namen des Absenders auf der Liste der Gäste gesehen zu haben. Mit ängstlicher Spannung beobachtete er die lesende Josephine. Der Ernst ihrer wunderbar schönen Züge verwandelte sich in ein ironisches Lächeln.

„Auch der Doctor B. schreibt ab!“ sagte sie kalt und ruhig. „Er bezieht sich auf das Unwohlsein der Madame F. und da er durch den Banquier eingeführt werde, könne er aus Rücksichten mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern nicht erscheinen.“

Philipp fand, daß auch dieser Brief kurz und frostig abgefaßt war.

„Ich wund're mich nicht darüber“, meinte die junge Frau. „Der Doctor ist zwar ein Mann der Wissenschaft, aber er macht dem Manne des Geldes, oder eigentlich seiner Frau, die Reverenz. Es sollte mich auch nicht wundern, wenn nun ein Geladener, der zu dem Doctor in Beziehung steht, ein ähnliches Billet folgen ließe. Nimm die Liste, Philipp, und streiche die Personen.“

Es ergab sich, daß diese beiden Familien die Hälfte der geladenen Gäste ausmachten. Bald kam ein drittes Billet an. Madame X. meldete, daß sie einen unerwarteten Besuch erhalten habe.

„Wer bleibt uns noch?“ fragte Josephine in großer Heiterkeit.

„Zwei Gäste.“

„Nenne sie.“

Philipp las auf der Liste: „Fräulein Bartels.“

Eine Klavierspielerin, die wird nicht ausbleiben!“ lachte Josephine.

„Fräulein Canzona.“

„Eine Sängerin, die ich zur Unterhaltung der Gäste geladen hatte. Lieber Freund, schreibe den beiden Damen ein Absagebillet und lege einer jeden zwei Louisd'or bei — die Gesellschaft wird nicht stattfinden. Wir bleiben al-

lein, speisen zusammen und unterhalten uns, so lange es uns gefällt. Während Du das kleine Geschäft besorgst, mache ich meine Toilette.«

Heiter und unbefangen drückte sie einen Kuß auf seinen Mund und verschwand in dem Nebenzimmer.

Philipp besorgte mit beklommener Brust das ihm aufgetragene Geschäft. Jeder Andere würde die Dinge milder beurtheilt haben; er aber, dessen Verdacht ein Mal erregt war, zerbrach sich den Kopf darüber, ob Josephine nicht Veranlassung zu diesen Briefen gegeben haben könne. »Warum verheimlicht sie ihre zweite Heirath?« fragte er sich. »Warum will sie immer noch für eine Wittwe gehalten sein?« — Wie schwankend erschienen ihm die angegebenen Gründe, wenn er seine rasche Verheirathung und alles Das bedachte, was sich seit gestern zugetragen hatte. Im Stillen segnete er die Hindernisse, die ihn von der Ueberlieferung seines Vermögens abgehalten hatten. Der Besuch des blonden jungen Mannes, den sie verschwieg, gewann eine furchtbare Bedeutung.

Bald erschien Josephine in einer einfachen, geschmackvollen Toilette. Seufzend betrachtete Philipp das reizende Geschöpf, das entweder der reinste Engel oder der boshafteste Dämon sein mußte. Sein Lebensglück hing von der Entscheidung dieser Frage ab und er beschloß, mit großer Vorsicht die Lösung derselben zu suchen. Als er sich entfernte, hatte Josephine keine Ahnung von seinem Seelenzustande; sie erinnerte ihn heiter und unbefangen an den bevorstehenden Abend und entließ ihn mit einem innigen Kusse. Er hatte nicht den Muth, ein Wort des Mißtrauens zu äußern.

Wäre Philipp eine Viertelstunde später gegangen, so hätte er einen Fiaker vor Josephinens Wohnung halten gesehen, aus dem ein stattlicher Mann vielleicht von fünfzig Jahren stieg. Trotzdem er elegante Civilkleider trug, so ließ sich dennoch die Militärperson erkennen. Der volle, gestutzte Bart über der Oberlippe war braun, das Haupthaar hingegen begann schon zu bleichen. Er sah aufmerksam nach der Hausnummer, dann, als er sie richtig befunden, stieg er die Treppe hinan. An der Thür las er die Namen: Josephine Lindsor.

»Ich bin am Ziele!« murmelte er lächelnd. »Das ist der Name der Engländerin.«

Er zog seinen Ueberrock aus, so daß er im schwarzen Fracke erschien. Auf der weißen, gestickten Atlasweste erglänzte ein Uhrgehänge von schwerem Golde. Auf dem Busenstreifen flimmerte ein Diamant. Nachdem er das Zeichen mit der Glocke gegeben, öffnete Meta die Thür.

»Madame Lindsor?«

»Sie befindet sich in ihrem Zimmer. Wen habe ich die Ehre anzumelden?«

Der Fremde überreichte eine Karte, mit der sich die Kammerfrau entfernte. Gleich darauf kam sie zurück und führte den Besuch in das Empfangszimmer. Mit prüfenden Blicken betrachtete er das Meublement. Wie festgebannt blieb er vor einem Oelgemälde stehen, das Josephinen vorstellte.

»Wenn dies ihr Bild wäre!« flüsterte er überrascht. »Bei meiner Ehre, das sind die Züge eines Engels! Hat der Maler nicht geschmeichelt, so muß ich bekennen, daß ich nie ein reizenderes Frauen-Antlitz sah. Superb, superb, bei meiner Ehre!«

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser forderte von dem Könige von Holland, daß er sich unbedingt seinem Willen und den Interessen Frankreichs füge, daß er sofort alle Handelsbeziehungen Hollands mit England verbiete, daß er die Flotte und das Heer wieder organisire und alle Privilegien, die der Constitution zuwider liefen, aufheben solle.

König Ludwig hatte den Muth, im Namen Hollands diesen Forderungen zu widerstehen und sich den Befehlen des Kaisers, deren Ausführung den Wohlstand seines Landes nothwendig ruiniren mußte, nicht fügen zu wollen.

Napoleon beantwortete diese Weigerung mit einer Kriegserklärung, er ließ dem holländischen Gesandten in Paris seine Pässe ausfertigen und sandte ein französisches Truppencorps nach Holland, um den Uebermuth des Königs zu beugen.

Aber das Unglück, welches Holland bedrohte,

rief die ganze Energie des Königs wach und alle Drohungen Napoleons konnten dessen Entschlüsse nicht beugen. Als der Befehlshaber der französischen Truppen, der Herzog von Reggio, sich Amsterdam näherte, um es zu belagern, zog Louis es vor, lieber von seinem Thron herabzusteigen, als sich den ungerechten Forderungen Frankreichs zu unterwerfen.

Er erließ daher an sein Volk eine Proclamation, in welcher er sagte, daß er überzeugt sei, Nichts mehr für des Volkes Wohlergehen thun zu können, daß er im Gegentheil glaube, ein Hinderniß der Wiederkehr der wohlwollenden Gesinnungen des französischen Kaisers gegen Holland zu sein, und sich daher entschlossen habe, zu Gunsten seiner beiden Söhne, Louis Napoleon und Karl Louis Napoleon, abzudanken. Bis zu ihrer Volljährigkeit solle die Königin Hortense, der Constitution gemäß, die Regentschaft führen.

Er nahm dann mit kurzen, aber rührenden Worten Abschied von seinem Volke und begab sich, unter dem Namen eines Grafen von St. Leu, durch die Staaten seines Bruders Jerome, des Königs von Westphalen, und durch Sachsen nach Töplitz, wo er zum Gebrauch der Bäder verweilte.

Dort erfuhr er, daß Napoleon, weit entfernt davon, die Klauseln seiner Abdication zu achten, das Königreich Holland mit dem Kaiserreich vereint habe.

Hiergegen erließ Louis eine Protestation und bezeichnete darin im Namen seines Sohnes, des minorennen Königs Louis Napoleon, den Act des Kaisers als eine durch Nichts gerechtfertigte Gewaltthat, beanspruchte die Wiederherstellung Hollands auf Grund der geheiligten Völkerrechte und erklärte die Vereinigung Hollands mit Frankreich in seinem und seiner Söhne Namen für ungiltig.

Napoleon beantwortete diese Protestation damit, daß er seinem Bruder durch den französischen Gesandten in Wien befehlen ließ, bis zum 1. December 1810 wieder nach Frankreich zurückzukehren, wenn er nicht als ein Rebell, der es wage, sich gegen das Oberhaupt seiner Familie aufzulehnen, betrachtet und darnach behandelt sein wolle.

Louis ließ diese Drohung unbeantwortet und fügte sich ihr nicht. Er begab sich nach Gratz und lebte dort als einfacher Privatmann, nicht blos geliebt und bewundert von Denen, die ihm hier nahe kamen, sondern auch ganz Europa Achtung einflößend durch die edle und wahrhaft hochherzige Weise, in welcher er seine eigene Größe dem Wohl seines Volkes geopfert hatte.

Selbst seine und Napoleons Feinde konnten ihm den Tribut ihrer Achtung nicht versagen und sogar Ludwig XVIII. äußerte über ihn: »Louis Bonaparte ist durch seine Abdankung in Wahrheit ein König geworden; indem er der Krone entsagte, hat er sich würdig gezeigt, sie zu tragen. Er ist der erste Monarch, der ein so großes Opfer aus reiner Liebe zu seinem Volke gebracht hat; Andere vor ihm haben auch ihren Thron verlassen, allein sie haben es aus Degout, aus Ueberdruß der Macht gethan. In der Handlungsweise des Königs von Holland liegt etwas wahrhaft Erhabenes, welches man Anfangs nicht recht gewürdigt hat, aber welches, wenn ich nicht irre, die Nachwelt bewundern wird.« —

In Gratz lebte Louis Bonaparte als Graf von St. Leu einige friedliche, stille Jahre, die ersten Jahre des Glückes vielleicht, die er in seinem kurzen und von so vielfachen Stürmen bis dahin zerrissenen Leben genossen. Arbeit und Studien füllten seine Tage aus und ließen ihn leicht seine frühere Größe vergessen. Wie er einst seinen Ehrgeiz darauf gesetzt, ein guter König zu sein, war es jetzt sein Ehrgeiz, ein guter Schriftsteller zu werden. Er ließ einen Roman »Marie« drucken und durch den Erfolg, den derselbe in Freundeskreisen gefunden, ermuthigt, ließ er auch seine Gedichte erscheinen, Gedichte, deren zärtliche und glühende Sprache bewies, daß dieses so viel verkannte, so oft zurückgestoßene und darum so scheue und mißtrauische Herz endlich sich erwärmen konnte zu einer ebenso zarten als innigen Liebe, welcher Marie Pascal, die schöne Harfenkünstlerin, zu widerstehen wohl nicht die Grausamkeit hatte.

Aber es kam ein Tag, an welchem Louis Bonaparte all den süßen Stimmen seines Glückes, des Friedens und der Liebe sein Ohr verschloß, um nur noch die Stimme der Pflicht zu hören, die ihm gebot, nach Frankreich und an die Seite seines Bruders zurückzukehren. So lange die Sonne des Glückes über Napoleon leuchtete, hielt der freiwillig von seinem

Throne herabgestiegene König Ludwig von Holland sich in dunkler, unscheinbarer Ferne; als aber die Tage des Unglücks über den Kaiser hereinbrachen, da gab es für seinen treuen Bruder nur Eine Stelle, die Stelle an der Seite seines Bruders.

„An dem Tage“ — sagt Frau von St. Elme, welche sich gerade zu dieser Zeit in Gratz befand und Zeuge der Abschiedsscene zwischen Louis Bonaparte und den Bewohnern von Gratz war — „an dem Tage, wo Oesterreich auf so unvermuthete Weise seine Allianz mit Frankreich brach, fühlte König Ludwig die Nothwendigkeit, dem Asyl zu entsagen, welches er jetzt nur noch den Feinden Frankreichs verdankt haben würde, und er eilte, von dem ungerechten großen Manne, der ihn zurückgestoßen hatte, den einzigen Platz zu beanspruchen, welcher der Würde seines Charakters angemessen war, den Platz an seiner Seite. Aber welch ein Kummer, welch ein Gegenstand des Bedauerns war dies für die Einwohnerschaft von Gratz, ja für ganz Steiermark, denn es gab hier nicht eine fromme Stiftung, nicht eine nützliche Anstalt, nicht eine arme Familie, die sich nicht seiner Wohlthaten zu erinnern gehabt hätte, und doch wußte man, daß er, der so eilig und unvorbereitet vom Throne herabgestiegen war, nur geringe Mittel besaß und sich selber manchen Lebensgenuß versagte, um Andern hilfreich zu sein. Man bat, man beschwor ihn mit Thränen, da zu bleiben, und als er dennoch bei seinem Beschluß beharrte, als man ihm endlich die Pferde, welche man ihm Anfangs verweigerte, auf seine dringend wiederholte Forderung doch gewähren mußte, da spannte das Volk dieselben von seinem Wagen, um sich selber davor zu spannen und ihm bis vor die Thore der Stadt das Geleit ihrer Liebe zu geben; seine freiwillige Abreise glich einem wahren Triumphzuge und dieser verbannte König ohne Vaterland war, indem er sein Exil verließ, mit eben solchen Liebesdemonstrationen begrüßt, als damals, wo er den Thron bestiegen hatte.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Andrer spotten, Andrer lachen,
Wenn sie dumme Streiche machen,
Macht die Sache um Nichts besser,
Aber die Erbittrung größer.

Wer seine eigne Schuld erkennt,
Uebt gegen Andre gern Geduld;
Wer selber sich unschuldig nennt,
Rügt unbarmherzig fremde Schuld.

Verschiedenes.

Doctor: Nun, Frau, wie geht es Ihrem Mann, hat er die Blutegel bekommen? — Frau: Ach ja, Herr Doctor, aber er befindet sich ganz elend darnach. Zwei davon hat er freilich lebendig hinuntergebracht, die übrigen viere aber hab' ich ihm braten müssen.

Ein Gerber in England heirathete die Tochter eines Schlächters. Bei der Trauung werden dort die Glocken geläutet. Jemand fragte einen Bekannten: „Was hat dies Geläute auf sich?“ — „Nichts!“ erhielt er zur Antwort, „als die Verbindung von Haut und Knochen.

Ein Dienstmädchen, welches auf dem Tische seines Herrn das Journal: Geist der Zeit, liegen sah, bat ihn, er möchte ihr dieses Buch leihen, da es eine große Liebhaberin von Geistergeschichten sei.

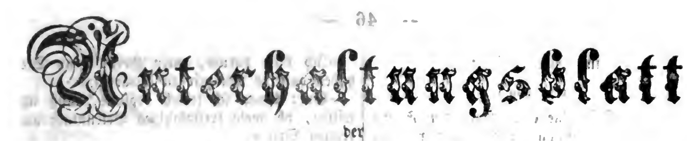
Von einer schlechten Schauspielerin äußerte Jemand: „Welch einen Gang hat dies Weib!“ L. versetzte: „Man freut sich immer, wenn sie geht.“

Räthsel.

Eins sind wir zwei,
Doch wenn wir uns zusammenfügen,
Entzweien wir Alles, was wir kriegen.

Böhl. P.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 12. Samstag, den 26. Januar 1856.

Vom linken Rheinufer.

Auf des Rheines linkem Ufer
Stehen Zeichen alter Zeit,
Hochberühmt im Vaterlande,
Zeichen alter Herrlichkeit;
Und wir sollen auf sie schauen
Oft in unserm Kampf und Streit,
Daß wir uns als Volk ermannen
Jetzt zu rechter Einigkeit.

Auf des Rheines linkem Ufer
Ragen Burgen stolz und kühn.
Seht des Trifels hohe Warte,
Wie sie schaut zum Rheine hin.
Einst des Reichs Kleinodienkammer,
Unbesieglich, jetzt Ruin',
Schaut er wie in stillem Kummer
In das schöne Land dahin.

„Einst, ja einst in jenen Tagen,
Da du wärst ein einig Reich,
Durfte wohl ein Feind nie kommen
In des großen Volks Bereich.
Zwietracht brachte Schmach und Schande,
Mich zerbrach ihr Todesstreich.
Lernt an mir, was ihr geworden,
Werdet stark, an Eintracht reich."

Und der alte Dom zu Speyer,
Deutschlands hohes Kaisergrab,
Blicket wie im ernsten Sinnen
Auf die stille Stadt hinab.
„Wehe der unsel'gen Tage,
Als die Zwietracht Raum ihm gab,
Falschem Franzmann, daß er konnte
Reißen meine Zierden ab."

„Wehe, als mit Frevlerhänden
Sie durchwühlten meinen Schooß,
Schändeten die heil'ge Stätte,
Legten die Gebeine blos;
Schien's, als sei dem Reich versetzet
Nun der letzte Todesstoß,
Und durch Zwietracht gingen endlich
Auch die letzten Bande los."

Und der Rhein mit leisem Seufzen:
„Weiß wohl, was verloren ist,
Um was du dich hast betrogen,
Was dir raubte Andrer List.
Seh' ich doch auf meinem Laufe,
Wie du schwach und wehrlos bist,
Und auf manchem Münsterthurme
Fremde Flaggen aufgehißt."

„Ach wie bist umtost du wieder
Und von Hunden angebellt!
Solltest du zerrissen werden,
Herz Europa's, Aug der Welt?
Du, der Völker treuer Lehrer,
Hingeworfen und zerschellt?
Nein, es kann der Stern nicht lügen,
Der uns leuchtet und erhellt."

„Gehe aus, du Blut der Trauben,
Geh' nach Ost, nach Süd und Nord,
Und begeistre alle Herzen,
Daß sich flüchte Zwiespalt fort.
Einig sei zum großen Ziele
Aller Sinn an jedem Ort!"
So erschallt vom linken Ufer
Euch des Rheines Mahnungswort.

H. J.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Jetzt trat Josephine ein. Hatte den Fremden das Porträt schon in Entzücken versetzt, so erfüllte der Anblick des Originals ihn mit einer Begeisterung, daß er fast die üblichen Formen der Begrüßung vergaß. Die junge Frau schien den Eindruck, den sie ausübte, mit großem Wohlgefallen zu bemerken. Sie verneigte sich lächelnd, indem sie verschämt flüsterte: „Der Herr Major von Wildau bereitet mir eine Ueberraschung, auf die ich seit Wochen schon nicht mehr gerechnet habe!“

Der Angeredete vergaß jetzt vor Schrecken die schuldige Verbeugung.

„Wie“, fragte er, „sollte ich das Unglück haben, zu spät zu kommen?“

„Sie sehen mich in diesem Augenblicke zum ersten Male, mein Herr — und schon sprechen Sie von einem Unglücke, wenn der muthmaßliche Zweck Ihres Besuchs ein verfehlter sein sollte. So schmeichelhaft dies für mich ist, so muß ich es dennoch für ein Compliment halten —“

„Das ich Ihnen aus voller Seele zolle, Madame!“ sagte der Major, indem er ihre Hand ergriff und mit dem Anstande eines Cavaliers einen Kuß darauf drückte. „Wir kennen Beide den Zweck unserer Zusammenkunft, — wenn das erste Erblicken meiner Person nur einen halb so günstigen Eindruck auf Sie ausgeübt, wie jenes Porträt auf mich, so bedarf es nur noch der Besprechung von Nebenumständen und wir sind am Ziele.“

Josephine erröthete und entzog sanft ihre Hand der des Majors, der sie in der seinigen fest zu halten suchte.

„Verzeihung, mein Herr“, sagte sie, „es ist mir unmöglich, sofort eine so wichtige Erklärung abzugeben. Ich bitte, nehmen Sie Platz!“

Beide saßen auf dem Sopha.

„Madame“, begann der Major, „Freimüthigkeit ist von jeher eine der Tugenden gewesen, die ich am Höchsten achte, und deßhalb habe ich mich bestrebt, sie stets zu üben. Erlauben Sie mir, daß ich auch Ihnen gegenüber, wo es sich um eine wichtige Angelegenheit handelt, frei und offen sage, was ich fühle und was ich denke.“

„Ich bitte darum, mein Herr, denn Sie haben dasselbe von mir zu erwarten.“

„Gut; bevor ich jedoch beginne, muß ich wissen, ob mein freimüthiges Bekenntniß am rechten Orte.“

„Was heißt das?“

Der Major ergriff abermals ihre Hand und flüsterte mit einem zärtlichen Lächeln: „Sollte ich das Unglück gehabt haben, bei meinem ersten Erscheinen keinen günstigen Eindruck auf Sie ausgeübt zu haben, so wären alle weitern Erörterungen unnütz.“

Josephine erröthete.

„Ich würde Sie wahrlich nicht veranlaßt haben“, flüsterte sie gesenkten Blickes, „mir Eröffnungen zu machen, wenn sie für mich nicht von großem Interesse wären.“

„Wahrhaftig?“

„Ich versichere es bei meiner Frauenehre!“

„Nun, so versichere ich als Soldat und Edelmann, daß mir in der Welt Nichts wünschenswerther erscheint, als Ihnen mein ganzes zukünftiges Leben zu widmen.“

Die junge Frau nahm diese Versicherung mit einer stummen Verneigung an.

„Nun, so kann ich beginnen!“ rief der entzückte Major. „Ich bin neunundvierzig Jahre alt, erfreue mich einer kernfesten Gesundheit und besitze in Pommern ein Rittergut, das mir einen Reinertrag von jährlich zwölftausend Thalern liefert. Sie sehen, es ist Alles vorhanden, was ein anständiger Haushalt erfordert. Vor fünf Jahren verließ ich den Dienst in der königlichen Armee, weil mir meine zu große Offenheit unter den höheren Vorgesetzten Feinde zugezogen hatte. Von jener Zeit an verwalte ich mein Gut selbst und ich bereue, daß ich nicht schon früher auf diesen klugen Gedanken gekommen bin. In mir sehen Sie den einzigen Wildau und außer einem erzlüderlichen Vetter von mütterlicher Seite besitze ich keine Verwandte. Wenn ich nun so mein herrliches Gut betrachtete, wenn ich den Segen sah, der sich täglich mehrte, so stieg in mir der Gedanke auf: für wen schaffst du denn eigentlich? Wer genießt denn wohl die Früchte deines Schweißes, die je größer werden, je länger du arbeitest? — Ah! dachte ich, wie schön muß das sein, wenn du die Gewißheit hast, du sammelst für deine eigenen Kinder, du kannst ruhig sterben, ohne zu fürchten, dein

Werk geräth in unwürdige Hände. Da dachte ich zum ersten Mal an's Heirathen. Bei meinem abgeschiedenen Leben hatte ich wenig Bekannte und bei ihnen klopfte ich als Freier an. Den Eltern war der reiche Rittergutsbesitzer schon recht; aber den zarten Fräulein — wie rümpften sie die Nase bei meiner Offenheit, die sie Grobheit nannten! Sie fühlten sich selbst beleidigt, als sie erfuhren, daß ich mich nur deßhalb verheirathen wolle, um mir Erben zu erzeugen. Eine wollte aus reiner Liebe heirathen und geheirathet sein; die Andere erklärte geradezu, daß sie zu gut sei, um ihr Leben an das eines Bauern zu ketten. Da wählte ich einen Weg, auf dem einer meiner Bekannten zu dem glücklichsten Ziele gelangt ist. Ich ließ ein Heirathsgesuch in die Zeitungen rücken und empfing poste restante die Antworten der betreffenden Damen. Es erfolgten drei, aber ich bekenne offen, daß ich in Madame Lindsor die Lebensgefährtin gefunden habe, wie ich sie mir nur immer wünschen mag.«

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

7.

Allmälig begann der Glanz der Sonne, welche so lange die Augen von ganz Europa geblendet, zu erbleichen und der leuchtende Stern des Kaisers Napoleon fing an, von Wolken umdüstert zu werden. Das Glück hatte ihm Alles gewährt, was es einem Sterblichen darzubringen vermag. Napoleon, der Beherrscher Europa's, war so hoch gestiegen, daß er nicht nöthig hatte, die Niedrigkeit, von welcher er hergekommen, zu verläugnen, vielmehr mußte ihm dieselbe ein neuer Triumph der Größe werden.

Während des Congresses zu Erfurt waren eines Tages alle Kaiser, Könige und Fürsten an der Tafel Napoleons versammelt. Er hatte seinen Platz zwischen dem Kaiser von Rußland, seinem begeisterten Freunde, und dem Kaiser von Oesterreich, seinem Schwiegervater; ihnen gegenüber saßen der König von Preußen, der König von Bayern, dessen Tochter an Napoleons Adoptivsohn Eugen verheirathet war, der König von Würtemberg, Schwiegervater von Napoleons Bruder Hieronymus; da saßen ferner der König von Sachsen und der Großherzog von Baden. Lauter legitime Fürsten, deren Stammbaum eine glänzende Dynastie zeigte. Und in ihrer Mitte saß der Sohn des Advocaten von Corsika.

Man sprach eben von Napoleons eminemtem, wunderbarem Gedächtniß und der Kaiser wollte seinen staunenden Zuhörern erzählen, wodurch er dasselbe so ausgebildet hatte.

»Als ich noch Unterlieutenant war«, begann er und sofort senkten sich die Blicke vieler der erlauchten Zuhörer scheu auf die Teller nieder und eine Wolke des Unwillens flog über die Stirn des Kaisers von Oesterreich bei dieser Erinnerung an die niedrige Herkunft seines Schwiegersohnes. Napoleon schien es zu bemerken, denn er ließ einen Flammenblick über alle diese verlegenen Gesichter dahinschweifen und begann noch ein Mal mit scharfer Betonung: »Als ich noch die Ehre hatte, Unterlieutenant zu sein«, — hiebei legte der Kaiser Alexander von Rußland seine Hand auf die Schulter Napoleons und nickte ihm lächelnd zu, denn er schien sich der Geschichte zu freuen, die der Kaiser erzählte aus der Zeit, als er noch »die Ehre hatte«, Unterlieutenant zu sein. —

Napoleon, wie gesagt, war jetzt so hoch gestiegen, daß es für ihn keinen Gipfelpunkt mehr gab, und auch das letzte, das ersehnteste Glück hatte ihm das Schicksal gewährt. Seine Gemahlin Marie Louise hatte ihm am 20. März 1811 einen Sohn geboren, und durch den kleinen König von Rom waren die heißesten Wünsche des Kaisers erfüllt worden; er hatte jetzt einen Erben, seine Dynastie war gesichert.

Aber der Ehrgeiz des Eroberers fand immer noch nicht sein Genüge. Die Krone Rußlands hatte er noch nicht in seiner Hand gewogen und daraus auch keinen Stein herausbrechen können. Er zog also mit seinem Heer nach Rußland, um im Kreml zu Moskau die Krone der Zaren aufzusuchen.

Der Stern seines Glückes erblaßte vor den Feuergluthen des Brandes von Moskau und die Sonne seiner Herrlichkeit und seines Ruhmes hatte nicht die Macht, diese Schneemassen und diese Winterkälte zu erwärmen, welche

sein stolzes Heer in Wilna und an der Beresina vernichtete.

Der Stern seines Glückes war erblaßt, und ohne Heer und ohne Ruhm war er aus Rußland heimgekehrt.

Unter traurigen Auspicien nahm das Jahr 1813 seinen Anfang. Abergläubische und furchtsame Leute wollten schon darin eine unglückliche Vorbedeutung sehen, daß dieß Jahr die schlimme Zahl 13 trug und daß es an einem Freitag begonnen hatte.

Dennoch gab es überall Feste zu Ehren des neuen Jahres; man betäubte das unheimliche Geflüster seiner Ahnungen unter den rauschenden Klängen der Musik. Der Kaiser hatte befohlen, daß auch der Hof und die ganze Kaiserfamilie in diesem Winter Feste und Bälle gebe und dadurch den Parisern seine gute Zuversicht beweise. Er wollte nicht, daß man das Unglück von Moskau als ein Unglück für Frankreich betrauere. — Diejenigen also, welche auf den Todtenfeldern Rußlands ihre Angehörigen verloren, mußten sich bemühen, ihre Thränen zu verbergen, Diejenigen, deren Angehörige als Krüppel, mit erfrorenen Gliedern und in siechem Zustande heimgekehrt, mußten diese Heimkehr als ein Glück preisen und sie in glänzenden Festen feiern.

Feste daher überall, Feste in den Tuilerien, Feste in den Palästen der Königin von Neapel und der Herzogin von Guastalla, des Kaisers Schwestern, Feste bei all den Herzögen des Kaiserreichs wie bei der Königin von Holland.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Nimm, so weit die Kraft dir reicht,
Wär' dein Herz auch am Verbluten,
Nimm die bösen Tage leicht,
Aber ernst und schwer die guten!

Soll dich fliehen bald der Schmerz,
Lange dir die Freude bleiben,
Mußt du diese dir in Erz,
Und in Sand den andern schreiben.

Willst du der Erde Seligkeit gewinnen, so öffne zum Geben deine Hand, zum Nachgeben dein Gemüth, zum Vergeben dein Herz.

Verschiedenes.

Die erste Frage über einen jungen Mann, der auf Freiersfüßen in ein Haus kommt, ist: „Wie viel hat er Gehalt?" — „O, schönes Zeichen der Zeit, kein Mädchen will mehr einen gehaltlosen Mann heirathen!"

Eine Frau fiel in's Wasser und ertrank. Ihr Mann kam und suchte sie an der Stelle, wo sie hinabgestürzt war, den Strom hinauf. „Bist Du toll", riefen ihm die Leute zu, „sie wird mit dem Strome geschwommen sein?" — „Das glaube ich nicht", entgegnete der Mann, „sie ist in unserer Ehe immer gegen den Strom geschwommen."

„Ich habe einen guten Gedanken", sagte Jemand in einer Gesellschaft. — „Das nimmt mich Wunder!" versetzte ein Anderer.

Ein Candidat wartete im Gange des Amtsgebäudes auf seinen Protector, den Hofrath ***. Er las dort auf einer Tafel: „Das Bureau des Herrn Hofrathes *** befindet sich jenseits des Ganges." Da sank ihm der Muth, in — Indien sein Glück zu versuchen.

Man tadelte einen Arzt, der alle seine Patienten für gefährlich ausgab. „O, er hat vollkommen Recht, so zu sprechen", sagte Jemand, „denn wirklich sind alle Patienten, die er zu behandeln hat, gefährlich dran."

Ein Witzkopf leitete unlängst den Namen Gazette (Zeitung) nach vielem Hin- und Herdenken von Gazelle (einer Ziegen-Gattung) ab, weil die Ziegen zu den wiederkäuenden Thieren gehören.

Auflösung des Räthsels in Nro. 11:
Schere.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 13. Dienstag, den 29. Januar 1856.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

„Sie sind ein Edelmann, Herr Major, und ich bin von bürgerlicher Geburt“, wandte Josephine ein.

„In dem letzten Briefe, Madame, haben Sie mir bereits Ihre Verhältnisse mitgetheilt; ich habe sie erwogen und würde jetzt, nachdem ich das Glück gehabt, Sie zu sehen, jede Standesrücksicht unbeachtet lassen, wenn ich sie anders noch hegte.“

„Konnte ich auch einen solchen Erfolg nicht voraussehen“, antwortete Josephine lächelnd, „so beantwortete ich Ihr Gesuch dennoch aus dem Grunde, weil die in Ihrer Offerte angegebenen Eigenschaften diejenigen sind, die mein zweiter Mann besitzen muß. Die zweite Wahl ist ungleich schwerer zu treffen, als die erste, weil der Verstand die entscheidende Stimme hat. So mancher junge und reiche Bewerber hat sich mir vorgestellt —“

„O, ich glaube Ihnen, Madame!“ unterbrach sie der Major.

„Aber es war keiner unter ihnen, den mein Verstand billigte. Ich behaupte, daß ein in dieser Beziehung begangener Fehler nie wieder gut zu machen ist.“

„Ganz meine Ansicht!“

„Man muß an das reifere Alter denken.“

„Ganz recht!“

„Gegenseitige Achtung bildet die Basis einer glücklichen Ehe.“

„Ganz mein Grundsatz!“

„Und eine innige Freundschaft wird durch Runzeln und weiße Haare nicht beeinträchtigt.“

„Madame, das Schicksal hat zwei Menschen zusammengeführt, die für einander bestimmt sind!“ rief freudig der Major. „Ich biete Ihnen Herz, Hand und Vermögen an!“

„Ich würde eine Unredlichkeit begehen, wollte ich Sie in diesem Augenblick durch ein Versprechen binden.“

„Wie?“

„Der Mann, dem ich für immer angehöre, darf mich nicht oberflächlich beurtheilen, er soll mich nach einer näheren Kenntniß schätzen und achten. Ich müßte jetzt schon in Ihren Augen verlieren, wollte ich Sie durch Ihren mir so außerordentlich schmeichelhaften Eifer gewinnen.“

„Wohlan, ich bleibe eine Zeit lang in Leipzig und wenn ich abreise, glaube ich die Gewißheit mit mir nehmen zu können, daß mir mein Heirathsgesuch eine schätzenswerthe und liebenswürdige Gattin verschafft hat.“

Der Major von Wildau hatte Josephinen ein ziemlich getreues Bild von seiner Person entworfen; und wenn er ihr den eigentlichen Grund seiner beabsichtigten Heirath verschwiegen, so glaubte er dadurch nur eine List auszuüben, um sich desto sicherer in den Besitz der Frau zu setzen, in die er sich während der kurzen Unterredung bis über die Ohren verliebt hatte. Madame Lindsor bezeichnete ihm nur die Stunden, in denen sie für ihn zu sprechen sei. Es war genau die Zeit, die Philipp zu seinen Arbeiten zu verwenden pflegte. Sie bat ihn, das angeknüpfte Verhältniß sehr geheim zu halten und bei seinen Besuchen sehr vorsichtig zu sein, damit sie der Medisance nicht preisgegeben würde, wenn er sich nach näherer Bekanntschaft bewogen finden sollte, zurück zu treten. Der Major, ein in seinen Entschlüssen rascher und consequenter Mann, sagte zwar nicht, daß er einen Rücktritt kaum für möglich halte, aber er dachte es. Ueber die Vermögensverhältnisse weigerte er sich zu

verhandeln, da er der Mann sei, seiner Frau eine Subsistenz zu sichern. Er ging und miethete sich in seinem Hotel ein Zimmer auf vier Wochen.

Kaum hatte Meta die Thür hinter ihm verschlossen, als sie zu ihrer Herrin eilte.

»War das der bewußte Heirathscandidat, Madame?« fragte sie lachend.

»Ja, Meta!«

»Er drückte mir einen Louisd'or in die Hand, als er schied. Seine Hand zitterte und sein Gesicht glühte vor Aufregung. Das sind Zeichen, die auf das Gelingen Ihres Plans schließen lassen.«

»Und dennoch glaube ich«, sagte Josephine lächelnd, »daß dem Manne schwer beizukommen sein wird.«

»Sie sind schon Siegerin, Madame.«

»Gott gebe es, denn die Folgen einer Niederlage würden nicht wieder auszugleichen sein. Sei klug und verschwiegen, Meta, Du kannst Dich meiner Dankbarkeit versichert halten.«

»Ich werde meine Rolle schon spielen, Madame!«

Am Abend kam Philipp. Er schützte eine leichte Unpäßlichkeit vor, um seinen Gemüthszustand zu verbergen. Die junge Frau war ganz Aufmerksamkeit, ganz Zärtlichkeit und Bedauern. Sie sprach unverholen ihren Unmuth darüber aus, daß es ihr nicht vergönnt sei, ihm stets ihre Pflege widmen zu können.

»Was hindert uns, Josephine, die lästige Fessel zu brechen?« fragte er. »Mir will es fast scheinen, als ob wir die Sclaven eines Vorurtheils wären.«

»Ist der Begriff von Ehre ein Vorurtheil?« fragte sie ernst. »Philipp, Du bist von Herzen gut, aber schwanke nicht in Deinem Entschlusse. Die Welt ist einmal, wie sie ist, und wenn wir uns den Verhältnissen jetzt fügen, so sind wir dafür später in jeder Beziehung unabhängig. Ich fürchte mich nicht, mit Dir ein eingeschränktes Leben zu führen; aber ich fürchte den Reichthum, der uns nicht gebührt.«

»Nun, Josephine«, rief Philipp, »auch ich leiste Verzicht auf Luxus und Glanz; ich will selbst nicht einmal hoffen, daß uns je ein rechtmäßiges Vermögen zufällt, — der Versuch, meine literarischen Arbeiten zu verwerthen, ist geglückt, ich kann und will arbeiten, Josephine; aber schmälere mir nicht länger das Glück meines Herzens, zwinge mich nicht zu einem Raube an meiner Liebe! Warum wollen wir nicht gleich ein Leben beginnen, das uns im schlimmsten Falle bestimmt ist, das wir selbst erwählt haben?«

»Ach«, seufzte die reizende Frau, »das ist auch mein innigster Wunsch! Aber leider muß ich aus gebieterischen Rücksichten auf die Erfüllung desselben verzichten. Verzeihe mir, lieber Freund, daß ich in unserem eignen Interesse mit ruhigem Verstande erwäge. Jetzt sind wir noch jung und unsere Liebe genügt, uns glücklich zu machen. Wir haben nur für uns zu sorgen, und darben wir, so finden wir Ersatz in unserer Liebe. Aber bald schwinden diese poetischen Genüsse, unsere Empfindungen werden ruhiger und das materielle Element des Lebens verscheucht die Poesie. Dieser Wandlung, Philipp, sind wir Alle unterworfen, sie ist ein Gesetz der Natur, dem sich kein Sterblicher entziehen kann. Es wäre eine große Unklugheit, wollten wir die Mittel unbeachtet lassen, die sich uns zur Milderung dieses bestimmt eintretenden Umstandes darbieten. Und dazu rechne ich meine Erbschafts-Angelegenheit. Erfüllen sich meine Erwartungen nicht, so habe ich mir später den Vorwurf nicht zu machen, daß ich Etwas versäumt habe.«

»Josephine, auch diesen Grund lasse ich nicht gelten, denn er ist zu ängstlich! Ich hege das feste Vertrauen, daß ich durch meine Arbeit die Sorgen verscheuche. Glaube mir, ich habe den Muth, diese Verpflichtung zu übernehmen, und Du, meine Gattin, wirst ihn aufrecht zu erhalten wissen.«

»Ja, Philipp, das wird mein Bestreben sein, weil es meine Pflicht ist. Ich weiß, wozu ich als Deine Gattin verbunden bin.«

»Und Du zögerst noch?« fragte schmerzlich der junge Mann.

»Weil ich es ebenfalls für Pflicht erachte. Du gibst großmüthig Dein Vermögen hin —«

»Ich entbinde Dich von dieser Pflicht! Ich will ja nur Dich, Josephine, nur Dich!«

Sie schmiegte sich an ihn und flüsterte: »Philipp, habe ich nur Pflichten gegen Dich allein zu erfüllen?«

Der junge Mann stutzte; sein Argwohn erwachte wieder und er fragte mit leise bebender Stimme: »Josephine, sollte es in der

Welt außer mir noch einen Sterblichen geben, der Ansprüche — — «

»Noch nicht!« fuhr sie leiser fort, indem sie ihren Arm um seinen Nacken schlang. »Philipp«, flüsterte sie erröthend und indem sie ihren rosigen Mund an seine heiße Wange legte, — »wir werden bald nicht mehr allein sein! — Es kommt eine Zeit, wo mir ein drittes Wesen Pflichten auferlegt, und von diesen kannst Du mich nicht entbinden.«

Zwei große Thränen rannen über ihre Wangen und fester drückte sie den Gatten an sich, der den Sturm von wunderbaren Empfindungen in seiner Brust kaum noch verschließen konnte. Einige Augenblicke stummen, süßen Entzückens folgten. Dann sank Philipp vor ihr nieder und bedeckte ihre kleinen Hände mit Küssen und Thränen. Es drängte ihn, seinen Argwohn zu bekennen und um Verzeihung zu bitten; aber ihm fehlte der Muth, das herrliche Wesen in diesem Augenblicke zu kränken, wo sie ihm ein so süßes, beglückendes Geständniß abgelegt hatte. Alle Zweifel waren verschwunden und Philipp gelobte sich im Stillen, das Glück zu verdienen, das ihm seine Gattin gewährte.

»Begreifst Du mich nun?« fragte sie verschämt und sich zu ihm hinneigend.

»Ich folge Dir blindlings!« rief der berauschte Philipp. »Bin ich schwach, so bin ich es aus Liebe zu Dir, darum sorge für mich und — — «

»Unser Kind!« flüsterte sie ihm ganz leise in das Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Zwar fühlte sich Hortense krank und leidend; ein nervöses Kopfübel plagte sie seit einiger Zeit und verrieth das Geheimniß der Schmerzen und des Grams, das sie so sorgsam in ihrem Innern verborgen gehalten. Die Rosen ihrer Wangen waren verwelkt, das Feuer ihrer Augen war erloschen. In Malmaison weinte ihre Mutter um ihr verlorenes Glück, und wenn Hortense sie getröstet und mit ihr geweint, mußte sie ihre Augen trocknen und in die Tuilerien eilen, um lächelnden Antlitzes vor Derjenigen zu erscheinen, welche die glückliche Rivalin ihrer Mutter war.

Indeß Hortense hatte ihr Geschick angenommen und sie war entschlossen, es ihrer Mutter würdig durchzuführen.

Sie bemühte sich also, der jungen Kaiserin eine treue, aufrichtige Freundin zu sein und die Wünsche des Kaisers zu erfüllen, indem sie trotz ihrer Schmerzen Feste gab und glänzende Gesellschaften um sich versammelte.

»Der Kaiser will es so, der Kaiser hat es gesagt«, das genügte für Alles, was ihn umgab, es genügte auch für die Tochter Josephinens. — Ihre Mutter war gegangen, weil der Kaiser es so gewollt; Hortense war geblieben und sie gab jetzt Feste, weil der Kaiser es wollte.

Aber selbst die Feste des Carnevals hatten etwas Trauriges, denn man sah da so viele Invaliden, welche die schrecklichen Niederlagen des vergangenen Jahres vergegenwärtigten. Es fehlte den Bällen an jungen Männern, welche zu tanzen vermochten, denn die fortwährenden Kriege hatten die Jugend Frankreichs gänzlich aufgerieben.

Doch während Hortense anscheinend glänzende Tage der Freude dahinlebte, war ihre Seele von trüben Ahnungen erfüllt, bereitete sie in der Tiefe ihres Herzens sich vor auf die Tage des Unglücks, von denen sie wußte, daß sie unabwendbar seien. Sie wollte für diese Tage sich ein starkes Herz und eine entschlossene Seele schaffen, und auch ihre Kinder, ihre beiden geliebten Söhne, wollte sie lehren, an die Vergänglichkeit des Glückes zu glauben und dem Unglück stets gefaßt entgegen zu gehen. Sie hatte kein Mitleid mit der zarten Jugend dieser acht- und sechsjährigen Knaben, kein Mitleid, weil sie sie zu warm und stark liebte, um sie verweichlichen zu wollen. Sie besaß die edle Energie der Mutterliebe, welche die Kinder nicht schont, um sie zu tapfern Kämpen gegen das Mißgeschick heranzubilden und ihre Stirnen hart zu machen, damit sie gestählt seien gegen die Pfeile der Widerwärtigkeiten.

Eines Tages gab die Herzogin von Bassano der Königin von Holland zu Ehren einen Ball, und Hortense, obwohl leidend, raffte sich von ihrer Causeuse auf und ließ sich schmücken. Ihr blondes Haar, das, wenn es aufgelöst war, über ihre Schultern bis auf die Füße

niederfiel, ward auf altgriechische Weise coiffirt und mit einer Guirlande geziert, die indeß nicht aus natürlichen Blumen, sondern aus Hortensien von Diamanten bestand. Dazu legte sie ein Kleid von rosa Crep an, das mit einem Rhein von großen Hortensien in Silber gestickt war; den Saum des Kleides und der Schleppe faßte eine Guirlande von künstlichen Blumen, aus Veilchen und Rosen bestehend, ein. Ein Bouquet von Hortensien aus Diamanten prangte an ihrem Busen und auch das Collier und die Bracelets bestanden aus kleinen diamantnen Hortensien.

In diesem reichen und geschmackvollen Anzug, einem Geschenk, das die Kaiserin Josephine am Tage zuvor ihrer Tochter gesandt, trat Hortense in den Salon, wo die Damen und Cavaliere ihres Hofes sie in glänzender Parure erwarteten, um der Königin zu dem Ballfeste zu folgen.

Es war ein glänzender Anblick, den der Saal mit diesen geschmückten, von Brillanten funkelnden Frauen, mit diesen Cavalieren in ihren reichen, goldgestickten Uniformen darbot. Die beiden Söhne der Königin, welche in diesem Moment hereingesprungen kamen, um von ihrem „guten Mamachen“ Abschied zu nehmen, blieben wie geblendet von all dem Glanze, der sie umgab, einen Augenblick stehen und nahten sich dann nur schüchtern ihrer Mutter, die ihnen wie die in Rosenwolken schwebende Feenkönigin ihrer Märchen erscheinen mochte.

Die Königin errieth die Gedanken ihrer Knaben, deren offenes Gesicht für sie wie ein aufgeschlagenes Buch war, in dem sie jede Empfindung zu lesen verstand. Sie reichte jedem derselben eine Hand dar und führte sie zu einem Sessel, auf welchem sie sich niederließ und den jüngsten, den kleinen, kaum sechsjährigen Louis Napoleon, auf ihren Schooß hob, während Napoleon Louis, ihr um zwei Jahre älterer Sohn, neben ihr stand und, seinen vollen, schönen Lockenkopf an die Schulter Hortensens gelehnt, mit zärtlichen Blicken zu dem bleichen, ausdrucksvollen Antlitz seiner schönen Mutter emporschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

So lieblich ist das Bild schon der Geduld,
Daß du die Blumen preisest — die nur dulden.
Nicht „Dulden“ ist Geduld! Mit reinem Herzen,
Mit Himmelsseele Erdgeschicke tragen,
Sich selber fühlend, über ihnen lebend,
Wie über Wolken klar die Sonne scheint —
Das ist Geduld! Mit schuldbewußtem Herzen
Geduldig scheinen, ist nur Strafe tragen.
Das Unverstandne froh und leicht, wie Schlangen
Statt Fische, tragen — das ist Unverstand.
Geduld ist nur der besten Menschen Schmuck,
Mondregenbogenschön, so schön und selten.

Verschiedenes.

Der Banquier N. in L. besaß einen Garten voll der schönsten Blumen, zu welchem einem Jeden der Zutritt gestattet war. Damit man aber Nichts abpflücken möchte, las man über der Gartenthür folgende Inschrift:

„Tausend Augen habe Du,
Aber keine Hand dazu.“

Ein einfältiger Reicher befand sich mit mehreren seines Gleichen in einem Gasthause. Einige Leute von geringerer Classe traten mit bedeckten Köpfe ein, worauf Jener sie folgendermaßen anredete: „Ihr Flegel, nehmt doch Eure Hüte ab! Sehet Ihr nicht, daß wir Alle enthauptet sind!“

Ein Taglöhner kam zu einem Arzte, und dieser verbot ihm den Branntwein, weil er den Magen verzehrt; da sah der Taglöhner einen Magen in einem Spiritusglase stehen und sagte: „Kurios mit dem Branntwein, da bewahrt er den Magen auf, und nur meinen verzehrt er!“

Palindrom.

Vorwärts schwing' ich mich empor;
Rückwärts bin ich auf der See.
Setze mir ein Zeichen vor,
Wirke ich gleich einer Fee.
Lese jetzt mich rückwärts gleich,
So fließ' ich in Oesterreich.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 14. Donnerstag, den 31. Januar 1856.

Schicksal.

Wohl Mancher, vom neidischen Schicksal verfolgt,
Verweint und verseufzt seine Tage.
Das Unglück, von Elend und Jammer gefolgt,
Wird ihm zur beständigen Plage.

Wohin er die traurigen Blicke nur schickt,
Erblickt er nur Kummer und Sorgen,
So wird er stets tiefer darnieder gedrückt;
So seufzt er vom Abend zum Morgen.

Der Schlaf, der uns manchmal den Sorgen entrückt,
Mit Ruhe die Herzen erfüllet —
Wenn Kummer und Elend das Herz fast erdrückt,
Ihn hat er noch niemals gestillet.

So weint er und seufzt er und härmt er sich ab,
Jed' Sternlein ist ihm verschwunden,
Nur Kummer und Sorg' ist sein Loos bis zum Grab,
An's Elend bleibt er gebunden.

Herxheim. H. M....

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Es war spät, als Philipp seine Wohnung betrat. Er konnte nicht schlafen, sein Glück beschäftigte ihn zu sehr und im Angesicht desselben schämte er sich seiner Eifersucht. Er wollte keinen Verdacht hegen, denn er sagte sich, daß der Verdacht gegen eine Frau ein Verbrechen an der Liebe sei. Und sie war ja seine Gattin. Nachdem er eine Stunde auf- und abgegangen war, erschloß er seinen Secretär, legte Papiere in ein Portefeuille zusammen und suchte mit dem festen Vorsatze sein Bett, morgen die Angelegenheiten mit dem Herrn von Bornstedt zu Ende zu bringen. Es erschien ihm selbst als keine schwere Aufgabe, dem alten Manne unumwunden die Motive seiner Handlung darzulegen. Philipp schlief endlich ein, um von dem Glücke zu träumen, das er von der Zukunft zu erwarten berechtigt war.

6.

Gegen Mittag des nächsten Tages, ehe Philipp zu Josephinen ging, zog er die Klingel an des Magisters Thür. Elias öffnete, wie gewöhnlich. Auf Befragen antwortete er, daß Herr v. Bornstedt zwar zu Hause, aber nicht allein sei.

„Wer ist bei ihm?"

„Der blonde junge Mann, der Ihnen neulich auf der Treppe begegnete. Ich glaube, er wartet auf Fräulein Anna, die mit meiner Frau ausgegangen ist, um Material zur Arbeit einzukaufen."

„Auf Fräulein v. Bornstedt wartet er?" fragte Philipp, dem es lieb war, einigen Aufschluß über ihn zu erlangen.

Der kleine Mann nickte lächelnd mit dem Kopfe; dann forderte er Philipp auf, einen Augenblick in das Zimmer zu treten.

„Sie meinen es gut mit der Familie, ich weiß es", begann Elias, „und deßhalb hätte ich Ihnen gern eine bessere Nachricht in Bezug auf das Fräulein mitgetheilt."

„Was wollen Sie sagen?" fragte Philipp verwundert.

„Zunächst muß ich eine irrige Ansicht berichtigen. Ich sagte Ihnen, daß ich Gründe hätte, zu glauben, jener blonde Herr sei der Liebhaber der Madame Lindsor."

„So sagten Sie."

„Er ist es nicht."

„Und das wissen Sie genau?“

„Urtheilen Sie selbst. Gestern Abend, es war schon dunkel, komme ich aus der Druckerei. Ich bleibe unten auf der stockfinstern Hausflur stehen, um meinen kleinen Wachsstock anzuzünden, damit ich die steilen Treppen besser ersteigen kann. Während ich nach der Zündholzbüchse in meiner Tasche suche, treten auf ein Mal zwei Gestalten von der Straße herein. Ich bin Menschenbeobachter, lieber Herr, und lasse nicht gern eine Gelegenheit vorbeigehen, die mich belehren kann. So drückte ich mich in einen Winkel und lauschte. Gleich an den ersten Worten erkannte ich unsern jungen Mann und an den folgenden Fräulein Anna. Das war eine Zärtlichkeit, ein Herzen und ein Küssen, wie ich es in einer Novelle nicht besser beschreiben kann. Für mich als Novellisten war dies eine kostbare Studie. Ach! seufzte Anna, hätten wir nur unser Vermögen noch, Du solltest nicht um elenden Lohn bei einem Advocaten schreiben, lieber Bernhard! — Was würdest Du thun, fragte dieser, wenn Dein Vater plötzlich sein ganzes Vermögen wieder erhielte? — Dann würde ich Dir gestatten, um meine Hand anzuhalten. — Wirklich, Anna, Du verschmähst in diesem Falle den armen Schreiber nicht? — Ich würde ihm meine ganze Mitgift zur Verfügung stellen; so aber muß ich noch eine Zeit lang warten, denn es macht dem Vater Kummer, wenn er sieht, daß er meine Wünsche nicht erfüllen kann. — Anna, sagte Bernhard, warte noch einige Tage und man bringt Deinem Vater das ihm gestohlene Vermögen in's Haus.“

„Wie!“ rief der erstaunte Philipp — „das sagte jener Mensch?“

„Ich habe es deutlich gehört — mir ist keine Silbe entgangen. Der junge Mann scheint mir ein großer Schwärmer zu sein, daß er von Dingen spricht, die in das Gebiet der Fabel gehören. Und so nahm es auch Anna, denn sie rieth ihrem Geliebten, sich eine einträglichere Stelle zu suchen. Dann schieden sie mit dem Versprechen, sich diesen Abend wieder zu sehen. Das Fräulein sprang die Treppe hinauf und ich folgte einige Augenblicke später nach.“

Dem armen Philipp wirbelte der Kopf. Jener Bernhard, dem er den Weg zu Josephinen gezeigt, verrieth ein Geheimniß, das nur er und seine Gattin wußten. Was sollte er von ihrer Großmuth denken? Warum stachelte sie seine Ehre an und trieb ihn, das Vergehen seines Vaters auszugleichen? Er wollte keinen Verdacht hegen und dennoch drängte er sich ihm gewaltsam auf.

„Sie sind ja traurig, lieber Herr“, unterbrach Elias sein Nachsinnen. „Ach ja, es ist schade, daß Anna sich schon so weit eingelassen hat, es wäre eine Frau für Sie gewesen — ich hätte sie Ihnen von Herzen gewünscht. Wüßte ich nur ein Mittel“, sagte Elias halb in Gedanken und indem er sich mit der Hand die Stirn rieb, „Sie schadlos zu halten, ich hätte Sie gern zum Helden meiner Novelle gehabt. Da habe ich schon an Madame Lindsor gedacht, die eine junge, reiche und schöne Wittwe ist, — aber das geht auch nicht, die hat ebenfalls schon ihren Theil. Die Geschichte hat sich seit gestern so verwirrt, daß ich den ganzen Plan noch ein Mal umarbeiten muß.“

„Was sprechen Sie von Madame Lindsor? fragte Philipp, der Alles für einen Traum hielt.

Der Magister fuhr erschreckt zurück, als e[r] Philipps aufgeregte Züge sah.

„Ich kenne die Dame nicht näher, ich habe nur von ihr gehört, daß sie eine ausgezeichnete Frau ist, die sich nächstens mit einem steinreichen, schon ziemlich bejahrten Herrn verheirathen wird“, sagte Elias.

Der junge Mann sah den alten, verschrobenen Novellenschreiber mitleidig lächelnd an.

„Sie haben sich wieder tief in die Romantik versenkt, Herr Magister!“ sagte er. „Wollen Sie denn durchaus, daß Madame Lindsor sich wieder verheirathen soll? Sie verwechseln Fiction mit Wahrheit dergestalt, daß man versucht wäre, zu glauben —“

„Ach ja, mir schwindelt mitunter der Kopf. Indeß bei dieser Arbeit wird meine erschöpfte Phantasie kräftig unterstützt. Madame Lindsor wird sich im Ernste verheirathen. Ja, wir Poeten kommen hinter seltsame Geheimnisse! Dann und wann kündige ich im hiesigen Tagblatte an, daß ich poetische und prosaische Aufsätze gut und billig fertige, — da kam diesen Morgen ein großer, stattlicher Herr mit einem schwarzen Barte und gab mir den Auftrag, ein Akrostikon zu fertigen. Das Gedicht, sagte er, solle zärtlich und geistreich sein, denn

er habe es für seine Braut bestimmt, die er nächster Tage heirathen werde. Und nun rathen Sie, welche Namen er mir angegeben hat? Josephine Lindsor!«

Das war zu viel. Hätte ihn der Gedanke an das verrathene Geheimniß seines Vermögens nicht abgehalten, Philipp würde in ein lautes Lachen ausgebrochen sein. Er ließ sich den Mann, der das Gedicht bestellt hatte, beschreiben.

»Wann will er die Verse abholen?«

»In einigen Tagen; das Hochzeitgedicht soll ich ebenfalls anfertigen. Als ich ihn fragte, ob er einen besonderen Gedanken ausgesprochen zu haben wünschte, gab er mir zu erkennen, daß das überaus glückliche Verhältniß durch ein Heirathsgesuch in der Zeitung entstanden sei, und ich solle darauf anspielen. Weiter weiß ich Nichts.«

Philipp hielt es für gut, sich seiner Papiere noch nicht zu entäußern. Er bat den Magister, über den Heirathscandidaten Näheres zu erforschen und es ihm mitzutheilen.

»Der Mann ist ein Narr«, fügte er unwillkürlich hinzu; »es kann Madame Lindsor nicht einfallen, sich zu verheirathen. Sie leisten mir und der Dame einen Dienst, wenn Sie dafür sorgen, daß diese Geschichte, die entweder Dummheit oder Bösartigkeit erfunden hat, nicht weiter verbreitet werde.«

Philipp verließ den verwunderten Magister.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

„Nicht wahr, Napoleon", sagte Hortense, indem sie ihre feine, von Brillanten funkelnde Hand auf das Haupt ihres ältesten Sohnes legte, „nicht wahr, Du findest, daß ich heute sehr schön gekleidet bin?"

„Wunderschön, Mama!" sagte der kleine Napoleon lächelnd — „Du gefällst mir sehr mit Deinen Brillanten."

„Würde ich Dir weniger gefallen, wenn ich arm wäre und keine Brillanten trüge, sondern nur ein einfaches Kleid? Würdest Du mich dann weniger lieb haben?"

„Nein, Mama!" rief der Knabe fast zürnend, und der kleine Louis Napoleon, der auf dem Schooß seiner Mutter saß, wiederholte mit seiner zarten Stimme: „Nein, Mama!"

Die Königin lächelte und sagte: „Brillanten und Kleider machen nicht glücklich und wir Drei würden uns ebenso sehr lieben, wenn wir auch keine Brillanten besäßen, wenn wir auch arm wären. Aber sage mir doch, Napoleon, wenn Du nun Nichts besäßest und allein in der Welt daständest, was würdest Du thun, um Dir weiter zu helfen?"

„Ich würde Soldat werden!" rief Napoleon mit blitzenden Augen. „Ja, ich würde Soldat werden und mich so tapfer schlagen, daß man mich zum Officier befördern müßte."

„Und Du Louis, was würdest Du thun, um Dir Dein Brod zu verdienen?"

Der kleine Knabe hatte mit tief-ernstem Gesicht den Worten seines Bruders zugehört und schien noch darüber nachzudenken. Er mochte fühlen, daß der Tornister und das Gewehr doch noch zu schwer für seine kleinen Schultern sein würden, daß er wohl noch zu schwach sei, um Soldat zu werden.

„Ich", sagte er nach einer Pause, „ich würde Bouquets von Veilchen verkaufen, wie der kleine Knabe, der immer am Thor der Tuilerien steht und von dem wir alle Tage kaufen."

Die Damen und Cavaliere der Königin, welche diesem seltsamen Gespräche schweigend zugehört hatten, lachten jetzt laut auf bei der naiven Antwort des kleinen Prinzen.

„Lachen Sie nicht, meine Damen", sagte die Königin sehr ernst, indem sie aufstand; „es war kein Scherz, sondern eine Lehre, welche ich meinen Söhnen gab, die so geblendet waren von dem Schimmer der Brillanten. Das Unglück der auf dem Thron geborenen Fürsten ist das, daß sie glauben, daß Alles ihnen unterthan sei und sie keine Verpflichtungen gegen andere Menschen hätten. Die Meisten wissen Nichts von den Entbehrungen und Leiden der Menschen und glauben nicht, daß solche sie jemals berühren könnten. Deßhalb sind sie, wenn sie ein Mißgeschick trifft, so überrascht und niedergeschmettert und bleiben immer unter ihrem Schicksal niedergebeugt. Davor will ich meine Söhne bewahren."

Sie beugte sich nieder und küßte ihre Knaben, die, während Hortense mit ihrem glänzenden Gefolge nach dem Hotel der Herzogin von

Bassano fuhr, noch lange überlegten, ob sie sich leichter ihr Brod verdienen könnten, wenn sie Soldat würden, oder wenn sie, wie jener kleine Knabe vor den Tuilerien, Veilchenbouquets verkauften.

8.

Die Feste und Bälle, mit denen man sich in Frankreich das nahende Unglück hinwegzuläugnen strebte, sollten indeß bald ihr Ende erreichen. Der Schlachtendonner von Leipzig und Hanau machte die Tanzmusik in den Tuilerien verstummen, und in dem Salon der Königin Hortense, wo man sonst gezeichnet und gesungen und die neuesten Erscheinungen der Literatur gelesen, beschäftigten sich die Damen damit, Charpie zu rupfen für die Verwundeten, welche täglich von der Armee in den Hospitälern von Paris eintrafen. Die Kriegserklärung Oesterreichs und Rußlands hatte Frankreich aus seinem stolzen Siegestaumel aufgeschreckt, die verlorenen Schlachten hatten ihm das Erbleichen des Sterns verkündet, der so lange über Napoleon geleuchtet. Jedermann fühlte, daß man sich einer Krisis nähere, Jedermann bereitete sich vor auf die unheilvollen Ereignisse, die wie eine dunkle Wolke über Frankreich heraufzogen, Jedermann beeilte sich, die Stelle einzunehmen, welche ihm die Pflicht und die Ehre geboten. Deßhalb kehrte Louis Bonaparte jetzt aus Gratz nach Paris zurück, denn er hatte die Stimme des Unglücks gehört, welche den Kaiser bedrohte, und er wollte an seiner Seite sein, um ihn zu vertheidigen.

Hortense empfing diese Nachricht von der Rückkehr ihres Gemahls nicht als Weib, sondern als Französin. „Ich bin ganz damit zufrieden“, sagte sie, „denn mein Gemahl ist ein guter Franzose und er beweist dies dadurch, daß er in dem Moment, wo ganz Europa sich gegen Frankreich erklärt, hierher zurückkehrt. Er ist ein Edelmann, und wenn unsere Charaktere nicht mit einander sympathisirten, so rührte das von unsern Fehlern her, die sich nicht zusammen vertragen konnten. Unsere Interessen aber bleiben immer dieselben, und es ist des Charakters des Königs würdig, daß er herbeieilt, um sich mit allen Franzosen zur Vertheidigung seines Vaterlandes zu einigen. Auf diese Weise allein können wir in Dankbarkeit vergelten, was das Volk für unsere Familie gethan hat.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Was ist die Weisheit denn, die Wenigen gemein?
Sie ist die Wissenschaft, in sich beglückt zu sein.
Was aber ist das Glück? Was alle Thoren meiden:
Der Zustand wahrer Lust und dauerhafter Freuden;
Empfindung, Kenntniß, Wahl der Vollkommenheit,
Ein Wandel ohne Reu und stete Fertigkeit,
Nach den natürlichen und wesentlichen Pflichten
Die freien Handlungen auf Einen Zweck zu richten.

Und du fragest, was wir sollen?
Immer nur das Gute wollen,
Nach dem Schönen rastlos streben,
Wahrhaft sein im Tod und Leben,
Vorwärts, nie zurücke schreiten,
Gegen das Gemeine streiten,
Uns den Edelsten vereinen,
Was wir sind, auch immer scheinen.
Hast du dieses Ziel errungen,
Ist dir, was du sollst, gelungen.

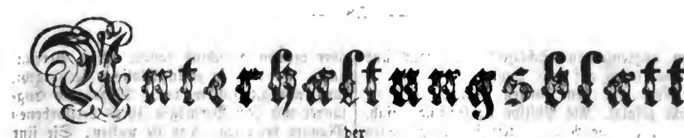
Verschiedenes.

Die satyrischen Schriftsteller scheinen gegen das schöne Geschlecht am Meisten erbos't: sie nennen die Frauenzimmer eine Geißel; allein sie sind wie die frommen Braminen, die ihre Geißel küssen und keinen Augenblick ohne ihre Geißel leben können.

Ein Straßenräuber sagte zu seinem Kameraden: »Unser Gewerbe ist schon recht gut, wenn nur der Galgen nicht wäre.« »Du Narr«, erwiederte der Andere, »der Galgen ist's ja gerade, der unser Gewerbe aufrecht erhält. Wenn der nicht wäre, hätten wir so viel Kameraden, daß Einer den Andern bestehlen möchte.«

Auflösung des Palindroms in Nro. 13:
Aar. Raa. Baar. Raab.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 15. Samstag, den 2. Februar 1856.

Gottes Stimme.

Wenn der Wind die Flocken jaget,
Wenn vom Sturm der Wald erbraust,
Wenn das Rohr tiefseufzend klaget,
Daß die Seele uns ergraust;

Wenn vor'm Sturm die Wolken treiben,
Daß sie fliegen blitzesschnell;
Wenn die Flüsse eilend treiben,
Daß sie strömen, Well' auf Well';

Wenn die Bäume tief sich biegen
Vor dem rauhen Herrn aus Nord;
Wenn die Vögel klagend fliegen,
Hungrig, arm, von Ort zu Ort;

Wenn der Häuser Balken krachen,
Wenn das Herz in Furcht erbangt,
Wenn des Himmels Säulen krachen,
Wenn der ganze Erdball wankt:

Dann spricht Gott in seinem Sturme,
Gar gewaltig ist sein Wort,
Und dann gleicht der Mensch dem Wurme,
Der da kriecht von Ort zu Ort.

Herxheim. P. M....

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Philipp suchte den einsamsten Theil der Promenade auf. Seine Lage war entweder eine sehr komische oder eine sehr ernste. Er wunderte sich zwar nicht darüber, daß Josephine Heirathsgelüste erregte, und es war natürlich, daß Annäherungsversuche nicht ausbleiben würden; was aber konnte den jungen Mann zu ihr führen, der Anna's Geliebter war und die Rückerstattung des Vermögens in Aussicht gestellt hatte? Warum hatte man einstimmig und in einem so frostigen Tone den Besuch einer Soirée abgelehnt? Das Resultat seines Nachsinnens war die Ansicht, daß man Josephinens heimliche Ehe vermuthe und aus Neid Intriguen spinne, um ihr zu schaden. Die Beschuldigung einer Bigamie war zu plump, als daß er ihr Glauben schenken konnte. Philipp beschloß, im Stillen zu forschen, seiner Gattin nach und nach die herrschenden Gerüchte mitzutheilen und sie endlich zur Abreise zu bewegen. Dem poetischen Bewerber wollte er je nach Umständen eine heilsame Lection ertheilen.

So verflossen acht Tage, ohne daß Josephine, die weder Besuche gab noch empfing, nach der Familie Bornstedt gefragt hatte. Philipp änderte Nichts in seinem Betragen, aber er beobachtete jeden Umstand mit großer Aufmerksamkeit. Zunächst faßte er die Kammerfrau in's Auge.

Eines Tages kam er eine Viertelstunde früher als gewöhnlich. Meta öffnete ihm die Thür.

„Wo ist Josephine?“

„Madame hat im Augenblicke ihre Toilette vollendet.“

„Sie ist jetzt noch an der Toilette?“

„Weil sie eine Spazierfahrt zu machen gedenkt. Der Wagen ist um elf Uhr bestellt. Sie rechnet fest auf Ihre Begleitung. Das Wetter ist schön. Madame will den ganzen Tag auf dem Lande zubringen.“

Philipp war erfreut über diesen Plan, — er erblickte darin eine Aufmerksamkeit für seine Person, die er schon längst erwartet hatte. Um Josephine zu überraschen, ging er nicht in das gewöhnliche Empfangszimmer, sondern in das Boudoir. Josephine befand sich in

dem angrenzenden Schlafcabinet. Hut und Shawl lagen auf dem Sopha.

Meta war dem jungen Manne auf dem Fuße gefolgt. Als Philipp sie fragend ansah, glaubte er eine Aengstlichkeit in ihren Zügen zu erblicken, die sie umsonst zu verbergen suchte. Mit einem erzwungenen Lächeln deutete sie auf die Thür des Cabinets und dabei suchte sie sich dem Spiegeltische zu nähern. Diesen kleinen Manövern hätte Philipp keine Bedeutung beigelegt, wäre sein Verdacht nicht längst rege gewesen.

„Dort!“ flüsterte Meta — „überraschen Sie Madame!“

„Sie will mich entfernen“, dachte der bestürzte Philipp; „hier geht Etwas vor.“

Zugleich ließ er seine Blicke durch das Zimmer schweifen. Da sah er einen erbrochenen Brief auf dem Spiegeltische liegen.

„Gehen Sie nur hinein!“ flüsterte Meta, indem sie zwischen ihn und den Spiegel trat. Ihr Bemühen, das Papier seinen Blicken zu entziehen, war unverkennbar.

„Sagen Sie Madame, daß ich sie begleiten würde!“ flüsterte Philipp mit bebender Stimme.

Meta erschrack, als sie bemerkte, daß das Erblicken des Briefes eine solche Wirkung hervorgebracht hatte. Sie ging rücklings dem Tische zu und ergriff mit den Händen, die sie auf den Rücken gelegt, das Papier. Das war ein unzweideutiger Beweis von der Wichtigkeit desselben und daß man es ihm verheimlichen wollte. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, und indem er alle Rücksichten vergaß, entriß er mit bebender Hand der Kammerfrau das Papier.

Meta war so bestürzt, daß sie erbleichend auf einen Sessel sank. Philipp öffnete den Brief und zu seinem Entsetzen fand er ein zärtliches Gedicht, dessen Anfangsbuchstaben den Namen Josephine Lindsor bildeten. Dann verschlang er die Zeilen, die das Gedicht begleiteten.

„Geliebte, anbetungswürdige Frau!“

„Zwar nur seit kurzer Zeit genieße ich das Glück Ihres vertrauten Umgangs, aber Sie haben mir eine Achtung und eine Liebe eingeflößt, die mein ganzes Herz ausfüllen. Nehmen Sie mich an, theuerste Josephine, ich bin der Ihre mit Leib und Seele. Feiern wir morgen schon in aller Stille unsere Verlobung, ich will Sie nicht länger in der Ungewißheit über meinen Entschluß lassen. Eine Vereinigung, die aus so edlen Motiven hervorgeht, kann nur glücklich werden. Mögen die Engländer mit dem Vermögen Ihres verstorbenen Mannes beginnen, was sie wollen, Sie sind die unbeschränkte Besitzerin des meinigen. Mit großer Zärtlichkeit, welcher in beifolgenden Zeilen Ausdruck verliehen, erwartet den morgenden Tag

Ihr verlobter Bräutigam
Max.“

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

In den ersten Januartagen des Jahres 1814 verbreitete sich ein panischer Schrecken durch ganz Paris, und mit Entsetzen flüsterte man sich einander in's Ohr: die Feinde hätten die Grenze Frankreichs überschritten, die Russen, Oesterreicher und Preußen marschirten auf Paris zu. Zum ersten Male nach so langen Jahren des Triumphes zitterte Frankreich für seine siegesstolze Armee und glaubte an die Möglichkeit des Unterliegens.

Auch in den Tuilerien herrschte zum ersten Male eine traurige, düstere Stimmung, und während man sonst, wenn der Kaiser zur Armee abgegangen war, immer gefragt hatte: „Wann werden wir wohl die erste Siegesnachricht erhalten?“ schaute man jetzt nur mit ängstlichen Blicken in das finstere Antlitz Napoleons.

Am 24. Januar verließ Napoleon Paris, um sich zur Armee zu begeben. Die Kaiserin Marie Louise, die er zur Regentin ernannt und ihr einen aus seinen Brüdern und den Ministern bestehenden Regentschaftsrath an die Seite gestellt, hatte unter tausend Thränen von ihrem Gemahl Abschied genommen, und die Königin Hortense, welche allein bei diesem Abschied zugegen gewesen, hatte noch lange bei der Kaiserin bleiben müssen, um sie zu trösten und ihr Muth einzusprechen.

Aber Hortense war weit entfernt, jene Zuversicht wirklich zu empfinden, welche sie der Kaiserin gegenüber zur Schau trug. Sie hatte nie an die Dauer dieser Triumphe und dieses Glückes geglaubt, sondern in stiller, verschwie-

gener Seele sich immer vorbereitet auf das nahende Unheil, und deßhalb fühlte sie sich jetzt muthig und bereit, demselben gegenüber zu treten und sich und ihre Kinder gegen dessen Angriffe zu vertheidigen. Sie allein war daher besonnen und ruhig, während die ganze Kaiserfamilie bebte und zagte, während die furchtbare Botschaft Paris durchlief: »Die Kosaken kommen!«

In Paris träumte man beim Herannahen des Feindes nur noch von Plünderung, Mordbrennerei und Raub; der Großfürst Constantin, hieß es, habe seinen Truppen versprochen, daß sie sich an der Asche von Paris wärmen sollten. Man zitterte nicht blos für sein Leben, sondern auch für sein Eigenthum und beeilte sich daher, seine Schätze, seine Brillanten, sein Gold und Silber zu vergraben, um es vor den raubgierigen Händen der gefürchteten Kosakenhorden zu sichern. Man vergrub seine Schätze in den Kellern oder legte sich Verstecke in den Mauern der Häuser an. So ließ die Herzogin von Bassano alle ihre Kostbarkeiten in ein kleines abgesondertes Cabinet bringen, die Thüre desselben alsdann vermauern und mit Tapeten überhängen. Unter diesen Kostbarkeiten hatten sich auch einige große Stutzuhren in goldenen, mit Edelsteinen ausgelegten Gehäusern befunden; aber unglücklicherweise hatte man vergessen, diese Uhren anzuhalten, und so verkündeten sie noch etliche Tage lang durch ihr gemeinsames regelmäßiges Schlagen der Stunden den Nachbarn das Geheimniß, welches man ihnen so gern hätte verbergen mögen.

Aber die Botschaft: »Die Kosaken kommen!« war nicht das einzige Schreckbild; noch ein zweites, lange verstummtes Wort wehete jetzt durch Paris hin und klang den Kaiserlichen wie eine ganz fremde, nie gehörte Melodie, den Royalisten wie ein süßes, lange nicht mehr vernommenes Heimathslied. Dies Wort hieß: »der Graf von Lille!« oder wie die Royalisten sagten: »der König Ludwig XVIII.!« Und jetzt flüsterten die Royalisten diesen Namen nicht mehr leise, sondern sie sprachen ihn mit lautem Enthusiasmus und selbst diejenigen unter ihnen, welche sich dem Kaiserhof angeschlossen und eine Rolle an demselben gespielt, wagten jetzt schon ein wenig die Maske zu lüften und ihr wahres Antlitz sehen zu lassen.

Madame du Cayla, eine der eifrigsten Royalistinnen, welche indeß zur Hofgesellschaft der Tuilerien gehörte, war nach Hartwell gegangen, um dem Grafen von Lille im Namen aller Royalisten von Paris die Grüße ihrer Liebe und ihrer Sehnsucht zu bringen und ihm zu sagen, daß man jetzt beginne, die Wege zu seiner Rückkehr und zu seiner Thronbesteigung zu bahnen. Sie war wiedergekehrt mit Vollmachten, die Verschwörung der Königlichen zu organisiren und ihnen die Sanction des Königs zu geben. Talleyrand, der Minister Napoleons, die glänzende Wetterfahne der Politik, hatte schon im Innern von dem sich drehenden Winde der Politik eine Schwankung der Gesinnung erfahren, und als die Gräfin du Cayla, von Ludwig XVIII. mit heimlichen Aufträgen für Talleyrand versehen, in sein Cabinet trat und mit lauter Stimme sagte: »Ich komme von Hartwell, ich habe den König gesehen und er hat mir aufgetragen —«, unterbrach er sie mit lauter, zürnender Stimme: »Sind Sie rasend, Madame? Sie wagen es, mir ein solches Verbrechen zu gestehen?« Leise aber fügte er dann hinzu: »Also Sie haben ihn gesehen? Nun gut, Madame, ich bin sein ganz ergebenster Diener.«

Die Royalisten also bildeten schon mit ziemlicher Offenheit ihre Zusammenkünfte und ihre Verschwörungen, und der Polizeiminister Fouché, der Herzog von Otranto, dessen Augen und Ohren immer offen waren und der Alles wußte, was in Paris geschah, Fouché kannte auch sehr gut die Complotte der Royalisten, aber er hinderte sie nicht, sondern ermahnte sie nur zur Vorsicht, indem er ihnen damit beweisen wollte, welche tiefe Verehrung und Liebe er selber für die unglückliche Königsfamilie empfände.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die Levkojenzeit hat mit der Rosenzeit Das gemein, daß sie nur kurze Tage dauert; aber wie die Kunst des Blumisten es dahin brachte, immerblühende (Remontant-) Rosen aus fast schon allen Gruppen zu erzielen, so hat sie jetzt auch remontirende Sommerlevkojen zum Vorschein gebracht, die vom frühesten Sommer

an bis in den tiefen Herbst im Topfe und freien Lande so reichlich blühen, als man es nur erwarten kann, und die, hierauf in's schützende Kalthaus gebracht, auch den Winter hindurch ihren Flor in voller Ueppigkeit entrollen. Die Pflanzen machen breite Stämme und treiben je mehrere lange Blüthenstengel mit sehr stark duftenden Blumen. Von solchen immerblühenden Sommer-Levkojen ist in Frauendorf frischer Samen in folgenden acht Farben zu haben: weiß, ziegelroth, blaßlila, hellaschgrau, hellmordoree, kastanienbraun, blaßziegelroth und fleischfarbe. Das ganze Sortiment à 100 Korn kostet 1 fl. 30 kr., 200 Korn gemischt 24 kr.

Lebensphilosophie.

Dem Feuer gleicht der Streit, den Feinde führen,
Der Hinterbringer müht sich es zu schüren,
Und haben Beide wieder sich versöhnt
So steht er da verachtet und verhöhnt.
Ein Feuer zwischen Zweien anzubrennen,
Das heißt mit Unverstand sich selbst verbrennen.

Die Hoffnung ist eine Rose im Haare, sie flattert in alle Winde; die Liebe ist eine Rose vor der Brust, sie fällt am Abend ab; der Glaube aber ist eine Rose nicht vor, sondern in der Brust, und gibt die unverduftende letzte Rosenölung des jenseitigen Lebens! Wenn das Herz alle seine Liebe und Hoffnung auf Erden verloren hat, so ist der Glaube der redliche Finder, der sie im Himmel wiederfindet und zurückbringt.

Verschiedenes.

Ein humoristischer Champagner-Reisender, welcher oft seinen Geschäftsfreunden mit gutem Beispiel im Eröffnen und Leeren seiner Weinflaschen voranging, wurde von einem Tischgenossen auf das Roth aufmerksam gemacht, welches sich auf seinem Gesichte das Bürgerrecht zu erwerben anfing. — Unbefangen antwortete er: „Das ist meine Geschäftsfarbe.“

Saphir äußert sich über Gesellschaften also: Ich betrachte jede große Gesellschaft wie eine Erinnerung an eine Rheinreise. Auf dem großen Fahrwasser des Stoffes treibt das Dampfboot des Gespräches, die Männer liefern Wind und Dampf, und an Kohlen kann nie Mangel sein, denn man verbraucht nur die Kohlen, welche Einer auf das Haupt des Andern sammelt; die schönen Frauen, welche auf beiden Seiten sitzen, sind die reizenden Ufer, bald blumig und pittoresk, bald erhaben und düster, immer aber interessant; die alten Frauen sind die ehrwürdigen Ruinen, die dem Ganzen einen romantischen Anblick gewähren; in diesen Ruinen leben alte Sagen und schauderhafte Volksgeschichten. — Viele Menschen bringen zur Gesellschaft eine ganze Schneiderwerkstätte in ihrem Munde mit: den Faden des Gesprächs, die spitzige Nähnadel, dasselbe einzufädeln, die Elle, die Ehre des Nebenmenschen zu messen, die Scheere, um diese Ehre sogleich abzuschneiden, und auch noch das Bügeleisen, um mit glatter und heißer Zunge darüber hinzufahren!

(Gespräch zwischen einem Marqueur und einem Gaste.) „Von diesen Cigarren mag ich nicht; sie sind zu lichtgelb!“ — „Bitte um Verzeihung. Das ist nicht möglich. Es sind ja lauter geschwärzte.“

Räthsel.

Zwei Silben hab' ich von drei Zeichen,
Die bis auf einen Laut sich gleichen.
In jeder findest, Leser, du die Spur
Von einem Wesen göttlicher Natur,
Die aber beide so verschieden sind,
Als wie ein trotz'ger Mann von einem holden Kind;
Und welche deine Phantasie
In einem Nu mit leichter Müh,
Auch ohne Zauberstab, sich selber schaffen kann.
Du darfst nur einen Laut der ersten Silb' anhängen,
Die zweite Silbe vorn um einen Laut verlängen,
Dann ist's mit dieser Schöpfung schon gethan.
Willst du das Ganze nun ergründen,
So sagt dir, Leser, mein Gedicht,
Daß es in armen Hütten nicht,
Doch in Palästen ist zu finden. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 16. Dienstag, den 5. Februar 1856.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Der Magister hatte Recht gehabt.

Eine Todtenblässe überzog des armen Philipps Gesicht, während er das verhängnißvolle Papier, das sein ganzes Lebensglück mit einem Schlage vernichtete, in der bebenden Hand hielt.

So traf ihn die reizend geschmückte Josephine, die in diesem Augenblicke eintrat.

„Was ist das?“ fragte sie überrascht und indem sie einen vorwurfsvollen Blick auf Meta warf.

Ungeachtet seiner furchtbaren Verfassung hatte Philipp diesen Blick bemerkt.

Meta wollte sich rechtfertigen. Josephine befahl ihr, das Zimmer zu verlassen.

Philipp war mit seiner Gattin allein. Er sah sie mit Blicken des tiefsten Schmerzes, der bittersten Verzweiflung an.

„Philipp“, sagte Josephine ruhig, „ich errathe Alles.“

„Und Du zitterst nicht?“ rief er aus unter Thränen. „Du hast den Muth, mit dieser Miene dem schwer betrogenen Gatten unter die Augen zu treten, während er die Beweise Deiner Schuld, Deines gräßlichen Betruges in der Hand hält?“

Die junge Frau zuckte leicht zusammen, dann aber kehrte ihre vorige Ruhe zurück.

„Philipp“, sagte sie, „ich beklage den unglücklichen Zufall, der Dir ein Geheimniß verrieth, das Du erst später erfahren solltest. Ich beklage ihn doppelt, da er mir zeigt, wie leicht Dein Vertrauen zu mir zu erschüttern ist.“

„Großer Gott, das ist zu viel!“ rief Philipp. „Madame, kennen Sie den Inhalt dieses Briefes?“

Sie bebte zurück vor dem plötzlich veränderten Tone.

„Ich kenne ihn!“ sagte sie mit Würde.

„Wollen Sie mich glauben machen, daß diese Zeilen nicht an Sie gerichtet sind?“

„Nein, mein Herr, denn ich müßte lügen!“

„O, Sie vermuthen ohne Zweifel, daß alles Läugnen umsonst ist! Oder, was noch schlimmer, Sie halten es wohl nicht einmal der Mühe werth, sich zu entschuldigen! — Ziehen Sie getrost den Vorhang weg, Madame, der mir bisher Ihre listigen Manöver bedecken sollte. Zeigen Sie sich, wie Sie sind, denn mehr kann ich ja nicht erfahren, um zu begreifen, daß ich mich wie einen Knaben habe gängeln lassen.“

„Philipp“, entgegnete Josephine würdevoll, „Sie sind mein Gatte, — ich fordere von Ihnen das Vertrauen, das Sie Der schulden, die mit Ihnen ein Bündniß für das Leben eingegangen. Wie ich sehe, verurtheilen Sie mich, ohne mich zu hören. Sie halten mich eines Verbrechens an meinen heiligsten Pflichten fähig, nachdem Sie meine Ansichten von Recht und Pflicht kennen gelernt haben. Das ist ein unzweideutiger Beweis, daß Sie meine bisher beobachtete Handlungsweise und meine so oft ausgesprochenen Grundsätze für Heuchelei und für Verstellung halten!“

Der junge Mann war immer noch mehr Liebhaber als Gatte und darum hatte er nur sein vernichtetes Lebensglück im Sinne. Sein Schmerz ward von einer Stimme übertönt, die ihm zurief: Sie kann nicht lügen und warum sollte sie dich verrathen? — Er sah zu ihr empor, um den Ausdruck ihres Gesichts zu prüfen. Die reizenden Züge Josephinens waren zwar blaß, aber es sprach sich eine würdevolle Ruhe darin aus, die der gewandtesten

Heuchlerin zur Ehre gereicht haben würde, wenn sie erkünstelt gewesen wäre. Ein Mann, der mit der ersten Gluth der Leidenschaft liebt, der den sicheren Blick des ruhigen Ehemannes noch nicht besitzt, mußte sie für wahr halten. Und Josephine war ja kaum erst seine Gattin, sie war für ihn noch die Geliebte voll Reiz und jugendlicher Frische. Der Gedanke an das süße Bekenntniß, das sie ihm erst gestern abgelegt, paralysirte seine Aufregung. Es lag, trotz der schweren Anklage durch den Brief, so viel Entschuldigung in den obwaltenden Verhältnissen, daß er sein Verdammungsurtheil nicht auszusprechen wagte.

„Josephine!“ rief er bewegt, — „was soll ich von dem Briefe halten? Was läßt er mich nicht Alles voraussetzen! Und ich müßte Dich weniger lieben, sollte ich so ruhig bleiben, wie Du es vielleicht forderst. Der Schreiber dieser Zeilen muß entweder ein Roué oder ein Narr sein!“

„Er ist keins von Beiden, mein lieber Freund“, sagte sie mit ruhiger, fester Stimme; „die Briefe eines Boshaften theile ich meinem Gatten mit, wenn es mir nicht gelingt, ihn in achtunggebietender Ferne zu halten, und die eines Narren anzunehmen verschmähe ich, weil alle meine Neigungen, selbst meine Eitelkeit, durch den Besitz meines Gatten befriedigt werden. Es soll dies keine Schmeichelei sein, Philipp, um Dich zu entwaffnen; aber ich spreche es aus, weil ich nicht will, daß Du irgend einen Zweifel über meine Person hegen sollst.“

„Dann fordere ich Aufklärung von Dir, Josephine!“

„Du wirst sie zu der Zeit erhalten, die mir die natürliche Entwickelung der Dinge vorschreibt. Du lächelst mit zuckenden Lippen, Philipp, und ich glaube Hohn in Deinen Zügen zu lesen: ist dies das Vertrauen, das Du mir so oft ausgesprochen hast? Habe ich Dir zu viel zugemuthet, wenn ich auf Dein unbedingtes Vertrauen baue? Es war bisher mein Stolz, einem Manne anzugehören, der mich achtet und liebt, weil er jede Falte meines Herzens kennt, — jetzt sehe ich, daß ich mich getäuscht habe. Du kennst mich nicht, Philipp, sonst würdest Du einen so furchtbaren Verdacht nicht hegen, der mich zu einer Verbrecherin, zu einer Courtisane herabwürdigt. Philipp“, fügte sie feierlich hinzu, „ich habe Dir vor dem Altare Liebe und Treue geschworen — ich erfülle eine traurige Pflicht, aber ich erfülle sie dem Gatten unaufgefordert: ich schwöre es bei Gott, daß ich meinen ersten Eid nie verletzt habe!“

„Großer Gott, Josephine, aber dieser Brief?“

„Ich würde ihn Dir selbst vorgelegt haben, sobald die Zeit dazu gekommen wäre.“

„Gib mir jetzt Aufklärung, nicht wegen Deiner, sondern wegen meiner!“ bat Philipp.

„So genügt Dir mein Schwur nicht?“ fragte sie, bestürzt zurückweichend. „Ich habe Gott zum Zeugen angerufen und Du vermagst Dich nicht zu beruhigen? Das ist mehr, als ich gefürchtet habe!“

Sie trocknete mit ihrem weißen Spitzentuche eine Thräne aus dem großen Auge; während sich ein tiefer Seufzer ihrem Busen entrang.

„Philipp“, begann sie nach einer kurzen Pause, „ich konnte zwar diesen unglücklichen Zufall nicht voraussehen, ebensowenig als ich Dein grenzenloses Mißtrauen fürchtete; um aber so viel als möglich Deine Ruhe zu sichern, habe ich Dich von heute an stets um mich haben wollen, damit Du Zeuge aller meiner Handlungen wärst. Die Landpartie sollte Dich für den ganzen Tag an mich fesseln.“

„Wohlan, Josephine, so zeige Dich von diesem Augenblicke an öffentlich als meine Gattin!“

„Du kennst die Rücksichten, aus denen ich die Oeffentlichkeit meide“, antwortete sie im Tone wehmüthigen Schmerzes; „aber bleibe von diesem Augenblicke an bis zu unserer Abreise bei mir, und bist Du dann nicht vollständig befriedigt, kannst Du mir Dein volles Vertrauen nicht zurückgeben, so füge ich mich in jeder Beziehung Deinem Willen. Die soeben stattgehabte Unterredung werde ich vergessen, ich verspreche es Dir! Behalte den Brief, Du wirst seiner vielleicht bald bedürfen.“

Der Stolz des Ehemannes und die Eifersucht des Liebhabers ließen ihn schweigend einwilligen. Nachdem Victa gemeldet, daß der bestellte Wagen angekommen sei, bot Philipp seiner Frau den Arm und führte sie hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Unter all diesen Wirrnissen und Beängstigungen bewahrte Königin Hortense allein sich ihre Ruhe und ihren entschlossenen Muth, und fern davon, wie die Uebrigen, ihre Kostbarkeiten zu verbergen, ihr Gold und Silber und ihre Papiere zu sichern, wollte sie in ihrer eigenen Lebensweise so wenig als in ihrem Haushalt irgend eine Veränderung oder Beschränkung vornehmen; sie wollte den Parisern ein Beispiel geben, daß die Familie des Kaisers voll unerschütterlichen Vertrauens sei und fest an den Sieg glaube. Sie ließ daher ihren Haushalt im hohen königlichen Ton weiter gehen, obwohl sie schon seit drei Monaten aus der erschöpften Staatskasse keine Auszahlung der für sie und ihre Söhne bestimmten Appanage erhalten hatte. Aber das Geld kümmerte sie wenig, und das großmüthige und selbstvergessende Herz der Königin war mit ganz anderen Interessen beschäftigt, als mit denen ihrer Kasse und ihrer pecuniären Verhältnisse. Sie beschwor die Kaiserin Marie Louise, die Regentin von Frankreich, in diesen Stunden der Gefahr sich des großen Vertrauens, welches ihr Gemahl in sie gesetzt, würdig zu zeigen und feste und energische Entschlüsse zu fassen. Deßhalb, als am 28. März die Schreckenskunde sich verbreitete, daß die feindlichen Armeen nur noch fünf Lieues von Paris entfernt seien, als die Schaaren von Flüchtlingen schon Paris verließen, eilte Hortense in die Tuilerien, um die Kaiserin zu beschwören, auszuharren in Muth und Standhaftigkeit und Paris nicht zu verlassen; um sie im Namen des Kaisers, ihres Gemahls, und des Königs von Rom, ihres Sohnes, anzuflehen, nicht zu achten auf die Stimme des Staatsraths, welcher nach langer Sitzung zu der Erklärung sich geeinigt, Paris könne sich nicht mehr vertheidigen und die Kaiserin mit ihrem Sohn und dem Regentschaftsrath solle daher die Hauptstadt verlassen.

Allein Marie Louise war gegen all diese dringenden und energischen Vorstellungen unempfänglich gewesen und die Königin hatte nicht vermocht, ihr die Energie einzuflößen, welche sie selber beseelte.

„Meine Schwester“, hatte Hortense zu ihr gesagt, „mindestens werden Sie wissen, daß, wenn Sie Paris jetzt verlassen, Sie die Vertheidigung neutralisiren und dadurch Ihre Krone verlieren können; aber ich sehe, daß Sie mit vieler Resignation zu diesem Opfer bereit sind.“

„Es ist wahr“, hatte ihr Marie Louise traurig geantwortet, „ich sehe es ein, ich müßte anders handeln. Indeß, es ist zu spät; der Staatsrath hat entschieden, ich kann Nichts dafür.“

So war denn Hortense traurig und niedergeschlagen in ihr Hotel zurückgekehrt, wo Lavalette und die Marschallin Ney mit den Damen der Königin sie erwarteten.

„Es ist Alles verloren“, sagte sie mit einem so traurigen Ausdruck, wie man ihn nie zuvor an ihr bemerkt; „ja, es ist Alles verloren. Die Kaiserin will Paris verlassen — sie gibt mit leichtem Muth Frankreich und den Kaiser auf — sie reist ab!“

„Wenn sie das thut“, rief der General Lavalette verzweiflungsvoll, „dann ist wirklich Alles verloren und doch könnte sie jetzt durch Muth und Standhaftigkeit den Kaiser retten, welcher im Sturmschritte nach Paris eilt. Man hat also so lange berathen und erwogen, bis man das Schlimmste, was man wählen konnte, gewählt hat! Aber da es einmal so ist, was werden Sie thun, wozu werden Sie sich entschließen, Majestät?“

„Ich bleibe in Paris“, sagte die Königin entschlossen; „da man mir gestattet, Herrin meiner Handlungen zu sein, so will ich hier bleiben und mit den Parisern die guten und die schlechten Chancen erwarten. Das ist immer besser und würdiger, als vielleicht auf offener Landstraße zur Gefangenen gemacht zu werden.“

Und da Hortense einmal diesen Entschluß gefaßt, zeigte sie eine freudige, ungetrübte Besonnenheit. Sie beeilte sich vor allen Dingen, einen Courier nach Malmaison an die in dieser Stunde von Allen vergessene und verlassene Kaiserin Josephine zu senden und sie zu beschwören, sofort nach Navarra aufzubrechen; dann zog sie sich bei hereinbrechender Nacht in ihr Schlafgemach zurück, um nach so vielen Stunden der Aufregung zu ruhen.

Aber mitten in der Nacht ward sie aus ihrem Schlummer aufgeschreckt. Ihr Gemah-

mit dem sie seit seiner Rückkehr in keinerlei Berührung gekommen, wollte jetzt in der Stunde der Gefahr seine Rechte über sie und seine Kinder in Anspruch nehmen. Er schrieb an die Königin und verlangte von ihr, daß sie mit ihren Söhnen gleich der Kaiserin Paris verlasse und derselben folge. — Hortense antwortete ihm mit einer entschiedenen Weigerung. Eine zweite, bestimmte und unbedingte Botschaft ihres Gemahls war die Erwiederung. Er kündigte ihr an, daß, wenn sie nicht sofort seinem Willen sich füge und mit ihren Söhnen der Kaiserin folge, er kraft seiner Rechte als Vater von ihr seine beiden Söhne zurückfordern und sie ihr sogleich entreißen werde.

Bei dieser Drohung sprang die Königin wie eine gereizte Löwin von ihrem Lager empor. Ihre Wangen glühten und ihre Augen blitzten, mit lauter Stimme befahl sie, sofort ihre Kinder zu ihr zu bringen, und dann die beiden Knaben mit leidenschaftlicher Innigkeit in ihre Arme schließend, rief sie: »Sagt dem König, daß ich in dieser Stunde noch mit meinen Kindern abreisen werde!«

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Glas ohne Hilfe eines Diamantes zu schneiden.) Dieses Mittel ist, wie in der „Magdeburger Zeitung" zu lesen, sehr einfach, indem es dazu nichts Weiteres bedarf, als das Glas vorher mit Terpentin-Spiritus zu reiben; alsdann läßt es sich mit einer Scheere in jede beliebige Form zerschneiden.

Lebensphilosophie.

Du sollst dich um kein Ding bekümmern,
Das dich nicht angeht,
Und Keinem deinen Rath aufdringen,
Dem er nicht ansteht.

Die Wahrheit und das Recht, die werden immer bleiben,
Sie pflegen durch den Brauch sich nicht leicht abzureiben.

Verschiedenes.

Kaiser Friedrich II., unter dessen Regierung die Buchdruckerkunst erfunden wurde, verglich das Fichtenharz, aus welchem damals die Druckerschwärze erzeugt ward, mit den arabischen Myrrhen, die die Kraft besitzen, dunkle Augen zu erhellen; denn, wie er sagte, hat es eine noch schädlichere Finsterniß, nämlich die Nacht der Unwissenheit und Barbarei, zerrieben und vertrieben.

Ein Witzbold sollte in eine Gesellschaft in Berlin aufgenommen werden: sie hieß die Mittwochsgesellschaft. „Ich habe nur wenige Buchstaben zu streichen", äußerte er, „um zu bezeichnen, mit wem ich da zusammen bin", und strich das w, g, l und t, so daß es hieß: Mit(w) ochs (g) esel (l) schaf (t).

Vor einiger Zeit stand ein Bauer aus Remstedt bei Gotha an der nordöstlichen Seite des eben im Bau begriffenen Arnoldi-Denkmals vor der großen Erfurtergasse in Gotha und betrachtete kopfschüttelnd den Löwenkopf an der Ecke desselben. (Das Denkmal ist nämlich an jeder der vier Ecken mit Löwenköpfen geziert, von denen aber eben erst der an der nordöstlichen Ecke aufgestellt war.) Dann wandte er sich an einen Bürger in seiner Nähe mit der Frage: „Wer hot dann des Ding gemacht?" — „Der Herr Professor und Bildhauer Döll!" — „Der kons au besser gelern." — „Warum?" — „Das soll der Herr Arnoldi si?" (auf den Löwenkopf deutend). „Den han ich ganz gut gekahnt; he wor je immer in der Remsteter Möllen. Der het nich sa ene breite Nosen gehett."

Ein Geiziger hing sich auf. Sein Bedienter fand ihn, schnitt schnell den Strick ab und rettete ihm so das Leben. Allein bei der künftigen Monatlöhnung rechnete ihm der Herr 40 Kreuzer für den Strick ab, weil er ihn zerschnitten und nicht aufgeknüpft hatte.

Auflösung des Räthsels in Nro. 15:
Marmor. Mars. Amor.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 17. Donnerstag, den 7. Februar 1856.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Während des ganzen Tages bewiesen sich die beiden jungen Gatten jene Aufmerksamkeiten, die nicht völlig frei von Affectationen sind. Ihre Blicke verriethen eine erzwungene Heiterkeit, welche Diejenigen zu erkünsteln sich bemühen, die sich selbst täuschen wollen. Philipp konnte trotz der erhaltenen Versicherungen seine Zweifel nicht verbannen und Josephine, die den Zustand ihres Gatten zu beurtheilen vermochte, empfand Besorgnisse und ein inniges Mitleiden. Aber Beide liebten und hatten sich zu rein geliebt, als daß sie nicht auf eine glückliche Lösung der Dinge hoffen sollten. Josephine beobachtete mit klugem Tacte ein Benehmen, das den Verdacht von ihr entfernte, als wollte sie den Argwohn ihres Gatten durch übergroße Zärtlichkeiten einschläfern. Eine schmerzliche Freundlichkeit verrieth, daß es ihr einige Ueberwindung kostete, das gegebene Versprechen zu halten. Sie machte die Zeit zur Rückkehr von Philipp abhängig und dieser schob sie so weit als möglich hinaus. — Es war zehn Uhr Abends, als sie die Stadt wieder erreichten. Nach dem Nachtessen wollte der junge Mann sich entfernen.

„Wohin?“ fragte lächelnd Josephine.

„Nach meiner Wohnung.“

„Dort ist Dein Schlafzimmer, Philipp; es wird durch eine Thür von dem meinigen getrennt. Hast Du unser neues Uebereinkommen vergessen?“

„Ich habe mir vorgenommen, Dir ferner nicht mehr zu mißtrauen.“

„Und Deine Frau fordert von Dir, daß Du bleibst. Sie wird die Gewährung dieser Forderung für den Beweis halten, daß Du sie nicht für schuldig hältst. In Deiner Wohnung weiß man, daß Du auf einige Zeit verreist bist.“

„So füge ich mich, weil Du es willst.“

Philipp zitterte unter dem Kusse, den ihm das reizende Weib zur guten Nacht auf den Mund drückte. Er betrat sein Schlafgemach und machte seine Nachttoilette. In welcher sonderbaren Lage befand er sich! Er war ein Gast bei seiner eigenen Frau und zugleich ein Hüter. Tausend Gedanken, tausend Vermuthungen durchkreuzten seinen Kopf. Was kann sie beabsichtigen? fragte er sich. Warum treibt sie mit einem Dritten ein Spiel, das mir und ihr gefährlich werden kann? — Er zog noch ein Mal den Brief hervor, den er in seiner Tasche verwahrt hatte, und las ihn. Dann blieb er gedankenvoll in dem Sessel sitzen. Und war es auch nur ein Spiel, das sie trieb, es bemächtigte sich seiner ein Schmerz, den die Erinnerung an das bisher genossene Glück vermehrte. Aber die trauernde Liebe, der die feste Ueberzeugung des nur augenblicklich getrübten Glücks bleibt, gewährt eine bald freudige, bald schmerzliche Wollust und Philipp empfand diese Wirkungen in einem Maße, daß ihn der Schlaf floh.

Mitternacht war vorüber und noch immer saß er neben dem Tische, auf dem das fürchterliche Papier lag. Die Kerze war tief herabgebrannt. Da öffnete sich leise die Thür und Josephine schlich leise herein. Als sie den sinnenden Gatten erblickte, der ihr Erscheinen nicht bemerkte, sah sie wie flehend zum Himmel empor, indem sie einen Seufzer unterdrückte. Sie wollte bezaubernd sein und sie war es in der That. Ein elegantes Negligée von weißem Batist schloß ihre üppigen Formen ein; der Busen war nachlässig verhüllt und das dunkle

Haar quoll in wirren Locken auf die blendend weißen Schultern herab. Pantoffeln von violettem Sammt bekleideten den kleinen Fuß. Mit der Miene der Siegerin schlich sie leise näher und legte ihre niedliche Hand, an welcher der Trauring glänzte, über die Augen ihres Mannes. Dann neigte sie sich zu seinem Ohre, daß ihr Athem ihn anhauchte, und flüsternd sagte sie: »Woran denkst Du, Philipp?« Und indem sie ihn an sich drückte, umschlang sie ihn mit ihren Armen, als ob sie ihn seinen bösen Gedanken entreißen wollte. Hierauf küßte sie seine heiße Stirn.

»An Dich!« antwortete er.

»In welch traurigem Tone sagst Du mir das! — Philipp, Du leidest!« fügte sie theilnehmend hinzu.

»Ja, Josephine, ich will es Dir nicht verbergen. So viel ich auch kämpfe, ich kann den Inhalt jenes Briefes nicht vergessen, so lange er mir ein Geheimniß bleibt. Er hat mein Innerstes verletzt, ich muß es eingestehen. Es drängen sich mir Vermuthungen auf, die meine Liebe verwirft. Du bist meine Gattin und meine Gattin hegt Gedanken, die mir unbekannt bleiben sollen? O, ich weiß, was Du sagen willst!« rief er aus, als er sie bitter lächeln sah. »Aber dasselbe habe ich mir tausend Mal gesagt in den zwei Stunden, die ich hier sitze.«

Josephine erhob sich und sah mit einem schmerzlichen Lächeln vor sich hin.

»Ich bedaure Dich und mich selbst, Philipp!« sagte sie. »Dich, weil Dein Glück getrübt ist ohne Deine Schuld; und mich, weil ich Dir weniger bin, als ich Dir sein wollte. Fast muß ich glauben, daß eine Ehe, wie ich sie mir denke, zu den Verhältnissen gehört, die man nicht erschaffen kann, wenn sie der Zufall nicht fügt. Du weißt, daß mich nicht Liebe, sondern nur Dankbarkeit an meinen ersten Mann fesselte, und bei der großen Verschiedenheit unseres Lebensalters konnte dies auch nicht anders sein. Ich hing an Lindsor wie die Tochter an dem Vater, ich war eine Gattin ohne Gatten. Mein Mann war ein Engländer, begabt mit allen Vorzügen und Schwächen seiner Nation. Er war eitel, selbst stolz darauf, wenn man seine junge Frau bewunderte und ihn darum beneidete; aber nie hat er mich durch Eifersucht oder Verdacht gekränkt. Als man ihn darum befragte, gab er zur Antwort: Wenn ein junges Mädchen die Pflicht der Dankbarkeit so weit ausübt, daß sie ihr junges Leben an ein altes knüpft, daß sie auf das Glück der Liebe Verzicht leistet, nur um die letzten Tage ihres bejahrten Vaters zu verschönen und die Ehre desselben zu retten — dann, mein Freund, ist der leiseste Verdacht ein Verbrechen, dann gibt es keine Charakterconsequenzen mehr in der Welt, wollte man annehmen, daß Josephine meine Ehre verunglimpfen könnte... Hätte nicht schon ein natürliches Princip meine Handlungen geregelt, diese Kundgebung eines hochverehrenden Vertrauens würde mich zu dem größten Opfer befähigt haben. Schon vor der Abreise meines ersten Mannes sah ich Dich und ich verhehle nicht, daß eine Veränderung in mir vorging, die mich zittern machte. Aber ich kannte meine Pflicht und nur erst, als ich dieser entbunden war, folgte ich der ersten Regung der Liebe, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Mein Gatte empfing mich zwar als eine Wittwe, aber ich brachte ihm alle Empfindungen einer Jungfrau mit, die zum ersten Male liebt. Philipp, ich konnte an dem Manne nicht zur Verrätherin werden, den ich nur achtete; soll ich Dich verrathen, den ich liebe und den ich nun auch unbedingt achten muß, nachdem er seinen schönen Charakter so glänzend an den Tag gelegt hat? Du gibst jener armen Familie ein so großes Vermögen zurück und mir verweigerst Du das Geschenk Deines Vertrauens? O mein Gott, jetzt, wo Du mir zum ersten Male beweisen kannst, daß Du mich am höchsten achtest in der Welt, jetzt würdigst Du mich in eine Klasse von Frauen herab, welche die tiefste Verachtung verdienen. Dem Schreiber jenes Briefes glaubst Du — mir nicht! Ich habe Dir genügende Aufklärung versprochen, und doch hältst Du mich für schuldig. Du siehst mein Bemühen, Deinen Argwohn zu verscheuchen, und dennoch hegst Du ihn, Dir und mir zur Pein. O, ich habe schon zu viel gesprochen — ein einziges Wort hätte hinreichen müssen. Philipp, Du liebst mich, aber Du verstehst mich nicht!«

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

9.

Die Angst der Mutterliebe hatte bewirkt, was weder die Abreise der Kaiserin, noch die Nachricht von dem Herannahen der Kosaken vermochte — Hortense war abgereist. Sie hatte mit ihren Kindern und ihrem Gefolge, das sich indessen schon merklich zu verkleinern begann, Paris verlassen und langte, nach einer gefahrvollen und eiligen, schon von herumschwärmenden Feinden beunruhigten Flucht in Navarra an, wo die Kaiserin Josephine mit Thränen des Kummers und der Freude zugleich ihre Tochter in ihre Arme schloß. Wenn auch Alles verloren war, ihr Glück und ihre Größe, und wenn das Unglück des immer noch von ihr geliebten Kaisers Napoleon ihr Herz bedrückte, so hatte Josephine doch jetzt ihre Tochter, ihre treueste Freundin, an ihrer Seite und das war inmitten dieses Mißgeschicks und dieser Sorgen noch immer ein süßer Trost, ein köstlicher Gewinn.

Im Schloß zu Navarra erfuhr Hortense die Nachricht von dem Untergange des Kaiserreichs, von der Capitulation der Hauptstadt, von dem Einzug der Verbündeten, von der Abdankung des Kaisers.

Als der Courier, den der Herzog v. Bassano mit diesen Nachrichten nach Navarra gesandt, Josephinen sodann berichtete, daß man Napoleon die Insel Elba als Aufenthaltsort angewiesen und er im Begriff sei, Frankreich zu verlassen und in die Verbannung zu gehen, rief Josephine mit Thränen des Schmerzes, indem sie in die Arme ihrer Tochter sank: »Ach, Hortense, er ist unglücklich und ich bin nicht bei ihm! Er ist nach Elba verbannt! — O, wenn seine Frau nicht wäre, würde ich zu ihm hineilen, um seine Verbannung mit ihm zu theilen!«

Während die Kaiserin klagte und weinte, hatte Hortense sich schweigend in ihre Gemächer zurückgezogen. Sie sah und erfaßte alle Consequenzen, welche für sie und die ganze Familie des Kaisers aus seinem Sturze hervorgingen, sie fühlte schon jetzt alle die Demüthigungen und Kränkungen, denen die Napoleoniden von allen Seiten ausgesetzt sein würden, und sie wollte sich und ihre Kinder denselben entziehen. Sie faßte daher einen schnellen Entschluß. Sie ließ ihre Vorleserin, Fräulein v. Cochelet, eine von den wenigen ihrer Damen, welche treu an ihrer Seite geblieben, rufen, um ihr ihr Vorhaben mitzutheilen.

»Louise«, sagte sie zu ihr, »ich will auswandern. Ich stehe allein und schutzlos da, immer bedroht von einem Unglück, das für mich härter ist, als der Verlust aller Größe und aller Güter, von dem Unglück, mir meine Kinder von meinem Gemahl entrissen zu sehen. Meine Mutter kann in Frankreich bleiben, weil die Scheidung sie frei und unabhängig gemacht hat; aber ich trage einen Namen, den man in Frankreich nicht mehr wird hören wollen, indem die Bourbonen zurückkehren. Ich habe kein weiteres Vermögen, als meine Diamanten; ich werde sie verkaufen und mit meinen Kindern nach Martinique gehen, wo meine Mutter eine Besitzung hat. Es ist ohne Zweifel ein hartes Loos, mein Vaterland, meine Mutter, meine Freunde verlassen zu müssen; aber großen Schicksalsschlägen gegenüber muß man sich einen großen Muth bewahren. Ich werde meine Kinder gut erziehen und das wird mein Trost sein.«

Fräulein v. Cochelet neigte sich mit Thränen der Rührung über die dargereichte Hand der Königin und bat sie mit so flehenden und eindringlichen Worten, sie begleiten zu dürfen, daß Hortense es ihr endlich bewilligen mußte. Es ward unter ihnen ausgemacht, daß Louise nach Paris eilen solle, um in aller Stille die nöthigen Vorkehrungen, welche zu der großen Reise der Königin nothwendig waren, zu machen, und sie reiste also unter dem Schutze des Couriers am andern Tage dahin ab.

Welch ein verändertes Bild bot Paris den Blicken des Fräuleins v. Cochelet dar. An dem Thor, durch welches sie einfuhren, hielten Kosaken die Wache, in den Straßen begegnete man nur den Uniformen der Russen, Oesterreicher und Preußen, an deren Armen man die stolzen Damen des Faubourg St. Germain mit freudigem Triumph daher schreiten sah, diese Royalistinnen, welche die Sieger Frankreichs fast mit solchem Enthusiasmus und solcher Hingabe behandelten, als wären sie identisch mit den geliebten Bourbonen, deren Rückkehr man in einigen Tagen erwartete. Das Hotel der Königin war von einer feindlichen

Abtheilung besetzt, alle Diener waren daraus entflohen, die glänzenden Empfangssäle dienten jetzt den Eroberern Frankreichs zur Wohnung und in den Tuilerien machte man Vorbereitungen zum Empfangee der Bourbonen. Niemand wagte es, den Namen Napoleons auszusprechen; Diejenigen, welche ihm sonst am Glühendsten geschmeichelt, waren jetzt am Schnellsten bereit, ihn zu verdammen; Diejenigen, welchen er die größten Wohlthaten erwiesen, verläugneten ihn am Ersten, um dadurch die Wohlthaten, welche sie empfangen, vergessen zu machen; die eifrigsten Napoleonisten wurden jetzt die glühendsten Royalisten und steckten die größten weißen Cocarden an ihren Hut, um sich den neuen Herrschern desto früher bemerklich zu machen.

Aber doch gab es Einen Mann, welcher laut und mit liebevoller Bewunderung noch immer den Namen Napoleon nannte und ihm öffentlich den Zoll seiner Anerkennung darbrachte. Dieser Eine war der Kaiser Alexander von Rußland. Er hatte Napoleon so sehr geliebt, daß selbst die von der Politik ihm auferlegte Feindschaft nicht die Freundschaft für den Heros, welcher so lange Europa beherrscht, aus seinem Herzen hatte verwischen können. Napoleons Geschick war entschieden und nur den eifrigsten Bemühungen des Zaren verdankte er es, daß die Alliirten die Forderungen des Kaisers bewilligt und ihn zum souveränen Herrn der Insel Elba ernannt hatten. Jetzt, da Alexander Nichts mehr für ihn thun konnte, wollte er sich wenigstens noch seiner Familie nützlich erweisen und dadurch dem gestürzten Titanen die Treue und die Bewunderung bezeigen, die er noch immer für ihn empfand.

Die Kaiserin Marie Louise und der kleine König von Rom bedurften indeß seines Beistandes nicht. Die Kaiserin hatte von der Erlaubniß der Verbündeten, ihren Gemahl nach Elba begleiten zu dürfen, keinen Gebrauch gemacht, sondern hatte sich mit ihrem Sohn unter den Schutz ihres Vaters, des Kaisers von Oesterreich, begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Ein Weiser, ob ihm schon wird Hab' und Gut genommen,
Behält doch einen Schatz, um den er nicht kann kommen.

Was schlecht ist, ob gepriesen,
Zuletzt wird's doch verhöhnt.
Was ächt ist, ob verwiesen,
Zuletzt wird's doch gekrönt.

Verschiedenes.

Johnson aß einst bei der berühmten Schauspielerin Miß Macauley zu Mittag. Das Gespräch fiel auf die völlig gleichen Rechte der Menschen. Die Wirthin sprach darüber mit dem Enthusiasmus einer Republikanerin. Johnson antwortete darauf nur ganz kurz und abgebrochen, in der Hoffnung, daß das Gespräch auf einen andern Gegenstand kommen würde. Doch vergebens, Miß Macauley vertiefte sich immer mehr in diese Materie. Nun fing Johnson an, so geschwind als möglich zu essen, winkte darauf einem Bedienten, stand auf und bot ihm seinen Platz an. — „Mein Gott! was fällt Ihnen ein?“ fragte Miß Macauley. — „Nichts, Miß!“ versetzte Johnson, „ich wollte nur das System der Gleichheit der Menschen practisch ausüben.“

In einer Gesellschaft von Musikern wurden Tischgesundheiten getrunken. Einer der Gäste rief aus: „Mozart soll leben!“ — „Still! still!“ rief ein Anderer, „laßt uns unsere eigene Gesundheit trinken. Mozart wird länger leben, als wir.“

Räthsel.

Dem Schlitten nütz' ich Nichts, doch geht durch mich der Wagen;
Und fehl' ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen,
Was ihr Besitzer von ihr spricht.
Nun rathet, wie ihr könnt. Ein Rad das bin ich nicht.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 18. Samstag, den 9. Februar 1856.

Die vier Brocken.
(Rußland dedicirt vom Münchener Punsch.)

Vier Brocken nenn' ich euch, zum Verdauen schwer,
Sie sind kaum zu beißen im Munde;
Sie kommen eigentlich von den Westmächten her,
Doch Oestreich gab davon Kunde.
Rußland wird seiner Macht beraubt,
Je länger es an den vier Brocken klaubt.

Die Donau, die frei entströmte, bleibt frei;
Der Russe darf sie nun nicht mehr verstopfen.
D'rum hält auch Oestreich Wache dabei,
Ihm nöthigenfalls auf die Finger zu klopfen.
Vor dem deutschen Strom, der den Damm durchbricht,
Erzitt're! Vor seinem ruhigen Spiegel nicht.

Und das schwarze Meer ist kein leerer Schwall,
Das kann den Handel der Welt beleben,
Kauffahrer können landen allüberall,
Und nach dem Profit, dem göttlichen, streben.
Und was kein Verstand mehr sieht, und ein leerer Begriff
Ist künftig darin ein russisches Linienschiff.

Vernimm, daß es eine Türkei noch gibt,
Wie auch der Glaube d'ran wanke;
Wie sehr auch Rußland die Fürstenthümer liebt —
Von Protegiren ist kein Gedanke.
Ob auch die Geschichte im Wechsel kreist,
Da unten wird vorläufig Nichts verspeist.

Auch sollen die Rajah's Freiheit haben,
Und in Stambul blüh'n jedes Christenthum;
Sie sollen läuten und sollen begraben,
Mit der Zeit geh'n selbst Processionen um.
Sogar ein heil'ger Rock kann hinein,
Nur soll es nicht Mentschikoff's Paletot sein.

Das sind die vier Brocken verdauensschwer,
Der fünfte liegt noch in der Schüssel bedecket;
Versprich die fünfe zu schlucken auf Ehr',
Dann rufen die Mächte voll Freuden: Es klecket!
Umarmen Dich als verirrt, aber wieder gefunden,
Und küssen Dich als „Herr Bruder, auf's Neue verbunden!"

Eine seltene Frau.
(Fortsetzung.)

Die letzten Worte hatte Josephine mit bebender Stimme gesprochen. Sie wandte sich ab und bedeckte ihr Gesicht.

„Josephine", sagte der junge Mann, indem er ihre Hand ergriff, „ich will ruhig sein, ich verspreche es Dir. So lange ich kann, will ich Dein Geheimniß achten; aber ich wiederhole es, gib mir Aufklärung, nicht wegen Deiner, sondern wegen meiner!"

„Könnte ich, so sollte es gleich geschehen; aber Rücksichten für Dich verbieten es mir. Wäre in jenem Briefe von weniger als von einer Heirath die Rede, ich würde es nicht über mich gewinnen können, Dich länger in dieser Ungewißheit zu lassen, — so aber, mein Freund, prüfe mit dem Verstande und nicht im Herzen. Gute Nacht, Philipp!"

Sie küßte ihn und entschlüpfte rasch in ihr Zimmer.

„Sie hat Recht!" dachte Philipp endlich und ging zu Bett. Er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß ihn nur noch die Neugierde plage, und es gelang ihm, einzuschlafen.

Wenn ein Gewölk den klaren Horizont zweier Liebenden getrübt, die das höchste Glück in dem gegenseitigen Ausdruck der Gefühle gefunden, so bleibt stets eine Spur in den Genüssen

zurück, nachdem es sich wieder verzogen hat. Wie das Land nach dem Regen sich erfrischt, so wird die Liebe entweder lebendiger, oder die Erschütterung dauert fort, wie der Donner, der noch einige Zeit bei hellem Sonnenscheine nachhallt. Die Liebe vermehrt oder verringert sich.

Der unbekannte Bewerber hatte versprochen, am andern Tage zu erscheinen. Philipps Unruhe läßt sich denken. Er beobachtete Josephine — sie war liebenswürdig und unbefangen wie immer. Durch kein Wort, keine Miene verrieth sie, daß eine wichtige Katastrophe bevorstehe. Als sie gegen Mittag aus ihrem Boudoir trat, hatte sie eine reizende Toilette gemacht.

„Willst Du ausgehen?“ fragte Philipp Josephine.

„Nein — es ist möglich, daß ich Besuch erhalte.“

Und dabei lächelte sie erröthend. Dann hing sie sich an seinen Arm und ging so mit ihm im Zimmer auf und ab.

Plötzlich ward draußen die Glocke gezogen. Die beiden Gatten blieben stehen und sahen sich an. Philipp glaubte zu bemerken, daß Josephinens Hand zitterte.

„Willst Du den Besuch allein empfangen?“ fragte er.

„Du bist mein Gatte und hast zu bestimmen.“

In diesem Augenblick trat Meta ein und meldete mit lauter Stimme, daß ein Fremder, der sich Major v. Wildau nenne, Madame zu sprechen wünsche.

Philipp erbleichte.

„Major v. Wildau?“ wiederholte er.

„Hier ist seine Karte“, sagte die Kammerfrau und verneigte sich.

„Er ist's!“ murmelte der junge Mann, nachdem er den Namen auf dem eleganten Blatte betrachtet hatte. „Was mag er wollen?“ fragte er in sichtlicher Bestürzung.

„Wir werden es erfahren, wenn wir ihn empfangen“, antwortete Josephine ruhig.

„Meta, führen Sie den Fremden in den kleinen Saal!“ befahl Philipp.

Die Kammerfrau entfernte sich.

„Was ist Dir, lieber Mann? Die Ankunft des Majors hat Dich in eine seltsame Aufregung versetzt. Kennst Du ihn?“

„Ich glaube. Josephine, empfange ihn zunächst allein. Du wirst mir gestatten, daß ich in dem kleinen Cabinete der Unterredung beiwohne, das durch einen Vorhang von dem Saale getrennt wird. Weder Eifersucht noch Mißtrauen veranlassen mich, ein unsichtbarer Zeuge zu sein, — ich schwöre es Dir, Josephine! Der Major wird ohne Zweifel nach mir fragen; aber nimm seine Aeußerungen mit Vorsicht auf, er ist ein grober, auf seinen Reichthum pochender Hagestolz, der eigentlich abgewiesen zu werden verdiente. Doch fürchte Nichts, — sollte er Dich beleidigen, selbst nur durch ungeziemende Worte Dich kränken, so steht Dein Mann Dir zur Seite. Er ist meinetwegen gekommen und wenn Du es kannst, so verbirg ihm unsere Heirath, ich selbst werde sie ihm mittheilen.“

„Jetzt spielst Du den Geheimnißvollen!“ sagte die junge Frau, indem sie lächelnd mit dem Finger drohte. „Hegte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen zu meinem Manne, ich würde schließen müssen —“

„Schließe und denke Nichts, Josephine, was Du auch von dem Major hören wirst. Gleich nach seiner Entfernung will ich Dir Aufschlüsse geben.“

Josephine verneigte sich und ging in den Saal, indem sie vor sich hinmurmelte: „O, ich bedarf dieser Aufschlüsse nicht, denn ich weiß bereits Alles!“

„Was ist das?“ fragte sich Philipp — „der Major sucht meine Frau auf? Der brutale Mensch ist sicher nur gekommen, um mir zu schaden. Aber wie kann er wissen, daß ich mich in Leipzig aufhalte? Wer hat ihm meine Verbindung mit Josephinen entdeckt?“

So leise, als es seine Aufregung erlaubte, schlich er in das Cabinet. Als er die Falten der grünen Gardine ein wenig auseinanderzog, sah er den Gast neben seiner Frau auf dem Sopha sitzen, das dem Verstecke gegenüberstand. Der Lauscher konnte genau die in einer Unterredung begriffenen Personen beobachten.

„Er ist es!“ flüsterte Philipp, der leise bebte. „Ich werde seinen bösartigen Plan auf eine Weise vereiteln, daß er mir nie wieder in den Weg treten soll!“

Wie erstaunte Philipp, als er sah, daß der Major die Hand seiner Frau ergriff und in einem zärtlichen Tone, den er bei dem derben Soldaten nie gekannt, flüsterte: „Nicht wahr, Madame, Sie erlauben mir, daß ich dem Drange

meines Herzens folgen und Sie Josephine nennen darf?«

»Herr Major, jeder Ausdruck Ihrer Achtung und Zuneigung ist mir willkommen!« antwortete sie, sichtlich bemüht, von dem Lauscher deutlich verstanden zu werden.

»O, zweifeln Sie nicht, daß Sie beide Empfindungen lebhaft in mir angeregt haben. Daß ich völlig mit mir im Klaren bin, habe ich bereits in meinem Briefe angezeigt. Sie sind die Frau, wie ich sie mir wünsche, und darum empfangen Sie den Verlobungsring.«

Fast hätte Philipp seine Anwesenheit verrathen, als er in dem Major den Heirathscandidaten kennen lernte, der ihm so viel Sorgen gemacht hatte. Statt in der gefürchteten bösartigen Absicht, war der Major in der zärtlichsten von der Welt gekommen — er wollte die reizende Josephine heirathen.

»Warum mystificirt sie den Major?« fragte er sich zitternd. »Wo hat sie ihn kennen gelernt? wo hat die Annäherung stattgefunden? In welcher Absicht hat sie diese seltsame Heirathsgeschichte eingeleitet?«

Bald sollte er die Antwort auf diese Fragen erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Kaiser Alexander wandte also seine ganze Theilnahme der geschiedenen ersten Gemahlin Napoleons und ihren Kindern, dem Vicekönig von Italien und der Königin von Holland zu. Sein Interesse für die Königin war so groß, daß er erklärte, Hortense, falls dieselbe nicht nach Paris kommen möchte, in Navarra aufsuchen zu wollen, um von ihr selber zu erfahren, in welcher Weise er ihr nützlich sein könne und wie sie ihr Schicksal geordnet zu sehen wünsche. Diesen wohlwollenden Gesinnungen des Kaisers gab sein Minister, der Graf Nesselrode, immer neue Nahrung und Niemand war so beeifert, der Königin zu dienen, als er. Seit langer Zeit mit dem Fräulein v. Cochelet innig befreundet, wollte der Graf ihr jetzt von seiner Freundschaft Beweise geben, und er wußte, daß er das nicht besser vermöchte, als indem er der Königin Hortense und ihren Kindern nützlich zu sein strebe. Diesem vertrauten Freunde theilte das Fräulein die Absicht der Königin mit, Frankreich zu verlassen und nach Martinique auszuwandern. Graf Nesselrode lächelte traurig über diesen verzweifelten Entschluß eines so treuen und wackern Mutterherzens und beauftragte das Fräulein, die Königin zu bitten, daß sie ihm offen alle ihre Wünsche und Forderungen durch ihre Vertraute mittheilen lasse, damit er sie dem Kaiser hinterbringen könne.

Die Theilnahme an dem Geschick der Königin war überhaupt ganz allgemein. Als in einer der Sitzungen der Minister der Alliirten, in denen die Geschicke Frankreichs, der Bourbonen und der Napoleoniden gegen einander abgewogen wurden, man darüber berieth, was man für die Familie des Kaisers thun wolle, rief der Prinz v. Benevent: »Ich plaidire allein für die Königin Hortense, denn sie ist die Einzige, welche ich hochachte.« Graf Nesselrode fügte hinzu: »Wer würde nicht stolz darauf sein, sie in seiner Nation zu haben? Sie ist eine Perle Frankreichs!« Und Metternich vereinigte seine Lobsprüche mit denen der Uebrigen.

Alle die Nachrichten, welche Fräulein v. Cochelet der Königin mittheilte, alle die dringenden Bitten und Vorstellungen ihrer Freunde konnten Hortense nicht bewegen, ihre Einsamkeit zu verlassen und nach Paris zu kommen.

Es sei uns hier vergönnt, einen Brief, den sie über diese Angelegenheit an Fräulein v. Cochelet schrieb, mitzutheilen, weil er Zeugniß gibt von der edlen, schönen und ächt weiblichen Gesinnung der Königin.

Dieser Brief lautet:

»Meine liebe Louise! Alle Freunde schreiben mir gleich Dir dieselbe Frage: »Was wünschen Sie? was verlangen Sie?« Euch Allen antworte ich: Ich will gar Nichts! — Was kann ich auch wünschen? Ist mein Schicksal nicht schon festgestellt? Und wenn man die Kraft hat, einen großen Entschluß zu fassen, wenn man mit festem Blick und kaltem Blut der Idee in's Auge sehen kann, die Reise nach Indien oder nach Amerika zu machen, dann

ist es unnöthig, von irgend Jemanden noch Etwas zu fordern. Ich bitte Dich, thue keine Schritte, welche ich nachher desavouiren müßte. Ich weiß, daß Du mich liebst, und das könnte mich fortreißen; aber in der That, ich bin persönlich gar nicht so sehr zu beklagen. Ich habe inmitten der Größe und des Glanzes so viel gelitten, vielleicht werde ich jetzt die Ruhe kennen lernen und sie all dieser glänzenden Bewegung, die mich einst umgab, vorziehen. Ich glaube nicht, daß ich in Frankreich bleiben kann; das lebhafte Interesse, welches man mir jetzt bezeigt, könnte in der Folge Anlaß zu Mißtrauen geben. Dieser Gedanke ist niederschlagend, ich fühle es, aber ich will Niemanden Unruhe verursachen. Mein Bruder wird glücklich sein; meine Mutter kann ihr Vaterland und ihre Güter bewahren; ich werde mit meinen Kindern in die Fremde gehen und, weil dann das Glück Derer, welche ich liebe, gesichert ist, das Unglück ertragen können, welches nur meine Existenz, nicht aber mein Herz trifft. Ich bin noch ganz tief ergriffen von dem Schicksal, welches man dem Kaiser und seiner Familie bestimmt hat. Ist es wahr? ist Alles schon festgesetzt? Schreibe mir darüber! Ach, ich hoffe, daß man mir wenigstens meine Kinder nicht entreißen wird, denn dann würde ich keinen Muth mehr besitzen. Ich will sie so erziehen, daß sie in allen Lagen des Lebens sich glücklich fühlen sollen; ich will sie lehren, das Glück und das Unglück mit gleicher Würde zu ertragen und ihr wahres Glück in der Zufriedenheit mit sich selbst zu suchen. Das ist mehr werth, als alle Kronen. Danke Herrn v. Nesselrode in meinem Namen für seine Theilnahme. Ich versichere Dich, daß es Tage gibt, welche man mit Recht unglückliche nennt und die doch nicht ohne Reiz sind, — das sind diejenigen, welche uns befähigen, die wahren Gesinnungen, welche man uns entgegen trägt, zu beurtheilen. Ich freue mich der Zuneigung, welche Du mir beweisest, und es wird mir immer wohlthuend sein, Dir zu sagen, wie sehr ich sie erwiedere.« —

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Schätze des Geistes allein verdienen den Namen des Reichthums;
Jeglichem andern entquillt weniger Freude als Schmerz.

Witz, der nur auf Vortheil geht, ist nicht Witz, er ist nur Tücke.
Rechter Witz übt nur, was redlich, weiß von keinem krummen Stücke.

Der ist ein Menschenfreund, wer sich im Wohlthun übt,
Am Liebsten unerkannt und ohne Zeugen gibt.

Verschiedenes.

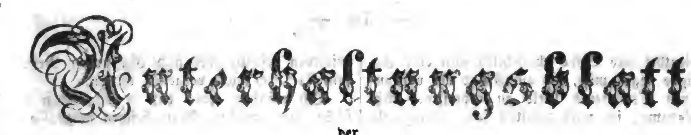
Der Diener eines Arztes hielt eine Elster. Die Patienten des Doctors waren sehr zahlreich. Auf die zutrauliche Anfrage Johanns — so hieß der Diener — pflegten sie zu antworten: „Mir geht es recht schlecht, Hanns!" Die Elster behielt die Redensart im Gedächtniß. Eines Tags flog sie durch's offen gelassene Fenster weg, von Dach zu Dach, bis sie vor die Stadt in's Freie gelangte. Da erblickte sie ein Jäger und schoß nach ihr; sie stürzte. Als er sie vom Boden aufnahm und näher besah, drehte sie langsam den Kopf ihrem Mörder zu und sprach sterbend: „Mir geht es sehr schlecht, Hanns!" Dem Hanns (so hieß zufällig der Jäger) stiegen bei dieser unerwarteten Anrede die Haare zu Berge, er ließ das Thier fallen und rannte über Hals und Kopf davon.

Eine Magistratsperson sagte eines Tages zu Marville, der den Wunsch äußerte, daß man doch auch Hospitäler für arme Gelehrte, die in Gefahr vor Hunger zu sterben sind, errichten sollte: „Ja! das sollte man, und ihnen den Namen: Spitäler für Incurable beilegen; denn die Armuth ist ein Uebel, von dem man die Gelehrten nie heilen kann."

Auflösung des Räthsels in Nro. 17:

Feder.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. -- Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 19. Dienstag, den 12. Februar **1856.**

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

„Bevor ich Ihren Ring annehme“, sagte jetzt Josephine, „muß ich Ihre Bedingungen kennen lernen.“

„O mein Gott!“ rief der begeisterte Major — „reden wir nicht von Bedingungen! Doch ja, eine Bedingung habe ich zu stellen.“

„Und welche?“

„Daß der Verlobung sofort die Vermählung folgt. Ich habe einen wichtigen Grund, meine junge Frau sogleich mit mir zu nehmen.“

„Fürchten Sie meine Untreue, wenn Sie mich noch einige Zeit in Leipzig zurücklassen?“ fragte Josephine lachend.

„Nein, Josephine, nein! Bei meiner Ehre als Soldat, nachdem ich Ihre Grundsätze kennen gelernt, kann es mir nicht einfallen, den leisesten Verdacht zu hegen. Die Eifersucht ist in meinen Augen das häßlichste Laster an einem Bräutigam oder Ehemann. Beweist sie nicht, daß er sich unfähig fühlt, das Herz seiner Geliebten ganz auszufüllen? oder daß man ihr nicht trauen darf? Madame, regte sich Mißtrauen in mir, so würde ich Ihnen diesen Ring nicht anbieten.“

„Und dennoch wollen Sie mich sofort mit sich nehmen!“

„Der Grund liegt bei mir, Madame, und ich will ihn nicht verhehlen. Sie erinnern sich, daß ich von einem erzliederlichen Neffen sprach, dem Sohne meiner verstorbenen Schwester.“

„Ganz recht.“

„Dieser Bursche wäre mein Erbe, wenn ich ohne Kinder bliebe. Vor länger als einem Jahre erfuhr ich, daß er in Berlin ein leichtfertiges Leben führe und daß er mit einer Frau von höchst zweideutigem Rufe sein väterliches Vermögen vergeude. Ich hätte mich den Teufel um ihn gekümmert, wenn nicht ein Testament meines Vaters vorhanden wäre, wornach mein Gut Wildau auf meine Schwester oder deren Kinder übergehen solle, wenn ich unverheirathet bliebe. Der einzige Junge meiner Schwester, Philipp, kennt die Testamentsklausel und darum wirthschaftet er eben darauf los, wie sein Vater, der leichtsinnig und pflichtvergessen seine arme Frau in das Grab gebracht hat. Das Sprichwort bewährt sich: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ich schrieb also vor ungefähr einem Jahr an meinen saubern Neffen und ermahnte ihn, seine kostspielige Geliebte und sein verschwenderisches Leben aufzugeben. Ja, da kam ich schön an! Die Geliebte, eine von ihrem Manne getrennt lebende Frau, muß ihn völlig in ihrer Gewalt haben, denn er antwortete mir in einem höchst impertinenten Tone, daß ihm seine Geliebte mehr werth sei, als der Onkel, der außerdem als ein Hagestolz die Liebe nicht zu beurtheilen verstehe. Zugleich rieth er mir, mich um seine Verhältnisse ferner nicht zu kümmern und ruhig meine Aecker zu bebauen...“

„Meinen Groll, Madame“, fuhr der Major fort, „können Sie sich denken, als ich später erfuhr, daß Philipp sein Gütchen verkauft habe, um das Geld seinem Götzen zu opfern. Nun faßte ich den Entschluß, mir eine Frau zu nehmen. Das Uebrige wissen Sie bereits. Ich war so glücklich in meiner Wahl, daß ich dem Jungen, der mich dazu veranlaßt, verziehen haben würde, hätte er nur die geringste Lust zur Umkehr auf einen besseren Weg gezeigt. Gestern schreibt mir mein Correspondent aus Berlin, er habe erfahren, Philipp sei mit jener Person, deren Mann plötzlich gestorben, ver-

heirathet und Beide schmiedeten nun eine Intrigue gegen mich, um auf Grund des vorhandenen Testaments Geld zu erpressen. Ah, Madame, ich muß gesattelt sein, denn mein Neffe artet seinem Vater nach, von dem die rechtlichen Leute sagten, daß sie keinen Proceß mit ihm haben mochten. Schon bei dem Worte Proceß sträubten sich mir die Haare empor! Eine Heirath schützt mich vor allen Angriffen: ich verschreibe meiner Frau mein Vermögen und kann ruhig und zufrieden leben. Das ist mein Geheimniß, ich habe Ihnen Nichts mehr zu entdecken.«

Die letzten Eröffnungen des Majors waren Philipp ein Räthsel, denn es war ihm nie in den Sinn gekommen, irgend Etwas gegen den Bruder seiner Mutter zu unternehmen, obgleich er die Hoffnung auf die Erbschaft nicht aufgegeben hatte.

»Herr Major«, begann Josephine, »ich ehre Ihre Offenheit, denn sie beweist mir, daß ich es mit einem redlichen Manne zu thun habe.«

»Ich rede, wie ich denke, Madame, und meine zukünftige Frau muß alle meine Familienverhältnisse kennen; sie soll nicht zufällig erfahren, was ihr zu wissen gebührt. Darum wiederhole ich, daß ich mich jetzt aus reiner Neigung verheirathe, wenn ich auch die angegebenen Rücksichten außer Acht lasse.«

»Ihr Neffe ist also der Grund, daß wir uns kennen gelernt haben?«

»Ja.«

»Dann ist es meine Pflicht, mich für ihn zu verwenden. Wie Sie mir mittheilten, ist er mit seiner Geliebten verheirathet, — kennen Sie seine Frau?«

»Nein; aber man sagt, daß sie eine ausgemachte Kokette sei, für die sich der junge Mensch ruinirt habe. Und der Beweis liegt ja vor — warum hat er sein Gut verkauft?«

»Die Welt liebt es, zu übertreiben, und sie verurtheilt oft eine Frau nach dem bloßen Scheine. Wenn Sie nun der Gattin Ihres Neffen Unrecht gethan hätten?«

»O, Madame, dann will ich mein Unrecht bekennen, dann will ich die ersten Gründe fallen lassen, wie auch bereits geschehen, und ich verheirathe mich aus Achtung und Liebe!«

»Ihre Dienerin, mein Herr!« sagte Josephine, sich stolz verneigend. »Damit wäre ich zufrieden gestellt, aber nicht Ihr armer Neffe, den Sie doch nicht vergessen dürfen.«

»Ich wünsche ihm, daß er eine eben so schöne und achtbare Frau besitzen möge, als mir das Glück in Ihnen, Madame, eine zugeführt hat.«

»Und wenn dies der Fall ist?« fragte Josephine mit einem reizenden Lächeln.

»O, ich kann Alles versprechen, denn dieser Fall wird nicht eintreten!« rief der Major.

»Sie machen mich erröthen, mein Herr! Sie dehnen Ihre Galanterie bis zu einem Grade aus — «

»Wie Sie Ihre Bescheidenheit und Gutherzigkeit, theure Josephine! Bei meiner Ehre«, fügte er feurig hinzu und indem er ihre Hand ergriff, »gleicht Philipps Frau Ihnen, so soll er sich über mich nicht beklagen, denn ich finde seine Leidenschaft dann erklärlich. Und da Sie doch einmal meine Universalerbin sind — denn das Testament spricht nur von einer Frau —, so gebe ich Ihnen Vollmacht, die jungen Leute zu bedenken. Aber finden sich Makel, ist sie eine Verschwenderin —«

»Sie selbst sollen urtheilen, mein Herr! Doch sorgen wir zunächst, daß wir die Dame kennen lernen. Und bis dahin bitte ich, jede weitere Feststellung aufzuschieben, denn ich möchte den Tag, der mir auf immer die Achtung und Liebe eines Ehrenmannes sichert, durch einen Act der Milde und Versöhnung weihen. Ich kann Ihr Vermögen nicht annehmen, bevor ich nicht weiß, daß keine Thräne darum fließt. Dies mag die erste Bitte Ihrer Braut sein ——«

»Und ich gewähre sie, obgleich mein Glück verzögert wird!« rief der Major, indem er ihr einen Ring an den Finger steckte.

»Den meinigen erhalten Sie an dem Tage der Entscheidung und bis dahin bleiben Sie in Leipzig, damit sich das angeknüpfte Band um so fester schlinge.«

Der entzückte Liebhaber bat um einen Kuß und Josephine, tief erröthend, gewährte ihn. — Man besprach nun die einzuleitenden Schritte, um die Erben zu ermitteln und über ihren Charakter Forschungen anzustellen. Nach einer halben Stunde schied der Major mit der Versicherung, daß er noch an demselben Tage an seinen Correspondenten in Berlin schreiben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

10.

Am 12. April 1814 hielt der Graf v. Artois, welchen König Ludwig XVIII. sich selbe: vorangeschickt und ihn mit der Würde eines General-Lieutenants von Frankreich bekleidet hatte, seinen Einzug in Paris. Das Volk empfing ihn mit kalter Neugierde und die Truppen der Alliirten bildeten Spalier auf seinem Wege zu den Tuilerien, auf welchem die Damen des Faubourg St. Germain ihn mit glühendem Enthusiasmus und geschmückt mit weißen Lilien und weißen Cocarden empfingen.

Das Volk, wie gesagt, empfing den Grafen v. Artois, den Bruder des Königs, schweigend; bald aber begann es zu murren, als es von dem Vergleich erfuhr, welchen der General-Lieutenant mit den Alliirten abgeschlossen. Die Bourbonen waren so ungeduldig, sich wieder als Herren von Frankreich zu sehen, daß es ihnen gar keine Ueberwindung kostete, um so rasch als möglich zu diesem Zwecke zu gelangen, alle die Eroberungen Frankreichs, die mit französischem Blute erkauften und noch von Franzosen besetzten festen Plätze wieder herauszugeben und das Land wieder in den Grenzen herzustellen, welche es vor der Revolution gehabt. Die Franzosen, welche den Kaiser verlassen, weil sie den ewigen Krieg müde geworden, sie waren doch noch stolz auf die Eroberungen, welche sie unter Napoleon gemacht, und dieses Aufgeben derselben verletzte ihren Stolz und ihr Nationalgefühl. Diese Bereitwilligkeit der heimkehrenden Bourbonen, Frankreich zu verkleinern, war ihre erste That und ihr erster Fehler, und damit nahm das Murren des Volkes über die Restauration seinen Anfang.

Die Königin Hortense hatte sich endlich den Bitten und Vorstellungen ihrer Mutter, welche nach Malmaison zurückgekehrt war, und ihrer Freunde gefügt: sie war nach Paris gekommen. Man hatte ihr zu oft wiederholt, daß sie es ihren Söhnen schuldig sei, ihnen eine Zukunft und ein Vermögen zu sichern, als daß sie nicht ihr persönliches Widerstreben hätte überwinden und sich diesem neuen Gebot der Pflicht fügen sollen.

Sie war also auf einige Tage nach Paris in ihr Hotel zurückgekehrt, dessen Oede und Stille mit trauriger Beredtsamkeit sie an die verlorene Größe erinnerte. Diese Säle, welche einst der Versammlungsort so vieler Könige und Fürsten gewesen, standen jetzt verödet und trugen auf ihren beschmutzten Parquets die Spuren der Füße jener feindlichen Soldaten, denen das Hotel der Königin in letzter Zeit als Kaserne gedient. Jetzt hatten sie auf Befehl des Zaren das Hotel verlassen, aber auch die Dienerschaft war nicht mehr da; treulos und undankbar hatten sie der untergegangenen Sonne den Rücken gekehrt und waren diesem Gewitter entflohen, das die Krone ihrer Herrin zerschmettert hatte.

Als Kaiser Alexander daher, von der Ankunft der Königin in Paris benachrichtigt, sofort zu ihr in ihr Hotel eilte, kam ihm die Königin ganz allein bis in das äußerste Vorzimmer entgegen.

»Sire«, sagte sie mit einem sanften Lächeln, »ich habe Niemanden mehr, um Sie mit hergebrachter Ceremonie empfangen zu können; mein Vorsaal ist ganz verödet.«

Der Anblick der vereinsamten Frau, dieser Königin ohne Krone, ohne Land, ohne Vermögen, ohne Schutz und Beistand, welche dennoch mit heiterm Auge und sanftem Lächeln in allem Liebreiz der Schönheit und der Weiblichkeit ihm gegenüber stand, machte einen tiefen, bewältigenden Eindruck auf den Kaiser und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Die Königin sah es und beeilte sich zu sagen: »Aber was thut das? ich denke nicht, daß die mit goldbetreßten Livreen angefüllten Antichambres Diejenigen, welche kommen, um mich zu besuchen, glücklicher machen würden, und ich selber bin glücklich, Ihnen ganz allein die Honneurs meines Hauses machen zu können; ich habe also nur gewonnen.«

Der Kaiser nahm ihre Hand, und indem er die Königin in ihr Zimmer führte, sprach er zu ihr mit jenem sanften, schwermüthigen Ausdruck, der ihm eigen war, und beklagte es fast mit bittern Vorwürfen gegen sich selbst, daß er mit die Schuld daran trage, daß der Kaiser und seine Familie jetzt so unglücklich und von dem Schicksal zerschmettert seien. Er beschwor die Königin sodann, ihren Entschluß, Frankreich zu verlassen, aufzugeben und sich ihrer Mutter und ihren Freunden zu erhalten; er

sagte ihr, daß, indem sie so ihr Vaterland und ihre Rechte aufgeben wolle, sie sich eines Vergehens gegen ihre Kinder schuldig machen würde.

Die Königin mußte doch endlich von diesen so beredten, so innigen Vorstellungen überwunden werden, und mit hervorstürzenden Thränen erklärte sie sich bereit, wenn es das Wohl ihrer Söhne erheische, in Frankreich zu bleiben.

»Bis jetzt hatte ich meine Entschlüsse nur in Bezug auf das Unglück gefaßt«, sagte sie, »ich war ganz resignirt und habe gar nicht daran gedacht, daß mir noch etwas Glückliches geschehen könnte; ich weiß also auch jetzt nicht, was ich fordern und wollen kann. Nun, ich bin entschlossen, für mich und meine Kinder Nichts anzunehmen, was nicht unserer angemessen und würdig ist, und ich weiß nicht, was das sein könnte.«

Der Kaiser reichte ihr sanft lächelnd die Hand und sagte: »Nun wohl, verlassen Sie sich auf mich. Sie bleiben also in Frankreich?«

»Sire, Sie haben mich überzeugt, daß es für die Zukunft meiner Söhne nothwendig ist. Ich bleibe also.« —

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Zufrieden mußt du sein, zufrieden mit der Welt,
Es halten so mit ihr, wie sie mit dir es hält.
Zufrieden mußt du sein mit Dem, was Gott beschieden,
Besonders aber mußt du sein mit dir zufrieden.
Wer nie zufrieden ist mit Dem, was er vollbracht,
Ist es auch nicht mit Gott, der so ihn hat gemacht.

Verschiedenes.

In einer Gesellschaft sprach man über Werth und Unwerth dieses Lebens, über Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Güter, Verachtung des Todes, und was dergleichen Lebensweisheit ist, worüber sich beim dampfenden Thee, im warmen Zimmer, fern von aller Gefahr, besonders im Morgenroth des Lebens recht weise und bequem — sprechen läßt. Jeder gab nun seinen Senf zu diesem Thema und behauptete, es sei eine Bagatelle, ein anderer Curtius zu sein. — »Und was sagen Sie, meine Gute?« fragte die Dame vom Hause, um das Gähnen über diese philosophische Unterhaltung und diese Frage zu verbergen, ein neben ihr sitzendes Landmädchen. Erröthend verbeugte sich die Kleine und lispelte: »Ich meine, leben oder nicht leben, wenn man nur gesund ist.«

Schullehrer. »Vor Allem, meine Kinder! muß der Mensch bescheiden sein! — Aber, werdet Ihr fragen, wann ist der Mensch bescheiden? Das will ich Euch sagen, meine lieben Kinder! — Ich setze den Fall, ich käme zum Herrn Pfarrer; der Herr Pfarrer bietet mir ein Glas Bier an, das nehm' ich an; er bietet mir ein zweites an, das nehme ich auch an, aber ein drittes, ein viertes nehme ich nicht an. — Ich setze den Fall, der Herr Pfarrer bietet mir auch ein Glas Wein an, ich nehme es an, ein zweites nehme ich auch an; aber ein drittes und viertes kann ich nicht mehr annehmen; er bietet mir vielleicht Punsch an, auch davon nehme ich ein Glas an; aber ein zweites und drittes nehme ich nicht mehr an. — Was bin ich dann also, meine lieben Kinder?! . . . Nun, was bin ich dann? . . . be . . . be . . .«

Kinder (aus einer Kehle). »Betrunken, Herr Lehrer, betrunken!«

Charade.

Halb Holz, halb Fisch,
Kommt's auf den Tisch;
Aus fernem Meer
Da kommt es her.
Halb — weh es thut,
Halb schmeckt es gut.
Wer hat zu rathen es den Muth?

Böhl. P.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 20. Donnerstag, den 14. Februar **1856.**

Cigarren — Menschen.

Die Cigarren und die Menschen sind in Vielem sich ganz gleich,
D'rum will ich die Aehnlichkeiten beider Freunde künden Euch;
Die Geburt zeigt uns bei Beiden, bei Cigarre wie beim Kind,
Daß, da man sie Beide wickelt, Beide Wickelkinder sind.

Und je feiner die Cigarre und das Kind von Abkunft sind,
Desto feiner sind gewickelt die Cigarre und das Kind.
Junge Menschen und Cigarren haben noch viel Weichlichkeit,
Und die hebt sich nur bei Beiden oft im Alter, durch die Zeit.

Bei den jüngeren Cigarren geht das Feuer öfters aus,
Doch die Alten, ja die halten mit dem Feuer spärlich Haus;
So stirbt auch bei jungen Menschen oft die Lebensflamme hin,
Während man bei manchen Alten sie noch kräftig sieht erglüh'n.

Bei Cigarren wie beim Menschen kauft man Manches oft für ächt,
Und was man für ächt gehalten, zeigt sich später falsch und schlecht;
Diese Täuschung zahlt oft theuer Der, der nur auf's Deckblatt sieht:
Zwischen s e i n und zwischen s c h e i n e n liegt ein großer Unterschied.

* * *

Bei Cigarren wie bei Menschen zeigt sich die Vergänglichkeit,
Beide werden einst zur A s c h e, Beide sind nur Staub der Zeit;
D'rum genießt Cigarr' und Leben nicht mit allzu raschem Zug,
Sonst verfallt, wie die Cigarre, ihr zu früh dem Aschenkrug.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Major sich entfernt, als Philipp in den Saal stürzte.

„Josephine“, rief er überwältigt, „jetzt begreife ich Dich! Verzeihe mir, denn ich sündigte gegen Dich, weil ich Dich bis zur Anbetung liebe!“

Sie hing sich an seinen Hals und flüsterte unter Thränen: „Ich habe Dir nie gezürnt, Philipp, weil ich Dein Herz kenne. Du leistetest meinetwegen Verzicht auf das Vermögen Deines Onkels, — ich erachtete es als Pflicht, es Dir zu erhalten. Das Geheimniß, das ich bewahrte, war Dein eigenes, und ich würde es preisgegeben haben, hätte ich den Erfolg meines kleinen Kunststücks voraussehen können. Dies wirst Du ohne Zweifel der Eitelkeit zu Gute halten, von der keine Frau frei ist.“

„Wie aber hast Du erfahren, daß ich überhaupt einen Onkel habe und auf welchem Fuße ich mit ihm stehe?“

„Der Zufall ward zum Verräther Deiner großmüthigen Discretion gegen mich. In meinem Zimmer in Berlin verlorst Du den letzten Brief Deines Onkels, der mir völligen Aufschluß über die obwaltenden Verhältnisse gab, — er kündigte Dir selbst seine bevorstehende

Verheirathung an. Da ich wußte, daß es Dir Kummer machen würde, wenn ich das Urtheil Deines Onkels über mich erführe, so verschwieg ich Dir den Fund und verschloß den Brief. Nun machtest Du die Reise, um Dein Gut zu verkaufen. In derselben Zeit wurden mir durch einen Advocaten heimlich Heirathsanträge gemacht und man beschrieb mir die Person des Majors v. Wildau, Deines Onkels. Mein Plan war sofort gefaßt, ich verließ Berlin, um von hier aus mit dem Heirathscandidaten in Correspondenz zu treten, meldete Dir meine Ortsveränderung und suchte Dich zu bewegen, unsere Heirath ferner geheim zu halten. Den Erfolg meiner kleinen List hast Du gesehen — jetzt ist es an Dir, zu handeln.«

»Josephine, den letzten Act des Drama's werde ich ausführen!«

Nach Tische verließ Philipp seine Gattin.

7.

Um drei Uhr betrat der junge Mann die Wohnung des Magisters. Elias, der ihn lange nicht gesehen, empfing ihn freudig und führte ihn in das Stübchen des Herrn v. Bornstedt. Der Greis colorirte Bilderbücher, eine Arbeit, die ihm der Magister verschafft hatte. Anna war mit Stickereien beschäftigt; erröthend erhob sich das hübsche Mädchen und begrüßte in dem Gaste den Fürsprecher bei Madame Lindsor. Philipp nahm keinen Anstand, sich zu entdecken; er übergab dem freudig bestürzten Manne die für das Gut erhaltene Kaufsumme in Wechseln und Staatspapieren und entzog sich rasch dem Danke der weinenden Menschen. Der kleine Magister, der die Unterhaltung belauscht hatte, stand wie eine Salzsäule in dem Vorsaale. Philipp ging mit ihm in sein Arbeitsstübchen.

»Kennen Sie die Wohnung des Mannes, dem Sie ein Gedicht an Madame Lindsor gefertigt haben?« fragte Philipp.

»Ja, mein Herr!« stammelte der bewegte Novellist.

»Ueberbringen Sie ihm diesen Brief.«

»Gern, lieber Herr!«

»Wenn er nach dem Absender fragt, so sagen Sie ihm, er sei ein armer, verheiratheter Schriftsteller und Ihnen befreundet; durch Sie habe er die Adresse des Herrn Majors v. Wildau erfahren. Als Lohn für diesen Weg werde ich Ihnen den Druck Ihrer Novelle besorgen und ein doppeltes Honorar vermitteln. Antwort bringen Sie mir nur dann, wenn Sie den Adressaten nicht zu Hause getroffen haben.«

Hiemit verließ Philipp eilig das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser hielt Wort, er vertheidigte die Rechte und Ansprüche der Königin von Holland und ihrer Kinder, er vertheidigte sie gegen das Uebelwollen der Bourbonen, gegen die Mißgunst der Royalisten und die Ungeneigtheit der Alliirten; ihm allein und seiner Festigkeit verdankte es die Familie des Kaisers, daß der Artikel des Tractats vom 11. April, in welchem Ludwig XVIII. sich den Verbündeten gegenüber verpflichtete, daß die Titel und Würden jedes Mitgliedes der Familie des Kaisers Napoleon anerkannt und ihnen nicht genommen werden sollten, etwas mehr als eine bloße Phrase blieb. Des Kaisers wiederholten Bemühungen gelang es endlich, Hortensen von dem Könige von Frankreich ein Besitzthum und einen Titel auszuwirken, der ihre Stellung sicherte. Nur auf die dringenden Forderungen des Zaren ernannte der König Hortense zur Herzogin von St. Leu und erhob ihre Besitzung gleichen Namens zu einem Herzogthum.

Aber dies geschah nur mit Widerstreben und nur unter dem Druck der Verpflichtungen, welche der König gegen die Bundesgenossen hatte, die ihm seinen Thron wieder gegeben, Verpflichtungen, welche die Bourbonen ebenso gern hinweggeläugnet hätten, als die ganze Zeit der Revolution und des Kaiserthums. Denn sie schienen nur wie aus einem langen Schlaf zu erwachen und wunderten sich sehr, daß die Welt während dessen weiter gegangen war. Nach ihrer Meinung mußte Alles auf dem Punkt stehen geblieben sein, auf welchem sie es vor zwanzig Jahren verlassen hatten, und sie wollten wenigstens jetzt Das, was dazwischen lag, negiren. König Ludwig zeichnete daher seinen ersten Act als im »neunzehnten Jahre seiner Regierung« und versuchte in allen Dingen unmittelbar an das Jahr 1798 anzuknüpfen.

Deßhalb waren die Patentbriefe, in welchen Hortense zur Herzogin von St. Leu ernannt wurde, in einer für die Königin beleidigenden Weise abgefaßt, denn es war darin gesagt: „Der König ernennt die Mademoiselle Hortense v. Beauharnais zur Herzogin von St. Leu.“ — Die Königin erklärte, diesen Titel unter solchen Umständen nicht annehmen zu wollen, und wies die Patentbriefe zurück. Erst auf des Zaren zürnende Forderung entschloß sich Herr v. Blacas, der Premierminister Ludwigs, zu einer andern Redaction der Patentbriefe und es hieß jetzt: „Der König ernennt Hortense, mit inbegriffen in dem Tractat vom 11. April, zur Herzogin von St. Leu.“ — Das war freilich eine sehr versteckte Anerkennung des früheren Ranges der Königin, aber es war wenigstens keine Erniedrigung mehr, sie anzunehmen.

Ebenso viele Schwierigkeiten machte den Bourbonen der Vicekönig von Italien, der edle und von Jedermann geliebte Eugen, welcher auf ausdrückliches Begehren des Zaren nach Paris gekommen war, um seine Zukunft zu sichern. Der König konnte dem tapfern Helden des Kaiserreichs, dem Schwiegersohn des Königs von Bayern, der mit zu den Alliirten gehörte, seine Anerkennung nicht versagen, und als Eugen wünschte, sich dem Könige vorzustellen, ward ihm sogleich eine Audienz bewilligt. Aber wie sollte man ihn empfangen? welch einen Titel sollte man dem Stiefsohn Napoleons geben? Es wäre allzu lächerlich gewesen, die Absurdität des Patentbriefes Hortensens zu wiederholen und Eugen „Vicomte von Beauharnais“ zu nennen, aber ihm den Königstitel bewilligen, würde die legitime Würde der Dynastie der Bourbonen compromittirt haben. König Ludwig ersann also einen geistreichen Ausweg. Als der Herzog v. Aumont den Prinzen Eugen einführte, näherte sich ihm der König mit einem freundlichen Lächeln, indem er sagte: „Mein Herr Marschall von Frankreich, ich bin erfreut, Sie zu sehen.“

Eugen, der seine Begrüßung eben abstatten wollte, hielt verstummt inne und schaute hinter sich, um zu sehen, mit wem der König wohl spräche.

Ludwig lächelte und fuhr fort: „Sie, mein Herr, sind Marschall von Frankreich. Ich ernenne Sie zu dieser Würde.“

„Sire“, sagte Eugen sich tief verneigend, „ich bin Ew. Majestät sehr verbunden für Ihren guten Willen, aber das Unglück des Ranges, zu welchem mein Schicksal mich erhoben hat, erlaubt mir nicht, den edlen Titel, mit dem Sie mich beehren, anzunehmen. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, aber ich muß ihn ausschlagen.“

Die Kriegslist des Königs war somit aus dem Felde geschlagen und Eugen ging als Sieger aus diesem Begegnen mit dem König hervor. Er war nicht genöthigt, Wohlthaten von dem König von Frankreich anzunehmen, denn sein Schwiegervater ernannte ihn zum Prinzen des bayerischen Königshauses und errichtete für ihn das Herzogthum Leuchtenberg. Dahin zog sich Eugen zurück und lebte dort an der Seite seiner Gemahlin, umgeben von seinen Kindern, schöne und friedliche Jahre der Ruhe und des Glückes, bis ihn der Tod im Jahre 1824 den Armen seinen trauernden Familie entriß.

11.

Malmaison, wohin Hortense nach kurzem Aufenthalt in Paris zurückgekehrt war und wo auch die Kaiserin Josephine wieder weilte, ward für die in Paris versammelten Souveräne eine Art Mittelpunkt der Geselligkeit und der Unterhaltung. Jeder dieser Fürsten wollte der Kaiserin Josephine und ihrer Tochter seine Huldigung darbringen und dadurch gewissermaßen dem entthronten Kaiser die letzte Ehre erweisen.

Eines Tages hatte der König von Preußen mit seinen beiden Söhnen, den Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm, sich in Malmaison zum Besuch anmelden lassen. Josephine sandte ihnen eine Einladung zu einem Familiendiner und bat den Kaiser Alexander, mit seinen beiden Brüdern an demselben Theil zu nehmen.

Der Kaiser folgte dieser Einladung, und als er mit den Großfürsten in den Salon eintrat, wo Hortense sich befand, nahm er seine beiden Brüder bei der Hand und führte sie zu ihr hin.

„Madame“, sagte er, „Ihnen vertraue ich meine Brüder an; sie treten zum ersten Male in die Welt; meine Mutter ist in Sorgen, die schönen Französinnen möchten ihnen den Kopf verdrehen, und ich erfülle freilich schlecht mein Versprechen, sie davor zu bewahren, in-

dem ich sie nach Malmaison führe, wo so viele reizende Personen vereinigt sind.«

»Beruhigen Sie sich, Sire«, erwiederte die Königin ganz ernsthaft, »ich will den Mentor machen und ich verspreche Ihnen eine ganz mütterliche Beaufsichtigung.«

Der Kaiser lachte und auf die beiden Söhne Hortensens deutend, die eben eintraten, sagte er: »Ach, Madame, es wäre für meine Brüder weniger gefährlich, wenn sie so alt wären, wie diese Knaben hier.«

Er näherte sich den beiden Kindern und indem er ihnen die Hand reichte und freundlich und liebevoll zu ihnen sprach, redete er sie mit den Titeln »Monseigneur« und »kaiserliche Hoheit« an.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wer da viel will irre gehen,
Frage Viele um den Weg.
Grade wollen, grade sehen
Findet sicherst Weg und Steg;
Doch ein bischen Muth von oben,
Doch ein bischen Gotteswort
Will ich meinem Wandrer loben:
Dieses hilft am Besten fort.

Verschiedenes.

„Laden Sie mich zu einem Frühstück ein", sprach Einer zu einem Geizigen, „und ich sage Ihnen Etwas, was Ihnen lieber sein wird, als hundert Gulden!" — Der Nimmersatt war's zufrieden und konnte kaum erwarten, bis er ihm Das sagen würde, was ihm angenehmer als hundert Gulden sein würde. Nachdem das Frühstück zu Ende war, sagte der Eingeladene, der recht tüchtig gegessen hatte: „Zweihundert Gulden wären Ihnen gewiß lieber als einhundert."

In einer großen Stadt erkrankte plötzlich ein allgemein geliebtes Glied des regierenden Hauses sehr gefährlich. Die Krankheit wurde gehoben, der hohe Patient genas. Man veranstaltete ein Genesungsfest, das mit einem passenden Gedichte eröffnet werden sollte. Der Anordner des Festes ging zu einem Dichter-Veteranen, der es verstand, sich bei jeder Gelegenheit in patriotischen Gefühlsversen zu ergießen, und wollte das Festgedicht bestellen. „S'ist schon fertig", sagte der freundlich schmunzelnde Alte, als ihn der Festarrangeur darum anredete. „Wie so?" rief erstaunt dieser aus, „die Feier ist ja kaum eine Stunde zuvor beschlossen worden und für die ganze Stadt noch ein Geheimniß?" — „Ich habe", erwiederte der Patriot lächelnd, „gleich beim Ausbruch der Krankheit zwei Gedichte geschrieben, eines auf die Genesung, und eines auf den Tod."

„Sag' mal, Bohmhammel", fragte ein Berliner Proletarier den andern, „wat treibst denn Du jetzt vor'n Geschäft? Du hast ja immer so viel Zettels unter'm Arm." — „Dat will ick Dir erklären, Kielmeyer", sagte Bohmhammel. „Ick bin bei'n gottlosen politischen Clubb und bei'n frommen patriotischen Clubb anjestellt. Vor'n politischen Clubb kleb' ick die Zettel an unn werde davor jut bezahlt, unn vor'n patriotischen Clubb reiß ick se wieder ab unn werde davor ooch jut bezahlt; uff diese Weise ernähre ick mir höchst rödlich unn anständig!"

In einigen Gegenden hat man das Sprüchwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder Vortheil zu hoffen habe: „Mein Weizen blüht." Als daher ein Chirurg und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße gingen und in einiger Entfernung ein bekanntes Dorf brannte, deutete der Zimmermann hinüber und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Weizen blüht." (Nämlich, daß es neue aufzubauen gibt, wenn die alten verbrennen.) Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nämlichen Augenblicke und brach einen Arm. Da sagte der Chirurg zu ihm: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Weizen sei reif."

Auflösung der Charade in Nro. 19:

Stockfisch.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.


Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 21. Samstag, den 16. Februar **1856.**

Die Stelzen.

Ich ging, als eben die Sonne schied,
Am Heerweg im schattigen Haine:
Da stelzte vorbei und pfiff sich ein Lied
Ein alter Soldat ohne Beine.

O Himmel! dacht' ich, was muß und kann
Der Mensch auf Erden ertragen!
Drauf grüßt' ich den Alten. „Ihr armer Mann
Habt viel von Unglück zu sagen!“

Von Unglück? Ha! davon weiß ich kein Wort,
Versetzte der Hümpler und lachte,
Nein, Landsmann, das Schlachtfeld war eben der Ort,
Der Heil und Segen mir brachte.

Da traf mich ein Schuß, wie ein Donnerschlag,
Hui! waren die Beine verschwunden.
Dafür bin ich dankbar bis heutigen Tag
Der braven Kanone verbunden.

Ich möchte zwar hinkend auf todtem Holz
Den fliehenden Hirsch nicht ereilen,
Doch sonst leb' ich froher, als ging' ich stolz
Auf euren lebendigen Säulen.

Strumpfwirker und Schuhmacher lösen von mir
Nicht einen verschimmelten Heller.
Mich labt für dies Spargeld mit Wein und Bier
Am Sonntag der wirthliche Keller.

Gern tastet die Zecher das Zipperlein an,
Mich aber kann es nicht zwicken.
Mich schreckt nicht des wüthenden Hundes Zahn;
Mich stechen nicht Bremsen und Mücken.

Ich lauf' über Dornen und rauhes Gestein,
Als wären es weiche Violen;
Und brech' ich die Beine, so sind aus dem Hain
Mir bald ein Paar neue zu holen.

Oft schwingt sie mein Arm wie sein Schwert der Husar,
Wenn Spötter zum Zorne mich reizen.
Wird eins zum Marschiren mir unbrauchbar,
So muß es den Ofen noch heizen.

Entstelzt bin ich schier nur so lang wie ein Kind;
Und das ist denn einst, wann ich sterbe,
Ein Umstand, bei dem meine Hausfrau gewinnt:
Mein Sarg schmälert minder das Erbe.

Schlaft wohl! Mein Hüttchen ist hier nicht mehr weit,
Lebt immer wie ich, fein zufrieden!
So sprach er mit herzlicher Lustigkeit
Und pfiff wieder rasch, als wir schieden.

Eine seltene Frau.

(Fortsetzung.)

Fünf Minuten später schritt der Magister mit seinem Briefe über die Straße dem Hotel de Bavière zu. Er traf den Major in seinem Zimmer, gab den Brief nach der erhaltenen Vorschrift ab und entfernte sich wieder. Kaum hatte der Empfänger die wenigen Zeilen gelesen, als er einen Lohndiener kommen und sich von ihm nach der bezeichneten Wohnung Philipps führen ließ.

„Das trifft sich gut!“ murmelte er, als er die schmale Treppe hinanstieg. „Der Bursche ist also so verarmt, daß er meine Mildthätigkeit anflehen muß. Die gute Josephine hat sich für ein leichtsinniges Weib verwendet, das ist klar. Wollen sehen, wer die saubere Huldgöttin meines Neffen ist.“

Er traf Philipp in einem einfachen, freundlichen Zimmer. Die gegenseitige Begrüßung läßt sich denken.

»Vortrefflich, Herr v. Mattern!« rief der Onkel. »Es ist also meine Prophezeihung eingetroffen! Man heirathet eine leichtsinnige Person, um an den Bettelstab zu kommen. Ich hätte Deinen Brief unberücksichtigt lassen sollen, — da es mich aber drängt, Deine liebenswürdige Gattin zu sehen — «

»Sie werden sie kennen lernen«, sagte Philipp, der vor Aufregung zitterte; »darum bitte ich, Ihr Urtheil so lange zu verschieben.«

Der Major setzte sich auf einen Stuhl und betrachtete Philipp mit Inquisitormienen.

»Du kennst meine Offenheit, Philipp«, begann er nach einer Pause, »und darum theile ich Dir zunächst mit, daß ich nach Leipzig gekommen bin, um mich zu verheirathen. Hieraus ermiß die Ansprüche, die Dir von Rechtswegen an mein Vermögen bleiben. Willst Du Dir mein Wohlwollen erhalten, so verhehle mir Nichts. Du hast Dich für Deine Frau ruinirt?«

»Nein!«

»Hast Du gespielt?«

»Auch das nicht!«

»Beim Teufel, was hast Du denn mit Deinem Vermögen angefangen? Lüge nicht, Philipp, es wird Dir nicht gelingen, meine Meinung von Deiner Frau umzugestalten!« rief aufbrausend der Major.

»Und dennoch muß ich es, lieber Onkel, weil Sie die Wahrheit von mir fordern!« antwortete der junge Mann, indem er sich dem Major gegenüber niederließ. »Ich läugne nicht, daß meine Frau allein die Schuld an meiner gegenwärtigen Lage trägt und daß ich auf ihre Veranlassung um mein Vermögen gekommen bin.«

»Ah, das wollte ich wissen!« rief befriedigt der Major. »Aber was sind das für Widersprüche?«

»Ein Zufall setzte meine Frau von dem unglücklichen Processe in Kenntniß, durch welchen mein Vater das Gut des Herrn v. Bornstedt erhielt.«

»Ja, das war ein Proceß, der noch heute zum Himmel schreit!« murmelte der Major. »Gott hab' meinen Schwager selig; aber ich schäme mich, wenn ich seiner gedenke.«

»So sprach auch meine Frau, die sich ihres Mannes schämte, weil er wissentlich ein unrechtmäßiges Eigenthum besaß. Sie brachte eine völlige Umwandlung in mir hervor. Fuhr ich in meinem glänzenden Wagen, so fragte mich eine Stimme: Gehören dir die Pferde, die man bewundert? Saß ich am reich besetzten Tische, so flüsterte dieselbe Stimme: Gestohlene Speisen, gestohlener Wein! Während du schwelgst, hungern gewisse Leute und verwünschen deinen Vater im Grabe! — Onkel, ich schämte mich vor mir selber! Da eilte ich zu meiner Frau und gestand ihr, was in mir vorging. Komm arm zu mir, rief sie aus, aber mit einem unbefleckten Gewissen! An diesem Tage genoß ich Freuden des Herzens, die Millionen aufwogen. Ich suchte und fand die Familie Bornstedt und gab ihr die aus dem Verkaufe gelöste Summe sammt Zinsen zurück.«

Der Major hatte erstaunt zugehört.

»Und Deine Frau selbst besitzt kein Vermögen?« fragte er.

Philipp gab nun Aufschlüsse über Josephinens Vermögensumstände, wie sie der Leser bereits kennt.

»Darum treffen Sie mich in dieser ärmlichen Lage«, schloß er. »Ich lebe von Dem, was ich verdiene, und verliert meine Frau ihr Vermögen, so habe ich mir eine Subsistenz gegründet, die uns Beiden genügt. Sie sehen, ich rechne nicht darauf, Ihr Erbe zu werden; und wenn ich Sie bat, mich zu besuchen, so wollte ich nur die Achtung für meine Frau gewinnen, die Sie ihr bisher versagt haben.«

Der Major schüttelte sein Haupt, indem er einen Augenblick zu Boden sah.

»Philipp«, sagte er dann, »liegt Deiner Frau wirklich an meiner Achtung? Ich erinnere mich, daß ich in harten Ausdrücken über sie geschrieben habe.«

»O mein Onkel, sie hat selbst zu einem Mittel ihre Zuflucht genommen, das Ihr Urtheil völlig feststellen muß.«

»Gut, gut, ich will sie sehen, führe mich zu ihr!«

Philipp begann sich anzukleiden.

»Die Redlichkeit trägt Zinsen, sagte meine Mutter oft; ich fühle es, Onkel, denn ich bin ein glücklicher Mensch. Und gibt es ein Paradies, so muß auch mein Vater jetzt glücklich sein, denn ihn segnen die Freudenthränen einer armen Familie.«

»Er hat das Gemüth seiner Mutter!« murmelte der gerührte Major — »und wäre meine

Braut nicht so reizend, wer weiß, was ich thäte! Philipp«, rief er laut, »mag es in meinem Alter immerhin eine Thorheit sein, — aber ich verheirathe mich. Ich habe ein Mal mein Wort gegeben und das muß ich halten.«

In diesem Augenblicke ließen sich Schritte und ein leises Klopfen an der Thür vernehmen.

(Schluß folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Die Kinder Hortensens betrachteten den russischen Kaiser mit erstaunten Blicken, denn er war der Erste, welcher den kleinen Napoleon und seinen Bruder Louis Napoleon mit den hochtönenden Titeln »Monseigneur« und »kaiserliche Hoheit« anredete. Die Königin, ihre Mutter, hatte es niemals geduldet, daß die Knaben von ihrer Umgebung anders als nur einfach mit ihren Namen genannt würden; sie wollte sie bewahren vor dem eitlen Stolz auf ihre Größe und sie lehren, ihre Bedeutsamkeit nur aus sich selber zu schöpfen.

Kurz darauf ward der König von Preußen mit den Prinzen gemeldet und der Kaiser mit seinen Brüdern verließ die beiden jungen Prinzen, um dem König entgegen zu gehen.

Während die Fürsten sich begrüßten, fragten die Söhne Hortensens ihre Gouvernante um die Namen der eben eintretenden Herren.

»Es ist der König von Preußen«, flüsterte die Gouvernante, »und der Herr, welcher eben mit Ihnen sprach, ist der Kaiser von Rußland.«

Der kleine Louis Napoleon schaute nachdenklich einen Augenblick hinüber zu den hohen Gestalten der Fürsten, deren hochtönende Namen ihm gar nicht imponirten; er war so gewohnt, Könige bei seiner Mutter zu sehen, und diese Könige waren immer seine Onkels gewesen.

»Mademoiselle«, sagte der kleine Louis Napoleon nach einer Pause, »sind die beiden neuen Herren, der Kaiser und der König, auch wie alle die Andern unsere Onkels und müssen wir sie so nennen?«

»Nein, Louis, Sie nennen sie einfach: Sire.«

»Aber«, fragte der Knabe sinnend, »warum sind diese denn nicht unsere Onkels?«

Die Gouvernante zog die beiden Kinder weiter zurück in den Hintergrund des Salons und erklärte ihnen leise, daß die Fürsten, die jetzt in Paris wären, weit entfernt davon, ihre Onkels zu sein, ihre Besieger wären.

»Dann also«, rief der ältere Knabe Napoleon Louis mit Erröthen, »dann also sind sie die Feinde meines Onkels, des Kaisers. Warum aber umarmte uns denn dieser Kaiser von Rußland?«

»Weil er ein edler und großmüthiger Feind ist, der in Ihrem jetzigen Unglück Ihnen Beiden und Ihrer Frau Mutter nützlich sein will. Ohne ihn würden Sie Nichts auf der Welt mehr besitzen und das Schicksal Ihres Onkels, des Kaisers, würde dann noch viel trauriger sein, als es jetzt schon ist.«

»So müssen wir ihn wohl sehr lieb haben, diesen Kaiser da?« fragte der kleine Louis Napoleon.

»Ja gewiß, denn Sie sind ihm Dankbarkeit schuldig.«

Der kleine Prinz blieb schweigend stehen und heftete seine großen dunklen Augen unverwandt und mit einem tiefsinnigen Ausdruck auf den Zaren, welcher sich eben mit der Kaiserin Josephine unterhielt. —

Als der Kaiser Alexander am andern Tage wieder nach Malmaison kam und im Gartensalon neben der Königin saß, näherte sich der kleine Louis Napoleon ganz leise auf den Zehen hinter dem Rücken des Kaisers, schob dann einen kleinen blitzenden Gegenstand in die Hand des Kaisers und sprang eilig von dannen.

Die Königin rief ihn zurück und fragte mit zürnendem Ernst, was er gethan habe.

Louis kehrte zögernd zurück und sein Haupt verlegen auf die Brust senkend, sagte er mit Erröthen: »Ach, Mama, es ist der Ring, welchen mir Onkel Eugen geschenkt hat, und ich wollte ihn jetzt dem Kaiser schenken, weil er so gut gegen meine Mama ist.«

Kaiser Alexander zog den kleinen Louis Napoleon zu sich heran, und indem er ihn auf seinen Schooß setzte, umarmte er ihn mit tiefer Rührung und küßte ihn zärtlich.

Dann, um dem kleinen Prinzen gleich einen Lohn zu gewähren, befestigte er den kleinen Ring an seiner Uhrkette und schwur, daß er dieses Andenken tragen wolle, so lange er lebe. —

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Um verdorbenes Fleisch wieder genießbar zu machen, empfiehlt sich die Anwendung folgenden Mittels. Man kochet dasselbe wie gewöhnlich, schäumt es aber, sobald es zu sieden anfängt, ab. Darauf wirft man eine glühende, jedoch nicht mehr rauchende Holzkohle in den Topf und läßt sie zwei bis drei Minuten darin liegen, worauf sie allen üblen Geruch an sich gezogen haben wird. Will man verdorbenes Fleisch braten, so soll man vorher dasselbe Mittel anwenden; auch etwas alte Fische sollen dadurch wohlschmeckender werden.

Lebensphilosophie.

Du sollst mit Dem, der schwätzt, zu schwätzen nicht beginnen:
Die Red' hat Jedermann, nicht Viel' den Witz und Sinnen.

Der schönste Sieg, und der am Längsten auch vergnügt,
Ist dieser: wenn die Pflicht die Leidenschaft besiegt.

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben.
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

Verschiedenes.

Als ein bekannter Komiker kürzlich in einer Gesellschaft war, in welcher Dreizehn am Tische saßen und Einer dies mit Schrecken bemerkte, sagte der Komiker: „Beruhigen Sie sich, ich esse für Zwei!"

Ei! ei! ei! Herr Professor, muß ich Sie in solchem Zustande finden? — Professor (im Rinnstein liegend). Ach Gott, ich bin ein altes Opfer der Wissenschaft geworden, aber nun hab' ich's endlich heraus. Schon lange strebe ich darnach, das Verhältniß der Kraft der verschiedenen alkoholischen Flüssigkeiten zu bestimmen, und habe eben die des Kirschengeistes herausgebracht. Ich trinke nämlich 2 Maß Bier, keine Wirkung; 1 Maß Wein, ebenfalls keine Wirkung; 6 Gläser Kirschengeist, und die Wirkung ist, wie Sie sehen, da. O mein Durst — nach Wissen — bringt mich noch um.

„Rudere brav, Franzl", ermunterte ein böhmischer Schiffer seinen Sohn, mit welchem er an einem schwülen Sommertage die Moldau hinunter fuhr, „heut Abend, wenn kumm mi nach Haus, kriegen wir Knödel, so Gott will." — „I ja", erwiederte der Sohn, „wenn's Gott a tausend Mal will un die Mutter will nit, bekumm mer doch kane."

Der preußische Gesandte am Londoner Hofe schrieb einst an Friedrich den Großen: „daß seine Besoldung so gering sei, daß er, bei den dortigen hohen Preisen aller Bedürfnisse, bald genöthigt sein würde, seine Equipage abzuschaffen und zu Fuß an den Hof gehen zu müssen; er bitte daher um eine Zulage." Der König antwortete ihm lakonisch: „Geh' Er immer zu Fuß, das verschlägt Nichts, und wenn Jemand darüber Glossen machen sollte, so darf Er nur sagen: Er sei mein Gesandter und hinter ihm gingen 300,000 Mann."

Der Krieg ist zwar nach allem Scheine
Zum Wohlthun nicht bestimmt;
Doch hilft er Manchem auf die Beine,
Dem er die Kutsche nimmt.

Die Zeitung sagt, es soll bei X. ein Heer
Von 50,000 Mann erscheinen.
Da seufzt Mathilde lang und schwer:
Ach, hätt' ich doch nur einen!

Charade.

Das Erste ist nicht niedrig sehr
Und Manches hat danach Begehr.
Mein Zweites geht nicht aus dem Gleis
Und macht das Kind zu Mann und Greis.
Mein Ganzes wird gar oft bereut;
Doch wünscht sich's jedes Mädchen heut.

Böhl. P.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 22. Dienstag, den 19. Februar 1856.

Eine seltene Frau.

(Schluß.)

Josephine trat ein. Das liebliche Köpfchen schmückte ein leichter, einfacher Strohhut; den Shawl trug sie über dem Arme. Der Major glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er seine Braut erblickte.

„Madame Lindsor!“ rief er aus.

„Meine Frau!“ sagte Philipp, indem er sie ihm vorstellte.

„Unmöglich! sie ist ja —“

„Ihre Verwandte, Herr Major v. Wildau“, sagte Josephine mit einer reizenden Verbeugung, „die sich glücklich schätzt, Ihre Achtung, selbst Ihre Liebe zu besitzen. Nehmen Sie Ihr Urtheil über mich zurück, ich würde auch sonst meine Meinung von Ihnen ändern müssen. Ihren Ring behalte ich; er soll mich erinnern, wie hoch ich in der Gunst Dessen stehe, der mich einst zu meinem Schmerze nicht anerkennen wollte.“

„Madame“, murmelte zornig der Alte, „Sie haben ein arges Spiel mit mir getrieben, so daß ich versucht bin, Alles für eine Komödie zu halten, die einen eigennützigen Zweck hatte. Philipp, Deine bedrängte Lage hat Dich zu Schritten verleitet —“

„Genug, Herr Major!“ sagte Josephine ernst. „Philipps Lage ist die beste von der Welt. Sie sind ja unser Onkel“, fügte sie lächelnd hinzu, „und deßhalb darf ich ihn wohl in Ihrer Gegenwart bitten, mein Vermögen mit mir zu theilen. Es trieb mich her, ihm zu sagen, daß mir vor einer Stunde der russische Gesandte ein Actenstück zugesendet hat, das den im Beisein des österreichischen und preußischen Internuntius ausgesprochenen letzten Willen meines verstorbenen Gatten enthält. Er hat mich ohne irgend einen Zusatz zu seiner Universalerbin erklärt. Du hast Dein Vermögen großartig hingegeben, um die Ehre Deines Vaters — und Ihres Schwagers, Herr Major — zu retten, — nimm jetzt das meine, Philipp, ich bringe es Dir zur Morgengabe. Herr Major“, fügte sie im Tone leisen Vorwurfs hinzu, „mein Mann besitzt Schätze, die nur Gott allein vergrößern kann!“

Dann warf sie sich weinend an seine Brust.

„Kinder“, rief der Alte bewegt, „was macht Ihr denn aus mir? Wollt Ihr mir denn die Thorheit recht klar vor Augen legen, daß ich auf den Gedanken gekommen bin —“

Josephine schloß ihm den Mund mit einem Kusse.

„Onkel“, flüsterte sie mit feuchten Augen, „bei der Offenheit, die wir uns gegenseitig gelobt haben, bekennen Sie, daß Sie mir Dank schuldig sind! Sie besitzen alle Eigenschaften eines vortrefflichen Menschen; aber wenn Sie sich den Chancen der Ehe mit einer jungen Frau ausgesetzt hätten —“

„So wäre ich ein Narr gewesen!“

„Verzeihung, ich bitte um Ihr Urtheil über mich!“ fiel sie rasch ein.

„Sie sind eine Sirene, aber auch ein Engel, der einen Mann verdient wie Philipp und einen Onkel, wie ich zu sein mir jetzt vornehme.“ —

Die drei glücklichen Menschen fuhren in einem herbeigeholten Wagen nach Josephinens Wohnung, wo der Major, der Schwarz auf Weiß liebte, die eingegangenen Papiere prüfte. Er fand Alles in Ordnung.

Am Abend erschienen auf ergangene Einladung Herr v. Bernstedt, Anna und der brave Magister. Kurz vor Tische führte Josephine den blonden jungen Mann ein; sie stellte ihn den Gästen als ihren Bruder vor.

„Wieder ein Geheimniß!“ murmelte Philipp.

„Das ist die Rache für den verheimlichten Onkel!“ rief sie ihm leise zu.

„War ich es Dir nicht schuldig?“

„Wie ich es Anna schuldig war, die ihn schon liebt. Sie lernten sich in Breslau kennen, wo mein Bruder studirte. Er ist ihr nach Leipzig gefolgt und nahm Schreiberdienste bei einem Advocaten. Anna nannte ihm die Käuferin des Kleides und er fand seine Schwester.“

Bei Tische kündigte Herr v. Bornstedt die Verlobung seiner Tochter an und der Major brachte den ersten Toast auf das Wohl des jungen Paares aus. Es war spät, als die Gesellschaft sich trennte. Als die beiden Gatten allein waren, sagte Josephine: „Nun, Philipp, will ich Dir noch eine Entdeckung machen, die für Dich von Interesse ist. Erinnerst Du Dich der ersten Gesellschaft, die nicht zu Stande kam?“

„Ja“, antwortete er ein wenig verlegen, denn er schämte sich seines damals gehegten Verdachtes.

„Ich hatte darauf gerechnet, daß man mir absagen würde — an jenem Abende tanzte Pepita de Oliva im Theater. Der Enthusiasmus für die Fußkünstlerin hat mir einige lästige Stunden erspart. Gibt es noch einen Schleier zu lüften?“

„Den, der auf unserer Verbindung ruht.“

„Es steht bei Dir, ihn wegzunehmen, denn von diesem Augenblicke an bist Du der souveräne Mann.“

* * *

Einige Tage später bezog der alte Bornstedt die Wohnung Josephinens. Madame Lindsor war verschwunden; die jungen Gatten hatten den Major auf sein Gut begleitet. Mancherlei Gerüchte über die reizende Wittwe tauchten nun auf, aber keines brachte Kunde von dem Glücke der jungen Leute, die am Weihnachtsabende desselben Jahres mit einem Sohne beschenkt wurden, den der Major über Taufe hob. — Magister Elias vollendete seine Novelle und lieferte sie dem Verleger ab; er erhielt zwar ein doppeltes Honorar, aber Philipp, der mit der Redaction in Correspondenz stand, übergab sie einem Freunde zur Umarbeitung, und nachdem er sie geprüft, ward sie in vorstehender Gestalt zum Drucke befördert. Der gute Magister hat versprochen, es nicht übel zu nehmen, wenn er nur als eine handelnde Person und nicht als der Verfasser des Werkchens bezeichnet wird.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

12.

Seit Napoleons Stern erblichen war und er als ein Verbannter Frankreich verlassen hatte, schien auch Josephinen das Leben wie mit einem düstern Trauerschleier bedeckt zu sein, fühlte sie, daß ihre Sonne untergegangen und die Nacht für sie gekommen sei. Aber sie bewahrte dies Gefühl als ein heiliges Geheimniß in ihrer Seele und niemals verrieth sie durch eine Klage, einen Seufzer ihrer zärtlichen Tochter die Schmerzen, die sie empfand. Sie klagte nur um den Kaiser, sie seufzte nur um das Loos ihrer Kinder und ihrer Enkel; sich selber schien sie ganz vergessen zu haben, für sich hatte sie gar keine Wünsche mehr.

Mit ihrer nicht gealterten Anmuth machte Josephine den fremden Souveränen in Malmaison die Honneurs ihres Hauses und zwang sich zu einer Ruhe, von der ihre Seele Nichts empfand. Sie würde es vorgezogen haben, mit ihren Leiden und ihrem Gram sich in die Stille ihrer Gemächer zurückzuziehen, aber sie mußte dem Wohl ihrer Tochter und ihrer Enkel, wie sie meinte, dieses Opfer bringen, und sie, die zärtliche Mutter, konnte thun, was Hortensen ihr Stolz nicht erlaubte, sie konnte beim Kaiser Alexander bitten, sich des Schicksals ihrer Tochter anzunehmen.

Als es daher dem Zaren gelungen war, ihr Loos zu fixiren und die Ausfertigung der Patentbriefe, welche der Königin das Herzogthum St. Leu sicherten, zu Stande gebracht hatte, eilte derselbe sogleich nach Malmaison, um vor allen Dingen der Kaiserin Josephine diese glückliche Nachricht zu bringen.

Sie dankte ihm nicht mit Worten, sondern mit hervorstürzenden Thränen und reichte dem Kaiser ihre beiden Hände dar. Dann bat sie ihn mit rührender Innigkeit, von ihr ein Andenken an diese Stunde anzunehmen.

Alexander deutete auf eine Tasse hin, worauf das Portrait Josephinens gemalt war, und bat sie, diese ihm zu schenken.

„Nein, Sire“, sagte sie, „solche Tassen kann man überall kaufen. Aber ich möchte Ihnen Etwas geben, was man sonst nirgends auf der Welt haben kann und was Sie zuweilen an mich erinnern wird. Es ist ein Geschenk, welches ich am Tage meiner Kaiserkrönung von Papst Pius erhalten habe. Heute, an dem Tage, da Sie meiner Tochter die Herzogskrone bringen, will ich Ihnen dieses Andenken geben, Sire, damit es Sie zugleich an die entthronte Kaiserin und an die entthronte Königin erinnern möge.“

Dieses Geschenk, welches Josephine jetzt mit einem bezaubernden Lächeln dem Kaiser darreichte, war eine antike Kamee von ungeheurer Größe und so wunderbarer, meisterhafter Ausführung, daß die Kaiserin wohl Recht hatte, zu sagen, es gäbe sonst nirgends auf der Welt ein zweites Exemplar davon. Auf dieser Kamee waren die Köpfe Alexanders des Großen und seines Vaters Philipp von Macedonien dargestellt, und sowohl die Schönheit der Arbeit wie die Größe des Steins machte diese Kamee zu einem Kleinod von unschätzbarem Werth.

Alexander weigerte sich daher Anfangs, dieses kostbare Geschenk anzunehmen, und er that es erst dann, als er gewahrte, daß seine Weigerung die Kaiserin, welche heute ungewöhnlich bleich schien, verletzen würde.

Josephine war in der That an jenem Tage trauriger als sonst, denn die Königsfamilie der Bourbonen hatte ihrem Herzen heute einen neuen Kummer bereitet. Sie hatte in einem Journal einen Artikel gelesen, in welchem in den verachtungsvollsten und härtesten Ausdrücken daran erinnert ward, daß in Notre-Dame die Leiche des ältesten Sohnes der Königin von Holland sich befände, und hinzugefügt ward, daß der Minister Blacas den Befehl erlassen habe, den Sarg aus Notre-Dame fortzunehmen und ihn auf einem gewöhnlichen Kirchhofe einzugraben.

Hortense, welche diesen Artikel gleichfalls gelesen, war nach Paris geeilt, um die Leiche des Kindes, um welches sie so viel geweint, sich selbst aus Notre-Dame zu holen und sie in der Kirche zu St. Leu beisetzen zu lassen.

Als Josephine dem russischen Kaiser diese neue Beleidigung erzählte, bedeckte eine außergewöhnliche Blässe ihr Antlitz und ihre ganze Gestalt erbebte.

Zum ersten Male hatte die Kaiserin heute nicht die Kraft, ihre Leiden zu verbergen; Hortense war weggegangen und sie durfte sich also wohl ein Mal den traurigen Trost gönnen, das Lächeln und die Schminke von ihren Wangen zu nehmen und ihr bleiches Angesicht zu zeigen, das der Tod schon leise berührt hatte.

„Majestät, Sie sind krank!“ rief der Kaiser entsetzt.

Sie deutete mit einem Lächeln, welches Thränen in die Augen Alexanders trieb, auf ihre Brust und flüsterte: „Sire, ich habe da den Todesstoß empfangen!“

Ja, sie hatte Recht, sie hatte den Todesstoß empfangen und ihr Herz verblutete sich.

Der Kaiser, erschüttert von dem Zustande Josephinens, eilte sofort nach Paris und schickte seinen eigenen Arzt nach Malmaison, um Nachricht von dem Zustande der Kranken zu erhalten.

Als Letzterer zurückkehrte, sagte er dem Zaren, daß Josephine gefährlich krank sei und er nicht mehr an ihre Genesung glaube.

Er hatte Recht und Alexander sah die Kaiserin nicht wieder!

Hortense und Eugen, ihre beiden Kinder, wachten eine traurige Nacht am Lager ihrer Mutter; sie riefen die geschicktesten Aerzte herbei, aber diese bestätigten nur, was bereits der russische Arzt gesagt, der Zustand der Kaiserin war hoffnungslos — ihr Herz war gebrochen! Sie hatte es mit starken Händen so lange zusammengehalten, als ihr Leben für ihre Kinder nothwendig schien. Jetzt, da auch Hortensens Schicksal entschieden, da sie wußte, daß ihre Enkel wenigstens nicht als verbannte Bettler umherirren müßten, jetzt zog Josephine ihre Hände von ihrem Herzen zurück und ließ es verbluten.

Den 29. Mai 1814 starb die Kaiserin Josephine nach einer Krankheit, welche äußerlich nur zwei Tage gedauert hatte. Hortense hatte die Todesseufzer ihrer Mutter nicht empfangen; als sie, nachdem Josephine von dem Abbé Bertrand die Sterbesacramente erhalten, mit Eugen wieder in das Zimmer trat, als sie ihre Mutter sah, die ihnen die Arme ent-

gegenstreckte und vergeblich versuchte, zu ihnen zu sprechen, sank Hortense bewußtlos an dem Lager ihrer Mutter zusammen und in Eugens Armen hauchte die Kaiserin den letzten Seufzer aus. —

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Warzen zu vertreiben.) Diejenigen Stellen, welche von Warzen behaftet sind, streiche man mittelst eines in Baumöl getunkten Pinsels aus und man wird, da Baumöl diesen Auswüchsen Gift ist, für immer davon befreit werden.

Lebensphilosophie.

Niemand reizt dich mehr, als du, eine Sünde zu begehen;
Darum hast du dich zumeist vor dir selber vorzusehen.

Der Böse sucht vergebens Ruh' hienieden;
Fortwährend ist er mit sich selbst im Streit;
Drum suche die Zufriedenheit
Nur in der Unschuld stillem Frieden.

Verschiedenes.

Jemand, der an den Augen litt, fragte einen Freund, ob er kein Mittel dagegen wüßte? „Ich habe im verflossenen Jahre große Zahnschmerzen gehabt", erwiederte der Gefragte; „ich ließ den Zahn herausreißen und wurde vollkommen geheilt; ich rathe Ihnen sich desselben Mittels zu bedienen."

In Berlin gesellte sich zu Arbeitern, welche am Haakschen Markt mit Ausbesserung des Steinpflasters beschäftigt waren, ein junger anständig gekleideter Mann, der den Arbeitern begreiflich zu machen suchte, wie es unbillig sei, daß sie hier so schwere Arbeit verrichten müßten, während Andere spazieren gingen. Von nun an müsse alle Bevorzugung aufhören, und die Müßiggänger müßten gezwungen werden, zu arbeiten. „Sie haben ganz Recht", erwiederte einer der Arbeiter, „und ich denke, wir wollen mit Ihnen den Anfang machen." Zwei Stunden hindurch mußte nun der Fremde im Schweiße seines Angesichts die schwere Ramme führen, bis man ihn zuletzt unter schallendem Gelächter entließ.

Ein Engländer speiste einst in einer zahlreichen Gesellschaft. Ein Gewitter zog auf, ein Blitzstrahl schlug in's Zimmer, warf den Bedienten des Engländers, der hinter dem Stuhle stand, zu Boden, jedoch ohne ihn zu verletzen, und erschreckte die ganze Gesellschaft auf's Aeußerste. Jener wandte sich darauf ganz ruhig um und sagte zu dem Bedienten: „Erinnere mich doch, daß ich morgen einen Blitzableiter auf mein Haus setzen lasse."

Der Landgraf Friedrich von Hessen-Cassel hatte gehört, der Pastor R. zu R. sei ein Geisterseher. Als ihn eines Tages der Weg auf einem Spazierritt durch R. führte und er den Pastor am Fenster erblickte, ritt er auf ihn zu und fragte: „Ich habe gehört, Sie können Geister beschwören. Ist das wahr?" — „Ja, Ew. Durchlaucht", erwiederte der Pastor, „sie kommen aber nicht."

Ein sehr reicher Mann hatte eine geizige Frau, und sie trieb oft ihre Oeconomie so weit, daß sie dadurch den Anstand verletzte. Einst hatte ihr Gatte des Abends ein Paar Freunde zum Besuch. Dessen ungeachtet brannte nur ein Licht im Zimmer, das ziemlich groß und dabei noch mit einer dunklen Farbe ausgemalt war. Es herrschte also eine auffallende Dunkelheit. „Liebes Kind", hub der Mann freundlich an, „sei doch so gut und laß noch ein Licht anzünden, damit ich sehen kann, wo das andere steht."

Die Geschichte ist ein Roman, an den man glaubt; der Roman eine Geschichte, an die man nicht glaubt.

Auflösung der Charade in Nro. 21:

Hochzeit.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 23. Donnerstag, den 21. Februar 1856.

Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

Obgleich, meine lieben Leser, man für die Dinger, deren in der Ueberschrift als eines gesalzten Pärleins gedacht ist, je nach Landesgebrauch verschiedene Namen hat, so bleibt doch die Sache sich ziemlich gleich und annehmlicher wird sie darum keines Fingers breit.

So viel ich weiß, kommt der verschiedene Name je von dem Orte, wo die Sache abgesetzt wird oder aufklappt. Trifft nämlich die flache Hand eines Menschen in rascher Bewegung gegen das Ohr seines Nachbars, so nennt man's: eine Ohrfeige; kommt sie mit dem Munde in eine unliebsame Berührung, so heißt's: Maulschelle; fährt der Hieb auf die Nase, die ohnehin vorwitzig ist und am Weitesten draußen steht, so heißt er: Nasenstüber; klatscht er auf den Backen, so ist's eine Backpfeife, und die pfeift Einem freilich ganz abscheulich in die Ohren. Ohrkappe heißt's auf dem Hunsrück, weil die größere Hand das ganze Ohr bedeckt, und Kopfnuß heißt's am Rheine, weil der Hieb, auf den Kopf geführt, diesen schier wie eine Nuß aufschlagen könnte.

So viel weiß ich, daß der Name Nichts auf sich hat und Jeder gerne die Quittung ausstellt, ehe er die Summe empfangen hat.

Ich glaube fest, wir kennen sie Alle aus ärmerer oder reicherer Erfahrung und sind bei reiferem Ueberlegen nicht geneigt, die empfangenen für verlorene zu achten, sondern die, denen wir durch eine geschickte Wendung entgangen sind. Was diese Wendungen betrifft, so gibt es Buben, die darin Meister sind. Ich kenn' Einen, der versuchte sie auch; als er aber merkte, daß dann ein unangenehmes Multiplicationsexempel gemacht wurde, daß nämlich aus einer sechs wurden, so ließ er's sein bleiben. Wie aber eine bittere Arznei dem Magen gar wohlthätig ist, so sind auch die Ohrfeigen äußerst wohlthätig und machen oft die Augen sehr klar, wenn sie sie auch im Augenblick trüb machen.

Ehe ich aber auf Das komme, worum es sich eigentlich handelt, muß ich noch erläutern, warum ich da oben hingeschrieben habe: „Gesalzte.“ Ich verstehe darunter eines Theils recht nachwirksame, wie denn das Salz das Fleisch erhält, und dann andern Theils recht kräftige, wie dann eine Suppe ohne Salz saft- und kraftlos ist.

Die Geschichte aber, welche ich zum Besten geben will, wird die Bezeichnung schon rechtfertigen, wie ich denke.

Ganz derselben Meinung, wie ich sie da vornen ausgesprochen, nämlich, daß eine gesalzte Ohrfeige immer eine gute Folge habe, waren auch drei gute Freunde, welche sich nach einer langen Zeit der Trennung einmal wieder fanden. Sie redeten von der Naseweisheit und Vorwitzigkeit, der Lümmelhaftigkeit und Keckheit der lieben Jugend dieser Zeit, die dem Alter über's Maul fahre, wie's ihr beliebe, und das edle, gottgefällige Gehorchen ganz verlernt zu haben scheine, und kommen immer eifriger in den Text, ohne daß sie in ihrer Ansicht verschieden gewesen wären.

Das Alles liegt an der Zucht, sagte der Eine. Wie selten hören die Kinder in dieser Zeit das Wort Gottes: „Du sollst das Alter ehren und vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen!“ Vor purer Menschenfreundlichkeit, die heutzutage Alles thun soll, geben die Leute dem kleinen Volke keine Ohrfeigen, Maulschellen und Dachteln mehr. Gute Worte? Ja, wart

ein Bischen! Darum kümmern sie sich keine Minute. Ich meine im Gegentheil, das viele Geschwätze und Geplauder tauge Nichts in der Erziehung der Kinder, wie in den Welthändeln. Mit alle dem Geplauder jagen sie keine Katze hinter dem Ofen heraus, wie viel weniger eine Teufelei aus einer bösen Bubenseele. Da reden sie von Ehrgefühl, gerade, als ob das etwas Funkelneues und erst in dieser Zeit auf die Welt gekommen sei. Und dies Ehrgefühl soll Alles fertig bringen. Ich frage euch, sind wir alten Kerle denn ehrlos geworden, weil uns Vater, Mutter und Schulmeister dann und wann eine Gesalzte steckten, daß wir meinten, wir hörten im December die Nachtigallen singen oder es werde das Fest mit allen Glocken eingeläutet? Es sind halt lauter lahme, contracte, schiefgewickelte Vorstellungen. Ich sage: Wer die Buben wie Erwachsene behandelt, der muß gewärtig sein, daß die Buben ihn für ein Kind behandeln. Statt, daß so ein kurzer, summarischer Richterspruch mit fünf Fingern den Proceß entscheidet, sagt so ein feiner Herr Papa: Erlaube mir, herzlieber Sohn, daß ich dir bemerklich mache, du seiest ein Strick, Schlingel, Eselskopf oder derlei Etwas! Puff! Eine salzige oder gesalzte Ohrfeige ist mehr werth. Die bringt erstaunlich schnell zur Erkenntniß, was man will; und wahrlich auch im übrigen Leben wäre sie an ihrem Orte. Himmel und Erde, wie oft hat mir's Anno 1848 und 1849 im Ellenbogen gezuckt, wenn ich so von der Freiheit reden hörte. Das wär' eine Widerlegung gewesen, die nachdrücklich gewirkt hätte, und ich bin überzeugt, mancher Held, der im Gesicht verwachsen war, wie Graf Eberhard im Bart, würde auf so eine Antwort stillgeschwiegen haben und den Leuten wären die Köpfe nicht weiter verdreht worden.

Du magst Recht haben, sagte ein Anderer von den Dreien, und ich könnte euch eine Geschichte von zwei Ohrfeigen erzählen, die genugsam bewiesen, welchen außerordentlichen Erfolg die Ohrfeigen haben.

Thu' es! riefen die beiden Andern; wir hören dir mit Freuden zu.

Ich bin in einer kleinen Stadt des mittlern Deutschlands geboren worden, hob er an, als die Leute noch die Affenschwänzlein im Nacken trugen, die man Zöpfe nannte, und hingen die schwarzen Haarbeutel und Schlüpfe von Band daran. Wären noch die Alten allein solche Narren gewesen, so hätt' ich's gelten lassen; aber wir Kinder mußten sie auch tragen, und ich erinnere mich noch recht gut, daß ich damals, wo meine Haare ganz weiß waren, so einen schwarzumwickelten Zopf hatte, der kerzengerade hinten hinausstand und so dünne war wie ein Rattenschwanz. Damals, wo noch die Ohrfeigen in ihrer gesegneten Wirksamkeit waren, die heutzutage auszusterben drohen, wie das Geschlecht der Mopshunde, zum großen Nachtheile des Menschenglückes, hatten solche Schwärenstecher im Nacken ihre Mucken. Wollte man so einer gesalzten Ohrfeige durch eine kühne Wendung entgehen, flupp! hatte der Schulmeister ihn gefaßt und man mußte dem kühnen Griff stille halten und empfing seine Auszahlung vollgültig und vollwichtig, wie unbeschnittene Kremnitzer Ducaten.

Noch ein Mal sag' ich's, lassen's die Väter und Lehrer dahin kommen, daß die Ohrfeigen aussterben, so wett' ich Hundert gegen Eins, es gibt keine echten, ehrlichen Kerle mehr, sondern Schufte, Simpel und Tanzmeister!

Die beiden Freunde lachten hell auf und der Redende selbst mußte schmunzeln.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Die Kunde von dem Tode der Kaiserin Josephine machte in Paris eine erschütternde Wirkung. Es war, als ob ganz Paris auf einen Tag vergessen hätte, daß Napoleon nicht mehr der Herrscher von Frankreich sei und daß die Bourbonen wieder den Thron ihrer Väter bestiegen. Jedermann klagte, Jedermann war traurig, denn die Herzen der Franzosen hatten diese Frau nicht vergessen, welche so lange ihre Wohlthäterin gewesen, von der Jeder die rührendsten Züge ihrer Güte, ihrer Großmuth und Milde zu erzählen wußte.

Josephine erhob sich jetzt, da sie gestorben war, noch ein Mal als Kaiserin in den Herzen der Franzosen, und Tausende von Menschen strömten nach Malmaison, um ihrer abgeschiedenen Kaiserin die letzte Huldigung darzubringen. Selbst das Faubourg St Germain nahm Theil

an der Trauer der Pariser; diese jetzt so stolzen, so übermüthigen Royalistinnen, welche mit den Bourbonen heimgekehrt waren, mochten vielleicht einen Moment der Wohlthaten gedenken, welche ihnen die Kaiserin erwiesen, als sie die mächtige Herrscherin von Frankreich gewesen und so viele Gelder zur Unterstützung der Emigranten verwandt hatte. Sie waren mit König Ludwig heimgekehrt, ohne daran zu denken, der vergessenen Wohlthäterin ihren Dank darzubringen; jetzt, da sie todt war, wollten sie ihr den Tribut ihrer Bewunderung nicht versagen.

„Ach“, rief Frau du Cayla, die Freundin des Königs, „ach, welch interessante Frau war doch diese Josephine! Welcher Tact, welche Güte, welch schönes Maß in Allem, was sie that! Auch das ist noch fein und tactvoll und dem guten Ton gemäß, daß sie gerade in diesem Moment gestorben ist!“ —

Hortense war gleich nach dem Tode Josephinens, fast gewaltsam von ihrem Bruder aus dem Sterbezimmer hinweggebracht, mit Eugen nach St. Leu gegangen. Nur ihre beiden Enkel folgten dem Sarge der Kaiserin, welche in Malmaison begraben ward. Der Kummer hatte ihre beiden Kinder auf das Krankenlager geworfen, und hinter den kleinen Prinzen Napoleon und Louis Napoleon sah man nicht ihre Verwandten, sondern den russischen General v. Sacken, welcher den Kaiser vertrat, und die Equipagen aller der Könige und Fürsten, mit deren Hilfe die Napoleoniden von ihren Thronen gestoßen und die Bourbonen heimgeführt worden waren.

In St. Leu brachte Kaiser Alexander die letzte Nacht in Frankreich zu, bevor er nach England abreiste, und als er von Eugen und Hortense, welche nur auf die dringende Bitte ihres Bruders sich entschloß, zum ersten Male nach dem Tode ihrer Mutter ihr Zimmer zu verlassen und den Kaiser zu sehen, Abschied nahm, versicherte er sie Beide seiner unwandelbaren Freundschaft und Anhänglichkeit. Da er wußte, daß der Gesandte, welchen er in Paris zurückließ, Pozzo di Borgo, ein unversöhnlicher Feind Napoleons und seiner Familie sei, hatte er diesem Gesandten einen von Fräulein v. Cochelet selbst ausgewählten Attaché, Herrn v. Boutiakim, beigegeben, durch den er die Briefe und Wünsche Hortensens und ihrer treuen Gesellschaftsdame empfangen und beantworten wollte.

Wenige Tage später verließ auch Eugen St. Leu und seine Schwester, um mit dem König von Bayern nach Deutschland, in seine neue Heimath, zurückzukehren.

Hortense blickte ihm traurig nach; sie fühlte jetzt erst ganz ihre Verlassenheit, die trostlose Einsamkeit, welche sie umgab. Sie hatte nicht geweint, als alle Größe und Pracht, welche sie umgab, in Trümmer zusammenfiel, sie hatte nicht gejammert, als der Orkan des zürnenden Schicksals die Kronen von den Häuptern aller ihrer Verwandten herniederschleuderte, sondern sie hatte mit Resignation auch ihr Haupt diesem Sturmwind dargeboten und dazu gelächelt, als er ihr den Königstitel und die Pracht und Herrlichkeit ihrer Vergangenheit nahm; aber jetzt, wie sie einsam, verlassen, Niemand neben sich, als ihre beiden kleinen Knaben und die wenigen Damen, welche ihr treu geblieben, in dem Salon ihres Schlosses zu St. Leu stand — jetzt weinte sie.

„Ach!“ rief sie unter Thränenströmen, Fräulein v. Cochelet die Hand darreichend — „es ist zu Ende mit meinem Muth! Meine Mutter lebt nicht mehr, mein Bruder hat mich verlassen, Kaiser Alexander wird bald genug die versprochene Protection vergessen, und ich allein muß mit meinen beiden Kindern kämpfen gegen all diese Widerwärtigkeiten, die Feindseligkeiten, welche man mir um des Namens willen, den ich trage, entgegensetzen wird! Oh, ich fürchte, ich werde zu bereuen haben, daß ich mich bereden ließ, meinen früheren Plan nicht auszuführen! Wird die Liebe, die ich meinem Vaterlande entgegen trage, mich für all diese Qualen, welche ich voraussehe, entschädigen?“

Ach, diese Ahnungen Hortensens sollten sich nur zu sehr verwirklichen. In den großen und heiligen Stunden des Unglücks verleiht das Schicksal den Sterblichen die Kraft des Schauens, und gleich Cassandra sehen sie die schlimmen Dinge, die da kommen, ohne sie abwenden zu können! —

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Ein practischer Oeconom aus der Umgegend von Frankfurt macht folgende Mittheilung: Um gesunde Kartoffeln zu ziehen und Saatfrüchte zu sparen, dürfte die Erziehung aus Samen zu empfehlen sein. Zu diesem Ende sammelt man während der Kartoffelernte, jedoch vor eintretendem Froste die Samenäpfel, zerstampft sie in frischem Zustande und behandelt solche mit Waschen, Trocknen und Aufbewahrung wie den Gurkensamen. 1½ Loth dieses Samens liefern gegen 12,000 Pflanzen, was für einen ganzen Morgen genügt. Der Samen wird Mitte oder Ende Februar im Mistbeete oder an eine schützende Mauer, welche die Sommerseite hat, eingesäet und mit Strohmatten oder Mistbeetfenstern vor kalten Nächten geschützt, auch gegossen, gejätet und gepflegt. (Der Samen ist sehr fein und thut man daher am Besten, ihn bei der Aussaat mit etwas trockenem Sande zu vermischen, damit die Pflanzen nicht zu dicht stehen.) Kommt nun die Zeit des Auspflanzens auf den Acker, so behandelt man die Pflänzlinge ganz wie Krautpflanzen und pflügt und pflanzt sie auf gleiche Weise in den Acker. Die Zeit beginnt mit der Mitte Mai bis Mitte Juni. Die Vegetation wird in der warmen Jahreszeit und durch das Umsetzen der Pflänzlinge wunderbar befördert und die Ernte erfolgt zu gleicher Zeit mit den aus Knollen gezogenen Kartoffeln.

Lebensphilosophie.

Reue bessert zwar Nichts; doch laß dich dein Unrecht gereuen.
Dem, der Reue nicht fühlt, glückt nicht die bessere That.

Willst du deinen guten Ruf wahren dir im Leben,
Mußt du weltlich böse Lust abzulegen streben.

Verschiedenes.

(Rothschild und das Wiener Balletcorps.) Eine Anecdote aus seinem Leben erzählt Bäuerle, der Redacteur der »Wiener Theaterzeitung«, wie folgt: Im Jahre 1820 wurde ich Secretär des Leopoldstädter Theaters. Als Theatersecretär hatte ich die Verpflichtung, allen neuen Vorstellungen auf der Bühne beizuwohnen. — Baron Salomon Rothschild kam täglich aus seiner Loge auf die Leopoldstädter Bühne. Es amusirte ihn hier, es freute ihn, wenn er den Humor der Schauspieler gleichsam aus der ersten Hand bekam. Eines Abends stand er dicht neben mir. — Plötzlich hört der Baron ein lautes Schluchzen. Er wendet sich um. Da stand eine alte Choristin und weinte herzzerreißend. »Herr Bäuerle«, sagte Rothschild, »warum weint diese Frau so kläglich?« »Ich weiß es nicht, Herr Baron, ich will sie befragen. Madame Viehweger, weßhalb weinen Sie?« »Ach mein Gott!« gab sie zur Antwort, »habe ich nicht alle Ursache zu weinen? Während ich hier Comödie spielen muß, nimmt mir der Hausherr meine wenigen Möbles und wirft meine kranke Mutter auf die Straße.« — »Was sind Sie dem Manne schuldig?« — »Sechszig Gulden für zwei Vierteljahrzinse.« — Ich hinterbrachte dies dem Baron. »Herr Goldstein«, sagte Rothschild zu seinem Begleiter, »haben Sie 200 fl. bei sich?« — »Hier, Herr Baron.« — »Herr Bäuerle«, wendete sich der Baron wieder an mich, »geben Sie der armen Frau dieses Geld. Sie soll damit ihren harten Hausherrn bezahlen, aber mir nicht danken.« — Dessenungeachtet stürzte die arme Choristin zu des Barons Füßen nieder und netzte seine Hände mit Thränen. Rothschild aber machte sich los und enteilte ihrem Danke. — Am andern Abende kam der Baron wieder auf's Theater. Da weinten zwölf Choristinnen! »Herr Bäuerle«, sagte Rothschild, »nun komme ich nicht wieder hierher. Ich erpresse den Leuten Thränen, davor möge mich Gott bewahren!«

Räthsel.

Gehst du irre, frage mich;
Kann ich gleich nicht selber reden,
Unterrichte ich doch dich,
Bist du näher mir getreten.
Meine Arme zeigen gut,
Fließt gleich d'rin kein Tropfen Blut.

Böhl. P.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 24. Samstag, den 23. Februar 1856.

Die Graberose.

Was für ein Zauber mag dich doch umschweben?
Was lenket alle Blicke so nach dir?
Was regt sich für ein schmerzlich süßes Leben
Um dich auf diesem Leichenfelde hier?
Ein Abendlüftchen wehet sanft und leise,
Und wie wir schweigend stehen hier im Kreise,
So nickest Allen du so traulich zu,
Als redetest mit uns, o Rose, du! —

Von rauher Hand berührt, ist hier geschlossen
Ein Auge jetzt von dunkler Grabesnacht,
Aus dem, von Huld der Grazien umflossen,
Der reinste Unschuldhimmel einst gelacht.
Entrücket jeder Erdenlast hienieden,
Ruht unter mir ein Herz in stillem Frieden,
Ein Herz, so rein von Falschheit und von Trug,
Ein Herz, das einst so warm für Alle schlug.

Als nun dem Schooß der Erde anvertrauet,
Was irdisch war, der Staub dem Staub vereint;
Und als man diesen Hügel auferbauet,
Als Alle weg, die um das Grab geweint;
Als längst die Abendglocke schon verklungen:
Da nahte sich, von stillem Weh durchdrungen,
Dem Grab ein Freund — der weinte nun nicht mehr —
Und pflanzte still und schweigend mich hieher.

Er pflanzte und gedachte aller Liebe
Des holden Wesens, das hier schlafend ruht,
Und neu erwachten in ihm alle Triebe,
Womit auch er geliebt so treu und gut.
Ja, all die schönen, heil'gen Weihestunden
Hat er beim stillen Werke nachempfunden.
Dann stand er auf und wünschte sanfte Ruh',
Und schweigend ging er seiner Hütte zu. —

So pflanzt man an die Stätte der Verwesung
Uns — nicht, wenn Schmerz die Brust noch krampfhaft schnürt, —
Nein, wenn, wie in den Tagen der Genesung,
Das Herz so weich sich fühlt, so sanft gerührt.
Mit freundlichster Erinn'rung — sanfte Trauer,
Mit sel'ger Hoffnung mischt sich Todesschauer.
Und so durchzieht des stillen Pflanzers Brust,
Durch Thränen lächelnd, wehmuthsvolle Lust.

Und was er fühlte, schwebt, wie Geisteswehen,
Als schmerzvoll süßer Nachklang um uns her;
Und wer uns schaut, der bleibet ahnend stehen,
Das Herz so weich, das Auge thränenschwer.
Doch unter Thränen fühlt er sich erhoben,
Denn aus dem Grab und aus der Heimath droben
Fühlt er zwei Engel sich zur Seite steh'n:
Erinnerung und sel'ges Wiederseh'n.

Neustadt, im Februar 1856.

Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen.

(Fortsetzung.)

Hört mich an, fuhr er fort. Ich habe eine Jugend durchgemacht, wie Keiner von euch Beiden, und ihre Irrfahrten sind euch unbekannt; darum will ich sie erzählen, und ich kann meine Lebenszeit in zwei Abschnitte theilen, in den ersten, in welchem eine gesalzte Ohrfeige, die ich empfing, eine erhebliche Rolle spielt, und in den zweiten, wo eine gesalzte Ohrfeige, die ich gab, wiederum von der größten Wichtigkeit wurde. Der erste Abschnitt ist der trübe, traurige, der zweite der heitere, glückliche.

Ehe ich meiner äußeren Lebensumstände

gedenke, muß ich ein Bild von mir selbst entwerfen, dessen Rückseite ihr schon kennt, von obiger Beschreibung meines Zopfes. Was das Vordertheil betrifft, so war ich ein unebener Bub, auch nicht gerade auf den Kopf gefallen.

Ich gedenke da einer Redensart, die man in der Gegend von Wetzlar häufig hört. Sagt Einer da von einem Andern: »Der macht's grad wie der Pfarrer Raßmann!« und man fragt: Wie machte denn der's? so ist die Antwort: »Grad wie er wollte!« — So war ich auch. Ich pflegte es auch gerne zu machen, wie der Pfarrer Raßmann, nämlich ich hatte so mein Köpfchen, und das war mein. Gar leicht schoß das kleine Töpfchen über, wenn's heiß wurde. Solch ein Köpflein muß gebrochen werden, sonst kommt keine Seele mit ihm aus, und was die Eltern und Erzieher versäumen, durch deren Hand, wie der Heidelberger Katechismus sagt, uns Gott regieren will, so muß der liebe Gott das Bürschlein in die Schule nehmen und sein hartes Köpflein so ein paar Dutzend Mal wider die Wand rennen lassen. Nun freilich, der liebe Gott versteht das Ziehen am Besten, aber damit sind Die nicht schuldfrei, in deren Hand Gott unsere erste Erziehung legte.

Gott verzeihe mir's, wenn ich da meiner guten Mutter einen Vorwurf mache. Ach, wie war sie so engelsgut! aber zu gut, und so viel ist gewiß, Weiber können keine Buben erziehen. Entweder gibt's starrköpfige Racker, wie ich einer war, oder altkluge Schlafhauben.

Meine selige Mutter starb, als ich eben dreizehn Jahre alt war, und sie war eine Wittwe. Von allen Vettern und Basen, die ich mochte haben, war nur noch einer im Städtchen auf den Beinen. Der wurde mein Vormund, und ich mußte in sein Haus ziehen, und er war Apotheker. —

Der Vetter war in der Stadt als ein Erbsenzähler und Bohnenspalter bekannt; als ein Filz und Geizhals erster Sorte. Und er war ein Junggeselle! Das will viel sagen; denn da sind auch nur zwei Dinge möglich, entweder werden sie eckige, eigensinnige Kümmelspalter oder Narren, die vor lauter Angewohnheiten nicht zu sich selber kommen. Mein Vetter und Vormund bildete eine dritte Klasse, nämlich er war Beides zusammen in einer Person, und er war ein Apotheker. —

Ich muß ihn euch aber ein Wenig abmalen, denn es gehört dazu, daß man ein richtiges Bild gewinne.

Herr Oswald Gumpel war etwa sechs und fünfzig Jahre alt und etwa sechs Fuß, zwei Zoll groß; dabei so überschwänglich dürre, daß es mir alle Mal Angst und Schrecken machte, wenn er seine irdene, lange Pfeife ansteckte, weil ich fürchtete, er möge selber in Flammen gerathen, wie ein dürrer Span. Seine Arme waren erstaunlich lang und seine Finger sahen aus wie die Füße einer sogenannten Schneiderspinne, so lang und dürre waren sie, und er war ein Apotheker. —

Sein langes Gesicht war gelb, sein Ausdruck widerlich. Seine Stimme klang wie ein gerissenes Posthorn. Den ganzen Tag nörgelte er und Nichts war ihm recht, was Andere thaten. Nur mit sich selbst war er zufrieden, und sein häufiges und langes Indenspiegelsehen bewies, daß er noch eitel war.

Nichts in der Welt ärgerte ihn mehr, als wenn Einer einen gesegneten Appetit und gute Laune hatte.

Mit diesen letzten beiden Eigenschaften war ich in außerordentlichem Grade gesegnet. Ich konnte essen, daß es wirklich verwunderlich war, denn ich wuchs wie Flachs, und guter Laune war ich immer gewesen.

Der konnte sie Einem versalzen!

Denkt euch, zu diesem Menschen kam ich nun und sollte mit ihm und bei ihm leben!

Das war eine schwere Aufgabe; aber wo sollte ich sonst hin? Vermögen hatte ich nicht, und keine Seele nahm sich meiner an.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Drittes Buch.

Die Herzogin von St. Leu.

1.

Die Restauration war vollendet. Die Alliirten hatten Frankreich endlich verlassen und Ludwig XVIII. war jetzt der unbeschränkte Herr von Frankreich. In ihm, den heimgekehrten Mitgliedern seiner Familie und den von allen Seiten herbeiströmenden Emigrirten

repräsentirte sich das alte Frankreich, das Frankreich der unumschränkten königlichen Gewalt, der glänzenden Manieren, der Intriguen, der Ueppigkeit und Leichtfertigkeit. Ihnen gegenüber stand das junge Frankreich, die von der Revolution und Napoleon gebildete Generation, welche keine anderen Ahnen besaß, als ihre Großthaten, und welche freilich nicht von „Oeil de Boeuf“ und den „Petits Maisons“ zu erzählen wußten, aber desto mehr von den Schlachtfeldern und den Lazarethen, in denen man ihre Wunden geheilt.

Diese beiden Parteien standen sich einander gegenüber, das alte und das junge Frankreich kämpften am Hofe Ludwigs XVIII. jetzt einen stündlichen, nie ermattenden Krieg, nur daß dabei das junge Frankreich, welches bis dahin immer gewohnt gewesen, zu siegen, alle Tage neue Niederlagen, neue Demüthigungen empfangen mußte. Denn das alte Frankreich war jetzt das siegreiche. Es siegte nicht durch seine Tapferkeit, seine Verdienste, es siegte durch seine Vergangenheit, welche man jetzt unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte, ohne die Kluft zu bedenken, welche dazwischen lag. König Ludwig hatte freilich allen seinen Unterthanen in dem Tractat vom 11. April zugesagt, daß ihnen ihre Titel und Würden unbenommen bleiben sollten, und die neuen Herzöge, Fürsten, Marschälle, Grafen und Barone durften daher auch bei Hofe erscheinen, aber sie spielten da nur eine traurige, demüthigende Rolle und man ließ sie es nur zu sehr empfinden, daß sie blos die Geduldeten, nicht die Willkommenen seien. Die Herren, welche vor der Revolution berechtigt gewesen waren, in die Kutschen des Königs zu steigen, behielten dies Recht auch jetzt, und niemals öffneten sich die Thüren dieser Kutschen den Herren vom neuen Napoleonischen Adel; — die Damen des alten Frankreichs behielten ihr Tabouret, ihr großes und ihr kleines Entrée in die Tuilerien und den Louvre, und man würde es sehr anmaßend gefunden haben, wenn die Herzoginnen des jungen Frankreichs gleiche Ehren hätten beanspruchen wollen.

Die Herzogin v. Angouleme war es, welche den Damen des Faubourg St. Germain in der Unduldsamkeit und dem hochmüthigen Abweisen und Negiren des vergangenen Kaiserreichs als maßgebendes Beispiel voranging. Sie war am unerbittlichsten gegen diese aus der Revolution hervorgegangene neue Zeit und deren Vertreter, und freilich hatte sie, die Tochter des hingerichteten Königspaares, welche selbst so lange im Temple geschmachtet, die Schrecknisse der Revolution in ihren traurigsten und schmerzlichsten Ausartungen kennen gelernt. Sie wollte sich jetzt bemühen, die Zeit, die sie nicht mehr strafen konnte, zu vergessen und sich den Anschein geben, als sei sie gar nicht vorhanden gewesen.

Bei einem der ersten Diners, welches der König den Alliirten gab, saß die Herzogin v. Angouleme neben dem König von Bayern und, auf einen andern deutschen Fürsten deutend, fragte sie ihn, ob das nicht Der sei, welcher sich mit einer „Prinzessin von Bonaparte's Machwerk“ verheirathet habe. Dabei sprach sie ihre Verwunderung aus über die „Schwäche, sich mit diesem General alliirt zu haben.“ — Die Herzogin dachte nicht daran, oder wollte nicht daran denken, daß der König von Bayern ebensowohl wie auch der Kaiser von Oesterreich, welcher auf der andern Seite der Herzogin saß und sehr wohl ihre Worte hören konnte, sich mit dem „General Bonaparte“ alliirt hatten. — Als sie wieder Besitz genommen hatte von ihren einstigen Zimmern in den Tuilerien, fragte die Herzogin von Angouleme den alten Dubois, ihren einstigen Klavierstimmer, der auch unter dem Kaiserreich dieses Amt verwaltet hatte und der Herzogin jetzt die schönen neuen, von Josephinen angeschafften Instrumente zeigte, wo denn ihr Piano geblieben sei? Dieses Piano war ein altes, schlechtes Spinet gewesen und die Herzogin wunderte sich, es nicht zu finden, als ob nicht ein Vierteljahrhundert vergangen, seit sie es zuletzt gesehen, als ob der 10. August von 1792, wo das Volk die Tuilerien demolirte, gar nicht existirt hätte!

Aber es war Princip, die Zeit von 1789 bis 1814 zu negiren, und die Bourbonen schienen wirklich ganz und gar vergessen zu haben, daß zwischen dem letzten Lever Ludwigs XVI. und dem heutigen Lever Ludwigs XVIII. mehr als eine Nacht liege. Sie schienen ganz erstaunt, daß Diejenigen, welche sie als kleine Kinder gekannt, gewachsen seien, seit sie sie nicht mehr gesehen, und woll'en Jedermann so behandeln, wie sie es vor 1789 gethan. —

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Um Cigarren oder andere feuchte Sachen zu trocknen, bringe man in ein Kästchen eine Schicht pulverisirten ungelöschten Kalk, lege darauf einige Stäbchen, auf diese das zu Trocknende und verschließe das Kästchen gut. Der Kalk besitzt sehr große Verwandtschaft zum Wasser und zieht solches aus den Cigarren 2c. in zwei Tagen aus.

Lebensphilosophie.

Zwei der Pforten nur gibt's zum Tempel beglückender Liebe;
Offenherzigkeit heißt die eine, die andre Vertrauen.

Eitel ist aller Ruhm, und schallt er von Munde zu Munde,
Schön ist wahres Verdienst, das auch gepriesen gefällt.

Verschiedenes.

Ein junger Engländer, der sich auf seine vermeintliche Fertigkeit in der deutschen Sprache nicht wenig zu Gute that, declamirte Göthe's „Erlkönig“ vor einem deutschen Zuhörerkreise. Ein homerisches Gelächter erhob sich, als der Vortragende schloß:

„Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in seinen Armen das „achtzehnte“ *) Kind.“

(Supplement zu Gebrüder Grimm's Wörterbuch.) Pickelhaube ist eine Haube, unter die unsere jungen Mädchen am Liebsten kommen. — Platina ist das Einzige, dem in Wirklichkeit das Geld nur Chimäre ist. — Poren sind die Löcherlichkeiten alles Bestehenden. — Porto ist ein Briefbeschwerer. — Pranger ist das Ausstellungsgebäude für unerlaubte Kunst und Industrie. — Sturm ist Luft, die sich die Wind-Hosen angezogen hat. — Triangel ist ein Stück in Musik gesetzter Mathematik. — Tödtung verbotene Beschäftigung. — Torte ist Das, was man Einem nie zum Tort anthun kann. — Tortur: Neue Romane. — Tragödie ist eine Theaterzwiebel. — Trauring ist ein goldener Reif, der reif zur Ehe macht. — Weitläufigkeit bezeichnet den Lauf, welchen die Advocaten ihre Processe nehmen lassen. — Wendeltreppe ist ein großer Korkzieher, der uns den Athem auszieht. — Werber findet man vor zwei verschiedenen Kriegen beschäftigt: nämlich vor dem Feldzuge und vor der Ehe. — Windsbraut ist deßhalb immer so wüthend und tosend, weil es bis jetzt noch keine Windsbräutigams und noch weniger Windsfrauen gibt.

*) Aechzende.

(Bestrafung des Geizes.) Alfons, König von Arragonien, der Großmüthigste seiner Zeit, haßte den Geiz als das größte Laster. Wußte er einen Filz ausfindig zu machen, ließ er ihn zu sich kommen und zwang ihn, einen Hut von gediegenem Gold auf den Kopf zu setzen, zwei schwere Ballen Silber auf die Schulter zu nehmen, und so beladen, mußte er in der brennenden Sonnenhitze eine ganze Stunde im Schloßhofe herumspazieren, wobei der König die Frage an ihn richtete: „Fühlst Du nun, welch' eine schwere Last der Ueberfluß ist?“

Der Professor van Geuns zu Utrecht stand im Rufe, einer der größten practischen Aerzte in Europa zu sein. Er wurde wegen der Krankheit des jungen, nachher mit Tode abgegangenen Sohnes Ludwig Bonoparte's an dessen Hof gerufen, erschien aber als Mennonit ohne Degen, was durchaus gegen die Hof-Etiquette war. Die Hofdienerschaft wollte ihn abweisen; van Geuns erklärte, er sei gerufen. Man bemerkte ihm, daß er ohne Degen nicht vorgelassen werden könne. Der alte Mann entgegnete aber ganz trocken: „Ich komme nicht, um todt zu schlagen, sondern vom Tode zu retten.“

Auflösung des Räthsels in Nro. 23:
Wegweiser.

Verantwortlicher Redacteur: T. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 25. Dienstag, den 26. Februar 1856.

Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen.

(Fortsetzung.)

Als ich in das Haus trat mit meinem Bündel unter dem Arme, sagte er, mich in die Stube ziehend: Ludwig, du bist nun mein Hausgenosse. Ich erwarte von dir Gehorsam, Stillschweigen, Mäßigkeit im Essen und Trinken, Fleiß und Ausdauer. Ich hab' mir die Sache überlegt, du sollst Apotheker werden. Eine schöne Kunst, Ludwig; neun und neunzig Procent, wahrlich, eine schöne Kunst. Alles, was man lernen will, muß man aber bei dem A B C anfangen. Ich habe deßwegen meinen Stößer fortgeschickt, dessen Stelle du einnimmst, wenn die Schule aus ist. Einstweilen trittst du in die lateinische Schule, denn ein Apotheker muß Latein kennen, daß es eine Art hat, weil er das kauderwälsche Latein der Doctoren auf ihren schmalen, sparsamen Zetteln lesen und wissen muß, wie die Medicamente lateinisch heißen. Wenn du ein halbes Jahr Stößer warst, und Abends Dutten, Säckchen von Papier und Pulverbriefchen machen gelernt hast, so avancirst du. Dann machst du Rauchkerzchen, schneidest Kräuter am Schneidemesser, drehest Pillen und wirst im Laboratorium verwendet zum Blasen des Feuers, Filtrirlappenwaschen, Pressen und dergleichen Handgriffen, und so steigst du auf der Stufenleiter der Vollkommenheit bis zum Provisor. Ich denke, du machst dich. — Hast du eine Grammatik?

Nein, sagte ich, und das Weinen war mir näher als das Lachen; denn an dem Apothekerwesen hatte ich keine Lust, wohl aber wäre ich gerne Mechanicus geworden, denn dazu trug ich große Lust und Liebe, konnte auch alles Mögliche posseln. Eiskalt wurde es mir bei der Rede des Herrn Vetters und namentlich fiel mir der Punkt mit der Mäßigkeit centnerschwer auf die Seele.

Er ließ mich in der Stube allein und ich hatte Zeit, meine Lage zu überdenken.

Gleich darauf kam die Zweite im Hause, die alte Haushälterin, die dreinsah wie eine Kreuzspinne. Glaubt ihr, daß sie mich angesehen hätte? Behüte Gott. Sie schlürfte mit ihren Schlappschuhen an mir vorüber, ohne auch nur zu beachten, daß ich dastand; aber sie brummte Etwas in den Bart, was ich nicht verstand.

Nach einer Weile drang ein gellender Pfiff an mein Ohr. Das gilt dir gewiß, dachte ich, blieb aber stehen. Es pfiff noch ein Mal. Ich regte mich nicht. Da kam die Alte an die Thür und sagte knurrend: Hörst du Nichts, Esel? —

Ich eilte die Treppe hinauf und entschuldigte, daß ich nicht gewußt, daß der Pfiff mir gelte.

Wenn ich pfeife, so gilt es immer dir, was du dir merken mußt, sagte er, wies mir ein Dachkämmerchen an und zeigte auf ein Buch, an dem der Rauch eine färbende Kraft und Mäuse und Motten ihr Zerstörungstalent erprobt. Hier ist eine Grammatik, sagte er. Sollte der alte Rector sagen, sie tauge nicht, so sagst du — ich hätte gesagt, sie sei noch recht gut. Alle paar Tage führen sie heutzutage neue Lehrbücher ein. Das kostete ein Heidengeld, und die alten sind noch immer die besten, das wissen wir Gelehrte.

Das war Alles. Er winkte und ich folgte ihm in das Labratorium, wie er einen Winkel nannte, wo allerlei Geräthe standen, auch ein Mörser, dessen Stößer an einer Stange hing, die ihm Schwung gab. Es ist drei Viertel

auf Zwölf, sagte er, du kannst noch die Gallapfel stoßen. Nun wies er mir, wie ich das zu machen habe, und ging.

Ich faßte den Stößel und begann seufzend mein Werk. Das war eine furchtbare Arbeit und in der Viertelstunde bis Zwölf brach ich schier zusammen. Er kam, sah nach und meinte, mit etwas freundlicherem Gesichte: Nun seien sie gut, und wir wollen essen gehen.

Als ich den Tisch ansah, fiel ich schier in Ohnmacht. Da stand ein kleines Kümpchen mit Suppe; auf einer Schüssel lagen so viel Kartoffeln, daß ich hätte meinen gesunden Bubenappetit wecken, aber nicht befriedigen können, und daneben lag auf einem Tellerchen ein Pfannenküchlein, so groß wie eines Mannes Hand, und drei Teller standen auf dem Tische.

Wir setzten uns. Die Speisen wurden alle in drei Theile gemacht, und als ich mein Dritttheilchen verzehrt, standen wir auf. Ach, ich hätte die Welt vor Hunger anfallen mögen!

Mittags mußte ich, weil der Herr Vetter bereits mit dem alten Rector geredet hatte, in die Schule.

Ich habe, um das Leben des ersten Tages zu schildern, nur noch hinzuzufügen, daß ich aus der Schule an den Mörser mußte und Abends wieder so eine Mahlzeit erhielt; dann bis zehn Uhr Dutten klebte und — zu Bett ging. Die Abendmahlzeit war mir noch einfacher und der Herr Vetter machte mir begreiflich, daß Nichts der Gesundheit nachtheiliger sei, als wenn man sich Abends den Magen überlade.

Gott steh' mir bei! Dafür, daß das nicht geschah, war gesorgt! —

Denkt euch meinen Hunger! ich konnte nicht schlafen, aber ich weinte die halbe Nacht, und dann erst schlief ich vor Ermüdung ein. Meine Glieder schmerzten mich ohnehin von der Arbeit an dem Mörser unbeschreiblich.

So ging es denn fort; aber es ist wirklich eine Erfahrung, die ich gemacht habe, daß der Magen zusammenschrumpft. Nach langer Uebung reichte das Fingerhütchen voll Suppe, die drei Gabeln Gemüse und der Brocken Fleisch, so groß wie eine Nuß, hin, mich zu sättigen.

Damit war noch nicht Alles überwunden. Der Griesgram der Haushälterin, das Nörgeln des Vetters, das Stoßen am Mörser, und draußen schien Gottes liebe Sonne, und vor dem Hause spielten meine Cameraden und ich saß wie der Gefangene im Kerker!

Ach, wie oft sind meine heißen Thränen in den großen Mörser gefallen; wie manche Nacht hab' ich durchweint! Wie war Alles so anders! Kein gutes, liebes Wort; keine gemüthliche Unterredung, kein freundlich Angesicht — und wenn ich das Unglück hatte, Etwas zu zerbrechen, das Schimpfen, das Vorwerfen, daß ich das Gnadenbrod esse; daß ich überall überflüssig, nur ein Stein des Anstoßes sei, und vollends die Apothekerei, die mir ein bitterer Tod war. — Ach, meine Jugend, meine frohe, glückliche Jugend! Mutter, Mutter! rief ich oft halb verzweifelt aus, wenn du wüßtest, wie es deinem armen Kinde geht, du betetest zu Gott um seine Erlösung durch den Tod!

Singen und Pfeifen war vorüber, denn alle jugendliche Heiterkeit starb hin. Ich wußte ja nicht mehr, was Frohsein hieß. Meine Wangen waren bleich; mein Auge trüb und traurig, meine Haltung gebückt. Die Leute sahen mich mitleidig an, wo ich vorüber ging.

Und nun noch das Latein dazu und der grämliche alte Schulfuchs von Rector! Ich wäre damals gerne gestorben. — Mein Leben war ja eine Kette von Herzeleid.

Wenn man dem Alten auch nur das Geringste recht gemacht hätte! Allein über Alles knotterte er; Alles war falsch. Wenn ich mich auch noch so sehr anstrengte, wenn ich auch jedes seiner Worte pünktlich erfüllte, es half doch nicht. Zu Hause hatte ich leider vor Arbeit keine Zeit zum Lernen. Kam ich dann in die Schule, so ging ein neues Leid an. Zeit zum Lernen bekam ich nicht, und sollte doch lernen. Am Mörser hatte ich das alte Buch in der Hand und plagte mich damit herum. Wußte ich dann Morgens Nichts, so ging erst das Wetter los! So kam ich aus der Traufe in den Regen, und aus dem Regen in die Traufe, und so ging's drei Viertel Jahre fort, da kam ein Tag herben Unglücks über mich.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode der Kaiserin Josephine besuchte der Graf v. Artois Malmaison, welches vor der Revolution kaum existirt und das Josephinens Liebe und Sinn für Kunst geschaffen hatte. In Malmaison hatte die Kaiserin, welche eine große Vorliebe für die Botanik hegte, prächtige Gewächshäuser angelegt, in denen die Pflanzen der ganzen Erde vereinigt waren, denn alle Fürsten Europa's hatten sich, den Geschmack der Kaiserin kennend, in den Tagen ihrer Größe beeifert, ihr durch Uebersendung seltener und neuer Pflanzen und Blumen einen angenehmen Moment zu bereiten. Der Prinzregent von England sogar ließ ihr einige seltene indische Pflanzen zukommen, und so waren die Treibhäuser von Malmaison die reichsten und vollständigsten in ganz Europa, ein wahrer Schatz für die Botanik geworden. — Der Graf v. Artois, wie gesagt, war nach Malmaison gekommen, um diesen berühmten Aufenthaltsort Josephinens in Augenschein zu nehmen, und als ihm die großartigen Treibhäuser mit ihren herrlichen Gewächsen gezeigt wurden, rief er, gleichsam als erkenne er seine alten Blumen von 1789 wieder: „Ah, da sind unsere Pflanzen von Trianon!“

Und wie die Bourbonen, ihre Herren und Gebieter, waren auch die Emigrirten mit denselben Ideen, mit welchen sie aus Frankreich entflohen, wieder dahin zurückgekehrt. Sie wollten mit all ihren Gewohnheiten, Sitten und Ansprüchen wieder an das Jahr 1789 anknüpfen; sie waren von ihrem eigenen Verdienst so eingenommen, daß sie das der Andern gar nicht bemerkten, und ihr größtes Verdienst bestand darin, daß sie emigrirt waren! Für dieses Verdienst wollten sie jetzt belohnt werden. Jeder dieser von Coblenz heimgekehrten Emigrirten verlangte Stellen und Pensionen und fand es unbegreiflich, daß man sie Denen, welche im Besitz derselben waren, nicht sofort wieder abnahm. Es war ein unaufhörliches Intriguiren, Kabaliren und Medisiren und gemeinhin gelang es dem alten Frankreich, wie in den Hofehren, so auch in den Aemtern und Pensionen das neue Frankreich zu verdrängen. Alle höheren Stellen in der Armee wurden mit den Marquis, Herzögen und Grafen des alten Frankreichs besetzt, welche in Coblenz Tapisserie gewoben und Seidenfäden gesponnen hatten, während die Söhne des neuen Frankreichs sich auf den Schlachtfeldern schlugen, und sie wollten die Soldaten der Republik und des Kaiserreichs das Commando von 1789 wieder lehren.

Ebenso führte man am Hof die alte Etikette wieder ein, und in der Gesinnung dieser alten Cavaliere des vergangenen Jahrhunderts herrschte noch dieselbe Leichtfertigkeit, welche man in den „Petits Maisons“ einst gutgeheißen hatte. Sie verachteten das junge Frankreich um seiner strengeren Sitten willen und blickten mit Achselzucken auf diese jungen Männer hin, welche vielleicht nicht mehr als Eine Maitresse hatten und denen die Frau ihres Freundes so heilig war, daß sie derselben nie mit einem unehrerbietigen Gedanken zu nahen wagten. Diesen gegenüber unterhielten sich die Herren des legitimen Frankreichs gern von der Vergangenheit. Inmitten dieser vielen neuen Dinge, welche sie umgaben und die sie nicht alle hinwegzuläugnen vermochten, war es ihre süßeste Erquickung, sich in die Erinnerung an das alte Regime zu versetzen, und wenn sie von dieser Zeit sprachen, vergaßen sie ihres Alters und waren wieder die Roués des „Oeil de Boeuf.“

Als sich einst im Vorsaal König Ludwigs der Marquis v. Chimene und der Herzog v. Lauraquais, diese beiden alten Heroen der frivolen Zeit, von irgend einer früheren Begebenheit unterhielten, sagte der Herzog v. Lauraquais zur näheren Bezeichnung der Zeit, von welcher sie sprachen, zum Marquis: „Es war in eben dem Jahr, in welchem ich meine Liaison mit Deiner Frau hatte.“

„Ah“, erwiederte der Marquis v. Chimene mit vollkommener Ruhe, „das war im Jahr 1766.“

Beide Herren dachten nicht im Mindesten daran, in dieser Anknüpfung ihrer Erinnerungen etwas Auffälliges zu finden. Jene „Liaison“ hatte zu den natürlichsten Dingen der Welt gehört und es wäre von dem Herzog ebenso lächerlich gewesen, sie zu verläugnen, als von dem Marquis, sich über ihre Existenz zu ereifern.

Der Klügste und Aufgeklärteste indessen von allen diesen Herren des alten Frankreichs war der Herr dieser Herren, war König Ludwig

selbst. Er durchschaute sehr wohl die Fehler Derer, die ihn umgaben, und setzte sehr wenig Vertrauen in die Leute des alten Hofes. Aber er vermochte sich doch nicht ihrem Einfluß zu entziehen, und nachdem er gegen den Willen und die Ansicht der ganzen königlichen Familie, des ganzen Hofes und der Minister seinem Volke die Charte gegeben und sie trotz des Widerstrebens von »Monseigneur« und des Prinzen v. Condé beschworen hatte, zog sich Ludwig in das Innere der Tuilerien zurück und überließ es seinem Minister Blacas, sich mit den Details der Regierung zu befassen, von denen er nur die großen seiner Aufmerksamkeit würdig erachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Nichts wie die Schmeichelei ist so gefährlich dir;
Du weißt es, daß sie lügt, und dennoch glaubst du ihr.

Mächtig erhebt sich der Schmerz, ein ungeheuerer Riese.
Kämpfe muthig, er wird bald dir zum winzigen Zwerg.

Verschiedenes.

Es war Napoleon jederzeit sehr unangenehm, wenn Frauen sich in ernsthafte politische Gespräche einließen. Als daher einst die Schriftstellerin Frau von Genlis sich gegen Napoleon in ein lebhaftes Gespräch über seine Kriege einließ, sah sie der Kaiser lange mit spöttischer Miene an und unterbrach sie endlich mitten im Fluß ihrer Rede mit der Frage: »Stillen Sie Ihre Kinder selbst?«

Ein Hagestolz wurde gefragt, warum er nicht heirathe. Er antwortete: »Das Heirathen ist allgemein, in der Ehe zankt man sich ungemein, wird sogar handgemein, die Getrauten haben Alles gemein. Sie sehen daher, daß in der Ehe eine Menge Gemeinheiten vorkommen, und ich bin ein Feind aller Gemeinheiten.«

Bertier, ein französischer Geistlicher, wollte entdeckt haben, daß die Körper, je höher sie steigen, immer schwerer würden. Achard widerlegte ihn; als davon die Rede war, machte Bretschneider nachfolgendes Epigramm aus dem Stegreife:

Daß alle Körper schwerer werden,
Je höher man sie von der Erden
Erhebt, — das Ding verlohnt der Müh'.
Wahrhaftig, ich probir' es morgen!
Parterre will ich Ducaten borgen
Und auf dem Thurm verwechsel' ich sie.

Die meisten Krankheiten entstehen aus Mangel an Bewegung, aus Anstrengung der Lunge, aus Ueberladung des Magens. Ein altes Sprichwort gibt folgende Heilregel, welche ein hohes Alter verspricht, wenn sie genau befolgt wird:

Drei Dinge sind gesund:
Wenig esse dein Mund,
Uebe dich alle Stund,
Lauf nicht wie ein Hund.

In einer kleinen Stadt war der Bürgermeister gestorben, der gerade nicht bei der Bürgerschaft beliebt war. Als die Bürger ihn zu Grabe tragen sollten, weigerten sich dieselben Mann für Mann. Es half aber Nichts, denn sie erhielten den Bescheid: daß die Bürgerschaft stets gemeine Lasten tragen müsse.

Dreisilbige Charade.

1. Silbe.

Ich werde gesucht mit Müh' und Noth,
Doch oft ereilet den Sucher der Tod.

2 und 3. Silbe.

Wer die letzten muß entbehren,
Beweinet sie oft mit bitt'ren Zähren.

Das Ganze.

Durch geübte Künstlershand
Manch schönes Werk aus mir entstand.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 26. Donnerstag, den 28. Februar **1856.**

Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen.

(Fortsetzung.)

Ich sollte, als ich aus der Schule kam, im Laboratorium aufräumen und abstäuben. Da standen allerlei Gläser und derlei zerbrechliche Dinge. Um oben über dem Rauchfang zu räumen, mußte ich ein Leiterchen anstellen.

Gott allein weiß, ob ich es unsicher gestellt, oder wie es kam, als ich einen schweren Topf in die Höhe hob, fing das Leiterchen unter mir zu wackeln an, ich verlor das Gleichgewicht, wollte mich erhaschen, aber der schwere Topf flog hinab in das Gläserwerk, und es klingelte überall, und die Scherben flogen rechts und links hin. Durch das Wanken mit der Leiter und den Versuch, mich an ihr zu halten, fuhr sie von der Wand zurück und prallte dann wider das Fenster, daß klirrend die Scheiben auf die Gasse flogen. Jetzt hatte ich den Kopf verloren, wollte herabspringen und stürzte noch vollends zur Erde, daß mir Hören und Sehen verging.

Grade als mein Vetter an die Stätte des Elends kam, trat der alte Rector herein und folgte dem Zuge des Vetters und der Haushälterin zu mir.

Nein, es reicht nicht aus, wenn ich Bogen beschreibe, euch die Reihe der Schimpfnamen aufzuzählen, die es auf mich regnete, und nun begann noch der Rector: Ja, Herr Gumpel, der Junge ist ein vernagelter Esel. Er kriegt Nichts in den Kopf. Ich rath' Euch, laßt ihn Schuhmacher werden. Zum Pechvogel taugt er noch etwa. Zudem habt Ihr da die vermaledeite alte Scharteke von Buch, das Nichts werth ist, da wird man vollends toll! Das fehlte noch! Die Wuth meines Vetters war beispiellos. Seine Augen waren roth, seine Lippen blau. Er zitterte und hatte Schaum vor dem Munde, gleich einem Rasenden. Mit einer Stärke, die ich nie dem langen Bohnenpfahl zugetraut, faßte er mich am Krips, hob mich aus den Trümmern heraus und faßte dann meinen Zopf mit der Rechten und zog mir mit der Linken eine Ohrfeige, so aus dem untersten Salze, daß es mir noch am andern Tage in den Ohren singelte. Zugleich schleuderte er mich in den Gang hinein, daß ich bis vor die Theke der Apotheke fuhr.

Hier raffte ich mich auf, denn die alte Haushälterin fuhr mit ihren Geierkrallen auf mich zu, und eilte zur Hausthüre hinaus, aus welcher mir eiligen Schrittes der Rector folgte; denn der mußte auch übel weggekommen sein. Ich rannte die Straße hinab und zum Thore hinaus. Im Kopfe brummte und singelte es noch immer fort, und wo die langen Finger des Apothekers sich aufgelegt hatten, da brannte es wie glühendes Feuer.

Jetzt stand es fest in meiner Seele, in dieses Haus brachte mich keine Macht der Erde mehr zurück; denn mein Abscheu vor dem Geschäfte war eben so gründlich, als der vor dem Vetter und der alten Haushälterin. Fort! fort! klang's in meiner Seele, in die Welt. Verhungern wirst du ja nicht, denn hungern hast du meisterlich gelernt. Aber wohin? das galt mir für's Erste gleich. Mein Köpfchen machte sich geltend. Ich erschien mir ja doch als völlig unschuldig, und eine solche Ohrfeige! Nein, das war doch nicht erlaubt. Mitleid hätte der Geizhals mit mir haben sollen, dachte ich, nicht aber mich prügeln!

Ich rannte ohne Mütze, in meinem verwachsenen Röcklein geradezu auf der Landstraße

fort, bis ich vor Ermüdung fast zusammenbrach. Die Sonne schien glühend heiß auf die schattenlose Landstraße. Ich fühlte es, sollte ich nicht hinsinken, so mußte ich Ruhe suchen.

Nicht weit ab von der Landstraße sah ich ein Kornfeld. Es stand eben in der Blüthe. Dahinein kroch ich, legte mich krumm wie ein Igel und schlief bald ein.

Der Abend war nahe, als ich erwachte. Alles war still; aber in der Ferne sah ich zwei Polizeisoldaten daher kommen, die zur Stadt zurückkehrten. Ihr Gespräch, das ich verstehen konnte, machte mich schier schwindelig.

Wo nur der Tagdieb hin sein mag? sagte der Eine. Niemand will ihn gesehen haben, und doch ist er zum Thore hinaus.

Weißt du was? sprach der Andere; ich denke, er kommt schon von selber wieder; denn wie wie will der Bub durchkommen? Ohne Paß ist er; fast ohne gehörige Kleidung, und versteht Nichts! —

Wieder? Mein Lebtag nicht! Der arme Bub hat ausgestanden, das weiß kein Mensch! Aber der Gumpel sieht es als eine Ehrensache an, ihn wieder zu bekommen, und er bewegt Alles, um es zu erreichen, sagte der Andere, und auf dem Schub werden sie ihn bringen.

Ich wünsche dem armen Schelm glückliche Reise! sprach der Erstere — und damit waren sie vorüber, und ich verstand ihre Rede nicht mehr.

Jetzt lag ich da, einen Hunger fühlend, wie ich ihn lange nicht gefühlt, und nun nicht wissend, wo ich ihn befriedigen sollte; rathlos, hilflos! — Da ist die Reue über mich gekommen, und ich dachte, fortlaufen geht nicht; aber zurück in dies unselige Haus? Großer Gott, lieber wollt' ich ja sterben! Ich kniete nieder und betete um Erleuchtung, und es war mir, als käme der Gedanke von Oben, der sich jetzt in meiner Seele einstellte. Geh' zum Pfarrer, dem braven, alten Manne, der dich in der Religion unterrichtet, klag' ihm deine Noth. Bitte ihn um Gotteswillen, daß er dir helfe. Er hat dich ja so oft mitleidig angesehen. Er wird dich nicht verlassen. Je mehr ich den Gedanken in meiner Seele bewegte, desto fester wurde er. Die Noth hatte mein Köpfchen schon halb gebrochen. Allmälich kam die Dämmerung, und als endlich die Nacht sich über die Gegend gelegt hatte, schlich ich durch das Thor in die Stadt, bog rechts in die erste Straße und stand vor der Thüre des Pfarrers.

Ich zog die Klingel und wurde gleich zu dem Pfarrer geführt, dessen Sohn, etwa meines Alters, mein Spielcamerad gewesen, als ich noch frei war.

Der alte Mann sah mich strafend an und fragte: Was treibst du, Kind? Wo kommst du her? —

Da stürzten mir die Thränen aus den Augen und ich erzählte von A bis Tz Alles, was ich erfahren, erlebt, erduldet, und flehte dann um der Barmherzigkeit Gottes willen, er solle mir doch helfen, daß ich aus dem Hause käme;; Apotheker könne und wolle ich nicht werden ich fühle vielmehr ein recht lebhaftes Verlangen, Mechanikus oder der Art ein Geschäft zu lernen, auch zum Kaufmanne glaube ich Lust zu tragen, wenn's nicht anders wäre, nur Apotheker könne ich nicht werden.

Der Pfarrer hörte mich mitleidig an.

Kind, sagte er nach einer Weile der ruhigen Erwägung, zu deinem Vetter mußt du zurück; es kann nichts helfen.

Ach Gott, rief ich, lieber will ich sterben! Denn wie werden sie mir's erst machen, wenn sie mich wieder in die Kluppen kriegen! Sie haben mich vorher schon halb verhungern lassen, wie wird's erst jetzt werden!

Hast du jetzt Hunger? fragte ordentlich erschreckend der alte Mann.

Ach, erwiederte ich, seit dem kargen Frühstück ist Nichts über mein Herz gekommen!

Er rief seiner Frau, auch einer barmherzigen Samariterin, nahm seinen Hut und sagte: Bleib' 'mal hier und iß dich satt, ich will sehen, was ich thun kann.

Er ging und ich erhielt bald von der guten Frau eine solche Menge Essen, daß es für des Vetters Tisch für volle acht Tage ausgereicht hätte, Notabene, für uns alle Drei.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

2.

Ludwig XVIII. war auch im Innern seines Palastes der Aufgeklärteste und Vorurtheilsloseste des alten Frankreichs; er sah manche Dinge mit offneren Augen, Dinge, vor denen seine Rathgeber absichtlich die Augen verschlossen, und er bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Großen Bonaparte's, welche der König als Inventarium seiner Erbschaft mit übernommen, nicht so lächerlich, ungeschickt und tölpelhaft seien, als man sie ihm geschildert hatte.

„Man hatte mir da draußen vorgeschwindelt“, sagte Ludwig, „diese Feldherren Bonaparte's seien lauter Bauern und Grobiane, aber das ist eine Unwahrheit. Der Mann hat sie vortrefflich geschult. Sie sind höflich und ebenso schlau, als die Agenten des alten Hofes. Wir müssen ihnen gegenüber sehr vorsichtig sein.“

Diese Art Anerkennung der Vergangenheit, welche dem König zuweilen entschlüpfte, war für die Herren des alten Frankreichs ein Gegenstand bitterer Sorge und tiefen Unwillens, den sie sich nicht immer bemühten, ihrem Souverän zu verbergen.

Ludwig fühlte das, und um seinen eifersüchtigen alten Hof zu versöhnen, sah er sich oft wider Willen genöthigt, die „Emporkömmlinge“, welche sich in ihre Mitte gedrängt, zu demüthigen und zurückzusetzen.

Stete Verstimmungen, Zänkereien und Intriguen im Innern der Tuilerien waren die Folge davon, und oft inmitten des Glanzes, der ihn umgab, war Ludwig verstimmt, unwillig und verzagt, und in solcher Stimmung sagte er einst zu seiner Vertrauten: „Ich bin zornig gegen mich und die Andern; eine unsichtbare und geheimnißvolle Gewalt arbeitet immer meinem Willen entgegen, vernichtet meine Pläne, paralysirt meine Autorität.“

„Und doch sind Sie der König, Sire!“ erhielt er zur Antwort.

„Ohne Zweifel, ich bin der König“, versetzte Ludwig, „aber bin ich auch der Herr? — Der König ist Der, welcher sein Leben hindurch die Gesandten zu empfangen, langweilige Audienzen zu geben, tödtende Reden anzuhören hat, der in Ceremonie nach Notre-Dame geht, alle Jahr ein Mal öffentlich dinirt und den man, wenn er todt ist, pomphaft in St. Denis begräbt. Der Herr ist Der, welcher gebietet und sich Gehorsam zu verschaffen versteht, der die Intriguen vernichten und den alten Frauen wie den Priestern Stillschweigen auferlegen kann. Bonaparte war zugleich der König und der Herr! Seine Minister waren seine Commis, die Könige, seine Brüder, weiter Nichts als seine Intendanten und seine Hofleute wenig mehr als seine Diener. Seine Minister machten seinem Senat in der Servilität den Rang streitig und sein Corps legislatif suchte den Senat und die Kirche noch darin zu überbieten. Er war in der That ein außerordentlicher und auch ein beneidenswerther Mann, denn er hatte nicht blos ergebene Diener, treue Freunde, sondern auch eine gefällige Kirche.“

König Ludwig, der ewigen Zwistigkeiten und Intriguen müde, schloß sich, wie gesagt, mehr und mehr in das Innere seines Palastes ab und ließ Herrn v. Blacas regieren, der freilich, trotz seines Hochmuths und seiner Eigenliebe, wenig vom Regieren verstand.

Der König zog es vor, mit seinen Freunden geistreich zu plaudern, ihnen Stellen aus seinen Memoiren vorzulesen, seine Verse von ihnen bewundern zu lassen und durch seine geistvollen, nicht immer unzweideutigen Anecdoten ihr Entzücken zu erregen, als mit seinen Ministern langweilige Streitigkeiten und nutzlose Dispute zu haben. Er hatte seinem Volke die Charte gegeben und nach derselben konnten seine Minister jetzt regieren.

„Man will Freiheit“, sagte der König, „nun, ich gebe deren genug, um gegen Despotismus zu schützen, und nicht so viel, um in Zügellosigkeit zu verfallen. Ehedem hätten mich die Steuern, durch meinen einfachen Willen festgesetzt, verhaßt gemacht, jetzt ist es Frankreich selbst, das sich besteuert. Ich kann gar nichts Anderes mehr als nur Gutes thun und Gnade üben, denn was das Böse betrifft, so fällt dessen Verantwortlichkeit ganz auf die Minister.“

Während seine Minister also nach der Charte regierten und „Böses“ thaten, beschäftigte sich der König, der „nur noch Gutes“ zu thun

hatte, damit, die schweren und gewichtigen Fragen der Etikette wieder herzustellen.

Eines der wichtigsten Kapitel dieser Etikette war die Frage der Mode, welche man jetzt am Hofe einführen wollte; denn unmöglich konnte man daran denken, die Mode des Kaiserreichs zu adoptiren und dadurch am Hofe anzuerkennen, daß wirklich eine Veränderung seit 1789 eingetreten sei. Man wollte nicht blos in der Politik, sondern auch in der Mode eine Contre-Revolution durchführen und diese wichtige Angelegenheit beschäftigte vor der ersten großen Cour, welche der König in den Tuilerien stattfinden lassen wollte, Wochen lang die Großwürdenträger des Hofes. Da sie aber mit ihrer Weisheit nicht zu Stande kommen konnten, hielt der König endlich mit seinen vertrautesten Freunden und Freundinnen eine Geheimrathssitzung über diesen Gegenstand, der leider durch die „Charte“ nicht entschieden worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Ein schamloses Gesicht ist eine erlöschende Lampe.
Ein schamloses Gesicht ist ein entrindeter Baum.

Der Freund, den dir dein Reichthum gibt,
Der ihn, nicht deinen Umgang liebt,
Ist, weil er es nicht redlich meint,
Ein Schmeichler, und kein wahrer Freund.

Viel plaudern kann man fast gar selten ohne Lügen,
Zum Mindsten ist doch was von Eitelkeit dabei;
Es ist der Wahrheit Art, daß sie nicht schwätzig sei,
Und jenes das besteht aus Fabeln, Traum und Trügen.

Verschiedenes.

Lessing, der einst im Wirthshause auf seinem Zimmer schrieb, erinnerte sich, daß er einige Besuche in der umliegenden Gegend versprochen habe; er bezahlte daher seine Zeche und ging. Ein anderer Gast nahm gleich nach seinem Weggehen sein Zimmer in Besitz. Lessing war kaum eine halbe Stunde entfernt, so fand er die Rückkehr, zu Ergänzung eines Manuscripts, nothwendig. Er ging ohne Umstände auf sein Zimmer los, das der neue Gast auf einen Augenblick verlassen hatte, und setzte sich, seine Arbeit zu vollenden. Während er emsig schrieb, trat der Fremde erstaunt in's Zimmer und fragte, was er hier mache, worauf keine Antwort erfolgte, weil Lessing viel zu sehr im Geschäfte war. Der Fremde trat näher, sah ihm über die Schultern und fragte barsch: „Wer sind Sie?“ — Ohne aufzublicken, erwiederte Lessing: „Ich bin der Evangelist Lucas“, dem bekanntlich ein Ochsenkopf über die Schultern sah.

In N. ließ der Gatte einer Sängerin dieser einen Lorbeerkranz durch seinen Stiefelputzer auf die Bühne werfen. Der Mensch wurde von der Polizei verhaftet, weil sein Unternehmen Unruhe erzeugte, indem man ihn zu prügeln anfing. Einige Tage darauf erschien in einem Blatte parodirt der Abschied der Sängerin, worin sie sich auch dem Stiefelputzer mit den Worten empfahl: „Mir gabst Du Glanz, Dir blieben die Wichse.“

Bei Gelegenheit des Freitheaters, welches in Folge einer feierlichen Vermählung statthatte, war auch ein Mensch im Opernhause, der früher nie ein Theater gesehen hatte. Er saß ruhig und horchte aufmerksam zu, als aber endlich ein Duett gesungen wurde, sagte er zu seinem Nachbar: „Nun, da haben wir's, weil heute Nichts bezahlt wird, so geben sie sich dort oben gar keine Mühe. Jetzt singen gar Zwei auf ein Mal, damit sie nur geschwinde fertig werden.“

„Wäre ich doch ein Kupferstich an der Wand“, äußerte ein Trinker. Um die Ursache dieses Wunsches befragt, erwiederte er: „Weil der immer ein Glas vor sich hat.“

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 25:
Perlmutter.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 27. Samstag, den 1. März **1856.**

Mutterfreud — Mutterleid.

Es gibt kein lieblicher Gedicht,
Als das von Mutterliebe spricht,
Als das da singt, wie selig lind
Die Mutter herzt ihr lächelnd Kind.
Es gibt kein lieblicher Gedicht,
Als das da sagt, wie hell das Licht
Der ew'gen Lieb' am Firmament
In einer Mutterseele brennt.

Es gibt kein ärmer Menschenherz,
Als das da weint in Mutterschmerz,
Als das ein liebes Kind beklagt,
Dem Gott das rechte Glück versagt.
Es gibt kein reicher Menschenherz,
Als das in mütterlichem Scherz
Den Säugling auf den Armen wiegt
Und so in aller Wonne liegt.

O Mutterweh, o Mutterleid!
Das Meer ist tief, die Welt ist weit:
So groß und tief als Welt und See,
So unermeßlich ist dein Weh;
Doch auch so weit der Himmel blaut,
So weit der Herr die Welt gebaut,
So unermeßlich ist die Lust
In einer einz'gen Mutterbrust.

Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen.

(Fortsetzung.)

Was aber seit diesem Morgen in der Stadt vorgegangen war, konnte ich nicht wissen. Es stand aber so: Der Lärm im Hause hatte die Nachbarschaft aufständig gemacht. Herr Gumpel war bei aller Welt verhaßt, und seine Beißzange von Haushälterin noch mehr, denn die gab nie einem Armen Etwas, jagte sie vielmehr von der Thüre, wie ein böser Hund. Sie lieh keinem Nachbar ein Geräthe, und, da sie schimpfen konnte wie ein Rohrspatz, so haßten sie die Leute alle. Vor dem Hause standen Haufen Volks. War nun schon früher, ohne daß ich es ahnte, das allgemeine Mitleid groß mit mir, so bildeten jetzt alle Leute meine Partei.

Er hat ihn zu Tode hungern lassen wollen, der Geizhals, und die Kreuzspinne hat ihm alles Blut ausgesaugt! riefen sie laut.

Der arme Bub ist in den Rhein gelaufen! riefen Andere, und daran ist er Schuld!

Gibt's denn keine Gerechtigkeit mehr, die sich der Waisen annimmt? fragten Dritte.

Man sollte ihm die Fenster einwerfen! sprach ein Erzlagdieb, den der Apotheker wegen der Apothekerrechnung verklagt hatte.

Das fand Anklang, und Klirr! Klirr! ging's mit Steinen in die Fenster, daß keine Scheibe ganz blieb am Hause.

Gumpel kam wüthend heraus, aber es trat ein Sackträger zu ihm und sagte: Das ist für das Hungerleiden des armen Kindes. Muckt Euch nur, dürrer Bratspieß, so wird Euch das gelbe Fell gegerbt.

Gleich darauf erschien der Bürgermeister und Friedensrichter; aber das Volk wich nicht.

Was gibt's? rief zornig der Bürgermeister. Geht nach Hause.

Ich werde die Sache untersuchen! sprach der Friedensrichter.

Er hat ein Waisenkind verhungern lassen! schrie aus dem Haufen eine Stimme. Ist das Aufsicht und Sorgfalt? Und nun hat er ihn zerschlagen, daß der arme Bub wahrscheinlich in den Rhein gelaufen ist! —

Das machte doch die beiden Herrn betroffen. Sie traten in das Haus.

Da lag zitternd und weinend der Apotheker in seinem Sessel. Der Rector wurde beschieden, die Nachbarn verhört; alle zeugten gegen Gumpel.

Der Richter entschied, wenn der arme Bub bis morgen nicht gefunden sei, werde er den Apotheker sofort verhaften lassen.

Die Protocolle wurden geschlossen, die Rädelsführer der Fenstereinwerfer festgesetzt; aber der Grimm in der Stadt gegen Gumpel hatte kein Maß.

Er war selber ganz vernichtet und sagte sich selbst, er habe mir Unrecht angethan. In dieser Stimmung fand ihn der Pfarrer, der ihn von innen heraus bearbeitete, während die Andern von außen hinein gearbeitet hatten. Der Pfarrer erkannte, daß das Eisen warm sei, und schmiedete es. Er erreichte endlich, daß er mir Kleidung und Schuhe stellen wolle, wenn ich bei einem Kaufmann umsonst in die Lehre komme.

Frische Eier, gute Eier! dachte der Pfarrer und ging sogleich zu einem guten Bekannten, der Kaufmann war, redete dem zu, daß er mich nehme und ich für das Lehrgeld stehen solle. Er nahm den Kaufmann mit, auf daß der Contract geschlossen würde, so lange Gumpel mürbe sei, und das gelang ihm herrlich. Er versprach, mich für's Erste ordentlich zu kleiden und dann mich auch ebenso zu unterhalten. Der Kaufmann kannte seine Leute und machte im Contracte sogar Alles namhaft und Gumpel unterschrieb mit thränenden Augen und blutendem Herzen.

Ach, wär' er nur erst wieder da! seufzte er. Wenn der Strick in den Rhein gelaufen wäre? —

Ach was, sagte der Pfarrer, ich bring' ihn schon wieder. Schickt nur den Schneider und Schuster morgen früh in mein Haus!

Das thue ich, sagte der Kaufmann; ich bringe hernach Alles zur Rechnung.

Dazu schwieg Gumpel, und sie entfernten sich. Gumpel ließ in der Nacht die Fensterscheiben alle machen und verzichtete auf Schadenersatz. Die Tagediebe wurden aber bestraft.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Der Groß-Ceremonienmeister Marquis de Bregé erklärte dem König, daß es durchaus unziemlich erscheine, die Moden des Kaiserreichs auf den Hof des legitimen Königs von Frankreich zu übertragen.

„Wir werden also wieder Puder, Reifröcke und Falbles haben?“ fragte der König.

Herr v. Bregé erwiederte ganz ernsthaft, er denke Tag und Nacht über diesen Gegenstand nach, habe aber noch immer keine würdige Entscheidung finden können.

„Sire“, sagte der Herzog v. Chartres lächelnd, „ich fordere die kurzen Beinkleider, die Schnallen und den Zopf.“

„Aber ich“, rief der Prinz v. Poix, welcher während des Kaiserreichs in Frankreich geblieben war, „ich fordere Schadenersatz, wenn man uns nöthigt, zu den alten Moden und Kleidern zurückzukehren, bevor die neuen nicht verbraucht sind. Und was die Damen anbetrifft, so schlage ich vor, daß, wenn der Herr Ober-Ceremonienmeister sie wieder mit einem Wall von Reifen umgeben will, er doch so höflich sein wird, diese nicht mehr als „Vertugardin“ zu fordern!“ — (Vertugardin, d. i. Tugendwächter, hieß eine Art Wulst, welche die Damen um den Leib trugen und welche unter Ludwig XIV. von der Montespan, die damit ihre Schwangerschaft verbergen wollte, erfunden ward. Man sieht, das legitime Frankreich war in allen Dingen das Gegenspiel der Revolutionszeit. Unter dem Consulat war es Mode, diesen Zustand zu zeigen, selbst wenn man sich nicht in demselben befand, und die Damen des legitimen Frankreichs trugen die s. g. Vertugardin, wenn sie sich in gedachtem Zustand befanden.)

Der Ober-Ceremonienmeister beantwortete diesen Spott nur mit einem tiefen und schmerzvollen Seufzer und der König entschied endlich die große Frage dahin, daß es Jedermann überlassen bleiben sollte, sich seinem Geschmack und seinen Neigungen gemäß nach der alten oder nach der neuen Mode zu kleiden.

Herr v. Bregé mußte sich der königlichen Entscheidung fügen, aber indem er es that, sagte er tieftraurig: „Ew. Majestät geruhen zu lächeln, aber das Kleid macht die Hälfte des Menschen aus; die Gleichheit im Anzug

verwirrt die Rangordnung und führt auf geradem Wege zu einem agrarischen Gesetz.«

»Ja, Marquis«, rief der König lachend, »Sie denken wie Figaro: Mancher spottet eines Richters im kurzen Rock, der vor einem Procurator im langen Gewande zittert!«

Wenn König Ludwig auch die Contre-Revolution der Moden zurückgewiesen hatte, so entschädigte er den Ober-Ceremonienmeister de Bregé dadurch, daß er ihm gestattete, die ganze Etikette des alten Frankreichs wieder einzuführen. Der König durfte demgemäß nie anders als unter Beihilfe seiner »Kammern« sich Morgens von seinem Lager erheben, und er that das nicht eher, als bis die Thür sich allen Denen, welche »großen Eintritt« hatten, d. h. den Beamten des Hauses, den Standespersonen, den Marschällen von Frankreich, einigen bevorzugten Damen, ferner dem Cravatier, dem Pantoffelträger, dem ordentlichen ausübenden Barbier u. s. w. geöffnet hatte. Im Beisein aller dieser Bevorzugten ward der König angekleidet, die Etikette erlaubte ihm nur, sich selber das Halstuch zu knüpfen.

Auch die Mode des alten Frankreichs, die Mode des öffentlichen Dinirens der königlichen Familie ward wieder eingeführt und der Ober-Ceremonienmeister hatte nicht allein Wochen lang zu diesem wichtigen Tage seine Vorkehrungen zu treffen, sondern auch der König hatte sich damit zu beschäftigen und mußte zu dieser großen Ceremonie erst die nöthigen »Speisebeamten«, d. h. den Weinkoster, den Becherbeamten, die Oberküchenmeister und den Großthürwärter ernennen. — Bei dieser ersten öffentlichen großen Tafel stand auch das berühmte, an der königlichen Tafel ganz unentbehrliche »Schiff« wieder vor dem Platz des Königs. In dem großen Schiffbruch der Monarchie 1792 war auch das alte Schiff der Königstafel, ein uraltes Geschenk der Stadt Paris, verloren gegangen und der Ober-Ceremonienmeister hatte erst ein neues beim Hofjuwelier anfertigen lassen. Dieses Schiff war eine Arbeit in vergoldetem Silber, in Form eines seiner Masten und seines Takelwerkes baaren Schiffes und in demselben wurden zwischen zwei goldenen Platten die Servietten des Königs, welche man zuvor mit wohlriechendem Wasser besprengt hatte, aufbewahrt. Der alten Etikette zufolge durfte Niemand, selbst nicht die Prinzen und Prinzessinnen, an dem Schiff vorübergehen, ohne sich tief zu verneigen, wie man das auch beim Vorübergehen am Bette des Königs thun mußte.

Noch eine andere Mode des alten Frankreichs stellte der König wieder her, die Mode der »königlichen Freundinnen.« König Ludwig sowohl, wie sein Bruder, der Graf v. Artois, hatte seine Freundinnen, unter denen die schöne und geistreiche Gräfin du Cayla die erste Stelle einnahm. Sie hatte das Amt, den König zu amüsiren und die finstern Wolken zu zerstreuen, welche sich nur zu oft auf der Stirn Ludwigs zeigten, den Gicht, Schwäche und übertriebene Corpulenz an seinen Lehnstuhl fesselten. Sie erzählte ihm die »Chronique scandaleuse« des Kaiserhofes, sie erinnerte ihn an seine alten Jugendgeschichten, die der König mit so viel Witz und Geist zu erzählen wußte und die er so gern erzählte, sie mußte die Briefe des »schwarzen Cabinets«, die das Briefbüreau dem König »aus amtlicher Gefälligkeit« mittheilte, prüfen und ihm die interessanten vorlesen. Der König pflegte dieses Briefbüreau in seiner geistreichen Weise dem »Ohr des Dionys« zu vergleichen, welches die tiefsten Geheimnisse in sein Ohr gelangen ließ.

Ludwig war übrigens nicht undankbar gegen seine königliche Freundin und er lohnte es ihr auf wahrhaft königliche Weise, daß sie zuweilen die Langeweile aus den Gemächern des Königs zu verjagen wußte. Da er fand, daß die Gräfin du Cayla nicht sehr in der Lectüre der Bibel bewandert war, schenkte er ihr die große Prachtbibel von Royaumont, geziert mit 150 herrlichen Kupferstichen nach Gemälden von Raphael. Jeder dieser Kupferstiche war statt des Seidenpapiers mit einer neuen, tausend Franken geltenden Banknote bedeckt. — Ein anderes Mal schenkte ihr der König ein Exemplar der »Charte«; wie bei der Bibel war auch hier jedes Blatt mit einer Tausendfrankennote bedeckt.

Für so viele Beweise königlicher Großmuth ließ die schöne Gräfin es sich vielleicht recht gerne gefallen, daß man sie allgemein »die Tabaksdose des Königs« nannte, welche Benennung ihren Ursprung daher hatte, daß König Ludwig es liebte, auf die weiße, üppige Schulter der Gräfin etwas Schnupftabak zu streuen und denselben von dort mit seiner Nase wegzuschnaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Laß dich kein Unglück je beweistern! denn
Nur stark es tragen, führt allein zum Tag
Des Glückes. Was den Menschen treffen kann,
Dazu hat er auch Kraft; wozu er Kraft hat,
Das ziemt ihm auch zu tragen, liebe Seele.

O ärgere dich nur nicht, wenn deinen Werth vergißt,
Dich ein Unwürdiger mit seinem Maße mißt.
O ärgere dich nur nicht! sonst wirst du gleich dich fast
Noch ärger ärgern, daß du dich geärgert hast.

Wenn man das Böse thut, sieht man für klein es an;
Man sieht, wie groß es ist, erst wenn es ist gethan.

Verschiedenes.

Dieser Tage war in einer Gesellschaft von Geburtstagen die Rede und Jemand beging die Ungeschicklichkeit, eine neben ihm sitzende Dame zu fragen, wie viele Geburtstage sie wohl schon gefeiert habe. „Ach“, lispelte die Dame, „ich werde Ende dieses Monats erst meinen sechszehnten Geburtstag feiern.“ Entsetzt sprang der Frager von seinem Sitz auf, denn die Gesichtsfalten der Dame straften ihre Worte doch gar zu derb Lügen. Die Dame aber, die zufällig keine von jenen war, welche, bei der gewissen Zahl angelangt, den Zeiger ihres Alterzifferblattes stehen lassen oder gar zurückschieben, faßte den Entsetzten sanft am Arme und sprach: „Nun ja, erschrecken Sie nur nicht, ich feiere wirklich am letzten dieses erst den sechszehnten Geburtstag. Ich bin am 29. Febr. 1796 geboren, und da der 29. Febr. nur alle Schaltjahre, somit nur jedes vierte Jahr ein Mal wiederkehrt, so kommt in der That heuer erst mein sechszehnter Geburtstag.“

Unter den Fremden, die, als Weimar noch das deutsche Athen war, ihre Verehrung vor den Heroen unserer Literatur nicht besser an den Tag zu legen vermochten, als durch zudringliche Besuche derselben, war ein Liefländer, v. Goren. Wieland wurde das erste Opfer und schrieb in das ihm vorgelegte Stammbuch:

„Die Erde ist ein Jammerthal!“ Wieland.

Schiller schrieb auf Wieland's Blatt die Worte:

„Von Gauklern und von Thoren“ Schiller.

Göthe, den jener Herr zuletzt besuchte, fügte den Schluß hinzu:

„Von denen Sie der größte sind,
Mein lieber Herr von Goren.“ Göthe.

Die Gewehrfabrik zu Solingen rühmt sich eines sehr hohen Alters. Ein Reisender, welcher sich die Gebäude und Vorrichtungen zeigen ließ, fragte seinen Führer nach dem Zeitpunkt ihrer Entstehung. „Das Jahr können wir so genau nicht angeben“, erwiederte dieser in feierlichem Ernst; „so viel aber ist gewiß, daß das Schwert, mit welchem der Engel Adam und Eva aus dem Paradiese verjagte, zu Solingen verfertigt worden ist.“

Als ein Landwehrmann, von einer Uebung zurückkehrend, vor einem vorübergehenden Officier das Gewehr anzuziehen vergaß, redete ihn dieser mit den Worten an: „Wissen Sie nicht, was Sie zu thun haben, wenn Sie einem Officier begegnen?“ — „O ja, ich ziehe mein Gewehr an“, entgegnete der Bürgersoldat. — „Nun, warum haben Sie dies nicht gethan?“ — „Das ist nicht mein Gewehr, sondern es gehört meinem Nebenmann, dem ich es blos nach Hause trage“, war die lakonische Antwort.

Jemand vermachte in seinem Testamente nach seinem Ableben seinen Wein einem guten Freunde mit dem Beisatze: Er möchte ihn auf sein Gesundheit trinken.

Räthsel.

Fünf Zeichen nenn' ich dir,
Du wirst sie gerne meiden.
Streichst du das erste mir,
Muß Manches daran leiden;
Und willst du noch eins streichen,
Wird dir's die Sonne zeigen,
Und noch eins weg, gebiet's gar Schweigen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 28. Dienstag, den 4. März **1856.**

Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen.

(Fortsetzung.)

Als der Pfarrer zurückkam, sagte er: Du magst diese Nacht hier schlafen. Wer war froher, als ich?

Morgens kamen Schneider und Schuster, nahmen Maße, und ich folgte dann dem Pfarrer zum Kaufmanne Lippert, wo ich meine Lehre antrat.

Von jetzt an begann ein neues Leben für mich. O das war eine brave Familie, zu der ich gekommen war. Sie hielt mich wie ihr eigen Kind.

Für mich begann wirklich ein neues Leben. Ach, ich war verkümmert. Mir ging's wie einer Pflanze, die im schlechten Boden keine Nahrung hat und der man das Licht der Sonne entzieht.

Jetzt hatte ich hinlängliche Nahrung, angemessene Arbeit, die mich nicht körperlich niederdrückte, und fand Liebe, sorgende, pflegende, mich zum Guten lenkende Liebe in der Familie, und nun erst entwickelte ich mich an Leib und Seele. Ich wuchs und sah aus wie das Leben. Ich lernte mit Freuden, was ich lernen mußte. Ich dachte nicht daran, mein Köpfchen ein Mal aufzusetzen. Ich gehorchte in Liebe und Dankbarkeit. Segne Gott die wackere Familie in allen ihren Gliedern, und vergelte Gott Denen, die er abgerufen hat, was sie Gutes an mir Armen thaten.

Aber ich preise die gesalzte Ohrfeige, die mir der Vetter gab, als die heilbringende Ursache dieses Wechsels; denn erstlich hat sie bewirkt, daß der scharf gespannte Bogen sprang, oder mit andern Worten, daß das Mißverhältniß, in welchem ich mich elend fühlte, das schon so groß war, brach. Ich erkläre euch, liebe Freunde, daß ich zittere, wenn ich darauf zurückblicke. Was sollte aus mir werden in dieser Umgebung? Jede Empfindung meiner Seele hätte sich in Abneigung und Haß umwandeln müssen; das stetige Unterdrücken derselben, die ich ja doch nicht hätte äußern dürfen, hätte mich zu einem verstockten, verruchten Heuchler machen müssen, und zu einer jener in stetem, stillem Grimme verbissenen Naturen, die in der Welt mehr ein Unsegen als ein Segen sind.

Sodann würde ich, zum Zweiten, zu einem Geschäfte verdammt gewesen sein, das mich zu einem elenden Krüppel hätte machen müssen. Ich würde an dem schweren Stößel zu Grunde gegangen sein, da die Arbeit zu schwer für mich war und die Kost, die ich bekam, nicht ausreichte, meinen Körper stark genug für solche Anstrengungen zu machen. Wer weiß, ob ich es länger als etwa zwei, drei Jahre ertragen hätte, ohne zu sterben; endlich aber wäre ich, falls ich es überstanden hätte, an ein Geschäft gebunden gewesen, zu dem ich weder Lust noch Talent gehabt; ich würde also ein Pfuscher geworden sein. Die Ohrfeige war der größte Segen für mich, und noch heute danke ich Gott dafür.

Aber wie ging es denn mit deinem Vetter? fragte einer der Freunde.

Nun, sagte der Erzähler, dem öffnete der Unwille, dem er in der ganzen Stadt begegnete, doch die Augen etwas. Er hielt treulich Wort und stellte mir, was ich bedurfte, wobei ihn freilich der Kaufmann gar nicht schonte. Ich befand mich wohl in dem Hause und lernte mein Geschäft recht gut, so daß ich auch später, als meine Lehrzeit vorüber war, in dem Hause blieb. Später ging ich auf den

Rath des wohlwollenden, wahrhaft väterlich für mich sorgenden Mannes nach Hamburg, und nachdem ich dort einige Jahre gestanden hatte, nach England. Ich war gut bezahlt und sparte mir ein schönes Kapital, von dem ich einst hoffen konnte, mein eigenes, kleines Geschäft zu beginnen.

Es ist indessen wunderbar, wie das deutsche Herz in der Fremde nicht gedeiht. Ich war nun meine vier und zwanzig Jahre alt geworden und dachte daran, in meine Heimath zurückzukehren und mir den Rath des Mannes für mein zu errichtendes Handelsgeschäft zu erbitten, bei dem ich einst als Knabe gelernt hatte.

Früherhin schrieben wir uns wohl; allein seit ich in England war, hatte dieser Briefwechsel aufgehört. Nun wollte ich selber sehen, wie es um ihn stände.

Ich fuhr mit dem Postwagen. Sie wissen, wie es da ab- und zugeht. Die Leute steigen hier ein, dort aus und ist es gar dunkel, so weiß man gar nicht, wie die Leute aussehen, mit denen man fährt. Man kümmert sich am Ende auch gar nicht um sie und es ficht Einen gar nicht an, wer neben Einem sitzt und schläft.

Es war an einem späten Nachmittag im Spätherbst. Es war empfindlich kalt. Regen und Schnee stritten um die Herrschaft, und am Ende trug der Schnee den Sieg davon. Ich saß in meiner Ecke, dicht in meinen Mantel gehüllt und dachte daran, daß ich nun des Morgens um acht Uhr in meiner Vaterstadt ankommen würde, wo Freude und Leid mir in reichlichem Maße geworden war. Ich dachte an die brave Kaufmannsfamilie und ob ich sie wohl noch alle am Leben finden würde, Eltern und Kinder, die ich so lieb hatte; ich dachte an den alten würdigen Pfarrer, dem ich so viel verdankte; auch an den Vetter und an die Haushälterin und an die gesalzte Ohrfeige und ihre gesegneten Folgen. Ich rief mir alle die Bilder der Vergangenheit zurück, und da trat denn auch das freundliche Bild Hannchen's, der ältesten Tochter meines Lehrherrn, mir wieder vor die Seele. Sie war so gut und mild und hatte mir so viel Zuneigung erwiesen, daß ich deren nie vergaß, und ich will es auch gar nicht verhehlen, daß ich an dem Gedanken mit meiner ganzen Seele hing, daß sie einst möge die Gefährtin meiner Lebenstage werden. Sie war einige Jahre jünger, als ich, und schon damals ein sehr liebliches Mädchen. Fand ich sie noch unvermählt, so hoffte ich, daß sie vielleicht den Gefährten ihrer Jugend nicht zurückstoßen würde. Diese Gedanken beschäftigten mich die ganze Reise, und wenn ich mir genaue Rechenschaft geben wollte, so fand ich, daß Hannchen mit ein Grund meiner Sehnsucht nach der Heimath war.

Auf der vorletzten Station hatte ich über Mittag einen Nachbar gehabt, der aus meiner Vaterstadt war.

Ich fragte nach dem alten Pfarrer und hörte, er sei lange schon gestorben. Das betrübte mich; ich hätte ihm noch gerne meine Liebe und Dankbarkeit aussprechen mögen.

Ich fragte nach meinem Vetter, dem querköpfigen Apotheker, ohne daß ich mich übrigens zu erkennen gab.

Haben Sie den gekannt? fragte der Mann und betrachtete mich scharf; allein er fand wahrscheinlich keine Spur irgend einer Aehnlichkeit, die er suchen mochte, und sagte dann: Der ist auch gestorben und zwar vor drei Wochen. Nun, es hat ihm Niemand nachgeweint; hatte auch Niemand Veranlassung dazu. Ein Testament hat er hinterlassen über sein bedeutendes Vermögen und die Apotheke, das aber noch nicht hat eröffnet werden können, warum, weiß ich selber nicht; aber ich glaube, weil man einen Anverwandten, den er als Knaben einmal bei sich hatte und den er abscheulich mißhandelt haben soll, nicht hat finden können. Er soll in England gewesen sein; als man aber jüngst dort nach ihm forschte, hieß es, er sei abgereist; man wisse aber nicht, wohin.

Daß das mir galt, lag am Tage; aber ich hielt es nicht für nöthig, mich darüber zu äußern, und der Schmerz über des Vetters Hinscheiden verrieth meine Angehörigkeit auch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

3.

Während in den Tuilerien die Etikette und die Leichtfertigkeit des alten Frankreichs wieder eingeführt ward und Herr v. Blacas in sorg-

losester Unbekümmertheit regierte und sich bemühte, die Zeit rückwärts zu drehen, ging dieselbe vorwärts. Während aus dem fortwährenden Kampfe des alten und des neuen Frankreichs bald genug das unzufriedene Frankreich hervorging, machte Napoleon, der Kaiser von Elba, im Geheimen seine großartigen Eroberungspläne, bereitete er im Einverständniß mit seinen Getreuen sich vor, das Exil zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Die Armee, das wußte er, war ihm treu geblieben, welche laut rief: „Vive le roi!“ und leise hinzufügte: „de Rome et son petit papa!“

Hortense, die neue Herzogin von St. Leu, nahm an allen diesen Dingen wenig Theil. Sie hatte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit schon gewissermaßen abgeschlossen mit der Welt; sie fühlte sich nicht mehr als Frau, sondern nur noch als Mutter, sie hatte Alles, was an Zärtlichkeit, an Liebe und Güte in ihrem Herzen war, auf ihre Söhne übertragen und lebte nur ihnen. In ihrer stillen Zurückgezogenheit in St. Leu waren ihre Tage nur den Künsten, der Lectüre, dem Studium geweiht, und wenn sie den Tag über gemalt, gedichtet, componirt und mit ihren Kindern sich beschäftigt hatte, so brachte sie den Abend in ihrem Salon in zwanglosem und geistvollem Geplauder mit ihren Freunden zu. Denn sie hatte Freunde, welche ihr trotz ihrer veränderten Stellung, trotz der Dunkelheit, in die sie sich zurückgezogen, treu und ergeben geblieben waren und die, obschon sie am neuen Hofe bedeutende Stellen einnahmen, der einsamen, entthronten Königin ihre Freundschaft bewahrt hatten. Mit diesen Freunden unterhielt sich die Herzogin v. St. Leu im Abendcirkel von der großen und schönen Vergangenheit, und ganz diesem Cultus ihrer Erinnerungen hingegeben, dachten sie gar nicht daran, wie sehr einer kleinlichen, argwöhnischen und kurzsichtigen Gegenwart gegenüber dieses stete Rückblicken, dieses Besprechen der großen und stolzen Vergangenheit geeignet sei, Verdacht zu erregen. Denn Fouché, oder vielmehr der Herzog v. Otranto, dessen schlauer List es gelungen, sich unter Ludwig XVIII. wie unter Napoleon als Polizeiminister zu erhalten, hatte seine Spione überall, er wußte, was in allen Salons von Paris gesprochen ward, er wußte auch, daß man im Salon der Herzogin von St. Leu durch die trübe und glanzlose Gegenwart hinein schaute in die helle, strahlende Vergangenheit und über das kleinliche Jetzt sich tröstete mit dem großen, ruhmvollen Einst! Und Fouché wußte aus Allem Nutzen zu ziehen. Um den Minister Blacas aus seiner stupiden Verblendung zu wecken und ihn aufmerksam zu machen auf seine große Unbefangenheit den Dingen gegenüber, die sich vorbereiteten, sagte ihm Fouché, daß man im Salon der Herzogin v. St. Leu gegen die Regierung conspirire, daß sich da alle heimlichen Bonapartisten versammelten, um Pläne zu machen, den Kaiser von Elba zu befreien.

Um aber auch im Fall einer möglichen Rückkehr Napoleons sich auf der andern Seite sicher zu stellen, eilte der Herzog v. Otranto nach St. Leu, um die Herzogin zu warnen und sie zu beschwören, auf ihrer Hut zu sein, weil sie von Spähern umringt sei und weil man sie leicht am Hofe verdächtigen könne.

Hortense achtete nicht auf seine Warnung, sie hielt die Vorsicht für unnöthig, weil sie Nichts zu verbergen hatte, sie wollte sich nicht des einzigen Glückes berauben, ihre Freunde zu sehen und mit ihnen zwanglos und frei sich zu unterhalten. Nach wie vor also blieb der Salon der Herzogin den treuen Freunden offen, welche zugleich die treuen Diener des Kaisers gewesen, und die Herzöge v. Vicenza, v. Bassano, v. Friaul, v. Ragusa, v. d. Moskwa mit ihren Gemahlinnen, sowie der kühne und feurige Karl v. Labedoyère und der feine Diplomat Graf Regnauld de St. Jean d'Angely vereinigten sich im Salon der Herzogin v. St. Leu.

Immer lauter erhob sich gegen Hortense und ihre Freunde die Stimme der Feindseligkeit, mit immer gehässigeren Farben wußte man am Hofe der Tuilerien die Versammlungen zu schildern, welche in St. Leu stattfänden, und die arme Herzogin, welche still und unbekümmert in ihren Gemächern lebte, ward das Opfer des Neides dieser stolzen Damen der alten Aristokratie, die es gar nicht begreifen konnten, daß man neben ihnen noch dieser Frau gedachte, welche einst am Kaiserhofe gewesen und die man sogar jetzt unter dem legitimen Königthum noch als liebenswürdig, geistreich und schön zu preisen wagte.

Hortense hörte endlich von den böswilligen

und unsinnigen Gerüchten, die man über sie verbreitete, und um ihrer Söhne und ihrer Freunde willen war sie entschlossen, ihnen ein Ziel zu setzen.

„Ich muß meinem lieben St. Leu entsagen und nach Paris gehen," sagte sie; „dort wird man Alles, was ich thue, besser beobachten können. Die Vernunft gebietet, daß man sich den Umständen fügt."

Sie entsagte also ihrem stillen Aufenthalte in St. Leu und ging mit ihren Kindern und ihren Getreuen nach Paris, um dort wieder ihr Hotel in der Rue de la Victoire zu bewohnen.

Aber dies gab den Verleumdungen ihrer Feinde, welche in ihr die verkörperte Erinnerung an das Kaiserreich sahen, das sie zugleich haßten und fürchteten, immer neue Nahrung. Die Bonapartisten kamen nach wie vor in den Salon der Herzogin, und keine Ueberredung, keine Vorstellung konnte Hortense bewegen, den treuen Freunden ihre Thür zu verschließen. Um aber dem Gerede, als ob nur Anhänger des Kaiserreichs in ihr Hotel kämen, zu entgegnen, gestattete sie fortan auch den Fremden, welche Empfehlungen an sie brachten und ihr vorgestellt zu sein wünschten, den Zutritt zu ihrem Salon und Jedermann beeilte sich, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Da waren die Großen des Kaiserreichs, welche aus treuer Anhänglichkeit kamen, die Fremden, welche aus Bewunderung, und endlich die Aristokraten des legitimen Frankreichs, welche aus Neugierde kamen, um zu sehen, ob die Herzogin v. St. Leu wirklich so geistreich und liebenswürdig, so anmuthig, so graziös sei, ob man sich bei ihr wirklich so ungezwungen und geistvoll unterhalte, als von ihr gesagt ward.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Oft größern Schaden hat gebracht
Ein kleiner, als ein großer Feind,
Weil du vor dem dich nimmst in Acht,
Und jener dir verächtlich scheint.

Wer immer schweigt, verräth den Feigen oder Blöden:
Wo es uns die Pflicht gebeut, da soll und muß man reden.

Wäge bedächtig das Wort, eh' du der Lipp' es entsendest!
Gleich dem geschossenen Pfeil kehrt es dir nimmer zurück.

Verschiedenes.

Eine literarische Gesellschaft, die sich zu Altenburg im oberen Stocke des gewesenen Schloßwaschhauses versammelte, bat den Herzog August von Gotha um eine Inschrift für ihren Versammlungssaal. „Nichts leichter als dies", war die Antwort. „Schreibt: „Unten Wäsche, oben Gewäsche."

Ein Soldat stand zum ersten Male Wache auf der Hauptwache. Er war etwas dummer und unbegreiflicher Natur, daher fragte er: „Was habe ich nun hier zu beobachten?" Der Gefreite sagte ihm, daß er, sobald ein Officier oder General käme, „in's Gewehr" rufen müsse. Er hatte kaum ausgesprochen, als auch um die Ecke ein wohlgeschnürter Officier bog. Schnell nahm der Recrut sein Gewehr und rief in den Lauf desselben: „Es kommt ä Offecier!"

Eine alte, von Gewitterfurcht bis zur Lächerlichkeit eingenommene Dame, rief ihrem Kutscher unterwegs ängstlich zu: „Christian, nehm' Er sich doch besser zusammen, Er sieht ja, daß das Gewitter rechts herüber kommt, fahr' Er doch nur auf die linke Seite der Straße hinüber."

Ein verdienstvoller Gelehrter, dem ein Vornehmer seinen Rang gar zu kenntlich machte, sagte: „Mein Herr, ich weiß recht gut, was ich wissen soll; aber auch das fühle ich, daß es leichter ist, über mir, als mir zur Seite zu stehen."

Auflösung des Räthsels in Nro. 27:
Frost. Rost. Ost. St.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 29. Donnerstag, den 6. März 1856.

Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen.

(Fortsetzung.)

Was ist denn aus der Apotheke geworden? fragte ich den redseligen Landsmann.

Die verwaltet der zweite Sohn des Kaufmanns Lippert, der Apotheker geworden ist, sagte er.

Wie geht es denn Lippert? fragte ich weiter und es wollte mir dabei die Brust etwas zusammenschnüren.

Nicht zum Besten, sagte der Landsmann. Er hat viele Kinder. Die kosten ihn viel und der Handel geht eben nicht sonderlich.

Sind denn noch keine seiner Kinder versorgt? fragte ich noch beklommener.

Mit seinem kurzen: Nein, nahm der Mann mir eine wahre Centnerlast von der Seele.

Der Mann, den ich bisher ausgefragt, schien nun nicht übel Lust zu haben, mich dazwischen zu nehmen und durch seine Fragen mich in die Enge zu treiben.

Zum Glück blies der Postillon.

Die Reisenden standen auf und bezahlten, und das Fragen war abgeschnitten, da der Landsmann an dem Orte blieb.

Nur Einer stieg ein, um bis zu meinem Geburtsorte mitzufahren.

Es war ein junger Kaufmann, der sich durch sein keckes und anmaßliches Benehmen und sein unaufhörliches, oft sehr unsittliches Geschwätze bemerklich machte. Einige Mal wurde er tüchtig zurechtgewiesen, und da sich ferner Niemand mit ihm einließ, mußte er zuletzt schweigen.

Auf der letzten Station stiegen alle Mitreisende aus. Nur der widerliche Mensch blieb und ein junges Mädchen stieg ein. Sie war dicht verhüllt und ein schwarzer Schleier deckte ihr Gesicht völlig.

Sie setzte sich schüchtern in die Ecke und regte sich nicht. Es war, wie ich schon bemerkt, dunkel geworden, und ich saß eben in meinen Gedanken über die Ereignisse in meiner Vaterstadt. Daher kam es, daß ich von dem neuen Ankömmling gar keine Kenntniß nahm. Doch wurde ich aufmerksam, als ich einen tiefen Seufzer hörte, der sich aus ihrer Brust hervorarbeitete.

Der Musterreiter, wie man damals diese Leute nannte, rückte dem Mädchen allmälig näher und suchte sie in ein Gespräch zu ziehen.

Sie erwiederte Nichts und man konnte bemerken, daß sie sich immer mehr in ihre Ecke rückte, um dem frechen Menschen auszuweichen.

Ihr Schweigen machte ihn nur kecker. Immer zudringlicher wurde er und seine Rede ging zuletzt in ein Flüstern über, weil er sich denken mochte, ich schliefe.

Es kam mir vor, als hörte ich ein leises Weinen.

Jetzt wollte er ihre Hand fassen.

Mit einer von Weinen unterdrückten Stimme stieß sie einige Worte hervor, die, wenn in dem Menschen auch noch ein Funke besseren Gefühles gewesen wäre, ihn hätten müssen mit tiefer Scham erfüllen und ihn zurückweisen in die Grenze, welche Zucht und Sitte anweisen. Das Alles aber wirkte nur das Gegentheil. Er brach in so bodenloses Hohngelächter aus, daß es mir durch die Seele ging.

Jetzt konnt' ich mich nicht mehr halten.

Herr! rief ich mit einer donnernden Stimme dem Musterreiter zu, wer gibt Ihnen die Erlaubniß oder das Recht, so roh und schonungslos dies Frauenzimmer zu behandeln? Das Wort, welches Sie soeben gehört, sollte Sie

zurückgewiesen haben, wenn Sie irgend Gefühl und Sitte hätten. Ich sage Ihnen, wenn Sie sich nicht anständiger benehmen, so werde ich Sie lehren, was Zucht und Sitte heischt! —

Ei, ei! rief er in einem Tone, in welchem die Verlegenheit mit der Frechheit rang, da kriegt ja das Dämchen plötzlich einen Beschützer! Sagen Sie mir doch, fuhr er fort, wie weit hat Ihre Nase in die Welt gereicht, daß Sie nicht wissen, was von reisenden Mädchen zu halten ist? —

Das war denn doch zu viel für meine Geduld und Langmuth.

Grade so weit, um Ihnen zeigen zu können, wessen ich Sie werth halte! rief ich im überquellenden Zorne und steckte ihm eine Ohrfeige, die heller klatschte, als des Postillons Peitsche. —

Der Schirrmeister vernahm den hellen, eigenthümlichen Klatschton. Hätte er ihn aber auch nicht vernommen, so mußte ihn des Mädchens gellender Angstschrei zum Anhalten gezwungen haben. Er sprang ab und stand schnell am offenen Schlage, als eben der Getroffene mich am Kopfe fassen wollte, was ich dadurch zurückwies, daß ich ihn durch einen Stoß in die Ecke des Wagens schleuderte, daß dieser krachte.

Was gibt's hier? rief der Schirrmeister.

Ach, lassen Sie mich um Gottes Willen heraus! bat weinend das Mädchen, ehe ich antworten konnte.

Was denken Sie? rief der Schirrmeister, es ist dunkle Nacht und wir haben noch weit zur Station. Aber was ist denn vorgefallen?

Jetzt erzählte ich ihm, unterbrochen von dem Schreien des Musterreiters, wie sich der Mensch betragen habe und was ich gethan.

Ist das so? fragte er das Mädchen, und diese bejahete es. Aha, ich kenne das saubere Vögelchen schon, sagte der Schirrmeister, denn es ist nicht das erste Mal, daß ich das Glück habe, mit ihm zu fahren. Daß Sie ihm eine gesteckt haben, ist in der Ordnung. Heraus mit Ihnen, Herr Musterreiter! befahl er.

Ich habe meinen Platz bezahlt, rief der Schlingel; ich will Den sehen, der mich heraus bringt!

Postillon! rief der Schirrmeister, komm und hilf mir einmal da den Burschen herauswerfen.

Soll ich auf der Landstraße übernachten? schrie der Musterreiter, und man hörte ihm an, daß es ihm anfing bange zu werden.

Ei bewahre, sagte der Schirrmeister, ich packe Sie blos zu mir vorn hin, bis zur Station, wo ich Sie absetze. Indessen war der Postillon herbeigekommen und die Sache nahm eine ernste Miene an.

Ich muß der Gewalt weichen, sagte er, aber ich werde Sie morgen zu finden wissen. Wie heißen Sie?

Das zu wissen ist Ihnen nicht nothwendig, entgegnete ich; da ich den Postwagen erst mit Ihnen verlasse, so seien Sie ohne Sorgen, daß ich Ihnen durchbrenne.

Schimpfend und hadernd entfernte er sich und setzte sich zu dem Schirrmeister. Dort aber verstummte er bald, weil der Schirrmeister ihm erklärte, wenn er nicht auf der Stelle schwiege, so würde er ihn nebst seinem Koffer hier auf der Landstraße aussetzen, wo dann sein Zorn sich in der Nachtluft bald abkühlen würde.

Darauf ist es denn stille geworden; aber das arme Mädchen weinte und rang die Hände.

Großer Gott, rief sie, muß ich denn nun noch die schuldlose Ursache schlimmer Auftritte sein!

Seien Sie doch darüber ohne Sorge, sagte ich. Der elende Mensch ist so feig, daß ich meinen Kopf zum Pfande setze, er macht sich aus dem Staube, ehe wir aussteigen, und ist froh und glücklich, wenn ich ihn in Ruhe lasse. Glauben Sie mir, ich kenne diese Art von Menschen so genau, wie sie nur Jemand kennen kann. Und selbst wenn er wider Erwarten mehr Muth hätte, als ich ihm zutraue, so seien Sie überzeugt, daß ich die Sache auf eine Weise beenden werde, die Sie jeder Sorge überhebt. Nur muß ich Sie um Entschuldigung bitten, daß ich so handgreiflich und rasch einschritt. Ich schwieg lange und beobachtete ihn. Schon seit der vorigen Station hat er mich zum Zorne gereizt, und ich habe die vollständige Ueberzeugung, jede andere Weise der Zurechtweisung wäre ohne Wirkung geblieben. Mein Zweck ist erreicht. Sie haben Ruhe. Nur das Mittel verdient, daß ich mich entschuldige.

Sie wollte sich gar nicht beruhigen lassen.

Wäre ich doch in — sie nannte die Station, wo sie aufgestiegen war — geblieben! Aber, ach! eine kranke Mutter erwartet mich. Ich hatte keine Ruhe mehr. (Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Der Salon der Herzogin v. St. Leu machte in Paris noch mehr von sich reden, als er es in St. Leu gethan. Die alten Herzoginnen und Prinzessinnen, welche mit ihren Vorurtheilen und ihren veralteten Koketterieen im Faubourg St. Germain zusammenkamen, waren wüthend, dieses ewige Lob, dieses stete Anpreisen der reizenden Hortense zu vernehmen und suchten sich durch immer erneuerte Feindseligkeiten zu rächen. Es war nicht genug, daß man sie am Hofe und in der Gesellschaft als eine gefährliche Intriguantin schilderte, man suchte auch in der Presse und in den Journalen gegen sie zu wirken. Sie war, wie schon gesagt, die verkörperte Erinnerung an das Kaiserreich und man wollte sie deßhalb vernichten. Flugschriften und Broschüren erschienen, in denen man den König aufforderte, diese gefährliche Frau, welche öffentlich und unter den Augen der Regierung eine Verschwörung für Napoleon leite, aus Paris, ja aus Frankreich zu entfernen und mit ihr ihre Kinder, diese beiden Napoleoniden; »denn die Prinzen dalassen«, sagten diese gehässigen Ankläger, »das hieße in Frankreich selbst die Wölfe erziehen, von denen man eines Tages würde verschlungen werden.«

Indeß kümmerte sich Hortense wenig um all diese Klatschereien. Sie war zu sehr daran gewöhnt, mißverstanden und falsch beurtheilt zu werden, als daß sie sich noch die Mühe hätte geben sollen, sich darüber zu beunruhigen. Sie wußte, daß man Verleumdungen durch Widerlegung niemals ertödtet und daß man besser thut, ihnen nur ein stolzes Schweigen gegenüberzustellen und sie durch Verachtung zu bezwingen, statt ihnen durch Widerstand und Bekämpfung neue Nahrung zu geben. Sie selber verachtete die Verleumdung und die Medisance so sehr, daß sie es niemals duldete, daß man ihr von irgend Jemanden etwas Nachtheiliges sagte, das ihm in ihrem Geist hätte schaden können, und als eines Tages, während sie als Königin in Holland war, eine der holländischen Damen ihr über eine andere Dame, die sie als Oranistin bezeichnete, eine gehässige Schilderung machen wollte, unterbrach sie die Königin: »Madame, ich bin hier allen Parteien fremd; ich empfange alle Personen als gleichberechtigt, denn ich liebe es, von Jedermann Gutes zu denken, und ich empfinde gewöhnlich einen ungünstigen Eindruck nur von Denen, welche Uebles über Andere sprechen.«

Und sie selber war merkwürdiger Weise immer der Gegenstand der Verleumdung, der Anklage, der Beschuldigung gewesen!

»Ich habe«, sagt Fräulein v. Cochelet in ihren Memoiren, »ich habe fünfundzwanzig Jahre lang die Fürstin Hortense niemals verlassen und ich habe bei ihr nicht einen Augenblick das mindeste Gefühl der Erbitterung, gegen wen es auch sei, gesehen; immer gut, immer sanft, wurden alle Diejenigen, welche unglücklich waren, ihr interessant und sie beschäftigte sich damit, ihnen zu helfen, wo und wie sie sich ihr darstellten. Und diese so edle, so sanfte Frau befand sich immer inmitten des gegen sie entfesselten Hasses, der absurdesten Verdächtigungen, und das ohne weitern Schutz, ohne weitere Stütze, als nur die Geradheit und Reinheit ihrer Handlungen und ihrer Absichten!« —

Hortense dachte also auch jetzt nicht daran, diese Verleumdungen zu widerlegen, welche man über sie ausbreitete. Ihre Seele war überdies von andern und wichtigern Dingen bewegt. Ein Abgesandter ihres Gemahls, welcher in Florenz lebte, war gekommen, um von Hortensen im Namen ihres Gemahls seine beiden Söhne zu fordern. Da sie sich dessen geweigert, hatte er sich endlich bereit erklärt, zufrieden zu sein, wenn seine Gemahlin ihm einen seiner Söhne, und zwar den ältesten, Napoleon Louis, sende. Aber die zärtliche Mutter konnte und wollte nicht in diese Trennung von einem ihrer Kinder willigen, und da trotz ihres Bittens und Flehens ihr Gemahl nicht darauf eingehen wollte, ihr die beiden Söhne zu lassen, damit unter ihren Augen deren Erziehung vollendet werde, so entschloß sie sich in der bittern Pein der geängsteten Mutterliebe, selbst zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um nur sich im Besitz ihrer Kinder behaupten zu können. Sie erklärte also dem Abgesandten ihres Gemahls ganz entschieden, daß sie ihre beiden Söhne behalten werde, und rief den Schutz der Gesetze für sich an, damit ihre Rechte anerkannt würden und man ihren Sohn nicht zwingen solle, seines Hei-

mathsrechtes als Franzose und Grundbesitzer in Frankreich verlustig zu gehen, indem er in ein gezwungenes Exil gehe.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die »Blätter für Landwirthschaft und Gewerbewesen« zählen in den ersten Nummern dieses Jahres die wichtigsten Handelsgärtnereien in der Pfalz auf. Da die Zusammenstellung derselben jetzt, beim Wiederbeginn des Gartenbaues, auch für weitere Kreise erwünscht sein wird, so theilen wir sie nachstehend mit: 1) Die Kunst- und Handelsgärtnerei von Karl Friedrich Velten zu Speyer hat einen Flächenraum von 3500 Q.-Ruthen oder 23 Tagewerken, auf welchen sich 900,000 bis 1,000,000 Stück Obst- und Maulbeerbäume, Weinstöcke, Zierbäume und Sträucher, Rosen ꝛc. befinden. Vier Gewächshäuser bedecken einen Flächenraum von 2000 Q.-Schuh und enthalten an 20,000 der verschiedensten Topfpflanzen. Samenzucht und Samenhandel wird ebenfalls betrieben. Die Zöglinge des k. Schullehrerseminars erhalten in dieser Gärtnerei practischen Unterricht in der Obstbaumzucht, dem Gemüsebau, Wein- und Hopfenbau durch den Gärtner Velten und seine Gehilfen. 2) Die Gebrüder Beutelspacher in Speyer treiben Gemüsebau für loco Speyer, und Samenzucht und Samenhandel auch nach Außen. 3) Kunstgärtner Eigling in Kirchheimbolanden treibt Obstbaumzucht, Gemüsebau, Samen- und Blumenhandel. 4) Die Gärtner Lommel in Zweibrücken (preiswürdig im Gemüsebau), Lorentz in Edesheim, Wendland in Landau, Starck in Grünstadt, Hahn in Neustadt, Koch in Dürkheim treiben Baum- und Blumenzucht und besorgen dabei die Gärten von Gartenliebhabern. Lommel hat auch einen namhaften Absatz feinerer Gemüse nach Rheinpreußen u. s. w., — er betreibt die Gärtnerei großartig in zwei Gärten mit Treibhäusern.

Lebensphilosophie.

Die Fehler, die an dir du selbst nicht sehen kannst,
Siehst du an Andern. Weißt, was du daran gewannst?
Nicht bessern kannst du sie an Andern, doch vielleicht
An dir; das ist der Dienst, den dir ein Spiegel reicht.
Der Spiegel dient, dir selbst die Flecken zu entdecken;
Am Spiegel wische nicht, an dir wisch' ab die Flecken.

Verschiedenes.

Die Reihenfolge der Abstimmung u. s. w. bei den Friedensconferenzen geschieht nach der alphabetischen Ordnung der Conferenzmächte. Den Schluß machen deßhalb Sardinien und die Türkei. Da ihre Anfangsbuchstaben St! lauten, so deutet schon dieser Zufall an, daß sie eigentlich Nichts zu sagen haben.

(Ein wunderlicher Engel.) Ein junger Mann kam zu einem seiner Freunde, den er in voller Verzweiflung um ein Darlehen anging, um seiner Braut, deren Geburtstag am andern Tage war, ein Geschenk machen zu können. Er drohte dem Freunde, in's Wasser zu springen, wenn er seiner Bitte nicht nachkäme, da er seinem Engel Etwas schenken müsse. Kaltblütig ging der Freund an seinen Secretär, öffnete ein Fach, langte ein Päckchen hervor und sagte: Geld kann ich Dir nicht geben, aber ich will Dir ein Geschenk machen, was für Dich von großem Werth ist. Der verzweifelte Liebhaber öffnete das Päckchen und war nicht wenig über dessen Inhalt erstaunt: dasselbe enthielt eine Anzahl Liebesbriefe seines »Engels« an den hilfreichen Freund. Der Verzweifelte gab nicht blos seinen Entschluß auf, sich in's Wasser zu stürzen, sondern auch den, sich mit dem »Engel« zu verheirathen.

Palindrom.

Freude und Lust gewahret mein Blick,
Alles erscheinet im seligsten Glück,
Doch ist es oft Maschinen eigen,
Streichest du das letzte Zeichen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 30. Samstag, den 8. März **1856.**

Das Mutterherz.

Ein Mutterherz! Nur wer es kennt,
Wer recht vom Grund es kennt,
Der weiß, was man verliert an ihm,
Weiß, was kein Schmerz benennt! —

Von allen Herzen auf der Welt
Ist keines — keins so reich,
Ist keines — keins so liebevoll,
Ist keines — keins so weich!

Von allen Herzen auf der Welt
Ist keines — keins so stark,
Ist keines so unwandelbar,
Ist keines so voll Mark!

Von allen Herzen auf der Welt
Lebt es allein für dich!
Von allen Herzen auf der Welt
Vergißt's allein auch sich!

Das Herz der Andern wird oft kühl
Und zweifelt oder bangt;
Des Freundes Herz lähmt Weltgewühl,
Es prüfet und verlangt.

Doch ewig treu und ewig fest
Bleibt dir das Mutterherz,
Bleibt dir, wenn Alles dich verläßt,
Bleibt dir in Lust und Schmerz.

Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen.

(Fortsetzung.)

Im Laufe der nun fortdauernden Unterredung erzählte sie, daß sie auf der nächsten Station bliebe.

Es ist meiner Eltern Wohnort, sagte sie.

Ich habe auch einmal die Bekanntschaft eines Menschen aus der Stadt gemacht, der auch Kaufmann war.

Sie schwieg.

Ich nannte meinen Namen.

Großer Gott, sagte sie tief bewegt, der junge Mensch war bei meinen Eltern in der Lehre!

Da durchbebte es mich wunderbar. Hatte doch diese reine, klare Stimme mich schon lebhaft an Hannchen erinnert. Und nun saß sie vor mir!

Ich zitterte, so überraschte mich das.

Dann, sagte ich endlich, sind Ihre verehrten Eltern mir auch nicht unbekannt, denn er redete mit solcher Verehrung und Liebe von ihnen, wie es kaum ein leiblicher Sohn von seinen Eltern thun kann.

Ach, sagte sie, und es schien, als sei alle Angst, aller Schrecken von ihr gewichen, wo haben Sie ihn denn gefunden?

In London, sagte ich.

Wann war das, wenn ich fragen darf? sagte sie mit wachsender Theilnahme.

Vor einem halben Jahre etwa, entgegnete ich, er wollte damals England verlassen und heimkehren.

In seine Vaterstadt? fragte sie mit fast bebender Stimme.

Ich glaube ja, sagte ich.

Ach, wie wird sich der Vater freuen, sprach sie nach einigem Schweigen, wenn ich ihm das sagen kann.

Wir plauderten nun viel von mir selbst und sie erzählte mir sehr beweglich meine eigene Geschichte. Ich konnte aus dem Allem entnehmen, daß sie mir Alle im Hause noch gut waren und sie wohl auch.

Wie pochte mir das Herz! —

Wie gerne hätte ich ihr gesagt, wer ich sei; aber es war nothwendig, daß ich schwieg.

Allmälig kam der Tag. Sie saß jedoch so in der Ecke und der schwarze Schleier, der von ihrem Hute herabhing, verbarg völlig ihr Gesicht, daß ich vergeblich meine Augen anstrengte, ihre Züge zu sehen.

Endlich wurde es hell.

Jetzt schlug sie ihren Schleier zurück und sah nach den Thürmen der Vaterstadt, die vor uns lag.

Ja, ja, es war Hannchen! Aus dem schönen Kinde war eine blühende, stattliche Jungfrau geworden; aber der liebliche Ausdruck kindlicher Unschuld und Reinheit lag noch ganz auf dem schönen Gesichte, wie einst auf dem des Kindes.

Ich mußte mit aller Macht mein Gefühl bemeistern, das hervorzubrechen drohte mit all der Liebe, die ich ihr bewahrt. Ein Mal schlug sie das große, klare Auge auf und sah mich an, aber dann senkte sie es wieder. Sie hatte mich nicht erkannt.

Dies war übrigens auch natürlich, weil ich einen starken Bart trug.

Gleich darauf hielt der Wagen.

Sie erbleichte.

Seien Sie ohne Sorgen, sagte ich, mein Wort wird sich bewähren.

Der Schirrmeister kam jetzt lachend an den Schlag und sagte: Ihr großmäuliger Gegner ist schon mit seinem Koffer weg. Dort geht er! Sehen Sie, wie er sich eilt!

Hannchen faltete die Hände, als ob sie Gott danken wolle.

Wir stiegen aus. Der Posthalter sah Hannchen und sagte: Seien Sie guter Dinge, Fräulein Lippert! Ihre Frau Mutter ist wieder wohl!

Da verklärte sich ihr Gesicht.

Sie dankte mir für meinen Beistand und empfahl sich. Ich aber stand und sah ihr nach, wie sie über das Pflaster dahin schwebte und in der Thüre ihres elterlichen Hauses verschwand.

(Schluß folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Während man also die Herzogin v. St. Leu der Intriguen und Verschwörungen zu Gunsten Napoleons beschuldigte, war ihre ganze Seele nur mit dem Proceß beschäftigt, welcher darüber entscheiden sollte, ob ihr einer ihrer Söhne entrissen werden könne, und wenn sie Verschwörungen machte, so waren es nur diese, welche sie mit ihren Advocaten gegen die Pläne ihres Gemahls spann.

Aber die Verleumdungen, die Anklagen, die Schmähartikel in den Zeitungen nahmen immer ihren Fortgang und eines Tages hielten ihre Freunde es für nothwendig, der Herzogin eine Zeitung zu bringen, welche einen heftigen und gehässigen Schmähartikel gegen sie enthielt, um sie zu fragen, ob sie es erlaube, daß man auf denselben Etwas erwiedere.

Hortense las das Blatt mit einem trüben Lächeln und gab es dann zurück.

„Es thut wehe“, sagte sie, „von seinen Landsleuten so geschmäht zu werden; aber es würde unnütz sein, Etwas darauf zu erwiedern. Ich weiß mich über solche Angriffe hinweg zu setzen, sie berühren mich nicht.“

Als aber am andern Tage dasselbe Journal einen giftvollen Artikel gegen Louis Bonaparte, Hortensens Gemahl, enthielt, da erglühte sie in edlem Zorn, und all der Zwistigkeiten und des Unglücks, ja sogar des Processes, den sie gegen ihn führte, vergessend, erinnerte sie sich nur, daß es der Vater ihrer Kinder war, welchen man angegriffen, und daß er nicht da war, sich zu vertheidigen. Sie mußte es also für ihn thun.

„Ich bin empört und will, daß Herr Desprès diesen Artikel sogleich beantworte“, sagte Hortense. „Wenn die elterliche Zärtlichkeit uns Beide in einen peinlichen Proceß verwickelt hat, so geht es Niemanden Etwas an, denn dies macht uns ja keine Schande. Ich wäre in Verzweiflung, wenn man diese traurige Discussion benutzte, um den Vater meiner Kinder und den schönen Namen, welchen er trägt, zu beschimpfen. Eben weil ich allein bin, muß ich, so viel es in meinen Kräften ist, die Vertheidigerin des Abwesenden sein. Man lasse also sogleich Herrn Desprès kom-

men, ich will ihm sagen, wie er auf diesen schmachvollen Artikel antworten soll.«

Am andern Tage erschien in dem Journal ein feiner und beredter Artikel zu Gunsten Louis Bonaparte's, welcher seine Ankläger beschämte und verstummen machte, und von dem der so warm vertheidigte Fürst wohl nicht ahnte, daß er durch seine Gemahlin, gegen die er einen so traurigen Proceß führte, veranlaßt worden sei.

4.

Den eifrigen Bemühungen des königlichen Hofes war es endlich gelungen, die traurigen Ueberreste des unglücklichen Königspaares aufzufinden, das die Revolution auf's Schaffot geführt und das mehr für die Schuld seiner Vorgänger als für seine eigene hatte büßen müssen. Den Angaben Derer, die damals Zeugen des düstern und verachtungsvollen Begräbnisses gewesen, welches man den Leichen der königlichen Märtyrer zu Theil hatte werden lassen, folgend, fand man in einem wüsten Winkel des Kirchhofes von St. Roche die Gebeine Ludwigs XVI. und an einer andern Stelle auch die der Königin Marie Antoinette auf.

Es war ganz der natürliche und gerechte Wunsch des Königs, die Leichen in der Königsgruft von St. Denis zu bestatten, aber er wollte es in der Stille und ohne allen Prunk thun. Sein feiner politischer Tact sagte ihm, daß man mit den heiligen Ueberresten des unglücklichen Königspaares nicht eine politische Demonstration machen müsse, daß man die Gebeine des edlen und guten Ludwigs XVI. nicht zu einem neuen Zankapfel machen solle.

Aber der Hof des Königs, seine nächsten Verwandten sogar, seine Minister und die ganze Schaar dieser übermüthigen, stolzen Höflinge, welche mit diesem Act der öffentlichen, prunkvollen Beerdigung nicht blos der Pietät gegen das gemordete Königspaar genug thun, sondern mehr noch Diejenigen strafen wollten, welche sich heimlich »die Königsmörder« nannten und welche sie doch jetzt neben sich dulden mußten, — der ganze königliche Hof verlangte eine feierliche Beerdigung und König Ludwig, der, wie er selber sagte, »wohl der König, aber nicht der Herr sei«, er mußte sich ihrem Verlangen fügen.

Man traf also die Vorbereitungen zu einem öffentlichen und pomphaften Begräbniß der königlichen Gebeine und am 21. Januar 1815, dem Tage so schmerzvoller Erinnerungen und ewigen Bedauerns für die Royalisten, am Todestage Ludwigs XVI., sollte die melancholische Festlichkeit stattfinden. Herr v. Chateaubriand, der geistvolle Lobredner und Freund der Bourbonen, ließ in dem Journal des Debats einen Artikel erscheinen, in welchem er in begeisterten Worten die bevorstehende Feier verkündete. Dieser Artikel ward sodann besonders abgedruckt, und so groß war die Theilnahme der Pariser an dem bevorstehenden Ereignisse, daß an einem Tage 30,000 Exemplare desselben abgesetzt wurden.

Am 20. Januar wurden die Gräber der königlichen Märtyrer geöffnet und alle Prinzen des Königshauses, welche dabei gegenwärtig waren, knieten nieder am Rande der Gräber, um im Verein mit den Tausenden von Menschen, welche ihnen gefolgt waren, zu beten.

Aber der König hatte ganz Recht gehabt, dieser Act, welcher den Einen Gerechtigkeit dünkte, erschien den Andern als eine provocirende Beleidigung, erinnerte sie an jene Tage des Irrthums, des Fanatismus und der Verblendung, in denen auch sie von dem allgemeinen Taumel sich hatten fortreißen lassen.

Viele von den Mitgliedern des Convents, welche damals für den Tod des Königs gestimmt, lebten noch jetzt in Paris, ja sogar, wie z. B. Fouché, am Hofe des Königs, und diesen Allen erschien die bevorstehende Feierlichkeit als eine tiefe Kränkung und Schmach.

Indeß an dem festgesetzten Tage fand das feierliche Leichenbegängniß statt. Ganz Paris wohnte demselben bei; Jedermann, selbst die alten Republikaner, und die Bonapartisten so gut wie die Royalisten beeilten sich, dem Zuge sich anzuschließen, um so ein feierliches Zeugniß abzulegen, daß sie mit der Vergangenheit gebrochen und zur Reue über sich selber gekommen. — Langsam und feierlich, unter dem Geläute der Glocken, dem dumpfen Wirbeln der Trommeln, dem Donner der Kanonen und den heiligen Gesängen des voranschreitenden Clerus bewegte sich der Zug. Glänzend blitzte die goldene Krone, welche über dem Leichenwagen als Baldachin schwebte; sie war von den Häuptern des Königspaares gefallen, als

sie noch lebten, jetzt hatte man die Todten damit geschmückt.

Jetzt war der Zug auf dem Boulevard angekommen, welcher die beiden Straßen Montmartre trennt. Plötzlich erschallte die Luft von einem ungeheuren, vieltausendstimmigen Schrei des Entsetzens. Die Krone, welche über dem Leichenwagen schwebte, war herabgefallen, hatte mit einem dumpfen Schlag die Särge berührt und war dann, in Stücke zersprungen, auf den blinkenden Schnee der Straße niedergefallen.

Das geschah am 21. Januar, — zwei Monate später, um dieselbe Stunde und an demselben Tage, fiel die Krone Ludwigs XVIII. von seinem Haupte und Napoleon setzte sie wieder auf das seine.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die Sonnenblume hatte sich in neuester Zeit mehrmals der empfehlenden Erwähnung in öffentlichen Blättern zu erfreuen. Sie wird, wenn wir nicht irren, in China, England und Rußland sehr stark angebaut und verdient allerdings auch die Aufmerksamkeit unserer Landwirthe. Der bekannte Simon Strief schätzt ihren Ertrag auf über 1000 Procente. Mag nun diese Berechnung in den wenigsten Gegenden durch die Erfahrung buchstäblich gerechtfertigt werden, so ist doch so viel gewiß, daß die genannte Pflanze ungemein ergiebig ist. Denn ein einziges Korn vermehrt sich zu einigen tausend Körnern. Die Körner können zur Mastung des Federviehes verwendet werden. Läßt man sie aber brechen und schlagen, so gewinnt man ein Oel, das gleich vorzüglich zum Salat, wie zum Brennen und zum Einschmieren von Lederwerk ist. Die Blätter werden gleich den Oelkuchen von dem Rindvieh mit ungemeinem Appetit verzehrt; aus den Stengeln läßt sich Salpeter gewinnen, und die Blumenrosen geben ein ebenso vortreffliches, als reichliches Bienenfutter, was besonders auf dem flachen Lande, wo die Heide und der Tannenwald fehlt, nach der Heu- und Fruchternte von höchster Wichtigkeit ist. Kurz, es ist gar Nichts an dieser Pflanze, das nicht mannigfaltigen Nutzen gewährte, wie sie denn selbst zur Zierde der Felder und Gärten gereicht. In Amerika, erinnern wir uns irgendwo gelesen zu haben, soll man sie sogar als Präservativ gegen das Wechselfieber erprobt haben und darum ebenfalls sehr häufig anpflanzen. Immerhin wäre es zu wünschen, daß auch bei uns mit ihrem Anbau, der füglich auf jedem Kartoffelacker geschehen kann und ganz und gar keine besondere Mühe erfordert, entsprechende Versuche gemacht würden!

Lebensphilosophie.

Man soll nicht wollen thun, was man nicht kann vollbringen,
Und auch nicht können thun, als dies, was man thun soll;
Nimm dies und jenes für und miß es recht und wohl
Durch die Gerechtigkeit, die Richtschnur in den Dingen.

Du sollst dich selber nicht noch loben, noch verachten:
Dies ist der Narren Thun, die blos nach Ruhme trachten.

Verschiedenes.

Zwei Leute geriethen mit einander in einen harten Wortstreit. Der Eine kam in Hitze und gab dem Andern eine derbe Ohrfeige. „Hm!“ erwiederte dieser, „soll das Spaß oder Ernst sein?“ „Ernst“, antwortete der Erste trotzig. „Das ist dein Glück“, versetzte dieser, „denn dergleichen Spaß verstehe ich nicht.“

Ein Geizhals in Berlin betete oft also: „Ach Gott! der du die Lilien auf dem Felde kleidest, kleide du doch auch meine Frau und Töchter!“

Das Geld muß doch eine tüchtige Portion Luft enthalten, weil dadurch so manche Menschen aufgeblasen werden.

Auflösung des Palindroms in Nro. 29:

Walzer. Walze.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Th. Trautmann in Neustadt [illegible]



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 31. Dienstag, den 11. März **1856.**

Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen.

(Schluß.)

Ich wartete bis Mittag, dann ging ich nach Lippert's Hause. Ach, da war noch Alles, wie ehedem! Es kam mir vor, als sei es gestern gewesen, da ich zum ersten Mal über diese Schwelle trat, in ein Haus, das mir das Vaterhaus wurde im edelsten Sinne des Wortes. Und doch war es anders geworden. Auch der Posthalter hatte mir gesagt, daß der brave Lippert in mißlichen Verhältnissen stehe.

Ich klopfte an, und auf einen freundlichen Ruf trat ich ein. Vater, Mutter und Tochter saßen bei einander und es schien, sie habe eben dem Vater den Auftritt im Postwagen erzählt; denn kaum erblickte sie mich, als sie ausrief: Vater, das ist der freundliche Herr, der mich in Schutz nahm!

Lippert trat mir entgegen, aber einen Schritt von mir blieb er betroffen stehen, sah mich schärfer an und rief, die Arme ausbreitend: Ach, das ist ja unser guter August!

Ich lag an der Brust des biedern Mannes und meine Thränen brachen unaufhaltsam hervor. Die Mutter und Hannchen waren herzugeeilt. Die Mutter begrüßte ich zuerst; dann faßte ich Hannchen's Hand.

Und du hast mich nicht wieder erkannt? fragte ich das erröthende Mädchen. Dich erkannte ich auf der Stelle an deiner lieben, klaren Stimme; aber ich that mir Gewalt an, die mir fast zu viel kostete. Nur der Gedanke, dich hier zu finden, gab mir die Kraft.

Da sank sie an meine Brust. Ach, sagte sie, lieber August, Angst und Sorge haben meine Augen getrübt. Aber jetzt kenn' ich dich freilich wieder! — Wie herzlich dankten mir die Eltern für den Schutz ihres Kindes.

Hör' aber, sagte Lippert, du mußt doch dem Musterreiter Eine gesteckt haben, die sich gewaschen hatte, denn Hannchen sagte, sie sei von dem urplötzlichen Klatsch so erschrocken, daß sie von ihrem Sitze in die Höhe gefahren sei.

Nun, entgegnete ich, es war eine ebenbürtige Schwester von der, welche mir der selige Vetter Gumpel gab, als ich das Gläserwerk zerbrach, und es ist Schade, daß ich sie ihm nicht hier gab, damit die Schwester auch einen Geburtsort gehabt!

Also du weißt, daß dein Vetter todt ist? fragte er.

Ein Einwohner von hier erzählte es mir auf der vorletzten Station, entgegnete ich.

Also hast du meinen Brief gar nicht erhalten? fragte er.

Gott bewahre, sagte ich, ich bin lange schon auf der Reise und habe davon keine Ahnung gehabt!

Desto besser ist es, daß du da bist, versetzte Lippert. Wir können nun heute noch die Eröffnung des Testaments bewirken.

Von einem Wohnen auf der Post durfte keine Rede sein. Meine Sachen wurden geholt und Hannchen ordnete mein Stübchen. Mit der Eröffnung des Testaments zog es sich noch sehr in die Länge. Mittlerweile lebte ich in der theuern Familie wie das Kind im Vaterhause; aber es zeigte sich bald, daß mir Hannchen die alte Liebe bewahrt hatte. Ich sprach mich gegen sie aus, wie ich es als ehrlicher Mann verpflichtet war zu thun, und sie gestand mir, daß sie mich noch liebe wie früher. Da sind wir denn vor die Eltern getreten und haben um ihren Segen gebeten, den sie uns gerne gaben.

Jetzt eröffnete ich Lippert, daß ich mir ein schönes Capital erspart, und bot ihm an, mit ihm gemeinschaftlich seinen Handel zu treiben. Ich sah, wie ihn das erhob. Nun konnte er wieder in die alten Verhältnisse eintreten und seinen gesunkenen Handel neu beleben. Der Vertrag wurde denn nun geschlossen, und bald darauf meine eheliche Verbindung mit Hannchen, die bis heute mein Glück war.

Endlich kam es denn auch zur Eröffnung des Testaments. Wie staunte ich über den Inhalt desselben. Als Einleitung sagte Gumpel unter Andern: „Ich habe noch eine schwere Schuld abzutragen. Meinem Vetter (nun kam mein Name), den ich als Kind in das Haus genommen, habe ich einmal, ohne daß er es verdiente, eine Ohrfeige gegeben, die ihn aus meinem Hause trieb, die mir den Haß meiner Mitbürger zuzog, und die seitdem auf meinem Gewissen brennt. Da ich nun keinen nähern Verwandten habe, so mache ich ihn hiedurch zu meinem alleinigen Erben, so daß ihm mein Haus und die Apotheke, mein Feldgut und meine Capitalien zufallen, von denen er aber die nachbezeichneten Legate zu bezahlen hat“, ꝛc.

Die Legate betrugen etwa viertausend Gulden, aber die Capitalien allein machten die Summe von etwa fünfundzwanzigtausend Gulden aus. Nun war mir geholfen. Meinem Schwager verkaufte ich die Apotheke, und ich war ein wohlbehaltener, glücklicher Mann.

Ich segnete den seligen Vetter und seine Ohrfeige, die offenbar mein Glück gemacht; denn sie hatte mich in einen Beruf gebracht, den ich liebte; sie hatte mir, nebst der andern, die ich gab, zu meiner trefflichen Frau geholfen und machte mich zum reichen Manne.

Nun könnet ihr, theure Freunde, schloß der Erzähler, begreifen, warum ich so viel auf eine gesalzte Ohrfeige halte.

Alle lachten herzlich.

Aber, sagte der Eine, lassen wir den Scherz bei Seite, und betrachten die Sache von der Seite ihres Ernstes. Es sind die Wege der Vorsehung Gottes, die wir hier wieder bewundernd anerkennen; denn nicht die Ohrfeigen, sondern die Fügung Gottes hat dein Glück gemacht.

O, sagte der Erzähler, glaube mir, Freund, ich kenne das wohl, und weiß Scherz und Ernst zu scheiden. Ich kann nur die Wege Gottes preisen, die Alles wohlmachen! Aber das magst du nicht in Abrede stellen, daß beide Ohrfeigen auch Mittel in der Hand Gottes waren. Darum komm' ich nochmals darauf zurück, es wäre ein Unglück, wenn sie ausstürben!

Da kannst du ruhig schlafen, erwiederte der Andere. So lange es noch griesgrämliche Vettern und tölpelige Buben, hitzköpfige Väter und junge Herrn gibt, wie du damals im Postwagen warst, und freche Musterreiter und böse Buben, so lange ist keine Noth, daß sie aussterben, und ich denke, trotz aller schulmeisterlichen Empfindsamkeit, auch bei diesen Leuten wird die Ueberzeugung bleiben, daß zu gehöriger Zeit und am gehörigen Ort eine gesalzte Ohrfeige eine rechte Wohlthat ist.

Proficiat! riefen, herzlich lachend, die beiden Andern.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

5.

Ein ungeheures Wort durchhallte in den ersten Tagen des März 1815 ganz Paris, ganz Frankreich, ganz Europa. Napoleon, hieß es, habe Elba verlassen, Napoleon habe sich eingeschifft und werde bald wieder in Frankreich sein. Die Royalisten vernahmen es mit Entsetzen, die Bonapartisten mit einem Entzücken, welches sie sich kaum noch die Mühe gaben, zu verbergen.

Hortense allein theilte nicht das allgemeine Entzücken der Kaiserlichen. Ihre Seele war tieftraurig und von unheilvollen Ahnungen bewegt.

„Ich beklage diesen Entschluß des Kaisers“, sagte sie, „ich würde Alles auf der Welt darum geben, wenn er nicht nach Frankreich zurückgekehrt wäre, weil ich für ihn kein Glück und keine Erfolge mehr sehe. Viele werden sich für ihn, Viele wider ihn erklären, und wir werden einen Bürgerkrieg haben, dessen beklagenswerthes Opfer der Kaiser selber sein wird.“

Indessen ward die allgemeine Aufregung immer größer, Jedermann ward davon ergriffen und fortgerissen, und Niemand wäre in diesen Tagen im Stande gewesen, dem Andern

einen kühlen, vernünftigen Rath zu geben. Die alten Freunde des Kaisers kamen in Massen zur Herzogin von St. Leu und forderten von ihr Rath, Beistand und Ermuthigung. Da sie aber Hortense traurig gestimmt und nicht geneigt fanden, ihre Hoffnungen zu theilen, beschuldigten sie sie der Theilnahmlosigkeit und Gleichgiltigkeit.

Allein die Spione der noch herrschenden Regierung, welche das Hotel der Herzogin umlagerten, hörten nicht die Worte Hortensens, sie sahen nur die einstigen Generäle, die einstigen Rathgeber des Kaisers täglich in das Hotel der Herzogin von St. Leu gehen, und das war genug, um Hortense als die Urheberin dieser ganzen Verschwörung, welche Napoleon nach Frankreich zurückführte, zu stempeln.

Hortense erkannte die Gefahr ihrer Lage, aber sie neigte ihr Haupt, um in schweigender Resignation alle Schläge des Schicksals zu empfangen.

„Ich sehe auf allen Seiten für mich nur Qualen und Wirrnisse“, sagte sie, „aber kein Mittel, ihnen auszuweichen. Es bleibt mir also Nichts übrig, als mich mit Muth zu waffnen, und das will ich thun.“

Die königliche Regierung indeß hoffte immer noch, dem heranwogenden Meer einen Damm zu setzen, den Wellen der Empörung gebieten zu können, rückwärts zu fluthen und Diejenigen in ihren Fluthen zu begraben, welche sie entfesselt hatten. Sie wollte dieses ungeheure Ereigniß, welches Frankreich mit neuen Pulsschlägen durchglühte, nur wie eine Verschwörung behandeln, die man noch zur rechten Zeit entdeckt hätte und die man deßhalb noch zurückzuweisen vermöchte. Man wollte daher vor allen Dingen sich der „Verschwörer“, d. h. aller Derjenigen, von denen man wußte, daß sie dem Kaiser in ihren Herzen treu geblieben, versichern und sie durch Verhaftnahme unschädlich machen.

Eine wahre Hetzjagd der Polizei entstand jetzt, Spione umlagerten alle Häuser der Generäle, Herzöge und Fürsten des Kaiserreichs, und nur unter Verkleidungen und mit List entkamen sie den spähenden Augen der Häscher.

Die Herzogin von St. Leu mußte endlich auch dem dringenden Flehen ihrer Freunde nachgeben und für sich während dieser Tage der Ungewißheit und der Gefahr einen Zufluchtsort suchen; sie verließ verkleidet ihr Hotel und gelangte mitten durch die Schaar der Späher, welche die ganze Straße, in der sie wohnte, belagerten, glücklich in das für sie bei einer ehemaligen treuen Dienerin ihrer Mutter bereitete Versteck. Ihre Kinder hatte sie schon mehrere Tage zuvor bei einer andern treuen Dienerin aus den Tagen des Glanzes untergebracht.

Auch der Herzog v. Otranto, der jetzt wieder der treue Fouché des Kaiserreichs geworden, sollte verhaftet werden, entkam aber durch eine List seinen Feinden und entfloh. — General Lavalette, welcher wußte, daß die Polizei das Hotel der Herzogin v. St. Leu nicht mehr bewachte, weil sie wußte, daß die Herzogin nicht mehr dort sei, Lavalette benutzte diesen Umstand und verbarg sich in dem Hotel der Herzogin vor den Nachstellungen der Polizei, und Herr v. Dandré, der Chef der Polizei, welcher sich vergeblich bemüht, die sogenannten Verschwörer zu fangen, rief mit Händeringen: „Ich kann Niemanden mehr verhaften; man hat so viel und so lange davon gesprochen, daß diese Bonapartisten verhaftet werden müßten, daß sie in dieser Stunde Alle versteckt und gar nicht aufzufinden sind.“

Indessen platzte auf ein Mal wie eine Bombe in das geängstete, zweifelnde, hin- und herwogende Paris die Nachricht hinein: „Der Kaiser ist in Grenoble vom Volk mit Jubel empfangen worden und die Truppen, welche gegen ihn geführt werden sollten, haben sich unter Anführung ihres Chefs, Charles de Labedoyère, zu dem Kaiser geschlagen. Die Stadt hat ihm ihre Pforten geöffnet, das Volk ist ihm mit Jubelrufen entgegen gegangen und jetzt steht Napoleon nicht mehr an der Spitze eines kleinen Trupps, sondern an der Spitze einer kleinen Armee, die sich aber mit jeder Stunde vergrößert.“

Die Regierung versuchte noch in ihren Journalen und durch ihre Beamten den Parisern das Gegentheil glaublich zu machen; aber sie selber glaubte nicht mehr. Sie hörte durch die Luft das alte, verhaßte Jauchzen: „Vive l'Empereur!“ und vernahm das Flattern der Siegesfahnen von Marengo, Jena und Austerlitz. Der Kaiser war noch immer der siegreiche Held, welcher das Schicksal beherrschte und es zwang, sich für ihn zu erklären. (Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Guano-Düngung auf Kartoffelland.) Höchst erfreulich und anregend ist uns ein Bericht über einen Versuch der Guano-Düngung auf Kartoffelland. Der Versuch war auf zweifache Weise, mit trockenem und mit in Wasser aufgelöstem Guano höchst sorgfältig gemacht worden. Zuerst wurden auf dem Kartoffelland 22 Löcher gemacht und in jedes Loch 1 Loth in Wasser aufgelösten Guanos gebracht. Der Kartoffelertrag war 65 Pfd., während 42 Löcher daneben ohne Guanodüngung nur 53 Pfd. Kartoffeln lieferten. Dann wurde auf einer Fläche trockener Guano angewendet und eine gleiche Fläche ohne Guano gelassen und bestellt. Die letztere Fläche ergab 7⅓ Korb Kartoffeln, die Guano-Fläche 11 Korb. Dem Gewichte nach brachten 10 Löcher ohne Guano 14 Pfd., 10 Löcher mit Guano 17 Pfd. Kartoffeln. — Das Hauptresultat war: der Guano brachte die Hälfte mehr Ertrag und vorzügliche, im Geschmacke ganz gleiche Kartoffeln. Der aufgestreute Guano zeigte sich ergiebiger, als der in Wasser aufgelöste. Dabei erhielt sich das Kraut der Guanodüngung frischer und hielt länger aus, als das der gewöhnlichen Düngung.

Lebensphilosophie.

Den Tadler ehr' ich, der die Richtigkeit des Zieles
Mir zugibt, fehle gleich noch zur Erreichung Vieles.
Und wenn der Tadler gar mir kann die Wege weisen,
Wie's zu erreichen sei, dann will ich erst ihn preisen.

Das Leben ist ein widerruflich
Gelieh'nes Gut;
Und es aneignen sich zu wollen,
Ist Thorenmuth.
Hier ist Vergang'nes, und verborgen
Was du erstrebst;
Und dein ist Nichts als diese Stunde,
In der du lebst.

Verschiedenes.

Der berühmte französische Theaterdichter Scribe war über 40 Jahre alt und noch unverheirathet. Eines Tages kam er zu seinem Notar, der mit einer durch seltene Schönheit ausgezeichneten Dame in Unterhaltung wegen einer Geldanleihe begriffen war, zu Gunsten ihres Mannes auf Hypothek. Scribe, welcher, der Dame unbewußt, der Darleiher sein sollte, nahm Anstoß an dem Umstand einer früheren Hypothek, als Mitgabe der Dame. Madame Violay, so hieß die Dame, erklärte: „Wenn ich meinem Manne aus der Klemme helfen kann, so will ich zurücktreten und mich mit der zweiten Hypothek begnügen.“ So kam das Geschäft zu Stande, und in der bestimmten Zeit ward die Summe zurückerstattet. Einige Jahre waren verflossen, als Scribe sich wieder in Gesellschaft des Notars befand und ihn befragte, was aus der Dame geworden, die ihrem Manne einst so liebevoll zu Hilfe gekommen sei. „Sie ist Wittwe seit einem Jahre“, erwiederte der Notarius. „So! so!“ bemerkte Scribe. „Nun, wenn sie wieder einen — Mann brauchen sollte, so stehe ich zu Diensten. Sie können ihr das mittheilen.“ — Dies geschah. Binnen einem Monate fand die Verlobung und bald die Verheirathung statt. Die Ehe ist eine sehr glückliche.

„Alle Menschen gleichen sich im Tode“, predigte Schleiermacher eines Tages. — „Sonderbar!“ rief Jemand: „daß die Menschen einander gleichen, wenn sie verschieden sind.“

Geldausleiher nennt man — Gläubiger, und nicht ohne Grund, weil ihnen auf das Wiederbekommen ein sehr starker Glaube von Nöthen ist.

Palindrom.

Als Pflanze bin ich wohlbekannt,
Rückwärts ein weit entferntes Land.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. – Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 32. Donnerstag, den 13. März **1856.**

Bauplätze zu verkaufen.

Nach dem Französischen.

Henri Tourneur, der auf der allgemeinen Industrieausstellung soeben eine Medaille erhalten, ist kein Maler von Genie, aber was er malt, ist ausgezeichnet. Er zeichnet fast so gut als Meissonier, und seine Farbe ist beinahe so reich als die von Diaz. Seit vier bis fünf Jahren ist seine Malerei modern, ohne daß sie von den Launen der Mode Etwas zu fürchten hätte. Er verkauft seine Bilder zu Preisen, wie sie nur von Engländern bezahlt werden. Seine »Hofdamen«, welche das Atelier von Jean Goujon besuchen, wurden von einer Pariser Gallerie für 18,000 Franken angekauft. Ein Banquier von Rouen bezahlte sein kleines Bild »Der Kuß von Alain Chartier« mit 6000 Franken, und ein reicher belgischer Liebhaber bezahlte seine »Mademoiselle Doze« mit 11,000 Franken. Es sind bei ihm mehr Bilder bestellt, als er binnen zwei Jahren liefern kann, und ich zweifle keineswegs, daß er seine 40,000 Franken im Jahr verdient. Seine ersten Erfolge datiren von der Kunstausstellung des Jahres 1850. Bis dahin hatte er unbekannt sein Leben gefristet. Tourneurs Vater, ein Weinspeculant, der sich mit 10,000 Franken Renten von den Geschäften zurückgezogen, hatte den Beruf seines Sohnes weder befördert noch erschwert; er überließ diesen ohne Geld sich selbst und gab ihm als Trost folgende Rathschläge auf die Reise mit: »Wenn du Talent hast, wirst du durchkommen, hast du keines, so wirst du die Malerei aufgeben und ich bringe dich im Handel unter.« Im Alter von 20 bis 30 Jahren zeichnete Henri Tourneur Holzschnitte für illustrirte Ausgaben, malte Fächer, Schachteln für Zuckerbäcker, Porcellan und selbst Kaminvorhänge. Das »Kind beim Suppentopf«, welches noch heute in der Provinz gesucht wird, ist eine seiner Jugendsünden. Diese zehn Jahre der Prüfung waren ihm sehr nützlich: er lernte sparen. An dem Tag, wo er seine Existenz für 18 Monate gesichert sah, kehrte er dem Handwerk den Rücken und begann zu malen.

Sein Atelier ist das schönste in der Avenue Frochot, und eines der schönsten in ganz Paris. Es ist eine Art Museum, wo man von Allem Etwas, nur keine Bilder sieht. Will Tourneur eine junge Dame aus der Zeit Ludwigs XIII. malen, welche eben einen Liebesbrief versiegelt, so beginnt er damit, daß er zu allen möglichen Raritätenhändlern geht. Er kauft entweder eine Stickerei oder eine Tapete von gepreßtem Leder aus jener Zeit, um den Hintergrund des Gemäldes zu bilden. Er sucht sich ein schönes altes Möbelstück, das er nach Hause bringen läßt. In irgend einer verrammelten Boutike entdeckt er ein kleines, reich eingelegtes Schreibpult, bezahlt es und trägt es unter seinem Arm nach Hause. Er verschafft sich um jeden Preis alte Seidenstoffe und zweihundert Jahre alte Spitzen, mittelst welcher er das Kostüm componirt; bei öffentlichen Verkäufen lauert er dem Schreibzeug von Marion Delorme und dem Petschaft der Ninon de Lenclos auf. So weit geht seine Gewissenhaftigkeit. Er zieht seine Gliederpuppe mit der größten Sorgfalt an, läßt sich für Kopf und Hände ein wunderbar schönes Modell kommen und malt Alles nach der Natur. Er malt immer nur ein Bild, beendigt dasselbe, ohne abzubrechen, und liefert es dann sogleich. Bei ihm sieht man weder Scizzen, noch Malerspäſſe, noch Croquis, noch ein Untereinander von unfertigen Studien, hingeworfenen Ein-

fällen und unverkauften Bildern, wie man sie in Malerateliers gerne findet. Bei ihm sieht man stets nur eine in der Ausführung begriffene Leinwand, die schon in ihrem Rahmen steht. Aber die Wände seines Ateliers sind mit reichen Tapeten bedeckt und voll von prachtvollen Waffen, von denen so manche mehr als 1000 Franken gekostet hat. Auf den alten Möbeln und Etagères steht eine Menge Porcellan, Fayence und anderer Vasen und Gefäße, kostbare Emails, seltene Bronce und künstlerische Kleinigkeiten. Sein Haus ist beinahe eine Succursale des Museums von Aney.

Was ihn betrifft, so werden ihn jene, denen sein von Calamatta gestochenes Porträt nicht bekannt ist, auf der Straße nie erkennen. Er sieht weit weniger einem Künstler als einem englischen Kaufmann ähnlich. Seine Züge sind regelmäßig, aber etwas kalt, seine Haut ist sehr weiß, seine Haare sind hellbraun. Sein Haar bedeckt nach englischer Sitte seine Schläfen und er trägt nur einen Backenbart. Er ist klein, aber trotzdem von hübscher Figur. Ich kenne wenig Männer, die sich besser als er zu kleiden verstehen; er trägt stets das schönste Tuch und die am besten zugeschnittenen Kleider. Nie sieht man an ihm helle Farben, excentrische Formen, und außer seiner Taschenuhr von Breguet trägt er keinen Schmuck. Hält er einen Stock in der Hand, so ist es ein Rohr, welches 100 Franken kostet und mit einem kleinen werthvollen Knopfe von schwarzem Schildplatt versehen ist. Zur Zeit, als er noch sein eigener Bedienter war, sah ich ihn oft, und ich erinnere mich nicht, an ihm auch nur ein Staubkörnchen bemerkt zu haben. Oft ging er zu Bette, ohne gespeist zu haben, aber niemals ging er ohne ein Paar Handschuhe aus. Während er bei einem Milchverkäufer der Straße Pigalle seine Mahlzeit einnahm, kaufte er seine Hüte in der Straße Vivienne und seine Fußbekleidung bei Thonnerieux. Im Atelier trägt er weiße Kleidung aus Wollen- oder Zwirnstoff, je nach der Jahreszeit, und niemals sieht man an ihm einen Flecken; er ist so rein und nett, wie das, was er malt. Seit einem Jahre erlaubt er sich den Luxus, einen Neger zu besitzen. Es ist dies ein junger achtzehnjähriger Abyssinier, den ein aus Aegypten zurückgekehrter Engländer vergaß. Er war nicht getauft. Tourneur gab ihm den Namen Bouledeneige, unterrichtete ihn in allen liberalen Künsten, deren Verständniß den schwarzen Racen möglich ist: im Zimmerputzen, Abstauben der Möbel, Ausbürsten der Kleider, Stiefelputzen und Austragen der Briefe. Dank seinen Bemühungen war Tourneur für monatliche 10 Franken der bestbediente Mensch in ganz Paris.

Man will wissen, daß er bereits bedeutende Summen erspart hat; ich aber, der ich ihn kenne, kann Ihnen sagen, daß dies der Fall nicht ist. Künstler übertreiben Alles und vorzugsweise die Sparsamkeit anderer Künstler. Tourneur hat zu viel Geld auf die verschiedensten Ankäufe verwendet, als daß ihm noch welches übrig geblieben sein sollte. Bedenket außerdem, daß Bouledeneige täglich sechs Pfund Brod verschlingt, und Ihr werdet begreifen, weßhalb das Vermögen seines Gebieters nicht mehr beträgt als 50,000 Franken in Staatsrenten.

So bescheiden diese Summe auch scheinen mag, sie genügt, um jedem vernünftigen Menschen zu beweisen, daß Henri Tourneur ein Künstler ist, welcher zu leben versteht. Er besucht weder Bälle noch Theater, sondern nur die Comédie française, wo er freien Eintritt hat. Seine Lebensweise ist so geregelt, als es die eines 35 Jahre alten Mannes nur sein kann. Indessen möchte ich keinen Eid darauf schwören, daß ihm die Schönheit der Mellina Barni gleichgiltig ist. Als sie ihren Contract mit dem Director der Scala brach, um in Paris zu singen, bewog er sie, ihr Debüt zu verschieben, und noch heute ist sie nicht aufgetreten. Man sieht ihn oft bei ihr, und was noch viel bedeutsamer ist, man trifft sie manch Mal in seiner Wohnung. Aber das sind Dinge, die mich Nichts angehen.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Ein wahrer Taumel des Entsetzens bemächtigte sich nun der königlich Gesinnten, verzweiflungsvolle Entschlüsse wogten in ihnen auf, und als sie erfuhren, daß Napoleon jetzt schon in Lyon angekommen, daß die Bevölkerung ihn auch dort mit Begeisterung aufgenommen, die

Garnison auch dort für ihn sich erklärt habe, da bemächtigte sich ihrer ein panischer Schrecken, ein ungeheures Entsetzen. Im Hause des Grafen de la Pere versammelten sich die Häupter der Royalisten zu einer letzten großen Besprechung und Berathung. Die ausgezeichnetsten Personen, Männer und Frauen der verschiedensten Denkweise sonst, nur zusammentreffend in dem einen Punkte: dem Schrecken vor Bonaparte, in der Liebe zu den Bourbonen, vereinigten sich hier in demselben Salon, mit denselben Empfindungen des patriotischen Entsetzens und demselben guten Willen für das öffentliche Wohl. Da waren Frau v. Staël, Benjamin Constant, Graf Lainé und Chateaubriand, ferner der Herzog v. Nemours und der treue Mirebrix, und um sie her drängte sich die Schaar der geängsteten Royalisten, erwartend und hoffend, daß die beredten Lippen dieser berühmten Personen, welche da in ihrer Mitte standen, ihnen den Sieg, die Hoffnung, kurz das Leben wiedergeben sollten.

Benjamin Constant sprach zuerst. Er sagte, man müsse Napoleon, das heißt der Gewalt, eine Gewalt gegenüberstellen. Bonaparte sei bewaffnet mit der Liebe der Soldaten, man müsse ihm die Spitze bieten mit der Liebe der Bürger. Sein Anblick sei imposant, wie das Antlitz Cäsars, man müsse ihm ein ebenso erhabenes Angesicht gegenüberstellen; man solle also Lafayette zum General en Chef der französischen Armee ernennen. Herr v. Chateaubriand rief mit dem edlen Feuer des Zornes: das Erste, was das Gouvernement zu thun habe, sei, daß es ein Ministerium, welches so vieler Fehler und so vieler Kurzsichtigkeit schuldig sei, strenge bestrafe. — Lainé erklärte mit Thränen in den Augen und mit fast schluchzender Stimme, Alles sei verloren und nur noch Ein Mittel gäbe es, um der Tyrannei zu imponiren: man müsse ihr das Schauspiel des Schreckens, des Entsetzens und Schmerzes bereiten, was Alles die ganze Hauptstadt bei der Annäherung des verhaßten Feindes empfände; demzufolge müßte die ganze Bevölkerung von Paris, die Mütter, die jungen Mädchen, die Kinder, die Greise und die jungen Männer die Stadt verlassen und vor den Mauern derselben solle diese Menschenmasse Den an sich vorübergehen lassen, der komme, ihnen den Frieden zu rauben, und solle ihn erschrecken oder rühren durch dieses Tableau eines ganzen Volkes, das vor dem Anblick eines einzigen Menschen fliehe. — Frau v. Staël sprach in ihrer begeisterten, energischen Weise ein Anathema gegen den Usurpator, der auf's Neue die Fackel des Krieges über das wimmernde, zuckende Frankreich schwingen wolle.

Jedermann war gerührt, begeistert, angeregt; aber Alles, was die beredten Lippen dieser berühmten Dichter und Politiker gesprochen, war doch in gewissem Betracht Nichts weiter als ein Verbalproceß über den Zustand des Kranken und über die unheilbaren Wunden, welche ihm geschlagen worden. Dieser Kranke war Frankreich, und die Royalisten, welche da in dem Salon des Grafen de la Pere versammelt waren, fühlten jetzt, daß sie ihn nicht mehr zu retten vermöchten, daß ihnen Nichts mehr übrig blieb, als in die Verbannung zu gehen und ihn zu beweinen!

6.

Während die Royalisten überlegten, berathschlagten, verzweifelten und weinten, hatte der König allein noch seine Ruhe und Sicherheit zu bewahren gewußt. Das heißt, man hatte sich wohl gehütet, ihm die Dinge so darzustellen, wie sie sich wirklich begaben; — man hatte ihm vielmehr gesagt, daß Bonaparte überall vom Volk mit kaltem Schweigen empfangen werde und daß die Armee seinem Rufe nicht folge, sondern dem Könige die Treue bewahre. Das Jubelgeschrei des Volkes, mit dem es aller Orten den fortschreitenden Napoleon empfing, fand daher keinen Wiederhall in den Tuilerien und Das, was sich dem König, als er am 16. März sich in die Kammern begab, um an das Corps legislatif eine ermunternde und anfeuernde Rede zu halten, Das, was sich auf seinem Wege dem König entgegendrängte, war wieder nicht das Volk, sondern die Royalisten, diese sonst so stolzen Herren und Damen vom alten Adel, welche wiederum, wie am Tage des ersten Einzugs, die Rolle übernahmen, zu der das Volk sich nicht bequemen mochte, welche sich selbst auf eine Stunde in das Volk verwandelten, um dem König die Demonstrationen der Liebe seines Volkes zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Vor einiger Zeit war in den Zeitungen viel die Rede von dem Eifer, mit welchem man in Frankreich auf neue Erfindungen zu Vermehrung der Nahrungsmittel sich legte. Die Noth ist dort noch größer, als in Deutschland. So erhob man ein großes Freudengeschrei über ein neues Verfahren, Fleisch und Früchte Monate lang frisch zu erhalten. Man hoffte auf diese Weise die Büffelheerden Amerika's für die alte Welt nutzbar zu machen und vorläufig wurden die Fleisch-Sendungen nach der Krim nach diesem neuen Recept behandelt. Ganze Kisten wurden mit lakirtem Fleisch gefüllt, das mit Gelatine überzogen wird, die beim Erkalten eine Kruste bildet, von welcher man vollständige Sicherung gegen die Luft erwartete. Die Bereitung und Verpackung des Fleisches geschah mit ungeheueren Kosten und unter specieller Aufsicht der Regierung, aber — o Schrecken, Alles war vergebens gewesen. Als man nach kaum vier Wochen die Kisten öffnete, erhob sich ein so höllischer Geruch von Fäulniß, daß man sich beeilte, jede weitere Untersuchung aufzugeben und auf's Schleunigste dies kostbare Fleisch bei Seite zu schaffen.

Lebensphilosophie.

Das Wort des Mannes ist von seiner Seel' ein Theil;
So wenig ist sein Wort als seine Seele feil.

Wenn der schwer Gedrückte klagt:
Hülfe, Hoffnung sei versagt,
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

Verschiedenes.

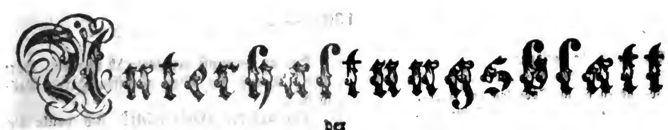
Der sächsische Minister von Globig wurde unterm Thore befragt: „Um Vergebung, wer sind Sie?“ — „Der sächsische Minister Globig.“ — „J, das kann mich nischt helfen, was Sie globen, ich muß bestimmt wissen, wer Sie sind.“

Lewis erzählte in seinem Reisejournal folgende Anecdote: Da mich die Merkmale der Zuneigung bei den Thieren besonders interessiren, so hat mich ein Zug, den mir heute Morgen der Capitän erzählte, außerordentlich angesprochen. Während er in Jamaika in der Neire vor Anker lag, sah man oft Haifische, Männchen und Weibchen, um das Schiff herum, mit einander spielen. Endlich wurde das Weibchen getödtet, und die Verzweiflung des Männchens war übermäßig. Was er ohne sie that, ist jedoch ein Geheimniß, allein ich will erzählen, was er mit ihr anfing. Kaum halte sie den letzten Seufzer ausgestoßen, als er seine Zähne an dem Cadaver ansetzte und denselben mit dem ausgiebigsten Appetite zu fressen begann. Die Matrosen selbst erstaunten über dieses seltsame Zeichen der Liebe nach dem Tode. Um dem zärtlichen Gemahl zu helfen, sich seiner traurigen Pflicht leichter zu entledigen, machten sie sich zu seinen Vorschneidern und fingen an seine theure Hälfte mit ihren Hacken zu zerhauen. Während dieser Verrichtung riß der verwittwete Haifisch seinen Rachen so weit auf als möglich, und verschlang jedes Pfund Fleisch, das man ihm losschnitt, mit einer bewundernswerthen Gefräßigkeit. Ich zweifle keineswegs, daß er während des Verzehrens vollkommen überzeugt war, jedes Stück gehe direct von dem Magen in's Herz. Er mochte sich auch dabei denken, sie war gut während ihres Lebens und ist es auch nach dem Tode. Ich glaube nicht, daß Hymens Annalen ähnliche Beispiele von Zärtlichkeit aufweisen können.

In einer Berliner Destillations-Anstalt hatte der Wirth aus wohlberechneter Industrie eingeführt, daß Jeder, der drei Gläser Schnaps trank, das vierte umsonst bekam, und so tranken denn Viele, statt ihrer gewöhnlichen zwei Gläser, oftmals vier. Eines Tages trat ein Eckensteher in den Laden und sagte zu dem Wirthe: „Schenken Se mir mal eenen in; aber gleich den vierten.“

Auflösung des Palindroms in Nro. 31:
Mais. Siam.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 33. Samstag, den 15. März **1856.**

Schlaf und Tod.

Zwei Engel wandeln Hand in Hand auf Erden;
Eng sind verwandt sie, liebe, traute Brüder.
Sie suchen heim die Menschen ungebeten;
Gott sendet sie vom Himmel uns hernieder.
Oft kommt der ältere der zwei Gefährten;
Doch ein Mal nur besucht der jüngre Jeden.
Sie beide aber treten
Im Wechsel der Natur, im Lauf der Zeiten
Als Wächter auf, bestimmen Lebensgrenzen,
Verlöschte Fackeln tragend, scharfe Sensen;
In düsterem Gewand sie immer schreiten.
So ziehn vereinet in dem Land der Mängel
Der Schlafesengel und der Todesengel.

Stark ist der Mensch: er kann sich kühn entheben
Dem Irdischen; doch muß er unterliegen
Der weisen Ordnung, den Naturgesetzen,
Die mächtig ihn entwaffnen, ihn besiegen.
Dem Schlafesengel muß den Zoll er geben.
Wird selten ungestrafet ihn verletzen.
Mag auch der Mensch sich schätzen
Für einen Herrn, gewaltig und erhaben —
Sein Leib ist einem Mächtigern verfallen:
Der Todesengel hemmt das Erdenwallen —
Der Geist entflieht; der Körper wird begraben.
Wir müssen Gottes weisem Machtgebote
Erliegen in dem Schlafe und dem Tode.

Wenn Tageslast den Menschen niederdrückte,
Wenn er von Leiden sich erlöset sehnet,
Wenn finstre Nacht den hellen Tag verdränget:
Dann ist der Schlafesengel, der uns krönet
Mit Ruhe, die am Tag uns nicht beglückte.
Wenn schweres Schicksal auf uns war verhänget,
Wenn Sorge uns beenget,
Wenn Schmerz und Kummer, Jammer und Gefahren,
Beschwerden, Mühen trübten unser Leben:
Dann kann allein nur wahre Ruhe geben
Der Todesengel, dessen Feind wir waren.
Wir schließen willig unsre Augenlider,
Wenn uns zur Ruhe winken beide Brüder.

Die düstre Schlummerhülle, sie entfliehet,
Das Morgenroth erweckt zu neuem Leben,
Der Mensch ist neu gestärket und erquicket;
Der Schlafesengel hat ihm Kraft gegeben,
Daß in ihm Lust zu frischem Wirken glühet.
Wenn Grabesnacht den Leib, den müden, drücket,
So ist der Geist entrücket
Schon zu dem himmlisch schönen Morgenrothe,
Das nimmermehr ihm wieder untergehet;
Der Todesengel hat ihn dann erhöhet
Zum Lande, unbedroht vom Erden Ode.
Zum neuen, lieblichen Erwachen führen
Die beiden Brüder, Schlaf und Tod, die Ihren.

Eh' wir in Schlafesengels Arm uns legen,
Weih'n noch den letzten Gruß wir unsern Lieben:
Und sind wir wieder von dem Schlaf erstanden,
Sind wir noch ihnen, sind sie uns geblieben:
Dann folgt ein freudiges, ein geist'ges Regen,
Die Herzen fesseln neue Liebesbanden.
Hat uns den ird'schen Landen
Der Todesengel unsern Geist geführet,
So findet dieser dort die Seinen wieder;
Und alle Seligen sind seine Brüder,
Sind Kinder Gottes, der nicht eins verlieret.
So führen Schlaf und Tod zum Auferstehen,
Zu neuem, freudigerem Wiedersehen.

Ein Bild des Tods, voll Wahrheit und Bedeutung,
Sehn wir im Schlafe, das vertraut uns machet
Mit jenem Engel, der die Sense schwinget,
In dessen Armen Keiner mehr erwachet
Zu ird'schem Lichte — doch zu der Entscheidung,
Die ihm dort Himmel oder Hölle bringet.

Die Seele, sie verjünget
Sich nur im Schlafe, bleibet in den Schranken,
Von denen sie im Tode los sich ringet,
Und, frei vom Staub, zum Geisterreiche dringet,
Das nicht erfassen menschliche Gedanken.
Der Schlaf ist Tod: er raubet unser Leben;
Der Tod ist Schlaf: er führet uns zum Leben.

Bauplätze zu verkaufen.

(Fortsetzung.)

Am 15. Mai vorigen Jahres, eine Stunde nach Eröffnung der Ausstellung der schönen Künste, stand Tourneur in Betrachtung seiner selbst versunken und lächelte wohlgefällig einem seiner ausgestellten Bilder zu, als er auf die Schulter einen jener freundschaftlich familiären Schläge erhielt, welche das Gleichgewicht eines edlen Vierfüßlers erschüttern würden. Blitzschnell wendete er sich um, aber das gemüthlich lächelnde Gesicht des Herrn v. Chingru, welches ihm entgegenstrahlte, verscheuchte gar bald seine Zornesaufwallung; er lachte laut auf.

Guten Morgen Van Ostade, Mieris, Terburg, Gerhard Dow, rief Herr von Chingru so laut, daß alle in der Nähe befindlichen Personen es hören mußten. Ich habe die drei Bilder gesehen, sie haben nicht verloren, sie sind wahrhaft prächtig; aufrichtig gesagt, außer deinen Sachen ist hier Nichts, was der Rede werth wäre. Du hast Frankreich, Belgien und England in die Flucht geschlagen; Meissonier, Willem und Mulready sind besiegt. Du malst den Genre, als wäre er selbst ein Genre, und bist gelehrt wie pinxit. Wenn die Regierung dir nicht 100,000 Franken und das Kreuz der Ehrenlegion gibt, so stürm' ich die Bastille.

Nach diesen Worten nahm er Tourneur unter dem Arme und fügte mit leiser Stimme hinzu: Willst du heirathen?

Laß mich doch ruhig!

Es gilt eine Million!

Du bist toll! Eine Million würde mich nicht haben wollen.

Und warum nicht? Du und eine Million, ihr seid einander werth. Was ist eine Million jahrweise erworben? 50,000 Franken. Und das bist du im Stande: du kannst es also aufnehmen mit einer Million.

Woher weißt du das Alles?

Ha, du beginnst neugierig zu werden. Höre also. Kennst du einen gewissen Herrn Gaillard. . . .

Der auf der Börse spielt? Ich danke dir, den kenne ich. . . .

Er spielt so wenig als ich . . . er ist Archivar im Ministerium des . . . .

Und hat eine Stelle, die ihm 10,000 Franken einträgt!

Nein, nur 3600 und 400 Franken Gratification, also 4000 Franken im Ganzen. Das ist der Schwiegervater.

Und meine Million?

Ha, meine Million! Bravo, Van Ostade, der Köder schmeckt dir! Gaillard ist das Muster eines Beamten. Seit 30 Jahren kommt er täglich um 5 Minuten vor zehn Uhr in sein Bureau und in der Zwischenzeit läßt er sich nie durch seinen Hut ersetzen, um Billard zu spielen.

Chingru, du gehst mir auf die Nerven.

Geduld, Freund, Geduld! Dieser Archivar ohnegleichen wohnt mit seiner Tochter, Schwester und Magd in der Amsterdamer-Straße. Sie haben eine Wohnung im vierten Stock, bestehend aus drei Schlafzimmern ohne Salon. Die Fenster . . . .

Adieu, Chingru . . . .

Adieu, Gerhard Dow. Die Fenster gehen auf einen 10,000 Meter großen Bauplatz hinaus. Nun, du bist noch hier?

Verschone mich!

10,000 Meter, den Meter zu 100 Franken, macht eine Million und diese Million ist das Eigenthum des Herrn Gaillard.

Aber wie kommt er dazu?

Sei ruhig, er hat sie nicht gestohlen. Man stiehlt ein Portefeuille, Aehnliches kommt täglich vor, aber man stiehlt keinen Bauplatz, der 10,000 Meter Oberfläche hat; dazu ist keine Tasche groß genug. Im Jahre der Gnade 1830, wenige Tage nach dem Julikrawall, besaß Herr Gaillard, der außer Dienst gesetzt worden, ein Sümmchen von 75,000 Franken, die er von einem in Narbonne verstorbenen Onkel ererbt hatte. Er wollte sein Geld sicher anlegen, um von den Revolutionen Nichts mehr zu fürchten zu haben, als er diese holdseligen Bauplätze entdeckte, wovon der Meter damals 7 Franken kostete. Seine Rechnung war bald gemacht. 70,000 Franken für den Ankauf,

5000 Franken für Notar und Fiscus, er bezahlte baar aus und wurde ein geachteter Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Ludwig XVIII. ward völlig getäuscht. Herr v. Blacas erzählte ihm von immer neuen Niederlagen Bonaparte's, während immer neue Siege den Weg des Kaisers bezeichneten. Man war so weit gegangen, dem König zu sagen, Lyon habe Bonaparte seine Thore verschlossen, Ney sei ihm entgegen gerückt und habe geschworen, ihn in einem eisernen Käfig nach Paris zu bringen.

Der König war also ruhig, gefaßt und entschlossen, als plötzlich sein Bruder, der Graf v. Artois, und der Herzog v. Orleans, welche nach der Meinung des Königs siegreich in Lyon standen, allein, flüchtig, von den Soldaten, von ihren Dienern verlassen, in Paris anlangten und dem König sagten, daß die Stadt Lyon Napoleon mit offenen Armen empfangen und daß ihnen Nichts übrig geblieben, als schleunig zu fliehen. Und eine zweite, eine entsetzlichere Nachricht folgte dieser ersten. Ney, die Hoffnung des Königs, die letzte Stütze seines wankenden Thrones, Ney hatte es nicht vermocht, seinem alten Waffengefährten feindlich gegenüber zu stehen, er war zum Kaiser übergegangen und seine Armee war ihm jauchzend gefolgt.

Jetzt öffnete der König die Augen, jetzt sah er die Wahrheit und erkannte, wie sehr man ihn getäuscht hatte.

»Oh«, rief er schmerzlich, »Bonaparte fiel, weil er die Wahrheit nicht hören, und ich werde fallen, weil man sie mir nicht sagen wollte!«

In diesem Moment und während der König seine Brüder und übrigen Verwandten und die Herren seines Hofes, welche ihn umgaben, mit beredten Worten aufforderte, ihm jetzt endlich die Wahrheit zu sagen, öffnete sich die Thür und der bis dahin immer noch so sorglose, so zuversichtliche und so siegesgewisse Minister Graf v. Blacas schwankte bleich und zitternd herein. Die Wahrheit, welche er dem König so lange verschwiegen, sprach jetzt deutlich aus seinem bleichen, entsetzten Gesicht. Der König hatte die Wahrheit hören wollen: sie stand ihm gegenüber in der Person seines zitternden Ministers.

Eine tiefe Stille trat ein, Aller Blicke wandten sich nach dem Grafen hin und inmitten des allgemeinen Schweigens hörte man ihn mit beinahe schluchzender Stimme sagen: »Sire, es ist Alles verloren; die Armee verräth Ew. Majestät sowohl als das Volk. Ew. Majestät muß sich entschließen, Paris zu verlassen.«

Der König wankte einen Schritt rückwärts und ließ dann seine fragenden Blicke an den Gesichtern aller Anwesenden vorüberschweifen, — kein einziges Auge wagte ihm zu begegnen, ihm einen Schimmer von Hoffnung zu geben, Alle senkten sie den Blick zu Boden.

Der König verstand diese stumme Antwort und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust hervor.

»Nun wohl«, sagte er mit einem bittern Lächeln, »der Baum trägt seine Frucht; Ihr habt mich bis jetzt für Euch regieren lassen wollen, von nun an werde ich für Niemanden mehr regieren. Wenn ich aber noch ein Mal wieder auf den Thron meiner Väter zurückkehre, dann stehe ich Euch dafür, Ihr sollt sehen, daß Ihr mich habt Erfahrungen machen lassen!« —

Wenige Stunden später, bei hereinbrechender Dunkelheit, verließ der König, gestützt auf den Arm des Grafen v. Blacas und unter Vortritt eines einzigen Lakaien, welcher eine Fackel trug, die schon wieder verödeten Tuilerien und entfloh nach Holland.

Vierundzwanzig Stunden später, am Abend des 20. März, zog Napoleon, unter dem Zujauchzen des Volkes und dem donnernden „Vive l'Empereur!" der Truppen in die Tuilerien ein, auf denen heute an derselben Stelle, wo gestern noch die weiße Fahne der Bourbonen geflattert, die Tricolore des Kaisers stolz durch die Luft rauschte.

In den Tuilerien fand der Kaiser alle seine alten Minister, seine Generäle, seine Hofbeamten versammelt; Jedermann wollte ihn sehen, ihn grüßen; eine ungeheure Menschenmenge drängte sich im Vestibule, auf den Treppen, in den Corridors; von den Händen, Armen und Schultern dieser Menge getragen, schwebte der Wiedergekehrte die Treppen empor zu seinen

Gemächern hin, und während man drinnen jauchzte und schrie, umlagerte das Volk zu Tausenden die Tuilerien, um gleich den Glücklichen, welche den Kaiser eben in seine Gemächer trugen, zu jauchzen und zu schreien: „Vive l'Empereur!" — In seinem Cabinet angelangt, empfingen Napoleon die Gemahlin seines Bruders Joseph und Hortense, welche jetzt endlich ihr Versteck hatte verlassen dürfen und nach den Tuilerien geeilt war, um den Kaiser zu begrüßen.

Napoleon erwiederte Hortensens Gruß kalt und finster; er fragte flüchtig nach dem Befinden ihrer Söhne und fügte dann fast strenge hinzu: »Du hast meine Neffen in eine falsche Stellung gebracht, indem Du sie mitten unter meinen Feinden ließest."

Hortensens Augen füllten sich mit Thränen. Napoleon schien es nicht zu bemerken und fuhr fort: »Du hast die Freundschaft meiner Feinde angenommen und Dich von den Bourbonen verpflichten lassen. Ich rechne mehr auf Eugen; ich hoffe, er wird bald hier sein; ich habe schon von Lyon aus an ihn geschrieben.«

Das war der Empfang, welchen Hortense von dem heimkehrenden Kaiser erhielt.

Er zürnte ihr, daß sie in Frankreich geblieben. Und während dessen sagten die Bourbonen, welche auf der Straße nach Holland flüchteten: »Die Herzogin v. St. Leu ist an Allem schuld! Ihre Intriguen und Kabalen allein haben Bonaparte wieder nach Frankreich geführt!«

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Als Mittel gegen Zahnschmerz wird empfehlen Pfeffer, Zucker und Kochsalz, von jedem eine Messerspitze voll, Alles sehr fein gepulvert, in einem Löffel über einer Lichtflamme unter beständigem Umrühren untereinander zu schmelzen. Ein Körnchen davon in den hohlen Zahn gesteckt, soll augenblicklich den wildesten Schmerz beseitigen.

Lebensphilosophie.

Wie kommt es, daß die Welt uns Herz und Seele bindet,
Da doch, wie Jeder sieht, ihr Thun wie Rauch verschwindet:
Man schreit: O Eitelkeit! und bleibet doch ihr Knecht;
O Thorheit! rufe man, so sagt und klagt man recht.

Ein Jeder meint das Rechte nur zu wissen,
Da Jeder doch was Andres meint.
Der vielen Lichter Streit wird uns zu Finsterniß rissen
Tag ist es nur, wo eine Sonne scheint.

Verschiedenes.

Eines Tages kam zu dem Luftschiffer Green in London ein hagerer Engländer und bot ihm siebenhundert Pfund, wenn er ihn auf seiner nächsten Luftfahrt mitnehmen, aber ihm zugleich eine Gondel zur alleinigen Disposition stellen wolle. — »Und weßhalb wollen Sie denn nicht mit mir fahren?« fragte ihn Green. — »Das stört mir meine Phantasie«, erwiederte der Engländer; »ich muß eine Gondel allein haben, sonst fahre ich nicht.« — Nun, dachte Green, für 700 Pfund kannst Du dem Sonderling schon seine Phantasie lassen. Er bestellte also eine zweite kleine Gondel, befestigte diese unter der seinigen und fuhr auf diese Weise ab. Der Ballon ging ganz schön in die Höhe und fuhr dann ruhig weiter, plötzlich bemerkte Green aber, daß er wieder sehr heftig in die Höhe ging, ohne daß er Ballast ausgeworfen hatte. Er sah daher nach seinem unteren Gefährten, dieser war aber sammt seiner Gondel verschwunden. Er war nur deßhalb allein gefahren, um sich abschneiden und einen recht schnellen Tod sterben zu können.

Räthsel.

Bewundernd wirst du die Erste schauen,
Es füllet die Seel' mit Gottvertrauen,
Doch ändert sich das ruhige Schön'
Zur wilden tobenden Sturmesscen',
Dann schauest du die Zweite
Auf der Ersten unendlicher Weite.
Was mag nun wohl das Ganze sein?
Du hüllest es oft in Wolken ein.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 34. Dienstag, den 18. März **1856.**

Bauplätze zu verkaufen.

(Fortsetzung.)

Aber warum verkaufte er seitdem nicht? forschte der Maler neugierig weiter.

Seitdem? Er hat den Aushängschild noch nicht abgenommen, auf dem geschrieben steht: „Bauplätze im Ganzen oder partieenweise zu verkaufen“, und ich kann ihn dir zeigen, wenn du willst. Und du kannst überzeugt sein, daß es an Käufern noch nie gefehlt. Am Tage nach Unterzeichnung des Kaufacts bot man ihm einen Verkauf mit 10,000 Franken Gewinn an. Der Alte dachte: Bravo! ich habe kein schlechtes Geschäft gemacht — und er behielt seinen Bauplatz. Als der Bahnhof von Saint-Germain in der Nähe gebaut wurde, bot ihm ein Speculant 200,000 Franken dafür an. Er kratzte sich an der Nase (die einzige Untugend, die ich an Herrn Gaillard noch bemerkt habe) und antwortete, daß seine Frau den Bauplatz noch behalten wolle. 1842 war seine Frau gestorben; eine Gascompagnie machte ihm glänzende Anerbietungen: sie bot eine halbe Million. Seine Antwort war: „Ich habe nun 12 Jahre zugewartet, ich kann wohl noch länger warten. Ich sehe mit Vergnügen, daß die Zeit für mich arbeitet, greifen wir ihr nicht vor. Wenn meine Tochter einmal heirathsfähig geworden, dann wollen wir sehen.“ Nun mußt du wissen, daß er den Bauplatz in dem Jahre gekauft, wo seine Tochter geboren wurde. 1850 zählte seine Tochter das zwanzigste Jahr ihres Alters, ein schönes Alter, nicht wahr, und der Bauplatz war 800,000 Franken werth, ein schöner Preis, nicht wahr? Aber er gewöhnte sich so wohl an den Besitz beider, daß es eines Wunders bedürfte, um ihn zum Verkauf oder zur Heirathsbewilligung zu bewegen. Man mag ihm noch so beredt auseinandersetzen, daß dies zwei ganz verschiedene Dinge sind: daß die Bauplätze von der Zeit nichts zu fürchten haben, daß die Mädchen aber, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, im Preise sinken: er verstopft sich die Ohren und setzt sich an seinen Schreibtisch, um Papier zu kratzen.

Und seine Tochter?

Langweilt sich täglich endlos und so von ganzem Herzen, daß sie den nächsten besten Mann, der am Horizonte auftaucht, lieben wird.

Und Niemand besucht sie?

Kein Mensch, mit Ausnahme eines alten Advocaten aus der Provinz und seiner sechs Schreiber. Du begreifst wohl, daß man in einer aus drei Schlafzimmern bestehenden Wohnung keine Bälle geben kann! Ich bin der einzige präsentable Mann, der im Hause Zutritt hat.

Sie ist doch nicht allzu häßlich?

Sie ist wunderschön! Ich sage dir nichts weiter.

Hat sie einen menschlichen Namen? Denn ich sage dir, wenn sie Euphrosine oder Eulalia hieße....

Sie heißt Rosalie, gefällt dir der Name?

Ja — Rosalie ist ein hübscher Name. Hat sie einige Bildung?

Ob sie Bildung hat? Künstlerin ist sie, wie du, wie ich.

Ich bitte einen Unterschied zu machen.

Undankbarer! Sie spielt kein Instrument und geht nicht in den Louvre, Bilder zu copiren; aber sie versteht die Malerei, sie fühlt die Musik, wie Der, welcher sie erfunden hat. Uebrigens wurde sie streng erzogen: sie geht sechs Mal im Jahre in's Theater, besucht die Merkwürdigkeiten zwei Mal im

Monat, geht während der Fasten vier Mal in's Concert, hat eine gediegene Bibliothek, wenig Romane und diese englisch. Im ganzen Hause keine Turteltauben, in der ganzen Familie kein Cousin!

Rede, Chingru, rede: ich kann dich ertragen! Wann willst du mich vorstellen?

Morgen, wenn du willst. Ich habe mit ihr bereits von dir gesprochen.

Und was sagtest du ihr?

Daß du der einzige von unsern großen Malern bist, von dem ich noch kein Bild habe.

Am Tage nach meiner Hochzeit sollst du eines haben.

Ich danke dir, sagte Chingru, aber ich muß dich noch um Etwas bitten. Du weißt, daß ich beinahe vierzig Jahre alt bin und keinen Platz habe. Alle Welt weiß, daß man in meinem Alter eine Stellung haben soll. Es ärgert mich, eine Ausnahme zu machen und um mich herum stets zu hören: Herr Chingru, ein schöner Name, was ist er? — Er hat zu leben und ist ein Mann, der Niemanden braucht. — Ja, aber was macht er? — Ich würde wahrhaftig sein, was alle Andern sind, wenn ich nur eine Stelle hätte, die mir 3000 Franken eintrüge. Siehst du nun, lieber Tourneur, für den Augenblick verlange ich nichts von dir, aber später, wenn du zufrieden bist, allerdings. Du hast Credit, du kennst hochgestellte Personen, du gehst zu den Ministern, nicht wahr, du wirst ein Wort für mich einlegen?

Was kannst du leisten?

Alles: ich habe nicht speciell gelernt.

Nun, ich sage nicht nein. Wann sehen wir uns morgen?

Um 2 Uhr. Sie wird um diese Stunde allein sein mit ihrer Tante; du kommst unter dem Vorwande, daß du einen Bauplatz kaufen willst.

Willst du, daß ich dich abhole?

Nein, ich werde bei dir vorüberkommen; ich bin nie zu Hause. Weißt du denn, wo ich wohne?

Daran erinnere ich mich wohl nicht mehr genau.

Nun, siehst du, alle meine Freunde haben dasselbe Mißgeschick, keiner weiß, wo ich wohne. Ich wohne auch nicht, ich bin wie der Vogel bald hier, bald dort. Ich lebe so wenig zu Hause, daß es ein Wunder ist, wenn ich meine eigene Adresse weiß.

Herr v. Chingru, der keine eigentliche Profession und keine bekannte Wohnung hat, ist Das, was man im gewöhnlichen Leben eine peste d'atelier nennt. Sein Talent besteht darin, sich bei den Künstlern einzuführen, ihnen seinen groben Weihrauch zu streuen, bei dem einen über den andern zu schimpfen und hier und dort eine Skizze fortzutragen, die man ihn gerne nehmen läßt. Obgleich weder Künstler noch Kritiker, hat er doch die Spürnase eines Bildkäufers und findet genau die Leinwand heraus, welche wenig Aussicht auf Erfolg hat. In den Malerateliers, wo er Zutritt hat, ist er stets von Bewunderung hingerissen, feiert er Alles, das Schlechte wie das Gute, bis sein Blick etwas Mittelmäßiges herausfindet, dem der Künstler nur wenig Werth beilegt. Dann widmet er diesem Werke seine ganze Bewunderung, dann bricht das ganze Ungestüm seiner Begeisterung los. Bald betrachtet er das Bild aus der Ferne, bald in der Nähe; um seine Lieblingsleidenschaft zu befriedigen, spricht er einem Werke seinen Werth ab; dann geht er, aber sein letzter Blick gilt dem Gegenstande seiner Begierde. Tags darauf sieht man ihn wieder, er aber sieht Niemanden, sagt kaum guten Morgen und geht gerade los auf gestern. Dieses ist der Pol, dem er nunmehr unabänderlich zugewandt ist, als wäre er magnetisirt. Er scheut sich nicht, zum Künstler zu sagen: „Dies ist dein erstes Meisterwerk; gestern warst du nur ein Maler wie alle anderen, ein Delacroix, ein Troyon; heute bist du du selbst." Und wieder ruht sein Blick auf dem heißbegehrten Bilde und er nimmt dieses Bild ohne Rahmen herab, trägt es zum Fenster, fährt mit seinem Rockärmel darüber, stellt es wieder zurück an seinen Platz und tobt gegen die prosaischen Geldmenschen, die nicht kommen wollen, um das Bild mit Geld zu bedecken. Acht Tage darauf kommt er wieder, aber sein Blick ist wo anders hin gerichtet, er vermeidet den Winkel, wo sein Liebling steht, und nur verstohlen wendet er ihm, einen Seufzer erstickend, sein Auge zu. Eines Morgens ist er mit Sonnenaufgang da; er träumte, daß die Königin von England sein theueres Bild gekauft hat; er will es noch ein letztes Mal

bewundern. Da verliert der Künstler die Geduld und läßt seinem Zorne freien Lauf. „Du bist ein Thor, ich habe hier zwanzig Bilder, von denen keines so schlecht ist, und du kommst aus deiner Bewunderung einer Stümperei nicht heraus. Diese Skizze ist erbärmlich und niemals kann daraus Etwas werden; ich will sie nicht mehr sehen, nimm sie fort mit dir, aber sprich mir um Gotteswillen nie mehr davon." Chingru läßt sich dies kein zweites Mal sagen, mit dem Geschrei eines hungrigen Falken stürzt er sich darauf, zeigt das Bild dem Künstler, erschöpft sich darüber in Superlativen und es gelingt ihm, den Künstler zu bewegen, seinen Namen darunter zu setzen, der den Werth der Leinwand verdreifacht. Man nimmt es nicht so genau mit ihm und schenkt ihm leicht ein Bild, denn man weiß, daß er mehrere und von den besten Malern hat; man denkt sich, daß man in seiner Gemäldesammlung in guter Gesellschaft ist. Aber seine Bildergallerie kennt Niemand; sein Haus ist die Höhle des Löwen; man weiß, was hinein, aber nie, was wieder heraus kommt. Alle Bilder, die man ihm schenkt, werden sogleich unter der Hand an einen Juden verkauft, der sie sogleich nach der Provinz, nach Belgien oder England expedirt. Käme zufälligerweise ein solches Bild wieder nach Paris zurück, so würde Chingru mit der größten Ruhe antworten: „Ich habe es verschenkt, ich kann Nichts für mich behalten; ich bin ein Lebemann!" oder: „Ich habe es gegen einen Van Dyck eingetauscht." Wo gibt es einen Maler, der sich beklagte, gegen einen Van Dyck eingetauscht werden zu sein? So verwandelte Louis Theramène von Chingru das Atelier eines jeden Pariser Malers in ein Wohlthätigkeitsbureau für sich.

Henri Tourneur hatte ihm nie Etwas gegeben und er hatte dazu seine Gründe: Wozu seine Bilder verschenken, wenn man sie verkauft? Aber er gab sich im Stillen das Wort, Chingru glänzend zu belohnen, wenn dieser die Heirathsangelegenheit zum Ziele führe.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

7.

Die hundert Tage, welche der Rückkehr des Kaisers folgten, sind wie eine uralte Mythe, wie ein Homerisches Gedicht, wo die Heroen mit einem Schlag ihrer Hand Welten zerschmettern und mit einem Tritt ihres Fußes Armeen aus der Erde stampfen, wo ein Athemzug genügt, um Völker untergehen und neue auftauchen zu lassen. Wie ein Riesen-Epos stehen diese hundert Tage in der Geschichte da und Alles, was die Erde an Herrlichkeit und Entzücken, an Pracht und Glanz, an Glück und Sieg, Alles, was sie an Unglück und Jammer, Schmach und Elend, an Verrath und Perfidie enthält, das war in diese hundert Tage des restaurirten Kaiserreichs zusammengedrängt.

Glänzend und wundervoll war ihr Anfang. Ganz Frankreich schien dem Kaiser entgegen zu jauchzen; Jedermann beeilte sich, ihn seiner unwandelbaren Treue zu versichern und ihm begreiflich zu machen, daß man den Bourbonen nur gezwungen gehorsamt habe. Die alte Pracht des Kaiserreichs herrschte wieder in den Tuilerien, wo Napoleon wieder seinen glänzenden Hof hielt, nur daß statt der Kaiserin Marie Louise, welche nicht, gleich ihrem Gemahl, heimkehrte, Königin Hortense die Honneurs des Hofes machen mußte; nur daß der Kaiser seinem Volke nicht seinen eigenen Sohn, den König von Rom, zeigen konnte, sondern nur seine beiden Neffen, die Söhne Hortensens.

Napoleon hatte sich schnell mit der Königin ausgesöhnt, er hatte ihren sanften und doch entschiedenen Auseinandersetzungen zustimmen müssen, er hatte begriffen, daß Hortense der Zukunft ihrer Söhne das Opfer gebracht hatte, trotz ihres eigenen Widerstrebens, in Frankreich zu bleiben.

Als Napoleon Hortensen dann versöhnt und mit seinem unwiderstehlichen Lächeln die Hand reichte, bat er sie, ihm einen Wunsch zu sagen, damit er ihn sofort erfüllen könne.

Hortense, die von den Royalisten so bitter verleumdete und geschmähte Frau, welcher die flüchtenden Bourbonen noch jetzt als ihrer Verderberin zürnten, sie erbat es sich vom Kaiser als eine Gnade, daß er der Herzogin

von Orleans, die wegen eines Beinbruchs Paris nicht hatte verlassen können, den Aufenthalt daselbst gestatte und ihr außerdem eine Pension bewillige. Sie sagte dem Kaiser, daß sie von der Herzogin einen Brief erhalten, in welchem diese sie um ihr Fürwort bäte, um vom Kaiser eine Unterstützung, deren sie in ihrer äußerst bedrückten Lage dringend bedürfe, zu erhalten.

Der Kaiser bewilligte Hortensen diesen Wunsch und auf ihre Verwendung allein geschah es, daß der Herzogin von Orleans, der Mutter des nachherigen Königs Louis Philipp, eine Pension von 400,000 Franken bewilligt ward. Ebenso wurde einige Tage später der Herzogin von Bourbon, welche sich gleichfalls bittend an Hortense gewandt hatte, auf deren Fürsprache von Napoleon eine Pension von 200,000 Franken bewilligt, worauf sich beide Damen beeilten, Hortense in den zärtlichsten und schmeichelhaftesten Briefen ihrer ewigen Dankbarkeit zu versichern.

Hortense strahlte vor Freude über die Gewährung ihrer Bitte, sie war stolz und glücklich, wie nach einem gewonnenen Siege.

„Es war für mich eine heilige Pflicht“, sagte sie, „mich für diese Frauen zu verwenden; sie befanden sich isolirt und verlassen, wie ich es selbst noch vor wenigen Tagen war, und ich weiß, wie traurig das ist.“

Aber jetzt war Hortense nicht mehr isolirt und verlassen, jetzt war sie wieder die Königin, nicht mehr die Herzogin v. St. Leu, jetzt war sie wieder der Mittelpunkt des Hofes, jetzt neigten sich wieder vor ihr alle Häupter und die vornehmen Damen, welche ihrer seit einem Jahre vergessen hatten, beeilten sich jetzt wieder, der Königin ihre Huldigung darzubringen.

Hortense, wie gesagt, war jetzt wieder der Mittelpunkt des ganzen Hofes und auch die öffentlichen Behörden beeiferten sich, der kaiserlichen Familie ihre Aufwartung zu machen und die Stieftochter Napoleons ehrfurchtsvoll um eine Audienz zu bitten.

Jeden Tag gab es Feste und öffentliche Repräsentationen. Das erhabenste und imposanteste von diesen allen war die am 1. Juni stattgehabte Feierlichkeit auf dem Marsfelde, wo der Kaiser der Armee die neuen Adler und Fahnen gab, welche sie hinfort wieder statt der Bourbonischen Lilien in den Schlachten tragen sollten.

Es war ein wundervoller, bezaubernder Anblick, dieses Meer von Menschen zu sehen, das da auf dem ungeheuren Raum auf und nieder wogte und sein: „Vive l'Empereur!“ erschallen ließ, — diese stolzblickenden, triumphirenden Soldaten zu sehen, die aus den Händen des Kaisers die Adler empfingen, welche die Priester auf dem Altar, der sich dem Kaiser gegenüber erhob, geweiht hatten, — diese mit Tausenden von brillanten-funkelnden Damen besetzten Tribünen zu sehen, welche hinter dem Fauteuil des Kaisers sich befanden und auf deren einer, unmittelbar hinter dem Kaiser, die Königin Hortense mit ihren beiden Söhnen sich befand. Und der Himmel war so schön, die Luft so balsamisch und die Sonne schien so leuchtend hernieder auf all' diese Pracht und Herrlichkeit, und die Kanonen donnerten so mächtig drein und die Musik tönte dazwischen mit ihren jubelnden Fanfaren!

Und während Alles jauchzte und schrie, staunte und triumphirte, saß Hortense da und zeichnete verstohlen in ihr Skizzenbuch diese imposante Scene, diese großartige Ceremonie, von welcher sie im ahnungsvollen Geiste sagte, daß sie vielleicht die letzte des Kaiserreiches sein möchte! —

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Erhab'nes, findet es erhab'ne Stimmung nicht,
Erscheinet lächerlich im Leben, im Gedicht.

Wenn du mich fragst: auf wen darf ich in Treue baun?
Ich sage dir: auf Die, die selber Andern traun.
Und fragst du aber, wem zu trau'n dir nicht gebührt?
Nur Dem nicht, der im Mund stets Treu und Glauben führt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 33:
M e e r s c h a u m.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 35. Donnerstag, den 20. März **1856.**

Bauplätze zu verkaufen.

(Fortsetzung.)

Der Maler und Herr v. Chingru erschienen pünktlich beim Rendezvous, und zwei Uhr schlug es am Bahnhof der Rue Saint Lazare, als Chingru die Hand nach der Glockenschnur des Hauses, wo Gaillard wohnte, ausstreckte. Rosalie selbst ließ sie ein: die alte Tante war mit der Magd auf den Markt gegangen. Sie ließ die beiden Herrn in den Speisesaal eintreten, erzählte Chingru sämmtliche Familienneuigkeiten, ließ sich Henri Tourneur vorstellen und unterhielt sich mit ihm wie mit einem Manne, von dem man schon viel reden gehört, und hörte freundlich an, was er über die Wahl eines Bauplatzes und den Bau eines Malerateliers erzählte. Sie wußte weder unter welchen Bedingungen ihr Vater verkaufen wollte, noch ob er sich herbeilassen würde, einen Bauplatz in zwei Hälften zu theilen, aber sie zeigte ihm einen lithographirten Plan, den Henri bat, auf ein paar Tage mit nach Hause nehmen zu dürfen, da er dann kommen möchte, um sich mit Herrn Gaillard darüber zu verständigen. Der Besuch dauerte zehn Minuten und der Maler war entzückt, als er wegging.

Nun, was sagst du dazu? fragte ihn Chingru auf der Stiege.

Laß mich in Ruhe; meine Augen sind geblendet und mir ist, als ob ich in Italien gewesen wäre.

Du hast nicht so ganz Unrecht; die Dynastie der Gaillard stammt aus Narbonne, einer altrömischen Stadt. Der alte Gaillard bildet sich Etwas darauf ein, ein Abkömmling der einstigen Welteroberer zu sein. Man würde ihn sehr verletzen, wollte man ihm beweisen, daß sein Name Nichts anders als ein durch und durch französisches Beiwort, das zum Range eines Eigennamens erhoben wurde. Singt man ihm das Lied: Bon jour, bon jour, Herr Gaillard — so beginnt er eine tiefgelehrte Discussion darüber, daß es Soldaten und Waffenträger gab, welche mit der besonderen Obhut der Helme (galearium) betraut waren, denn von den Galeariis leitet er seinen Namen Gaillard ab, und um es dir zu beweisen, citirt er das Lehrbuch der Strategie von Vegetius, Capitel so und soviel, §. . . .

Aber hörst du mir zu?

Henri Tourneur blickte starr nach dem Hause des Herrn Gaillard. Chingru fuhr fort:

Vergebliche Mühe, lieber Freund, die Fenster gehen in den Hof. Sie ist also nach deinem Geschmacke?

Ich sage dir, Chingru, sie ist kein irdisches Weib, sie ist ein Engel. Ich erwartete die geopferte Tochter eines alten Geizhalses zu finden, in einem kalten Treibhause aufgewachsen, vor Entbehrungen halb verwelkt und vor Langeweile verdorrt. Wie hätte ich mir eine so hohe Gestalt, einen solchen Wuchs, eine so üppige Schönheit, eine so reizende Gesichtsfarbe vorstellen können! Du sagst, sie sei 25 Jahre alt? Ja, sie muß 25 Jahre alt sein, denn dies ist das Alter der vollendeten Schönheit des Weibes. Alle griechischen Statuen sind 25 Jahre alt.

Brrr . . . . du brennst ja lichterloh. Hast du auch ihre Augen bemerkt?

Alles habe ich gesehen, Nichts ist mir entgangen: ihre großen schwarzen Augen, ihr dunkelbraunes Haar, ihre göttlich geschwungenen Brauen, ihren stolzen Mund, ihre starken und purpurnen Lippen, ihre wunderbar kleinen schimmernden Zähne, ihre feinen Hände, ihre mächtigen Arme, ihre Füßchen nicht größer

als die Hand und nicht breiter als die Finger, ihre Ohren so rosig wie Muscheln von den Antillen. Ob ich ihre Augen gesehen habe! Aber ich habe sogar ihr Kleid von englischem Alpacca, ihre Halskrause und ihre von ihr selbst gestickten Aermel bemerkt, denn wer anders als sie könnte solche Dessins erfinden. Sie hat keine Ringe am Finger, ihre Ohren sind nicht gestochen: du siehst nun wohl, daß ich sie auswendig weiß!

Donnerwetter! Wenn das Herz schon zu reden beginnt, dann habe ich hier Nichts mehr zu suchen.

Ich muß eine Million Thorheiten gesagt haben, ich hörte nicht, was ich sprach; mein ganzes Ich war in meinen Augensternen concentrirt; zum ersten Male in meinem Leben empfand ich die Glückseligkeit des Anblicks einer vollendeten Schönheit.

Das ging rasch; nun will ich dir etwas Anderes zeigen.

Was denn?

Die Bauplätze.

Was gehen mich noch die Bauplätze an! Wenn dieses Mädchen keinen Heller besitzt und mich annimmt, so biete ich ihr meine Hand an!

Was thut dies zur Sache, o Freund. Willst du von den Bauplätzen Nichts hören, nun so gib sie mir. Schon lange betrauere ich, daß ich nicht als Hausherr geboren wurde.

Als Herr Gaillard von seinem Amte nach Hause kam, erzählte ihm Rosalie, daß Herr v. Chingru einen jungen Künstler, Namens Henri Tourneur, mitgebracht, der die Bauplätze sehen wollte, daß sie ihm den Plan gegeben und daß dieser Herr wieder kommen werde, um mit ihm Rücksprache zu nehmen. Aber, fügte sie lachend hinzu, ich wollte wetten, daß er andere Gedanken im Kopfe hat, denn er sah immer nur mich an, redete ohne zu wissen, was er sagte, und dann sieht er für einen gewöhnlichen Käufer von Bauplätzen viel zu gut aus.

Vater Gaillard zog seine Stirne nicht in Falten, er rieb sich nur vertraulich seine tadellose Nase und antwortete: Herr v. Chingru thäte besser, sich nicht in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen. Morgen gehe ich zu dem jungen Manne, um meinen Plan zurück zu verlangen und zu erfahren, was er eigentlich von uns haben will.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Hortense allein ließ sich nicht täuschen von diesem allgemeinen Entzücken, dieser allgemeinen Zufriedenheit. Der Himmel schien noch heiter und leuchtend, sie aber sah schon die Wolken, welche heraufzogen, sie hörte schon das Grollen des Ungewitters, das bald wieder den Kaiserthron zerschmettern sollte; sie wußte, daß ein Tag kommen werde, an welchem all dieser Glanz plötzlich erbleichen werde, an welchem alle Diejenigen, welche heute sich so demuthsvoll vor ihm neigten, sich wieder von ihm wenden würden, an welchem man den Kaiser wieder verläugnen und verlassen werde, und daß ihr von diesem Tage an die jetzige Zeit des Glanzes als eine Schuld angerechnet werden würde.

Doch dieses Wissen machte sie weder ängstlich noch befangen. Der Kaiser war wieder da, er war der Herr und Vater, welchen ihre Mutter Josephine ihr hinterlassen, und treu und gehorsam wollte und mußte sie ihm sein, so lange sie lebte.

Noch also leuchtete die Sonne hell und strahlend über dem neuen Kaiserreich und in dem Salon der Königin Hortense, wo die Diplomaten und Staatsmänner, die hervorragendsten Künstler und Dichter des Kaiserreiches sich zusammenfanden, gab man sich der unbefangensten Heiterkeit hin, beschäftigte man sich mit Literatur und Musik, kurz man schien harmlos und unbesorgt nur dem vergnügten Augenblick zu leben. Benjamin Constant, der sich ganz schnell aus einem enthusiastischen Royalisten in einen kaiserlichen Staatsrath verwandelt hatte, kam in den Salon der Königin und las dort seinen Roman »Adolphe« vor, und Metternich, der Gesandte Oesterreichs, schien keine andere Beschäftigung, keine andere Aufgabe zu kennen, als die Königin und den Kreis der in ihrem Salon versammelten Damen zu amüsiren und für sie neue gesellschaftliche Spiele zu erfinnen. Metternich verstand es, tausend allerliebste Tändeleien auf's Tapet zu bringen,

die dann ein Gegenstand des Vergnügens und der Unterhaltung wurden. Er lehrte die Damen die so reizende, so poetische Blumensprache und machte sie in dem Cirkel der Königin zu einem symbolischen Mittel, sich jederzeit zu verständigen; — er brachte auch das Alphabet der Edelsteine am Hofe der Königin in Mode; jeder Edelstein stellte in diesem Alphabet seinen Anfangsbuchstaben dar und durch ihre Zusammensetzung bildete man Namen und Devisen, welche man in Colliers, Armbänder und Ringe fassen ließ. — Man sieht, es waren sehr harmlose Spiele, welche den Diplomaten Metternich während der hundert Tage am kaiserlichen Hofe zu Paris beschäftigten!

8.

Das Gewitter, welches Hortense geahnt, kam schnell genug heraufgezogen. Alle die Fürsten, welche einst die Bundesgenossen Napoleons waren, hatten sich jetzt gegen ihn erklärt. Keiner von ihnen wollte den Kaiser anerkennen, keiner mit ihm als einem Berechtigten unterhandeln.

Aber um diesen Mann zu beseitigen, bedurfte es des Krieges. Die Heere der Alliirten rückten daher gegen die französischen Grenzen, die Großmächte erklärten Frankreich, oder vielmehr dem Kaiser Napoleon, den Krieg, und Frankreich, welches sich so lange nach dem Frieden gesehnt, welches die Bourbonen nur angenommen, weil es von ihnen den Frieden gehofft, Frankreich mußte den Krieg annehmen.

Am 12. Juni verließ der Kaiser mit seiner Armee Paris, um seinen Feinden entgegen zu ziehen. Napoleon, welcher sonst immer so leuchtend und siegesgewiß in die Schlacht gezogen, war dies Mal düster, verstimmt und niedergeschlagen, denn er wußte wohl, daß von dem Schicksale seiner Armee sein eigenes abhängig sei.

Paris, welches jetzt achtzig Tage der Herrlichkeit und der Feste gesehen, bedeckte sich wieder mit dem Schleier der Trauer; die Gesänge, die Vivats verstummten und Jedermann lauschte in die Ferne, als hoffe er da die Kanonen einer siegreichen Schlacht zu vernehmen.

Die Tage des Sieges waren jedoch vorüber; die Kanonen erdröhnten, die Schlacht wurde geschlagen, aber es war keine Schlacht des Sieges, sondern des Untergangs.

Bei Waterloo sanken die Adler, welche am 1. Juni auf dem Marsfelde ihre Weihe erhalten, in den Staub, der Kaiser, geschlagen, kehrte flüchtig nach Paris zurück, während die Alliirten mit dröhnendem Siegerschritt sich der Hauptstadt näherten. —

Bei der ersten Nachricht von der Heimkehr des Kaisers eilte Hortense in das Elysée, wo Napoleon abgestiegen, um ihn zu begrüßen. Sie hatte die letzten Tage in dumpfem Sinnen und Hinbrüten verbracht, jetzt, da die Gefahr da war, jetzt war sie gefaßt und bereit, an der Seite des Kaisers auszuharren bis zum letzten Moment.

Am 22. Juni sandte der Kaiser den Kammern das Decret seiner Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, des Königs von Rom, und am Tage darauf verkündeten die Kammern den Sohn Napoleons unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen.

Aber dieser Kaiser war ein Knabe von vier Jahren und er war nicht in Frankreich, sondern unter der Obhut des Kaisers von Oesterreich!

Napoleon hatte jetzt zum zweiten Male die Krone von seinem Haupte nehmen müssen und zum zweiten Male verließ er Paris, sein Geschick von den Alliirten erwartend.

Dies Mal indeß begab er sich nicht nach Fontainebleau, sondern nach Malmaison — nach Malmaison, welches einst das Paradies Josephinens gewesen und wo dann ihr Herz sich verblutet hatte. Jetzt war dieses Lustschloß in den Besitz Hortensens übergegangen, und Napoleon, welcher gestern noch über ein ganzes Reich zu gebieten hatte und heute Nichts mehr sein nennen konnte, nicht einmal den Fuß breit Landes, auf welchem er stand, Napoleon fragte Hortense, ob sie ihn in Malmaison aufnehmen wolle.

Sie gewährte es freudig, und als ihre Freunde dies erfuhren und entsetzt sie beschworen, nicht auf diese Weise sich und ihre Kinder mit dem Schicksal des Kaisers zu identificiren und die Gefahr der Verhältnisse wohl zu erwägen, sagte sie entschlossen: „Ich mache mir eine heilige Pflicht daraus, dem Kaiser bis zum letzten Moment treu zu bleiben, und je mehr er in Gefahr ist, desto güclicher werde ich sein, ihm meine ganze Ergebenheit und Dankbarkeit beweisen zu können."

Und als in diesem entscheidenden und ihre ganze Zukunft gefährdenden Moment eine ihrer vertrautesten Freundinnen es wagte, die Königin daran zu erinnern, welche boshafte Gerüchte man einst über ihr Verhältniß zu Napoleon ausgestreut, Gerüchte, die jetzt wieder auftauchen würden, wenn sie den Kaiser in Malmaison empfinge, da antwortete sie mit Hoheit: „Was kümmern mich diese Verleumdungen! Ich erfülle eine Pflicht, die mir mein Gefühl gebietet. Der Kaiser hat mich immer als sein Kind behandelt, ich werde daher immer für ihn eine ergebene und dankbare Tochter sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Tief in der Düstre des Waldes verhauche den Kummer der Seele!
Fruchtlos nach Gegengefühl ringst du im Strudel der Welt.
Lieber den Felsen verkünde dein innigstes Weh, als den Menschen!
Heilig bewahrt es ihr Schooß und ihr Bedauern ist stumm.

Verschiedenes.

Vor Kurzem ging ein Bauer durch eine Hauptstraße der Stadt Köln, um im Auftrage eines Andern in einem ihm näher bezeichneten Laden Rowland's Makassaröl (ein hochgepriesenes Haarwuchsmittel) zu kaufen. Als er in den Laden trat, verlangte der bedächtige Mann, um das rechte um so sicherer zu erhalten, den Herrn des Hauses selber zu sprechen. Endlich erschien dieser. Als er den Bauer nach seinem Begehren fragte, musterte ihn dieser von Kopf bis zu Füßen, und sagte dann, indem er sich umwandte: „Wenn Ihr der Herr des Hauses seid, so bin ich gewiß nicht im rechten.“ Er sah nämlich, daß der Handelsherr selbst eine fürchterliche Glatze hatte.

Die Königin Elisabeth von England fragte den Kanzler Bacon, warum er sich sein Haus so klein gebaut habe? — „Ich habe nicht **mein Haus** zu klein gemacht“, versetzte der Staatsmann, „sondern Euere Majestät haben **mich für** mein Haus zu **groß** gemacht.“

Ein König machte eine Reise durch seine Staaten. In einem Landstädtchen redete ihn der Bürgermeister an und sagte: „Es grüßen Dich Tausende und abermals Tausende, es grüßen Dich unsere Städte, unsere Dörfer, es grüßen Dich alle unsere Einwohner, es grüßen Dich“ — Der König unterbrach ihn mit den Worten: „Grüßen Sie dieselben bestens wieder“, und fuhr vorüber.

Dreisilbige Charade.

1. 2. 3.

Ja, denk' zurücke ich, wie dort im alten Bunde
Ganz Israel mit Moses aus Aegypten ging:
Ich sehe dann im Geiste, wie mit gier'gem Munde
Dies große Volk an mir, dem Ganzen, hing!

1. 2.

„O senke freundlich, Erstes, dich hernieder,
Bring' süßen Frieden unserm Osterfeste,
Befrei' von Zwiespalt und vom Krieg uns wieder!
Zum Passah bringest du uns dann das Beste.“

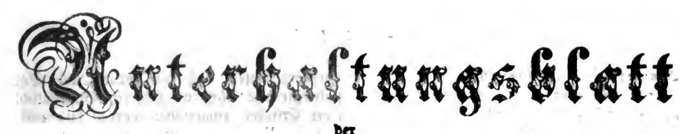
3.

„Du Friede bist so nöthig, wie mein Zweites,
Das leider! dürft'gen Armen häufig fehlt!
Ja, Erstes! sende liebefreudig Beides —
Send' Beides, weil die arme Welt drauf zählt!“

1. 2. 3.

Mich gab Jehovah einst als Speise in dem alten Bunde
Dem Volke Israel, zu stillen sein Verlangen; —
O Christ, verlang' recht sehnsuchtsvoll darnach, mit gier'gem Munde
Empfang' den Heiland jetzt, der schon entgegen dir gegangen!
Dann findest seligsüßen Frieden, den die Welt nicht spendet,
Den Seelenfrieden, den allein das Osterlamm uns sendet!

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.


Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 36. Samstag, den 22. März 1856.

Tod und Auferstehung.

Horch! — „Es ist vollbracht!“ tönt es hernieder!
„Vater, dir befehl' ich meinen Geist!“
Und im Tod erstarren dessen Glieder,
Der sich doch das Leben selber heißt.
Alles ist verstummt. Es spricht nur Einer:
Eines Kriegers Mund zeugt, was er war —
Was er ist und sein wird, ahnet Keiner.
Schmerzgebeugt steht seiner Jünger Schaar.
Und sie sehen seinen Leichnam legen,
Sehen vor der Gruft den schweren Stein.
Ach, kein Hoffnungsfunke will sich regen;
Alle seh'n nur moderndes Gebein!
Und zu ehren den geliebten Todten,
Rüsten sie Gewürz und Specerei —
Ward ihm auch noch dieses dargeboten,
Dieses Letzte, dann ist es vorbei.
Jesu Wort: „Es muß also geschehen“,
Der Propheten Mund ist für sie stumm,
Und im Tode ihres Freundes sehen
Sie vergebliches Märtyrerthum. —
Ja, folgt ihr ihm bis zur Grabespforte
Und begleitet ihr ihn weiter nicht,
Dann sind auch für euch die ernsten Worte,
Die ein spät'rer Zeuge strafend spricht:
„Elend seid ihr, eitel ist der Glaube,
„Ewig hin, wer starb in Jesu Christ,
„Wenn der Herr dem Tode ward zum Raube
„Und nicht wieder auferstanden ist!“ *)
Thoren ihr und trägen, todten Herzens,
Die ihr dem Prophetenwort nicht glaubt,
Tragt sie denn, die Bürde eures Schmerzens,
Da ihr euch der Lind'rung selbst beraubt!

Abend wird es und wird wieder Morgen,
Und der Feinde Schaar ist früh erwacht —
Jesu Wort, den Freunden noch verborgen,
Haben sie genauer sich bedacht.
„Schadet' er uns doch durch That und Lehre
„Während seines Lebens schon genug —
„Jetzt noch Aufersteh'n! Fürwahr, das wäre
„Doch ein noch viel ärgerer Betrug!“
Und sie eilen, dies zu hintertreiben,
Zu dem röm'schen Richter im Verein:
Hüter wachen, daß er todt soll bleiben,
Und zuletzt versiegelt man den Stein.

Freund und Feind, sie haben, wie so wichtig
Jesu Auferstehung sei, bekannt.
Ohne sie ist unser Glaube nichtig,
Sie ist ew'gen Lebens Unterpfand.
Darum heißt der Engel durch die Frauen
Alle hin nach Galiläa geh'n:
„Gehet hin, dort werdet ihr ihn schauen!
„Dort sollt ihr den Auferstand'nen seh'n!“
Darum wandelte er noch auf Erden,
Lehrte sie und zeigte Allen sich:
Zeugen sollten sie der Auferstehung werden,
Zeugen, fest und unerschütterlich.
Zeugen, daß er mit dem Tod gerungen
Und dem Tod den Siegespreis entriß;
Zeugen, daß der letzte Feind bezwungen,
Und daß Jesu Herrschaft jetzt gewiß.

Wohl, so schauet hin voll stiller Trauer,
Schaut am Holz des Fluchs den bleichen Mann!
Aber schauet euch den Mann genauer,
Höret, was er spricht, genauer an!
Horch! — „Es ist vollbracht!“ tönt's in die Runde!
Ist das nicht ein heller Siegesgesang?
Schau' die Feinde! Das war Siegeskunde!
Alle schlagen an die Brust so bang.
Siegesgesang! Die Erd' und Felsen beben,
Und die dunkeln Gräber thun sich auf!
Siegesgesang! Laßt uns das Lamm erheben!
Singt Triumph, ihr Christen all' zu Hauf!
Siegesgesang! Der Vorhang ist verschwunden,
Der das Heiligste bisher verhüllt;

*) 1. Corinther XV, 17—19.

Denn ein ew'ges Opfer ist gefunden —
Jedes Vorbild, Alles ist erfüllt!
Liegt er gleich jetzt noch in Todesbanden,
Bald wird, daß er siegte, offenbar;
Denn so sicher ist er auferstanden,
Als er rein von aller Sünde war.
Tod ist Sündensold — und Der soll sterben,
Dessen Leben stets von Sünden rein?
Nein! Um uns das Leben zu erwerben,
Drang er in die Nacht des Todes ein.
Was er litt, das war für uns're Schulden,
Uns zu gut hat ihn das Grab bedeckt.
Aber nimmer kann der Vater dulden,
Daß sein Heil'ger die Verwesung schmeckt.
Und so ist's vollbracht! — Hoch aufgerichtet
Steht das Kreuz von wilder Feinde Hand —
Laßt es steh'n! Hier hat den Feind vernichtet
Er, der Held, der starb und auferstand.
Laßt uns hierin jenem Volke gleichen —
Sehet ihr: Nach kühnem Siegeslauf
Richten sie den Hut, der Knechtschaft Zeichen,
Dankbar als ein Siegeszeichen auf!
Aber welch' ein Feind ward erst bezwungen,
Dort am Kreuzesstamm auf Golgatha!
Dort am Kreuze ward ein Sieg errungen,
Wie ihn herrlicher die Welt nicht sah.
Von dem Kreuz fließt Ruhe in die Seelen:
Hier ward unser Opfer dargebracht!
Doch dem Grundstein darf der Schluß nicht fehlen:
Ostermorgen wird's nach Grabesnacht!
Darum steht am Grabe nicht beklommen;
Denn heraus tönt es aus seiner Nacht:
„Christus hat dem Tod die Macht genommen
„Und Unsterblichkeit an's Licht gebracht!"

Ostermorgen! Wiedersehens Hoffen!
Ziehe du in uns're Herzen ein!
Du zeigst uns die theuern Gräber offen,
Nimmst vom Herzen, wie vom Grab, den Stein.

Neustadt, im März 1856.

Bauplätze zu verkaufen.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage um 8 Uhr früh legte Henri eben sein Atelierkleid an, als sein Diener einen Mann herbeiführte, der sehr groß, sehr mager, ein wenig schüchtern und mit einer großartigen Nase ausgestattet war: es war dies Herr Gaillard. Mit großen Umschweifen erklärte dieser, daß sein Grund und Boden ein für alle Mal zur größeren Bequemlichkeit der Ersteher eingerichtet worden sei; daß es zu den Unmöglichkeiten gehöre, eine Parzelle desselben in zwei Hälften von gleichem Werthe zu theilen, weil jeder Antheil nur 10 Metres Vorderseite habe; daß es sehr schwer wäre, den Werth des übrig bleibenden Theiles, der nicht auf die Straße ginge, zu berechnen, und daß, wenn Herr Tourneur nicht im Stande oder nicht Willens sein sollte, eine ganze Parzelle zu kaufen, es besser sein würde, von jedem Kauf ganz abzusehen.

Mein Herr, erwiederte Henri beinahe ebenso verlegen, wie Herr Gaillard, ich bin weder ein sehr geschickter Käufer noch ein sehr erfahrener Verkäufer. Ich bin, wie Sie sehen, ein Künstler. Herr v. Chingru... doch ich will lieber offen zu Ihnen reden, obgleich die Dinge, die ich Ihnen zu sagen habe, sich nicht leicht auseinandersetzen lassen. Mein Herr, Sie sind nicht nur Besitzer der Bauplätze, Sie sind auch Vater. Ich habe von Ihrer Tochter in so vortheilhafter Weise sprechen gehört, daß mich ein unüberwindliches Verlangen anwandelte, sie kennen zu lernen und zu sprechen. Zum Vorwand nahm ich diese Bauplätze und wählte, ich gestehe es, den Moment, wo ich sie allein zu finden hoffte; durch Ueberraschung erhielt ich die Ehre, mich zehn Minuten mit ihr zu unterhalten; sie erschien mir außerordentlich hübsch und sehr gut erzogen; und da Sie von selbst zu einer Zwiesprache gekommen sind, die ich heute oder morgen mir zu erbitten gesucht hätte, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß mein innigster Wunsch der wäre, die Hand des Fräulein Rosalie Gaillard zu erhalten.

Herr Gaillard rieb sich lebhaft die Nase und Henri fuhr fort: Ich weiß, mein Herr, recht gut, wie ungewöhnlich eine so directe und so unvorhergesehene Bitte ist. Sie ist es nicht weniger, wenn Sie auch meinen Namen kennen. Ich bin 34 Jahre alt; das Publikum lobt meine Bilder und zahlt sie sehr gut. Ich habe in fünf Jahren 50,000 Franken zusammengebracht und außer meinen Ersparnissen die Einrichtung, die Sie sehen, gekauft; sie kostet beiläufig ebensoviel. Ich kann mich mit Aufträgen im Belaufe von 80,000 Franken ausweisen, die ich vor dem 1. Januar 1857 vollführt haben werde, ohne mich zu übereilen.

Dies meine Activa, wie mein Vater sagen würde. Was die Passiva betrifft, so habe ich nicht eine Centime Schulden. Ich könnte zu meinem Vermögen das meines Vaters rechnen, welches in 10,000 Franken Rente besteht, die auf ehrliche Weise im Handel erworben worden; doch dies nur im Vorübergehen. Mein Vater befolgte die löbliche Gewohnheit, mich nach meinem Gefallen schalten zu lassen und mich mit Nichts zu unterstützen; ich werde ihm nicht zur Last fallen und ihn um eine Aussteuer bitten. Wenn Sie mir die Ehre erweisen, mir Ihre Tochter zu geben, so würde ich Sie bitten, all Ihr Vermögen zu behalten und nach Ihrem Belieben zu gebrauchen; den Lebensunterhalt meiner Frau und meiner Kinder will ich schon selbst gewinnen. Ich weiß wohl, daß diese Bedingungen der Ungleichheit unserer Glücksgüter nicht abhelfen können. Damit dies der Fall wäre, müßte ich reicher oder Sie ärmer sein; aber ich kenne kein Mittel, mich in einem Tage reich zu machen, und bin nicht genug Egoist, Ihnen Verluste zu wünschen. Was ich Ihnen aber versprechen zu können glaube, ist, daß ich an dem Tage, wo Ihr Fräulein Tochter ihr Vermögen in Besitz nehmen wird, ein recht hübsches Sümmchen zusammengebracht haben werde, um vor einer ohne Mühe gewonnenen Million nicht erröthen zu müssen. — Ich weiß nicht, mein Herr, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe.

Ja, mein Herr, entgegnete Herr Gaillard, und so sehr Sie auch Künstler sind, sehen Sie mir doch wie ein ehrenhafter Mann aus.

Henri Tourneur ward roth bis auf das Weiße seiner Augen.

Entschuldigen Sie mich, fuhr Herr Gaillard gutmüthig fort, ich will den Künstlern nichts Böses nachsagen, ich kenne sie nicht. Ich wollte Ihnen einfach zu verstehen geben, daß Sie wie ein Mann reden, etwa wie ein Beamter, ein Kaufmann, ein Notar, und daß Sie nicht die chevalereske Moral der Leute Ihres Standes predigen. Uebrigens haben Sie eine sehr hübsche Gestalt, und ich glaube, daß Sie meiner Tochter gefallen würden, wenn sie Sie öfter sähe. Sie hatte von jeher eine ausgesprochene Neigung für Malerei, Musik, Stickerei und alle die kleinen Talente der Gesellschaft. Ihr Alter paßt auch zu dem meiner Rosalie. Ihr Charakter scheint mir gut, ernsthaft und fröhlich zugleich. Sie scheinen die Geschäfte zu verstehen und ich traue Ihnen die Fähigkeit zu, ein Vermögen von einigem Belang zu verwalten. Mit einem Wort, Sie gefallen mir, mein Herr! Deßhalb aber muß ich Sie bitten, bis auf Weiteres Ihren Fuß nicht über meine Schwelle zu setzen.

Henri glaubte vom Straßburger Münster zu fallen. Herr Gaillard beeilte sich hinzuzufügen: Ich würde Ihnen dies nicht sagen, wenn ich Sie für einen Menschen ohne Consequenz hielte, wie zum Beispiel den Herrn v. Chingru. Aber ich bin klug, und in Ihrem und meiner Tochter Interesse muß ich Erkundigungen sammeln. Ich glaube gern, daß Sie eine ordentliche Lebensweise führen; aber wenn Sie zufällig eine Verbindung hätten, die später das Unglück meiner Tochter würde, so möchten Sie es mir wohl nicht selbst bekennen. Sie sagen mir, daß Sie Goldhaufen verdienen, und ich glaube es Ihnen, obgleich es mir außergewöhnlich genug vorkommt, daß ein Mensch allein in 18 Monaten für 80,000 Franken Bilder anfertigen kann. Ich glaube Ihnen; aber zu meiner Beruhigung muß ich nähere Erkundigungen über Sie einziehen. Ich muß mit Ihrem Vater sprechen, um zu wissen, ob er sich nie über Sie zu beklagen hatte. Es wird gut sein, daß ich mich in Ihrer Nachbarschaft erkundige, ob Sie Niemand Etwas schuldig sind....

Mein Herr...

Ich glaube es Ihnen; aber man hat manchmal Schulden, ohne es zu wissen. Wo haben Sie Ihre Studien gemacht?

Im College Charlemagne.

Wohl! Ich will auch dort nachfragen; ich betrachte Sie nicht als einen Lügner, aber ich bin gescheidt, klug, mein Herr! Das ist so meine Eigenheit, mein Fehler, wenn Sie wollen. Ich habe mich dabei immer wohl befunden. Wäre ich weniger klug, so hätte ich meine Bauplätze im Jahre 1836 an die Compagnie von Saint Germain verkauft. Wenn ich ein unbesonnener Vater wäre, so hätte ich im vorigen Jahre meine Tochter einem Wechselagenten gegeben, der sich soeben erschossen hat. Geduld, junger Mann, Sie verlieren Nichts, wenn Sie warten. Wenn Sie meine Tochter verdienen, sollen Sie sie

haben, aber die Sachen müssen ihren Gang verfolgen. O ich bin klug. — Wäre mein Vater so gewesen wie ich, ich wäre weit reicher als jetzt. — Lassen Sie sich nicht stören. O ich bin klug! (Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Mittel gegen das Abfallen der Baumblüthen und des Obstes.) Wenn zur Blüthzeit im Erdboden nicht Feuchtigkeit genug für die Wurzeln ist, so lasse ich 1 und einen halben Fuß vom Stamm aufgraben, darein werden 4 Wassereimer voll Wasser gegossen, und das Aufgegrabene sogleich wieder zugeworfen: dadurch erhält sich die Blüthe für den Wind, wächst scharf und kein Insect legt deßhalb Eier in die Blüthe. Im Herbste fällt durch dieses Verfahren kein Obst ab. Ich habe Obstbäume, die früher nur ein Jahr um das andere Frucht brachten, seither aber durch obige Behandlung jedes Jahr eine Erndte geben.

Frühlingsbetrachtung.

Mittlerweile kam der Frühling. Mit einem Liebesblick von Gott lächelte die Sonne über der Erde; diese fühlte es, erwachte aus ihrem Schlummer und hauchte ihr Morgengebet in der stillen, aber lieblich duftenden Sprache der Blumen.

Ich möchte wohl wissen, was in deinem Schoose vorgeht, o Erde, wenn deine Vögel zu singen, deine Wellen zu tanzen anfangen, wenn du dich in ein so schönes Gewand kleidest, daß selbst unter den Schatten der Nacht die Sterne des Himmels und das Auge des Menschen dich mit Liebe betrachten, wenn Millionen kleine geflügelte Wesen aus deinen Blumenbeeten emporsteigen und die Luft mit dem harmonischen Geräusche ihres leichten Lebens erfüllen, wenn Freudezuckungen alle deine Adern durcheilen, wenn die ganze begeisterte Natur ein Liebesblick und ein Freudenhymnus ist; — ich möchte wohl wissen, ob du die Freude empfindest, die von dir ausgeht, die unendliche Lust, die du athmest?! Das aber weiß ich, daß du dem Herzen des Menschen neues Leben, seinem Blute einen leichteren Umlauf gibst, daß du seinen Geist von dem drückenden Winternebel des Lebens befreist, daß er ruhend an der Brust der Natur eine von allem Andern unabhängige Freude empfinden kann, ein reines Gefühl von Lebenslust, Liebe zum Leben. O könnte ich jeden an Gemüth oder Körper Erkrankten an einem Frühlingsmorgen hinausführen, ihn auf die jungen Blumen legen, ihn den dunkelblauen Himmel und alle die ruhige und lebende Herrlichkeit, welche die Erde hervorbringt, schauen lassen, ihn fühlen lassen die Wärme im Sonnenstrahl, die balsamische Kühlung des Windes, all diese innerliche Güte in der Luft und in der Natur, die mit der Stimme eines Freundes, mit einem Blick von Gott zum Herzen spricht! Gewiß würde der Unglückliche hier auf eine Stunde die Undankbaren vergessen, die ihm Böses gethan, die Qualen vergessen, die am Faden seines Lebens zerren, selbst die Reue würde hier ruhen und an Verzeihung glauben, der oft Betrogene würde auf's Neue hoffen; gewiß würde der Schmerzenssohn noch vor seinem Tode einige Stunden sorgenfreies Glück genießen, er würde an seinem Abende auf diesen Frühlingsmorgen zurückblicken und sagen: „Auch ich bin glücklich gewesen auf Erden!“ —

Verschiedenes.

Warum grüßet man sich so verschiedentlich in der Welt? Der Gruß der Deutschen: „Wie befinden Sie sich?“ — der Holländer: „Wie fahret Ihr?“ — der Engländer: „Wie thut Ihr thun?“ — der Spanier: „Wie stehen Sie?“ — der Franzosen: „Wie tragen Sie sich?“ ist bekannt. — In China ist der gewöhnliche Gruß: „Jafan, habt Ihr Euern Reis gegessen?“ — in Aegypten: „Wie schwitzen Sie?“ weil eine trockene Haut als ein sicheres Kennzeichen eines tödtlichen Fiebers angesehen wird. — Aber die Böhmen haben den vernünftigsten Gruß, sie sagen: „Wie haben Sie sich?“ In dieser Frage ist die physische und moralische Beschaffenheit eingeschlossen.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 35:
Himmelbrod.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 37. Dienstag, den 25. März **1856.**

Das Veilchen.

Aus der Liebe Rosenfarbe
Und dem Himmelsblau der Treue
Schmolz dein Violett zusammen —
Treue Liebe ward zur Demuth.

Unbemerkt und unbewundert
Willst du ja nur Duft verhauchen
Und den Fuß noch sterbend küssen,
Der dich achtungslos zertreten.

Wem drum wärest du nicht theuer,
Als die prangendste der Schwestern?
Ist dein Duft, du Seelenvolle,
Liebesgruß doch deiner Seele!

Bringt der Sommer, wie das Leben,
Später uns auch schön're Blumen:
Zieht doch sehnendes Erinnern,
Wie zu holden Kindesträumen —

Zieht, wie nach dem Jugendfreunde —
Nach der ersten, heil'gen Liebe —
Nach der unentweih'ten Treue,
Uns zu dir, Viola, hin.

Bauplätze zu verkaufen.

(Fortsetzung.)

Henri brachte acht Tage mit Variationen über das bekannte Thema zu: „Der Kukuk hole die klugen Leute." Doch handelte er selbst klug, indem er die Bande löste, die ihn an Mellina knüpften. Er schickte ihr ein Piano um 1500 Franken, das er ihr versprochen, und verbot ihr streng seine Thüre.

Am achten Tag kam Herr v. Chingru, um ihm den Besuch des Herrn Gaillard anzukündigen. Er erzählte, Herr Gaillard habe ganz Paris durchlaufen, alle Ministerien und besonders die Abtheilungen der schönen Künste befragt, alle Bilderhändler verhört, Ausstellungskataloge der vergangenen Jahre durchwühlt, die letzten fünf Salons von Theophil Gautier wiederholt gelesen und einen ganzen Korb bewundernswerther Nachrichten eingesammelt.

Um halb 5 Uhr kam Gaillard. Er begann die Unterhaltung mit einem kräftigen Händedruck, über den der Maler ganz erfreut war.

Mein junger Freund — hub er an — ich komme aus vierzig oder fünfzig Häusern, wo man mir sehr viel über Sie erzählt hat; ich muß Sie nun ein wenig selbst studiren. Ich habe Nichts dagegen, wenn Sie eine weitere Bekanntschaft mit meiner Tochter machen, denn ich bin es nicht, den Sie heirathen werden, wenn Sie heirathen. Vor Allem ist es aber nöthig, daß wir uns durch zwei oder drei Monate täglich sehen, dann wollen wir von der Sache weiter reden.

Henri überströmte von Dank.

Wie gut sind Sie, mein Herr! Sie erlauben mir, Fräulein Rosalie meine Aufwartung zu machen?

O nein! o nein! Wie Sie Das anpacken! Das würde schöne Geschichten geben! Ein junger Mann jeden Abend bei mir! Und wenn die Sache zu Wasser würde! Ganz Paris wüßte, daß Herr Henri Tourneur Fräulein Rosalie Gaillard heirathen sollte, daß er ihr den Hof machte, und daß aus der Hochzeit Nichts geworden. Man würde fragen, warum? Man würde Gründe finden; wer kann voraus wissen, was man Alles sagen würde?

Henri bemeisterte noch zu rechter Zeit eine Geberde der Ungeduld.

Mein Herr, — sagte er — wissen Sie einen andern Ort, wo wir uns jeden Tag treffen könnten?

Was mich betrifft, nein, und Das ist's, was mich in Verlegenheit bringt. Suchen Sie, Sie sind jung; Sie sagen, daß Sie verliebt sind, es ist Ihre Sache, Ideen zu finden.

Wenn es sich nicht um mehr als fünf oder sechs Zusammenkünfte handeln würde, so hätten wir die Theater, die Concerte! Aber man kann doch nicht jeden Tag hinein gehen. Eine Idee: Sie wollen nicht, daß ich zu Ihnen gehe? Wohl, so kommen Sie zu mir.

Junger Mensch! mit meiner Tochter!

Warum nicht? Ich bin früher Künstler, dann erst Mann. Haben Sie nie ein Atelier gesehen?

Nein, das Ihrige ist das erste.

So wissen Sie denn, daß das Atelier eines Künstlers wie ein neutrales Gebiet ist, ein öffentlicher Platz mit Schatten im Sommer, geheizt im Winter, an den man kommt, wann man will, von dem man geht, wenn man ihn genug hat, wo man sich trifft, wo man sich Rendezvous gibt, wo Jeder zu Hause ist von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Ein Fremder, der nach Paris kommt, besucht die Ateliers wie die Paläste und Kirchen ohne Einlaßkarte, ohne Erlaubnißschein, unter der einzigen Bedingung, daß er beim Eintritt grüßt und beim Fortgehen dankt. Ja er hat es noch besser, der Künstler muß danken.

Aber ich will nicht, daß hier Frankreich und das Ausland an meiner Tochter vorbei defilire.

Ist's Nichts als Das? Ich verschließe die Thüre.

Aber meine Besuche müssen doch noch immer einen wahrscheinlichen Grund haben.

Nichts einfacher; ich male ihr Porträt.

Nie, mein Herr! Ich bin unfähig anzunehmen . . .

Sie werden mich bezahlen!

Ich bin nicht reich genug, um mir diesen Einfall zu erlauben.

Mein Gott! Sie glauben doch nicht, daß ein Porträt so theuer ist?

Ich weiß, wie theuer Sie Ihre Gemälde verkaufen.

Die Gemälde ja; aber die Porträts! Ich hoffe, daß Sie ein Bild nicht mit einem Porträt verwechseln.

Aber was werden meine Freunde sagen, wenn sie bei mir das Porträt meiner Tochter, gemalt von dem berühmten Henri Tourneur, sehen werden?

Sie sagen ihnen, daß Sie es am Boulevard machen ließen.

Gut, Sie versprechen, es nicht zu unterzeichnen?

Ich verspreche Ihnen Alles, was Ihnen gefällt. Wann haben wir die erste Sitzung?

Hören Sie; ich habe das Recht, alle Jahre einen vierzehntägigen Urlaub zu verlangen ohne Vorbehalt. Ich habe zwei Jahre von meinem Rechte keinen Gebrauch gemacht, weil ich die Zeit für eine Reise nach Italien sparen wollte. Ich kann also sechs Wochen Urlaub nehmen. Gestatten Sie mir fünf oder sechs Tage, um diese Angelegenheit im Stillen zu ordnen. Ich will nicht die Aufmerksamkeit des ganzen Ministeriums auf mich ziehen, denn ich bin klug.

Herr Gaillard ging fort, und der Maler dachte fröhlich über die Richtigkeit der menschlichen Klugheit nach. „Siehe da!“ — sprach er zu sich — „ein Familienvater, der aus lauter Klugheit seine Tochter in ein Atelier führt.“

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Hortense also begab sich mit dem Kaiser nach Malmaison und die Treuen, welche ihn im Unglück nicht verlassen wollten, schaarten sich um ihn und bewachten sein Leben und gaben seiner Residenz jetzt noch den flüchtigen Schimmer der Größe und der Herrlichkeit.

Aber Napoleons Schicksal war schon entschieden, es war ein unabwendbares, und als die Nachricht nach Malmaison kam, daß die Alliirten heranzögen und ihnen nirgends ein Widerstand entgegengesetzt würde, als Napoleon einsah, daß Alles verloren, Alles in Trümmer zerfallen sei, sein Thron und seine Krone und auch die Liebe, die er sich für immer in den Herzen der Franzosen mit seinen Thaten, seinen Siegen glaubte aufgebaut zu haben: da beschloß er, zu entfliehen, gleichviel wohin, nur fort aus diesem Frankreich, das nicht mehr auf seinen Ruf hörte, das ihn verlassen hatte.

Der Kaiser beschloß, nach Rochefort zu gehen und dort sich einzuschiffen. Am Nachmittage des 30. Juni wollte er abreisen. Er hatte Nichts mehr zu thun, als von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Er that das mit kalter, thränenloser Ruhe, mit unbeweglichem, ehernem Antlitz, keine Muskel seines Antlitzes zuckte, streng und gebieterisch war sein Blick. Nur als jetzt Hortense mit ihren beiden Söhnen eintrat, als er die Knaben zum letzten Male in seine Arme schloß, da flog ein Schatten über sein Antlitz hin, da zuckten seine bleichen, zusammengepreßten Lippen und er wandte sich ab, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche in seinen Augen standen.

Aber Hortense hatte sie gesehen und sie bewahrte in ihrem Herzen die Erinnerung an dieselben als den schönsten Diamant ihres erloschenen Glückes auf. — Als dann der Kaiser sich ihr zuwandte, um stumm und kalt und ehern wie zuvor auch von ihr Abschied zu nehmen, bat ihn Hortense um eine letzte Gunst.

Ein schmerzliches Lächeln erhellte einen Augenblick die Züge des Kaisers. Es gab also doch noch Etwas, was er gewähren konnte, er hatte also noch eine Gnade zu verleihen! Mit einer stummen Kopfbewegung nickte er Gewährung.

Hortense reichte ihm eine breite, schwere Binde.

»Sire«, sagte sie, »tragen Sie diese Binde unter Ihrem Oberkleid. Bewahren Sie sie wohl, aber in den Zeiten der Noth erinnern Sie sich ihrer und öffnen Sie sie.«

Der Kaiser nahm die Binde und ihre Schwere machte ihn stutzen.

»Was enthält sie?« fragte er. »Ich will es wissen, was enthält sie?«

»Sire«, sagte Hortense erröthend und stockend, »Sire, es ist mein großes Brillantcollier, welches ich eingenäht habe. Ew. Majestät können in einem kritischen Moment des Geldes bedürfen und Sie werden mir nicht das letzte Glück, dieses Andenken von mir anzunehmen, versagen wollen.«

Napoleon weigerte sich, aber Hortense flehte so inständig, daß er endlich nachgeben mußte und den Brillantenschmuck, den »Nothpfennig der Liebe« von seiner Stieftochter annahm. — Dann nahmen sie rasch und schweigend von einander Abschied und Hortense, um dem Kaiser ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen, verließ mit ihren beiden Söhnen eilig das Gemach.

Der Kaiser klingelte und gab Befehl, Niemanden mehr vorzulassen, aber in diesem Moment öffnete sich die Thür und ein Nationalgardist trat ein.

»Talma!« rief Napoleon fast heiter, indem er dem Eintretenden die Hand darreichte.

»Ja, Talma, Sire«, sagte dieser, die Hand des Kaisers an seine Lippen drückend; »ich habe mich in diese Verkleidung gesteckt, um bis hierher zu gelangen und von Ew. Majestät Abschied nehmen zu können.«

»Abschied auf Nimmerwiedersehen!« sagte der Kaiser dumpf. »Ich werde Sie nicht mehr in Ihren großen Rollen bewundern können, Talma. Ich trete eine Reise an, aber ich kehre nicht wieder! Sie werden noch an manchem Abend den Kaiser spielen, Talma; meine Rolle ist ausgespielt!«

»Nicht doch, Sire, Sie werden immer der Kaiser bleiben, auch ohne Krone und ohne Purpur!«

»Der Kaiser auch ohne Volk?«

»Sire, Sie haben ein Volk und Sie werden es nie verlieren, Sie haben einen Thron, welcher unvergänglich ist. Es ist der Thron, den Sie sich auf den Schlachtfeldern errichtet und der in den Büchern der Geschichte gezeichnet stehen wird. Und Jeder, zu welcher Nation er auch gehöre, Jeder, der Ihre Thaten liest, wird davon begeistert werden und sich ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser neigen!«

Während Talma mit glühenden Wangen und flammenden Blicken so sprach, flog ein ruhiger Hauch über das Antlitz des Kaisers hin und er lächelte eine Secunde lang.

Talma hatte seinen Zweck erreicht, er hatte den gedemüthigten Kaiser aufgerichtet an seiner eigenen Größe. -- Napoleon dankte ihm mit einem freundlichen Blick und reichte ihm die Hand zum Abschied dar.

Als sich Talma dann der Thür näherte, hörte man draußen das Vorfahren eines Wagens. Es war der Wagen, in welchem der Kaiser abreisen wollte. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür und eine hohe, majestätische Frauengestalt, deren edles, antikes Antlitz von

grauen Locken umwallt war, schritt langsam und feierlich in das Gemach.

Es war Madame Lätitia, die Mutter Napoleons, welche kam, um von ihrem Sohn Abschied zu nehmen. — Talma blieb in athemloser Spannung stehen, er wagte nicht, sich von der Stelle zu bewegen und dankte in seinem Herzen dem Schicksal, welches ihn zum Zeugen dieses letzten Abschieds gemacht.

Frau Mutter schritt stumm und ohne Talma zu beachten, an ihm vorüber; sie sah nur ihren Sohn, welcher da inmitten des Zimmers stand und seine düstern und doch flammenden Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf sie gerichtet hatte. — Jetzt standen sie sich gegenüber, Mutter und Sohn. Das Antlitz des Kaisers blieb unbeweglich, ehern, bleich, als habe das Schicksal ihn zu einer Marmorstatue geschaffen.

Sie standen sich gegenüber und sprachen nicht, aber über die Wangen der Mutter flossen zwei große Thränen herab. — Talma stand im Hintergrunde und weinte bitterlich. Napoleon blieb unbewegt.

Jetzt hob Madame Lätitia ihre beiden Hände und reichte sie dem Kaiser. »Adieu, mein Sohn!« sagte sie mit voller, tönender Stimme.

Napoleon drückte ihre Hände in den seinen und heftete seine Augen tief und lange auf ihr Angesicht. Dann sagte er fest und stark wie sie: »Adieu, meine Mutter!«

Noch ein Mal schauten sie einander an, dann ließ Napoleon ihre Hände sinken. Die Mutter wandte sich, um zu gehen, und in die Thür da drüben trat der General Bertrand, dem Kaiser anzuzeigen, daß Alles zur Abreise bereit sei.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Wichtiger Handgriff beim Pfropfen besonders des Steinobstes.) Wenn das Messer auf den abgesägten Stamm gesetzt und ein schwacher Schlag darauf gemacht wird, ist nachzusehen, welche Richtung der Spalt nehmen möchte. Dort ist mit einem scharfen Messer durch die Rinde bis an das Holz ein Vorschnitt zu machen, wodurch das Fasern der Rinde verhindert wird, was dem Verwachsen nachtheilig wäre. Hierbei ist zu bemerken, daß die Pfropfreiser von der Morgenseite genommen werden müssen, weil sie gewöhnlich kräftiger werden.

Verschiedenes.

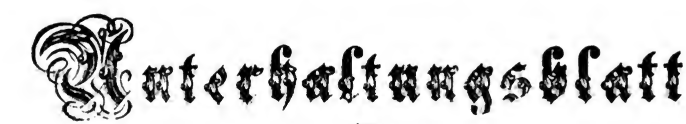
An der table d'hôte saß ein Franzos, der nur sehr wenig Deutsch verstand, er wollte den Kellner rufen, glaubte aber, dieser werde auf das Wort garçon nicht hören, und rief, nachdem er sein Taschenwörterbuch um Rath gefragt hatte: »Monsieur Hagestolz, bringen Sie Rindfleisch!«

Zur Zeit, als das Eisenbad in Ruhla eröffnet wurde, besuchte auch dasselbe Goethe, wohl weniger seiner Gesundheit wegen, als um in den Gebirgen mineralogische Beute zu suchen. Eines Tages unternahm er mit einem Freiherrn von Stein eine größere Wanderung, die zugleich dem alten Inselsberg mitgelten sollte. Die Wanderer hatten jedoch das Ziel ihrer Tour noch nicht zur Hälfte erreicht, als es anfing ziemlich stark zu regnen; Stein trieb zur Eile, doch Goethe war nicht von seinen mineralogischen Forschungen abzubringen; der schon durchnäßte Stein verlor endlich die Geduld und sagte etwas lebhaft: »Wenn Sie durchaus Steine untersuchen wollen, so sagen Sie mir doch, zu welcher Gattung ich gehöre?« — Ohne Besinnen antwortete Göthe: »Zu den Kalksteinen, denn wenn Sie naß werden, brausen Sie auf.«

Palindrom.

Ich bin mir vor- und rückwärts gleich
Und treffe richtig ein.
Ich sehe einem Wunder gleich
Und werd's für Manchen sein;
Jedoch die tiefe Wissenschaft
Erklärt des Weltalls Wunderkraft.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Th. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 38. Donnerstag, den 27. März **1856.**

Das Wort.

Was gleichet wohl des Menschen höchstem Gut,
  Das ihm des Himmels Huld ertheilet?
Dem Worte, das so viel der Wunder thut,
  Sobald der Lippe es enteilet?

Wer kennt die Formen, wer der Töne Weise,
  In der des Wortes Kraft sich kündet?
Wie hier im Donnerton, dort sanft und leise
  Es sich den Weg zum Herzen gründet?

Wie hier es tändelnd und auf leichten Schwingen,
  Gleich Flocken von der Lippe fleugt;
Dort erst nach hehrem, ernstem Geistesringen
  Aus Himmelsblüthen sich erzeugt!

Wenn Plato einst von Staat, Gesetz und Rechten
  Des Wissens Dunkel uns gelichtet;
Wenn Newton uns in heilig stillen Nächten
  Von Gottes Wunderbau berichtet;

Wer ist's, deß Herz nicht von Entzücken bebt
  Bei dieser Seher großem Wort?
Dem Wort, das ewig strahlt, das ewig lebt
  Im Reich der Geister fort und fort!

Wer fühlet nicht des Wortes milden Strahl,
  Der von des Heilands Lippen floß?
Des Wort, deß Trostes-Quelle überall
  Rings Segen spendend sich ergoß?

Was gleichet wohl des Menschen höchster Kraft,
  Die ihm der Gottheit Huld ertheilet?
Dem Worte, das so viel des Guten schafft,
  Wenn frommen Herzen es enteilet?

Doch wehe! wenn des Wortes Allgewalt
  Im Grimm der Herzen sich bemeistert!
Wenn es wie Feuerglocken stürmt und hallt,
  Und wild zur blut'gen That begeistert!

„Auf! Franken! Auf! der Knechtschaft Joch zu brechen!"
  So scholl es einst im Nachbarland.
„Auf! Frankreich! Auf! der Fessel Schmach zu rächen,
  Die man um deinen Nacken wand!"

Und sieh des giftgeschwollnen Wortes Frucht,
  Das Nattern nur gezeugt und Drachen,
Und von des Frevels ungeheurer Wucht
  Altar und Thron zu Trümmer brachen.

„Auf! Auf! des Krieges Würfel ist gefallen!"
  Sprach jüngst des Czaren stolzes Wort.
Wir hörten seine Feuerschlünde hallen
  Beschwingt mit tausendfachem Mord.

Noch wogt der Pont von Sebastopols Falle,
  Noch raucht das blut'ge Leichenfeld.
Wer zählt der Schädel Pyramiden alle,
  Die hier der Tod sich aufgestellt?

O eile, Genius! auf Sturmesschwingen,
  Zu wehren hier des blut'gen Greuls!
Laß tief dein Wort in's Herz der Fürsten dringen,
  Das Wort des Friedens, das des Heils!

R. Str.

Bauplätze zu verkaufen.

(Fortsetzung.)

Man glaubt gar nicht, welche Verwirrung der Anblick eines schönen Ateliers in der Phantasie eines Mädchens anrichten kann — — zunächst freilich der eines Malerateliers; denn in dem Atelier eines Bildhauers kann die Kälte, die Feuchtigkeit, der Kübel mit Thonerde und der Marmorstaub, der Alles bedeckt, die schönsten Illusionen zerstören. Bei einem Maler, wenn er halbwegs Geld und guten Geschmack hat, wird man gleich beim

Eintritt geblendet. Ein freies, entschiedenes Licht fällt in gerader Linie vom Himmel und spielt zwischen den Stoffen der Tapeten, den an der Wand hängenden Anzügen, den alten Möbeln und Trophäen. Wer an die übliche Einrichtung gewöhnt ist, wo jedes Ding seinen ausgesprochenen Gebrauch hat, wo man Alles kennt, versteht, von selbst begreift, der bleibt angenehm betroffen vor diesem künstlichen Chaos stehen. Sein gieriger Blick schweift von Gegenstand zu Gegenstand, von einem Geheimniß zum andern; er prüft die Tiefe der alten Truhen von Eichenholz; er gleitet leicht über das gemalte Porzellan von Japan und China, um auf einem bunten Köcher mit langen Pfeilen zu ruhen, von dem ihn wieder ein breites altes Schlachtschwert für zwei Hände oder eine vom Roste zweier Jahrtausende bedeckte römische Rüstung abzieht. Dazwischen gewahrt er eine Geige ohne Saiten, ein mit Grünspan überzogenes Waldhorn, eine baskische, in schreienden Farben bemalte Trommel und tausend andere abenteuerliche Dinge, die den Gegenstand seiner lebhaften Neugierde bilden. Und erst für eine geistreiche Frau (und geistreich sind sie alle) hat jede dieser Kleinigkeiten einen besonders wichtigen Sinn. Welche Bedeutung muß da der Besitzer dieser Herrlichkeiten, der König dieses geheimnißvollen Reiches gewinnen. Er selbst und Alles, was an und um ihn ist, erscheint ganz anders als in der gewöhnlichen Welt; er kann nicht ein Mann sein wie jeder andere. Es braucht nur einige Tropfen feurigen Malagas, credenzt in einem venetianischen Becher, damit Rosalie Gaillard, die nie etwas Anderes als Wasser getrunken, sich tausend Meilen von Paris dünke.

Die erste Sitzung war entscheidend. Henri hatte in seinen Garten den ganzen Vorrath eines Blumenhändlers vom Montmartre verpflanzen lassen; er ließ Rabatten anlegen bis in's Atelier. „Wenn ich zu ihr ginge“, dachte er, „würde ich ihr alle Tage ein Bouquet bringen; sie soll dabei nicht verlieren.“ Rosalie betete die Blumen an wie alle Pariserinnen und lebte seit langen Jahren in der süßen Hoffnung auf den Besitz eines Gartens. Durch eine eigenthümliche Laune der Natur besaß dieses Kind, von beschränkten Eltern abstammend, alle Bedürfnisse des eleganten Lebens, obgleich sie dieselben nie kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sie schwärmte für Musik, Equipagen, Putz, Tanz, Parks und Lustschlösser, ohne je einen ihrer Wünsche befriedigt zu sehen. Bei ihren Neigungen wäre sie wirklich in ihrer Lage sehr beklagenswerth gewesen ohne die wohlbegründeten Hoffnungen, die sie aufrecht erhielten. Ein Leben voll Entbehrungen, ihre stets unerfüllten Wünsche würden ihr Herz gänzlich verbittert und ihren Ideen jenen düstern Anstrich gegeben haben, den man an alten Jungfern so häufig beobachtet. Aber sie kannte den Reichthum ihres Vaters; sie war einer schönen Zukunft gewiß und lebte von dieser Hoffnung. Im tiefsten Herzen hatte sie sich ein köstliches Asyl aufgebaut, dem Nichts fehlte, nicht einmal die Liebe eines schönen jungen Mannes, der ja doch wohl gleich erscheinen mußte. So auf sich beschränkt, nahm sie geduldig die Sorgen der Hauswirthschaft, die Mühen des Kochens, die Langeweile der Unterhaltung mit den Freunden ihres Vaters, ja selbst die ewige Partie Piquet hin, mit der sie ihre Abendbesuche zu würzen pflegten. Seit einem Jahr war ihr Herr v. Chingru erschienen wie ein vermittelndes Wesen zwischen diesen Herren und den Leuten von Welt, grade so wie auf der Stufenleiter der Thiere der Affe zwischen dem Hunde und dem Menschen steht. Als sie Henri Tourneur sah, sagte sie sich, daß sie gefunden habe, was sie gesucht, und suchte nicht mehr. Seine Person, sein Geist, sein Garten, sein Atelier erschienen ihr als Ideal der Vollkommenheit, und hätte Jemand gesagt, es gebe noch Besseres, so würde sie geglaubt haben, man foppe sie.

Während nun der Maler ihr Porträt entwarf, hatte er volle Gelegenheit, diese vollendete Schönheit, die ihn das erste Mal geblendet hatte, bis in die kleinsten Details zu studiren. Sein erster Blick hatte ihn nicht getäuscht. Rosalie besitzt jene unverwüstliche Schönheit, die keine Runzeln fürchtet und der Zeit spottet.

Die steife Convenienz war bald verschwunden zum großen Erstaunen des Herrn Gaillard, der seine Tochter nicht wieder erkennen konnte. Nie hatte er sie so munter, so gesprächig, so lebhaft gesehen. Ohne Zwang überließ sich Rosalie dem Gefühle einer reinen Liebe. Sie lief im Garten herum, sie tanzte im Atelier, sie berührte Alles, fragte, lachte und plauderte wie eine Drossel während der Weinlese. Sie

schien nicht mehr als vierzehn Jahre alt zu sein; ihre lange gedrückte Jugend machte sich vollkommen geltend. Henri, etwas mehr zurückhaltend, lebte in rosigem Entzücken.

Nach allen Entbehrungen, zu denen ihn Noth und Sparsamkeit verurtheilt hatten, wurde ihm Alles, Reichthum und Glück, auf ein Mal zu Theil. Er hatte während fünfzehn Jahren einige angenehme Verbindungen angeknüpft, die ihn ziemlich viel gekostet hatten; und es überraschte ihn beinahe, sich umsonst geliebt zu sehen von einem Mädchen, das viel hübscher, viel geistreicher war als alle, die er gekannt. Er hatte wohl die Möglichkeit einer Geldheirath vorausgesehen, aber so, wie der Soldat im Felde den Invalidenstand voraussieht; er stellte sich den Reichthum nicht so hübsch vor, er hatte nie gehört, daß eine Million so zarte Händchen und so große Augen haben könne.

Herr Gaillard erfüllte gewissenhaft seine Rolle als Freudenstörer; hatte Henri seine Violine ergriffen und lockte aus ihr die lieblichen Motive der neuen Opern, so daß Rosalie voll Freude in ihm einen Künstler in Begeisterung zu sehen glaubte, gleich war der Gute da, um ihn zum Reden zu zwingen. Er gehörte zu der bedauernswerthen Klasse von Ignoranten, die noch in einem Alter lernen wollen, wo man Nichts mehr lernen kann. Für die Geschichte der Römer schwärmend, wie man für die Kenntniß der Insecten oder Muscheln schwärmt, hatte er drei oder vier veraltete Bücher gelesen und wieder gelesen; diese citirte er bei jeder Gelegenheit, und fragte, forschte und discutirte, um, wie er sich auszudrücken pflegte, den bescheidenen Kreis seines Wissens ein wenig zu erweitern. Henri, in ihm nicht blos einen alten reichen Herrn, sondern auch den künftigen Schwiegervater sehend, bemühte sich, seine Aufgabe mit aller schuldigen Ehrfurcht zu lösen. War der Alte müde vom Sprechen und warfen sich die jungen Leute auf das Kapitel ihrer Liebe und ihrer Hoffnungen, so ergriff er bald wieder das Wort und verstrickte sich in lange faserige Ermahnungen, die man kurz in die Worte zusammenfassen konnte: Liebet euch nicht zu sehr; denn ihr wißt, es ist noch Nichts entschieden.

Endlich war das Porträt zu gleicher Zeit mit dem Urlaub des Herrn Gaillard gegen Ende Juli beendet. Man hütete sich, es zum Goldstaffierer zu schicken, wo es zwanzig Künstler hätten sehen können. Ein Arbeiter des Herrn Deforge nahm das Maß und brachte drei Wochen später einen Rahmen um 20 Franken, welche Herr Gaillard pünktlich, ohne zu handeln, bezahlte. Auch bezahlte er gleich 50 Franken für das Porträt selbst; natürlich gegen Quittung.

Sonntags darauf bat er alle seine Freunde zu Abend auf ein Glas Bier zu sich. Zu diesem Freundschaftscirkel gehörte ein ehemaliger Notar, drei alte Kanzleibeamte, der Schreibmeister Rosaliens und ein Exfabrikant, der sich mit 3000 Franken Rente von den Geschäften zurückgezogen hatte. Um 9 Uhr kündigte Herr Gaillard eine Ueberraschung an; vorsichtig zog er den Schirm von der Lampe, während seine Schwester einen Vorhang von grünem Zeug beiseite schob und Rosaliens Porträt enthüllte. Ein vereinter Schrei der Bewunderung!

Welch' schönes Gemälde! rief der Fabrikant.

Ei, das ist ja das Porträt Ihrer Fräulein Tochter, sagte der Notar.

Und wie gut getroffen! — ließ sich der Chor der Beamten hören.

Ja, sehen Sie, was ich nicht Alles anstelle, — fügte Herr Gaillard hinzu, indem er die Stirne seiner Tochter küßte.

Ich würde mir eine Bemerkung erlauben, sagte der Schreibmeister, der bisher noch Nichts gesprochen. Warum haben Sie, Herr Gaillard, diese Ueberraschung für das Fräulein nicht bis zum vierten September, dem Tage der heiligen Rosalie, aufgehoben?

Weil ich ihr eine andere für ihren Namenstag vorbereite, entgegnete entschlossen Herr Gaillard.

Sie haben die Mittel! tönte es im Chor.

Darf man fragen, hob der Notar wieder an, wie hoch Ihnen dieses Bild kommt?

70 Franken Alles zusammen!

's ist theuer und nicht theuer. Und von wem ist es?

Es ist von Niemanden. Es ist ein Porträt!

Es ist, ließ sich plötzlich eine derbe Stimme hören, vor der Alles zusammenschrack, es ist ein Tourneur zweiter Klasse und ist seine 4000 Franken werth.

Herr Gaillard fiel niedergeschmettert in seinen Stuhl.

Guten Abend, Papa Gaillard! Mein Fräu-

lein, ich habe die Ehre! Meine Herren, ich mache mein Compliment! fügte Herr v. Chingru hinzu, den die Bonne ohne Anmeldung eingeführt hatte. — Das ist ja heute eine unausstehliche Hitze.

Die Luft ist wirklich schwül, entgegnete der Notar.

Die Atmosphäre ist in großer electrischer Spannung, setzte der Schreibmeister ernstlich beklommen hinzu.

Morgen wird es gewiß regnen, hieß es im Chor.

In diesem Tone ging nun die Unterhaltung fort bis zehn Uhr. Herr v. Chingru gab das Zeichen zum Aufbruche und Alles folgte ihm. — Bei Herrn Gaillard hatte es einen Scandal gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Ein edles Gemüth wird Das, was wir selbst von uns Schlimmes sagen, nur zur Hälfte glauben.

Dienende kann man durch Nichts so sehr belohnen, als durch Vertrauen. Einen gewechselten Thaler ungezählt zurückgenommen zu sehen, macht unter Umständen einen Diener glücklicher, als ein Trinkgeld.

Verschiedenes.

Schubert erzählt im eben erschienenen dritten Bande seiner Selbstbiographie folgende Anecdote von dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Als der Großherzog in Doberan vor einem Policinelltheater stehen geblieben war, bemerkte er einen Studenten aus dem damals viel von Fremden besuchten Rostock. Der Student prunkte in einem so eigenthümlich burschikosen Staate, als ob er selber im Großen einen lebendigen Prinzen des Puppentheaters vorstellen wollte. Die Einsammlerin des Theatersoldes von den Zuschauern kommt mit ihrem Teller; sie präsentirt diesen zuerst dem Großherzog. Dieser aber weist sie neckend an den Studenten hin: „Der Herr dort", so sagte er, „wird für mich bezahlen" Der Student ist darüber keineswegs verlegen, sondern mit gebührender Ehrerbietung legt er für seinen allergnädigsten Landesherrn ein Zweidrittelstück (ungefähr 1 fl. 20 kr. rhein.), für sich selber aber einen Schilling (3 gute kr.) auf den Teller und entfernt sich dann. Als aber am Mittag die vornehmeren Kurgäste, mit ihnen auch der Großherzog, in dem Speisesaale sich versammeln, da tritt auch der Student mit mehreren seiner Studiengenossen herein und setzt sich, ehrerbietig grüßend, mit seiner Gesellschaft an einen der kleinen Tische hin. Das junge Volk läßt Speise und Trank sich sehr wohl schmecken; als aber der Kellner mit der Rechnung kommt, weist ihn der Student mit ehrerbietiger Verbeugung an den Großherzog und sagt: „Der allergnädigste Herr da wird für mich und meine Gäste bezahlen." Friedrich Franz lachte herzlich über diesen burschikos-volksthümlichen Witz und sagte: „Der versteht es, der Erkenntlichkeit eines Andern auf halbem Wege entgegen zu kommen!"

Englische Blätter geben folgende Notizen zur Geschichte des Haarpuders. Der erste Puder wurde gebraucht von Balladensängern auf der Messe zu St. Germain im Jahre 1614. Im Jahre 1795 gab es in Großbritannien allein 50,000 Haarkräusler, welche, durchschnittlich berechnet, in einem Jahre 18,250,000 Pfund feines Mehl verbrauchten. Aus diesem Materiale hätte man 5,300,000 Laibe Brod im Werth von 12 Millionen Gulden backen können, an denen sich mehrere tausend Arme täglich gesättigt hätten. In obiger Berechnung ist das Militär, und wer sein Haar selbst besorgte, gar nicht mitgerechnet.

„O, Du mußt recht glücklich sein", sagte Einer, „Du hast alt Geld und alten Wein." — „Ach", versetzte der Andere, „um Beides zu bekommen, habe ich ein alt Weib nehmen müssen."

Auflösung des Palindroms in Nro. 37:

E b b e.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 39. Samstag, den 29. März 1856.

Des Wandrers Osterfeier.

Ein Jüngling stand auf eines Berges Zinnen,
Gestützt auf seinen Wanderstab,
Und sah mit ernstem, tiefbewegtem Sinnen
In's Land, die schöne Pfalz, hinab.

Da lag das große, schöne, reiche Thal
Zu seinen Füßen ausgebreitet;
Viel' Städte drin und Dörfer ohne Zahl
Im Festgewande heut' gekleidet.

Hier Weingeländ', dort üppig grüne Matten
Im frischen Lenzgeschmeide prangen;
Und Haine rings, aus deren dunkeln Matten
Gar süße Melodieen klangen.

Und während so des Wandrers Blicke schweifen
Bald da, bald dort durch's Pfälzerland,
Bis fernhin, wo des Rheines Silberreifen
Das große, schöne Bild umspannt:

Sieh! da ertönte aus dem nahen Thal
Der Osterglocken Festgeläute;
Und mächtig scholl von Thürmen überall
Der Tag des Jubels und der Freude.

Und gleich als fühlte selbst der Vög'lein Chor
Der Glockentöne hehren Klang,
Scholl laut und tausendstimmig rings empor
Der Sänger süßer Jubelsang.

Und tief bewegt vernimmt's der Jüngling droben.
Von hehrer Andacht glüht sein Herz.
Die Knie' gebeugt, die Hände fromm gehoben
Blickt betend auf er himmelwärts:

„O Gott! der mächtig du durch's Weltall schreitest
Und es mit deinen Wundern schmückst!
Der du mit neuem Reiz die Erde kleidest
Und sie mit deiner Huld beglück'st.

„Wohin auch immer meine Blicke eilen,
Auf Berges Höh', in Thales Grund,
Da seh', o Gott! ich deine Fülle weilen,
Da thut sich deine Liebe kund! —

„Allmächtiger! deß ew'ge Majestät
Der Sphären Donnerhymnen preisen!
Um dessen Thron, seitdem der Weltbau steht,
Der Sonnen Myriaden kreisen!

„Allgütiger! des Lebens Quell und Freude!
Du! aller Wesen Vater du!
Lausch' mild dem Danke deines Kindes heute,
Dem Stammeln seines Herzens zu!"

Und sieh', ein Strahl aus dunkelm Wolkenschleier
Verklärt des Beters Angesicht. —
Des Jünglings stille, fromme Osterfeier
Entging dem Auge Gottes nicht.

Neustadt. Str.

Bauplätze zu verkaufen.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen erschien Chingru im Atelier und Bouledeneige öffnete ihm die Thüre. Er erzählte das Ereigniß des vorigen Abends und überschüttete seinen Freund mit Glückwünschen. — Nach einem solchen Aufsehen ist die Sache wie abgethan. Der alte Römer hat den Rubikon überschritten und ich gratulire dir dazu. Ohne mich...!

Ich weiß, was ich dir verdanke, und du sollst nicht vergessen werden.

Wirklich, mein Theurer, wenn du erkenntlich sein willst, so biete ich dir dazu die Gelegenheit. Ich habe auch eine Geldheirath eingeleitet.

Ei! Was du nicht sagst! So gibt es deren für die ganze Welt!

Eine köstliche Geschichte, sage ich dir . . . Ich beginne schon den Hof zu machen.

Bravo!

Das Schlimme dabei ist, daß man einleitende Schritte machen muß; man muß Bouquets, Präsente geben, und ich bin im Augenblick ohne einen Sou.

Das glaube ich dir auf's Wort.

Meine Renten sind ausgeblieben. Ach, mein lieber Freund, bewahre dich der Himmel davor, je Pächter zu haben.

Du willst Geld! Hier ist welches!

Zweihundert Franken! Was soll ich mit zweihundert Franken anfangen!

Oh, man bekommt genug Bouquets um diesen Preis! Wenn du jedoch fünfhundert Franken brauchst, so komme Mittags; du sollst sie haben.

Aber mein Werthester, ich sehe mit Bedauern, daß wir noch immer sehr zurück sind mit unserer Rechnung. Um da zu helfen, müßtest du mir zehntausend Franken borgen können.

Auf deine Blumensträußchen?

Auf meine Blumensträußchen und auf andere Dinge. Fürchtest du dich vor mir? Bin ich nicht gut für zehntausend Franken?

Das ist Alles schön, du brauchst nicht unwillig zu werden. Du weißt, daß ich mich jeden Augenblick verheirathen kann! Ich habe fünfzigtausend dem Alten angekündigt; wenn ich meine Summe nicht beisammen habe, würde Vater Gaillard einen schönen Lärm machen.

Du zeigst ihm meine Verschreibung.

Ja, das ändert die Sache. Wenn du mir eine Verschreibung gibst, habe ich weiter keine Einwendung zu machen. Wo liegen deine Güter?

Eine Hypothek! Für wen hältst du mich? Man gibt eine Hypothek einem Wucherer; aber ich glaubte, daß einem Freunde die Unterschrift genügen würde. Meine Unterschrift sollst du haben.

Ich danke schön!

Du schlägst es mir ab?

Ganz und gar!

Du weißt nicht, was geschehen kann?

Es mag kommen, was da will!

Deine Heirath ist noch nicht abgeschlossen.

Was soll das heißen, und wie verstehst du das?

Ich gebe dir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Wenn morgen ....

Der Maler hörte Nichts weiter. Er öffnete die Thür, ergriff Chingru und schleuderte ihn wagrecht auf einen Korb mit Hortensien, die sich sicher nie mehr von dieser Berührung erholten.

Herr Gaillard ergoß sich, nachdem ihn seine Freunde verlassen, in lauten Klagen. Tochter und Schwester suchten ihn zu trösten.

Was ist denn da Uebles? sagte das alte Fräulein Gaillard. Ein wenig früher oder später hätte man ihnen doch die Heirath anzeigen müssen.

Welche Heirath?

Die meinige, Papa, entgegnete kühn Rosalie.

Du sprichst davon, als ob sie bereits abgeschlossen wäre. Du fürchtest dich doch vor gar Nichts!

Man müßte ziemlich verzagt sein, um sich vor Glück zu fürchten.

Du liebst also diesen jungen Künstler? — Der Name Künstler schnürte noch immer ein wenig die Kehle des ehrenwerthen Mannes.

Ich glaube ihn von ganzem Herzen zu lieben.

Was glauben! Das Glauben, das genügt nicht, man müßte dann volle Gewißheit haben! Ueberlege dir es noch und erwäge wohl das Für und das Wider.

Oh! ich habe Alles bereits erwogen, mein Vater.

Fühlst du nicht das Bedürfniß, dich ein oder zwei Monate zu einem so wichtigen Schritte vorzubereiten?

Es sind bereits fünfundzwanzig Jahre und drei Monate, seit ich mich dazu vorbereite, lieber Vater.

O die Kinder! Wenn diese Heirath zu Stande kommt, wird das Erste sein, daß du mir eine eigenhändige Erklärung ausstellst, daß es nur dein Wille war, Herrn Tourneur zu heirathen, und daß ich dich zu Nichts gezwungen habe.

Ich werde mit beiden Händen unterschreiben, bester Vater.

Auf diese Weise wird meine Verantwortlichkeit gedeckt sein, und kommst du nach zehn Jahren zu mir und sagst: Warum haben Sie mich an einen Künstler verheirathet? so werde ich dir mit diesem Beweise in der Hand antworten: Du warst es ja, die es gewollt hat.

Ich werde mich gewiß nie beklagen, mein liebes Väterchen. Aber was haben Ihnen denn diese armen Künstler gethan, daß Sie sie so schlimm beurtheilen?

Du hast gut reden, entgegnete der Vater, die Künstler bilden eine Kaste außerhalb der Gesellschaft. Ich begreife die Fabrikanten, die Etwas fabriciren, die Geschäftsleute, die kaufen und verkaufen, die Soldaten, die das Vaterland berühmt machen, die Beamten, die es verwalten. Der Künstler steht außer Allen diesen; die Römer, unsere Vorfahren, schätzten sie nicht, denn sie betrachteten die Künstler als eine Ueberwucherung der menschlichen Gesellschaft.

Pfui! diese abscheulichen Worte! Wenn der arme Henri sich im Atelier bei seiner Leinwand und seiner Palette einschließt, was macht er da?

Was er macht? Na, 's ist nicht viel! Er fabricirt Bilder.

Ah! ich nehme Sie beim Wort. Er fabricirt Bilder, also ist er Fabrikant, denn ein Maler ist ein Fabrikant von Gemälden. Er verkauft und verhandelt sie dann, also ist er ein Geschäftsmann; seine Bilder sind berühmt und Paris ist stolz auf ihn, also verherrlicht er auch sein Vaterland. Aber er ist auch Beamter, liebes Väterchen, das will ich Ihnen gleich beweisen.

Nun, den Beweis möcht' ich hören!

Was ist denn ein Beamter? Ein Mann im Staatsdienste und aus der Staatscassa bezahlt; je höher man bezahlt wird, ein desto höherer Beamter muß man sein. Und wenn jetzt Henri einen Auftrag vom Ministerium bekommt, der ein ganzes Jahr dauert, tritt er da nicht in den Staatsdienst? und wenn er am Ende des Jahres zur Staatscassa geht und sich 40,000 Franken auszahlen läßt, ist er da nicht zehn Mal mehr Beamter als Sie, der Sie nur 4000 Franken bekommen?

Kindisches Mädchen! Und was folgt aus Alledem?...

Daß Sie mich an meinen lieben Henri verheirathen müssen, wenn Sie wünschen, daß ich einen Fabrikanten, einen Kaufmann und einen Beamten zugleich heirathe.

Aber, schreckliches Kind! habe ich denn die Zeit, dich zu verheirathen? Es kommen schon wieder meine Bauplätze auf's Tapet; man spricht davon, einen Stadttheil für Arbeiter zu gründen. Ich habe die Liste des Verwaltungscomite's gesehen; lauter treffliche Namen. Sie ließen mich durch einen meiner Chefs ausforschen, sie wollen mir eine Million sogleich baar bezahlen und würden mir überdies einen Antheil von 10 Metres Länge und 15 Breite zum Bauen lassen. Das ist sehr hübsch; aber was ist zu thun?

Anzunehmen, eben weil es sehr hübsch ist.

Aber in zehn Jahren wäre das herrlich.

Aber in hundert Jahren, Papa, wäre es noch weit herrlicher. Freilich würde es dann weder Ihnen noch mir Etwas nützen können.

Da könnte Einem der Kopf zerspringen. Gute Nacht, ich gehe schlafen.

Ohne Etwas entschieden zu haben, lieber Vater?

Guter Rath kommt über Nacht.

Der würdige Mann schlief die ganze Nacht — wie gewöhnlich — einen tiefen Schlaf, denn er besitzt zwei Dinge, welche die zehrende Sorge nie verwüsten konnte: den Schlaf und den Appetit.

Nachdem er ein Pfund Brod und eine riesige Tasse Milchkaffee zu sich genommen, ging er unentschlossener als je in sein Bureau. Er war noch nicht in die Straße Saint Lazare hinabgekommen, als seine Tochter und Schwester den gewaltigsten Zug an der Glocke vernahmen, der noch seit Einführung der Klingel im Hause gehört worden. Mit dem Schrei: Papa ist ein Unglück zugestoßen, eilte Rosalie zur Thüre.

Den Rock bis an den Hals zugeknöpft, mit wichtiger und geheimnißvoller Miene, trat Herr v. Chingru ein. Man empfing ihn, denn Rosalie und ihre Tante waren täglich um 8 Uhr Morgens mit ihrer Toilette fertig. Um 9 Uhr waren die Spuren des Frühstücks verschwunden und das Speisezimmer verwandelte sich in ein Arbeitszimmer.

Entschuldigen Sie, meine Damen, sagte Chingru, daß ich Sie um eine solche Stunde belästige. Ich komme, um bei Ihnen die Pflicht eines Ehrenmannes zu erfüllen. Ich war es, der Henri Tourneur bei Gelegenheit eines Bauplatzes, den er kaufen zu wollen vorgab, bei Ihnen einführte; möchte ich doch nicht zu spät kommen, um die Folgen meiner Unbesonnenheit zu verhüten!

Nun, mein Herr, sprechen Sie, was ist geschehen? fragte Rosalie.

Sie können es bezeugen, Fräulein, daß ich Herrn Tourneur stets nur das Beste nachgesagt.

Das kann ich, und was weiter?

Ich habe Ihnen, wie Ihrer Frau Tante und Ihrem Herrn Vater gesagt, daß Tourneur ein Künstler voll Talent ist, ein vortrefflicher Mensch und was wir Lebemänner einen wackeren Cameraden nennen. Ich beurtheilte ihn als Camerad, und meine Meinung ist noch heute dieselbe; würden Sie mich jetzt über ihn befragen, ich müßte Ihnen dasselbe sagen. Aber warum erfuhr ich nicht eher, daß Ihr Herr Vater andere Absichten hat und Sie mit ihm verheirathen will? Gewiß würde ich dann nicht gesagt haben: Heirathen Sie ihn nicht, er ist Ihrer unwürdig, Sie werden es noch bereuen; nein, ich bin nicht der Mann, der einen Freund verleumdet. Aber ganz unter uns würde ich Ihnen gesagt haben: Das Hinderniß ist folgendes: manche Frau würde darüber entsetzt sein, manche andere würde darüber hinausgehen; an Ihnen ist es zu entscheiden, ob Sie mit dieser Person und mit der Erinnerung einer langen, innigen Verbindung, ja mit allen Folgen derselben es aufnehmen wollen. Hoffen Sie zu siegen, nun, so heirathen Sie ihn!

Herr v. Chingru hatte noch nicht ausgeredet, als er bereits die Früchte seiner Rede erntete. Rosalie vergoß keine Thränen, aber aus ihren Augen schossen wie von unsichtbarer Gewalt geschleudert, Blitze hervor. Das dauerte jedoch nur einige Secunden.

Das tapfere Mädchen verbiß seinen Schmerz.

Ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, sagte Rosalie. Wir wußten bereits Alles. Dann setzte sie, damit diese offenbare Lüge ihre Wirkung ja nicht verfehle, hinzu: Herr Tourneur hat uns die Geschichte der Liebschaft, von der Sie uns erzählt, längst anvertraut, und Ihr gut gemeinter Eifer sagt uns nichts Neues. Uebrigens hat er abgebrochen, nicht wahr?

Ich glaube wohl, Fräulein, soviel wenigstens, als man in solchen Dingen brechen kann . . . .

Genug, mein Herr, und wenn Sie bei uns hier keine andere Pflicht zu erfüllen haben, so . . .

Sie begreifen, Fräulein, stammelte Chingru, daß ich in die Nothwendigkeit versetzt bin, zu sprechen oder zu schweigen . . .

Sie haben geschwiegen, wo Sie sprechen, und gesprochen, wo Sie schweigen sollten. Adieu, mein Herr.

So wurde Herr v. Chingru abgefertigt.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Nein — Dem nur nicht verpflicht' dich,
Deß Herz du nicht gewannst,
Und den du nicht aufrichtig
Auch wieder lieben kannst!
Doch dort zu sein verbunden,
Wo Freundschaft dich umflicht,
Wo Liebe du gefunden,
Das drückt die Seele nicht.

Verschiedenes.

Wir haben viele Wörter, die keine einfache, und wieder manche, die keine vielfache Zahl haben. Zu den letzteren gehört das Glück. Das Glück hat aber nur deßhalb keine vielfache Zahl, weil es in der Welt so selten ist. Dem Ruhm geht es jedoch auch nicht besser.

In einer Gesellschaft entstand einst die Frage, warum so viele Herren, die gern noch jung scheinen wollen, ihre grauen Haare unter schwarze Perücken verbergen? „Je nun", antwortete Einer der Anwesenden, „Mancher verbirgt sie, weil sie nicht mit Ehren grau geworden sind."

Räthsel.

Ewig währt ihr steter Lauf,
Kein Herrschersmachtspruch hält sie auf.
Doch sprich ein Zeichen sanfter aus,
Gleich wird ein kleines Thierchen draus.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der
Neustadter Zeitung.

No. 40. Dienstag, den 1. April 1856.

Bauplätze zu verkaufen.

(Fortsetzung.)

Um vier Uhr Nachmittags desselben Tages war Herr Gaillard eben im Begriffe, sein Federmesser, seine Federn und Kanzleiärmel einzusperren, als eine große und schöne Frau mit einem orangegelben Gesichte in sein Büreau stürzte.

Mein Herr, rief sie mit starkem ausländischen Accente, er ist ein Ungeheuer! Ich liebte ihn, ich liebe ihn noch; seinetwegen habe ich mein Vaterland, meine Familie, das Theater della Scala, wo ich **prima donna assoluta** war, verlassen. Er will heirathen, er verläßt mich und unsere zwei armen Kinder, Enrico und Henriette. Er ist ein Ungeheuer, ein entmenschter Vater. Ich verbiete Ihnen, ihm Ihre Tochter zu geben. Mein theurer Gaillard, du scheinst ein ehrlicher Mann zu sein, versprich mir, ihm deine Tochter nicht zu geben! Sieh, ich werde wahnsinnig, ich spreche mich schlecht aus, ich kann deine Sprache nicht, mi **spiego male**, aber du siehst wohl, wie mir ist. Wenn er heirathet . . . io l'ammazzero . . . so bringe ich ihn um sammt seiner Frau und dann lege ich Hand an mich; ich bin im Stande, die Kirche in Brand zu stecken, und gehe dann nach Rom, um Buße zu thun. Schwöre mir, daß du ihm deiner Tochter Hand nicht gibst.

Der arme Gaillard hielt den Sturm wacker aus. Er suchte den Gallimathias so gut es ging zu verstehen, und erfuhr, daß sein zukünftiger Schwiegersohn Mellina Barni verführt und verlassen habe. Er tröstete die schöne Untröstbare, so gut er es vermochte, und setzte sich sogleich nieder, um folgende Zeilen niederzuschreiben, die er durch einen Commissionär sogleich an ihre Adresse beförderte:

„Paris, Montag, 30. Juli 1855, um 4¼ Uhr Abends.

„Mein Herr! Fräulein Mellina Barni hat mich in meinem Büreau aufgesucht; ich brauche Ihnen weiter Nichts zu sagen. Diese junge Dame scheint sehr interessant zu sein, und ich bin nicht Unmensch genug, um sie von dem Vater ihrer Kinder trennen zu wollen. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung . . .

Gaillard.“

Die Unterschrift war mit einem meisterhaften Manupropria verziert. Geschrieben war der Brief auf jenem feinen, schönen, starken, schweren Formpapier, welches die Regierung eigens für den Amtsgebrauch und für die Correspondenz ihrer Beamten verfertigen läßt.

Henri Tourneur gab sich nicht die Mühe, in das Einzelne einzudringen. Im Nu war er in den Kleidern, nahm seinen Stock und rannte zu Mellina, die ihn mit offenen Armen aufnahm. Mellina ist eine kleine Blondine, weiß wie ein Milchtropfen. Sie spricht ohne allen Accent französisch, da sie nächstens in der komischen Oper in einem Werke von Meyerbeer debütiren soll. Er traf sie im weißen Schlafrock, als sie eben ein Allegro sang. Henri machte ihr eine Scene, von der sie Nichts verstand, als daß man mit ihrem Namen Mißbrauch getrieben. Sie kannte weder Chingru noch Gaillard. Sie errieth wohl, daß Henri mit ihr gebrochen, um sich zu verheirathen, und sie hatte gute Gründe, darüber betrübt zu sein; um keinen Preis aber hätte sie diese Heirath verhindern wollen. Die Fabel von den zwei Kindern versetzte sie in Entrüstung.

Mellina war empört, daß man sie ohne ihr Mitwissen eine solche Rolle spielen ließ. Es

fehlte wenig, daß sie mit Henri zu Herrn Gaillard ging, und dieser hatte alle Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß das Mittel schlimmer wäre als das Uebel selbst.

Tourneur ging graden Weges nach der Amsterdamerstraße und fand Niemand zu Hause; man war im Theater, die Magd sagte es wenigstens. Acht Tage lang kam er wieder und jedes Mal erhielt er denselben Bescheid. Er kam im Laufe des Tages, man war in's Concert gegangen. So oftmaliges Theater und Concert kam einer Verabschiedung nach allen Regeln gleich. Wäre ihm unterwegs Chingru begegnet, er würde ihn sicher zerrissen haben. Er schrieb Gaillard, dann seiner Schwester; man schickte ihm seine Briefe uneröffnet zurück. Da verlor er die Geduld und fuhr nach dem Justizpalaste zum Substitut des Generalprocurators. Es war ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, vorzeitig eingeweiht in alle Geheimnisse des Pariser Lebens.

Es ist nicht zum ersten Male, mein Herr, antwortete ihm der Substitut, daß der Justiz solche Fälle angezeigt werden. Sie werden wohl schon von den Heirathsagenten gehört haben, deren öffentliche Umtriebe manch Mal geduldet, manch Mal aber auch von den Gerichten streng geahndet wurden. Neben den großen Unternehmungen dieser Art, die ihren Prospectus anschlagen lassen, gibt es eine ganze Klasse von Individuen, deren einziges Geschäft es ist, großen Vermögen, riesigen Aussteuern und den Millionen, die im vierten Stockwerk wohnen, auf die Spur zu kommen, um dieselben zu brandschatzen. Sie associiren sich unter einander und bilden eine anonyme Gesellschaft, deren einziges Capital die Intrigue, und deren Statuten niemals bekannt wurden. Die Einen fordern zehn Procent der Mitgift, die Andern begnügen sich mit einem mäßigen Gewinne, denn hier wie überall gibt es Concurrenten. Herr v. Chingru, oder wie er immer heißen mag, war gewiß einer der Gemäßigtsten in seinen Ansprüchen. Als er sah, daß man ihm die erwartete Belohnung verweigerte, ließ er durch einen seiner Genossen oder eigentlich Mitschuldigen die kleine Scene veranstalten, die Sie mir soeben angezeigt. Wir werden der Comödiantin und dem Verfasser des Stückes nachspüren lassen, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß wir eine Person auffinden, über die Sie so wenig zu sagen wissen, und fänden wir sie auf, so wäre es ziemlich schwierig, die Mitschuld des Chingru zu beweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

9.

Zum zweiten Male waren die Bourbonen unter dem Schutze der Alliirten in Paris eingezogen und Ludwig XVIII. war wieder König von Frankreich. Aber dies Mal kam er nicht mit den milden und versöhnlichen Gesinnungen — er kam, um zu bestrafen und zu belohnen, ohne die Gnade mit sich zu bringen. Die alten Generäle und Marschälle des Kaiserreichs, welche es nicht vermocht hatten, dem Ruf des Imperators zu widerstehen, wurden jetzt verbannt, degradirt, gerichtet. Ney und Labedoyère mußten ihre Treue gegen den Kaiser mit ihrem Blute bezahlen und unerbittlich war man gegen Alles, was nur irgend mit den Napoleoniden zusammenhing. — Die Verleumdungen, welche man im Jahre 1814 gegen die Herzogin von St. Leu ausgestreut, sollten jetzt ihre schlimmen Früchte tragen. Es waren die Drachenzähne, welche sich in wilde Krieger verwandelten, die ihre Schwerter gegen die Brust einer wehrlosen Frau richteten.

Während nun die arme Königin traurig und verlassen im Innern ihrer Gemächer weilte, verbreitete man das Gerücht, sie conspirire auf's Neue und allabendlich bei einbrechender Dunkelheit verlasse sie ihr Hotel, um das Volk aufzureizen, daß es den Kaiser zurückfordere oder doch den König von Rom zum Herrscher begehre.

Hortense, von diesen Verleumdungen unterrichtet, wollte sich und ihre Kinder vor den Anfeindungen der Bourbonen schützen und beschloß, Frankreich zu verlassen und nach der Schweiz zu gehen, wo sie am Genfersee eine kleine Besitzung hatte.

Aber man ließ ihr nicht Zeit, die Vorkehrungen zu ihrer Abreise zu treffen, die wilde Meute des Hasses war gegen sie losgelassen und wollte sie von dannen hetzen. Eine einsame Frau mit zwei wehrlosen Kindern schien der neuen Regierung ein Gegenstand der Furcht

und der Besorgnisse und sie eilte sich desselben zu entledigen.

Am Morgen des 17. Juli kam ein Adjutant des preußischen Generals v. Müffling, des Commandanten von Paris für die Alliirten, in das Hotel der Herzogin von St. Leu und machte dem Intendanten derselben, Herrn Deveaux, die Anzeige, daß die Herzogin in zwei Stunden Paris verlassen müsse, und nur auf dringendes Bitten des Intendanten ward eine Frist von weiteren vier Stunden bewilligt. — Hortense mußte sich dem strengen militärischen Befehl fügen, sie mußte abreisen, ohne ihre Verhältnisse geordnet zu haben. Ihr einziges Vermögen bestand in ihren Juwelen und diese wollte sie natürlich mit sich nehmen. Aber eine officiöse Warnung benachrichtigte sie davon, daß ein Trupp Bourbonisten Paris verlassen, um ihr auf ihrem Wege aufzulauern und „ihr die Millionen wieder abzunehmen, welche sie mit sich führe.“ Deßhalb ward die Herzogin gewarnt, keine Kostbarkeiten mitzunehmen, sondern nur mit dem Nothwendigsten versehen abzureisen. Zugleich ließ General Müffling ihr eine Escorte preußischer Soldaten anbieten, was Hortense jedoch ablehnte; allein sie bat, man möchte ihr einen österreichischen Officier mitgeben, der sie und ihre Kinder während der Dauer der Reise beschütze. Der Graf v. Bohna, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, ward dazu ausersehen.

Am Nachmittage des 17. Juli trat Hortense ihre Reise an. Ihre treueste Gesellschafterin, Fräulein v. Cochelet, hatte sie in Paris zurückgelassen, damit diese ihre Verhältnisse ordne. Nur von ihrem Stallmeister, Herrn v. Marmold, dann dem Grafen v. Bohna, einer Kammerfrau und einem Diener begleitet, verließ die einstige Königin Paris, um sich mit ihren Kindern in's Exil zu begeben. — Es war eine traurige Reise, welche Hortense jetzt durch dieses geliebte Frankreich machte, welches sie hinfort nicht mehr ihr Vaterland nennen sollte. Mehr als ein Mal mußte ihr österreichischer Begleiter sie gegen die wüthenden Angriffe der Royalisten schützen — der Fremde gegen die eigenen Landsleute! In Dijon hatte Graf Bohna sogar die Hilfe des dort stationirten österreichischen Militärs requiriren müssen, um die Herzogin und ihre Kinder vor den Insulten eines royalistischen Haufens in Schutz zu nehmen.

Trostlos und gebrochen langte Hortense endlich in Genf an, wo sie sich sofort anschickte, auf ihr kleines Landgut Pregny sich zurückzuziehen. Aber diese Zuflucht sollte ihr nach so vielen Stürmen nicht gewährt werden. Der französische Gesandte in Genf ließ dem dortigen Gouvernement anzeigen, daß seine Regierung den Aufenthalt der Herzogin so nahe an der französischen Grenze nicht dulden werde und ihre Abreise fordere. Die Behörden von Genf verlangten daher, daß sie sofort die Stadt verlasse.

In Aix endlich sollte sie einige Wochen der Ruhe und Stille finden, in Aix, wo sie einst als Königin glänzende Triumphe gefeiert und wo man ihr jetzt wenigstens gestattete, zurückgezogen mit ihren Kindern und ihren wenigen Getreuen leben zu können. Aber hier erwartete sie der härteste Schlag, den das Schicksal ihr noch aufbehalten. Sie hatte schon im Jahre 1814, kurz vor der Rückkehr des Kaisers, ihren Proceß gegen ihren Gemahl verloren und sollte ihm den ältesten ihrer Söhne, Napoleon Louis, abgeben. Jetzt, da des Kaisers Wille ihn nicht mehr zurückhielt, jetzt verlangte der Vater die Vollziehung des Urtheils und sandte den Baron Zuiten, um den Prinzen abzuholen und nach Florenz zu führen, woselbst er lebte.

Die unglückliche Mutter hatte jetzt keine Macht mehr, sich Dem zu widersetzen; sie mußte sich fügen und den Sohn aus ihren Armen lassen, um ihn zu einem Vater zu senden, der dem Knaben ein Fremder war, und dem er daher kein Herz und keine Liebe entgegentragen konnte. — Es war eine herzzerreißende Scene, dieser Abschied des Knaben von seiner Mutter und seinem kleinen Bruder Louis Napoleon, der sich keine Minute von seinem Bruder getrennt hatte und jetzt weinend seine kleinen Arme um dessen Hals legte und ihn beschwor, bei ihm zu bleiben. Aber es mußte geschieden sein, Hortense selbst trennte die beiden weinenden Brüder, den kleinen Louis Napoleon zu sich nehmend, während Napoleon Louis, in Thränen zerfließend, seinem Gouverneur zum Wagen folgte. — Als Hortense das Rollen der Räder vernahm, sank sie mit einem lauten Schrei bewußtlos zusammen und eine lange und schmerzliche Nervenkrankheit war die Folge dieses traurigen Abschieds. —

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Rizinusöl, ein vortheilhaftes Schmiermaterial.) Gereinigtes Rizinusöl läßt sich mit bedeutendem Vortheile als Schmiermaterial für Maschinen verwenden, da es zu dieser Verwendung zwei Mal so viel, als jedes andere Oel leistet und es eines Theils nicht aus dem Lager abläuft, andern Theils wegen Klebrigkeit kleine Klümpchen bildet, überdies frei von jeder säuerlichen Substanz ist. Maschinen, welche man mit gewöhnlichem Oele 2 bis 3 Mal täglich einschmieren muß, werden durch einmaliges Schmieren mit reinem Rizinusöl in vollkommenem Gange erhalten.

Lebensphilosophie.

Aus lichtem Raum wird unser Blick
Nicht in das Dunkle dringen können;
Doch aus dem Dunkeln wohl zurück,
Wo hell des Lichtes Strahlen brennen.
Es lernen Andre uns im Glück,
Doch Andre wir im Unglück kennen.

Was du wirst, bewirkt die Natur,
Aber wie du wirst, die Erziehung;
Kannst du groß nicht werden, dann nur
Gut zu werden, sei deine Bemühung.

Verschiedenes.

Der Theatermeister des k. Theaters zu Berlin Hr. Guimpel war eines Morgens in der Lutter'schen Weinhandlung, die Zeitungen zu lesen. An einem andern Tische sitzen mehrere Herren, die sich über das Spiel des Fräuleins Ch. v. Hagn unterhalten und alle voll Entzücken sind. „Ich gäbe vier Louisd'or darum, wenn ich eine Locke von dieser Künstlerin hätte!" ruft der Eine in seinem Enthusiasmus. In diesem Augenblicke liest Herr Guimpel die Anzeige einer Dame, welche in derselben für ein unglückliches und armes Mädchen um milde Gaben bittet; er tritt sogleich zu dem ihm unbekannten Herrn, frägt denselben, ob es sein Ernst mit den vier Louisd'oren sei, und eilt, als dieser es bejahet hatte, in die Wohnung der Künstlerin. Hier erzählte er dieser den Vorfall und bittet sie, des wohlthätigen Zweckes wegen eine Locke von ihrem schönen Haare zu schneiden. Charl. v. Hagn ist augenblicklich bereit und gibt ihm die Locke. Herr Guimpel aber geht schnell zurück, nimmt von dem Unbekannten das Geld und bringt die Hälfte dem unglücklichen Mädchen, die andere der Armencommission.

Herr X. ist ein großer Verehrer Mozart's. Kürzlich war sein Geburtstag; womit konnte ihn seine Gattin mehr erfreuen, als durch die Aufführung einer der wundervollen Dichtungen Mozart's? Sie kleidete ihre drei Töchter als die drei Damen in der Zauberflöte, schickte sie am Morgen des Geburtstages in das Zimmer des noch schlummernden Vaters; leise traten die Töchter an dessen Bett, und als er erwachte, sangen sie das: „Stirb, Ungeheuer!" (Mit diesen Worten beginnt das Terzett der drei Damen, welche die Schlange tödten, von welcher Tamino verfolgt wird.) Die Gattin küßte ihren auf's Tiefste gerührten Gemahl und sagte: „Nimm unser Aller herzlichen Wunsch freudig hin!"

Ein Herr ließ sich sein Haar schneiden, und da ihm die Erzählungen des Haarschneiders zuwider wurden, sagte er in der Mitte von jeder: „Mach's kurz." — Endlich rief der Barbier grimmig: „Ich kann es nicht kürzer machen, denn es ist ja beinahe kein Stümple Haar mehr auf Ihrem Kopfe." Er war wie abrasirt.

Einem reichen Kalifen Westindiens, der an nicht zu verscheuchender Melancholie litt, wurde gerathen, um die Vertreibung seines Leidens zu bewerkstelligen, sein Hemd mit dem eines vollständig Glücklichen zu wechseln. Nach langem Suchen entdeckte man einen solchen, allein der Glückliche hatte kein Hemd.

Auflösung des Räthsels in Nro. 39:
Monate. Monade.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 41. Donnerstag, den 3. April **1856.**

Bauplätze zu verkaufen.

(Fortsetzung.)

Nach Hause zurückgekehrt, fand der Maler folgendes aus Havre datirte Schreiben:

„Armer Tourneur! Hätte ich dir 990,000 Franken und überdies eine liebenswürdige Frau angeboten, so würdest du mich bis zum Himmel erhoben haben. Ich beging die Thorheit, dir die Sache etwas anders beizubringen, indem ich dir eine Million anbot, wovon 10,000 Franken auf mich kämen. Du wurdest zornig und jetzt büßest du dafür. Ich rächte mich dafür nach Künstlerart. Ich fand Mittel, Herrn Gaillard zu überzeugen, daß du der Vater von zwei Kindern und der Mann oder etwas dergleichen einer jungen Frau seiest. Davon, o armer Tourneur, kannst du dich nie wieder erholen! War ich aber auf Rosen gebettet, als du mich auf deine Hortensias hinabwarfst?

Chingru und Comp.“

In der ersten Aufwallung wollte Henri schon den Brief zerreißen, aber er besann sich. Der gute Chingru, dachte er bei sich, er versöhnt mich wieder mit Gaillard! Jetzt heißt es nur mehr ihn zwingen, diesen Brief zu lesen.

Er suchte einen großen Briefumschlag hervor, schob den Brief von Chingru hinein, schloß das Couvert mit einem großen Siegel, worauf man das Wappen der Ninon de Lenclos sah, und schrieb darauf mit großen Buchstaben: Herrn Gaillard — Archivar im Ministerium des . . . . . .

Gaillard öffnete den Brief mit derselben Salbung, als wenn es eine Depesche gewesen wäre. Die Unterschrift von Chingru reizte seine Neugier: er hatte sich wohl vorgenommen, die Briefe von Tourneur, nicht aber die von Chingru ungelesen zurückzuschicken. Dieses sonderbare Actenstück verdrehte ihm den Kopf. Er beschuldigte sich der Ungerechtigkeit und Grausamkeit, und suchte um die Erlaubniß an, das Bureau um zwei Uhr zu verlassen, was seit dreißig Jahren zum ersten Male der Fall war.

Rosalie benetzte die Handschrift des Herrn v. Chingru mit ihren Thränen. — Ich war dessen gewiß, sagte sie, und hätten Sie mir geglaubt, so würden Sie die Rechtfertigung des armen Henri angehört haben. Man beschloß insgesammt, ihn in seinem Atelier aufzusuchen. Man war ihm diese Genugthuung schuldig. Rosalie war närrisch vor Freude.

Wie, du liebtest ihn noch? fragte sie ihr Vater.

Mehr als je. Eine innere Stimme sagte mir, daß man ihn bei uns verleumdet.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf und die Magd meldete das Fräulein Mellina Barni an. Rosalie und ihre Tante hatten kaum Zeit, sich in das Nebenzimmer zu flüchten. Ich weiß nicht, wovon sie sich dort unterhielten, aber ich glaube, daß zwischen dem Ohre Rosaliens und der Thüre des Speisesaales kaum Platz genug für ein Haar gewesen wäre.

Gaillard starrte die wahre Mellina an, wie ein Kind die Figuren im Schattenspiel. Eine Secunde lang war ihm, als wäre gegen ihn ein Complott geschmiedet, ihm täglich eine neue Mellina Barni in's Haus zu senden. Er dachte schon daran, auszuziehen, ohne seine Adresse anzugeben.

Mellina hatte alle Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß sie wirklich Mellina heiße, 19 Jahre alt sei, daß sie nicht Familienmutter sei,

bei ihrer Mutter lebe und nicht komme, um über Tourneur zu klagen. Sie setzte ihm sehr geläufig auseinander, daß sie einen tadellosen Lebenswandel führe, obgleich sie in der Scala gesungen und in der komischen Oper zu singen gedenke; daß eine Dame vom Theater Besuche machen, Geschenke empfangen und Freunde haben könne, ohne in ihrer Ehre zu leiden oder Andere ehrlos zu machen. Sie gestand sogar, daß sie Henri Tourneur geliebt und gehofft habe, sich mit ihm zu verheirathen, daß er aber seit Mitte Mai alle seine Besuche eingestellt und ehrenhaft einer Bekanntschaft ein Ende gemacht habe, die stets tadellos gewesen.

Ich möchte nicht behaupten, fügte Mellina hinzu, daß ich frohen Muthes auf meine Hoffnungen verzichtet, aber das ist unser Schicksal. Uns Allen wird von jungen reichen Leuten der Hof gemacht, die uns schön genug finden, um uns zu lieben, die uns aber nicht genug lieben, um uns zu heirathen, und die uns, wenn sie sich von unserer Tugend überzeugt, den Rücken kehren und ein Fräulein aus einem »guten Hause« heirathen. Und das ist auch die Geschichte Tourneurs, und da man Ihnen eine andere als die wahre erzählt, welche weder ihm noch mir zum Lobe gereicht, da Sie ihm Ihr Haus verschlossen, und da ich weiß, daß er vor Kummer krank ist, so faßte ich mir ein Herz und kam hierher, und ich hoffe, Sie werden die Sprache der Wahrheit von den Erfindungen der Lüge zu unterscheiden wissen.

(Schluß folgt.)

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Auch in Aix sollte die Herzogin v. St. Leu noch keine Ruhe finden; die Bourbonen, immer noch nicht müde, ihn zu verfolgen, immer noch diesen Namen fürchtend, dessen erster und größter Vertreter jetzt auf einer einsamen, unwirthlichen Felseninsel schmachtete, die Bourbonen fanden es gefährlich, daß Hortense, die Stieftochter des Kaisers, und ihr Sohn, dessen Name Louis Napoleon ihnen wie ein wandelndes Monument der Vergangenheit erschien, so nahe an der französischen Grenze verweilten. Sie ließen deßhalb durch ihren Gesandten bei der Regierung von Savoyen gegen den ferneren Aufenthalt der Königin in Aix Protest einlegen und auf's Neue mußte Hortense von dannen pilgern, auf's Neue die Welt durchwandern, um sich eine Heimath zu suchen. — Sie wandte sich zuerst nach Baden, dessen Großherzogin ihr so nahe verwandt war und von deren Gemahl sie daher wohl eine bereitwillige Aufnahme erwarten durfte. Aber der Großherzog rechtfertigte nicht die Hoffnung seiner Cousine, er hatte nicht den Muth, den argwöhnischen Befürchtungen Frankreichs trotzen zu wollen, und nur auf dringendes Bitten seiner Gemahlin gestattete er endlich, daß Hortense sich am äußersten Ende seines Landes, in Constanz am Bodensee, niederlasse, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß weder die Herzogin von St. Leu noch ihr Sohn jemals nach Carlsruhe kämen und daß seine Gemahlin niemals ihre Cousine in Constanz aufsuche.

Hortense nahm diese Bedingung an, zufrieden, endlich eine Stätte finden zu können, wo ihr Haupt ruhen konnte, welches so müde war vom langen Umherirren und Wandern, und in der Stille und dem heiligen Frieden einer schönen und lieblichen Natur die blutenden Wunden ihres Herzens verharschen lassen zu können. In Constanz also lebte sie jetzt einige glückliche Jahre, Nichts wollend und verlangend, als nur Ruhe und Stille, vom Himmel kein anderes Glück begehrend, als nur dieses: den Sohn, den ihr das Schicksal als Ersatz für all ihre Leiden gelassen, zu einem starken, entschlossenen, willenskräftigen Mann zu erziehen. Auf die Erziehung dieses Sohnes war jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit, ihre ganze zärtliche Sorgfalt gerichtet. Sie ließ einen ausgezeichneten Gelehrten, Professor Lebas, aus Paris kommen, um bei dem jungen Prinzen die Stelle eines Erziehers zu übernehmen; sie selbst unterrichtete ihn im Zeichnen, in der Musik, im Tanz, sie las mit ihm, sie sang mit ihm, sie machte sich zum Kinde, um ihrem einsamen Knaben den Spielgefährten zu ersetzen, den das Schicksal ihm entführt hatte. An den langen und stillen Abenden, wenn sie auf ihrer Chaise longue ruhte, ließ sie den Knaben auf einem Tabouret zu ihren Füßen niedersitzen und erzählte ihm von seinem großen Oheim und von dessen Heldenthaten und von Frankreich, seinem Vaterlande, das sie Beide für jetzt verstoßen habe, aber nach welchem zurück-

zukehren, so lange sie lebten, ihr heiligster Wunsch und ihr eifrigstes Bemühen sein müßte. Dann begeisterte sie die Seele des Knaben mit der Schilderung der großen Schlachten, welche sein Onkel in Italien und am Nil, am Rhein und an der Donau gewonnen habe; und der stille bleiche Knabe mit den dunkeln, sinnenden Augen hörte ihr zu in athemloser Spannung, und ein seltsames Zittern durchflog seine ganze schmächtige Gestalt, wenn seine Mutter ihm erzählte, wie sehr der Kaiser Frankreich geliebt und Das, was er Großes und Herrliches vollbracht, er nur zu Frankreichs Ruhm und Frankreichs Ehre gethan habe. —

Oft sah man den kleinen Prinzen Louis Napoleon in Gedanken verloren vor dem Bilde seines großen Oheims stehen und dann, wenn er es verließ, eilte er hinaus und rief die Knaben der Nachbarschaft, um mit ihnen in dem großen Garten, welcher das Haus der Herzogin umgab, »Soldat und Kaiser« zu spielen und den Knaben die ersten Exercitien beizubringen. — Eines Tages hatte er im Eifer des Spiels ganz das Verbot seiner Mutter vergessen, die Grenzen des Gartens nicht zu überschreiten, und war mit seinen Soldaten hinaus marschirt in's Freie. Als man seine Abwesenheit bemerkte und ihn im Garten nicht fand, wurden alle Diener ausgeschickt, den Knaben zu suchen, und trostlos und weinend suchte die Herzogin mit ihren Damen trotz aller Kälte und des Schmutzes des aufthauenden Schnees im Garten umher. Plötzlich sahen sie den Knaben auf bloßen Füßen und in Hemdsärmeln durch den Schmutz und Schnee daher waten. Er war sehr erschrocken und verwirrt über dieses unvermuthete Begegnen und gestand, daß eben, wie er vor dem Garten gespielt, eine Familie vorüber gekommen sei, so arm und zerlumpt, daß es schmerzvoll gewesen, sie nur anzusehen. Da er kein Geld bei sich gehabt, um es ihnen zu geben, so habe er dem einen Kinde seine Schuhe angezogen und das andere mit seinem Rock bekleidet.

Die Herzogin fand nicht den Muth, ihn zu schelten, sie beugte sich nieder und küßte ihren Sohn; als aber die Damen in laute Lobeserhebungen über ihn ausbrechen wollten, winkte sie ihnen zu schweigen und sagte laut, ihr Sohn habe nur gethan, was natürlich und gewöhnlich sei, und es bedürfe daher keines Lobes.

Andere zu beschenken und zu erfreuen, war überhaupt eine Lieblingsneigung des kleinen Louis Napoleon. Eines Tages hatte Hortense ihm drei sehr schöne Knöpfe für ein Chemiset geschenkt und noch am selben Tage hatte der Prinz sie an einen seiner Freunde, der die Knöpfe bewundert hatte, wieder verschenkt.

Als Hortense ihrem Sohn darüber Vorwürfe machte und drohte, ihm Nichts wieder zu schenken, da er ihre Geschenke gleich wieder fortgebe, antwortete Louis Napoleon: »O, Mama, ich habe ja auf diese Weise doppelte Freude an Deinen Geschenken: ein Mal, indem ich diese Briefe von Dir empfange, und zweitens, indem ich damit Anderen eine Freude machen kann.«

10.

Das Schicksal schien endlich müde geworden, die arme Herzogin v. St. Leu zu verfolgen. Es gönnte ihr wenigstens einige friedliche Jahre der Ruhe und des Behagens, es erlaubte ihr wenigstens, an dem Busen der Natur auszuruhen von ihrer schmerzvollen Vergangenheit und in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften ihrer Leiden, ihrer Enttäuschungen und ihrer Kümmernisse zu vergessen.

Der Kanton Thurgau hatte, allen Anfeindungen der europäischen Großmächte ungeachtet, den Muth gehabt, der Herzogin von St. Leu einen Aufenthalt innerhalb seiner Grenzen in demselben Moment anzubieten, als der Großherzog von Baden, gedrängt von Frankreich und Deutschland zugleich, Hortense aufgefordert hatte, Constanz und sein Land überhaupt zu verlassen.

Hortense hatte daher das Erbieten des Schweizer Kantons dankbar angenommen und sich auf der Schweizer Seite des Bodensees ein Landgut gekauft, dessen wundervolle Lage auf der Spitze eines Berges unmittelbar am Ufer des Sees mit dem herrlichen Fernblicke auf die weite, üppige und mannigfaltige Gegend ringsum, mit den funkelnden Gletscherspitzen am fernen Horizont, dies kleine Landhaus zu einem der reizendsten und anmuthigsten Besitzthümer machte. Nach Arenenberg ließ Hortense jetzt, des Wanderns und Umherirrens müde,

ihre Meubles aus ihrem Hotel in Paris, das sie verkauft hatte, bringen und es war für sie ein schmerzvoll süßes Erinnerungsfest, als alle diese Zeugen ihrer großen, glanzvollen Vergangenheit, diese Fauteuils, diese Teppiche und Zimmer-Verzierungen, diese Lustres und Spiegel, kurz all der Schmuck dieser Salons, in denen Hortense einst gewohnt war Kaiser und Könige zu empfangen, aus ihren Kisten hervor kamen, um jetzt diese kleine, von außen durch ihre Umgebung so schöne, von innen so einfache und beschränkte Schweizer Villa zu zieren. Aber Hortense verstand es, Allem den Schimmer der Eleganz, der Zierlichkeit und des guten Geschmacks zu geben, sie selber übernahm es, ihr Haus zu ordnen und sie that es mit echt frauenhafter Geschicklichkeit und Freudigkeit. Und als Alles fertig und vollendet war, als sie endlich, mit dem Sohne an der Hand, durch die Reihe dieser Zimmer dahin schritt, wo jedes Meubel und jeder Schmuck sie an die Vergangenheit mahnte; als sie bedachte, in welchem Glanze sie sonst diese Sachen umgeben hatten, wie viel Verwandte, wie viel Freunde, wie viel Diener sich damals um sie geschaart, da überkam sie ein Gefühl unaussprechlicher Einsamkeit, schmerzvoller Verödung und sie sank nieder auf einen dieser Fauteuils, auf denen sonst ihre Verwandten, ihre Freunde gesessen und die jetzt immer leer und öde dastanden, und weinte bitterlich! — Aber es lag doch auch ein Trost darin, alle diese Sachen zu haben, welche ihr so bekannt und vertraut waren; es waren schweigende Freunde, welche dennoch so viel erzählten, so große Erinnerungen in ihr wach riefen und die einsame Königin oft zerstreuten und erheiterten. Ganz Arenenberg war wie ein Tempel der Erinnerung, jeder Stuhl, jeder Tisch, jedes Meubel hatte eine Geschichte, und diese Geschichte sprach von Napoleon oder Josephinen, von den großen Tagen des Kaiserreichs!

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Mittel, die Maulwürfe in Gärten, Wiesen &c. zu vertilgen.) Man grabe die Eingänge der Maulwurfslöcher auf, lege ungelöschten Kalk hinein und bedecke sie wieder. Tritt dann Regenwetter ein, so werden die Maulwürfe durch den Dampf des Kalkes, der am Ende des Ganges gelegt ist, erstickt. Probatum est.

Lebensphilosophie.

Willst du mit Bequemlichkeit
Auf der Erde leben,
Mußt du der Bequemlichkeit
Erst den Abschied geben.

Willst du mit Freiheit wandern
Durch's Erdenleben hier,
Verpflichte nie dich Andern,
Doch immer Andre dir!

Verschiedenes.

Ein kleiner Mensch konnte den Glockenzug an einem Hause nicht erreichen. Er bat daher einen großen, der vorüberging, statt seiner anzuläuten. Indem es der Große that, sagte er: „Wozu sind denn auch so kleine Leute, wie Du bist, gut?" — „Dazu", erwiederte der Andere, „um sich von so großen, wie Du bist, bedienen zu lassen."

In Delitzsch lebt ein Mann, der so lang ist, daß er eben Nichts davon merkt, wenn er unten im schmutzigsten Wetter ganz nasse Füße bekommt, oder von Hunden gebissen wird.

Silben-Räthsel.

Was die Erst' begangen,
Wird dir die Zweite sagen.
Hast du's zu wissen Verlangen,
Mußt du das Ganze fragen.

Verantwortlicher Redacteur: C. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der
Neustadter Zeitung.

No. 42. Samstag, den 5. April 1856.

In Reben steckt das Leben.

Der Herzog Christoph von Württemberg
Saß unter seinen Mannen,
Um Tisch und Tafel mit kühlem Wein
Schäumten Becher und Kannen.

Wie Lerchen in den jungen Tag,
Thaufrisch das Gefieder, fliegen:
Steigt aus den Herzen manch ein Lied
Und güldner Wein aus den Krügen:

„Wo immer auch Staub im Land mag sein,
Wir dürsten in *einem* Zuge
Den Bratenrock und den Kittel rein
Mit dem Apostelkruge.

„Wo immer im Land auch Staub mag sein,
Wir spülen mit Wannen und Kannen
Die Herzen und die Hände rein
Und schwenken das Leid von dannen.

„Wer Freud' und Friede stören will,
Der soll für immer dürsten
Und ohne daß wir ihm den Staub
Von Gaum und Kehle bürsten.

„Die beste Arzenei im Land
Hat unser Herzog funden,
Dem Kaiser und heiligen Römischen Reich
Zu stillen die blutenden Wunden.

„Die Bürste geht durch's ganze Land
Und bürstet zu allen Stunden;
Im Land die beste Arzenei
Hat unser Herzog funden."

Der Herzog Christoph von Württemberg
Sitzt unter seinen Mannen,
Um Tisch und Tafel mit kühlem Wein
Schäumen die Krüg' und Kannen.

Der Herr von Limburg ungesehn
Tritt in die schallende Runde:
„Herr Vetter, Ihr laßt die Segel bläh'n
Und habt nicht Seemannskunde.

„Schämt Ihr Euch nicht, mit Eurem Volk
Zu trinken aus *einer* Kanne?
Kein Wunder, wenn es bald mit Euch
Tunket in *eine* Pfanne.

„Ein ächter und ein rechter Schütz
Trifft immer hart zum Zwecke —"
„„Beileibe, meine Schäflein weid'
Ich hier am rechten Flecke.""

„Von Weide seh' ich keine Spur,
Doch viele von der Tränke;
Daß nur zuletzt nicht Heerd' und Hirt
Sich ganz darein versenke!"

„„Es winkt der Wein. Kühlt Euern Zorn
Und löscht die hellen Funken;
Wer wird mit trunknen Reden auch
Und trockner Kehle prunken!

„„Die Bürste her! Ich bürst' Euch glatt
Die Furchen aus den Zügen
Und gieße drein den klarsten Wein
Aus kühlen Kannen und Krügen.

„„*Die* Zauberbürste nehmt Euch mit
Zusammt dem zinnernen Stempel,
Gebt Euerm Land auf Schritt und Tritt
Davon ein leuchtend Exempel.

„„Alljährlich vom Besten ein Fuderfaß
Flöß' ich den Rhein hinunter,
Zu spülen Euch aus Herz und Hirn
Den andern dummen Plunder.

„„Nach goldner Zeit sehnt sich das Land
Aus wetterschwülen Tagen —
So schafft dem Völklein Wein zur Hand
In Wieg' und auf dem Schragen.""

Die Tafelrunde hob das Glas
Und ließ den Herzog leben;
„„Herr Vetter, geht in Euer Land
Und pflanzet fleißig Reben.

„„Nur wer im Land es baß versteht,
Reben zu pflegen und hegen,
Dem wird ein Rosenkranz der Lust
Um Wald und Au sich legen.

„„Die Reben versüßen des Volkes Mund
Und seine sauern Gedanken
Und werden um Euer ganzes Land
In frischen Lauben ranken.

„„Und blüh'n sie Euch erst zum Fenster hinein
Und athmen Duft und Segen:
Sie träufen auf Kind und Kindeskind
Nieder als goldner Regen.

„„Die Reben glätten die düst're Stirn,
Darauf die Sorgen pflügen,
Derweil die Seufzer hinterdrein
Wie schläfrige Raben fliegen.

„„Von allen Augen im ganzen Land
Der Wein allein soll weinen,
Derweil auf die Schwielen und Schwären all
Der Freudenstern mag scheinen.

„„In's tiefste Herz im ganzen Land
Soll nur man die Rebe schneiden,
Derweil den Mädchen vernarben soll
Das tiefste Herzeleiden.

„„Von allen Lippen im ganzen Land
Soll nur die Traube klagen,
Wird aus der Kelter zum Kellerschrein
Ihr Liebling, der Wein, getragen.

„„Im Weine liegt das Regiment,
Und wer es weiß zu führen,
Wird aus dem hintersten Eck und Versteck
Den Teufel stöbern und stüren.

„„Im Weine liegt das Regiment,
Und wer es weiß zu halten,
Dem werden die Hände zu Lieb' und Lob
Im ganzen Land sich falten.

„„Herr Vetter, nehmt vorlieb für heut,
Die Tafel ist aufgehoben —
Und seh'n wir uns im nächsten Jahr
Wieder, so will ich's loben.""

Bauplätze zu verkaufen.

(Schluß.)

Kaum war Mellina fort, so kam Rosalie herein. Vielleicht hatte sie gewünscht, daß die Lügen des Herrn v. Chingru unbegründet gewesen wären, und dennoch möchte ich darauf schwören, daß Mellina's Besuch keine üble Wirkung auf sie hervorgebracht. Durch das Schlüsselloch gesehen, war ihr Mellina sehr schön erschienen, und sie verzieh dem Maler, sie geliebt zu haben. Sie wußte, daß ein Mädchen, welches einen Mann von vierunddreißig Jahren heirathet, stets Nebenbuhlerinnen gehabt, und es war ihr lieber zu wissen, daß diese nicht häßlich gewesen: von zwanzig Frauen werden neunzehn wie Rosalie denken. Sie erkannte am Tone der Stimme Mellina's, daß sie die Wahrheit sagte und daß diese Liebe keinen Vorwurf verdiene. Sie hatte endlich mit Bestimmtheit erfahren, daß sie die schönste Italienerin schon seit Mitte Mai, das heißt seitdem Tourneur sie gesehen, besiegt.

Aber Papa Gaillard war wieder unschlüssig geworden. Er wollte Tourneur nicht wiedersehen, und machte seiner Tochter Vorwürfe über die Beständigkeit ihrer Liebe. — Ich will gern glauben, sagte er, daß der junge Mann minder schuldig ist, als man behauptet, aber er hat diese junge Italienerin verlassen und könnte dir leicht dasselbe anthun; er hat Schauspielerinnen den Hof gemacht, und wer einmal so anfängt, der kommt nicht leicht davon ab. So lange übrigens meine Bauplätze nicht verkauft sind, ist an diese Heirath nicht zu denken. — Drang man in ihn, seine Bauplätze zu verkaufen, so antwortete er stets: Gut Ding braucht Weile; ich werde sie verkaufen, um meiner Tochter eine Mitgift zu geben, und noch ist meine Tochter nicht verheirathet. Der Anblick des Porträt war ihm zuwider; der Gedanke, Henri Tourneur verpflichtet zu sein, erfüllte ihn mit Aerger.

Was fangen wir an mit diesem höllischen Porträt? fragte er Rosalie. Wir können es nach einem Bruche doch nicht hier behalten? Wie wäre es, wenn wir es ihm zurückschickten!

Wie können Sie einen solchen Gedanken haben, Vater? Ich wäre dann ja immer in seinem Atelier.

Es verkaufen und ihm das Geld schicken, wäre undelicat; es verschenken, wäre das Beste, aber an wen? Ich kann das Porträt meiner Tochter weder verkaufen noch verschenken. Es könnte in den Handel kommen, und bei jeder Bilderauction müßte ich fürchten, in meiner Zeitung zu lesen: Ein Porträt des Fräuleins R. G. von Henri Tourneur 4000 Franken. Lieber möchte ich es eigenhändig von der Leinwand herunterkratzen.

Mein Porträt vernichten, den einzigen Rest der glücklichsten Augenblicke meines Lebens!

Schweige! — Verdammter Maler! Der Teufel hole Chingru! Der Teufel hole die Bauplätze! Ich gebe sie umsonst Jedem, der sie haben will. Wären wir minder reich, so wäre das Alles nicht geschehen.

Gaillard verlor seinen Appetit; er aß wie ein gewöhnlicher Sterblicher. Sein Schlaf wurde viel leichter und er schnarchte weit mehr als früher. Er kam unregelmäßig in sein Bureau, am 17. und 28. August kam er zwei Mal nach 10 Uhr. Kehrte er zurück nach Hause, so sagte die alte Tante zu Rosalie: „Dein Vater muß sehr viel nachgedacht haben, denn seine Nase ist auf einer Seite ganz roth.“

Henri arbeitete nicht mehr; er lebte nur mehr auf dem Trottoir der Amsterdamerstraße. Gaillard hütete sich wohl, ihm zu begegnen, und Tourneur wagte es nicht, ihn anzureden. Er würde es wohl gewagt haben, Rosalien anzusprechen, aber ohne ihren Vater ging sie nie aus. Am 3. September erhielt er endlich ein Schreiben von Gaillard, der ihn bat, zu kommen, um 3950 Franken für sein Porträt in Empfang zu nehmen. Man würde ihn um 5 Uhr erwarten, das Geld liege bereit. Er leistete dieser sonderbaren Einladung Folge, nicht wegen des Geldes, sondern um Rosalien zu sehen. Um dieselbe Stunde waren die drei Hauptbegründer der Arbeitercité bei Herrn Gaillard, um die Sache wegen der Bauplätze abzuschließen. Der gute Alte wollte Nichts auf sich nehmen, er überließ Alles Rosalien, und sie war es, welche mit den Käufern unterhandelt hatte. Henri trat eben ein, als der Actuar den letzten Paragraph des Kaufvertrages vorlas:

„Die Käufer verpflichten sich, auf dem Bauplatze Nr. F., welcher dem Verkäufer gehört, ein Wohnhaus für Herrn Gaillard und seine Familie mit Maleratelier im ersten Stock zu erbauen.“

Gaillard sah seine Tochter an, deren Blick an Henri hing, welcher seinerseits Nichts sah, was um ihn vorging; er war todtenbleich und mußte sich an die Wand lehnen.

Wohlan denn! sagte der Alte, diese Unterschrift befreit mich von allen meinen Sorgen!

Sie haben eine wunderschöne Handschrift, mein Herr, bemerkte der Notar.

Gemeinnütziges.

Für Brustleiden aller Art kann aus Erfahrung die Ausdünstung von frischen Aepfelschalen, die man zum Dürren auf eine heiße Ofenplatte legt, als vorzügliches Mittel empfohlen werden; denn die Aepfel scheinen in dieser Hinsicht einen besonders heilsamen und wohlthuenden Stoff in sich zu haben. Hat man keine frischen Aepfel zur Hand, so werden auch 24 Stunden in Wasser eingeweichte, vorher an der Luft getrocknete Aepfelschnitzen dieselben Dienste thun. Man möge dieses einfache, durch Zufall entdeckte Heilmittel nicht verachten.

Lebensphilosophie.

Wer eine Sünde begangen hat,
Und schiebt sie einem Unschuldigen zu,
Der trägt nun doppelt seine That,
Und der Verleumdung Schuld dazu.

„Es ist nur Eine Ruh' vorhanden!" — Doch
Die träge Ruh' im Grabe ist sie nicht!
Die Ruhe ist die stille Kraft des Geistes,
Der in der Welt, doch über aller Welt
Festschwebend, alles Uebel niederhält,
Nur voll vom Guten nicht das Böse kennt,
Und rein die Liebe walten läßt. Ihm ist
Das regste Leben: ungestörte Ruhe;
Der Kampf mit aller Welt: der tiefste Friede!

Verschiedenes.

Ein Arzt behandelte schon seit Jahren einen am Podagra leidenden Baron, es half aber Alles Nichts. Der Baron liebte den Wein, hauptsächlich den Rheinwein, und der Arzt, wohl wissend, daß man sein Verbot in den Wind schlagen werde, wiederholte dieses öfter. Einst besuchte er den Patienten und fand ihn vor der Flasche mit der Etikette „Johannisberger 1748", die er soeben angestochen hatte. „Ei, ei, Herr Baron, was seh' ich?" rief er, auf die Flasche deutend; „darin liegt der Grund Ihrer Krankheit." — „Das ist mir lieb, Doctorchen", versetzte der joviale Patient, und befahl dem Bedienten, noch ein Glas zu bringen. Er füllte es mit Wein, reichte es dem Arzt dar und sprach: „Nun, lieber Doctor, stoßen Sie an. Sie haben nun den Grund meiner Krankheit gefunden; jetzt sind Sie also auf dem besten Wege, mich gründlich zu curiren."

„Was führt Ihr da?" fragte ein Mauthbeamter einen Fuhrmann. Dieser trat zu ihm und sagte ihm in's Ohr: „Nichts als Haber." Der Mauthbeamte untersuchte genau, fand aber wirklich Nichts als Haber. Zernig sagte er zum Fuhrmann: „Wenn man nichts Verbotenes hat, was soll denn das Geheimthun?" „O ich bitt'", antwortete der Fuhrmann, „reden Sie nicht so laut, meine Pferde haben schon lange keinen Haber gesehn, wenn sie hören, daß ich ihn führ', so gehn sie mir nit von der Stell."

Der Ausdruck: „Er hat einen Haarbeutel", statt: „er ist betrunken", stammt aus jenen Zeiten, wo die Haarbeutel bei allen gebildeten Ständen Mode waren. Bei Festgelagen mußte man mit einer solchen Haarzierde erscheinen, und da nach altdeutscher Sitte wacker gezecht wurde, so kehrten die Geladenen immer mit einem Rausche nach Hause. So kam es, daß man für das Consequens das Antecedens, oder statt Rausch: Haarbeutel setzte.

Ein junger, eitler Sänger gab eine Gastrolle und wurde von einer Handvoll junger Leute im Parterre für seine nichtsnutzigen Schnörkeleien ein wenig applaudirt. Davon aufgeblasen ging er Tags darauf zu Gluck, auch von ihm und dann vielleicht öffentlich gepriesen zu werden. „Mein Herr", sagte er, „ich weiß nicht, das hiesige Publikum scheint an meinem geringen Talent Geschmack zu finden." — „Ja, mein Herr, ich begreife es auch nicht", erwiederte jener.

Auflösung des Silben-Räthsels in Nro. 41:

Diebstahl.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 43. Dienstag, den 8. April **1856.**

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

In Arenenberg also hatte Hortense endlich eine dauernde Heimath gefunden, hier brachte sie den größten Theil des Jahres zu, und nur wenn die rauhen Stürme des Herbstes kamen und mit eisigem Hauch durch ihre fensterreiche, leicht gebaute Villa heulten, verließ sie ihre geliebte Einsamkeit und ging nach Rom, um dort die Winter-Monate zuzubringen, während ihr Sohn Louis Napoleon in Thun in der dortigen Artillerieschule den Studien oblag.

Und so gingen die Jahre hin, friedvoll und still, zuweilen auch freilich unterbrochen von neuem Leid und neuem Verlust. Im Jahre 1821 starb der Held, der Kaiser, dem neben der goldenen Lorbeerkrone jetzt noch eine Märtyrerglorie sein Haupt umleuchtete, auf der Felseninsel St. Helena. Im Jahre 1824 verlor Hortense ihren einzigen Bruder Eugen, den Herzog v. Leuchtenberg. Hortense hatte jetzt Nichts mehr zu lieben, außer diesen beiden Söhnen, welche stark und kräftig erblühten, die Freude und der Stolz ihrer Mutter, der Gegenstand des Mißtrauens, der Sorge und des ewigen Spähens aller europäischen Fürsten. Denn diese Söhne trugen auf ihrem Antlitz und in ihrem Wesen, in ihrem Namen und in ihrem Sein zu deutlich die Erinnerung an die große Vergangenheit, die man nimmer hinwegzuleugnen vermochte, so lange die Napoleoniden noch lebten, Zeugniß von ihr abzulegen.

Und sie lebten und gediehen, den Bourbonen zum Trutz, sie lebten und gediehen, obwohl verbannt aus dem Vaterlande und gezwungen, ein thatenloses, unkräftiges, nach außen wirkungsloses Denkerleben zu führen.

Aber endlich schien es, als ob für sie, die verbannten Napoleoniden, auch wieder die Stunde des Glückes und der Freiheit schlagen sollte, als ob es auch ihnen wieder vergönnt sein sollte, ein Vaterland zu haben, dem sie dienen, dem sie ihre Kräfte widmen könnten. Die Revolution von 1830 ließ ihre donnernde Stimme durch das zitternde Europa schallen, Frankreich stand und schüttelte seine Mähnen und zerschlug mit seiner Löwentatze den Thron der Bourbonen und verjagte die Jesuiten, welche hinter demselben gestanden und welche Karl X. den unheilvollen Rath gegeben, die Charte zu zerreißen, die Preßfreiheit zu vernichten und die Dragonaden und die Autodafés vergangener Zeiten wieder einzuführen. — Die Lilien der Bourbonen waren abgeblüht, die letzten Jahre fanatischer Jesuitentyrannei hatten ihnen die letzte Lebenskraft ausgedörrt und Frankreich schleuderte die welke Lilie aus seiner Erde fort, um eine neue, lebenskräftige, junge Pflanze an ihre Stelle zu setzen. Der Thron der Bourbonen war umgestürzt, aber das Volk, schauernd der blutigen Republik gedenkend, wollte diese vermeiden, es wollte einen Thron, einen König! Es streckte seine Hand nach Demjenigen hin, der ihm am nächsten stand und der in den letzten Jahren die Sympathieen Frankreichs hatte zu gewinnen gewußt. Es wählte sich den Herzog von Orleans zum König, den Sohn Philipp Egalité's.

Louis Philipp, der begeisterte Republikaner von 1790, der damals die drei Worte der Republik: Liberté, Egalité, Fraternité, mit der Ueberschrift: Vive la République! sich in seinen Arm hatte brennen lassen, um sich als ächten Republikaner zu bewähren, Louis Philipp, der dann flüchtig, proscribirt in Europa umhergeirrt und als Schreib- und Sprachlehrer sich sein Brod hatte erwerben müssen,

Louis Philipp ward jetzt König von Frankreich. — Das Volk rief ihn auf den Thron, es riß die weiße Fahne vom Dache der Tuilerien, aber es wußte keine andere, keine bessere darauf zu pflanzen, als die Tricolore des Kaiserreichs! — Beschattet von dieser Tricolore bestieg Ludwig Philipp den Thron, und das Volk, dem die drei Farben die glorreiche Zeit des Kaiserthums zurückrief, das Volk jauchzte laut auf vor Entzücken, und um seinen Sympathieen genug zu thun, forderte es für Frankreich — nicht den Sohn Napoleons, nicht Napoleon II. — sondern die Asche Napoleons und die Statue des Kaiserreichs auf dem Place Vendôme. — Louis Philipp gewährte ihm Beides, aber damit glaubte er auch den alten Sympathieen Frankreichs genug gethan zu haben. Er hatte die Tricolore des Kaiserreichs angenommen, er hatte versprochen, den Kaiser von der Vendôme-Säule aus über Paris wachen zu lassen und seine Asche nach Paris zu holen, — das waren genug der Liebesbeweise. Man konnte sie ungefährdet dem todten Napoleon gewähren, aber schlimmer wäre es gewesen, den lebenden Napoleoniden auch Liebesbeweise zu gewähren, denn das hätte leicht den jungen Thron Louis Philippe's selbst erschüttern und die Alliirten wieder nach Paris führen können. Denn der Haß gegen Napoleon lebte fort in den Napoleoniden und es war, wie Metternich sagte, „eine Frage des legitimen Princips, keinen Napoleon mehr auf dem Thron von Frankreich zu dulden.“ Die europäischen Mächte hatten also durch ihre Diplomaten dem neuen König von Frankreich ihre Bereitwilligkeit erklärt, ihn anzuerkennen, aber sie hatten eine Bedingung gestellt — die Bedingung, daß Louis Philipp das Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden erneuere. Louis Philipp hatte diese Bedingung angenommen und die Napoleoniden, welche kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie die Brüder und Verwandten des Kaisers gewesen, wurden auf's Neue zum Exil verurtheilt!

Es war ein fürchterlicher Schlag für sie, dieses neue Verbannungs-Decret, es traf sie wie ein zerschmetternder Blitz in ihren heiligsten Hoffnungen, ihrer glühendsten Sehnsucht und ihre Freude über die glorreiche Juli-Revolution verstummte unter den Seufzern einer neuen Enttäuschung.

Es blieb ihnen also Nichts übrig, als ihr Leben so fortzusetzen, wie sie es ein Mal angenommen, und sich mit den Wissenschaften und Künsten zu trösten für die wieder entschwundene Hoffnung auf ein thatkräftiges und für Frankreich nutzvolles Leben.

Hortense entschloß sich also am Ende des Octobers 1830 wieder, wie alljährlich, Arenenberg zu verlassen und mit ihrem Sohn nach Rom zu gehen.

Aber dieses Mal wandte sie sich zuerst nach Florenz, wo ihr ältester Sohn Napoleon Louis, seit Kurzem an seine Cousine, die zweite Tochter des Königs Joseph, vermählt, mit seiner jungen Gattin lebte. Eine geheime, angstvolle Sorge beschäftigte das Herz der zärtlichen Mutter; sie fühlte und sah, daß diese Revolution Frankreichs ein ansteckendes Fieber für ganz Europa sein werde und daß vor allen Dingen Italien sich dieser Ansteckung nicht entziehen könne. — Hortense beschwor demgemäß ihre Söhne, sich von allen gefährlichen Unternehmungen fern zu halten. Sie versprachen es ihr, und beruhigten und erleichterten Herzens verließ Hortense mit ihrem jüngeren Sohn Louis Napoleon Florenz und begab sich mit ihm nach Rom.

Aber das sonst so ernste, feierliche Rom nahm in diesem Winter eine ganz neue, ungewöhnliche Physiognomie an. Man sprach in den Salons nicht blos mehr von Kunst und Poesie, vom Pantheon und vom St. Peter, man überlegte nicht mehr blos, wie man sich amüsiren wolle, sondern man sprach von Politik, von der Revolution in Frankreich und lauschte auf das Signal, welches verkündete, daß die Revolution in Italien ihren feierlichen Einzug gehalten. Und das Volk von Rom, welches sonst so harmlos und müßig in der Sonne zu liegen pflegte, es stand jetzt in dichten Gruppen auf der Straße, und gar seltsame und unerhörte Worte waren es, welche die Polizei vernahm, wenn sie lauschend zu diesen Gruppen heranschlich. Aber sie hatte nicht mehr den Muth, Diejenigen zu verhaften, welche diese Worte ausgestoßen, sie fühlte, daß es vielleicht nur solchen kleinen Anlasses bedürfe, um den Schleier zu zerreißen, unter dem die Revolution sich noch verborgen hielt. — Eine Revolution möglichst zu vermeiden, nicht indem man ihr den Anlaß und Grund

sondern indem man ihr die Mittel nahm, war daher das eifrige Bestreben des römischen Gouvernements. Der Sohn Hortensens, Louis Napoleon, schien dem Gouvernement ein Mittel, dessen sich die Revolution zu ihrem Zwecke bedienen konnte und das man daher entfernen mußte. Sein Name Napoleon, die dreifache Schabracke seines Pferdes, mit der er durch die Straßen Roms ritt, waren aufreizend für eine Bevölkerung, in deren Adern schon das Fieber der Revolution pulsirte. Louis Napoleon mußte daher entfernt werden!

Der Gouverneur von Rom wandte sich mit dieser Forderung zuerst an den Großoheim des Prinzen, an den Cardinal Fesch. und bat ihn, der Herzogin v. St. Leu den Rath zu geben, den jungen Prinzen auf einige Wochen aus Rom zu entfernen. Aber der Cardinal erklärte mit edlem Zorn, daß sein Neffe, der Nichts gethan, blos um seines Namens und seiner Schabracke willen Rom nicht verlassen und daß er niemals der Herzogin v. St. Leu diesen Rath geben werde.

Das Gouvernement von Rom entschloß sich also zu energischeren Mitteln. Es ließ das Hotel der Herzogin von Soldaten umzingeln, während ein Officier des Papstes sich der Herzogin vorstellte und dem Prinzen Louis Napoleon ankündigte, daß er den Befehl erhalten habe, ihn sofort aus Rom zu bringen und bis an die Grenze zu geleiten.

Die Angst vor dem nahenden Unheil ließ die Regierung die Achtung vergessen, welche man edlem Unglück schuldig ist, und man wies den Neffen des Kaisers daher gleich einem Verbrecher fort!

Hortense empfing diesen Ausweisungsbefehl für ihren Sohn fast mit Freude. Fern von Rom schien er ihr mehr gesichert vor der Revolution, deren nahen Ausbruch sie ahnte, und sie war es daher sehr wohl zufrieden, den Prinzen nach Florenz zu seinem Vater gehen zu lassen, weil sie ihn dort sicher glaubte vor den gefährlichen politischen Verleumdungen, die ihn in Rom bedrohten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein komischer Criminalfall.

Vor dem Criminalgerichte in Berlin kam vor Kurzem ein Fall vor, der durch die Originalität seines Thatbestandes selbst den Mitgliedern des Gerichtshofes ein Lächeln ablockte. Auf der Anklagebank erschien der Arbeitsmann Draak, ein schon früher wegen Diebstahles bestrafter Mensch, der jetzt von der Staatsanwaltschaft zweier neuen Diebstähle angeschuldigt war. Gegenstand eines dieser Diebstähle war eine graue Katze, welche einer Frau Schäfer gehört hat. Die Letztere machte über das Verschwinden derselben folgende Aussage: „Ick hatte zwee Katzen, meine Herren, jrau waren se beede, aber lieb waren se mir, det kann ick Sie sagen, wie manchen Leuten ihre Kinder nich sin. Nach Weihnachten kam mich eene davon weg, ick wußte zwar nich, wo sie geblieben war, aber ick hatte so meine Jedanken uf den Draak, weil ick wußte, det der keen Kostverachter is. Na, beweisen konnt ick ihm nischt, det is wahr, aber ick denke: ufpassen willste. Ick paßte ooch uf, aber nützen dhat es nischt. Am 28. Januar — den Dag wer ick nie vergessen — is die andere Katze ooch weg. Sie können sich denken, meine Herren, det mich des nich ejal war. Ick bin 'ne orntliche Frau und liebe mein Vieh mehr, wie mancher Andere. Ick hatte jleich wieder uf Draaken Jedanken, weil er manchmal zu mir kam. Ick denke, Du willst doch mal hinjehn und sehn, ob Du „Petern“ nicht siehst. In de Mittagsstunde jehe ick zu die Schwan, was seine Liebste is, weil ick weeß, det er dort immer steckt. — Wie ick die Thür ufmache, richtig! sitzen sie Beede am Tisch und essen. Ick merkte jleich, det et janz schön roch und der Jeruch kam mich so bekannt vor. Ick sage: „wat essen Sie denn da, Draake? Det riecht mich ja hier so knifflich!“ — „Ich esse Hasenbraten“, sagt er. — Na, ick wer doch wissen, det vor Draaken keene Hasen jeschossen werden. Ick sage also: „Hören Sie, Draake, det riecht mich hier nich wie Hase, det riecht schon mehr wie Katze, ick gloobe, det Sie meinen „Peter“ hier zum Hasenbraten gemacht haben!“ worauf er jar nischt erwiederte, sondern weiter aaß. Und ick kann Sie sagen, meine Herrn, daß des Peter gewesen is. Es roch ooch so süßlich, wie man das beim recht-

schaffenen Hasen nich hat, un ick habe die Ueberzeugung, det er mir meinen Peter gemaust un det er ihm das Fell abjeschunden un det er ihn jebraten hat. Weiter weeß ick nischt.“ — Der Frau Schäfer wurden hierauf zwei graue Katzenfelle vorgelegt, welche Draake geständlich beim Kürschner verkauft hatte. Sie getraute sich jedoch nicht, eines derselben mit Bestimmtheit als das Fell des unglücklichen Peter zu recognosciren. Es fehlte sonach an einem bestimmten Beweise gegen Draake, der in Folge dessen dieses Diebstahles nichtschuldig erklärt wurde. Zur großen Befriedigung der Frau Schäfer wurde Draake jedoch trotzdem zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt, weil er geständlich dem Kaufmann Wehl in der Dresdener Straße für 12 Thaler Häringe aus einer Tonne, deren Boden er eingeschlagen, entwendet und dieselben in einem Sack fortgeschafft hatte.

Gemeinnütziges.

(Mittel zur Reinigung von Glacé-Handschuhen.) Die zu reinigenden Handschuhe lege man auf ein Brett, strecke sie gut und bestreiche sie mit pulverisirter Talg Erde, die man zuvor mit Wasser angerührt hat. Nachdem die Erde ganz angetrocknet ist, nehme man einen reinen Flanell-Lappen und reibe dieselbe überall gründlich ab. Dann schüttle man vollends allen Staub von den Handschuhen und reibe sie nochmals mit feiner Kreide, und, wenn es weiße Handschuhe sind, mit unter die Kreide gemischtem Spanischweiß, schüttle abermals den Staub daraus und reibe sie nochmals mit reinem Flanell ab.

Lebensphilosophie.

Die Sucht zu glänzen ist fürwahr
Ein eitler, leerer Tand;
Wer sich ihr hingibt — o der zeigt
Nur dürftigen Verstand.
Verdienest du, daß man dich ehrt,
So hasche nicht nach Ruhm;
Die Ehre, welche dir gebührt,
Bleibt doch dein Eigenthum.

Verschiedenes.

Man lobte einst Chatun-Tais Großmuth und nannte ihn den großherzigsten Mann. „Ihr irrt“, sagte er. „Ich hatte einst meinen Gästen 40 Kameele zum Besten gegeben, ging hierauf verkleidet spazieren und traf einen Mann, der Brombeeren und Dornenbündel für seinen Hausbedarf sammelte. „Warum gehst Du nicht zu Chatun-Tai“, fragte ich ihn; „dort wird Jeder reichlich gespeist.“ — „Möglich“, erwiederte der Mann, „aber wer sein Brod selbst erwerben kann, braucht Chatun-Tai nicht!“ — das war ein großherziger Mann!“

Ein leichtfertiger junger Mensch, der gewohnt war, in den Tag hinein zu schwatzen, wollte das Dasein Gottes läugnen und zwar aus der Ursache, weil er ihn noch nie gesehen habe. — Ein Geistlicher, der zugegen war, erwiederte: „Nun, wenn dieser Grund hinlänglich wäre, so habe ich die größte Ursache, an Ihrem Verstand zu zweifeln, denn von diesem habe ich wahrhaftig noch keine Spur gesehen.“

Ein Bürger trieb sich fast immer in Schenken herum. Ein Bekannter von ihm ermahnte ihn einst zur Ordnung und Häuslichkeit und meinte, er thäte klüger, wenn er daheim bei seiner Frau bliebe. „Ja, das würde ich auch thun“, gab ihm der Ermahnte zur Antwort, „aber meine Frau ist nahebei häßlich, und nur von Weitem sieht sie recht hübsch aus; damit sie mir nun immer recht gefällt, halt ich mich so viel als möglich in einer gewissen Entfernung.“

Räthsel.

Es fehlet einem Landmann schwerlich;
Ihm ist's zur Arbeit unentbehrlich.
Schneid'st du das letzte Zeichen ab,
Ist's manchen Kämpfers Heldengrab:
Ein Ort berühmt in neuster Zeit
Durch heldenkühne Tapferkeit.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 44. Donnerstag, den 10. April **1856.**

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

11.

Das Gefürchtete trat endlich ein. Italien erhob sich, wie es Frankreich gethan. In Modena brach der Sturm zuerst los. Der Herzog sah sich genöthigt, zu entfliehen, und eine provisorische Regierung unter dem General Menotti setzte sich an seine Stelle. Aber während das in Modena geschah, feierte das römische Volk jubelnde Feste zu Ehren des neuen, eben gewählten Papstes Gregor XVI., der statt des verstorbenen Papstes Pius VIII. den Stuhl von St. Peter bestiegen hatte, und der Jubel der Thronbesteigung und des Karnevals schien die Römer allein zu beschäftigen. — Unter der lachenden Maske der Karnevalslust verbarg die Revolution ihr ernstes und drohendes Angesicht und erst unter dem lauten Jubel des Fastnachtsdienstages wollte sie ihr wahres Antlitz zeigen. Das Volk hatte an diesem Tage immer mit Confetti und Blumen geworfen, dies Mal wollte es mit Steinen und Kugeln den Fastnachtsdienstag begrüßen, dies Mal wollte es nicht in der Harlekinsjacke erscheinen, sondern in seiner wahren Gestalt, ernst, groß, gebieterisch, seiner selbst und seines Willens sich bewußt.

Aber das Gouvernement hatte von dem Plane der Verschworenen, die Corsofahrt des Fastnachtsdienstages zum Ausbruche der Revolution zu benutzen, Nachricht erhalten und der Corso ward daher eine Stunde vor dem Beginn desselben untersagt. Das Volk empörte sich gegen das Verbot und die Revolution, die man hatte unterdrücken wollen, brach aus. Der Donner der Kanonen, das Geschmetter des Gewehrfeuers erschallte jetzt in den Straßen von Rom, und überall setzte das Volk den Soldaten des Papstes einen festen und energischen Widerstand entgegen. Der neue Papst erzitterte im Quirinal, die alten Cardinäle verloren den Muth und wichen bei jedem Schritt, den die Insurgenten vorwärts thaten, entsetzt einen Schritt zurück. Gregor fühlte, daß die kaum erst gewonnene Papstkrone schon im Begriffe war, von seinem Haupt zu fallen und unter den Füßen des siegreichen Volkes zertreten zu werden, er wandte sich also an Oesterreich und bat um Hilfe und Beistand.

Das alte Italien hatte das alte Oesterreich um Hilfe angerufen, das junge Italien hoffte auf die Hilfe des jungen, neuerstandenen Frankreichs. Aber Frankreich verläugnete seinen italienischen Bruder, es verläugnete seinen eigenen Ursprung, und kaum hatte die Revolution auf dem neu errichteten Königsthron sich niedergelassen und sich mit der Krone und dem Purpurmantel bekleidet, als sie schon, um ihrer eigenen Sicherheit willen, reactionär ward und sich selber verläugnete.

Rom wollte das drückende Joch abschütteln, das ganze Volk war begeistert und auf den Straßen Roms, auf denen man sonst gewohnt war, heiligen Processionen und Schaaren von Mönchen zu begegnen, hörte man nur Freiheitslieder, sah man nur die Jugend mit triumphirender Miene einherschreiten. Die Fremden, entsetzt über diese Veränderung, verließen schaarenweise die heilige Stadt und eilten ihrer Heimath zu. Hortense wollte bleiben, sie wußte, daß sie von dem Volk Nichts zu fürchten habe, denn Alles, was sie Schlimmes getroffen, war ihr immer von den Fürsten gekommen. Hortense also mußte bleiben, als sie Briefe von ihren beiden Söhnen erhielt, welche sie angstvoll beschworen, Rom zu ver-

lassen, und ihr anzeigten, daß sie in dieser Stunde Beide Florenz verließen, um ihrer Mutter entgegen zu eilen. Hortense schrie laut auf, als sie las, sie, welche auf Erden kein Glück mehr kannte und begehrte, als das Glück ihrer Kinder, sie, welche immer nur zu Gott betete, „daß es ihren Kindern wohl ergehen und sie vor ihnen sterben möge“, sie fühlte jetzt, daß eine furchtbare Gefahr ihre Söhne bedrohte, daß sie im Begriff seien, von den Wogen der Revolution mit fortgerissen zu werden. Sie hatten Florenz, sie hatten ihren Vater verlassen, sie befanden sich auf dem Wege nach Rom, das heißt auf dem Wege der Revolution, welche sie mit jubelnder Stimme zu sich rufen und den Namen Napoleon als Standarte vor sich hertragen würde!

Aber noch war es vielleicht Zeit, sie zu retten, noch mochte es Hortensens Bitten und Flehen gelingen, ihre Söhne zurückzuhalten von dem Abgrund, dem sie im Rausch der Begeisterung entgegentaumelten. Hortense fühlte sich kraftvoll, entschlossen und muthig, als sie das dachte, und an demselben Tage noch, an welchem sie die Briefe erhalten, verließ sie Rom, um ihren Söhnen entgegenzueilen. Noch hoffte sie, daß es Zeit sei, sie zu retten; bei jedem heranrollenden Wagen meinte sie ihre Söhne zu sehen und ihren leuchtenden Augen zu begegnen, — aber umsonst! Sie hatten geschrieben, daß sie ihr entgegenkommen würden, aber sie waren nicht da! — Vielleicht indeß hatten sie den Vorstellungen ihres Vaters Gehör gegeben, vielleicht waren sie in Florenz geblieben, um dort ihre Mutter zu erwarten.

So langte Hortense, von Furcht und Hoffnung gequält, in Florenz an und fuhr zu dem Hotel, in welchem ihr Sohn Louis Napoleon gewohnt hatte. Ihre Füße trugen sie kaum, sie hatte kaum die Kraft, nach ihrem Sohn zu fragen, — Niemand wußte von ihm, er war nicht da!

Aber er konnte bei seinem Vater sein und dahin sandte Hortense jetzt, um Nachricht von ihren Söhnen zu holen. Der Bote kam zurück, allein, traurig, — ihre Söhne waren abgereist! — Sie waren Beide der Revolution gefolgt, welche vor ihren entzückten Ohren die Jubel-Hymnen der Freiheit erschallen ließ. Der General Menetti hatte sie im Namen Italiens aufgefordert, die Sache der Freiheit und des Rechts mit ihrem Namen und mit ihrem Arm zu unterstützen, und sie hatten nicht den Willen gehabt, diese Aufforderung zurückzuweisen.

Ein Diener, den ihr jüngerer Sohn zurückgelassen, übergab der Herzogin einen Brief von ihm, ein letztes Abschiedswort an seine geliebte Mutter. „Deine Liebe wird uns verstehen“, schrieb ihr Louis Napoleon, „wir haben Verpflichtungen übernommen, wir können uns ihnen nicht entziehen, und der Name, den wir tragen, verpflichtet uns, den unglücklichen Völkern, wenn sie uns rufen, beizustehen. Ich bitte meiner Schwägerin die Sache vorzustellen, als ob ich es gewesen, der ihren Gemahl verleitet hat; er betrübt sich darüber, ihr eine Handlung seines Lebens verborgen zu haben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Marschall des Kaiserreichs.

Als Marschall Lefebvre im Jahre 1807 zur Belagerung von Danzig schritt, war dieser seit Langem vernachlässigte Platz von dem berühmten Ingenieur Bousmard in den Stand gesetzt worden, eine regelmäße Belagerung auszuhalten. General Kalkreuth, auf welchen Bousmard einen großen Einfluß ausübte, hatte unter seinen Befehlen eine Besatzung von etwa 12,000 Preußen nebst drei russischen Bataillonen. Der französische Marschall hatte seinerseits das aus Franzosen, Polen, Badensern und Sachsen in der ungefähren Stärke von 16,000 Mann bestehende 10. Armeecorps. Lannes und Oudinot unterstützten ihn seitwärts mit imposanten Streitkräften. Sie halfen ihm, sich von jenen 12,000 Russen zu befreien, die zu Weichselmünde gelandet waren und die General Kamenski in die belagerte Stadt werfen wollte. Dieser mörderische Kampf war eine jener zahlreichen Episoden eines Gedichtes, dem weder das Heroische noch das Wunderbare fehlte. Lefebvre gab seinen Soldaten allzeit das Beispiel des Muthes und der Mäßigung. Der Marschall des Kaiserreichs vergaß nie, daß er einst Sergeant in der Garde gewesen. Als sich der Feind eines Tages einer Redoute bemächtigt hatte, welche die Arbeiten

der Belagerer auf den Höhen von Holzenberg decken sollte und die Truppen, aus nächster Schußlinie niedergeschmettert, zu weichen begannen, wäre es um die Armee vielleicht geschehen gewesen, wenn nicht Lefebvre mit einigen Generalen und seinen Adjutanten herbeigeeilt wäre. Er stellte sich an die Spitze eines Bataillons des 44. Regiments und rief: Wohlan, meine Kinder! jetzt kommen wir an die Reihe. Als die Soldaten im Handgemenge mit ihren Leibern ihm eine Brustwehr bilden wollten, stieß er sie zurück und rief: So laßt mich doch auch kämpfen! Damit drang er in die Redoute und machte die Vertheidiger nieder oder zu Gefangenen.

So leitete also der brave Marschall die Belagerung von Danzig. Zwei Monate damit hinzubringen, schien in der That Niemanden zu lange, ausgenommen dem Kaiser Napoleon, welcher der Meinung war, Lefebvre komme zu keinem Ende. Napoleon hatte aber auch das Recht dazu, er, der in sieben Wochen das Reich Friedrichs II. zerschmettert hatte und der von seinem Lager zu Finkenstein aus die Türken aufhetzte, England beobachtete, den Russen drohte, mit den Deutschen den Rheinbund schloß, Decrete aller Art in die Welt schleuderte. So oft er an Danzig dachte, rief er aus: An was denkt wohl Lefebvre, was macht er, ich verstehe seine Langsamkeit nicht! So waren die kurzen Ausrufe, die seinen bebenden Lippen entschlüpften. Kam ein Bericht vom Marschall, worin er auf neu entstandene Schwierigkeiten hinwies, so sagte der Kaiser: Welcher Plauderer, der Teufel hole diesen Elsässer mit seinem weitschweifigen Styl!

Die Beschießung hatte in der Nacht vom 23. auf den 24. April begonnen, war täglich fortgesetzt worden, und noch im Mai gaben die Belagerten kein Zeichen von Noth. Ich muß in der Sache klar sehen, meinte Napoleon, denn ich verstehe Lefebvre's Berichte nicht. Er macht mir da von Danzig eine Beschreibung, worin kein gesunder Menschenverstand ist. Denon! reisen Sie auf der Stelle zum Marschall und bringen Sie mir ein Croquis von den Festungswerken nach eigener Anschauung. Ich rechne auf Sie, gehen Sie! —

Eine Viertelstunde nach der kaiserlichen Audienz war Denon, mit seinem Portefeuille bewaffnet, auf der Straße nach Danzig. Dieser Denon zählte bereits mehr als 60 Jahre, hatte Ludwig XV. und XVI. zu Versailles, Friedrich den Großen zu Potsdam, Katharina II. in St. Petersburg, Voltaire zu Ferney, die Inquisition bei San Marco gesehen und hatte seit dem Feldzuge in Aegypten Napoleon nicht mehr verlassen. Im alten Land der Pharaonen hatte der berühmte Künstler und Gelehrte die Gewohnheit erlangt, die Natur und die Menschenwerke im Fluge auf's Papier festzubannen, ohne die Unbequemlichkeit zu achten, mit der ein Künstler zu kämpfen hat, der im Kanonendonner arbeitet. Erst bei Eylau hatte eine Kanonenkugel ein Geschütz zerschmettert und einige Mann der Bedienungsmannschaft getödtet. Gleich darnach erschien Denon mit seiner Zeichenmappe. Gehen Sie zurück, sagte der Kaiser, heute gibt's zu viel Nebel und zu viel Kugeln für einen Zeichner.

An diese Kaltblütigkeit Denons dachte Napoleon, als er ihn vor Danzig sandte.

Denon kam bei den Vorposten an, begehrte den Marschall zu sprechen und setzte ihm den Zweck seiner Sendung auseinander. Lefebvre glaubte, daß hinter dem ostensibeln Zweck noch ein anderer verborgen stecke. Er wußte nicht, daß ein Mann vor ihm stand, dem jede Zweideutigkeit fremd war. Lefebvre hatte die Expedition im Nillande nicht mitgemacht, damals war er Commandant der Sambre- und Maasarmee. Er kannte Denon nicht, noch weniger seine Werke. Die Namen seiner Corporäle waren ihm geläufiger als die der Maler, Bildhauer und Dichter seiner Zeit, von allen Künsten übte er blos die des Krieges.

Er maß den Ankömmling von Kopf bis zu Fuße, indem er die Stirn runzelte, und sagte plötzlich mit einer übermüthigen Miene, die durch seine elsässische Mundart noch entschiedener wurde:

Also der Herr will sich Danzig ansehen? Er will sehen, warum die Belagerung so langsam vorwärts geht? Es ist ein sehr lustiges Spectakel, was wir hier aufführen. Dem Herrn gebührt eine Prosceniumsloge.

Denon bemerkte wohl den boshaften Ton, in dem der Marschall sprach, aber er beachtete ihn nicht; denn ihm war es nur darum zu thun, den Befehlen des Kaisers bestmöglichst nachzukommen. Der Marschall schien geneigt, ihm dazu zu verhelfen. Er rief einen alten

Grenadier, der längst Sergeant wäre, wenn in seinen harten Schädel die Hieroglyphen des Alphabets hineinzubringen wären. Aber wie der alte Elsässer Firbach selbst sagt: Mein Kopf ist zu hart dazu, darum schaden ihm auch Säbelhiebe und Flintenkugeln nicht viel.

Marschall Lefebvre wendete sich an ihn: Firbach, führe doch den Herrn an einen Ort, wo man Danzig recht genau sieht: du weißt, auf dem Glacis gegenüber der Batterie auf dem Bischofsberg. — Ganz wohl, Herr Marschall, sagte der Soldat und machte rechtsum.

Ehe ihm Denon folgte, sagte er: Meinen Dank, Marschall!

Nicht Ursache! meinte dieser ironisch.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Dich freut ein Name, den dem Nachbar Spötter gaben,
Und weißt nicht, welchen sie dir selbst gegeben haben.

Die Erde gibt ihr Gold nur her,
Wenn man ihr Herz durchstochen,
So gibt der Geiz'ge seins nicht eh'r,
Bis ihm das Herz gebrochen.

Nur die erworbene Ruh' des Gemüths, sie — Tochter der Weisheit,
Wagt mit dem wilden Gefühl muthig zu kämpfen, und siegt.

Große Gedanken, sie ruh'n verschleiert in jeglicher Seele,
Aber der Genius allein hebet den Schleier empor.

Nicht heilt ein goldner Schuh vom Podagra den Kranken,
Und nicht ein Diadem die Marter der Gedanken.

Verschiedenes.

Die Männer glauben, sie sind geboren, um glücklich zu sein, und die Frauen glauben, sie seien blos geboren, um glücklich zu machen!

Wer nichts weiter wollte als glücklich sein, würde bald sein Ziel erreichen; aber die Meisten wollen glücklicher sein als Andere, und das hält schwer.

Ein vermögender, aber sehr einfältiger Bürger hatte sich ein Familiengrab gekauft. Als er nun dieses seinen Kindern auf dem Friedhofe zeigte, sagte er: „Sehet, meine Lieben! in dieses Grab kommen auch wir einst, wenn wir so lange leben und gesund sind.“

Man fragte einen jungen Herrn, der schon lange einem hübschen Mädchen die Cour machte, warum er sie nicht heirathe. Er erwiederte: „Weil ich unsterblich in sie verliebt bin, und die Ehe kennt leider nur sterbliche Liebe.“

Eine Mutter sagte zu ihrer Tochter, einem jungen Mädchen, sie möchte Halbtrauer anlegen. „Ist unser Oheim denn nur halbtodt?“ fragte das naive Kind.

Man hat berechnet, daß die Zahl der Haare auf einem gewöhnlichen Menschenkopf 140,000 betrage. Uebrigens steht es Jedem frei, nachzuzählen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 43:

Karst. Kars.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt

nterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 45. Samstag, den 12. April 1856.

Thränen.

Von Joh. Schiller.*)

Es fehlte zwar noch nie an Thänen,
Dies Bächlein stets gar reichlich quoll;
Je mehr die Einen satt sich gähnen,
Stehn Andrer Augen thränenvoll.

Doch manche Thräne wird geweinet,
Man ahnet kaum: wozu? warum?
Was augenblicklich Weinen scheinet,
Kehrt sich oft flugs in Lachen um.

Fast scheint's, es sei jetzt Modesache
Das Studium der Thränenkunst,
So daß die größte Thränenlache
Nichts anders ist, als blauer Dunst.

Der weinet ob jedwedem Plunder,
Ob jedem Bettel wie ein Kind;
Man glaubt, er habe Thränenzunder
Und weine sich absichtlich blind.

Ein Andrer weint sogar aus Rache,
In Thränen lüftet sich sein Groll;
Dem Dritten sind sie Ehrensache;
Ein Vierter ist gar thränentoll.

Doch ist mitunter eine Zähre
Ein ernst gemeinter Leichenstaat;
Nicht selten auch die einz'ge Wehre,
Die ein gekränktes Kindlein hat.

Doch Thränen, wie der Herr sie weinte
Jerusalem und Lazarus,
Dem Freunde hier und dort dem Feinde,
Sind köstlicher, als Engelsgruß.

Die weine recht von Herzensgrunde!
Und hältst du dich hierzu zu schwach,
So denke jener Abendstunde —
Und weine einem Petrus nach.

Mit Petrus wein', mit Magdalenen,
Bevor dein letzter Tag entfleucht;
Doch müssen unsre Herzen thränen —
Die Augenthränen wiegen leicht.

*) Die Freunde dieses unsers körnigen Pfälzer Dichters, auf den wir stolz sein müssen, da er in der Hauptsache sein Schwert so meisterlich zu schwingen versteht und, aus eigenem urkräftigen Borne schöpfend, nicht jener süßlichen Poesie nachbetet, die, was ihr an Gedanken abgeht, durch wohllautenden Klingklang zu ersetzen sucht, — werden es mit Vergnügen hören, daß demselben von anerkannten Autoritäten in diesem Genre der Dichtung, sowie von höchstgestellten Persönlichkeiten die schmeichelhaftesten Beweise der Anerkennung zu Theil geworden sind, wie denn auch die Leser des Buches selbst, wie wir hören, sich täglich in recht erfreulicher Weise mehren. Möge der christliche Sänger von „Hie Schwert des Herrn und Gideon!" sich hiedurch veranlaßt fühlen, auch die weiters in seinem Dichtergarten gepflückten Blumen in ein hübsches Sträußchen gebunden der Oeffentlichkeit zu übergeben!

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Die Begeisterung der Jugend hatte also jede andere Rücksicht verstummen gemacht und die beiden Söhne der Herzogin v. St. Leu, die beiden Neffen des Kaisers Napoleon, standen an der Spitze der Revolution. Von Foligno bis Civita-Castellana organisirten sie die Vertheidigung, und die jungen Leute der Städte und Dörfer strömten freudig zu ihren Fahnen herbei und gehorchten den Prinzen Napoleon als ihren Herren; die Schaaren, welche die beiden Prinzen anführten, waren kaum bewaff-

net, aber sie zogen dennoch muthvoll weiter und wollten jetzt versuchen, Civita-Castellana zu nehmen, um die dort seit acht Jahren in dumpfen Kerkern schmachtenden Staatsgefangenen zu befreien.

Das waren die Nachrichten, welche die Couriere heimbrachten, die Hortense mit flehenden Briefen an ihre Söhne geschickt, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Es war zu spät, sie wollten und sie konnten nicht mehr zurück! Ihr Vater rang in verzweiflungsvollem Jammer die Hände und beschwor seine Gemahlin, da er selber durch Krankheit und Gicht an seinen Lehnstuhl gefesselt war, Alles zu thun, um seine und ihre Söhne der furchtbaren Gefahr zu entreißen, in welcher sie sich befanden. Denn die Revolution war verloren, das fühlten, das sahen schon alle Besonnenen, — aber die Jugend wollte es nicht sehen. Einer der Söhne der Prinzessin von Canino, der Gemahlin Lucian Bonaparte's, war heimlich dem Schlosse seines Vaters entflohen, um zu den Insurgenten zu gehen. Es gelang, ihn aufzufinden und mit Gewalt zurückzuführen, und da die Familie dem Papst Dank schuldig war, weil er die Fürstenthümer Canino und Musignano für Lucian Bonaparte und seinen ältesten Sohn gegründet hatte, griff man zu den äußersten Mitteln, um den jungen Prinzen zu verhindern, gegen die Truppen des Papstes zu kämpfen. Die Fürstin Canino erwirkte es von dem Großherzog von Toscana als eine Gnade, daß sie für ihren Sohn einen Platz in einem der Staatsgefängnisse von Toscana erhielt, und dahin brachte man ihn während der ganzen Dauer der Revolution.

Man schlug der Herzogin von St. Leu vor, dasselbe Auskunftsmittel anzuwenden, aber trotz ihrer Angst und ihrer Sorge, trotzdem daß sie Tag und Nacht ruhelos und in fiebernder Unruhe in ihren Zimmern umherirrte, lehnte sie es ab. Sie wollte ihre Söhne nicht einer solchen Demüthigung äußeren Zwanges unterwerfen; wenn ihre eigene Vernunft, wenn das Flehen und Bitten ihrer Mutter sie nicht zurückzuführen vermochte, sollte die Gewalt es nicht thun. Indeß war die ganze Familie bemüht, Alles anzuwenden, jedes Mittel zu ergreifen, um die beiden Prinzen Napoleon der Revolution zu entreißen, welche auf's Neue den Namen Napoleon den zürnenden Fürsten Europa's verdächtigen mußte. — Der Cardinal Fesch und der König Jerome beschworen ihre Neffen in flehenden, dann befehlenden Briefen, die Armee der Insurgenten zu verlassen. Im Einverständniß mit ihrem Vater Louis Bonaparte schrieben sie an das provisorische Gouvernement von Bologna, daß der Name der beiden Prinzen der Sache der Revolution schade, an den General Armandi, den Kriegsminister der aufrührerischen Regierung, um ihn zu bitten, die Prinzen von der Armee zurück zu berufen. Alle Welt, Freund und Feind vereinigte sich, um den Eifer und die Anstrengungen der beiden Prinzen zu neutralisiren und ihnen zu beweisen, daß sie der Sache, welcher sie ihren Namen liehen, nur schaden könnten, daß man die Revolution vielleicht gewähren ließe und sie von den auswärtigen Mächten vielleicht als eine innere Angelegenheit Italiens betrachtet werde, in die man sich nicht zu mischen habe, daß man aber unerbittlich sein werde, sobald der Name Napoleon sich an die Spitze der Revolution stelle, um vielleicht auf's Neue die Throne Europa's zu erschüttern.

Die beiden Prinzen gaben endlich so vielen Bestürmungen, so vielen Vorstellungen nach, sie legten sofort ihre Commandos nieder und entsagten dem Range, den man ihnen in der Armee der Aufständischen gegeben, — aber da es ihnen nicht mehr vergönnt sein sollte, der Revolution mit ihrem Namen und mit ihrem Kopf zu dienen, wollten sie ihr wenigstens mit ihrem Arm dienen. Sie legten also ihre Commandos nieder, aber sie wollten bei der Armee bleiben ohne Grad und ohne Rang als einfache Soldaten und Volontairs. Und als ihr Vater, als ihre Onkels, damit noch nicht zufrieden, noch ferner in sie drangen, da erklärten die beiden Prinzen, daß, wenn man sie noch ferner grausam quälen werde, sie nach Polen gehen und dort der Revolution dienen würden. —

Eine österreichische Flotte kam jetzt in's adriatische Meer, ein österreichisches Heer näherte sich von allen Seiten den aufständischen italienischen Provinzen; schon hatte es Modena wieder erobert, schon flohen die Insurgenten schaarenweise vor den Kanonen Oesterreichs, deren donnernde Salven die Hoffnungen der italienischen Jugend auf's Neue zerschmettern sollten.

Jetzt sprang Hortense wie eine gereizte Löwin empor, glühend vor Enthusiasmus, vor Muth und Thatkraft. Die Gefahr war da, sie mußte ihre Söhne retten! Sie hatte lange überlegt, wie sie es anzufangen, wohin sie sich mit ihnen zu wenden habe. Sie war entschlossen gewesen, mit ihnen nach der Türkei zu gehen und sich in Smyrna mit ihnen niederzulassen, aber die österreichische Flotte, welche das adriatische Meer jetzt beherrschte, machte diesen Plan unausführbar. Jetzt, in dieser Stunde höchster Gefahr durchleuchtete es ihre Seele wie ein Blitz, und auf ein Mal wußte sie den Weg der Rettung.

„Ich werde sie auf dem Weg entführen“, sagte sie zu sich selber, „auf welchem man sie am Wenigsten suchen wird, ich werde sie durch Frankreich, durch Paris führen. Ein Todesdecret schwebt dort über ihren Häuptern, aber das kümmert mich nicht; die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit wird immer noch so viel Gewalt über Frankreich haben, als daß ich Ernstes zu fürchten hätte. Ich muß meine Söhne retten, der Weg durch Frankreich ist der Weg der Rettung, ich gehe ihn also!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Marschall des Kaiserreichs.

(Schluß.)

Also der Kaiser verläßt sich nicht mehr auf meine Berichte, so lautete nun Lefebvre's Selbstgespräch, er schickt mir einen Kundschafter! Ich habe aber den Mann bedient, wie sich's gehört. Er wird bald verschwinden, und es wird sich schwerlich ein Nachfolger herzudrängen. Der Schäker glaubte mich einzuschläfern mit seinen Reden vom Zeichnen und Copiren, als wenn Bonaparte ein Kind wäre, das sich gerne mit Bildchen unterhält. Mich betrügt man nicht. Wenn Bonaparte seine Polizeimänner so gerne hat, mag er sie selbst in Schlachten und zu Belagerungen schicken. Den Einen habe ich angefangen, dazu zu befähigen. Um Firbach ist mir nicht bange, der kennt den Braten, aber dieser Denon wird Augen machen!

Mittlerweile schritt Denon rüstig mit seiner Mappe dem Führer nach; bald hatte man die Linien der französischen Batterien passirt, die eben in lebhafter Conversation mit den feindlichen Batterien begriffen waren.

Die Beiden traten nun auf's Glacis. Die Kanoniere auf den Wällen machten sich sogleich den Spaß, sie auf's Korn zu nehmen, und bald pfiffen ihnen allerlei Projectilen um die Ohren. Der Grenadier stand zuerst still und meinte, jetzt dürfte man doch nahe genug sein, um das Profil der Stadtwerke nehmen zu können. Ohne ein Wort einzuwenden, setzte sich Denon auf eine Scholle, die eine platzende Bombe aufgeworfen hatte, spitzte seinen Bleistift und begann ruhig zu zeichnen.

Der tapfere Firbach meinte für sich, das sei doch ein sonderbarer Platz, um zu zeichnen. Landsmann, setzte er laut hinzu, habt Ihr noch lange zu thun?

Warum? fragte Denon.

Weil — weil es hier etwas heiß ist!

Ich halte Euch nicht, guter Freund! sagte der Künstler; geht nach Hause, den Weg zurück finde ich schon allein. Der Grenadier ging und zwar im Eilschritt zurück.

Ueberhäufte Geschäfte hatten den Marschall etwa eine Stunde in Anspruch genommen. Auf ein Mal entsann er sich, daß weder Firbach noch Denon zurückgekommen, und sagte zu einem Adjutanten, dem er die Geschichte mitgetheilt hatte: Es wäre doch Schade, wenn ein braver Veteran auf einem Spaziergang mit einem Polizeispion sein Ende gefunden hätte.

Firbach, sagte der Adjutant, befindet sich sehr wohl, ich sah ihn eben in die Cantine laufen, um einen Schnaps zur Stärkung zu nehmen.

Also der Andere fehlt, sagte Lefebvre ernst; der Spaß war doch etwas zu stark. Es wäre mir lieber, er wäre am Leben geblieben, um dem Kaiser Bericht zu erstatten, wie ich ihn aufgenommen. Am Ende, beim Licht betrachtet, ist nun ein Spion weniger auf der Welt.

Todt glauben Sie, Marschall, den Teufel auch! erwiederte der Adjutant, da nehmen Sie mein Fernrohr und betrachten Sie ihn dort.

Soeben packte der Gelehrte seinen Apparat zusammen und bewegte sich langsam zum französischen Lager zurück.

Wie, das wäre unser Mann, rief Lefebvre, man rufe mir Firbach! Der erzählte nun, was zwischen ihm und dem Zeichner vorgegangen.

Dem Zurückkehrenden flog der Marschall in die Arme! Nein, das ist kein Spion, sagte er, das ist ein Ehrenmann. Ich bitte um Ihre Freundschaft, mein Herr! Unterm Kanonenfeuer zeichnen, das ist wahrer Muth.

Sie sollen also dem Kaiser Berichtz über die Werke erstatten. Verzeihen Sie, daß ich Sie Ihre Arbeit da beginnen ließ, wo sie am härtesten ist. Von nun an bitte ich Sie, an meiner Seite Ihre Aufgabe zu vollenden. Ich werde Sie in genaue Kenntniß von Allem setzen, was dieselbe betrifft, denn ich wünsche, daß der Kaiser mir jene Achtung zolle, die ich für Sie fühle.

Der Rest gehört der Geschichte an. Am 24. Mai 1807 capitulirte Danzig und General Kalkreuth erhielt dieselben Bedingungen, die er 14 Jahre früher der französischen Besatzung von Mainz gewähet hatte. Lefebvre aber erhielt den Titel eines Herzogs von Danzig.

Lebensphilosophie.

Guten, glücklichen Menschen ist fremdes Unglück auch darum peinlich, weil sie dabei ein gewisses Schamgefühl über ihr eigenes Glück empfinden.

Eine der Hauptillusionen der Jugend ist, sich nicht blos für mehr, sondern auch für besser zu halten, als man wirklich ist.

Nach Kant wäre das oberste Sittengesetz: »Handle so, daß jeder Mensch dein Handeln zur Richtschnur des seinigen machen könnte.« Naturgemäßer und menschenfreundlicher müßte dieser Satz so gefaßt sein: »Handle so, daß, wenn jeder Mensch so handelte wie du, das Glück der ganzen Menschheit begründet wäre.«

Verschiedenes.

Bei Gelegenheit einer Treibjagd, die in der Nähe eines Dorfes endete, öffnete ein Bauer seine Scheune in der Absicht, daß sich vielleicht ein Paar Hasen in dieselbe flüchten dürften. Seine Hoffnung täuschte ihn auch nicht. Wirklich suchten drei solcher dem Kreise entronnener Thiere darin ihren Schutz, worauf sich sogleich die Scheunenthore schlossen und die armen Thiere, die aus dem Regen in die Traufe gekommen waren, erschlagen wurden. Ein berittener Jäger aber hatte die Flucht der Hasen und die Schließung der Scheune bemerkt, und wohl wissend, was geschehen werde, ritt er eiligst in den Bauernhof hinein. Er kam gerade zurecht, wie der Bauer die bereits erschlagenen Hasen in der Hand nach seiner Wohnung tragen wollte. Als der Bauer den Jäger erblickte, faßte er sich schnell, und auf ihn zugehend und ihm die Hasen darreichend, sprach er: »Recht gut, daß Sie da sind, Herr Oberförster, Sie haben mir einen Gang erspart. Hier haben Sie die Hasen. Ich habe ihnen die besten Worte gegeben, sie sollen wieder hingehen, wo sie hingehören, aber eher todtschlagen haben sie sich lassen, ehe sie gehorcht hätten.«

Manchem Vater kostet ein hübsches Gut
Seines Herrn Sohnes Doctorhut:
Doch kostet das Doppelte, glaube,
Manch' anderm des Töchterleins Haube.

Dreisilbige Charade.

1.

Hier ist es wonnig, ist es schön,
Hier bist du mit Behagen,
Mit Freuden wirst du zu mir gehn
In heißen Sommertagen.

2. 3.

Durch Kunst und hohe Wissenschaft
Erhoben aus der Menge,
Belehren sie mit Muth und Kraft,
Mit Güte und mit Strenge.

Das Ganze.

Ein angenehmer Blüthenduft
Weht dir das Ganz' entgegen;
Erfüllet ist die milde Luft
In Gauen allerwegen.
Benütze nur das Ganze fein,
Du wirst dabei recht fröhlich sein.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustad



No. 46. Dienstag, den 15. April **1856.**

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Hortense ging jetzt an die Ausführung ihres Planes. Sie ließ einen in Florenz lebenden Engländer, dessen Familie sie einst in Frankreich wichtige Dienste geleistet, zu sich bitten und bat ihn, ihr einen Paß zu verschaffen für eine englische Dame, die mit ihren beiden Söhnen durch Frankreich nach England reisen wolle. — Der Lord verstand sie und war freudig bereit, ihr und ihren Söhnen zu dienen und hülfreich zu sein. — Schon am andern Tage brachte er ihr den geforderten Paß und Hortense, welche wohl wußte, daß, um ein Geheimniß zu bewahren, man gar keine Vertrauten haben müsse, erklärte jetzt sowohl ihrem Gemahl, als ihrer Familie und ihren Freunden, daß sie entschlossen sei, ihre Söhne aufzusuchen und sich mit ihnen in Ancona nach Corfu einzuschiffen! — Sie verlangte zu diesem Zweck von dem Gouvernement von Toscana einen Paß und er ward ihr bewilligt.

Ihre Söhne befanden sich jetzt noch in Bologna, aber schon in wenigen Tagen mußte diese Stadt von den Oesterreichern genommen sein und Alles war verloren, wenn Hortense ihnen nicht zuvorkam. Sie sandte einen vertrauten Diener als Courier an ihre Söhne und ließ ihnen ihre Ankunft melden, dann, sobald die Nacht dunkelte, brach sie selber, nur von einer Gesellschaftsdame begleitet, auf. Sie war muthig, entschlossen und stark, denn es galt ihre Söhne, ihr einziges Glück zu retten!

Bald hatte ihr rasch dahinrollender Wagen die Grenze Roms überschritten und sie befand sich jetzt in dem von den Insurgenten noch besetzten Theile des Landes. Alles athmete hier noch Muth und Vertrauen. — Die Armee der Aufständischen befand sich bei Bologna und hielt außerdem noch die beiden Städte Terni und Soleto besetzt, das sie muthvoll gegen die päpstlichen Truppen vertheidigt hatten. Jedermann erwartete, daß es bald zu einer entscheidenden Schlacht kommen werde, und Jedermann sah derselben mit freudiger Siegesgewißheit entgegen.

Hortense brachte indeß in Foligno, wo sie geblieben war und wo sie ihre Söhne erwarten wollte, traurige Tage der Erwartung, der Spannung zu, erschreckend vor jedem Geräusch und immer mit angstvoll klopfendem Herzen dem Moment entgegen sehend, wo ihre Söhne flüchtig, vielleicht mit Wunden bedeckt, vielleicht sterbend zu ihr kommen würden, um ihr zu sagen, daß Alles verloren sei!

Endlich ließ die Unruhe, die Sorge sie nicht fernerhin mehr in Foligno weilen. Sie mußte ihren Söhnen näher sein, die Gefahren, die sie bedrohten, in der Nähe kennen oder am liebsten sie mit ihnen theilen. Hortense verließ also Foligno, um nach Ancona zu gehen. — Auf der ersten Station angelangt, sah sie einen Mann aus einem Kaleschwagen steigen und sich ihr nähern. Er war ihr unbekannt und doch erzitterte sie bei seinem Anblick in ahnungsvollem Schrecken. Das Herz der Mutter fühlte schon den Schlag, der ihrer wartete. Dieser Mann war ein Abgesandter ihrer Söhne.

„Der Prinz Napoleon ist krank", sagte er ihr.

Hortense erinnerte sich, daß man ihr gesagt, die Röthelu grassirten in der Gegend.

„Er hat die Röthelu!" rief sie angstvoll.

„Ja," erwiederte der Mann, „er hat die Rötheln und er verlangt nach Ihnen, Madame!"

„Oh," rief Hortense entsetzt, „wenn er nach mir verlangt, dann ist er sehr krank! Vorwärts,

vorwärts jetzt, so rasch die Pferde jagen können, ich muß zu meinem Sohn!“

Und vorwärts ging es in rasender Eile. Hortense, athemlos, bebend, bleich vor Entsetzen, lehnte am Wagen, ohne Thränen, ohne Klagen, nur zuweilen vor sich hinmurmelnd:

„Nein, es ist unmöglich! Ich habe schon zu viel gelitten! Der Himmel ist gerecht, er wird mich nicht noch unglücklicher machen wollen! Er wird mir den Sohn erhalten!“

Rasch geht es weiter von Station zu Station, immer näher dem Ziel zu. Aber je näher dem Ziel, desto trauriger werden die Gesichter, denen sie begegnet. Auf jeder Station, wohin Hortense kommt, sammeln sich Gruppen von Menschen um ihren Wagen und Alle schauen sie an mit tieftraurigen Mienen und auf jeder Post hört sie es um sich her murmeln: „Napoleon ist todt! Arme Mutter! Napoleon ist todt!“

Hortense hörte es, aber sie glaubte es nicht! Es sind nicht die Menschen, welche das sprechen, es ist nur die Angst ihres Herzens! Ihr Sohn ist nicht todt, er kann nicht todt sein! Napoleon lebt, ja, er lebt!

Und wieder murmelt und klagt das Volk um ihren Wagen: „Napoleon ist todt!“

Hortense sitzt bleich, bewegungslos, in dumpfem Hinbrüten in ihrem Wagen. Ihre Gedanken verwirren sich, ihr Herz schlägt kaum noch!

Jetzt ist sie am Ziel, in Pesaro, jetzt hält ihr Wagen vor dem Hotel, wo ihre Söhne ihrer warten! Da stürzt ein junger Mann, bleich, sein Antlitz mit Thränen überfluthet, aus dem Thor an ihren Wagen. Hortense erkennt ihn und streckt ihm die Arme entgegen! Es ist ihr Sohn Louis Napoleon, und wie sie sein bleiches, kummervolles Gesicht, seine vom Weinen gerötheten Augen sieht, da erkennt die unglückliche Mutter die Wahrheit! Ja, es war nicht ihr Herz, es war das Volk, welches die Schreckensworte gesprochen: „Napoleon ist todt! Arme Mutter! Napoleon ist todt!“

Mit einem herzzerreißenden Aufschrei sinkt Hortense bewußtlos zusammen. —

Aber Hortense hatte jetzt nicht Zeit, den Sohn zu beweinen, den sie so sehr geliebt hatte, es galt, den Sohn zu retten, der ihr geblieben war und den sie nicht minder liebte, auf den sie jetzt alle ihre Liebe, ihre Zärtlichkeit concentriren mußte.

Sie muß ihren Sohn retten! Dieser Gedanke machte sie wieder gesund und stark. Man sagt ihr, daß die Autoritäten von Bologna sich schon den Oesterreichern unterworfen haben, daß die Armee der Insurgenten zerstreut und flüchtig umherirrt, daß man schon in der Ferne österreichische Schiffe sieht, welche vielleicht Truppen bei Sinigaglia landen wollen, um die Insurgenten zu umzingeln und jede Flucht unmöglich zu machen.

Diese Nachrichten erweckten Hortense aus ihrem Schmerz und riefen ihre Energie wieder wach. Sie befahl, sogleich anzuspannen und fuhr mit ihrem Sohn nach Ancona, offen vor aller Welt, damit Jedermann wisse, daß sie von dort mit Louis Napoleon sich nach Corfu einschiffen wolle. In Ancona, unmittelbar am Ufer des Meeres, lag das Palais ihres Neffen und dort stieg Hortense ab. Die Wogen des stürmenden und brausenden Meeres schlugen zuweilen hoch empor bis zu den Fenstern des Zimmers, welches die Herzogin bewohnte, sie konnte von dort aus den Hafen sehen und die Schaaren der Flüchtlinge, die sich am Ufer drängten, um sich auf die kleinen elenden Schiffe zu retten, welche da vor Anker lagen.

Und es war für diese Armen die höchste Zeit, sich zu retten. Die Oesterreicher zogen im Sturmschritt heran; sie hatten, indem sie das päpstliche Gebiet betraten, eine Amnestie proclamirt, von welcher indeß der Prinz Louis Napoleon, der General Zucchi und die Modeneser ausgenommen waren. Die Fremden, die an der Insurrection Theil genommen, sollten ergriffen und nach der Strenge der Gesetze gerichtet werden.

Die jungen Leute, welche von Modena, von Mailand und aus allen Theilen Italiens herbeigeströmt waren, um der römischen Revolution beizustehen, mußten jetzt also eilen, sich vor den verfolgenden Oesterreichern zu retten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sparkassenbüchlein.

Freilich, sagte der Schlossermeister Werner in der Wasserstraße, freilich geschehen in unseren Tagen keine Wunder mehr, aber man

sieht doch manchmal an einem Abgrunde und eine Hand reißt Einen weg, die mehr Macht hat, als eine einzelne Menschenhand, und wenn man sich dann besinnt, kommt's Einem wie ein Wunder vor. Mir schwindelt's noch, wenn ich d'ran denke, was aus mir hätte werden können, wenn nicht der heilige Geist, der in einem guten Menschen waltet, mich gepackt hätte, und wenn nicht noch Etwas an mir gewesen wäre, was er hätte packen können.

Ja, Nachbar Weber, Eure Jacquardstühle in Eurer Gebildfabrik sind sehr kunstreich und ich verstehe noch nicht, wie Grund und Gebild zu gleicher Zeit gemacht wird, aber der große Webstuhl der Welt, in dem so ein menschlicher Lebenslauf nur ein einziger Faden ist, ist noch viel kunstreicher zusammengesetzt, noch viel schwerer auszukennen, und wenn man so einen menschlichen Lebensspinnfaden auszieht, sieht man an ihm, eben so wie ich vor Kurzem im Mikroskop am wirklichen Spinnenfaden gesehen habe, daß er siebenfach zusammengezwirnt ist. Ich will Euch erzählen, wie ich gezwirnt worden bin, und fast hätte es einen dicken Knoten gekriegt oder wäre gar abgerissen.

Ihr wißt, ich bin als Waisenkind aufgewachsen und hatte keinerlei Anhang in der Welt. Ich war ein junges, leichtes Blut, als ich beim Zunftmeister in der Schulgasse als Geselle stand. Der Meister, Ihr habt ihn ja noch gekannt, war ein stiller, behäbiger Mann, er sprach nicht viel um einen Groschen, dafür war's aber auch um so gewichtiger, wenn er nur nickte oder einmal ein Wort an Einen richtete. Als er mir den ersten Wochenlohn auszahlte, sagte er: „Peter, du hast genug an der Hälfte, das Andere behalte ich und lege es zusammen, bis wir's auf die Sparkasse thun können.“ Und so geschah es auch. Wenn Einem der Meister was sagte, hatte Keiner den Muth zu widersprechen.

Am Palmsonntage vor der Kirche ging er mit mir nach der Sparkasse. Mein Name wurde in ein großes Buch eingetragen und ich bekam ein kleines Büchlein, d'rin stand wieder mit schönen Buchstaben mein Name und auf dem zweiten Blatte meine ersten Ersparnisse. Es waren sieben Thaler. Das Büchlein, es war in graugesprenkeltes glattes Papier eingebunden, war so sanft anzurühren und war so fest bei einander, daß ich es so lieb hatte, ich kann es gar nicht sagen. So äußerte sich bei mir die erste kindische Freude, Etwas vor mich gebracht zu haben, und es gibt gewiß kein glücklicheres Gefühl, als sich zum ersten Male sagen zu können: „Du hast und bist noch etwas mehr, als Das, was da so herum lauft, es gehört noch Etwas zu dir, was man dir nicht ansieht, und das hast du dir selber erworben.“

Immer wieder hätschelte ich mein Büchlein und las nach der Kirche gewiß hundert Mal meinen Namen und mein Kapital, und es kam mir sonderbar vor, daß der Name da d'rin mein ist, daß ich Peter Werner heiße, und daß die Zahl sieben Thaler das und das bedeutet, und daß das ich bin und das Alles zu mir gehört, und staunend ging mir's auf, wie das so seltsam und wunderbar ist, daß ein Mensch dem andern auf etwas Geschriebenes hin sein Eigenthum gibt, und der bewahrt's ihm und gibt's ihm wieder und noch mehr dafür. Es war mir, als wenn ich jetzt erst auf die Welt gekommen wäre und zum ersten Male sähe, wie das Alles zusammenhängt.

Fröhlicher habe ich noch keine Frühlingszeit gehabt, als jene vom Jahre 46, das auch ein gutes Weinjahr geworden ist. Wenn ich sah, wie Alles draußen so schön sproßte und wuchs, so mußte ich immer wieder denken: „Du hast auch einen Acker, wenn man ihn auch nicht sieht, und da wächst auch was d'rauf, und dein Acker — ist dein Sparkassenbüchlein.“

Ich war so in mir vergnügt, daß ich mir das Rauchen abgewöhnte. Es war ein wahrer Geiz in mich gekommen, und ich ruhte und rastete nicht, bis ich wieder ein Anständiges beisammen hatte, und am Tage vor Jacobi trug ich wieder eine runde Summe hin und der Finanzrath Menninger, der die Sparkasse aus Menschenfreundlichkeit mitverwaltete, wünschte mir Glück und trug das Ausgehändigte ein mit den Worten: „Heute fünf Thaler erhalten.“

Aber seltsam! Als ich den zweiten Eintrag überlas, war meine Freude bei Weitem nicht so groß, als wie das erste Mal. „Es geht doch langsam,“ dachte ich verstohlen in mir, „du brauchst lange, ehe du zu etwas Erklecklichem kommst —“ aber ich hieß den Gedanken

schweigen und war bald wieder lustig und guter Dinge.

Wenn ich am Tage, besonders aber Abends an dem Gebäude vorüberging, darin die Sparkasse war, sagte ich fast laut vor mich hin: „So, da oben bist du, mein Geld, du ruhst Tag und Nacht nicht und verdienst dir Zinsen; das ist gut, es schafft jetzt noch Eins für mich und ich will dir schon nachhelfen, will dir neue Rekruten schicken.“

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wie nur diejenigen Wunden heilen, die man ausbluten läßt, so verwindet man auch nur diejenigen schmerzlichen Erfahrungen, die man sich nicht wegleugnet, und erhebt sich erlöst und neu gestärkt nur von denjenigen Folgen unserer thörichten Handlungen, die man sich vergegenwärtigt, ohne irgend Etwas zu mildern oder zu beschönigen.

Wir bestehlen die Zukunft, wenn wir die Jugend schlecht erziehen.

Das Leben ist ein Maskenball. Einige werden erkannt, noch mehr verkannt.

Verschiedenes.

Die Hand muß für die Treue des Herzens gut stehen. Bei den alten Deutschen war ein Handschlag genug, — bei uns muß es eine Handschrift sein, aber vor Gott thun es zwei aufgehobene Finger.

Ein Cassier, der für sein Bureau einen Hülfsschreiber suchte, erließ in öffentlichen Blättern folgende Aufforderung: „Ein junger Mann, der eine geschickte Hand hat, findet bei mir jeden Augenblick Beschäftigung.“ Bald nachher fand sich bei der Kassenrevision an der Stelle eines 500 Thaler-Scheins ein Papier mit der zierlichen Inschrift: „Ein junger Mann, der eine geschickte Hand hat, fand hier einen Augenblick Beschäftigung.“

Ein Jude und ein Christ begleiteten ihre abreisenden Söhne zum Postwagen. „Handle immer recht!“ waren die Abschiedsworte des Christen. — „Ja wohl, mein Sohn, handle immer recht,“ rief der Jude seinem Sprößling nach.

Im Jahre 1811 durchlief der Ritter Simon Stuart von Hartley die alten Papiere seiner Familie; da fand er auf der Rückseite eines Kaufvertrags bemerkt, daß einer seiner Voraltern unter Cromwell an einem genau bestimmten Orte 15,000 Goldstücke vergraben habe. Er stellte die nöthigen Forschungen an und fand wirklich einen großen eisernen Topf mit diesem Schatze und dem Zettel: Ehe soll es der Teufel als Cromwell besitzen.

Zwei Damen hatten sich entzweit und einander wacker geschimpft. „Haben sie sich auch häßlich genannt?“ fragte ein Herr. „Nein!“ erwiederte man. „Nun, so nehme ich es auf mich,“ sagte der Herr, „sie wieder mit einander auszusöhnen.“

Zur Zeit der französischen Revolution verlangten die Machthaber von Jedem den vierten Theil seines Vermögens als patriotische Beisteuer. Diese Auflage wurde von den Säumigen executivisch eingetrieben. Zu einem damit Rückständigen kam deßhalb die Execution. „Nun, ich will mich einmal patriotisch zeigen,“ sagte dieser, sein Weib hinstellend, „indem ich Euch sogar meine Hälfte gebe.“

Von zwei streitenden Pedanten rief einer dem andern zu: „Herr, halten Sie mich für einen Einfaltspinsel?“ „Nein, mein Herr!“ antwortete der andere ganz trocken und kalt, „ich halte Sie für gar Nichts.“

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 45:

Waldmeister.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 47. Donnerstag, den 17. April **1856.**

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Auch für Louis Napoleon gab es keinen Aufschub mehr; jeder verlorne Augenblick konnte die Flucht unmöglich machen! Hortense fühlte sich krank, bis zum Tode erschöpft, aber sie hatte jetzt nicht Zeit, an sich zu denken, sie mußte erst ihren Sohn retten, dann konnte sie sterben, aber früher nicht. Sie war ganz ruhig, ganz gefaßt, und mit ruhiger Besonnenheit bereitete sie ihre doppelte, ihre fingirte und ihre wirkliche Abreise vor.

Oeffentlich wollte sie mit ihrem Sohn sich nach Corfu einschiffen, im Geheimen wollte sie mit ihm durch Frankreich nach England entfliehen! Aber der englische Paß, den sie zu diesem Behuf erhalten, lautete auf zwei Söhne und Hortense besaß jetzt nur noch einen Sohn, sie mußte daran denken, sich einen Stellvertreter für den verlorenen Sohn zu schaffen. Sie fand ihn in der Person des jungen Marquis Zazzi, der, mehr noch als alle Andern compromittirt, mit Freuden den Vorschlag der Herzogin v. St. Leu annahm und versprach, sich gehorsam allen ihren Anforderungen zu fügen, ohne ihre Plane kennen zu wollen und in ihre Geheimnisse eingeweiht zu sein.

Sodann ließ Hortense für die beiden jungen Männer Alles, was zu ihrer Bekleidung als Livrée-Bedienten nöthig war, beschaffen und ihren Wagen zur Abreise in Bereitschaft setzen.

Während dies im Geheimen geschah, ließ sie öffentlich Alles zu ihrer Abreise nach Corfu einrichten. Sie sandte ihren Paß an die Behörden und bat um ein Visa für sich und ihren Sohn und ließ die Koffer zu ihrer Reise packen.

Louis Napoleon hatte allen diesen Vorbereitungen mit stummer und kalter Gleichgültigkeit zugesehen. Bleich und niedergeschlagen wankte er umher, ohne zu klagen, ohne irgend ein Schmerzgefühl zu verrathen. Aber Hortense sah endlich, daß er krank sei, und ließ den Arzt kommen. Dieser erklärte, daß der Prinz einen heftigen Fieberanfall habe, welcher gefährlich werden könne, wenn er sich nicht sogleich niederlege.

Man mußte also die Abreise auf einen Tag verschieben und Hortense verbrachte eine angstvolle, trostlose Nacht am Bett ihres von Fieberschauern geschüttelten, phantasirenden Sohnes zu. —

Der Morgen brach endlich an, der Morgen des Tages, an welchem sie zu entfliehen hoffte, — aber wie das Licht des Tages in dies Gemach hineindämmerte, wo Hortense am Bett ihres Sohnes saß, wer schildert das Entsetzen der unglücklichen Mutter, als sie das Antlitz ihres Sohnes sah, geschwollen, entstellt, mit rothen Flecken bedeckt!

Louis Napoleon hatte, gleich seinem Bruder, die Rötheln.

Einen Moment fühlte sich Hortense wie vom Blitz zerschmettert, dann raffte sie sich zusammen zu einer Entschlossenheit, wie sie solche noch nie in ihrem Leben gefühlt. Sie ließ sogleich wieder den Arzt kommen und voll Vertrauen auf ein mitleidvolles Menschenherz vertraute sie sich ihm an und er täuschte ihr Vertrauen nicht. Was geschehen soll, muß schnell, muß ungesäumt geschehen, wenn nicht Alles vergeblich sein soll.

Hortense denkt an Alles, sorgt für Alles. Sie läßt vor allen Dingen den Paß ihres Sohnes von allen Behörden zur Reise nach Corfu signiren und auf dem einzigen für Corfu bestimmten Schiff, welches im Hafen liegt, für

ihren Sohn einen Platz nehmen. Sie befiehlt den Bedienten, welche mit Koffern und Packeten nach dem Schiff gehen, den neugierigen Zuschauern von der nahen Abreise des Prinzen mit diesem Schiff zu erzählen. Zugleich läßt sie die Nachricht verbreiten, sie selber, Hortense, sei gefährlich erkrankt und könne daher ihren Sohn nicht begleiten. Der Arzt bestätigte diese Angabe und erzählte in ganz Ancona von der gefährlichen Erkrankung der Herzogin v. St. Leu.

Und nachdem dies Alles geschehen, läßt Hortense das Bett ihres Sohnes in das kleine Cabinet neben ihrem Zimmer tragen, und vor diesem Bett auf ihre Kniee niedersinkend und das Antlitz in ihren Händen verbergend, flehte sie zu Gott, ihr das Leben ihres Sohnes zu erhalten!

12.

Es war Abend, als das nach Corfu bestimmte Schiff die Anker lichtete. Niemand zweifelte, daß Louis Napoleon sich auf demselben befinde, und Jedermann beklagte die Herzogin, welche, krank vor Kummer und Angst, ihren Sohn nicht hatte begleiten können. Und während deß saß Hortense am Lager ihres Sohnes, der in wilden Fieber-Phantasien sich auf seinem Krankenbette umherwarf. Aber sie fühlte gar keine Schwäche, keine Unruhe mehr, die nervöse Aufreizung hielt sie aufrecht und verlieh ihr Kraft und Besonnenheit. Zwei Gefahren zugleich bedrohten ihren Sohn, eine Krankheit, welche durch das geringste Versehen tödtlich werden konnte, und die Ankunft der Oesterreicher, welche ihren Sohn Louis Napoleon ausdrücklich von jeder Amnestie ausgeschlossen hatten. Von beiden Gefahren mußte Hortense ihren Sohn erretten, — das verlieh ihr Stärke.

So waren zwei Tage vergangen, die letzten beiden Schiffe hatten, mit Flüchtlingen überladen, den Hafen verlassen und jetzt rückte die Avantgarde der Oesterreicher in Ancona ein. — Der Commandant der Avantgarde, welcher für die nachkommende Armee Quartier bestellte, bestimmte das Palais des Prinzen Canino, in welchem die Herzogin v. St. Leu wohnte, zum Quartier für den commandirenden General und seinen Stab. Hortense hatte das erwartet und sich schon im Voraus auf einige Zimmer beschränkt, die Salons und die großen Zimmer alle für den General bereit haltend. Als man aber verlangte, daß das ganze Palais geräumt werde, da erzählte die Frau des Schloßverwalters, die Einzige, welche die Herzogin in ihr Vertrauen gezogen, dem österreichischen Officier, daß es die Königin Hortense sei, welche da allein, krank und unglücklich in diesen reservirten Zimmern wohne. — Ein wunderbarer Zufall wollte, daß der österreichische Hauptmann, welcher für seinen General hier Quartier machte, einer von denen war, welche im Jahre 1815 in Dijon die Königin und ihre Kinder gegen die Wuth der Royalisten vertheidigt hatten. Er nahm sich jetzt zum zweiten Male mit regem Eifer der Herzogin an und eilte dem eben einrückenden General en Chef Baron von Geppert entgegen, um ihm von der Lage der Dinge Nachricht zu geben. Dieser, wie alle Behörden, wie alle Welt überzeugt, daß ihr Sohn Louis Napoleon nach Corfu entflohen sei, erklärte sich gern bereit, der Herzogin die von ihr bewohnten Zimmer zu überlassen und bat, ihr seinen Besuch machen zu dürfen. Aber die Herzogin war ja noch immer krank und bettlägerig und durfte Niemanden empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sparkassenbüchlein.

(Fortsetzung.)

Hätte ich das nur immer vor mich hingesprochen! Aber ich sagte es bald auch einem Nebengesellen, einem Pfälzer, der uns zugereist war, der zuckte die Achseln und lachte spöttisch über meine kindische Genügsamkeit.

„Was willst du mit dem Bettel anfangen?“ sagte er. „Die reichen Leute allein, die haben's gut, die essen und trinken und schlafen und lassen dieweil ihr Geld arbeiten und wenn sie in der Früh erwachen, so können sie „Guten Morgen Feierabend“ sagen. So lange man das nicht kann, ist man ein armer Schelm.“ Ich kümmerte mich wenig um seine Worte, ich war ja nicht arm und war auch kein Schelm, aber wie das so geht, es bleibt doch Etwas in Einem stecken. Es sind zweierlei Menschen in Jedem und es kommt darauf an, welchen man anruft. Ich ließ mich verleiten, wieder ein Bischen zu rauchen und auch sonst kleine Ausgaben nicht zu scheuen, ich wollte mein junges

Leben genießen und es dauert ja doch so lange, bis man auf diesem Wege etwas Erkleckliches vor sich gebracht hat. Dennoch war ich dabei nicht glücklich und holte mir zu meinem Troste oft am Sonntag Morgen mein Sparbüchlein aus der Truhe und freute mich, daß das Alles da d'rin so feststeht und mir doch nicht durch die Finger laufen kann. Es war eine gedruckte Zinsenberechnung mit in dem Büchlein und ich wollte ausrechnen, wie viel mein Reichthum bereits ertragen habe; sieben Thaler ertragen zu fünf vom Hundert jeden Monat zehn Pfennige und fünf Thaler ertragen sechs Pfennige monatlich, und jenes im Jahr zehn Silbergroschen und sechs Pfennige und dieses sieben Silbergroschen und sechs Pfennige. Ja, das stand Alles da, aber ich hatte nicht zu gleicher Zeit und gar nie am ersten eines Monats eingelegt und mit den Tagen, Wochen und den Bruchtheilen konnte ich nicht auskommen. Mein Pfälzer dagegen war ein fertiger Rechner und Schreiber, er sagte mir auf Heller und Pfennig hin, was ich zu fordern hätte, und sang mir meinen ganzen Reichthum in der Weise des Jägers von Kurpfalz vor, warf mein Büchlein an die Decke und rief: „Da fliegt der ganze Reichthum Peter Werners, des großen Capitalisten!"

Das Büchlein fiel auf's Angesicht und mir war's, als wäre es gekränkt. Ich hätte es gern um Verzeihung gebeten, als ich es abwischte, ich versteckte es in meine Truhe und zeigte es nun dem Nebengesellen nicht mehr.

Da brach gegen Weihnachten ein großer Brand aus in der Stadt, und ehe man Hilfe bringen konnte, schlugen die Flammen aus dem Hause, worin die Sparkasse war. Mir brach das Herz im Leibe, als ich das sah, und ich weinte, als ich hörte, daß das Hauptbuch verbrannt sei. Mein ganzes Besitzthum war jetzt auf ein Mal dahin. Mein Nebengeselle aber lachte mich aus und sagte: „Du Narr, was weinst du? Der Staat hat ja die Sparkasse garantirt und du hast ja deinen Schuldschein. Der Staat muß dich bezahlen."

Ich war beruhigter, denn leider ist es ja so und noch jetzt unter gar vielen Menschen, daß sie meinen, was der Staat leisten muß, das kommt aus einem unsichtbaren Beutel, der vom Himmel herabhängt, aus dem man nur zu nehmen und nie hinein zu thun hat. Jetzt zeigte ich meinem Pfälzer wieder mein Büchlein, gab's ihm aber nicht in seine Hand, und er fand Alles in Ordnung.

Als wir aber Nachts im Bett schliefen, weckte er mich und rief: „Peter, wir werden beide reiche Leute und wir können es auch dahin bringen, daß unser Geld für uns arbeitet und wir thun gar nichts mehr, als spazieren fahren."

Ich meinte, er träume noch, aber er erklärte mir, daß wir beide nach Californien auswandern, wo man das Gold aus dem Boden gräbt. Das war mir schon recht, aber ich wußte nicht, woher das Reisegeld nehmen. Da sagte er, daß mein Sparkassengeld dazu ausreiche. „Du hast es ja einen Bettel geschimpft?" fragte ich. „Das ist's nicht mehr," erwiederte er, Licht anzündend. „Mir ist im Schlafe eingefallen, wie das zu machen. Komm, steh' auf, gib mir einmal dein Büchlein her."

Mir war selber, als wenn die geschriebene Zahl sich durch ein Wunder in Hunderte und Tausende verwandelt haben könnte, ich sprang aus dem Bette, schloß meine Truhe auf und holte mein Büchlein.

„Richtig!" rief der Pfälzer. „Gut ist's! Prächtig! Das wird kein Mensch anders sehen. Hier steht: „Heute fünf Thaler erhalten." Das Wort „heute" wird sonst nie geschrieben, wirst sehen, wie ich hexen kann. Aus dem Worte „heute" mache ich „hundert." Dann haben wir genug und wir können mit Goldklumpen Fangball spielen."

Ich zitterte am ganzen Leibe und rief: „Das thue ich nicht! Das kannst du nicht! Das darf man nicht! Das kann man nicht!"

„Gib her, ich will dir's zeigen," sagte er.

Noch widerstrebte ich, aber der böse Geist regte sich als Neugier in mir und ich sagte: „Wie willst du das machen? Probir' zuerst auf einem andern Papiere, du verdirbst mir sonst mein Büchlein und ich komme in Ungelegenheit und verliere noch Das, was mir gehört."

Die Feigheit des bösen Willens gab mir ein, das zu sagen; ich hoffte, daß er es nicht machen könnte, um dadurch von meinem bösen Gelüste erlöst zu sein, und wünschte doch wieder, daß er es könne. Man ist in solcher Lage wie besessen, wie vom Wirbelwind gefaßt.

„Gib her!“ schrie der Pfälzer, „und mach' mich nicht zornig, sonst zittert meine Hand und ich verderbe es unnöthig.“

Ich konnte nicht mehr widerstreben. Ich preßte die gefalteten Hände zusammen und stand zitternd dabei, wie er mit fester Hand in mein heiliges Büchlein hineincorrigirte, und als er, mit dem Munde die Dinte trocken hauchend, das Büchlein an sein Gesicht hielt, war's mir, als ob er meine Seele verschlinge. Ich wollte sehen, was er gemacht, aber er zeigte mir's noch nicht, und als er jetzt mit einem kleinen Messer radirte, war mir's, als ob man an meiner Seele schabte; aber jetzt schlug mir's wie eine Flamme aus dem Gesicht und eine Stimme sagte: „Du bist reich und wirst noch tausend Mal reicher.“

Ich las, da stand's: „Hundert fünf Thaler erhalten,“ und kein Mensch, der Nichts davon wußte, konnte merken, daß hier Etwas geändert war, und das Hauptbuch war ja verbrannt.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Vertilgung der Dintenflecken aus Holz.) Selbst wenn man eine ganze Flasche voll Dinte auf einen ungebohnten Fußboden gegossen, hat es nichts zu sagen, wenn man sogleich 1/2 Pfund Vitriolöl tropfenweise, aber ja nicht zu stark fließend (weil man sich sonst tödtlich verbrennen kann), in 2 Pfund reines Flußwasser mischt und dabei den Fleck, den man zuvor mit warmem Wasser und Sand abgescheuert, übergießt, und es eine Stunde einziehen läßt, worauf der Fleck verschwindet und man nochmals scheuert.

Lebensphilosophie.

Nicht Achtung kannst du Dem, der dich nicht achtet, schenken,
Oder du mußt sogleich von dir geringer denken.

Ob du von Adel seist, ob nicht? ist nicht die Frage;
Die Frag' ist: ob du edel seist?

Verschiedenes.

„Klothilde, süßes Herz, gib mir Deine Hand, daß ich sie küsse!“ sagte Alfred zu seiner Verlobten, als er soeben das Jawort von ihr erhalten hatte. — „Ich würde sie Dir gerne geben, Alfred“, erwiederte das schlichte, naive Wesen, „aber ich fürchte, Du wirst sie noch ein Mal so groß finden, als sie von Natur aus ist — so sehr ist sie von Frostbeulen bedeckt!“

Eine Berlinerin ging in die Missionsstunde, um einen Geistlichen predigen zu hören, gab aber kein Scherflein für die Belehrung der armen Heiden her. Beim Herausgehen aus der Kirche wurde ihr das Portemonnaie von einem Taschendiebe hinwegstipitzt; als sie dies inne wurde, sagte sie: „J sieh man doch, der liebe Jott hat den Weg in meene Tasche nicht finden können, aber wohl der Teufel!“

Doppelt-Charade.

Das Erste vom Ersten, das Erste vom Zweiten
Umschlinget das zärtlichste Band;
Viel Männer und Frauen gibt's, die sie beneiden
Sich wünschend den glücklichsten Stand.

Das Zweite des Ersten ist Großen nur eigen,
Sie schalten und walten darin;
Sie können und sollen als Väter sich zeigen,
Dies schafft ihrem Volke Gewinn.

Die Zweite im Zweiten ist ernst oft und fein,
Auch komisch und beißend vielleicht,
Satyriker kann ohne mich Niemand sein,
Sonst bleibt die Satyre stets seicht.

Dem Ersten und Zweiten des Ersten bleib' immer
Dein Gut und dein Leben geweiht,
Verachte des Glückes vergänglichen Schimmer,
Sei immer zur Hülfe bereit.

Das Erste und Zweite des Zweiten verehre
Als großes Geschenk der Natur,
Es nützet oft mehr als der Weltweisen Lehre
Und zeigt dir zur Wahrheit die Spur.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 48. Samstag, den 19. April 1856.

Beim Erwachen des Frühlings.

O Sonn', dein heil'ger Schimmer
Entlädt sich mehr und mehr,
Erquickt mit sanftem Flimmer
Die Fluren rings umher.

Der Zephyrn mildes Hauchen
Erschließet jeden Keim,
Mit trunk'nen Lippen saugen
Die Bienen edlen Seim.

Nicht hemmet mehr die Bäche
Ein eisern rauhes Kleid,
Es strömt des Wassers Fläche
In froher Munterkeit.

Nicht trauern mehr im Walde
Die Bäume ohne Grün,
Und rings die weite Halde
Beginnt ihr schönes Blüh'n.

Es freut sich Alles deiner,
Du trauter Frühlingsbot',
Und fürder klaget Keiner
Aus herber Qual und Noth.

Es heitern sich die Mienen
Und jeder Blick, er spricht,
Von dir ein Mal beschienen:
Ach flieh', ach flieh' nur nicht!

Doch thöricht ist die Bitte
Und eitel allzu sehr.
Du suchst mit schnellem Schritte
Der Zeiten graues Meer.

Wo Alles einst sich endet,
Es seie was da will,
Ob ganz, ob halb vollendet —
Hier schweiget Alles still.

Königin Hortense.

(Fortsetzung.)

Die Oesterreicher also zogen in das Palais ein und nahmen von allen Zimmern Besitz, und inmitten derselben, nur durch eine verschlossene Thür von dem Zimmer des Generals getrennt, befand sich Hortense mit ihrem kranken Sohn. Das geringste Geräusch konnte ihn verrathen. Wenn er hustete, mußte man ihm den Mund zuhalten und seinen Kopf unter Decken bergen, um das Geräusch des Hustens zu dämpfen; wenn er sprechen wollte, so durfte das nur flüsternd geschehen, denn die österreichischen Wandnachbarn würden erstaunt gewesen sein, in dem Zimmer der kranken Herzogin eine männliche Stimme zu vernehmen, und das hätte Verdacht erwecken können.

Endlich, nach acht Tagen der Qual und Angst, erklärte der Arzt, daß Louis Napoleon jetzt ohne Gefahr die Reise antreten dürfe, und die Herzogin von St. Leu war also plötzlich genesen! Sie ließ den österreichischen General Baron Geppert um seinen Besuch bitten, um ihm zu danken für seinen Schutz und seine Theilnahme; sie erzählte ihm, daß sie jetzt bereit sei, abzureisen und daß sie beabsichtige, sich in Livorno einzuschiffen, um in Malta mit ihrem Sohne zusammenzutreffen und mit ihm nach England zu gehen. Da sie auf dem Wege nach Livorno das ganze österreichische Armeecorps zu passiren hatte, bat die Herzogin den General um einen von seiner Hand unterzeichneten Passirschein, der indeß, um alles Aufsehen zu vermeiden, ihren Namen nicht enthalten solle. Der General, voll tiefen Mitgefühls für die unglückliche Frau, welche im Begriff stand, ihrem pro-

scribirten Sohn nachzueilen, erfüllte bereitwillig ihre Forderung.

Am andern Tage, dem ersten Tage des Osterfestes, wollte Hortense ihre Reise antreten und indem sie dem österreichischen General Abschiedsgrüße sandte, ließ sie ihm melden, daß sie, um in Loretto die Messe zu hören, sehr früh abreisen werde.

In der Nacht wurden alle zur Abreise nothwendigen Vorbereitungen getroffen und Louis Napoleon mußte sich in die Verkleidung eines Livréebedienten stecken; ein ebensolcher Anzug war auch dem Marquis Zazzi, der sich bis zu diesem Tage bei einem Freunde verborgen gehalten, zugesandt und in diesem Kostüm sollte er unten am Wagen die Herzogin erwarten.

Endlich dämmerte der Morgen, endlich kam die Stunde der Abreise. Das Posthorn des Postillons schmetterte von der Straße herauf. Mitten durch die Reihen der schlafenden österreichischen Soldaten, welche das Vorzimmer, das man zu passiren hatte, bewohnten, schritt Hortense, gefolgt von ihrem mit Packeten beladenen Sohn in der Livrée, dahin. Niemand als die Wache sah sie abreisen. Der Tag dämmerte kaum herauf. Im ersten Wagen die Herzogin mit ihrer Gesellschafterin und vorn auf dem Bock ihr Sohn als Bedienter neben dem Postillon, im zweiten Wagen ihre Kammerfrau mit dem jungen Marquis Zazzi hinter sich.

Als die Sonne herauf kam und den glänzend schönen Ostertag erleuchtete, befanden sie sich schon weit von Ancona, und in der Kirche zu Loretto kniete Hortense an der Seite Louis Napoleons nieder, um unter heißen Thränenströmen Gott zu danken, daß es ihr bis jetzt noch gelungen, ihren Sohn zu retten, ihn anzuflehen, ihr auch ferner beizustehen!

Denn noch gab es viele Gefahren zu überwinden, noch konnte der kleinste Zufall sie verrathen; nicht bloß das, daß sie alle die Orte, in denen österreichische Truppen lagen, zu passiren hatten, war die Gefahr; der Passirschein des Generals v. Geppert diente ihnen als Schutz und Beistand für Das, was sie von dieser Seite bedrohen konnte. Die größere Gefahr konnte ihnen von Freunden kommen, von irgend Jemand, der ihren Sohn erkennen mochte und absichtslos sie verrathen konnte. Sie mußten das Großherzogthum Toscana passiren und das war für sie die größte Gefahr, denn dort kannte Jedermann ihren Sohn Louis Napoleon und Jedermann konnte sie verrathen. Möglichst bei Nacht also mußte dieser Weg zurückgelegt werden, überall hatte der vorauseilende Courier die Postpferde bestellt; wie groß war daher das Entsetzen, als man auf der Station Camoscia, an der Grenze Toscanas, keine Pferde fand und erfuhr, daß man erst in einigen Stunden deren haben könne! — Diese Stunden der Erwartung und der Angst waren fürchterlich. Hortense verbrachte sie in ihrem Wagen, athemlos horchend auf jedes Geräusch, jeden Ton, der die Luft durchbebte. Ihr Sohn Louis war abgestiegen und hatte sich auf die steinerne Bank gesetzt, welche da vor dem kleinen elenden Posthaus stand. Erschöpft von Kummer und noch matt von Krankheit, unbekümmert um die Gefahren, die ihn von allen Seiten bedrohten, nicht achtend des Nachtwindes, der mit seinen fröstelnden Schauern sein Antlitz berührte, ließ der Prinz sich auf die Steinbank niedergleiten und schlief ein!

So brachten sie die Nacht zu. Hortense, die einstige Königin, in einem halboffenen Wagen; Louis Napoleon, der jetzige Kaiser von Frankreich, auf einer Steinbank, die ihm als Lager diente!

(Schluß folgt.)

Das Sparkassenbüchlein.

(Fortsetzung.)

Der Pfälzer zog mich jubelnd im Tanz auf der Bodenkammer umher und rief immer: „Jetzt geht der lustige Tanz an und wird Lebenlang aufgespielt und wir tanzen durch die Welt, lustig bis zum Kehraus.“

Wir lagen wieder im Dunkel in unserm Bett und der Pfälzer verstand es, eine Welt voll Glanz und lauter Lustbarkeit vor mich hinzuzaubern. Ich war schon auf dem Meere, ich spielte schon Fangball mit Goldklumpen, ich fuhr in einer Kutsche mit vier Schimmeln und auf dem hintern Sitze saß ein Bedienter, der reichte mir auf einen Wink immer frischgestopfte silberbeschlagene Meerschaumpfeifen mit brennendem Zunder oben drauf in den Mund und ein Anderer schenkte mir Champagner ein

und meine Frau saß daneben und hatte einen grünen Schleier auf dem Hut.

Mein Pfälzer schlief bald ein, er hatte sich stark verausgabt, mir allerlei Träume vorzumalen, und auch ich sank endlich in Halbschlaf; da durchzuckte es mich plötzlich und ich wachte auf, wie aus einem Rausche. Mir war ganz klar Alles, was geschehen war, meine Kiste stand ja offen und ein heller Mondstrahl fiel schräg auf die glitzernde Decke meines Sparbüchleins und zitterte darauf. Ich sprang aus dem Bett. „Nein, das kann nicht sein, lieber will ich Alles verlieren, ich zerreiße mein Kleinod.“ Aber seltsam! Mich dauerte das Büchlein, das ich so sehr geliebt hatte. Ich nahm es mit in's Bett und schlief endlich ein.

Der Meister fragte mich oft, was mir fehle, ich sähe so verstört und übernächtig aus. Ich konnte es ihm nicht sagen, und wenn er und die Meisterin und die Kinder ein freundliches Wort mit mir sprachen, fuhr es mir wie ein zweischneidiges Messer in die Seele: „Die denken noch immer, du seist brav. Die wissen nicht, was du gethan und noch thun willst, du betrügst sie um ihre Gutheit. Sie würden dich Alle hinausjagen, wenn sie wüßten, wer du bist.“ — Oft, wenn ich zu Tische saß, war mir, als müßte jetzt plötzlich ein Gerichtsdiener kommen, mich in Ketten legen und in ewige Gefangenschaft bringen. Ich hielt mir oft die Hand an den Mund und schrack plötzlich zusammen, denn ich fürchtete oft, daß ich unwillkürlich Alles ausspreche, was vorgegangen ist. „Ich kann gar nicht begreifen, wie ich die Worte zurückhalten kann, und was ist es denn, womit ich sie banne? Warum spreche ich Das aus und nicht auch das Andere?“ Ich meinte oft, ich hätte schon Alles verrathen, ich wußte nicht mehr, was von mir bekannt und was verborgen ist. Wenn man mich Etwas fragte, stotterte ich, denn ich mußte vorher die Worte und Gedanken wegschieben, die zuerst herauswollten.

Noch heutigen Tages habt Ihr mir schon oft vorgeworfen und meine Kathrine neckt mich besonders gern darüber, daß ich lieber Alles thue, als mir ein Geheimniß aufladen zu lassen. Und es ist wahr, wenn ich Etwas habe, das ich verborgen halten muß, ist mir immer, als hätte ich ein Glas in der Tasche und unversehens wird mir's zerschlagen. Könnt Euch also denken, wie hart es mir wurde, ein schweres Geheimniß über mich selbst zu bewahren.

Daß ich von da an Nichts mehr in die Sparkasse that, versteht sich von selbst, ja, ich machte allerlei Umwege, nur um nicht durch die Straße zu gehen, in die jetzt die Kasse verlegt war.

Ich konnte mit Niemand von meiner Seelenqual reden, als mit dem Pfälzer, und als ich ihn einst in stiller Nacht fragte, ob er glaube, daß es Menschen gebe, die ein Verbrechen gethan und dennoch heiter und wohlauf lebten, da lachte er auf und wußte hundert Geschichten zu erzählen von Lug und Trug, und daß Der ein Narr sei, der nicht nehme, wo er nehmen könne.

Der Meister nahm noch mehrere Gesellen, denn wir hatten viel Arbeit bei der Einrichtung des neuen Zuchthauses, und jetzt waren so viele Fremde in der Schlafkammer und überall bei uns, daß ich mit dem Pfälzer selten ein heimlich Wort reden konnte. Nur als wir einst im Zuchthause arbeiteten, sagte er zu mir: „Siehst du? Da herein kommen die dummen, armen Teufel, wir, wir gehören zu den Großen und fahren in Kutschen wie die Großen.“

Ich sah, wie die Welt Nichts mehr merkt von Dem, was in Einem vorgeht, und eine gewisse Ruhe kam endlich über mich. Nur wenn die Kinder des Meisters bei herannahenden Weihnachten am Feierabend hüpfend und springend plauderten: „Ich weiß was, aber ich darf's nicht sagen“, zuckte mir das, wie ein Blitz vom Himmel, nein, wie ein Schwert durch die Seele. Diese guten Kinder wußten von Bescheerungen, die für den Meister und uns Gesellen vorbereitet wurden, und ihr offenherziger Kindessinn spielte ein leichtes Verstecken mit ihrem Geheimniß, sie mußten wenigstens sagen, daß sie ein Geheimniß hatten, und sich dadurch die Last leichter machen, und ich — wie weit ab war ich von der Kindesunschuld, und ich, ich war ein geheimer Verbrecher, wenn auch noch nicht die ganze That geschehen war, ich war's in mir, vor meinem Gewissen, vor Gott.

Es war am Weihnachtsabend, da kam das Dienstmädchen des Finanzraths Menninger, ich stand an der Hausthür und sie sagte mir, ich solle gleich zum Finanzrath kommen und mein Werkzeug mitnehmen.

„Ich? Warum gerade ich?“

„Ja du, gerade du. Oder bist du zu gut dazu? Mach' hurtig und komme gleich nach.“

„Nein, wart', ich geh' mit.“

Als mir das Mädchen zuerst seinen Namen nannte, erschrack ich in's Herz hinein. Ist denn deine That schon jetzt bekannt und mußt du schon jetzt mit heraus? Du wolltest ja warten bis zum Frühjahr?

Die innere Angst und Verzweiflung sieht überall Gespenster und muß sie sehen. Es sind die bösen Geister des eigenen Herzens, die sie umtanzen. Nicht einmal der Gedanke konnte mich beruhigen, daß ja ein Gerichtsbote und nicht ein Dienstmädchen gekommen wäre, wenn man von meinem Verbrechen wußte.

Ich war voll Furcht, ich fürchtete überall, Jeden und Alles.

Ich ging mit dem Mädchen. Es war ein frisches, helles Wesen, in ihren Augen brannten schon die Weihnachtskerzen.

„Was siehst du mich so an?“ fragte ich unterwegs.

„Mein Vater war auch Schlosser“, lautete die Antwort, „und er sagte oft: der Schlosser gehört zum Pfarrer und zum Doctor, dem Einen vertraue man seine Seele, dem Andern seinen Leib und dem Schlosser sein Vermögen. Der heilige Petrus ist unser Zunftheiliger, und Viele halten seinen Himmelsschlüssel für Nichts als für ihren Kassenschlüssel.“

„Du bist gescheidt, wie heißest du denn?“

„Wegen unserer Gescheidtheit könnt' ich Lise heißen und du Hans, aber ich heiße Kathrine.“

„Grad wie meine Mutter selig.“

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Ohne Gefühl was ist Leben und Kunst? — nur ein dürftiger Nachklang
Hohler Vernunft! ihr selbst schweigt der melodische Geist,
Der durch das Weltall bebt, und der Gottheit liebliches Echo
Aus der beseel'ten Natur spielt in die sterbliche Brust.

Verschiedenes.

Folgendes interessante Actenstück, verzeichnet auf dem Schmutzblatte einer Bibel, theilen wir aus der Familien-Chronik eines Pfälzers ohne Veränderung in seiner eigenthümlichen Orthographie unsern Lesern zur Ergötzlichkeit mit: „Mein Sohn Karl, zur Weld gebohren zu D. den 2. Sept. 1836, hat mit einer Rindsblas Zwirnfädenschlipf aufgeknallt, fühl unvorsichtigerweiß vom lehnstuhl mit dem linken Fuß oberhalb am Knie in die Schipp, litt drei Wochen und ist an den Folgen den Kalten brandes mit Aertzlicher hilfe am 5. Oktober 1845 früh 6 Uhr verschieden, und wurde allgemein als ein Brafes stilles Kind bedauert. —

D., den 8. Oktober 1845.

Der traurige Vater
Michael B.,
früher Schossegard geweßt,
jetzt Buchbinder.“

Eine Dame erkundigte sich bei einem Knaben nach dem Befinden seines Vaters, eines Säufers, der seit einigen Wochen krank gewesen war. — „Hat er auch wieder Appetit?“ fragte sie. — „O, Dank der gütigen Nachfrage!“ meinte der Junge; „mit dem Appetit steht es noch sehr schlecht; aber sein Trinketit ist noch so gut wie zuvor!“

(Vor einer Lotto-Bude.) „Nun, liebe Frau, Du hast Dein Glück versucht, was hast Du gezogen?“ — „Ach Gott, Nichts! Ich hab' schon immer das Unglück. Weißt Du, voriges Jahr, wie wir geheirathet haben, habe ich auch einen Hanswursten bekommen.“

(Raffinirte Grausamkeit.) Nach den alten Gesetzen des Königreichs Ungarn wurde ein der Bigamie Ueberwiesener verurtheilt, mit beiden Weibern in demselben Hause beisammen zu leben. Das Verbrechen wurde dadurch überaus selten.

Auflösung der Doppel-Charade in Nro. 47:
Vaterland und Mutterwitz.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 49. Dienstag, den 22. April **1856.**

Königin Hortense.

(Schluß.)

14.

Gott hatte das Gebet der Mutter erhört, er hatte Mitleid gehabt mit ihrem gequälten Herzen, er hatte sie glücklich all den Gefahren entrinnen lassen, welche sie in Italien bedrohten, und wohlbehalten hatten sie bei Antibes die Grenze Frankreichs überschritten.

Sie waren jetzt im Vaterland, in diesem geliebten Belle France, das sie auch in der Ferne, obwohl von ihm verlassen und aufgegeben, doch immer mit stolzer Freude ihre Mutter genannt, und ihm ihre Treue und Liebe bewahrt hatten. Ein Todesurtheil bedrohte die Napoleoniden, wenn sie es wagen sollten, nach Frankreich zu kommen; aber was kümmerte das sie! Weder Hortense noch Louis Napoleon dachten daran. Sie wußten nur, daß sie in ihrem Vaterlande waren. Sie athmeten mit Entzücken diese Luft ein, die ihnen schöner, reiner erschien, als jede andere, sie lauschten mit herzklopfender Freude der Musik dieser schönen Sprache, die sie jetzt überall vernahmen und die sie mit den süßen Lauten der Heimath begrüßte. Es war eine schmerzlich süße Freude, welche Hortense empfand, an der Seite ihres Sohnes wieder dieses geliebte Frankreich zu durchwandern, mit ihm hin zu pilgern zu all den großen Stätten ihrer Erinnerungen, welche sie unerkannt und unbeachtet suchten, und von denen Hortense ihrem Sohn erzählte von den Tagen, welche gewesen und welche der Kaiser mit seinen Heldenthaten illustrirt hatte.

Endlich langten sie in Paris an, in diesem Paris, das Hortense vor sechszehn Jahren unter so traurigen Umständen verlassen hatte, das sie jetzt heimlich, verbannt, unter einem falschen Namen wiedersah, — aber doch wiedersah! Hortense dachte nicht an Das, was sie verloren, sie fühlte sich nur als Pariserin und sie war stolz darauf, ihrem Sohn die Honneurs ihres schönen, herrlichen Paris machen zu können und in seinem strahlenden Angesicht, in seinen leuchtenden Augen das Entzücken und die Bewunderung zu lesen, mit welchen ihn der Anblick dieser Straßen, dieser Plätze, dieser Monumente und dieser Brücken erfüllte, welche die Geschichte mit ihren großen Erinnerungen gezeichnet hatte.

Sie fuhren vorüber an dem Palais, welches Hortense einst bewohnt hatte, vorüber an den Tuilerien, in welchen ihre Mutter als Kaiserin geglänzt hatte, aber Hortense beklagte auch jetzt, diesen großen Erinnerungen gegenüber, nicht die verlorne Größe, sie war es zufrieden, unbekannt und unbegrüßt in einem unscheinbaren Hotel abzusteigen, — sie war in Paris und das genügte!

Aber kaum hatte sie nach all der Angst und Qual dieser langen gefahrvollen Reise wenige Stunden der Ruhe und Erholung gefunden, als die Herzogin v. St. Leu auch schon daran dachte, einer ersten und, wie es schien, unabweislichen Pflicht zu genügen.

Sie wollte nicht heimlich und unter dem Schutz eines falschen Namens in Paris sein, sie wollte nicht einer Lüge diese Sicherheit verdanken, welche ihr wohl zustand als ein heiliges Recht. Sie hatte ihr ganzes Leben hindurch den stolzen Muth gehabt, wahr zu sein, und sie mußte daher auch jetzt sich selber getreu bleiben. — Hortense schrieb sofort an den König Louis Philipp und meldete ihm, daß sie mit ihrem Sohn in Paris sei, und bat ihn um seinen Schutz und die Erlaubniß,

einige Wochen in Paris zu bleiben. — Sie erinnerte ihn nicht daran, was sie im Jahre 1814 für seine Mutter und Tante gethan, aber sie hoffte vielleicht, er würde dessen gedenken und so wie die Königin von Holland damals der verbannten Herzogin von Orleans, der Mutter des jetzigen Königs, hilfreich zur Seite gestanden, so werde jetzt auch Louis Philipp der verbannten Königin von Holland sich hilfreich erzeigen.

Sie wollte ja nicht, wie die Herzogin von Orleans, eine glänzende Pension, sie wollte nur einige Tage des Aufenthaltes, der Ruhe, einige Tage, um ihrem Sohn Paris zeigen zu können und die großen Erinnerungen des Kaiserreichs.

Aber Louis Philipp hatte keine Erinnerung für die seiner Mutter von Hortensen gewährten Wohlthaten! Er dachte nur daran, daß der Name Napoleon gefährlich sei für seinen jungen, immer noch schwankenden Thron, daß es gefährlich sei, die Stieftochter und den Neffen des Kaisers in diesem immer noch gährenden und wogenden Paris zu haben. Der Angst und Sorge um die eigene Sicherheit mußte die Rücksicht der Dankbarkeit weichen, und obwohl Louis Philipp persönlich sich der Herzogin freundlich bewies und sie seiner Bereitwilligkeit versicherte, ihr jeden möglichen Wunsch zu erfüllen, ließ er doch einige Tage später durch Herrn von Houdetot der Herzogin v. St. Leu anzeigen, „daß sie durchaus nicht länger in Paris bleiben könne, daß sie sofort abreisen müsse."

Hortense fügte sich mit einer mitleidsvollen Verachtung diesem Gebot des Königs, der sich so schwach fühlte, daß die bloße unbekannte Anwesenheit einer Frau und eines Jünglings, die Nichts weiter verschuldet, als daß sie den Namen Napoleon führten, ihm für das Bestehen seines Thrones gefährlich schien.

Sie verließ Paris und schiffte sich von Calais aus mit ihrem Sohn nach England ein.

Gott hatte ihr Gebet erhört, Louis Napoleon, ihr einziger Sohn war gerettet und Hortense, seine Mutter war es, die ihn dem Leben und seiner großen Zukunft erhalten hatte!

Mit dem freudigen Bewußtsein, ihren Sohn in Sicherheit und allen Gefahren entronnen zu wissen, kehrte Hortense, die Herzogin v. St. Leu, nach einem längeren Aufenthalt in London, dessen hohe Aristokratie sich indeß beeiferte, ihr die glänzendsten Huldigungen darzubringen, nach der Schweiz zu ihrem geliebten, stillen und schönen Arenenberg zurück. Dort lebte sie noch einige friedliche aber vereinsamte Jahre, fern von Allen, die sie liebte, fern von dem Sohn, der ihr einziges Glück, ihre einzige Hoffnung war, und von dem sie doch nicht ahnte, welche glänzende Zukunft ihm das Schicksal vorbehalten und daß Louis Napoleon, den die Bourbonen als Kind, den die Orleans als Jüngling aus Paris verbannt und vertrieben hatten, daß Louis Napoleon dereinst als Kaiser in Paris thronen würde, während die Bourbonen und die Orleans in der Fremde, im gezwungenen Exil verkümmerten!

Im Jahre 1837 starb Hortense, die Blume der Napoleoniden. Des Lebens, des Unglücks und des Exils, in dem sie schmachtete, endlich müde, senkte sie ihr Haupt und ging heim zu ihren großen Todten, heim zu Napoleon und Josephinen!

Das Sparkassenbüchlein.

(Fortsetzung.)

Wir waren am Hause des Finanzraths angelangt. Ich stieg eine breite Treppe hinan, Alles war erleuchtet und durchwärmt. Ich wurde in ein Zimmer geführt, dessen Boden mit weichen Teppichen belegt war. An den Wänden hingen Bilder in breiten Goldrahmen, in der Mitte stand ein rothsammtnes Sopha mit blühenden Pflanzen bekränzt. „So haben's die Reichen", dachte ich und mir stockte das Herz.

Der Finanzrath brachte mir eine mit Gold eingelegte Schatulle und sagte: der Schlüssel sei abgebrochen, ich solle öffnen. Es war ein englisches Schloß, ich hatte keinen so kleinen Dietrich bei mir und mußte wieder nach Hause, um solchen zu holen. Als ich wieder auf die Hausflur zurückkam, sagte der Finanzrath: „Kathrine, ich muß noch Einiges vorbereiten, hast du jetzt Zeit, mit dem Schlosser hineinzugehen und bei ihm zu bleiben?"

„Ja wohl."

Ich ging mit Kathrine in das Zimmer, und unwillkürlich sagte ich: „Da läßt sich's gut leben; aber du dauerst mich, wenn du

von diesem Teppichboden wieder einmal weg mußt in einen kleinen eigenen Haushalt."

„Das hat noch gute Weile", sagte Kathrine. „Aber ich sehe schon, warum du dir's herausnimmst, Andern das Zeugniß zu geben, daß sie gescheidt seien, du hältst dich noch immer für eine Viertelelle gescheidter; aber das verstehst du doch nicht: man lernt in all der Herrlichkeit und Pracht, daß es Eins ist, ob man mit einem zinnernen oder vergoldeten Löffel ißt, auf dem Teppich oder auf dem selbstgewaschenen Boden herumläuft; es kommt d'rauf an, ob man in Fried' und Rechtschaffenheit lebt und ein gut Gewissen hat."

Der Dietrichbund fiel mir bei diesen Worten auf den Boden und ich fand fast das Schlüsselloch nicht mehr, so flimmerte mir Alles vor den Augen, und Kathrine lachte mich aus, daß ich wohl nicht zu den Geschicktesten gehöre. Endlich, nach vielen Versuchen, drehte sich der Riegel, der Deckel erhob sich und wie Thau von der Sonne beschienen glitzerte es uns entgegen. Ein Diamantenschmuck lag auf blauem Sammet.

Katharine wendete sich nach der Thür und rief ihrem Herrn, daß die Schatulle offen sei, aber kaum hatte dieser einen Blick in die geöffnete Schatulle geworfen, als er mir mit schwerem Griff die Hand auf die Schulter legte und rief: „Was ist das? Da fehlt ja die Broche in der Mitte, mit dem großen Diamanten."

Ich zitterte wie Espenlaub. Der Dietrichbund in meiner Hand klirrte zusammen: „So ist es doch, man sieht dir's an, wer du bist. Man hat eine Probe mit dir gemacht, eine falsche Probe, und jetzt wirst du gleich in Ketten gelegt." So sprach es in mir. Ich war nahe daran, auf die Kniee zu fallen. Da weckte mich die Stimme Katharinens.

„Wie können Sie nur glauben? Ich war ja —"

„Ruhig, es kommt auch an dich, es wird sich zeigen. Du hast jetzt Nichts zu reden. Nicht von der Stelle. Hier bleibst du," erwiderte der Finanzrath. Er rief nach seiner Frau. Sie kam und erklärte ihr, daß er sie mit dem Schmucke seiner seligen Mutter habe bescheren wollen, daß aber hier Etwas vorgegangen sei, was sogleich untersucht werden müsse; es fehle die Hauptsache im Werthe von mehreren hundert Thalern.

„Es steht dir frei," wendete er sich dann zu mir, „dagegen Einsprache zu erheben und es den Gerichten zu überlassen; anderenfalls will ich dich selbst untersuchen, ob du Nichts zu dir gesteckt, und meine Frau hier wird Kathrine untersuchen."

„Mich? mich auch?" rief Kathrine, und der Gedanke, daß auch sie, die so frei und heilig, so aus dem Herzen gesprochen hatte, dem schmählichen Verdachte preisgegeben war, ließ mich vergessen, was ich mir vorzuwerfen hatte. Ich stellte mich fest hin, biß die Zähne übereinander und man suchte mich aus.

Ich kann's nicht sagen, wie mir's war, und noch jetzt durchbebt es mich wie ein unnennbarer Schauer, wenn ich daran denke, wie ich an meinem ganzen Körper betastet und untersucht wurde. Ich kam mir vor wie ein Sclave, wie ein Thier, ich war kein Mensch mehr, ich war nicht mehr, der ich bin. Und was noch von Vorwurf in meiner Seele gewesen, war verschwunden. Ein himmelschreiendes Unrecht war mir geschehen; klein, lächerlich, erbärmlich war Das, was ich gethan, noch tausend Mal mehr hätte ich thun können.

Freilich habe ich dies Letzte erst später gedacht, denn noch größer wurde meine Pein, als auch Kathrine untersucht wurde. Das war eine Entwürdigung, die kein Mensch verantworten kann, und als die zweite Magd herbeikam und rief, Kathrine habe gewiß den Schmuck in ihrer Haarkrone versteckt, und als sie ihr nun die Haare aufnestelte und Kathrine dastand mit aufgelösten Haaren, todtenbleich, da verfluchte ich die ganze Welt, Vornehm und Gering, denn Alle sind darauf aus, einen unschuldigen Menschen zu verwüsten. Ja und Unseresgleichen sind noch schlimmer, als die Vornehmen, denn diese wissen nicht, was sie thun, wenn sie unsere Ehre unter die Füße treten, aber diese da, diese Nebenmagd, ist es nicht ein Fest, ein Triumph für sie, ihre Standesgenossin der Schande preiszugeben und selber dabei im Ehrenglanz zu stehen? Ja, ich verfluchte die ganze Welt, und mich und uns vor Allem.

Man fand natürlich Nichts, und ich weiß nicht mehr, was ich dachte, nur dessen erinnere ich mich noch, daß ich zur Kathrine sagte:

„Trag's in Geduld, ich möchte dir's gern gut machen, was du wegen meiner ausgestanden.“

Fort raste ich, und wie ausgeraubt rannte ich durch die Straßen, ja meine Seele war wie aus dem Herzen geraubt. Ueberall brannten Lichter, überall war Weihnachtsfreude; mir war das innere Licht ausgelöscht.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Guano.

Wir betraten — so meldet Herr Hamm, während der Versammlung in Cleve — den Hof Sandkuhls, dem Pfälzer Bauer Georg Wilhelm Eberhard gehörig, und fanden den Eigenthümer anwesend. In Kleidung und Teint ziemlich das Widerspiel holländischer Reinlichkeit, entwickelte dieser Mann doch einen sehr guten praktischen Verstand, und wußte auf alle Fragen klar und sicher zu antworten. Es entspann sich folgendes Gespräch:

F. Wie groß ist Euer Gut? A. Es hält 110 Morgen. F. Verwendet Ihr auch Guano? A. (Verwundert.) Guano? Ei freilich. F. Wie viel denn? A. Nun, für 500 bis 600 Thaler jährlich. (Allgemeine Sensation.) F. Was ist denn besser, Stalldünger oder Guano? A. Stalldünger ist gut, aber Guano ist besser. F. Zu was ist der Guano besonders gut? A. He nun, zu Allem! F. Wie heißt Eure Fruchtfolge? A. Roggen, gedüngt; Klee, Hafer, Buchwaizen, Roggen mit Stoppelfrucht, Hafer, Buchwaizen. An die Stelle des Buchwaizens treten auch Kartoffeln. F. Zu was düngt Ihr mit Guano, zu was mit Stallmist? A. Mit Stallmist besonders zu Roggen; mit Guano zu Buchwaizen, Hafer und Allem, wo es langt. Auch zum Stallmist nehmen wir noch ein wenig Guano. F. Erhalten die Stoppelrüben auch Guano? A. Auch ein Bischen. F. Zu was ist denn der Guano nicht gut? A. (Sieht den Frager zuerst mißtrauisch an und entwickelt dann, statt aller Antwort, eine auffallende Heiterkeit, welche ansteckend wird.) F. Wie viel Guano nehmt Ihr per Morgen? A. Je nun, 90 bis 270 Pfund. (Sensation.) F. Was erndtet Ihr darnach? A. Etwa 20 Scheffel Buchwaizen oder Roggen vom Morgen. F. Was ist Euer Gut nun mehr werth? A. Es sind mir 210 Thaler für den Morgen geboten worden. F. Und Ihr habt schon durch den Guano Etwas erworben? Hier wurde der gute Eberhard etwas stutzig; denn er hielt uns wahrscheinlich für verkappte Steuerkommissäre. Nach und nach gesteht er aber, daß er schuldenfrei sei, seine verheirathete Tochter ausgestattet und seinem Sohne in Louisendorf einen zweiten Hof gekauft habe. — Alles durch den Guano!

Verschiedenes.

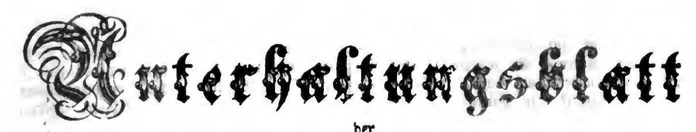
(Die Edictalien in der Stille.) Die Frau: Hr. Advocat, Sie werden gehört haben, daß mein gottloser, mein abscheulicher Mann nun gar davongelaufen. — Advocat: Ja, das hab ich. — Aber nun? — Die Frau: Aber nun kann das denn doch nicht so bleiben; ich möchte gern wissen, woran ich bin, und darum komm' ich zu Ihnen, Sie recht dringend um Ihren Beistand zu bitten. — Der Advocat: Nichts leichter als das. Wir wollen die Edictalien ergehen lassen. — Die Frau: Edictalien? Was sind denn das für Edictalien? Was sind denn das für Dinger? — Der Advocat: Das sind offene Briefe, die in drei, vier Zeitungen veröffentlicht werden und worin dem Manne anbefohlen wird, zurückzukommen. — Die Frau: Zurückkommen? — hm! — Wenn er nun aber nicht zurückkommt? — Der Advocat: So werden Sie von ihm geschieden. — Die Frau: Aber wenn er nun doch käme? — Der Advocat: Nun, so haben Sie ihn wieder. — Die Frau: Wissen Sie was, Hr. Advocat, könnten wir denn da die Edictalien nicht in aller Stille erlassen? — —

Räthsel.

Mein Erstes, ein Spion,
Sitzt keck auf hohem Thron,
Ist manchmal gar zu groß
Und trägt sich immer blos.

Wenn Erst' mit Zweiter eingehüllt,
Wird ein Bedürfniß dann gestillt.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 50. Donnerstag, den 24. April 1856.

Ida Pfeiffer bei den Battakern auf Sumatra.

Wenn uns die Entdeckungsfahrten der Frau Pfeiffer auf der Insel Borneo, ihre Besuche bei den Dayakern schon dem unerschrockenen Muthe und der natürlichen Beobachtungsweise der Reisenden alle Anerkennung zollen lassen, so müssen ihre Fahrten auf Sumatra noch mehr die volle Bewunderung hervorrufen für das Außerordentliche, was hier eine schwache Frau mit seltener Willensstärke und Ausdauer geleistet hat. Kein Europäer ist je so tief in das Innere der Insel, zu dem Kannibalenvolke der Battaker, eingedrungen und wohlbehalten wieder zurückgekehrt, wie die unerschrockene Wienerin. Von Pontianak auf Borneo aus besuchte sie das weit cultivirtere Java, das sie, vom Generalgouverneur und den holländischen Beamten mit dem ihrem Verdienste entsprechenden Wohlwollen aufgenommen, fast nach allen Richtungen durchstreifte.

In Batavia bestieg sie das Dampfschiff und landete am 13. Juli 1852 in Padang, dem an der Südküste gelegenen Hauptorte der holländischen Besitzungen auf Sumatra, einer Stadt mit 27,000 Einwohnern. Die Reisende wurde von den holländischen Beamten, besonders vom Gouverneur van Switen auf's Freundlichste aufgenommen; als sie aber ihre Absicht, in's Battakerland zu ziehen, äußerte, erhob sich ein einstimmiges Widerrathen: seit im Jahr 1835 zwei Missionare von den Battakern getödtet und aufgefressen worden seien, habe sich kein Europäer mehr ohne Militärbegleitung unter sie gewagt. Es half Nichts; Frau Pfeiffer war entschlossen, sie dachte, daß vielleicht gerade ihr Geschlecht ihr Schutz sein werde. Sie reiste ab; so lange holländische Ansiedelungen und Forts auf ihrem Wege waren, hatte sie zwar Mühseligkeiten, aber keine ernste Gefahr zu bestehen; wir eilen rasch mit ihr über Bonjol und an dem 9500' hohen Berge Ophir vorbei gen Norden. In dem noch holländischen Bezirke Mandelling finden sich die ersten Battaker, man könnte sie die gezähmten heißen, da sie unter der holländischen Regierung stehen und natürlich ihrer Begierde nach Menschenfleisch entsagen müssen.

In einer der Ortschaften, welche Frau Pfeiffer passirte, wurde eben großer Bazar gehalten, gefundenes Gold aus dem nahen Flüßchen wurde zum Verkauf gebracht, Hahnenkämpfe reizten die Weltlust und die Leidenschaften der Menschen. Ein holländischer Beamter berief die battakischen Radschahs (Häuptlinge) der Umgegend zusammen, um mit ihnen über die beabsichtigte Reise zu sprechen. Viel Volk strömte zusammen, denn es war schon bekannt geworden, eine Frau sei hier, die sich in das verrufene Land wagen wolle. Die Radschahs riethen die Reise ab; nun fragte unsere muthige Reisende bloß, ob es wahr sei, daß die Battaker die Leute nicht gleich tödten, sondern ihnen das Fleisch stückweise vom Körper schneiden und es warm mit Tabak und Salz verzehren. „Dieses langsame Hinmorden, sagte sie, hätte mich doch ein wenig abgeschreckt.“ Sie erhielt aber den zweifelhaften Trost, daß dies nur mit schweren Verbrechern geschehe, Kriegsgefangene werden enthauptet, man fange ihr Blut auf, trinke es warm oder verzehre es gemischt mit gekochtem Reis. Dann gehe es an die Theilung: die schmackhaftesten Theile, Fußsohlen, Herz, Leber, das Innere der Hand rc. seien Vorrecht der Radschahs. „Die Radschahs versicherten mir mit höchst begehrlichen Mienen, fügt die Verfasserin bei, daß Men-

schenfleisch sehr gut schmecke, und daß sie es gerne essen würden.« Es gehörte wahrlich ein nicht gewöhnlicher Muth dazu, solchen Aussichten zu trotzen! In Padang-Sidimpuang war Frau Pfeiffer mit den letzten Europäern zusammen; sie ordnete hier ihre Papiere und nahm herzlichen Abschied von den Europäern; »sie konnten vielleicht die letzten sein, die mir auf dieser Welt zu Gesicht kamen«, sagt sie. Und nun ging es in's Battakerland; einen Führer gab ihr ein holländischer Beamter, Herr Hammers, mit, ebenso einige Briefe für Radschahs, die mit den Holländern im Verkehr standen.

Durch das große Thal Silindong wollte Frau Pfeiffer bis an den Landsee Eier Tau (großes Wasser; auf der Stieler'schen Karte Tobasee) vordringen, welchen noch kein Europäer gesehen hat. Ein Reiseplan war hier nicht möglich, Alles mußte dem Schicksal und dem bisher treuen Glücke überlassen werden. Wald und Allang-Allang (Savannengras) bedeckte den Boden, den jetzt Frau Pfeiffer betrat; das Reisen zu Pferde hörte hier auf, die Fußwanderungen begannen; auf diesen fand sie die Insel, was Naturschönheiten anbelangt, so reizend, wo nicht reizender als Java. Welch herrliches Land könnte daraus werden! Bis jetzt ist es im Ganzen menschenleer, uncultivirt, Elephanten, Rhinocerosse bewohnen die Waldungen, Tiger durchstreifen die Grasebenen.

In den ersten Utta's (Ansiedlungen) der Battaker war die Aufnahme der weißen Frau noch eine leidliche: überall war sie aber alsbald von Menschen umringt. In dem Battakerdorfe Danau erhielt die Reisende ihre Schlafstelle in einer halbverfallenen Hütte, deren Inwohner ein Mörder und ein Sterbender waren. Der Mörder sollte in zwei Tagen auf dem Bazar enthauptet werden; er lag nackt da, die Füße durch einen Block gezogen, ein grauenvoller Anblick! Man gab der Reisenden zu verstehen, wenn sie ihr Vorhaben ausführe, so werde ihr wohl der Kopf abgeschnitten und sie aufgefressen werden! Doch erbot sich der Radschah, sie zu geleiten. Der Weg ging durch die Wildniß, finstere, fast undurchdringliche Wälder und sechs Fuß hohes Gras; nirgends war eine Spur von Hütten oder Menschen, wohl aber von Tigern. Der Uebergang über einen Fluß geschah vermittelst der sich kreuzenden Aeste zweier Bäume an den beiden Ufern. Ein schöner breiter Strom war ganz nahe, aber kein Boot schaukelte sich auf seinem Rücken, Alles war menschenleer; Regen durchnäßte die kleine Schaar. Hier im Urwalde überfiel sie die Nacht; der Boden wurde mit großen Blättern belegt, ein Blätterdach errichtet; eigenthümlich war die Art zu kochen: in grüne Bambusrohre wurden Fische und Reis gesteckt, dann die Rohre auf's Feuer gelegt, bis sie halb verbrannt und die Speisen gekocht waren. Bald erlosch das Feuer, unbesorgt schliefen die Leute ein, trotz des Rufes der Europäerin, welche ohne das schützende Feuer einen Ueberfall der Tiger fürchtete. Keine Minute stärkte sie in dieser schauderhaften Nacht der Schlaf: in jedem Feuerkäferchen im Gebüsch sah sie das glühende Auge eines Tigers, bei jedem Rascheln im Laube dachte sie an Schlangen.

Auch den folgenden Tag ging es durch die schauderhafte Wildniß fort, und als sie endlich an den Ausgang kamen, empfing sie das Geschrei von einem halben hundert Menschen. Mit Mühe erlangte der Radschah von Danau für seine Schutzbefohlene die Erlaubniß zum Eintritt.

In einer benachbarten Ansiedelung, Sigunn Polang (Klein Toba), fand sie in dem Radschah Haili Bonar, einem kräftigen Greis, einen warmen Freund und Beschützer, der sie in den folgenden Gefahren sicher geleitete. Hali Bonar führte nun die Fremde zunächst auf einen Bazar, um sie dem Volke und mehreren Radschahs vorzustellen; die Lanzenträger der Radschahs schlossen einen Kreis um sie, eine höchst nöthige Vorsicht, da das Volk mit wildem Geschrei von allen Seiten herandrang. In Hali Bonars Utta mußte Ida Pfeiffer einen ganzen Tag zubringen. Die Häuser der Battaker sind gleich den malayischen auf Pfählen erbaut, aber größer und schöner; sie haben hohe Dächer, mit welchen sie die Höhe von 40 bis 50 Fuß erreichen. Das Innere besteht aus einem einzigen Gemach, in welchem 3 bis 4 Familien wohnen, jede in einer Ecke; im Innern ist es ganz finster, nur einige Luftlöcher gestatten dem Rauch Ausgang. Unter dem Hause sind die Schweine, das Geflügel. Dem Hause gegenüber steht eine offene Hütte, Soppo genannt, der eigentliche Wohnplatz der Leute während des Tages. In die-

sem bekam Frau Pfeiffer regelmäßig ihr Nachtquartier. Hali Bonar, der neu erworbene Freund, ließ, ehe die Reise begann, ein Büffelkalb schlachten, „um die bösen Geister anzuflehen, der Reise Nichts in den Weg zu legen.“ Dies geschah unter großen Festlichkeiten, bei welchen ein Festmahl und Tänze nicht fehlten: ein Schwertertanz, ein Messertanz, ein Faustkampf und andere. Die Europäerin hatte hieran nicht genug, sie war vorwitzig genug, auch den Tanz sehen zu wollen, der bei der Tödtung eines zum Verzehren bestimmten Menschen aufgeführt wird. Die Wilden willigten endlich ein, sie banden an einen Pflock ein großes Stück Holz, welches das Schlachtopfer vorstellen sollte, und setzten diesem eine Strohkappe auf. Ein lebhafter, von wilden Grimassen begleiteter Tanz begann; sie zückten ihre Parangs (Schwerter) gegen das vermeintliche Opfer, endlich versetzte ihm Einer den ersten Stoß, die Andern folgten, das Blut ward aufgefangen. Dann hieben sie ihm den Kopf (die Strohkappe) vom Rumpfe und legten diesen auf eine ausgebreitete Matte. Einige führten den Kopf zum Munde, als saugten sie das Blut auf oder tauchten sie die Finger in dasselbe und führten sie zum Munde. „Ich betrachtete unwillkürlich die wilden Gestalten, in deren Macht ich war, sagt die ihres Vorwitzes selbst erschreckende Reisende; unheimliche Bilder drängten sich vor meinen Geist, und in mein Soppo zurückgekehrt, fiel ich erst spät in einen unruhigen Schlaf mit aufgeregten, beängstigenden Träumen.“

(Schluß folgt.)

Das Sparkassenbüchlein.

(Fortsetzung.)

Mein Pfälzer jubelte, als ich ihm das Geschehene berichtete. „Da siehst du nun“ rief er, „da siehst du, gutmüthiger Narr, was die Vornehmen mit uns anfangen. Wer nicht reich und nicht vornehm ist, ist ihnen weiter Nichts als ein ungehenkter Dieb. Jetzt wirst du dir kein Gewissen mehr daraus machen, ihnen abzunehmen, was du kannst.“

Die Schmach, die mir angethan war, half mir allerdings die innere Stimme beschwichtigen, und als ich Tags darauf müßig über die Straße gehe, die Glocken läuten, und ich verfluche eben wieder die Menschen, die jetzt zur Kirche gehen und nicht daran denken, wie sie ein armes Herz gekränkt, da begegnet mir plötzlich Kathrine.

„Ich kann nicht in die Kirche gehen,“ sagte sie zu mir. „Geh' du auch für mich und bete auch für mich, daß Gott unser Herz vor Bitterkeit und Haß bewahren möge, und vergib du deinen Peinigern wie ich.“

Schnell war sie entschlüpft und ich ging zur Kirche. Ich mußte meinem Pfälzer Etwas verlügen, als ich's that. Ich betete für Kathrine, für mich konnte ich es nicht, und doch kam wieder Etwas von Frieden über mich.

Ich lauerte fortan Kathrinen auf, wo ich konnte, aber sie hielt mir nicht Stand; nur ein Mal sagte sie mir flüchtig, sie könne sich nicht mit mir abgeben, es würde uns aufgelauert und es fiele neuer Verdacht auf uns.

Eines Samstags Morgens, ich stand in der Werkstatt und arbeitete an einem großen Doppelschloß für das Zuchthaus, da kam Kathrine, brachte ein Vorhängschloß, zu dem sie den Schlüssel verloren habe, und sagte, ich solle es zum Feierabend ihr bringen.

Ich ging nach dem Hause des Finanzraths. Kathrine scheuerte die Treppe. Sie wischte schnell die Hand ab, reichte sie mir und sagte: „Gott Lob, wir sind Beide gerechtfertigt, es ist ein Brief und ein Päckchen von der Schwester des Herrn gekommen, worin sie schreibt, sie habe vergessen gehabt, die Broche in die Schatulle zu thun.“

„Und der große Herr kommt nicht und bittet mich um Verzeihung?“ fragte ich.

„Er hat's thun wollen, nein,“ sagte Kathrine stotternd, „er hat mir aufgetragen, ich soll dir's zu wissen thun.“

Ich sah, daß das nur eine Ausrede war, und Kathrine gestand mir's; aber sie beschwor mich, keinen Groll in der Seele zu hegen, ich solle Eins in's Andere rechnen, ich hätte gewiß schon einmal im Leben Etwas gethan, was nicht an den Tag gekommen sei, wenn's auch nur ein kleines Unrecht gewesen wäre, und jetzt müsse ich auf andere Weise dafür büßen.

Ich hatte schon auf der Zunge, wieder ihre Klugheit zu loben, aber ich wagte es nicht mehr und sagte nur, ich nehme das an. Kathrine freute sich darüber und sagte mir ein

Sprichwort ihrer seligen Mutter, das ich sonst noch nie gehört habe, und das Sprichwort paßte wie ein Wort vom Himmel: „Wer Einen vor den Augen Anderer beschämt, nimmt ihm seine Sünden ab.“

Welche brave Eltern mußte Kathrine gehabt haben, was hat sie mir nur in wenig Worten von ihrem Vater und ihrer Mutter erzählt!

Kathrine hatte keinen Diamantenschmuck einer Mutter wie die Finanzräthin, aber das schönste Kleinod, das ein Kind reich in sich und wohlgefällig vor Andern macht, ist ein guter Gedanke aus dem Herzen der Eltern, in ein gutes Wort gefaßt; das erbt sich fort von Kind auf Kindeskind und braucht keine Schatulle.

Ich schämte mich innerlich vor Kathrine und sagte ihr nur, ich wünschte, ihre Eltern wären noch am Leben, damit ich sie auch Vater und Mutter nennen dürfte.

Auf der Treppe des Finanzraths, wo ich in Angst, in Qual und Verzweiflung auf- und niedergegangen war, stieg ich jetzt in den Himmel; ein Fegfeuer im Herzen quälte mich noch, aber ich stand doch bei allen Seligen, die schon gestorben waren, und bei einer Glückseligen, die noch am Leben war und die mir jetzt abermals die Hand reichte. Ich war ihrer nicht werth.

Das war nun eine doppelte Freude, die mir im Herzen lebte, als ich von Kathrinen wegging; sie war aus Zweierlei gemischt. Ein Mal war die Unschuld an den Tag gekommen, es war jetzt an dem großen Herrn, sich Vorwürfe zu machen, und dann hätte ich ihm gewiß dafür gedankt, denn nur durch ihn hatte ich ja Kathrinen kennen gelernt und sie hatte mir versprochen, zum Fastnachtssonntag mit mir zum Tanz zu gehen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Neue Mittel gegen Ameisen.) Ein praktischer Gärtner empfiehlt 1) das Eingraben von inwendig glasirten Töpfen, die mit in lauwarmem Wasser aufgelöstem Syrup gefüllt sind; 2) das Begießen der Gänge mit kochendem Wasser. Bei den Obstbäumen werden Ameisen dadurch vertrieben, daß man den Stamm mit einem Streifen Leinwand umbindet, der mit Theer angestrichen ist. Aus Gebäuden entfernt man die Ameisen dadurch, daß man etwas Kampfer legt, oder Weinsteinöl in offenen Gläsern hinstellt; auch thut Brühe von gekochten Fischen gute Dienste. Ein anderes Mittel ist: man vermenge Pottasche mit etwas fein geriebenem Zucker und reibe es gut durcheinander. Dieses fülle man in kleine Näpfe und stelle es an die von Ameisen besuchten Orte, wo es schnell verzehrt sein wird.

Verschiedenes.

„Ich wollte“, sagte Jemand, „ich wollte, ich könnte das Land entdecken, wo der Mensch nicht sterben muß; dorthin würde ich ziehen, um dort mein Leben zu beschließen.“

Ein Verliebter ist nach Fontanelle ein Mensch, der aus lauter Gier, sich in den Besitz einer andern Person zu setzen, den Besitz seines eigenen Ichs verliert.

Ein Knabe bot einem Engländer einen Papagei zum Verkaufe an. Der Engländer, der beim Sprechen stotterte, fragte den Verkäufer: „Kann er auch sprech — sprech — sprechen?“ „Besser wie Sie, sonst würd' ich ihm den Hals herumdrehen“, war die Antwort des Knaben.

(Irrthum.) Eine alte dicke Frau, welche einer Bierkneipe vorstand, ging neulich zur Kirche und schlief ein. Während ihres Schläfchens nun fiel ihr der Schirm um, den sie zwischen den Beinen gehalten hatte, und machte ein lautes Geräusch. Darob erwachte die ehrsame Alte und rief: „Warte, Hanne, Du Beest! hast Du mir schon wieder einen Bierkrug zerschlagen?“

Auflösung des Räthsels in Nro. 49:

Nastuch.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 51. Samstag, den 26. April 1856.

Winter und Frühling.

In der Hütte an dem Flusse,
Dicht an dem gefror'nen Flusse,
Saß ein Alter, trüb und einsam,
Weiß sein Haar wie Schneeesflocken.
Matt und klein sein Feuer brannte,
Und es zitterte der Alte,
Eingehüllt in weiße Felle.
Nichts vernahm er als den Sturmwind,
Der dahin am Waldsaum fegt;
Nichts erblickt' er als den Schneesturm,
Der sich wirbelnd dreht und pfeift.

Alle Kohlen deckt' schon Asche,
Als ein Jüngling leisen Schrittes
In die off'ne Thüre trat,
Seine Wangen roth von Jugend,
Seine Augen mild wie Sterne
In der lauen Frühlingsnacht;
Seine Stirn umkränzt mit Gräsern
Und sein Mund umglänzt von Lächeln,
Das mit Sonn'schein füllt die Hütte;
In der Hand den Strauß von Blumen,
Der mit Duft erfüllt die Hütte.

„Ach, mein Sohn!" so rief der Alte.
„Wohl den Augen, die dich schau'n!
Setz' dich zu mir auf die Matte,
Setz' dich an den Feuerrest;
Bleibe bei mir diese Nacht;
Sprich von deinen Abenteuern
Und den Ländern, die du sahst.
Ich erzähl' von meinen Thaten,
Von den Wundern meiner Macht."

Nach der Pfeife griff der Alte,
Die gar alt und wunderlich,
Stopfte sie mit Weidenrinde,
Legte drauf die glühe Kohle,
Reichte sie dem Gast, dem fremden,
Und begann also zu sprechen:
„Wenn von mir den Hauch ich blase,
Wenn ich auf die Gegend athme,
Werden regungslos die Flüsse,
Wird das Wasser hart wie Stein."

Und der Jüngling sagte lächelnd:
„Wenn von mir den Hauch ich blase,
Wenn ich auf die Gegend athme,
Sprießen Blumen aus der Erde,
Fließen plätschernd alle Flüsse."

„Schüttle ich die weißen Locken",
Sprach der Alte, kraus die Stirn,
„Deckt mit Schnee sich rings die Gegend
Und die Blätter aller Bäume
Welken hin und fallen ab,
Denn ich hauche und — sie sterben.
Von den Sümpfen, von den Seeen
Fliegen Gänse auf und Reiher
Und entweichen in die Ferne,
Denn ich hauch' und — sie erstarren.
Und wohin ich immer wand're,
Bergen sich des Waldes Thiere
Scheu in Höhlen und in Gruben,
Und wie Stein wird hart die Erde."

„Schüttle ich die langen Locken",
Sprach der Jüngling, lieblich lächelnd,
„Fallen laue Regentropfen,
Heben Pflänzchen ihre Köpfchen,
Und zu ihren See'n und Sümpfen
Kehren Gänse heim und Reiher,
Wie der Pfeil der Luft, die Schwalbe.
Und wohin ich immer wand're,
Schmücken Blumen alle Wiesen,
Kleiden Blätter alle Bäume,
Klingt der ganze Wald von Liedern."

Früh am Morgen kam die Sonne
Und des Alten Zunge schwieg,
Denn die Luft ward lau und lauer,
Plätschernd rauscht' der Fluß vorüber,
Auf dem Dache sang ein Vogel,
Und die erste Frühlingsblume
Schlug die hellen Aeuglein auf.

Ida Pfeiffer bei den Battakern auf Sumatra.

(Schluß.)

Folgenden Tags ging die Reise unter Hali Bonars Anführung weiter. Ein reißender Strom, der Padang Toru, war zu passiren; da Frau Pfeiffer nicht schwimmen konnte, so reichten ihr zwei Eingeborene die Hand und zogen sie schwimmend hinter sich her. Die Hitze war ungeheuer, 40° R. Utta's waren wenige zu passiren, jedes Mal war erst die Erlaubniß des Eintritts nachzusuchen.

Am 13. August endlich wurde das Thal Silindong (Groß-Toba) erreicht. Von einem niedrigen Gebirgskamm aus sah die Reisende dasselbe in seiner ganzen Größe zu ihren Füßen, eine Ebene wohl 20 Paal lang und 8 Paal breit (1 Paal = 1 englische Meile), von dem Padang Toru in mehreren Armen durchschnitten, mit üppig grünen Reisfeldern bedeckt. Eine unzählige Menge kleiner Boskette liegt in der Ebene ausgestreut, jedes birgt ein Utta. Jetzt gebot Hali Bonar Vorsicht: den kleinen Zug eröffneten seine 6 Lanzenknechte, dann folgten er selbst, Frau Pfeiffer, ihr Führer und noch einige Leute. Ueberall war die Ankunft der Europäerin schon bekannt, und bei jedem Utta wurden ihrem Weiterreisen Schwierigkeiten bereitet. Die Männer waren versammelt, mit Lanzen und Parangs bewaffnet, und versperrten den Durchzug. Hali Bonar wußte zu beschwichtigen. An einem Orte aber kam es ernstlicher. »Mehr als 80 bewaffnete Männer, erzählt Frau Pfeiffer, standen am Wege und erwarteten uns. Als wir an ihnen vorüber wollten, verstellten sie den Weg, und in einem Augenblicke hatten viele Lanzenknechte einen Kreis um mich geschlossen. Die Leute sahen über alle Beschreibung wild und fürchterlich aus. Sie waren groß und kräftig, viele an sechs Fuß hoch, die Gesichtszüge leidenschaftlich bewegt, was sie noch viel häßlicher machte — das große Maul mit den hervorstehenden Zähnen glich mehr dem Rachen eines wilden Thieres als einem menschlichen Munde. Sie schrieen und lärmten so auf mich los, daß, wäre ich mit dergleichen Scenen nicht schon vertraut gewesen, ich das Aeußerste hätte befürchten müssen. Ich hatte zwar Angst — die Scene war zu entsetzlich — doch verlor ich nicht meine Geistesgegenwart und setzte mich, anscheinend ruhig und vertrauungsvoll, auf einen Stein, der am Wege lag. Einige Radschahs traten auf mich zu, mir mit Worten und Zeichen drohend, daß, wenn ich nicht umkehre, man mich tödten und verzehren würde. Die Worte verstand ich nicht, aber die Zeichen ließen mir keinen Zweifel, denn sie wiesen mit einem Messer an den Hals, mit den Zähnen an die Arme und bewegten die Zahnkiefer, als hätten sie den Mund schon voll von meinem Fleische. Ich war natürlich schon seit dem Eintritte in dieses Land auf solche Scenen gefaßt und hatte zu diesem Zwecke einen kleinen Satz in ihrer Sprache gelernt. Mein Gedanke war, wenn ich Etwas sagen könnte, was ihnen gefiele, was sie lachen machen würde, hätte ich einen großen Vortheil über sie, denn die Wilden sind wie die Kinder — eine Kleinigkeit ist oft hinreichend, sie zu Freunden zu machen. Ich erhob mich also, klopfte dem Vordersten, der sich am Meisten an mich herandrängte, freundlich auf die Achsel und sagte mit heiterer, lächelnder Miene, halb Malaisch, halb Battakisch: »Ihr werdet eine Frau nicht tödten und auffressen, am Wenigsten eine so alte, wie ich bin, deren Fleisch schon hart und zähe ist.« Durch Zeichen und Worte gab ich ihnen ferner zu verstehen, daß ich keine Furcht vor ihnen hätte, daß ich bereit sei, meinen Führer zurückzulassen und allein mit ihnen zu gehen; sie sollten mich nur bis Eier-Tau führen. Glücklicherweise fingen sie an, über mein Kauderwelsch, über meine Pantomime zu lachen. Meine Furchtlosigkeit, mein Zutrauen gefiel ihnen — ich hatte gesiegt. Sie reichten mir die Hände, die Reihen der Lanzenknechte öffneten sich, und froh und heiter, im Gefühle der überstandenen Gefahr, setzte ich mit meinen Leuten die Wanderung fort.« Aber nur noch 6 Paals weiter konnte sie vordringen. Es fanden ihretwegen große Bera-

thungen statt. Jeden Augenblick kam ein neuer Radschah mit Lanzenknechten an. Leider wurde beschlossen, daß die kühne Frau nicht weiter vordringen dürfe. Und doch war sie schon so nahe ihrem Ziele, nicht mehr als 10 bis 12 Paal von dem See Eier-Tau, »dem großen Wasser.« Das umliegende Land sei fruchtbar und von mächtigen, unter einer Königin stehenden Völkern bewohnt; mit diesen aber lebten die Silindonger in Uneinigkeit; keiner würde wagen, die Fremde dahin zu geleiten. Noch kein Holländer (Europäer) sei je so weit gekommen, wie Frau Pfeiffer, ohne aufgegessen zu werden. Das war der Bescheid auf ihre Bitten.

Folgenden Tags wurde der Zulauf des Volks noch stärker, alle streitbaren Männer des Thales schienen sich zu versammeln. Die ächt kriegerische Scene wäre für die Fremde sehr interessant gewesen, wenn sie nur nicht ihr selbst gegolten hätte. Keinen Augenblick war sie sicher, doch blieb sie unverletzt. Sie mußte jetzt umkehren, durfte aber nicht denselben Weg zurücknehmen, sondern wurde im Zickzack von einem dieser Utta zum andern geschleppt. An einem dieser Wohnplätze, welche hier mit acht Fuß hohen Erdwällen umgeben und mit dichten Bambuspflanzungen umzäunt sind, war ihr Leben nochmals in großer Gefahr. »Ein hoher, wildaussehender Mann empfing uns, erzählte sie; man schloß einen Kreis um mich, der Wilde sprach mit großer Heftigkeit und ließ meine Leute kaum zu Worte kommen. Mich selbst stieß er mehrmals an und bedeutete mir gebieterisch, ihm in sein Haus zu folgen; er faßte mich sogar ein Mal am Arme. Hali Bonar winkte mir mit den Augen, nicht von seiner Seite zu weichen und ja nicht Jenem zu folgen; erst nach lebhaftem Wortwechsel erwirkte Hali Bonar den Durchzug.« Jetzt hieß sie ihr treuer Beschützer knapp vor ihm gehen, er mochte noch auf dem Abzug einen Angriff jenes blutdürstigen Häuptlings befürchten. Auf Kreuz- und Querwegen bis zum späten Abend wurde die Flucht fortgesetzt, bis Hali Bonar wagte, in einem Utta zu übernachten.

So ging es drei Tage lang fort: die Dörfer, deren Bewohner, wie Hali Bonar wußte, feindselig gesinnt waren, wurden umgangen, in anderen aber fanden sie gastfreundliche Bewirthung, erhielten Reis, Ubi (süße Kartoffeln) und wohl gar ein Huhn.

Endlich war das schöne, aber gefährliche Thal Silindong im Rücken. Wohl 50 Uttas hatte die Wandererin auf ihren Querzügen gezählt; manche hatten 20 bis 40 Häuser, die kleinsten 5 bis 6. Jedes Utta mag durchschnittlich 150, das ganze Thal aber wohl 15,000 Bewohner haben. Hali Bonar nahm nun Abschied, der wackere Freund, dessen kräftigem Schutze die Reisende mehr als ein Mal ihr Leben dankte; er gab ihr vier seiner Leute mit zur Begleitung durch die Wüstenei, welche das freie Battakerland vom holländischen Einflusse absperrt, bis Danau, wo sie glücklich eintraf und mit Freude begrüßt wurde, da Niemand geglaubt hatte, sie wieder zu sehen. Kurze Zeit später reisten drei französische Missionare in das Battakerland; sie kamen lange nicht so weit als Frau Pfeiffer, als sie erschlagen und unter großen Freudenfesten verzehrt wurden.

Am 23. August endlich traf unsere Heldin wieder in Padang Sidimpuang bei Herrn Hammers ein, und wir wollen ihrer Versicherung glauben, welch angenehmes Gefühl es gewesen, wieder in voller Sicherheit zu sein, ein reinliches Essen, ein herrliches Bett zu haben; Erholung war ihr nöthig, ein heftiges Fieber befiel sie, das aber bald wieder ihrer guten Natur wich. Alsbald trat die unternehmende Frau neue Ausflüge im holländischen Gebiete an: auf den feuerspeienden Berg Merapi rc. und reiste dann über Java nach Celebes und den Molukken ab.

Wir wollen indeß noch einige ihrer zerstreuten ethnographischen Beobachtungen über den Stamm der Battaker sammeln. Die Battaker sind im Allgemeinen sehr groß und kräftig, auch die Weiber; auf die Wahl des Radschahs soll Größe und Stärke den meisten Einfluß haben. Ihre Hautfarbe ist lichtbraun oder bräunlichgelb; die Gesichtsbildung ist häßlich, die Zahnkiefer sind breit und hervorragend. Beide Geschlechter gehen in Sarongs (Mäntel) gekleidet, die mitunter an den Rändern mit Glasperlen besetzt sind. Da beide Geschlechter den Sarong auf dieselbe Weise um den Körper schlagen und die Männer keine Bärte haben, so bildet die Kopfbedeckung, bei den Männern eine Strohkappe oder Tücher,

das Merkmal der Unterscheidung. Uebrigens tragen die Männer beständig eine Lanze und den Parang. Die Ohrläppchen haben die Battaker weit durchlöchert; die Weiber tragen darin große Messingbleche oder runde Stücke Holz, die Radschahs schwere Goldreife. Die Mädchen tragen Schmuck: bleierne Ringe in den Ohrläppchen, Glasperlenschnüre rc. an Hals und Arm. Die Battaker sind über alle Maßen schmutzig; der Sarong wird nicht gewaschen, nicht geflickt, nicht gewechselt, bis er in Stücken vom Leibe fällt. Die Gefräßigkeit der Battaker ist eckelhaft; Siri kauen, Tabak rauchen ist ihnen ein Hauptgeschäft, der Mund ruht auch nicht einen Augenblick; auch die Weiber und fünf- bis sechsjährige Kinder halten mit. Die Kinder verwechseln die Mutterbrust mit der Cigarre und dem Siri. Wenn die Mädchen heirathen, so legen sie ihren Schmuck ab. Die Reisende sah in Silindong ein Mädchen sich heulend zur Erde werfen; sie löste ihren Schmuck ab und wickelte Alles sorgfältig in ein Tuch. Frau Pfeiffer glaubte, die Unglückliche sei wahnsinnig, allein sie sollte bloß — denselben Abend heirathen und sagte allem Schmuck unter bittern Thränen Lebewohl! Religiöse Gebräuche beobachten die Battaker gleich den Dayakern nicht; sie beten nicht und haben weder Priester noch Tempel. Sie glauben an gute und böse Geister. Wird ein Mensch krank, so glauben sie, der böse Geist sitze in ihm. Beim Tode eines bedeutenden Radschah gibt es Schmausereien: die Radschahs der Umgegend kommen, man schlachtet, und Tage, oft Wochen lang wird gegessen, Suri (ein aus der Arangapalme gezogenes Getränke) getrunken, getanzt. Bei wichtigen Angelegenheiten kommen viele Radschahs zusammen, um Rath zu halten. Bei den den Holländern unterworfenen Stämmen sind Diebstahl, Mord, Verbrechen selten. Für einen Diebstahl haftet die ganze Gemeinde. Die zum Tod Verurtheilten gehen dem Tod mit Muth, ja mit Fröhlichkeit entgegen. Die Battaker sind in vielen Dingen andern wilden Völkern voraus, sie lesen, sie schreiben, ihre Gesetze sollen gut und zweckmäßig sein — bei Alledem aber sind sie Menschenfresser!

Verschiedenes.

(Auch ein schönes Völkchen!) — Der englische Reisende Porter erzählt in seinem Werke „Fünf Jahre in Damascus" folgende Unterhaltung, die er mit einem Araber aus dem Gebirge Hauran gepflogen, welchen er eines Tages auf der Reise getroffen. — „Weßhalb bist Du in die Schlucht heruntergekommen", fragte er ihn, „als Du uns darin sahest?" — „Um euch zu plündern!" versetzte der Araber kaltblütig. — „Und weßhalb hast Du es nicht gethan?" — „Weil Mahmûd bei euch war." — „Aber warum wolltet ihr uns ausplündern? Wir sind ja Fremde, und keine Feinde von euch!" — „Das ist nun einmal der Brauch so bei uns!" — „Und ihr plündert also alle Fremden aus?" — „Alle, deren wir habhaft werden können!" — „Und wenn sie Widerstand leisten oder zu stark sind für euch?" — „Im erstern Fall schießen wir hinter Bäumen hervor auf sie; im andern Falle laufen wir davon!" — „Wie leben denn die Leute von Deinem Stamme? säen sie Korn oder züchten sie Vieh?" — „Wir sind keine Fellahs; wir halten Ziegen und Schafe, jagen Feldhühner und Gazellen, und stehlen." — „Seid ihr Alle Diebe?" — „Ja, Alle insgesammt." —

»Eine meiner ersten Liebschaften«, erzählt der Lieutenant von Schneidauf, »war die Tochter eines berühmten Mathematikers und ebenso vergeßlich wie ihr Vater. Eines Abends, nachdem wir ein paar himmlische Stunden mit einander verbracht haben, leuchtet sie mir die Treppe hinunter, und drunten bläst sie in holdester, verschämter Verlegenheit mich zur Thüre hinaus, zieht die Kerze hinter die Hausthüre und küßt sie.«

Räthsel.

Die meisten der Menschen besitzen
Und wünschen sich's auch nicht;
Hat's aber Jemand, so ist's ihm nicht feil
Um alle Schätze der Welt.
Rathe, mein Leser, du hast es vielleicht
Und Niemand wird drum dich beneiden.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 52. Dienstag, den 29. April 1856.

Der Ring.

1.

Nicht weit von dem stattlichen Herrensitz Münila in Finnland lag ein kleiner einzelner Hof, wo eine Pfarrerswittwe mit ihrer Tochter wohnte. Der Platz war berühmt wegen seiner schönen Lage an dem Fluß, aus dessen brausenden Cascaden die funkelnden Wasserperlen hoch emporsprühten und die Bäume und Blumen des grünen Ufers bethauten.

Ebenso reich an Schönheit und Reizen als die Natur, welche hier das Auge bezauberte, war die siebzehnjährige Anna, ihrer Mutter Augapfel und der Gegenstand der Huldigung von Seiten der Bewohner der ganzen umliegenden Gegend. Sie hatte nicht eine sogenannte höhere Bildung erhalten; sie hatte nicht in der Schule der Welt die hundert Kunstgriffe gelernt, welche den Verstand zugleich entwickeln und irre führen, welche das Herz verderben und das Gefühl ersticken, welche aus weiblichen Wesen interessante Damen, aber thörichte Menschen machen. Sie war ein Kind der Natur mit einem Herzen so rein und ungekünstelt wie das Wasser einer Quelle, und darum spiegelte es auch mit stiller Anmuth Himmel und Erde wider. Die Blumen von siebzehn Frühlingen hatten ihren Duft in ihrem Gemüth zurückgelassen; ihre Seele hatte von der Natur gelernt, hatte mit ihr gejubelt und geweint, entsagt und gehofft. Und wenn die Natur ihr keine Antwort mehr auf ihres sehnenden Herzens stille Fragen zu geben schien, da eilte sie in die Arme ihrer zärtlichen Mutter und horchte auf die geliebte Stimme, welche so viel Schönes und Liebliches von dem Leben zu erzählen wußte und welche selbst im Leiden eine Quelle des Trostes und hoher Beruhigung fand.

Es war am Schluß des Maimonats. Der Wald prangte im lieblichsten Grün; jedes Blatt flüsterte Freude, jede Blume hauchte wundersamen Duft aus. Es war, als ob die Sonne nicht von der wonneathmenden Gegend scheiden könne; ihre Strahlen spielten freudig um die laubigen Blüthenzweige und grüßten diese noch lange durch den Schein des flammenden Abendrothes.

Auf dem linken Strande des Flusses befindet sich eine Stelle, welche nach der Sage die Waldjungfrau zu ihrem Lieblingsplatz auserkoren hat. Moosbewachsene Klippen, von Erlen und Schlingpflanzen dicht umgeben, bilden dort gleichsam eine Grotte, von welcher das Auge eine der reizendsten Landschaften überschaut. Dicht unterhalb der Grotte fluthet der Strom still und tief vorüber, eine Strecke weiter zur Rechten aber stürzt er sich brausend über Felsen hinab in eine enge Schlucht. Durch die leichten Wolken von emporsprühendem Schaum, in denen blasse Regenbogenfarben schimmern, sieht man eine lachende Landschaft sich ausbreiten. Wendet man den Blick aber wieder zur Linken, so gewährt man eine Gegend von durchaus anderm Charakter. Der Fluß wird hier im Vordergrunde durch eine Insel getheilt, deren dichte Laubwälder sich geheimnißvoll in den Fluthen spiegeln. Der Hintergrund steigt terrassenförmig empor; auf einem Hügel erhebt sich die uralte Kirche, und der sich hinter einander aufthürmenden Berge Formen und Gestalten verschwimmen in blauer Ferne mit dem klaren Himmel.

In jener Grotte am Fluß finden wir die liebliche Anna. An ihrer Seite sitzt ein junger Mann von zwanzig und einigen Jahren. Er

hält ihre Hand umfaßt und betrachtet sie mit Blicken, welche den Ausdruck von Liebe und Wehmuth tragen. Anna schaut still und traurig nieder in des Flusses tiefe, stille Fluthen.

In der Ferne lassen sich dann und wann einige abgebrochene Töne eines melancholischen Gesanges vernehmen, welche die Schwingen des Abendwindes herübertragen.

Geliebte Anna! warum bist du so stille? Woran denkst du? fragte der junge Mann.

Ach, ich vermag nicht zu denken, rief sie aus, indem sie fort und fort in die Tiefe hinabblickte; ich kann nur fühlen — fühlen, wie glücklich ich bin, und wie bitter es ist, scheiden zu müssen!

Gute Anna! ich komme ja bald wieder — so bald als möglich.

Ach ja! komme bald, bald! erwiederte Anna mit Heftigkeit, indem sie ihn mit einem Blick der reinsten Liebe anschaute. Ich werde geduldig sein — ich werde an dich denken, für dich beten, aber — aber, komm' bald zurück!

Ja — und dann wird unsere Liebe Nichts mehr bedrohen. Ich werde meinem Vater Alles entdecken; er ist gut, er wird, er muß unsern Bund segnen.

Nichts als der Tod soll uns scheiden! Ist es nicht so, Gustav?

Ja, so ist es, versetzte der junge Mann.

Der melancholische Gesang aus der Ferne näherte sich mehr und mehr. Auf einem Pfade, der sich neben dem Stromufer hinschlängelte, erschien ein ältliches Weib, welches mit einem Bunde Laub unter dem Arm singend dahinschritt. Die Liebenden gewahrten sie nicht.

Nimm diesen Ring, Anna! sagte der junge Mann, indem er einen goldenen Reif an des Mädchens Finger steckte. Von dieser Stunde an gehör' ich dir — ewig.

Ein heißer Kuß besiegelte den Bund.

In demselben Augenblick ging das Weib mit dem Laubgebind vorüber und sang folgende Worte nach einer klagenden Weise:

„Wie konnt'st du vergessen so bald dein Lieb,
Verrathen das treuste Herz?
Doch bringt man dir wieder dein Goldringlein,
So fühlst du des Todes Schmerz!“

Die letzten Töne, welche jene mit lauter Stimme sang, fesselten die Aufmerksamkeit der beiden Liebenden.

Was war das? rief Gustav.

Es ist die irrsinnige Brita, entgegnete Anna. Sie singt immer auf eine so traurige Weise.

Die irrsinnige Brita ging singend weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sparkassenbüchlein.

(Schluß.)

Fröhlicher war ich bis dahin in meinem Leben noch nicht gewesen, als an jenem Fastnachtsonntage. Ich sagte Kathrine, daß ich ein großes Glück mache und sie in einer Kutsche mit vier Schimmeln abhole; sie versprach mir, treu zu warten, wenn ich auch auf des Schusters Rappen daher käme. Noch wollte sich Etwas in mir regen, wenn ich daran dachte, was ich noch zu thun hatte, um mein Ziel zu erreichen, aber Wein, Liebe und mein lustiger Kamerad halfen mir darüber weg.

Meine That ward immer geringer, denn ich hatte der Welt so viel zu vergeben, nicht sie mir.

Es war wieder am Palmsonntag Morgen, als ich auf das Drängen meines Kameraden endlich entschlossen war, mein Geld zu erheben, um dann in weiter Welt mein Glück und mit diesem Kathrine zu erobern.

Die Sonne stand hell am Himmel, als ich nach dem Hause ging, in das jetzt die Sparkasse verlegt war. Ich wollte, daß der Pfälzer mich begleite, aber er ließ sich nicht dazu bringen.

Als ich gegen das Haus kam, pochte mir das Herz höher. Ein Buchfink saß auf dem Dachgesims und pfiff lustig, und wie man sich in solchen Augenblicken gern an einen Aberglauben hält, nahm ich mir ein Wahrzeichen und sagte mir: „Pfeift der Vogel immer fort, bis du in's Haus gehst, dann gehst du keck hinein und es gelingt; hört er aber auf und fliegt fort, dann ist es ein Zeichen, daß du in's Unglück kommst, du kehrst noch um, verbrennst dein Buch und willst gar Nichts.“ Als ich näher gegen das Haus kam, hörte der Vogel wirklich auf und flog davon. Ich zitterte, aber schnell faßte ich mich wieder und dachte: „Pah! was soll der dumme Aberglaube? Wie kannst du dich nur an so Was heften? Jetzt

thust du es grade und zum Trutz, nur frisch drauf los, es muß gelingen und es gelingt.«

Ich trat in das Zimmer. Der Finanzrath Menninger stand hinter dem Tisch und zahlte mehrere Einlagen aus, die erhoben wurden. Ein Anderer trug das Neueingezahlte ein. Daß grade Menninger da war, das erschreckte mich Anfangs, reizte mich aber gleich darauf wieder: das war ja der Mann, der eine so schwere Sünde an mir begangen hatte.

Ich wartete still, der Angstschweiß rann mir über den ganzen Körper, mein Büchlein klebte mir in der Hand, als wollte es sich gar nicht von mir trennen.

Endlich kam die Reihe an mich, ich reichte still mein Buch hin, der Finanzrath schob die Brille von den Augen weg auf die Stirn, schaute eine Minute in das Büchlein, Alles war stumm, nur der gleichmäßige Pendelschlag der Uhr war vernehmbar, mein Herz pochte schnell wider die Brust.

»Sie haben gut gespart«, sagte endlich der Finanzrath, öffnete den Eingang des Tisches und sagte: »Kommen Sie herein.«

Ich ging ihm nach in ein inneres Zimmer. Hier stand die offene Kasse.

»Wollen Sie Papier oder Silber?«

»Papier.«

»Groß oder klein?«

»Klein.«

Er gab mir ein Päckchen mit einem bedruckten Papierbande, darauf stand: »100 Thaler.« Er ersuchte mich, nachzuzählen, während er das Uebrige ausrechnete und dann zurechtlegte. Ich konnte die einzelnen Thaler nicht auseinanderlegen, so zitterte ich, und als er sich umwendend fragte: »Ist's richtig?« nickte ich still. Er legte nun noch mehreres Einzelne auf den Tisch; aber plötzlich sagte er, die Brille wieder vor die Augen schiebend: »Sind Sie nicht der Schlossergeselle, der zu Weihnachten in meinem Hause war?«

»Ja.«

»Das freut mich, Sie zu treffen. Ich habe mir schon oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Sie noch nicht um Entschuldigung gebeten wegen des Verdachtes, den ich damals auf Sie warf und der Sie augenscheinlich gekränkt hatte. Aber wie das geht, als ich es längere Zeit versäumt, redete ich mir ein, Sie seien nicht mehr in der Stadt. Ich bitte, nehmen Sie jetzt meine Entschuldigung an, und wenn ich Ihnen mit irgend Etwas dienen kann, soll es mit Freuden geschehen. Ich habe Ihnen Unrecht gethan, und Sie machen mir eine Freude, wenn Sie mich .... Was haben Sie? Ist Ihnen nicht gut? Was ist Ihnen?«

Ja, wer kann sagen, welch ein Gedränge in solchem Augenblicke im Herzen ist? Da stand ich und hielt das Geld krampfhaft in der Hand, so viel hatte ich noch nie zwischen den Fingern gehabt, und vor mir auf dem Tische lagen noch Münzen, die tanzten auf und nieder, und alles Das ist mein. — Etwas in mir wollte frohlocken, aber ein Anderes riß mir Alles aus der Hand, und ich hätte gern meine Seele mit hingegeben. Daß der Mann, den ich hassen und um dessentwillen ich allen Menschen Uebels thun durfte, daß gerade dieser jetzt mit gutherziger Milde mich anfaßte und eine Liebe zeigte, die sich keines Bekenntnisses, keiner Demüthigung scheut, das unterwarf mich, wo ich mich in Haß empört und mich selbst verdorben hatte. Ich war besiegt und erlöst, denn ich sah meine Verworfenheit. Eine höhere Macht hatte mich besiegt und mich hingetragen vor den Richterstuhl des Ewigen in Zerknirschung.

Ich fiel auf die Kniee und schrie: »Nein! Nein! Ich bin ein schlechter Mensch. Nehmen Sie, nehmen Sie das Geld!«

Ich erzählte Alles.

Der Finanzrath war ein treuer, inniger Tröster; er sah meine Zerknirschung und richtete mich mit liebreichen Worten auf; aber in Einem hatte ich noch einen schweren Stand bei ihm, er wollte durchaus den Pfälzer den Gerichten übergeben, und nur die Erwägung, daß auch ich dadurch unvermeidlich in's Unglück käme, bestimmte ihn, davon abzulassen.

Der Pfälzer wurde mit einem Zwangspaß in seine Heimath geschickt, meine Verlobung mit Kathrine wurde im Hause des Finanzraths gefeiert, aber noch ehe wir die Sparkasse verließen, wurde mein Buch verbrannt.

Der Finanzrath ist mir ein treuer Freund geworden, und hat mir geholfen, mich hier ansässig zu machen, und mein Theobald hat nur deßhalb einen so vornehmen Namen, weil der Finanzrath sein Gevatter ist.

Lebensphilosophie.

Wenn dich die Hoffnung flieht, so laß dir den Muth nicht entfliehen.
Hoffnung täuschet uns oft; Muth ist der Athem der Kraft.

Unschuldig ist nur, wer den rechten Weg nicht kennt,
Nicht wer den Richtweg sieht und doch in's Dickicht rennt.

Langeweile ist ein böses Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut.

Verschiedenes.

Eine Bauernhütte in B., einem Dorfe in der Uckermark, ist jüngst der Schauplatz einer seltsamen Heimkehr geworden. Mann und Frau, beide schon hoch betagt, sitzen dort beisammen in ihrer Stube, als plötzlich die Thür aufgeht, und ein Graukopf hereintritt, der kaum: »Guten Abend!« sagt und sodann ohne Umstände in dem Großvaterstuhl am warmen Ofen Platz nimmt. Das alte Ehepaar sieht einander verwundert an. »Kennst Du den alten Mann?« fragt sie. — »Nein! Und Du?« — »Ich auch nicht.« — »Oho!« schallt es vom Großvaterstuhl her. »Sieh' mich nur 'mal recht an!« Die Frau mustert den Graukopf eine Weile und sagt endlich: »Ei ja, das Gesicht kommt mir bekannt vor.« — »Nicht wahr? Ist freilich lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, seit Anno 1812.« Wie die Frau diese Jahreszahl hört, macht sie plötzlich große Augen, sieht dem Graukopf schärfer in das verwitterte Gesicht, und schreit auf: »Meiner Treu'! der Melchior!« — »Was? Dein erster Mann?« ruft ihr zweiter. »Ich denk', der ist lange todt.« — »Was Ihr Euch denkt!« antwortete Melchior, seinen weißen Schnurrbart drehend. — »Aber ich hab's ja vom Gericht«, sagt die Frau. — »Daß ich todt bin?« fragt Melchior kalt. »Wär' nicht das erste Mal, daß das Gericht sich geirrt hätte.« — »Es hat Dich für todt erklärt, weil Du, obwohl es Dich öffentlich aufgerufen, doch viele Jahre Nichts von Dir hören ließest.« — »Soll Einer Was von sich hören lassen«, brummte der Verschollene im Großvaterstuhl, »wenn er da hinten in Sibirien steckt.« — »In Sibirien? Aber wie bist Du denn dahin gekommen?« — »Als Kriegsgefangener, nachdem ich mit den Franzosen Anno 1812 nach Rußland gemußt. Ich sage gemußt. Denn freiwillig wär' ich gewiß nicht mitgegangen. Das weißt Du. Indeß, da ich einmal dort war, gefiel mir's ganz gut, den weiten Marsch abgerechnet. Und ich dachte, ehe Du den weiten Weg retour machst, lieber bleibst Du, wo Du bist. So wurde ich denn Soldat in Rußland, wurde vor zwei Jahren mit nach der Krim geschickt, dort nahmen mich die Franzosen gefangen und schickten mich hinwiederum nach Frankreich. Da blieb ich denn, bis ich mit ausgewechselt wurde, und sollte nun wieder nach Rußland geschickt werden. Aber jetzt hätte ich das Schicken satt, ich sagte: Ich bin ein preußisches Landeskind und will nach Hause. Jetzt bin ich zu Hause, und Den will ich sehen, der mich wieder von hier fortschickt. Auf einen Platz im Großvaterstuhl werd' ich wohl noch Anspruch haben in meinen vier Pfählen.« Und dabei knarrte der Großvaterstuhl unter ihm, so fest setzte er sich darauf. — »Na«, sagte der andere Alte, »wenn er weiter keine Ansprüche macht.« — »Ein Bißchen Essen wird sich wohl auch noch finden«, fuhr der Verschollene fort. — »Ja wohl«, stimmte jener bei, »wo Zwei satt werden, da wird's am Ende auch noch der Dritte.« — »Das denk' ich auch«, meinte der Veteran, »und ein halb Pfund Tabak täglich kostet ja auch keine Millien. 's braucht ja nicht gerade welcher von Vierraden zu sein. Gewöhnlicher Uckermärkischer thut's auch. Wird mir die Kehle trocken, so erzähl' ich den Bauern von meinen Kriegsthaten und Abenteuern, daß ihnen Hören und Sehen vergeht, und verdiene mir so meinen freien Trunk.« In dieser Weise kamen die drei alten Leute friedfertig mit einander überein. Und der Heimgekehrte behauptet, wie wir hören, heute noch seinen Ruhesitz im Großvaterstuhle.

Auflösung des Räthsels in Nro. 51:
Kahlkopf.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 53. Donnerstag, den 1. Mai 1856.

Am Himmelfahrtstage.

Aufgefahren, heimgegangen
Ist das Heil und das Verlangen
Der Christenheit.
Freue dich heut:
C h r i s t ist erhoben
Und herrschet droben.

Ja ich möchte so gerne heute
Mich mit Lust und seliger Freude
Aufwärts schwingen
Und dankend singen —
Auf Bergen droben
Christ preisen und loben!

Daß meine Seele nach irdischem Lauf
Auch so getrost und so selig hinauf
Zum Himmel kann dringen,
Das lasse gelingen,
Daß, Christ, ich dich droben
Mög' ewiglich loben.

R. H . . n.

D e r R i n g.

(Fortsetzung.)

2.

Mehr als ein Jahr war seit der oben geschilderten Zusammenkunft in der Grotte der Waldjungfrau verflossen. Die beiden Liebenden waren getrennt. Der junge Mann war auf seines Vaters Wunsch nach Schweden gereist, um an Gustavs III. Hofe Glück und Ruhm zu gewinnen. Diese Trennung war sehr hart für Anna, da sie von ihm keine Nachrichten erhalten konnte. Aber sie verschloß den Schmerz über ihren Verlust still in ihre Brust, und mit dem vollen und kindlichen Vertrauen eines reinen Gemüthes, welches nichts Böses ahnt, sah sie froh und hoffend der Zukunft entgegen. Sie war selbst im Schmerze glücklich.

Es war an einem Sonntage gleich nach der Mittsommerzeit. Die ganze Natur prangte in ihrem schönsten Schmucke, und aus den offenen Fenstern des uralten Gotteshauses stieg der Lobgesang in Jubeltönen zum klaren Himmelsgewölbe empor. Es ward der Schlußgesang nach der Predigt gesungen. Bald darauf strömte die Menge aus der Kirche und wanderte davon oder blieb in einzelnen Gruppen stehen, um Bekannte zu grüßen und mit ihnen zu plaudern.

Neben einem Grabe mit einem einfachen schwarzen Kreuze sah man ein junges Mädchen allein stehen. Sinnend betrachtete sie die grüne Ruhestätte, an deren Rande alle Qualen der Erde gleich leeren Schatten verschwinden, und des Menschenherzens ungestüme Sehnsucht wie ein schwerer Traum entweicht. Es war Anna, die an ihres Vaters Grabe stand. Derjenige, welcher mit Unschuld und Frieden im Herzen das Leben und die Welt anschaut, der findet nichts Schreckliches in der dunklen Enge des Grabes, der leiht der Nacht des Todes der Liebe milden Sternenglanz.

Anna stand da und freute sich über das Gedeihen der Blumen, die sie auf den Grabhügel gepflanzt hatte.

Ganz in ihrer Nähe hatte sich eine Gruppe von drei Personen zusammengefunden, welche einander die Tagesneuigkeiten mittheilten.

Nun, habt Ihr gehört, daß die gnädige Herrschaft auf Munila nach Schweden hinüberreist? fragte eine alte Frau, welche das Wort zu führen schien. Ich war gestern dort mit dem Garn, welches ich gesponnen habe,

und da hörte ich davon. Sie hatten so viel mit Einpacken zu thun, daß sie sich gar nicht um mich bekümmerten.

Man sagte ja, der junge Herr Baron werde im nächsten Herbst heimkommen, entgegnete eine Andere.

Das kann wohl sein, meinte Jene, aber zuvor wird er sich in Stockholm mit einem sehr reichen und vornehmen Fräulein verheirathen, wie mir die Haushälterin auf Munila sagte. Die alte Herrschaft will jetzt zu seiner Hochzeit nach Stockholm reisen. Ich hab' auch den Namen seiner Braut gewußt; Mejer... Meijerfeld oder der Art lautete er.

Ein leiser Angstschrei zog in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der Sprechenden von dem Gegenstand ihrer Unterhaltung ab. Anna lag bewußtlos auf ihres Vaters Grabe. Die Meisten hatten bereits den Kirchhof verlassen, sonst würde dieser Vorfall großes Aufsehen gemacht haben; so aber waren nur jene Drei Zeugen desselben.

Nach einigen Minuten kam Anna wieder zur Besinnung. Sie schaute starr umher, gleich als ob sie sich in's Gedächtniß zurückrufen wolle, was vorgegangen sei, und einige Augenblicke darauf stand die entsetzliche Kunde wieder klar vor ihrer Seele. Ein heftiger Schauder machte ihren ganzen Körper erzittern. Die drei Frauen wähnten, sie sei von einer Krankheit befallen worden, und wollten sie nach Hause geleiten, allein Anna raffte all' ihre Kräfte zusammen, erhob sich und bat Jene, sie zu verlassen, sie fühle sich wieder vollkommen wohl.

Bleich und mit gebrochenem Herzen wankte sie heim. Der liebliche Frühling ihres Herzens war in schaurigen Winter verwandelt; all' die holden Blüthen desselben waren verwelkt; ein kalter düsterer Nebel senkte sich auf ihr Gemüth hernieder, in welchem bis dahin nur Licht und Freude geherrscht hatten. Es gibt Seelen, welche gleichsam durch unzählbare kleine Wurzelfäden mit dem Leben und der Welt zusammenhängen. Diesen kommt es nicht so gar viel darauf an, ob einer oder der andere dieser Fäden reißt, sie besitzen noch andere, durch welche sie hinreichende Nahrung zu ihrer Existenz einsaugen. Dieselben gehören zu jener Art von Gewächsen, welche man verstümmeln kann und welche trotzdem zu vegetiren fortfahren. Aber wenn das einzige Band reißt, mit welchem das Herz sich an's Leben gefesselt hat, wenn die Wurzel des innersten Daseins versehrt ist, da welkt Blatt auf Blatt an des Herzens herrlicher Purpurblume.

Mit ihrem ganzen inneren Leben hatte Anna, das einfache, unschuldsvolle Naturkind, sich ihrer Liebe hingegeben; sie kannte kein anderes Ziel als diese; auf diese richteten sich alle ihre Gedanken und Gefühle, nur durch diese sah sie das Leben und die Welt, nur durch diese erhielten die letzteren Bedeutung für sie. Wie hätte da nicht Alles, Alles welken und vergehen sollen, nachdem der giftige Stachel die einzige, die innerste Wurzel ihres Seelenlebens getroffen hatte!

Still und bleich langte Anna daheim an. Auf die zärtlichen Fragen ihrer Mutter erwiderte sie nur, daß sie sich nicht ganz wohl befinde, daß es aber bald besser mit ihr werden werde. Es gibt Schmerzen, welche das Licht fliehen, welche gleich dem tödtlich getroffenen Seevogel in die Tiefe tauchen, um dort zu verbluten. Der schwer verletzten Anna widerstrebte jede Mittheilung und sogar die zärtliche Theilnahme einer Mutter verschmähte sie. Der Schlag hatte zu tief getroffen, als daß er hätte geheilt werden können.

Der Abend nahte in hehrer Ruhe. Wer hat irgend einmal einen schönen Sonntagabend auf dem Lande erlebt, einen Sonntagabend, wo die ganze Natur an der stillen Andacht Theil zu nehmen scheint, die sich der unruhvollen Gemüther der Menschen bemächtigt hat, wo jeder das Laub durchrauschende Windhauch von heiligem Frieden zu reden scheint, und wo der Sonne mildes Licht auf der Erde ruht wie ein Abglanz von des Ewigen Wohlgefallen: wer hat einen solchen Sonntagabend erlebt und trägt nicht in seiner Seele die Erinnerung an denselben? Ein solcher friedevoller Abend lag über der Gegend, welche der Schauplatz dieser Erzählung ist.

In der Grotte der Waldjungfrau, wo die leichten Schatten des Abends in ihren wallenden dunklen Schleiern tanzten, saß Anna regungslos und bleich. Ihr Ohr war geschlossen für die lieblichen Lieder, welche die Waldvögel, die sich auf den Zweigen wiegten, anstimmten; ihr starrer Blick glitt achtlos an all' den reizenden Naturschönheiten hin, die sie einst entzückt hatten.

Ewig treu — ewig! flüsterte sie leise vor sich hin. So sagte er — — ach, wie oft sagte er es nicht! Ich war so glücklich — und nun — — nun liebt er eine Andere! Gott! wie ist es möglich! — Ja, er hat mich verstoßen — ich Arme hatte ihm ja auch nur ein Herz zu schenken! Das war nicht genug — ich seh' es jetzt ein. Und doch, warum sollte er das Einzige nehmen, was ich besitze, und mir Nichts, Nichts wieder geben?! Alles, Alles hat er mir genommen außer dem düstren Gedanken, welcher Leben genannt wird, dem grausigen Vermögen zu empfinden — dies Nichts ist mir geblieben!

Mit gefalteten Händen und starr gen Himmel gerichteten Blicken überließ sie sich ihrer Verzweiflung. Die Sonne sank immer tiefer und tiefer, und die Schatten wurden immer länger und länger. Endlich erhob sie sich und ging mit leisen, wankenden Schritten hinab zum Stromufer. Hier blieb sie einen Augenblick stehen, schaute auf zum Himmel und streckte die Arme aus; die bleichen Lippen bewegten sich wie zu einem Gebete. Dann preßte sie beide Hände vor das Antlitz und im nächsten Augenblick verschwand ihre Gestalt in den dumpf aufrauschenden Wogen.

Der Abendwind sauste klagend durch den dunklen Hain, und der Drossel letzte melancholische Töne verhallten in den dämmernden Lüften.

(Schluß folgt)

Das Urbild zu Schillers „Räubern".

Ein im Jahr 1775 in Haug's „Schwäbischem Museum" erschienener Artikel: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens," enthält eine Erzählung, auf die, wie E. Boas in seiner Schrift: „Schillers Jugendjahre" mittheilt, Schiller von seinem Freunde Hoven aufmerksam gemacht wurde, und die den Stoff zu seinen „Räubern" bildete. Diese Erzählung lautet: „Ein B....... Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärm des Hofes vorzog, hatte zwei Söhne von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm war fromm, wenigstens betete er, so oft man es haben wollte, war streng gegen sich selbst und gegen Andere, wenn sie nicht gut handelten, war der gehorsamste Sohn seines Vaters, der emsigste Schüler seines Hofmeisters, der ein Zelot war, und ein misanthropischer Verehrer der Ordnung und Oeconomie. Karl hingegen war völlig das Gegentheil seines Bruders. Er war offen, ohne Verstellung, voll Feuer, lustig, zuweilen unfleißig, machte seinen Eltern und seinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß und empfahl sich durchaus mit gar Nichts, als mit seinem Kopf und seinem Herz. Dies machte ihn zwar zum Liebling des Hausgesindes und des ganzen Dorfes, seine Laster aber schwärzten ihn an in den Augen seines katonischen Bruders und seines zelotischen Lehrmeisters, der oft vor Unmuth über Karls Muthwillen fast in der Galle erstickte. Beide Brüder kamen auf das Gymnasium nach B......., und ihr Charakter blieb sich gleich. Wilhelm erhielt das Lob eines strengen Verehrers des Fleißes und der Tugend, und Karl das Zeugniß eines leichtsinnigen hüpfenden Jünglings. Wilhelms strenge Sitten litten auch auf der Universität keine Abänderung, aber Karls heftiges Temperament ward vom Strom ergriffen und zu manchem Laster hingerissen. Er ward ein Anbeter der Cythere und ein Schüler des Anakreon. Wein und Liebe waren seine liebste Beschäftigung, und von der Wissenschaft nahm er nur so viel mit, als er flüchtig erhaschen konnte. Kurz, er war eine von den weichen Seelen, welche der Sinnlichkeit immer offen stehen und über jeden Anblick des Schönen in platonisches Entzücken gerathen. Der strenge Wilhelm bestrafte ihn, schrieb seine Laster nach Hause und zog ihm Verweise und Drohungen zu. Aber Karl war noch zu flüchtig, wie eine Moral zu leben, und seine Verschwendung und übermäßige Gutheit gegen arme Studirende versenkte ihn in Schulden, die so hoch anschwollen, daß sie nicht mehr verborgen werden konnten. Dazu kam noch ein unglückliches Duell, das ihm die Gunst seines Vaters entzog und ihn in die Verlegenheit setzte, bei Nacht und Nebel die Akademie zu verlassen. Die ganze Welt lag nun offen für ihn und kam ihm wie eine Einöde vor, wo er weder Unterhalt noch Ruhe fand. Der Lärm der Trommel schreckte ihn von seinen Betrachtungen auf, und er folgte der Fahne des Mars. Er ward ein Preuße, und die Schnelligkeit, womit Friedrich sein Heer von einem Wunder zum

andern fortriß, ließ ihm nicht Zeit, Betrachtungen über sich selber anzustellen. Karl that immer brav und wurde in der Schlacht bei Freiberg verwundet. Er kam in ein Lazareth; ein Extract des menschlichen Elends schwebte hier immer vor seinen Augen. Das Aechzen der Kranken, das Röcheln der Sterbenden und der brennende Schmerz seiner eigenen Wunde zerrissen sein zärtliches Herz, und der Geist Karls richtete sich auf, sah mit ernstem Unmuth auf seine Laster herab, verfluchte sie, und dieser Karl entschloß sich, tugendhaft und weise zu werden. Er hatte sich kaum etwas erholt, so schrieb er den zärtlichsten Brief an seinen Vater und bemühte sich, durch das offene Geständniß seiner Laster, durch das traurige Gemälde seines Unglücks, durch Reue und ernste Gelübde die väterliche Vergebung zu erweinen. Umsonst! der strenge Wilhelm unterschob seinen Brief und Karl erhielt keine Antwort. Es ward Friede, und das Regiment, worunter Karl stand, wurde abgedankt. Ein neuer Donner in Karls Herz! Doch ohne sich lange der unbarmherzigen Welt zu überlassen, entschloß er sich zu arbeiten. Er vertauschte seine Montur mit einem Kittel und trat bei einem Bauer, anderthalb Stunden von dem Rittersitz seines Vaters, als Knecht in Dienste. Hier widmete er sich mit so vielem Fleiße dem Feldbau und der Oeconomie, daß er das Muster eines fleißigen Arbeiters war. In müßigen Stunden unterrichtete er die Kinder seines Bauers mit dem besten Erfolg. Sein gutes Herz und seine Geschicklichkeit machten ihn zum Lieblinge des ganzen Dorfes. Ja, er wurde unter dem Namen des guten Hansen auch seinem Vater bekannt, mit welchem er oft unerkannt sprach und mit Beifall belohnt wurde.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Ein Aergerniß ist nur, wo man es nimmt, gegeben;
Dir vorgeworfnes brauchst du ja nicht aufzuheben.

Dein Vater liebte dich, und deine Mutter! Lohne
Mit deinem Leben sie und einer Ehrenkrone.

Verschiedenes.

Im Monate April 1809 hatte der Marschall Lannes beim Angriff auf Regensburg nach einem hartnäckigen Gefechte sich endlich zum Meister der Stadt gemacht, als ein Officier vom Stabe, obgleich tödtlich verwundet, mit der ganzen Schnelligkeit seines Pferdes auf dem Hügel anlangte, auf welchem Napoleon, von seinen Officieren umgeben, sich befand. Er sitzt ab und sich kaum zu halten vermögend, kommt er blaß und die Uniform mit Blut bedeckt zum Kaiser. „Sire!“ ruft er mit begeistertem Tone aus, „Regensburg ist unser! Sehen Sie unsere Fahnen auf den Mauern der Stadt wehen! Sire, sehen Sie Ihre Adler! ... —“ Sie sind verwundet, mein Herr?“ unterbricht ihn der Kaiser. — „Nein, Sire, ich bin getödtet,“ antwortet der heldenmüthige Bote. — Und dieses bewundernswürdige Wort aussprechend, sinkt er todt zur Erde.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

„In meinem Fache war der Erste ich,
Der Erste, den die Welt gekannt;
Ich war der Erste; glaub' es sicherlich —
Und werde rühmend stets genannt.“

4. 1. 2. 5.

„„Ich gab dem Vor'gen oft von meinem Geist,
Ich war's, der Großes ihn gelehrt;
Ja ich, ein Gott, der alle Welt umkreist,
War bei den Alten hochgeehrt!
In 5 2 1 und 4,
Da galt ich einstens viel;
Doch jetzt, bei Wein und Bier,
Hab' ich ein ander Ziel.
Ich bin zwar noch 3 4 5 6, wie dort,
Doch komm' als Gott ich heute nimmer fort.““

1. 2. 3. 4. 5. 6.

„Von mir spricht 4 1 2 und 5 mit Lust,
Es habe Großes mich gelehrt;
Doch And'res hob auch oftmals meine Brust:
Hab' auch den wahren Gott geehrt!
Ja Schönes, Edles, Hehres ließ ich blühen
In himmlischreinen Engelsharmonieen.“

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 54. Samstag, den 3. Mai **1856.**

An den Mai.

Bist du endlich, holder Mai,
Wieder eingezogen? —
Mach' uns auch von Sorgen frei,
Bleib' uns hübsch gewogen!
Regen bring' und Sonnenschein
Ohne frost'ge Grille!
Gutes Korn und guten Wein
Gibt es dann in Fülle.

Mach' kein grämliches Gesicht
Hinter dunkler Wolke,
Uebe ehrlich deine Pflicht
Auch beim Pfälzer Volke!
Manches Jahr schon war nicht so,
Wie's hätt' werden sollen,
Darum mach' jetzt wieder froh
Alle, die dir grollen!

Wenn ich wäre so wie du,
Müßt' sich Alles freuen,
Wollte ohne Rast und Ruh'
Segen niederstreuen;
Aber manchmal knurrst du noch
Wie ein alter Kater, —
Weiß schon, Freundchen, ist ja doch
Herr April dein Vater.

Wenn nur recht in heit'rer Luft
Deine Kinder prangen,
Juni, Juli und August,
Mit den ros'gen Wangen;
Wenn der Herbst nur, traubenschwer,
Wärmer stets und fleiß'ger,
Sechsundvierz'ger bringt daher
Oder Vierunddreiß'ger!

Alle Winzer werden dann
Dir ein Loblied singen,
Fang' es d'rum manierlich an,
Daß es kann gelingen;
Gib recht warmen Sonnenschein,
Würz'gen Maienregen,
Und — natürlich — obendrein
Gottes Schutz und Segen!

Nun, Freund Mai, so sei gegrüßt
Recht aus Herzensgrunde!
Mach', daß Alles keimt und sprießt
Auf dem Erdenrunde!
Während deines Aufenthalts
Kannst du viel beginnen, —
Doch vor Allem schirm' die Pfalz,
Und auch uns darinnen! —

Der Ring.

(Schluß.)

3.

Zwei Jahre waren vergangen. Der alte Baron Rehnhjelm auf Munila war zu seinen Vätern versammelt und in der herrschaftlichen Familiengruft beigesetzt worden. Der junge Capitän Rehnhjelm hatte als der einzige Erbe das Gut Munila in Besitz genommen und lebte dort fröhlich mit seiner jungen Gattin.

An einem schönen Herbstmorgen saßen zwei Männer in einem der Säle des Schlosses am Frühstückstisch und ließen sich die aufgetragenen feinen Gerichte vortrefflich schmecken. Der Eine war der Capitän Rehnhjelm und der Andere dessen Schwager, ein junger lebenslustiger Mann, der von Stockholm herübergekommen war, um seine Schwester zu besuchen.

Wie ist es doch so still und friedlich hier auf dem Lande! sagte der Capitän; fern von

den geräuschvollen, leeren Zerstreuungen, die bis dahin unsere Freude gebildet haben, befinde ich mich hier unendlich glücklich. Hier wollen wir wie im Paradiese leben. Dies Glas sei dem Glück und der Wonne des Landlebens dargebracht!

Die beiden Männer ließen die mit funkelndem Wein gefüllten Gläser zusammenklingen.

In diesem Augenblick trat eine Dame in den Saal. Es war die Gattin des Capitäns.

Es ist ja ganz erschrecklich, wie das Essen und Trinken euch in Anspruch nimmt! sagte die reizende junge Frau, indem sie sich dem Tische näherte und die Hand auf ihres Gatten Schulter legte.

Wir lassen das Glück und die Seligkeit leben, welche das Schicksal mir gewährt, versetzte der Capitän; und da mir dies Glück hauptsächlich durch dich zu Theil geworden ist, meine Therese, so nehme ich mir die Ehre, einen Toast auf dich auszubringen!

Du bist wirklich ein Wunder unter den Männern, daß du nach zweijähriger Ehe noch artig und entzückt bist! rief der Schwager Karl lachend.

Deßwegen halt' ich auch so viel von ihm, lieber Bruder, entgegnete die junge Frau. Und das Glück ist ihm in kleinen wie in großen Dingen günstig, das ist gewißlich wahr. Es ist, als ob alle Güter der Erde nach diesem Schlosse hinströmten. Erst gestern hab' ich ein solches Beispiel erlebt. Als die Köchin gestern Morgen Fische ausnahm, fand sie in einem derselben diesen Ring.

Bei diesen Worten reichte sie ihrem Gatten einen goldenen Ring mit einem kleinen Stein.

Aber kaum hatte der Capitän einen Blick auf den Ring geworfen, als er bestürzt zurückfuhr und bleich ward wie der Tod. Es war der Ring, welchen er Anna in der Abschiedsstunde gegeben hatte.

Was ist dir? fragte die junge Frau erschrocken. Der Capitän starrte regungslos auf den Ring, ohne ein Wort zu erwidern.

Um Gotteswillen, was bedeutet dies? rief Jene mit steigender Angst.

Ah — es ist Nichts — — ein leichter Schwindel, der in freier Luft vergehen wird, versetzte der Capitän mit erzwungener Heiterkeit. Komm, Karl, laß uns auf die Jagd gehen, wie wir uns vorgenommen haben!

Die beiden Herren eilten davon.

Der jungen Frau hatte sich eine gewisse Unruhe bemächtigt, sie wußte nicht warum. Sie fühlte sich so verlassen und harrte ängstlich der Rückkehr Jener. Sie schaute fortwährend auf den Weg hinaus, in der Hoffnung, die beiden Jäger zu erblicken. Ihr Hoffen und Harren war vergeblich.

Endlich vermochte sie es im Schlosse nicht länger auszuhalten; sie nahm ihren Hut und wanderte den Jägern eine Strecke entgegen.

Es war ein herrlicher Abend. Sie setzte sich auf einen Hügel am Wege und genoß das wundersame Schauspiel eines nordischen Sonnenuntergangs.

Da gewahrte sie plötzlich in der Ferne auf dem Wege einige Personen, welche Etwas zu tragen schienen. Der Zug schritt still und langsam vorwärts. Die junge Frau glaubte ihren Bruder unter den Personen zu erkennen. Raschen Schrittes eilte sie in's Thal hinab.

Ein schrecklicher Anblick bot sich ihr dar. Auf einer Bahre von Zweigen lag der schwerverwundete, sterbende Capitän Rehnhjelm. Bei ihrer Ankunft setzte man schweigend die Tragbahre nieder. Eine herzzerreißende Scene folgte.

Ach, mir ahnte es! seufzte der Verwundete. Gräme dich nicht, guter Karl — es mußte so kommen! Deine Schuld ist es nicht, daß die Kugel fehlging und mich traf — die Vorsehung hat mich strafen wollen. O Gott! ich . . . ich fühle . . . daß . . . es bald . . . mit mir zu Ende geht! stieß er sterbend hervor.

„Wie konnt'st du vergessen so bald dein Lieb,
Verrathen das treuste Herz?
Doch bringt man dir wieder dein Goldringlein,
So fühlst du des Todes Schmerz!"

Es war die irrsinnige Brita, welche ihr klagendes Lied singend vorüberwanderte.

Einige Tage später ruhte der Capitän Rehnhjelm an seines Vaters Seite in der Familiengruft.

Das Urbild zu Schillers „Räubern".

(Schluß.)

Einstmals war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beschäftigt. Plötzlich hörte er von fern ein dumpfes Geräusch. Er schlich

mit dem Holzbeil in der Hand hinzu — und welch ein Anblick! sah seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon im Blute liegen und bereits den Mordstahl auf der Brust seines Vaters blinken. Kindlicher Enthusiasmus entflammte jetzt unsern Karl. Er stürzte wüthend unter die Mörder hinein, und sein Beil arbeitete mit einem so guten Erfolge, daß er drei Mörder erlegte und den vierten gefangen nahm. Er setzte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutsche und fuhr mit ihm seinem Rittersitze zu. — „Wer ist mein Engel?“ sagte der Vater, als er die Augen aufschlug. — „Kein Engel,“ erwiderte Hans, „sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist.“ — „Welcher Edelmuth unter einem Zwilchkittel! Aber sage mir, Hans, hast du die Mörder alle getödtet?“ — „Nein, gnädiger Herr, einer ist noch am Leben.“ — „Lass' ihn herkommen.“ — Der entlarvte Mörder kommt, stürzt zu den Füßen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade und spricht schluchzend: „Ach, gnädiger Herr, nicht ich! ein Anderer! Ach, dürft' ich hier ewig verstummen! Ein Anderer!“ — „So donnere den verfluchten Anderen heraus!“ sprach der Edelmann. „Wer ist denn der Mitschuldige dieses Mordes?“ — „Ach, ich muß es sagen: der Junker Wilhelm! Sie lebten ihm zu lange, und er wollte sich auf diese verfluchte Weise in den Besitz Ihres Vermögens setzen. Ja, gnädiger Herr, Ihr Mörder ist Wilhelm!“ — „Wilhelm?“ sagte der Vater mit dumpfem Tone, schlug die Augen zu und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie die Bildsäule des Entsetzens vor dem Bette seines Vaters stehen. Nach einigen Augenblicken dieser schrecklichen Unempfindlichkeit erhob der Vater die brechenden Augen und schrie im Tone der Verzweiflung: „Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? Ha, jene scheußliche Furie, mit Schlangen umwunden, ist mein Sohn — die Hölle nenne seinen Namen! Und jener Jüngling mit Rosenwangen und dem fühlenden Herzen ist mein Sohn Karl, ein Opfer seiner Leidenschaften, dem Elend preisgegeben, lebt vielleicht nicht mehr!“ — „Ja, er lebt noch!“ schrie Hans, dessen Empfindungen alle Dämme durchbrachen. „Er lebt noch und krümmt sich hier vor den Füßen des besten Vaters. Ach, kennen Sie mich nicht? Meine Laster haben mich der Ehre beraubt, Ihr Sohn zu sein! Aber kann Reue, können Thränen“ — — Hier sprang der Vater aus seinem Bette, hob seinen Sohn von der Erde auf, schloß ihn in seine zitternden Arme, und Beide verstummten. Dies ist die Pause der heftigsten Leidenschaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftreten zu lassen. „Mein Sohn, mein Karl ist also mein Schutzengel?“ sagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirn des Sohnes herab. „Schlag deine Augen auf, Karl! Siehe deinen Vater Freudenthränen weinen!“ Aber Karl stammelte Nichts, als: „Bester Vater!“ und blieb an seinem Busen liegen. Nachdem der Sturm der Leidenschaft vorüber war, erzählte Karl dem Vater seine Geschichte, und Beide überließen sich alsdann der Freude, einander wiedergefunden zu haben. — „Du bist mein Erbe,“ sagte der Vater, „und Wilhelm, diese Brut der Hölle, will ich heute noch dem Arme der Justiz überliefern.“ — „Ach, Vater,“ sagte hierauf Karl, indem er sich auf's Neue zu den Füßen des Vaters warf, „vergeben Sie Ihrem Sohne! Vergeben Sie meinem Bruder!“ — „O, welche Güte des Herzens!“ rief der entzückte Vater aus. „Deinem Verleumder, der, wie ich erst kürzlich in seinem Schreibpulte fand, deine Briefe vor mir verbarg, diesem Ungeheuer, der in sein eigenes Blut wühlte, kannst du vergeben? Nein, das ist zu viel! Doch will ich den Bösewicht den Bissen seines Gewissens preisgeben. Er soll mir aus den Augen und seinen Unterhalt deiner Güte zu danken haben.“ — Karl kündigte seinem Bruder dieses Urtheil mit den sanftmüthigsten Ausdrücken an und machte ihm zugleich einen hinlänglichen Unterhalt aus. Wilhelm entfernte sich, ohne viel Reue zu äußern, und wohnt seit der Zeit in einer angesehenen Stadt, wo er und sein Hofmeister das Haupt einer Secte sind, die man die Secte der Zeloten heißt. Karl aber wohnt noch bei seinem Vater und ist die Freude seines Lebens und die Wollust seiner künftigen Unterthanen.“

Ida Pfeiffer aus Wien als Reisende.

Welcher Energie und Ausdauer auch das weibliche Geschlecht zuweilen fähig sei, beweist das Leben der Schriftstellerin Ida Pfeiffer. Sie, die kleine, schwächliche, unansehnliche und bejahrte Frau hat ohne Begleitung in den fernsten Ländern unter Mühen und Entbehrungen so großartige Reisen gemacht, daß sie den kühnsten Männern an die Seite gestellt werden kann. Vor ungefähr fünfzehn Jahren, nachdem ihre Kinder herangewachsen und selbstständig nicht weiter der mütterlichen Pflege bedurften, vermochte sie nicht länger der drängenden Sehnsucht zu widerstehen, die Welt zu sehen, und sie trat die erste Reise in das heilige Land an. Was sie auf dieser Reise erlebt, gab sie in einem Reisewerk heraus und verschaffte sich dadurch die Mittel, ihrer Reiselust noch weiter zu folgen. Dänemark, Norwegen, Schweden und Island waren ihr nächstes Ziel. Von dort zurückgekehrt, wagte sie eine „Frauenfahrt um die Welt.“ Brasilien, Chili, Tahite, Ostindien, Persien und China wurden von der kühnen Frau besucht, und über Persien und Kleinasien kehrte sie in die Heimath zurück.

Im Mai 1851 unternimmt sie, nicht geschreckt durch die Mühsale der ersten, eine zweite Weltreise. Auch von dieser ist sie wohlbehalten in das Vaterland zurückgekehrt; was sie erlebt, hat sie der Welt in 4 Bänden vorgelegt.

Auf dieser Reise war sie von London nach der Capstadt gesegelt, dann nach Singapore, Borneo, Java, Sumatra, Celebes, nach den Molukken; von Batavia schifft sie sich nach Californien ein und von da nach den mittel- und südamerikanischen Freistaaten Ecuador und Peru; über den Isthmus von Panama geht sie nach den Vereinigten Staaten und von dort nach Europa zurück.

Das Interessanteste ihrer Mittheilungen sind ihre Erlebnisse unter den freien wilden Stämmen auf den ostindischen Inseln.

Doch die Erzählung würde zu weit führen; wir müssen daher auf das Buch der seltenen muthigen Frau selbst verweisen.

Verschiedenes.

(Wahre Freundschaft.) Ein unglücklicher junger Franzose Namens G., dessen Finanzen stets in Unordnung sind, der sich aber sehr geschickt durch Anschläge auf die Börsen seiner Freunde zu helfen weiß, besuchte eines Tages seinen Freund About, für dessen Börse er eine besondere Vorliebe zu hegen schien, da ihr Eigenthümer gewöhnlich bereit war, ihm gefällig zu sein, ohne hernach den Schuldner allzu unhöflich zu drängen. „Guten Tag, Herzensfreund!“ hebt G. halb athemlos an; „verzeih', wenn ich Dich störe; ich komme nur, um zehn Louisd'or von Dir zu entlehnen!“ — „Aber ich habe keine zu verborgen,“ erwidert About. — „Freund, ich muß zehn Louisd'or haben!“ ruft G. — „Und ich sage Dir, Freund, ich habe kein Geld zum Wegborgen!“ — „Dann bleibt mir nur ein einziger fürchterlicher Ausweg!“ ruft G. tragisch aus. — „Nun? Und der wäre?“ fragt About. — „Ich werde in die Seine springen!“ — „Bah, G., sei kein Narr! Das wirst Du wohl bleiben lassen. Die Seine ist ja total zugefroren!“ — „Thut Nichts, mir bleibt keine andre Wahl!“ — „Nun denn, Freundchen, wenn es mit Dir so weit gekommen ist,“ sagt About theilnehmend, „so soll mir wenigstens Niemand nachsagen, daß ich Dir einen letzten Dienst verweigert habe!....“ — „Ach, mein wahrster, bester Freund! Du wolltest also wirklich?....“ rief G., welcher bereits den Andern durch seine Drohung erweicht zu haben glaubte. — „Hier sind zwei Franken,“ sagte About, „damit Du Dir wenigstens durch Jemanden das Eis aufhacken lassen kannst!“

Herr (bei Tische). Nun — wo bleibt der Schöpfenschlägel? — Magd. Cules hot fressen. — Herr. Cules? — Magd. Ja, Cules. — Herr. Wer ist Cules? — Magd. Ihniges Hund. — Herr. Der heißt ja Herkules. — Magd. A was, wer ich nit zu solchene Mistvich a noch Herr sagen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 53:

Mozart. Amor. Roma. Zart.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 55. Dienstag, den 6. Mai 1856.

Vier Neujahrs-Abende.

Von Paula Herbst.

Erster Abend.

Vor den Thoren der Residenz lag einsam und isolirt ein mit vieler Kunst und Sorgfalt angelegter und mit großem Fleiß gepflegter Ziergarten, umgeben mit einer Planke; das Eingangsportal war ein bescheidenes Gatterthor. In der Mitte des Gartens war das geräumige Wohnhaus des Gärtners erbaut, an welches sich auf der einen Seite die Treib- und Gewächshäuser, auf der andern die Schuppen zur Aufbewahrung der Gartengeräthschaften anschlossen.

Das Haus mochte sich im Sommer mit seiner Umgebung und seinen grünbezogenen Wänden ganz gut ausnehmen; jetzt aber, wo Alles mit Schnee bedeckt war, sah es bloß still und friedlich aus, und besonders diesen Abend lag die stille Feier eines Sabbathabends darüber.

In der viereckigen Stube mit den kleinen Fenstern, welche fast das ganze Parterre einnahm und durch einen ungeheuern Kachelofen erwärmt ward, stand der große eichene Tisch, mit Tischzeug belegt, was mit dem Schnee draußen um die Weiße zu streiten schien. Das Zinngeschirr auf dem Tisch, sowie die Deckel der Bierkrüge, steinern und blau bemalt, von demselben Metall, blitzten wie Silber und bewiesen, daß die heimgegangene Hausfrau hinsichtlich der Ordnung und Accuratesse Nichts zu wünschen übrig gelassen und auch die alternde Dienerin gut geschult hatte, welche nach dem Tode der Frau die Präsidentin des Hauswesens war.

Der Häringssalat, das Lieblingsgericht des Sylvesterabends, Brod und was sonst zu der Abendmahlzeit einer Familie des wohlhabenden Bürgerstandes gehörte, war aufgetragen. Die Suppe stand noch im Ofen, und Susanne, die Magd, saß auf der kreideweißen Ofenbank als Hüterin derselben, zu ihren Füßen der alte Spitz, der, sehnlich auf sein Abendbrod wartend, jede ihrer Bewegungen beobachtete.

Die Magd, die personificirte Nettigkeit und Sauberkeit, hatte, während sie die Suppe kochte, Muße genug, die Stube zu überschauen und zu sehen, ob sie auch ihr Tagewerk redlich vollbracht hatte. Die Musterung fiel auch zu ihrer Zufriedenheit aus, denn das Himmelbett, geräumig genug, daß eine Familie darin hätte wohnen können, war hoch aufgebaut und ebenso wie das Sopha rein überzogen, die Verhänge des Bettes von braunem, weißgeblümten Patentkattun bis auf das feinste Fältchen geglättet, ebenso wie die an den Fenstern. Die Dielen und die rothen Steine, welche die nächste Umgebung des Ofens bildeten, waren rein gescheuert und mit weißem Sand bestreut. Das Geschirr auf den Simsen, sowie in dem Wandschränkchen, war alles spiegelblank. Das Spinnrad war in die Ecke gerückt, aber das letzte Bischen Flachs und das letzte Fädchen Garn herunter; die fleißige Spinnerin hatte aufgearbeitet, damit die Arbeit nicht halb vollendet mit in's neue Jahr genommen würde. Es war Alles zu ihrer Zufriedenheit beendet.

Vor dem Sopha, auf welchem der Hausherr, sein Mützchen auf dem Kopfe, mit reiner Wäsche angethan, sein Pfeifchen schmauchte und die blauen Rauchwolken nach dem Tacte der großen Wanduhr von sich blies, stand ein Tischchen, auf welchem die große Hauspostille aufgeschlagen lag.

Aber der Mann hatte keine Andacht zum Lesen, sondern hielt die Augen auf das gegen-

überliegende Fenster geheftet, an welchem Magdalena, seine einzige Tochter, ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren, stand.

Sie war des Vaters ganzes Ebenbild, hoch und schlank wie eine Königin; ihre Kleidung, Haltung, ihre Bewegungen, sowie der Ausdruck ihres Gesichts, in welchem Geist und Intelligenz vorherrschend waren, charakterisirten sie nicht als die Tochter des Hauses oder ein Kind dieser Umgebungen, sondern ließen vermuthen, daß irgend eine vornehme Mutter Grund gehabt habe, sie in dieses bescheidene Haus zu thun.

Dies war aber eine Täuschung, und der Grund derselben lag vielmehr nur darin, daß dies reich begabte Kind in einer fernen Pension gewesen und unter andern Menschen auch andere Sitten angenommen, einen andern Charakter und eine andere Richtung bekommen hatte.

Magdalene stand am Fenster, thauete mit ihrem heißen Athem das Eis von den Scheiben ab und schaute hinaus in die helle Winternacht, als wollte sie dem scheidenden Jahre Valet sagen, welches all ihr Glück, all ihre Wünsche, ja vielleicht auch ihre Ruhe unter seinen Trümmern begraben sollte.

Nachdem sie lange schweigend so gestanden, hob sie den Blick zum blauen Himmelsdome, an welchem Tausende von Sternen in seltener Klarheit flimmerten, als wollte sie von dort Antwort auf die Frage haben, ob wirklich Alles vorüber sei? ob ihr auch nicht ein schwacher Schimmer von Hoffnung bliebe?

Aber keine Antwort erfolgte, die Sterne wandelten kalt und ruhig ihre Bahn, gleichviel ob ein Herz oder tausende brächen.

Sie hörte und sah nicht, was um sie her vorging, und war entweder ganz mit sich selbst oder mit einem Andern beschäftigt, ihrer Umgebung schenkte sie keine Aufmerksamkeit. Ihr Vater dagegen wendete keinen Blick von ihr, ihm entging nicht, daß sie heute mehr als gewöhnlich litt, denn ihre Stirn war marmorbleich, den Körper durchflog dann und wann ein kalter Schauer, als wenn Frost ihn schüttelte, während Stirn, Hände und Lippen glüheten, und die letzteren, fest zusammengepreßt, die schönsten Zähne versteckten. Thränen rollten langsam die bleichen Wangen herab, endlich murmelte sie, die Hände wie zur Betheuerung über die Brust gekreuzt: „O Gott, könnte ich doch heute, wo das alte Jahr Abschied nimmt, auch aus dem Leben scheiden und neben meiner Mutter ruhen auf der Stelle, wo ich ihn zuerst sah, ihn, für den ich so gern den letzten Tropfen meines Herzbluts gäbe. Vater im Himmel, ist denn das Maß meines Leidens noch nicht voll? Warum kann nicht der Wendepunkt der Zeit auch der Wendepunkt meines Lebens sein? Wenn der heutige Tag zu Ende geht, ist ja alle Hoffnung dahin, und ich fühle, daß ich nicht die Kraft habe, dies zu tragen.“

Ihr Vater sprang auf, legte die Pfeife hastig weg, faßte die Tochter in seine Arme und sagte, während er die Thränen, seltene Gäste auf den rothen, von der Sonne gebräunten Wangen, in ihrem seidenweichen, schwarzen Haar trocknete: „Magdalene, brich mir nicht das Herz durch solche Reden, sei ruhig, mein Engel, mein Kind. Noch ist nicht Alles verloren, und sollte es der Fall sein, so mußt Du Dich in das Unvermeidliche fügen. Es bleibt Dir ja die Liebe Deines Vaters, der Alles thun wird, um Dich zu erheitern, zu zerstreuen, und gegen den Du stets Dein Herz ausschütten kannst. Doch — da schlägt es Sieben, die Stunde des Essens, komm auf Dein Zimmer; wir bedürfen der Speise nicht, aber die Burschen müssen ihre Ordnung haben. Rufe sie, Susanne, damit sie nicht hungern müssen und ein Jeder den Sylvester nach seiner Art feiern kann.“

(Fortsetzung folgt.)

---

† Eisen und Stahl.

Gold, nach dem die Menschen hungern und dürsten, als ob sie's essen und trinken könnten, ist zwar edler als Silber, und Silber edler als Eisen, aber das Eisen ist gleichwohl das nützlichste von Allem, was wir aus dem Schooß der Erde graben. Tausend- ja millionenfältig ist seine Anwendung. Jeder braucht es. Mühsam wird es aus der Tiefe an das Licht gebracht, und mühsam zum Nutzen umgeschaffen, und es war nicht die letzte der Künste, die es erfunden. Aber wie hat sich die Kunst, dieses harte Metall zu bereiten, vervollkommnet von der Zeit, als Thubalkain ein Meister in

Erz war, bis zu den neuesten Vervollkommnungen unserer Tage! Die allgemeine Bedeutung dieser Kunst wird es rechtfertigen, wenn Nachstehendes auch in diesen Blättern einen Platz findet.

Bei Charleroi soll von Franzosen eine Eisenhütte nach einem neuen System angelegt werden, wobei namentlich ein neues, höchst interessantes Verfahren beobachtet werde, das Eisenerz ganz von fremden Stoffen zu sondern. Das gereinigte Erz wird mit einer Mischung von Kohle in 2 bis 3 Meter hohen cylindrischen Oefen ohne hohe Schornsteine verhüttet, und aus diesen wird direct Stabeisen und Stahl erblasen. — Chenot ist der Erfinder des neuen Verfahrens, und sein Mittel, das Eisenerz rein darzustellen, ist kein anderes, als die Wunderkraft, welche im Telegraphen die Gedanken im Nu durch die Welt trägt: die elektromagnetische Kraft.

Chenot führt die gehörig verkleinerten Erze auf ein Tuch ohne Ende unter einem elektromagnetischen Apparate, nämlich unter 3 bis 4 Reihen rotirender Kreise von Elektromagneten vorbei; die Magnete heben die Eisentheile auf, tragen sie bei der Rotation des Kreises mehrere Fuß vom Tuche weg, dort verlieren sie, indem die Leitung unterbrochen wird, die magnetische Kraft und lassen das Eisen fallen. Das Tuch führt die nicht magnetischen Theile weiter. — Die Erze werden dann mittelst eines Stromes von Kohlenoxydgas oder im Flammofen reducirt, und man braucht den so erhaltenen Eisenschwamm nur in Formen dem Druck einer kräftigen Presse auszusetzen und dann schweißwarm zu machen, um ihn wie gewöhnliche Luppenstücke oder Masseln ausschmieden zu können. Den gepreßten Eisenschwamm kann man auch sogleich in Stahl verwandeln (durch einfaches Eintauchen in Oel bei gewöhnlicher Temperatur). — Die Fabrik Chenots ist zu Clichy bei Paris; er behauptet, zur Darstellung von 1000 Kilo Eisenschwamm nur 700 Kilo Holzkohle zu bedürfen; mit weiteren 200 Kilo Kohlen und 1350 Kilo Schwamm gewinne er 1000 Kilo Luppeneisen. — Hiernach bedarf man also weder der Hochöfen und des Roheisens, noch des Puddelns und Frischens, um Schmiedeisen zu erzeugen, und eine Menge Arbeit und Brennmaterial wird erspart.

So schreitet die Vervollkommnung immer weiter vor. Deutschland möge nicht zurückbleiben und vorwärts schreiten, wie es bis jetzt geschehen! — Welchen Ruf die deutsche Gußstahlfabrikation im Ausland genießt, zeigt das Beispiel des Vicekönigs von Aegypten, welcher eine sehr bedeutende Bestellung von 12-pfündigen Gußstahl-Granatkanonen in der Krupp'schen Fabrik zu Essen bestellt haben soll, dessen Fabrikate bei der Industrie-Ausstellung zu Paris die Aufmerksamkeit der Kenner ganz besonders erregten und die verdiente Auszeichnung erhielten. — Gleichwohl concurriren in Deutschland die englischen Stahlfabricate noch immer mit den deutschen, was bei Mittelgut kaum zu begreifen ist; aber man wird bald von dem Vorurtheil abkommen, daß man um gleiche Preise bessere Stahlwaaren aus England als im Inland beziehen könne. Das Haupthinderniß ist wohl bei den Verbrauchenden zu suchen, bei denen das Prädicat "englisch" noch immer eine starke Empfehlung ist, kein Wunder also, daß auch "englisch" heißt, was ganz gut deutsch ist, und die Welt getäuscht wird. — (Mundus vult decipi.)

Landwirthschaftliches.

In Amerika zieht man die Kälber nicht mit Milch auf, sondern man hat ein weniger kostspieliges Mittel gefunden, das wir hier mittheilen, um Versuche der Landwirthe zu veranlassen. Nach Verlauf von drei Tagen trenne man das Kalb von der Mutter, stelle es in einen andern Stall und ernähre es mit einer Mischung aus 2/3 Hafer und 1/3 Gerste, welche zusammen zerstoßen und hernach durchgebeutelt worden sind. Morgens und Abends (besser auf jeden Fall drei Mal des Tages) gebe man jedem Kalb 1 Litre von diesem Mehle, nachdem man es eine Stunde lang in 12 Litres Wasser hat kochen und hernach bis zum Wärmegrade frisch gemolkener Milch hat abkühlen lassen. Nach 10 Tagen lege man etwas Heu in den Stall, und nach Verlauf von 2 Monaten gebe man Grünfutter.

Lebensphilosophie.

Träume der Jugend verscheucht die Vernunft; sie deutet die Muse;
Amor, der spielende, nur zaubert sie schöner zurück.

Mensch, genieße dein Leben, als müßtest morgen du wegggeh'n.
Schone dein Leben, als ob ewig du weiletest hier.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime des Göttlichen aus.

Verschiedenes.

(Gemiethete Väter und Mütter.) A. v. Sternberg erzählt aus Berlin: Am Meisten hat mir der Besuch der öffentlichen Tanzlokale für die niederen Volksklassen genützt. Sie glauben nicht, wie belustigend der Anblick hier ist, und wie belohnend die Forschungen, die man hier anstellt. So habe ich z. B. in diesen Tagen noch erfahren, daß man einen Vater, eine Mutter, eine Tante miethen kann! daß ein Vater mit einem Regenschirm fast um das Doppelte theurer ist, als ein Vater ohne Schirm, daß eine Mutter in einer seidenen Mantille und mit Handschuhen höher im Preise, als eine, die dieser Putzgegenstände entbehrt. Eine Anzahl junger Nätherinnen thut sich zusammen und miethet sich einen Vater, eine Mutter, und so geht der kleine Trupp auf den Ball, hinlänglich gegen den Stich der bösen Zungen geschützt. Es wird ausgemacht, was und wie viel die gemietheten Eltern an Erfrischungen bekommen sollen, gewöhnlich für den Abend einen Butterschnitt, eine Tasse Kaffee und eine Stange Bier. Mehr erhält eine »Mutter« nicht; ein Vater kann schon etwas unmäßiger sich geberden, denn er hat nebenbei die Pflicht, wenn ein Tumult entsteht, wenn es zum Kampfe kommt, die ihm anvertrauten Schönen aus dem Gewirre der Streitenden zu retten. Von den Nätherinnen abgesondert, treiben die Köchinnen ihr Wesen; sie sind schon mehr emancipirt, und ihre nächste Sorge geht dahin, sich eines jungen, rüstigen Tänzers zu versichern, der mit ihnen die Leiden und Freuden des Abends — für Bezahlung — theilt. Dazu finden sich aus der Garnison junge Soldaten die Menge.

»Lene«, fragte eine Dame ihre Köchin, »wer war denn der Mann, mit dem Du gestern Abend so lange unter dem Thorwege gesprochen hast?« — »Der? oh Madame, das war bloß mein ältester Bruder!« versetzte Lene mit sehr verlegenem Erröthen. — »Dein Bruder, Lene? Ich wußte ja gar nicht, daß Du noch einen Bruder hast! Wie heißt er denn?« — »Bastian Schwitzgäbele, Madame!« — »Wie? aber wie kommt es denn, daß er nicht Deinen Geschlechtsnamen führt?« — »Oh Madame.... sehen Sie, er ist halt schon ein Mal verheirathet gewesen!«

Räthsel.

Viel Dinge gibt es in der Welt,
Die wichtig wohl sich nennen;
Doch wär' gar Vieles schlecht bestellt,
Ohn' meine Hüll' zu kennen.

Arm nennt man mich ganz richtig wohl,
Bin doch der Reichen Stütze',
Hol' alles Geld von Pol zu Pol,
Bring' Krone Dem, Dem Mütze.

Bin Lenker zu Wasser und zu Land,
Durch Fluthen wie durch Klippen;
Ohn' mich erlahmt der Fürsten Hand,
Erfrischt kein Trunk die Lippen.

Durch mich ward ewig Krieg geführt,
Wem kann sonst Lob gebühren?
Und als nun ward der Fried' dictirt,
So mußt' auch ich mich rühren.

Ohn' mich kein Tanz, kein Harfenspiel,
Kein zärtliches Umarmen;
Und wär's des Elends noch so viel,
Du gäbst Nichts hin dem Armen.

Kennst du, Leser, das Ding noch nicht?
Ich sagt' dir's ja ganz deutlich.
Betracht' es nur bei hellem Licht,
So räthst du's unvermeidlich.

Dürkheim. A. W...

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 56. Donnerstag, den 8. Mai 1856.

Die Thräne.

Es klagte die Rebe am stützenden Pfahl,
Welch' Weh' ihr der Winzer bereitet;
Wie ach! sie verstümmelt sein grimmiger Stahl,
Sie aller der Ranken entkleidet.

Und Thräne auf Thräne den Wunden entquoll,
Die zahllos der Winzer geschlagen.
Das Herz ihr vor Wehmuth und Jammer so voll
Erstöhnte von Seufzern und Klagen.

Doch siehe! da lächelt' dem blutenden Maal
Gar huldvoll der Himmel entgegen;
Er sendet erbarmend den freundlichen Strahl,
Des trauernden Schützlings zu pflegen.

Dem wärmenden Strahle des Tages vertraut
Genefet die Rebe bald wieder;
Und nächtlich von kühlenden Schatten bethaut,
Erstarken die siechenden Glieder.

Wenn mächtig hienieden die dunkle Bahn
Bedränget ein feindlich Geschick;
Wenn nirgends erstrahlet dem irrenden Kahn
Der Hoffnung beseelender Blick;

Wenn schwer des Geschickes eiserne Wucht
Mit Jammer das Herz uns belastet;
Und rings auf der Tage eilenden Flucht
Des Schicksals Tücke nicht rastet;

Dann lenket der fromme, der duldende Christ
Die thränenden Blicke nach oben.
Des himmlischen Vaters er nimmer vergißt,
Trotz Schicksals Dräuen und Toben.

Und siehe! es gleitet der segnende Strahl
In's Herz des Dulders hernieder;
Und, wie dort die Rebe am stützenden Pfahl,
Genest und erstarkt es bald wieder.

Und wie nun die Rebe gar reichlich erblüht
Zur Fülle der süßesten Trauben,
So fühlet auch jetzt sein Herz sich durchglüht
Von Liebe und Hoffnung und Glauben.

Neustadt. Str.

Vier Neujahrs-Abende.

(Fortsetzung.)

Der Gärtner Winter zog seine Tochter fort, um sie nach ihrem Zimmer, im obern Stock gelegen, zu bringen.

Es war vielleicht das erste Mal, daß er unterließ, das Tischgebet zu sprechen und mit seinen Leuten zu essen, aber heute war er so consternirt, daß er nicht daran dachte, wie sehr seine Abwesenheit denselben auffallen mußte.

Magdalene folgte ihm willenlos und ließ sich von ihm auf das Sopha führen, wo er neben ihr Platz nahm, ihren Kopf an seine Brust legte, sie mit seiner harten Hand sanft streichelte und fragte:

„Warum bist Du aber gerade heute so ganz außer Dir, da doch Nichts vorgefallen ist, was Dir Deine Hoffnung benommen hätte?“

„Alfred hat mir gesagt,“ antwortete Magdalene, „daß ich nur geduldig ausharren sollte bis zum Sylvester. Wenn es ihm nicht eher möglich sei, wollte er Alles so leiten, daß an diesem Tage unsere Verlobung gefeiert werden sollte; er wollte mich abholen und mich seinen Eltern als die Auserwählte seines Herzens vorstellen, wenn er bei ihnen nicht auf Widerstand stieße. Seit dem Tage, wo er mir dies versprach, sind nun fünf Wochen vergangen, und er ist nicht wiedergekommen, hat auch Nichts von sich hören lassen. Ich glaubte, er wollte meine Treue prüfen, oder

es sei auf eine Ueberraschung abgesehen, und sah deßhalb diesem Tage mit ängstlicher Spannung entgegen; da nun aber auch heute nichts Besonderes geschehen ist, so ist Alles vorüber.«

Magdalene schwieg und ihr Haupt sank an des Vaters Brust.

»Mein Gott,« seufzte Winter, »ist es denn nicht genug, daß ich mein Weib begraben mußte, sollte denn auch von diesem Augenblicke an die Ruhe und das Glück meines einzigen Kindes dahin sein?«

Nach einer Pause tiefen Nachdenkens sprach er: »Herr, Deine Wege sind dunkel und unerforschlich. Dein Wille geschehe.«

Er zog sein Mützchen vom Kopfe, schloß die Hände seiner Tochter in die seinigen, faltete sie und ihre Klagen verhallten in einem leisen Gebet.

Nachdem er sich wieder gesammelt hatte und auch Magdalene ruhiger schien, hob er an: »Meine Tochter, Du bist ein starkes Mädchen und Du hast mehr Verstand, als man bei Deinen Jahren von Dir erwarten sollte. Da Du siehst, daß dieser Mensch Deiner nicht werth ist, so reiße sein Bild aus Deinem Herzen. Denke so wenig als möglich an ihn, bete und arbeite oder such Dich zu amüsiren. Gelingt Dir's, ihn zu vergessen, oder nur ruhiger zu werden, so haben wir gewonnen, denn was das Aeußere der Verhältnisse betrifft, so kannst Du vielleicht noch eine Heirath thun, die der jetzigen nicht viel nachsteht. Du bist jung, klug, hübsch, talentvoll und — was die Hauptsache ist — Du hast Geld. Ich habe ja mit Deiner seligen Mutter unser ganzes Leben hindurch gearbeitet und gespart, und zwar nur für Dich; ihr Eingebrachtes war, wie dies bei einer Müllerstochter gewöhnlich ist, bedeutend, und wir haben es nicht angerührt; dazu das schöne Geldchen, das Dein Großvater hinterließ und was auch in lauter Silberthalern noch unberührt in der Truhe ist; dies zusammengenommen ist am Ende auch bald so viel, als was der saubere Herr, den man allerdings für den Sohn eines Millionärs hält, der mir aber ein lockerer Zeisig zu sein scheint, besitzt. Dazu kommt noch, daß sein Vermögen in unsicheren Handelsgeschäften und gewagten Speculationen steckt, während das unsrige baar und in klingender Münze daliegt. Tröste Dich daher und sei vernünftig. Du hast nicht so viel verloren, wie Du glaubst.«

Während dieser ganzen Rede hatte Magdalene geschwiegen, als sie aber auch jetzt noch nicht sprach, fuhr ihr Vater fort:

»Oder soll ich Dich wieder zu unserm Vetter, dem Pastor, bringen, wo Du bald zehn Jahre gewesen bist und Dich so wohl befunden hast? So schwer es mir auch würde, mich von Dir zu trennen, so würde ich es doch gern thun, wenn ich durch dieses Opfer Ruhe und Frieden zurückerkaufen könnte. Ich hoffe das Beste von der Zeit, Deiner großen Jugend und der Entfernung von einem Orte, wo Dich Alles an ihn erinnern muß. Gib Dir alle Mühe, ihn zu vergessen, und es wird noch Alles gut werden.«

Die Worte: »ihn vergessen« drangen wie das Dröhnen lauter Glockenschläge in Magdalenens Ohr. Sie sprang auf und rief mit der ihr eigenen Heftigkeit: »Ich ihn vergessen? Nimmermehr kann ich das, niemals will ich das! — Wenn ich ihn nicht mein nennen soll, dann Adieu, Welt, dann Lebewohl, Vater. Ich kann, ich will nicht ohne ihn leben!«

Während dieser Rede war der bestürzte Vater aufgesprungen und lief in gänzlicher Rathlosigkeit im Zimmer auf und ab, als auf ein Mal die Thür aufgerissen ward und Alfred zu den Füßen Magdalenens stürzte.

Er hatte ihre Worte gehört, und wenn er noch an ihrer Liebe gezweifelt hätte, so hatte er die Gewißheit derselben erhalten. Er bedeckte die Hände der Geliebten mit Thränen und Küssen.

Der ruhige Vater stand dabei und schien gleich Lots Weib zur Salzsäule geworden zu sein; einen so schnellen Wechsel konnte er nicht fassen.

Als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, begann Alfred, sich zu ihm wendend: »Entschuldigen Sie mich, daß ich so ohne Umstände hereinstürzte und, den Ihnen schuldigen Respekt ganz aus den Augen setzend, bloß Magdalenen begrüße. Aber die Freude des Wiedersehens nach so langer Zeit, in welcher ich viel gelitten, so wie Ihr Gespräch, was ich vor der Thür hörte, verwirrten alle meine Sinne. Ich biete Ihnen jetzt einen recht herzlichen guten Abend und füge die dringende Bitte hinzu, mich so schnell als

möglich mit Magdalenen nach dem Hause meines Vaters zu begleiten und diesen Abend im Kreise meiner Familie zuzubringen.«

Vater Winter schien seine Sprache noch nicht wiedergefunden zu haben. Er sah den jungen Mann mit großen Augen an, ohne zu antworten.

»Mein Wagen hält vor dem Thore des Gartens,« fuhr Alfred fort. »Ich bitte Sie dringend, uns Ihren Segen, um den ich Sie schon früher gebeten habe, jetzt nicht zu versagen und uns dann zu meinen Eltern zu begleiten.«

Beide knieten vor ihm nieder; er legte seine Hände auf ihre Häupter und sagte gerührt: »Gott segne Sie so, wie ich Sie segne; der Geist ihrer seligen Mutter umschwebe sie; sie sei Ihr Kleinod, wie sie das meinige gewesen!«

Alfred versprach hoch und theuer, sie zu lieben und zu ehren, und drängte hierauf den Alten, ihm zu folgen, was aber der Papa nicht eher wollte, als bis er erfahren hätte, weßhalb Alfred so lange nicht gekommen war und seinem Liebling so viel Schmerz bereitet hatte.

Der junge Mann versprach es unterwegs zu erzählen, und nun wurde schnell Toilette gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wunderdoctor.

Eine Geschichte aus dem Fabrikleben unserer Zeit.

Von J. D. Walter.

„Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er kann,
Ist wohl ein guter Spruch, doch g'nügt er nicht dem Mann.
Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er soll,
Zu diesem ist das Maß der Mannestugend voll.
Das ist der Zauberbann, womit du Alles stillst:
Wolle nur, was du sollst, so kannst du, was du willst.“

Rückert, Weisheit des Brahmanen.

In Kissingen stand am Roulette ein blutjunger Mensch, den man um seiner fein geschnittenen Gesichtszüge willen für braver Leute Kind zu halten geneigt war. Er pointirte nicht grade hoch, aber jedes Pointiren erschien unvereinbarlich mit dem Verhältniß eines Handlungslehrlings, für den man ihn auf den ersten Anblick halten mußte. Satz um Satz verlor er sein Geld. Auf ein Mal kramte er alle Taschen aus, brachte aber keinen halben Gulden mehr zusammen. Die helle Verzweiflung prägte sich auf seinen Gesichtszügen aus. Als er sich anschickte, den Saal zu verlassen, trat ein Croupier auf ihn zu und bemerkte ihm, daß man ihn um seiner Jugend willen beim Spiel nicht mehr zulassen könne.

»Hätten Sie mir das früher gesagt«, entgegnete der junge Mensch, »Sie hätten mich vor großer Schande bewahrt.« Schwankenden Schrittes verließ er den Saal. Ich sah, wie er beim Hinaustreten ein Pistol aus der Tasche zog. Um Unglück zu verhüten, eilte ich ihm nach. Als ich ihn im Park erreichte, war mir indessen ein Herr in einem hechtgrauen Rocke schon zuvorgekommen, und ich wurde Zeuge eines seltsamen Auftritts.

»Wie hoch beläuft sich Ihr Verlust?« frug der Hechtgraue.

Trotzig schaute der junge Mensch auf. Wie er aber in ein Paar Augen blickte, aus denen ihm so viele sittliche und geistige Ueberlegenheit entgegenleuchtete, als erforderlich war, um unbedingten Gehorsam in Anspruch zu nehmen, antwortete er kleinlaut: »Dreihundert Gulden.«

Mit einer Sicherheit und Ruhe, welche die Tragweite seiner Fragen genau abwogen, forschte der Andere weiter: »Wem hatten Sie dieses Geld entwendet?«

Da trat alles Blut aus dem Gesichte des jungen Menschen, der vorher schon bleich wie die Wand der Spielhölle dagestanden hatte. Fast sprachlos erwiederte er: »Meinem Principale.«

Der Hechtgraue griff nach dem Taschenpistole, das ihm die zitternde Hand seines Besitzers willenlos überließ. Nachdem er es genau geprüft und sich überzeugt hatte, daß es scharf geladen war, sagte er: »Wenn Sie sich damit tödten wollten, so war dies der schlechteste Weg, um Ihren Principal zu entschädigen, den Sie bestohlen haben. Das Pistol, obwohl es kein Kuchenreuther ist, gefällt mir, und ich gebe Ihnen dreihundert Gulden dafür, sind Sie damit zufrieden?«

Der junge Mensch stand wie vernichtet da. Er ließ sich den Kaufpreis aufnöthigen, wäh-

rend der Hechtgraue fortfuhr: „Damit Sie dieser Stunde zeitlebens eingedenk sein mögen, füge ich Ihnen noch ein Viaticum bei, welches Sie hoffentlich ein für alle Mal vor ähnlichen Fehltritten bewahren wird.“ Bei diesen Worten versetzte er dem jungen Menschen eine so gesalzene und nachdrückliche Ohrfeige, daß ihm mit einem Male wieder alles Blut in's Gesicht zurückgezaubert war. Ein Ritterschlag der gefährlichsten Gattung hatte den Käsebleichen in einen Krebsrothen verwandelt. Wie sich der Getroffene aber, vom Scham durchglüht, nach seinem freigebigen Wohlthäter umschaute, war derselbe, keines Dankes gewärtig, spurlos verschwunden. Niemand kannte seinen Namen und Stand. Erst nach den weitläufigsten Erkundigungen, die ich einzog, konnte ich von einem Kellner in Erfahrung bringen, daß es ein Herr von Nürnberg war. Dorthin gedachte ich in den nächsten Tagen zu gehen, und ich hoffte den Wunderdoctor alsdann näher kennen zu lernen, der die bittere Pille einer Ohrfeige mit dem Zucker von dreihundert Gulden bestreut hatte.

Wer mag der Hechtgraue gewesen sein? — Wer? —

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Knochen und Elfenbein zu bleichen.) Die einfachste und wohlfeilste Art, alte gelb gewordene Knochen völlig weiß zu bleichen, besteht darin, daß man dieselben einige Tage in ein Gemisch von 1 Theil frischem Chlorkalk und 4 Theilen Wasser legt, darauf abwäscht und im Luftzuge trocknet. Auch gelbes Elfenbein läßt sich auf diese Weise vollkommen bleichen; nur ist dazu eine etwas längere Einwirkung obiger Flüssigkeit erforderlich.

Lebensphilosophie.

Laß sie kritteln, laß sie lachen,
Schließ voll Gleichmuth deine Ohren!
Wer es Allen recht will machen,
Geht zuletzt sich selbst verloren.

Verschiedenes.

Ein junger Mann befand sich vor Kurzem Abends in Köln, anscheinend in exaltirter Stimmung, auf dem Filzengraben, nahm daselbst vor einem hierzu ausersehenen Hause eine theatralische Stellung und declamirte: „Ha, da kommt die Braut! Wie sie geschmückt ist“ u. s. w. Dann zog er ein Pistol hervor, feuerte es gegen sich ab und stürzte auch mit dem Anstande eines tragischen Helden zur Erde. Zum Glück konnte er gleich wieder aufstehen, denn er hatte nach der einen Version am Kopfe vorbei, nach der anderen unter dem gebogenen linken Arme hindurch geschossen, jedenfalls mit lobenswerther Behutsamkeit, denn er blieb an Leib und Leben unbeschädigt. Vor die Polizeibehörde geladen, stellte er Alles in Abrede, wollte überhaupt kein Pistol (das er von sich geworfen) gehabt haben. Da jedoch Zeugen gegen ihn aussagen, so wird der harmlose Selbstmörder, der muthmaßlich das Herz einer grausamen Schönen rühren wollte, mit einer polizeigerichtlichen Geldbuße „wegen unbefugten Schießens“ in die schale Prosa des Lebens zurückgeführt werden.

Aus dem Leben des Herzogs von Wellington wird folgende Anecdote erzählt: In seinen Jünglingsjahren hatte er einst einem Trinkgelage bis spät in die Nacht beigewohnt, jedoch endlich Gelegenheit gefunden, sich zurückzuziehen, sein Bett aufgesucht und war fest eingeschlafen. Einer seiner trunkenen Genossen bemerkte es, ergriff ein Pistol, suchte ihn auf und feuerte den Schuß auf des Schläfers Kopf ab, nachdem er vorher die Kugel herausgezogen hatte. Wellington erwachte natürlich und mußte dem Schützen zur Gesellschaft folgen. Am andern Morgen fand sich aber, daß — der Ladstock des Pistols, welcher aus Versehen im Lauf geblieben war, den Bettpfosten durchbohrt hatte, dicht an der Stelle, wo der Kopf des dereinstigen Besiegers Napoleons lag.

Auflösung des Räthsels in Nro. 55:

Der Arm.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 57. Samstag, den 10. Mai 1856.

Pfingsten.

Gruß dir, Pfingsten, Fest des Geistes,
Sei willkommen hoch und hehr!
Er, den festlich du gesendet,
Flamm' auf Erden mehr und mehr!

Flamm' auf Erden mehr und mehr,
Edle Geister zu entzünden,
Daß sein Licht dem weiten Rund
Feuriger sie stets verkünden!

Feuriger sie stets verkünden,
Wo das Herz am Staube klebt,
Und das gottverwandte Wesen
Eitel nur dem Leibe lebt!

Eitel nur dem Leibe lebt,
Nimmer, von des Geistes Strahle
Lichterhellt und lichterwärmt,
Auf sich schwingt vom Erdenthale!

Auf sich schwingt vom Erdenthale
Zu den Höhn, woher mit Macht
Gottes Geist einst niederblitzte
In der Erde düstre Nacht!

In der Erde düstre Nacht,
Wo die Dämm'rung wohl schon grauet,
Aber lang, noch lang die Frist,
Bis des Tages Himmel blauet!

Bis des Tages Himmel blauet,
Hell und heiter, warm und mild,
Wie Natur ihn deinem Feste
Strahlen läßt, ein finnig Bild!

Strahlen läßt, ein finnig Bild
Jenes Lichts, nach dem mein dreistes
Auge schaut, wenn jauchzt der Mund:
Gruß dir, Pfingsten, Fest des Geistes!

Gruß dir, Pfingsten, Fest des Geistes,
Sei willkommen hoch und hehr!
Er, den festlich du gesendet,
Flamm' auf Erden mehr und mehr!

Vier Neujahrs-Abende.

(Fortsetzung.)

Als sie alle Drei im Wagen saßen, begann Alfred: „Schon seit längerer Zeit hatte ich meiner Mutter von meiner Liebe zu Magdalenen gesagt und sie für meine Heirath zu stimmen gesucht, was mir auch gelang, denn sie liebt mich und hat ein vortreffliches Herz. Aber meinem Vater die Sache vorzutragen, war nichts Leichtes; indeß versuchte sie es, und wie ich mir gedacht, der Vater wollte nichts davon wissen, denn er hatte mich für die Tochter eines Handelsfreundes bestimmt und wollte diesen Plan nicht so schnell aufgeben. Den Tag darauf, als ich das letzte Mal hier gewesen war, ließ er mich daher rufen und sagte mir, um mit einem Schlag der Sache ein Ende zu machen: Alfred, Du weißt, daß schon seit langer Zeit zwischen mir und meinem Freunde Henry William Fench in Manchester das Abkommen getroffen worden ist, daß Du seine Tochter Mary heirathen sollst, damit unsere Häuser enge mit einander verbunden werden. Der Zeitpunkt, wo dieser Plan in Ausführung gebracht werden soll, ist jetzt gekommen, und du wirst Dich morgen auf die Reise dorthin machen, damit Du die liebenswürdige Mary siehst und näher kennen lernst. Alles dazu Nöthige habe ich besorgt, ich habe —. Ich lehnte an seinem Pult; meine Brust arbeitete heftig; das Blut jagte aus dem ganzen Körper nach dem Kopfe und schien ihn im

wilden Kreise herumzudrehen; vor meinen Augen tanzten die wunderlichsten Bilder. Als mein Vater mit seiner Rede so weit gekommen war, wie ich eben bemerkte, wurden seine Augen von dem Packet Briefe, was er in der Hand hielt, und von welchen er dieselben, während er mit mir sprach, nicht erhoben hatte, durch das Geräusch eines dumpfen Falles nach der Richtung hingelenkt, und er sah mich zusammengestürzt am Boden liegen. Er rief sogleich Leute herbei, die mich in mein Zimmer bringen mußten, schickte nach dem Arzt, und meine bestürzte Mutter eilte unter fürchterlichem Jammergeschrei herbei. Mein plötzliches Unwohlsein wußte sie sich nicht zu erklären, denn von unserer Unterredung hatte sie keine Ahnung. Als der Arzt kam, erklärte er, daß ein hitziges Nervenfieber im Anzuge und diese Ohnmacht der Anfang dazu sei, und er hatte Recht, denn ich lag lange ohne Verstand. Meine Mutter, die nicht von meinem Lager wich, erfuhr aus meinen wirren, unzusammenhängenden Reden, was die Ursache meiner Krankheit war. Sobald ich lichte Augenblicke hatte, suchte sie mir mit aller ihr eigenen Sanftmuth zuzureden, daß ich mich in den Willen meines Vaters fügen möchte; als sie aber fand, daß jedes Mal neue Ausbrüche der Leidenschaft, die mich beherrschte, erfolgten und mit ihnen das Fieber stärker zurückkehrte, fing sie die Sache anders an. Sie suchte dem Vater den Verlust des einzigen Kindes und ihren grenzenlosen Schmerz recht lebhaft vor die Augen zu halten, bis es ihr endlich gelang, ihm das Versprechen zu entreißen, er wollte mich nicht zu der Heirath zwingen, die so lange der Lieblingswunsch seines Herzens gewesen wäre. Sie theilte mir diese Nachricht mit zitternder Stimme und unter Freudenthränen mit, und Sie werden mir wohl glauben, daß diese Nachricht mehr als alle Arznei und Pflege zu meiner Genesung beitrug. Ich wäre natürlich, sobald ich nur das Bett verlassen konnte, gern zu Ihnen geflogen, aber ich mußte meiner Mutter folgen und so lange, als der Arzt es verlangte, das Zimmer hüten. Auch wollte ich selbst nicht eher kommen, als bis ich die Erlaubniß des Vaters hatte, förmlich um Magdalenens Hand zu werben. Diesen Morgen habe ich sie erhalten und zugleich den Befehl, Sie, Herr Winter, sowohl wie ihre Tochter abzuholen, damit wir mit dem Sylvester zugleich unsere Verlobung feiern möchten. Ich ließ daher den Kutscher fahren, daß die Pferde dampften, durchflog den Garten, eilte die Treppe herauf nach dem kleinen Stübchen und hörte das Ende des Zwiegesprächs zwischen Ihnen und Ihrer Tochter. Wenn nun auch das von Ihnen Gesagte keineswegs schmeichelhaft für mich war, so konnte ich doch nicht widerstehen, länger zu lauschen, um Magdalenens Antwort zu hören, die mich allerdings zum glücklichsten aller Sterblichen machte, und für die ich ihr jetzt dankbar die Hand küssen will, da mehr mir die Ehrerbietung vor Ihnen nicht erlaubt. Doch es ist gut, daß ich zu Ende bin, denn das Rumpeln des Wagens auf dem Pflaster überzeugt mich, daß wir die innere Stadt erreicht haben und in der Nähe unserer Wohnung sind.«

Und so war es auch, denn der Wagen hielt bald vor dem hell erleuchteten, prächtigen Hause des Kaufmanns Werner, und das glücklichste Paar unter der Sonne trat ein. Ihm folgte aber ein noch glücklicherer Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wunderdoctor.

(Fortsetzung.)

Es ist in Wahrheit ein Unterschied wie Tag und Nacht, wenn man von Bamberg hinüber nach Nürnberg fährt. Zwar in Bamberg gibt's auch fleißige Leute, zumal unter den Gärtnern, aber drüber hinaus keine Industrie, keinen Handel, die Straßen todt, die Menschen faul, als wenn's heute Fasttag wäre, und morgen Manna vom Himmel regnen sollte. Und in Nürnberg dagegen — so sauber, so nett und so emsig schaut Alles drein, — ein kleiner Bienenstaat, in welchem Drohnen fehlen.

Als ich diese Route zum letzten Mal gemacht hatte, kannte man noch keine Eisenbahnen. Bamberg fand ich seitdem wenig verändert, aber wie riß ich die Augen auf, da ich die alte Reichsstadt Nürnberg ansichtig wurde. Als wir uns dem Bahnhof näherten, sah ich dicht an der Eisenbahn eine Gruppe von Gebäulichkeiten, die fast das Ansehen einer Festung hatten. Verwundert deutete ich auf dieselbe und

richtete einen fragenden Blick auf einen mir gegenübersitzenden, ältlichen Herrn mit hellen, freundlichen Augen, der mit den Nürnberger Verhältnissen innig vertraut zu sein schien.

Ich glaube, er hatte ordentlich auf eine solche Frage gewartet; denn mit einer gewissen Befriedigung sagte er: Es ist das keine Festung, sondern die Zeltner'sche Ultramarinfabrik, vielleicht das größte industrielle Unternehmen Bayerns. Diese Gebäude aufzuführen, haben ein Kapital von 800,000 Gulden erfordert. Der jährliche Reinertrag wird auf 50,000 Gulden veranschlagt. Die Lebensgeschichte des Besitzers ist äußerst lehrreich, aber wenig bekannt.

Hier hielt der Zug. Wir stiegen aus und schlugen dieselbe Richtung ein. Ich näherte mich noch ein Mal dem alten Herrn und richtete fast bittend an ihn die Frage, was er mir von der Lebensgeschichte Zeltner's zu erzählen wisse. Und mit der vorigen Bereitwilligkeit begann er abermals: „Mein Beruf als Advocat hat mich zur Abhaltung von Terminen häufig auf die benachbarten Landgerichtssitze geführt. Von solchen kleinen Touren war ich immer ein großer Freund, da sie mich der leidigen Schreibstube entführten. Aber nirgends ging ich lieber hin, als nach Gräfenberg in die fränkische Schweiz.“

Wie er den Namen nannte, leuchteten die Augen des alten Herrn. Ja, wer die fränkische Schweiz nur ein Mal gesehen hat, dem muß ihr bloßer Name schon wunderbar süße, selige Gefühle erwecken. Und ich kannte diese Welt, die vielleicht Millionen von Jahren bedurft hatte, bis sich, um mich der Worte der Genesis zu bedienen, „die Wasser verlaufen hatten und das Trockene sichtbar geworden war“, — bis sie herangereift war zu einem Verknöcherungsprocesse durch Stalaktiten, in welchem sie vielleicht abermals seit Millionen von Jahren gefangen liegt. — Wochen lang war ich auf den zerklüfteten, zerrissenen, wildromantischen Bergen bei Muggendorf und Gößweinstein herumgeklettert. — Ein bloßer Name, nichts weiter — und wunderbar genug, schon sah ich, wie der fränkische Jura mit seinen violetten Lichtern und seinen dunkeln Fichtennadeln herübergrüßte, ich hörte die Bergwasser der Wiesent durch meine Seele rauschen, ich fühlte den Hauch balsamischer Lüfte, die um Haidekräuter und Enzianen zu spielen gewohnt sind —

„Ich bin ein Freund von Petrefakten“, unterbrach mich der alte Herr, „niemals kehrte ich von Gräfenberg heim, ohne etwas Mondmilch oder Steinconfect erbeutet zu haben, und mit jedem Termine, den ich dort abzuhalten hatte, verband ich einen Ausflug in die nahen Berge. Alle Höhlen durchstöberte ich, die sich im Jurakalk, sobald er nur ein Käpplein von Dolomit aufgesetzt hat, so gerne bilden. Man kann nicht ohne ein Gefühl der Andacht und Gottesfurcht in einen solchen Tropfsteindom eintreten, in welchem die Reliquien der sonderbarsten Heiligen, nämlich die Knochen von Bären und Hyänen aufgeschichtet liegen. Dazumal hatten Männer, wie Esper und Rosenmüller, Goldfuß und Cuvier noch nicht darauf aufmerksam gemacht, welche Schätze der Wissenschaft hier vergeudet werden. Man konnte sich bequem auf seinen Spaziergängen ein kleines Museum zusammenlesen, während man heut zu Tage schon ein Jagdverständiger sein muß, um ein paar armselige Ammoniten und Belemniten zu erbeuten. Ich gebrauchte übrigens den Kunstgriff, die Leute der Umgegend in mein Interesse zu ziehen. Freilich schleppten sie mir meist ganz werthlosen Plunder zu. Aber der Sternwirthssohn in Gräfenberg, der allemal gleich zur Hand war, sobald ich eintraf, mir absteigen half und mein Pferd besorgte, der verstand's schon besser, und es war ihm offenbar nicht um den Sechser zu thun, den ich ihm, wenn ich weiter ritt, in die Hand drückte, sondern um die Belehrung, die ich ihm zu ertheilen niemals müde ward. Ich hatte mir an diesem Bauerjungen einen ordentlichen Mineralogen erzogen, der's bald gelernt hatte, die Echiniten und Terebratuliten zu bestimmen. Er schaute so offen in die Welt hinaus; kein Wunder, daß er mein ganzes Wohlgefallen besaß. Einmal frug ich ihn, was er denn werden wolle?“

Er antwortete: „Was Rechtes.“

„Ich mag das gerne glauben“, erwiederte ich, „aber es interessirt mich, von Dir zu erfahren, ob Du einmal ein Gelehrter oder ein Bauer, ein Handels- oder ein Gewerbtreibender, oder was sonst Du zu werden gedenkst?“

„Was Rechtes!“ lautete seine stereotype Antwort.

Ich dachte damals an dummen Bauernstolz und ritt fast ärgerlich über den kurz angebun-

denen Jungen weiter, der mir versteinert wie die Petrefakten seiner Heimath erschienen war.

(Fortsetzung folgt.)

Am Grabe des Lehrers
Johannes Raab,

gestorben im elterlichen Hause zu Weisenheim a/S. den 1. Mai 1856.

Dem Frühling weicht des rauhen Winters Schauer,
Und Alles ist zum Leben neu erwacht,
Weg legt die Erde jetzt das Kleid der Trauer
Und wählt die hoffnungsreiche Frühlingstracht.

Wohin wir seh'n, da wogt auf Hain und Fluren
Ein weites, lebenvolles Blüthenmeer.
Man ahnet schon des reichen Segens Spuren
Und denkt sich Baum und Halm schon früchteschwer.

Ja, hoffet nur; dem schönsten Blüthenlenze
Kam ja schon oft die beste Ernte nach —
Doch denket auch, wie oft die Blühenkränze
Ein später Frost zerstört mit Einem Schlag.

Denkt an des Walters, an der Stürme Wüthen,
Sie brechen feindlich oft die Früchte ab;
Und Hoffnungsfreuden, die noch heute blühten,
Die gehen, ach! oft morgen schon zu Grab.

Und wohl geschieht's auch, daß als sich're Beute
Der kalte Tod den Sämann schnell ergreift,
Indeß die Saat, wozu er Samen streute,
In fröhlichem Gedeih'n zur Ernte reift.

Doch, mag der Sturm den Blüthenschmuck verwehen,
Er thut es nur für eine kurze Zeit;
Im nächsten Lenz wird Alles neu erstehen,
Und endlich erntet man voll Dankbarkeit.

Und mag den Sämann früh das Grab umgeben —
Es strahlt um ihn der Hoffnung milder Glanz:
Ihm dankt die Saat schon dieses Erdenleben,
Und jene Welt reicht ihm den Erntekranz.

So durftest du die schönsten Blüthen schauen,
Wie sie hervor gelockt dein reger Fleiß.
Du sahest schon in freudigem Vertrauen
Die spät're Frucht, den Lohn für Müh' und Schweiß.

Dann gingst du heim und stelltest das Gedeihen
Der Saat getrost in Gottes Vaterhand —
Und ach! schon heute kommen wir und reihen
Uns schmerzerfüllt um deines Grabes Rand.

Du bist zu Haus. Der Himmel ist gelichtet,
Und was dir dunkel war, ist dir nun licht.
Du stehst vor Dem, der unsre Thaten richtet,
Der strenge richtet, aber menschlich nicht:

Vor ihm, deß Blicke in's Verborg'ne dringen,
Der klar erkennt des Menschen wahren Werth,
Der nach dem Wollen, nicht nach dem Vollbringen,
Den Erdenpilger richtet und ihn ehrt.

Und wie hier tiefgebeugt die lieben Deinen,
Wie thränenfeuchten Blicks die Freunde steh'n,
Und wie die Kinder unter lautem Weinen
In's off'ne Grab des theuren Lehrers seh'n:

O, solche Grabschrift zeuget, klar zu lesen,
Was, theurer Abgeschied'ner, Jedem du
In deinem kurzen Leben bist gewesen.
O ruhe sanft in stiller Grabesruh!

Neustadt, den 5. Mai 1856.

Verschiedenes.

Die Amerikanerinnen bestreichen ihr Gesicht mit dem Oel der Acajou-Nüsse, welches eine solche corrosive Kraft hat, daß sich die ganze Gesichtshaut abschält. Sie hüten einige Wochen das Zimmer und erscheinen dann mit einer neuen, zarten und feinen Gesichtshaut.

Räthsel.

Wer mich bewahret in dem Herz,
Dem gelt ich mehr als Gold und Erz.
Doch da ich größtentheils verschwunden,
So werd' ich selten mehr gefunden.

Nimmst du mir nur ein einzig Zeichen,
So wird der Frohsinn von dir weichen,
Und trüben wird dir's lange Zeit
Wohl jede Lust und Heiterkeit.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 59. Donnerstag, den 15. Mai 1856.

Vier Neujahrs-Abende.

(Fortsetzung.)

»Uebereile Dich nicht, Magdalene, damit die Reue nicht zu spät komme!« sagte Alfred's Mutter; »ich bitte Dich um Gotteswillen. Mein Sohn ist ebenso fest von Deiner Untreue überzeugt, wie Du von der seinigen, und Dein Betragen in der letzten Zeit rechnet er Deinem Mangel an Liebe zu ihm zu.«

»Gerechter Gott!« rief sie, »wie kann er denn auf solche Gedanken kommen?«

»Der Schein ist ganz gegen Dich, liebe Magdalene«, sagte Madame Werner. »Dazu kommt noch Dein hartnäckiges Verweigern jeder Erklärung.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Nun, so höre. An jenem Abend, als Du von Eifersucht getrieben Dich maskirtest und auch hingingst, und dort, von der Leidenschaft hingerissen, die Larve abrissest, bist Du, wie Du wohl denken kannst, — denn fast alle bekannten Herren waren ja dort, während Du die einzige anständige Frau warst, — von Vielen erkannt worden. Der junge Rittmeister von Steinach, der Dir seit Deiner Verheirathung schon auffallend den Hof gemacht, sah Dich auch, ließ Dich nicht aus den Augen, und als Du aus dem Saale stürztest, begleitete er Dich nach Hause; er that dies auf die ehrerbietigste Weise, aber die Welt bezweifelt dies natürlich.«

»Halten Sie ein, ich bitte Sie!«

»Sei ruhig und höre mich weiter; es hängt unser Aller Ruhe davon ab, daß Du jetzt vernünftig bist. Nachdem Du einige Wochen geschmollt, söhntet ihr euch wieder aus, und es wäre vielleicht Alles gut geblieben, wenn nicht Alfred durch Neckereien seiner Freunde und Spöttereien seiner Feinde immer wieder an den Maskenball erinnert und von Neuem aufgeregt worden wäre. Da er sich nun nicht auf seine Erinnerung verlassen konnte, fragte er Herrn Spechter, wie der Hergang der Sache gewesen, und bat ihn, es wahrheitsgetreu zu erzählen. Spechter sagte ihm, daß, als Du nach Hause gegangen, Dich der Rittmeister begleitet habe, und daß die Welt behauptete, es wäre dies eine verabredete Sache unter euch Beiden gewesen. Niemand als Du konnte ihm bessere Auskunft geben, was sich wirklich zugetragen hatte, und es wäre daher auch das Natürlichste gewesen, Dich zu fragen, allein er wünschte nicht einen neuen Ausbruch der fürchterlichsten Heftigkeit wieder herbeizuführen, und quälte und plagte sich lieber mit Gedanken herum, die er gern verbannt hätte. Die Spöttereien, denen er Nichts als stille Wuth entgegensetzen konnte, nahmen zu, während das Vertrauen bei euch Beiden dahin war, und mit ihm die Ruhe im Hause.«

»Aber Niemand als Alfred trägt die Schuld. Er hätte ganz offen mit mir sprechen sollen und lieber Vorwürfe, die gerecht waren, über sich ergehen lassen müssen, als sich um mich zu quälen und die Leute in ihrem Argwohn zu bestärken, was doch durch sein wüstes Leben geschieht.«

»Ich habe ihm mehrere Male darüber Vorstellungen gemacht, aber stets die Antwort bekommen: Mutter, laß mich das Leben auf diese Art genießen, denn ein höherer Genuß ist für mich nicht mehr möglich, seitdem Glück und Frieden dahin ist. Erst diesen Morgen sagte ich ihm: Auf diese Weise wirst Du es nicht lange mehr treiben, worauf er erwiederte: »Je eher es mit mir aus ist, desto besser für uns Alle.« Ich bat ihn darauf dringend und

unter Thränen, heute noch mit Dir zu sprechen, es um meinetwillen zu thun. Er schüttelte den Kopf, ging fort aus dem Hause und ich habe ihn noch nicht wieder gesehen.«

Magdalene schwieg. Ihre Augen starrten auf einen Punkt, während die gräßliche Angst sich in jedem ihrer Züge malte.

Da Madame Werner glaubte, jetzt sei der günstige Augenblick, fuhr sie fort: »Du siehest also, daß nur das Streben, die Erinnerung an glückliche Tage durch wilde Lust zu übertäuben und die trostlose Zukunft so dicht als möglich zu verhüllen, mein armes Kind hinausstoßt unter Menschen, die sich entweder auf seine Kosten bereichern oder an seinem Jammer weiden.«

Magdalene sprang auf, bat die Mutter, um Gotteswillen einzuhalten und sie nicht ganz wahnsinnig zu machen, lief in der größten Angst im Zimmer auf und ab und sagte: »Ja, ja, jetzt ist mir Alles klar. Ach, wie viel Mal hat er die schmeichelndsten Bitten, so wie die ernstesten Worte an mich verschwendet, ihm Rede zu stehen, als wenn ich vor Gott stände. Ich habe aber hartnäckig geschwiegen, und wenn er auf diese Gerüchte hindeutete, so habe ich ihn eher noch darin bestärkt, als ihm widerlegt. Er sollte die Qualen der Eifersucht in eben so hohem Grade empfinden, wie ich; sie foltern zur Strafe für seine Untreue. Doch jetzt ist es genug. Wenn er nur käme, reuig wollte ich zu seinen Füßen sinken — wenn es nur nicht zu spät ist. Die Angst raubt mir den Athem.«

Sie öffnete das Fenster und schaute die Straße hinauf; aber es blieb Alles ruhig und still. Sie warf das Fenster zu und setzte ihre Wanderung im Zimmer fort, während sie bald die Hände rang, bald leise stöhnte. »Ich kann es nicht mehr aushalten«, rief sie endlich, »ich erstické vor Angst, ich muß gehen und ihn suchen.«

Sie klingelte heftig.

Als das erschrockene Mädchen hereintrat, verlangte sie Mantel und Hut.

Madame Werner versuchte, sie abzuhalten, und sagte ihr, daß, während sie aus dem Hause ginge, ihr Gatte auf einem andern Wege zurückkehren könnte. Gerathener würde es sein, ihn durch einen Diener rufen lassen. Der Diener wurde sofort abgeschickt, mit dem Befehl, seinen Herrn zu suchen und ihm zu sagen, daß seine Gattin schnell erkrankt sei und seine Gegenwart wünsche.

Nachdem dies geschehen war, ward Magdalene ruhiger, und Madame Werner dankte Gott, daß ihr starker Sinn gebeugt war.

Die Ruhe dauerte jedoch nicht lange; denn als Viertelstunde um Viertelstunde verging und der Bediente nicht zurückkehrte, kam auch die Angst wieder und steigerte sich, bis sie den höchsten Grad erreichte.

Ihre Schwiegermutter betrachtete sie still, sie hoffte, aus den Trümmern der Verzweiflung sollte ihr neues Glück erblühen, als sie aus ihren Gedanken durch schwere Tritte gerissen wurde, die sich dem Hause näherten.

Die Tochter steckte ihren Kopf zum Fenster hinaus und sah, daß dunkle Gestalten näher kamen. Sie strengte ihre Augen an und schien die Dunkelheit durchdringen zu wollen, aber deutlich konnte sie Nichts erkennen. Endlich hielt der Zug, etwas Schweres wurde niedergesetzt, und sie bemerkte eine Portechaise, in welcher man ihren Gatten heimbrachte. Sie stürzte unter Geschrei hinaus, die Mutter folgte, und als sie den mit Blut bedeckten Körper des so Inniggeliebten sah, fiel sie bewußtlos zu Boden. Sie ward hinweggetragen, und die unglückliche Mutter war allein mit ihm. Sie warf sich über den Körper des Sohnes hin und versuchte, ihn durch Thränen und Liebkosungen wieder in's Leben zurückzurufen.

Als der herbeigerufene Arzt kam, war seine Hilfe an allen Orten nöthig.

Der junge Werner hatte, nachdem er sich aus seinem Hause entfernt, eine Weinhandlung aufgesucht und sich dort festgetrunken. Als der Abend kam, nahmen ihn einige Spieler von Profession unter ihre Fittige, führten ihn zum Pharotisch und hielten ihn dort fest.

Verlust häufte sich auf Verlust, und dies sowohl, als das viele Trinken beraubte ihn seiner Sinne so, daß er Nichts mehr konnte als hinauswanken. Alle Spieler waren zu sehr mit dem Spiele beschäftigt, um auf ihn zu achten, und er war sich in seinem hilflosen Zustande selbst überlassen. Als er auf der Straße angelangt war, bewirkte die veränderte Temperatur, daß sich Alles mit ihm im Kreise drehete und er, nachdem er nur wenige Schritte hingetaumelt, auf dem glattgefrorenen Wege

stürzte, und zwar mit dem Kopfe an die steinerne Stufe eines Hauses. Mit dem Falle war der letzte Rest von Besinnung hin, das Blut überströmte den ganzen Anzug und gab ihm ein gräßliches Ansehen, aber Niemand hatte ihn bemerkt. Der Diener, welcher ihn an mehreren Orten gesucht hatte, kam auch an diese Stelle, erkannte ihn und ließ ihn nach Hause tragen.

Der Arzt erklärte die Wunden nicht für tödtlich, aber die Erkältung, welche der heftigen Erregung folgte, hatte eine Gehirnkrankheit herbeigeführt, an welcher er schon nach wenig Tagen starb.

Magdalenens Reue kam zu spät.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wunderdoctor.

(Fortsetzung.)

Jetzt schaute ich mir den Gräfenberger Sternwirthssohn mit ganz anderen Augen an. So groß ist die Macht des Geldes, daß ich ihn nun nicht mehr für einen Phantasten zu halten geneigt war. Ich überredete mich vielmehr, daß Alles, was er gesagt, Hand und Fuß habe. Im Verlaufe des Gesprächs sollte ich mich hiervon auf's Vollständigste überzeugen. Als er mir mittheilte, daß er sich mit dem Gedanken einer Ultramarinfabrik trage, warf ich ihm scherzweise ein, daß ich nicht wisse, was es mit Ultramarin für eine Bewandtniß habe, indem das Corpus juris, welches ich studirt hätte, hierüber keinen Aufschluß ertheile. Er merkte wohl, daß es in meiner Absicht lag, ihm auf den Zahn zu fühlen. Mit großer Treuherzigkeit erklärte er mir: »Schauen Sie, lieber Herr, Ultramarin ist die schöne, himmelblaue Farbe, die aus dem nur in kleinen Stücken sich findenden Lasurstein gewonnen wird, weßhalb sie überaus kostbar ist. Dieses Ultramarin und die aus Kobalterzen bereitete Schmalte sind die einzigen blauen Farben, welche das Feuer aushalten und daher zu Email- und Porcellanmalereien gebraucht werden können. Nun ist soeben ein Verfahren erfunden worden, das Ultramarin seiner wirklichen Zusammensetzung nach künstlich darzustellen. Fast gleichzeitig sind zwei Männer darauf verfallen: Guimet in Paris, der den von der Gesellschaft zur Ermuthigung deßhalb ausgesetzten Preis von 6000 Francs gewann, aber sein Verfahren nicht bekannt machte, und Professor Gmelin in Tübingen, dessen chemischer Analyse zu Folge das ächte Ultramarin nichts Anderes ist, als eine, durch eine Schwefelverbindung von noch nicht gehörig erforschter Natur gefärbte, kieselsaure Thonerde. Nun wäre mir Alles daran gelegen, einen tüchtigen Chemiker zu engagiren, der im Stande ist, diese Schwefelverbindung richtig zu formuliren. Dann sollten die Nürnberger den Parisern schon Etwas zu rathen aufgeben — dafür stehe ich Ihnen.«

Von diesen Mittheilungen nicht wenig überrascht, erkannte ich in dem Auslaufer und Cidevant-Pferdejungen ein praktisches Genie, welches zur Noth auch die Mittel und Kenntnisse besaß, die zur Begründung eines industriellen Unternehmens erforderlich sind. Ich beschloß ihm mit Rath und That möglichst an die Hand zu gehen, und machte ihn deßhalb mit einem jungen Professor an der Gewerbeschule, mit Namen Leykauf, bekannt, den ich für einen Chemiker zu halten geneigt war, der besser als irgend ein Anderer im Stande sein dürfte, die Schwefelverbindung des Ultramarin auszurechnen.

Es war ein merkwürdiges Paar Gesellen, der praktische Auslaufer mit den Kapitalien und der experimentirende Professor der Chemie. Die Beiden scheuten weder Mühe noch Kosten. Berge von Thon und Kiesel wurden verbraucht. Die ersten 10,000 Gulden waren verlaborirt, da glaubte man die schwere Aufgabe schon halb gelöst zu haben; aber die zweiten 10,000 Gulden gingen ebenfalls drauf, und man war um kein Zimmermannshärlein weiter gekommen. In der Stadt mußten diese vereitelten Versuche da und dorten Staub aufwerfen. Die klugen Leute, die das Gras wachsen sehen und die Flöhe husten hören; die Alles vorausgesehen haben, sobald es eingetreten ist, und stets klüger vom Rathhause herunterkommen, als sie hinaufgegangen sind; die Keinen hängen, sie hätten ihn denn zuvor; die den Nürnberger Trichter für sich allein gepachtet und die Weisheit mit Löffeln gefressen haben, — alle Die schüttelten bedenklich die Köpfe und überboten sich gegenseitig an jenem Spotte, den kleine Geister immer vorräthig haben, um das Erha-

bene in den Staub zu ziehen. Den Professor Leykauf nannten sie einen Paracelsus und Hermes Trismegistus; den Zeltner einen Goldmacher, der den Stein der Weisen suche, und leichtsinnig für diesen lapis philosophorum den eigentlichen nervus rerum, sein gutes Geld, vergeude. Spöttisch frugen sie ihn, ob er das menstruum universale, das große Magisterium und Lebenselixir des Ultramarins noch nicht gefunden habe, und ob's denn wirklich eine blaue Farbe und kein blauer Dunst sei. Aber die modernen Adepten, der Auslaufer und der Professor verdoppelten nur ihren Eifer, statt den Einschüchterungen Gehör zu geben. Die Experimente wurden jetzt in's Große getrieben. So viel nur möglich war, zog man fremde Kapitalien in das Geschäft. Da war Alles darauf gegangen, ohne daß ein Resultat erzielt worden wäre. Ein Haufen Dreck lag da, der über 30,000 Gulden gekostet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen Keuchhusten.) Eine der häufigsten, langwierigsten und in ihren Folgen auch wohl gefährlichsten Kinderkrankheiten ist bekanntlich der Keuchhusten. Er ist sehr ansteckend, überfällt daher auch meistentheils alle Kleinen in ein und derselben Familie. Auch meine Kinder litten daran und zwar in der beunruhigendsten Weise, zumal das jüngste, vier Monat zählende, kleine Wesen. Die Hustenanfälle wiederholten sich in kurzen Zwischenräumen und endeten jedes Mal mit dem heftigsten Erbrechen, so daß die von Natur robusten Kinder nach 14 Tagen ganz elend geworden waren. Medicin wollte nicht recht anschlagen und die Aeußerungen des consultirten Arztes, eines sehr tüchtigen alten Mannes, klangen eben nicht gerade tröstlich. Dies machte mich ängstlich, und obwohl ich ein ganz entschiedener Gegner aller sogenannten Volksmittel bin, entschloß ich mich doch, von einem solchen verstohlenen Gebrauch zu machen, weil es mir ein bedächtiger Freund anrieth. Es war folgendes: Frisches, reines Leinöl mit weißem, klaren Candis zu einem Brei vermischt und hievon täglich 5 bis 6 Mal den kleinen Patienten verabreicht, so daß der zwölfjährige Kranke täglich etwa 3 Eßlöffel, die übrigen jüngeren aber verhältnißmäßig kleinere Dosen empfingen. Der viermonatliche Säugling erhielt jedes Mal nur einige Tropfen für den ganzen Tag, also einen knappen Theelöffel voll. Die Wirkung war eine überraschende. Schon am zweiten Tag verminderten sich die krampfartigen Anfälle und die Kinder hatten namentlich ruhigere Nächte. Nach achttägigem Gebrauch waren bei den drei jüngsten alle Spuren der Krankheit verschwunden, bei dem ältesten aber kamen nur hin und wieder einzelne gelinde Anfälle vor, und auch diese haben sich bald verloren. Die sehr angegriffenen Kinder bekamen rasch ihr früheres blühendes Aussehen, und meine Häuslichkeit gestaltete sich wieder vom Lazareth in die fröhliche Kinderstube. Damit dies auch bei andern Leidenden dieser Art der Fall werden möge, fühle ich mich gedrungen, meine Erfahrungen weiter mitzutheilen. — Ist das Mittel vielleicht auch nicht neu, so mag es doch noch Manchem unbekannt sein. Natürlich aber hatten die jugendlichen Huster strengen Arrest im erwärmten Zimmer und sehr reizlose Kost. (Donau.)

Lebensphilosophie.

Sterblichen Blicken entziehst du vielleicht die Thaten der Bosheit;
Göttlichen Augen verbirgt selbst der Gedanke sich nicht.

Wird eine reine Seele dereinst dem Tod zum Raube,
Gleichviel ob auf dem Throne sie starb, ob in dem Staube.

Dreisilbige Charade.

Fest umschlungen vom Letzten
Schwebt mein vollendetes Ganze,
Wenn es die Parze gebeut,
Hoch an dem Ersten empor.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 60. Samstag, den 17. Mai **1856.**

Lächle nie zu früh in deinem Glücke!

Lächle nie zu früh in deinem Glücke,
Schlumm're nie zu sorglos, sel'ges Herz,
Richte sorgsam hinterwärts die Blicke,
Lauscht dort nicht der schwarzbeflorte Schmerz?
Wenn das Liebste deine Arm' umschließen,
Drück' es, zukunftfürchtend, an die Brust,
Auch der schönste Bund ist bald zerrissen,
Und in Jammer endet sich die Lust!

Wandelst du auf blüthenvollen Auen
Lind umhaucht von süßem Himmelsduft,
Denke unter dir das schwarze Grauen
Einer jähen, toderfüllten Gruft;
Windest du in harmlos frohem Frieden
Dir zum Schmuck den schimmerreichen Kranz,
Denke: schnell zerfallen seine Blüthen,
Und im Nu verbleicht der Farben Glanz!

Tanzest du auf silberreinen Wogen
In des Lebens schöngeschmücktem Kahn,
Leis' und leiser weiter fortgezogen
Auf der weiten, ungetrübten Bahn,
Höre hinter dir des Sturmes Wüthen,
Der dein kleines, pfeilgeschwindes Boot,
Deine Wonnen, deinen gold'nen Frieden
Unbarmherzig zu zerbrechen droht!

Gehst du bei der Freundschaft lichten Kerzen,
Hochbeglückt im süßen Frohgefühl,
Denke an der Trennung bitt're Schmerzen,
An der Täuschung ränkevolles Spiel;
Opfre willig deine Blumenkränze,
Rufe selbst den dunkeln Freund, den Gram
Keiner ist, der aus des Lebens Lenze
Ohne Wunden, ohne Narben kam.

Vier Neujahrs-Abende.

(Fortsetzung.)

Dritter Abend.

Es war Sylvesterabend und eine Kälte, daß der Hauch vor dem Munde hätte gefrieren mögen, als eine alte Magd über die Straße dahineilte und den Vorübergehenden, welche trotz der Kälte die großen Schweißtropfen auf ihrer Stirn sahen, die Gewißheit gab, daß es sich hier um Leben und Tod handelte. Jetzt hatte sie das Ziel ihres Strebens erreicht; es war die Wohnung eines berühmten Arztes.

Ohne nur Athem zu schöpfen, riß sie an der Klingel, an deren metallenem Griff die Hände vor Kälte kleben blieben. Eine Dienerin öffnete sogleich, und ehe sie ihr Wer da? erschallen ließ, rief die Angekommene: „Der Herr Doctor soll um Gotteswillen so schnell als möglich zu Madame Werner kommen, ehe unser Kind stirbt.“

Das Mädchen entfernte sich, erschien aber sogleich mit der Nachricht wieder, daß sie wieder nach Hause gehen sollte, der Herr Doctor folge ihr auf dem Fuße.

Die treue Dienerin war die alte Susanne aus dem Gärtnerhause. Sie setzte sich sogleich in Trab und hatte bald das Haus ihrer Gebieterin wieder erreicht, welche, sobald sie die Schritte auf der Treppe hörte, auf dem Corridor erschien und hastig fragte: „Kommt der Doctor bald?“

„Er ist schon auf dem Wege“, sagte Susanne keuchend und trat dicht hinter ihrer Gebieterin in's Zimmer. Nachdem sie einen ängstlichen und verstörten Blick auf ein kleines weißes Bett, in welchem ein etwa vierjähriger Knabe lag, geworfen und sich überzeugt hatte,

daß das Kind wenigstens jetzt noch lebe, warf sie sich in einen Stuhl und verhüllte das Gesicht mit ihrer Schürze.

Aber kaum hatte sie eine Minute geruht, als sich wieder Tritte vernehmen ließen, und ebenfalls ganz außer Athem, aber mit der ruhigsten Miene von der Welt, der alte graukopfige Doctor unter der Thüre erschien. Schweigend trat er ein, den ersten Blick auf das Antlitz der Dame geheftet, den zweiten auf das Bett des Patienten; dann trat er an den Ofen, um sich Hände und Kleider erst zu erwärmen, ehe er sich dem Bett näherte, und fragte: „Zeigen sich schlimme Symptome?“

Diese Anrede sowohl, als der Geruch nach Essig und Kräutern, sowie ein Tischchen an dem Bett, auf welchem schon gebrauchte Blutegel, Senfpflaster, Flaschen von allen Größen, ein Gefäß mit Eis, der Lichtschirm, welcher die hellen Strahlen dämpfte — alles Dies bewies, daß der Doctor nicht zum ersten Male hier eintrat und kein Mittel zur Rettung des Kindes unversucht geblieben war.

Da er keine Antwort auf seine Frage erhielt, wohl aber die trocknen, schwarzen, brennenden Augen der Mutter, die vergebens um eine Thräne fleheten, mit Angst auf sich geheftet sah, so trat er an's Bett und griff nach dem Puls des Kindes, mehr um seine Verlegenheit zu verbergen, als wie um den Stand der Krankheit zu erforschen. Endlich begann er, verlegen sein weißes, steifgestärktes Halstuch, sowie die großen Vatermörder zurechtrückend: „Ist Ihnen etwas Besonderes aufgefallen, Madame Werner, daß Sie nach mir schickten? Das Kind scheint ziemlich ruhig zu sein, und dies ist das erste Zeichen der Besserung.“

„Halten Sie das Keuchen und Arbeiten der Brust, das hastige Greifen der Händchen auf dem Deckbett und das Verdrehen der Augen für Besserung?“

Der Arzt erhob die Augen nicht vom Boden und sagte: „Es läßt sich eine schnelle Aenderung des Zustandes nicht erwarten; wenigstens dürfen wir nicht in die Natur stürmen, müssen die angewandten Mittel erst wirken lassen. Die letzte Arznei haben Sie ja noch keine zwei Stunden.“

„Ja, aber eben sie scheint mein Kind kränker zu machen.“

„Das glauben Sie vielleicht. Alles, was die Kunst vermag, haben wir, mein College und ich, versucht. Sollten Sie jedoch zu Ihrer eigenen Beruhigung noch einen Arzt wünschen, so —“

„Wenn zwei Aerzte mir mein Kind nicht erhalten können“, unterbrach ihn die Mutter, „so wird der dritte auch überflüssig sein, aber ich glaubte — ach Gott, ich bin so ängstlich — ich dachte, wenn Sie hier wären und beobachteten meinen Sohn, so könnten Sie vielleicht noch Etwas thun.“

Der Arzt schwieg und zuckte die Achseln.

„Wissen Sie denn kein Mittel, was ihn rettet? erweckt denn der grenzenlose Jammer, die Todesangst einer Mutter in Ihrer Erinnerung nicht einen Fall, wo ein Mittel half, was hier noch unangewendet blieb?“

Das Kind fing jetzt an, noch unruhiger zu werden, und in das keuchende Athmen mischten sich Töne, die wie Todesröcheln klangen.

Madame Werner that einen Schrei, riß bald das Kind aus dem Bett, rannte damit in der Stube umher und bedeckte es mit Thränen und Küssen. „Mein Kind, mein Alfred!“ rief sie in höchster Angst, „stirb nicht, bleibe bei mir! Lebe, lebe für Deine Mutter, deren Einziges, deren Letztes Du bist, was das harte Schicksal ihr gelassen.“

Der Arzt nahm ihr ihren Sohn mit Gewalt aus den Armen, legte ihn so sanft als möglich in sein Bett, deckte ihn zu, um jeden Luftzug abzuhalten, und sagte dann ruhig, aber fest: „Wenn Sie das Kind noch ein Mal aus dem Bette reißen, so tödten Sie es, wenn der Lebensfunke noch in ihm glimmt; kämpft es aber schon mit dem Tode, so verzögern Sie denselben und erhöhen dadurch seine Leiden. Ich habe Ihnen dies schon ein Mal gesagt.“

„Grausamer, harter, unbarmherziger Mann!“ rief sie, „der Sie kein menschliches Gefühl haben. Wenn Sie einmal mein Kind nicht retten können, so bitte ich Sie, mich mit ihm allein zu lassen, damit ich die letzten Minuten ihm ganz widmen oder wenigstens meinem Schmerze freien Lauf lassen kann.“

„Geben Sie sich der Verzweiflung nicht hin“, sagte der Arzt, indem er ihr die Hand reichte, „denn noch lebt Ihr Kind und auch Der da oben, der der beste der Aerzte ist.“

„Ja, aber ohne Barmherzigkeit“, stöhnte die Frau. „Er hat kein Erbarmen mit mir gehabt,

als er mir meinen Gatten nahm, er wird auch jetzt ohne Erbarmen mein Kind fordern.«

Der Arzt zuckte mitleidig die Achseln und wandte sich zum Gehen.

Die Magd, die während dieser Zeit still am Ofen gekauert hatte, erhob sich, um dem Doctor zu leuchten. Als sie das Zimmer verlassen hatten, sagte er zu ihr: »Ich will nicht zur Ruhe gehen, sondern angekleidet bleiben. Sobald die geringste Veränderung in dem Zustande des kleinen Patienten eintritt, rufen Sie mich; ich glaube jedoch, es wird bald vorüber sein, er scheint mir schon den letzten Kampf zu kämpfen. Wäre die Heftigkeit der Mutter nicht gewesen, so hätte er vielleicht schon vollendet.«

Die arme Susanne stieß einen Schrei aus; die unglückliche Mutter ahnte die Ursache und warf sich im bittersten Schmerze über das Kind hinweg und blieb liegen, bis Susanne sie wegzog und an die Worte des Doctors erinnerte.

Sie sank halb bewußtlos in einen Lehnstuhl.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wunderdoctor.

(Fortsetzung.)

Eines Tages trat der Auslaufer in mein Zimmer, bleich und verstört. Ich wollte ihm einigen Trost zusprechen, aber ich hatte selber keinen rechten Glauben daran.

Sein letztes Wort zu mir, ehe er weiter ging, war: »Noch zehn Tage Frist haben wir. Wenn sie verstrichen sind, und wir haben das Ultramarin nicht gefunden, dann habe ich mich und viele Andere ruinirt. Es wird mir dann Nichts übrig bleiben, als eine Anstellung beim Kanal zu suchen.«

Die letzten Worte sprach er mit einer Bitterkeit, welche mich errathen ließ, daß er unter der Anstellung am Kanal nichts Geringeres verstand, als seinem Leben im Kanal ein Ende zu machen.

So weit hat es nicht kommen sollen. Das alte, wahre Sprüchwort: »wo die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten«, bewährte sich abermals. In der zwölften Stunde hatte der Professor Leykauf noch ein Mal eine Parthie Kiesel und Thon zum feinsten Pulver zerrieben, mit harzigen Stoffen vermischt und zu einem Teige geknetet, und als er das gewonnene Pulver von den harzigen Theilen wieder geschieden hatte, ergab die erste Absonderung — er hatte dies Mal die richtige Mischung gegriffen — das reinste, lasurblaue Ultramarin.

In des Professors und des Auslaufers Augen erglänzten bei diesem Anblicke ein paar helle Thränen der Freude und des Dankes. Ihre feste Zuversicht war nicht Lügen gestraft worden. Für lange Zeiten des Kummers und des Hohns brachte dieser einzige Augenblick die reichste Entschädigung. Nun galt's noch ein Mal das Aeußerste aufzubieten. Rasch wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde der wichtigen Erfindung durch die Stadt verbreitet. Jetzt wollte Jeder ein Theilhaber des Ruhms der Beiden sein, und doch waren noch lange nicht alle Schwierigkeiten überwunden.

Nachdem der Professor Leykauf sich mit einer Abfindungssumme von 10,000 Gulden begnügt hatte und ausgeschieden war, wurde das Geschäft nun von Zeltner fabrikmäßig betrieben und nahm anfänglich einen erfreulichen Aufschwung. Der gewonnene Farbstoff wurde in den verschiedensten Preisen bis zu 11 Sgr. das Pfd. herab geliefert. Indessen war es wohl ein Himmelblau, welches das Feuer aushielt, aber im Vergleich zum ächten Ultramarin ließ sich noch Manches daran aussetzen. Allgemein gab man dem Meißner Fabrikat vor dem Nürnberger den Vorzug, welches letztere beim Altern sich offenbar verdunkelte. Es dauerte auch gar nicht lange, da lieferten die Pariser zu demselben Preise ein Ultramarin, welches vom ächten nur auf dem Weg chemischer Analyse zu unterscheiden war und einen weit höheren Glanz als das Nürnberger besaß.

Der Zeltner und der Leykauf waren Beide nicht die Menschen, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Freilich stellten sich wieder neue Zweifel und Aengste ein; aber unerschütterlich blieb ihre Zuversicht: »was die Pariser können, das können wir auch!« Halbe Nächte durch wiederholte nun der Professor Leykauf seine Versuche im Laboratorium. Die Mischung der Substanz hatte er schon; es galt ja nur noch, ihr einen höheren Glanz zu verleihen. Eines Tages legte er seinem Freunde Zeltner eine Probe zur Begutachtung vor, die das

Pariser weit übertraf. Der Zeltner hatte ein Paar Augen im Kopfe, denen der feinste Unterschied nicht entging; aber er hatte auch ein Herz im Leibe, das die Verdienste des Professor Leykauf richtig zu würdigen wußte.. So kaufte er demselben das neue Recept abermals ab und zahlte ihm dafür eine Jahres-Revenue von 1800 Gulden.

Von da ab war jede Concurrenz ausgeschlossen. Das Zeltner'sche Ultramarin beherrschte den ganzen Markt der Welt. Seine Reisenden gingen bis China und Brasilien. Mit jedem Jahre erweiterte er seine Fabriken, bis sie die kolossale Ausdehnung gewannen, in welcher sie jetzt Ihrem Auge imponiren.«

Mit einer leichten Bewegung seiner Hand richtete der alte Herr meinen Blick auf, den ich in Gedanken vertieft auf den Boden geheftet hatte. Ich war auf's Angenehmste überrascht, dicht vor der Zeltner'schen Ultramarinfabrik zu stehen, wohin mich mein Begleiter unvermerkt geleitet hatte. Wir waren genöthigt, auf die Seite zu treten, da eben die Feierabendglocke schlug, und die Arbeiter in dichten Schaaren den massenhaften Gebäuden entströmten.

»Ich hege die Ueberzeugung, fuhr mein Begleiter fort, daß ein Fabrikherr unserer Tage sich in einer socialen Stellung befindet, die mit derjenigen eines mittelalterlichen Feudalherren auf gleicher Linie steht, und daß es wesentlich nur von ihm abhängt, ob er von dieser einflußreichen Stellung einen wohlthätigen, oder einen verderblichen Gebrauch machen will. Es ist ihm, gegenüber dem armen Arbeiter, dessen physische Kräfte er gebraucht, eine Macht, um nicht zu sagen »Willkür« eingeräumt, welche alle Befugnisse der Polizeibehörde, der Gerichte und selbst der Geistlichkeit weit übersteigt. Darum findet man das gesammte Personal einer größeren Fabrikanstalt allemal von einem und demselben guten oder bösen Geiste, von dem des obersten Dirigenten, beseelt, und ein aufmerksamer Beobachter, der am Feierabend die heimziehenden Arbeiter Revüe passiren läßt, ist im Stande, sich auf's Genaueste über denselben zu vergewissern. Darum habe ich Sie hieher geführt, um die Wahrheit Dessen zu erproben, was ich meinen Mittheilungen noch beizufügen habe.«

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Aepfelbäumchen als Einfassung von Gruppen und Beeten.) In Frankreich werden die Paradiesäpfelbäumchen häufig zu Einfassungen verwendet, indem man je 10 Fuß ein Exemplar pflanzt. Bei der Auswahl gibt man denjenigen den Vorzug, die etwa 12 Zoll über ihrem Veredlungspunkte zwei gegenüberstehende Aeste haben. Etwa 14 Zoll über dem Boden spannt man horizontal starke Eisendrähte, an welche die Aeste befestigt werden. Man hat alsdann weiter Nichts mehr zu thun, als alljährlich der Natur in Verlängerung der Aeste zu Hülfe zu kommen, indem man an den Bämchen weiter keine, als diese Leitzweige duldet. Nach Verlauf einiger Jahre bildet sich dadurch eine Einfassung, die von ausnehmend schöner Wirkung sein soll.

Verschiedenes.

Herr Oberförster H. Koch im Forsthause Gorisch bei Riesa hat heuer einen prächtigen schwarzen Storch an das Naturaliencabinet zu Dresden eingesendet, welcher sogleich ausgestopft wird.

Seit dem Tode ihres Vaters lebten die beiden Töchter des ehemaligen Schullehrers Schlack zu Pfalzgrafenweiler im Würtembergischen in schwesterlicher Eintracht und beinahe klösterlicher Zurückgezogenheit schon längere Jahre beisammen, von dem gegenseitigen Wunsche beseelt, einmal mit einander sterben zu dürfen. In der Nacht vom 13. auf den 14. April starb nun die ältere, und die jüngere, die den Tag über anscheinend noch gesund war, in der Nacht vom 14. auf den 15. Beide kamen in Ein Grab, und somit ist ihr Wunsch buchstäblich erfüllt.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 59:
Galgenstrick.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 61. Dienstag, den 20. Mai 1856.

Vier Neujahrs-Abende.

(Fortsetzung.)

Während sie hier regungslos und in gänzlicher Erschöpfung einige Minuten zubrachte, hat der Leser Zeit, sie näher zu betrachten. Sie war jetzt vierundzwanzig Jahre alt. Vier Jahre, die seit dem Tode des Gatten verflossen waren, hatten sie wenigstens zehn Jahre älter gemacht. Sie trug noch die schwarze Kleidung, die sie seit dem Tode des Gatten nicht abgelegt hatte. Allerdings hatten auch die Angst und Aufregung der letzten Zeit, sowie der seit mehreren Wochen mangelnde Schlaf dazu beigetragen, die Verheerung zu vollenden; denn seit vier Wochen hütete sie das Krankenlager ihres Sohnes. Sie hatte weder die Sonne gesehen, noch frische Luft geathmet, und gab den Bitten der Dienerin und den Vorstellungen des Arztes kein Gehör, sich auch nur eine Minute Ruhe zu gönnen; sie saß in dem Lehnstuhl, und nur auf Minuten schloß die Ermattung ihr die Augen, und auch dann hatte sie keine Ruhe, denn während des Halbschlummers zog die Erinnerung mit ihren schwarzen Bildern an ihrer Seele vorüber, oder die Zukunft rollte sich trost- und farblos vor ihren Blicken auf.

Ihr Vater, der kräftige, rüstige Mann, war aus Gram über das Unglück seiner Tochter gestorben, und als sein Besitzthum verkauft wurde, wandte sich seine alte Dienerin zu ihr. Nach diesem Ereigniß fesselte sie Nichts mehr an ihren Geburtsort, und sie glaubte ruhiger zu werden, wenn sie einen andern Wohnort wählte; denn bei ihrer Schwiegermutter zu bleiben, war ohnedies nicht ihr Wunsch, da sie in deren Gegenwart sich leidender als gewöhnlich fühlte, weil deren sanftes, stilles Wesen, verbunden mit ihrer Frömmigkeit, sie mehr folterte, als harte Vorwürfe es hätten thun können. Sie entzog derselben den letzten Trost und die einzige Freude dadurch, daß sie mit deren Enkel sich nach einem fernen Orte wendete, nur begleitet von Susanne, und dort von Niemand gekannt und bemitleidet lebte. Der fortwährende Kampf ihrer Leidenschaften würde vielleicht ihre Kräfte schon längst aufgerieben haben, wenn nicht der Anblick des lieblichen Knaben, das treue Ebenbild seines Vaters, Oel auf die mattbrennende Lebenslampe gegossen und das Verlöschen derselben verhütet hätte. Alfred war gesund und kräftig und berechtigte seine Mutter zu den schönsten Hoffnungen, als er plötzlich in der Fülle der Gesundheit und Kraft von einem heftigen Scharlach ergriffen ward. Schon war jeder Gedanke an Gefahr vorüber, als durch einen Rückfall Lungen und Gehirn zugleich zu leiden anfingen und das Kind in den Zustand versetzte, in welchem es sich gegenwärtig befand.

Es war eine Todesstille in dem Zimmer. Man hörte Nichts als das unregelmäßige Athmen des Kindes, den Schlag der Pendule auf dem Nußbaumschrank und das Knistern des Feuers im Ofen.

Einen schrecklichen Contrast zu dieser Stille bildete die aus dem gegenüberliegenden Casinolocale tönende Ballmusik, welche bis in die Stille des Sterbezimmers drang und in diesen Räumen wie das Hohngelächter der Hölle klang. Während hier ein Mutterherz unter Todesqualen zuckte, tanzte man dort fröhlich dahin. Es ist dies ein treues Bild des Lebens, aber so nahe ist Tod und Verzweiflung dem Lachen und Frohsinn nicht immer gegenüber gestellt.

Aehnliche Betrachtungen mochte Madame

Werner auch anstellen, denn sie fuhr mit einem Male aus ihrem Sinnen auf und rief laut: „Die Hälfte meiner Habe gäbe ich darum, wenn ich diese Musik, die mich zu verhöhnen scheint, verstummen lassen könnte.“

Sie ging hastig im Zimmer auf und ab und beugte sich bei der jedesmaligen Rückkehr an das Bett des Kindes nieder, um zu lauschen und es zu küssen.

Endlich schlug die Uhr Eilf, die Stunde, wo sie dem Kranken eingeben sollte. Es war dies schon das vorige Mal eine schwer zu lösende Aufgabe gewesen, denn der Kleine schien die Fähigkeit zum Schlucken verloren zu haben. Nur mit Mühe brachte sie ihm einige Tropfen auf die Zunge. Jetzt füllte sie wieder mit zitternder Hand den Löffel, aber einzuflößen vermochte sie ihm Nichts, denn die Lippen waren blau und fest geschlossen, das halb offene Auge schien gebrochen, und die Stirn war eiskalt. Sie glaubte, es wäre jetzt vorüber und warf Flasche und Löffel weit hinweg, riß die Haube vom Kopfe und zerraufte sich das Haar, gleich den Töchtern Israels im alten Testament, krallte die Hände in ihr eigenes Fleisch, bis sie blutige Spuren zurückließen, und stieß die Stirn gegen die steinerne Mauer.

Sie schien jetzt wirklich wahnsinnig geworden zu sein.

So trieb sie ihr Spiel fast eine Stunde, immer nach dem Kinde sehend, in dessen Zustand sich Nichts änderte. Sie war noch immer allein, denn Susanne hatte sich bei dem Ausbruche des wilden Schmerzes entfernt und lag in ihrem Kämmerlein auf den Knieen, um für Die zu beten, die nicht beten konnte; nur dann und wann lauschte sie durch das Schlüsselloch, um zu sehen, was im Innern des Zimmers vorging.

Endlich schien aber doch die Rinde ihres harten Herzens abzuthauen, denn als die Stunde der Mitternacht schlug, die Ballmusik drüben verstummte, und das Glockenspiel auf dem nahen Kirchthurme Paul Gerhard's herrliches Lied: „Befiehl du deine Wege“ spielte, da sank auch sie betend auf ihre Kniee, um dem Herrn über Leben und Tod ihre Wege und ihr Kind zu befehlen.

Sie betete lange und inbrünstig, denn den Quell des Trostes, den sie sich selbst so lange verschlossen hatte, schien sie jetzt ganz ausschöpfen zu wollen.

Sie bemerkte in ihrer Andacht nicht, daß Susanne eintrat, um beim Beginn des neuen Jahres ihrer Herrin ein Wort des Trostes zu sagen, sich aber, als sie dieselbe beten sah, ehrfurchtsvoll zurückzog und einen Blick innigen Dankes zu Gott schickte.

Beruhigter erhob sich jetzt Madame Werner und nahm wieder in ihrem Stuhle Platz. Schon nach wenigen Augenblicken senkte sich ein fester Schlaf auf ihre Augenlieder, denn nachdem Frieden in ihr Herz gekommen war, machte auch die Natur ihre Rechte geltend. Die treue Magd erschien ganz leise als Hüterin der Beiden, aber neben ihr sandte Gott noch den Engel der Genesung, der sanft des Kindes Stirn küssen und die eiskalte Hand berühren mußte. Er vertrieb den Genius des Todes, um dem Leben wieder Platz zu machen. Ehe wieder eine Stunde verging, athmete das Kind ruhiger, und Wärme kehrte allmählig zurück.

Susanne ließ beide ruhig schlummern, denn in dem frommen Glauben, daß nur Gott helfen könne und alle Arznei nutzlos sei, versuchte sie auch nicht das Geringste einzuflößen, was vielleicht auch bei der eingetretenen Krisis das Beste für den Patienten war.

Als die Sonne am Morgen zum ersten Mal in diesem Jahre der Erde ihre goldenen Strahlen sandte und das dunkel verhangene Zimmer matt erleuchtete, erschien ungerufen und mit der Gewißheit im Herzen, daß das Kind hinüber in's bessere Land geschlummert sei, der Arzt an der Vorsaalthür und zog leise die Klingel.

Madame Werner erwachte, rieb sich verwundert die Augen und war nicht gleich im Stande, die Wirklichkeit richtig aufzufassen.

Der Doctor trat ein, betrachtete das Kind, welches in einem Bade von Schweiß lag, und sagte zu der Mutter: „Ich wünsche Ihnen viel Glück zum neuen Jahr! Alfred ist gerettet, die Krisis ist vorüber.“

Jetzt erst schien der Verstand und das Begriffsvermögen wiederzukehren. Madame Werner schlich hinaus mit feuchten Augen, um Dem zu danken, der Angst und Kummer von ihr genommen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Der Wunderdoctor.

(Schluß.)

Zeltner blieb alle Zeit seiner Herkunft eingedenk. Es schien ordentlich, als ob er die Fabrik mehr um der Arbeiter, als um seiner selbst willen, als ob er, seines alten Wortes eingedenk, mehr eine Suppenanstalt und ein Versorgungshaus, als eine Fabrik zur eigenen Bereicherung errichtet habe. Die 800 Leute, die er beschäftigt, stehen alle unter einem Gesetze, welches er mit eiserner Consequenz handhabt. Und doch verehren sie ihn wie einen zweiten Vater, eben weil er Gerechtigkeit und keine Willkür übt. Es ist eine Eigenheit von ihm, daß er keinem seiner Arbeiter erlaubt, einen Bart zu tragen, und solche Eigenheiten besitzt er noch mehrere, aber sie werden ihm gerne um der unendlichen Vorzüge willen verziehen, die er in andern hundertfältigen Beziehungen besitzt. So hat er für seine Leute eine eigene Sparkasse errichtet, die auf liberaleren Grundsätzen beruht, als irgend eine öffentliche. Wenn aber der Lohn eines Arbeiters mit Beschlag belegt wird, so spricht das Gesetz, das er gegeben, die sofortige Entlassung dieses Arbeiters aus; denn leichtsinnige Schuldenmacher duldet er nicht. Wie milde er aber wieder urtheilt, habe ich erst neulich erfahren. Ein sonst unbescholtener Arbeiter hatte sich mit einem Mädchen vergessen. Die Alimentationsklage war eingeleitet, in jedem Augenblick die Beschlagnahme des Lohns zu gewärtigen; da bekam Zeltner Wind von der Angelegenheit, und um den Arbeiter zu retten, zahlte er 200 Gulden an die Mutter des unehelichen Kindes unter der Bedingung, daß sie von der Klage abstehe und ihre Beweggründe nur ihrem Anwalt mittheile. Der Anwalt war ich, und Niemand außer Ihnen und Dem, der Alles sieht und vergelten wird, hat bis heute davon Kenntniß erhalten.

Es läßt sich gar nicht ausrechnen, wie unermüdlich er im Geben ist, wie viel milde Stiftungen er schon in's Leben gerufen, und wie viel Thränen er getrocknet hat. Buchstäblich ist's wahr, daß er die Linke nicht wissen läßt, was seine Rechte in fürstlicher Freigebigkeit gespendet. Wie manche arme Gemeinde im Lande stände ohne Bethaus da, wenn er nicht geholfen hätte. An jeder Stätte unverschuldeten Unglücks erscheint er als der erste Helfer. Sein Wahlspruch ist: »was du thun willst, das thue bald, und was du geben willst, das gib gern!« Nur ein Mal im Jahre ist er sparsam: bei der Ausstattung eines Kindes. Keinem gibt er mehr mit, als 10,000 Gulden. Er will, daß sie sich plagen, wie sich ihr Vater geplagt hat, und daß sie den Acker im Schweiß des Angesichts bauen lernen.«

Der alte Herr schwieg eine Weile, und der Zug der Arbeiter hatte sich unterdessen auch verlaufen. Ganz hinten kam noch ein freundlicher Stelzfuß angehumpelt. Ich frug ihn, wo er das Bein verloren? Bei Fridericia war seine Antwort. Da war ich begierig, mehr von ihm in Erfahrung zu bringen. »Ei«, sagte er, »die Geschichte ist kurz. Als Schleswig-Holstein sich erinnerte, daß es zu Deutschland gehöre, und als der Däne es von der See und vom Land aus bedrängte, da hat der Herr Zeltner hundert Männer equipirt und jedem 50 Gulden Handgeld bezahlt. Ich war auch dabei. Wir haben alle Schlachten mitgemacht, aber bei Friedericia hat mir eine dänische Kartätschenkugel das Bein zerschmettert. Jetzt bin ich Aufseher in der Fabrik, und ich segne die Stunde, wo ich mein Bein verlor.« Er pfiff die Melodie von »Schleswig-Holstein meerumschlungen« und freundlich grüßend humpelte er weiter.

Ich aber wandte mich an meinen Begleiter mit der Frage, wie denn die Nürnberger die Verdienste dieses seltenen Mannes zu würdigen wissen?

Mit Achselzucken erwiederte er: »Es hat den Kain verdrossen, daß Gott auf Habels Opfer gnädiglich herabsah. Der alte Sauerteig des Neides ist auch in Nürnberg lebendig. Wie Zeltner in Angst und Noth war, haben sie ihn gehänselt, und wie er gleichwohl reussirte, sagten sie, es sei nicht sein Verdienst, sondern das des Leykauf. Dann traten sie zusammen und wollten, wie Zeltner das Ultramarin, mit Leykauf's Hülfe Türkisch-Roth bereiten. Aber Gott hatte keine Freude am Opfer der Türkisch-Roth-Actien. Er ließ sie unter pari gehen und immer tiefer sinken. Jetzt haben sie gar keinen Kurs mehr! —«

Wir schickten uns an, in die Stadt zurück zu pilgern, als mich mein Begleiter mit einer raschen Wendung noch ein Mal anhielt. Wir

erwarteten einen einzelnen Herrn in einem hechtgrauen Rocke, der eben die Fabrik verließ, und in dessen Person mir wenige Augenblicke später Herr Zeltner vorgestellt wurde. Indem ich in seine mir freundlich dargebotene Hand von Herzen einschlug, sagte ich: »Wir kennen uns bereits. In Kissingen war ich ein stummer Zeuge, wie Sie's verstehen, durch eine ebenso zeitgemäß verordnete als applicirte Ohrfeige eine Seele vom Verderben zu erretten. Ich habe Sie für einen Wunderdoctor gehalten und bin in dieser meiner Ansicht nur bestätigt worden, nachdem ich in Erfahrung brachte, daß Ihre Apotheke auch andere Arcana besitzt, als Ohrfeigen.«

Ein feines Lächeln spielte um seinen Mund, während wir fürbaß schritten, Jeder in seine Gedanken verloren.

Landwirthschaftliches.

(Außerordentlich üppige Cultur-Methode des Epheus.) Um den Epheu, diesen allbeliebten Fensterschmuck, zu ungemein raschem Wachsthume zu bringen, empfehle ich folgende Methode: Man verschaffe sich Eichen- oder Buchenmoder, in welchem der Epheu gepflanzt und gut ausgedrückt wird, worauf man ihm einen schattigen Platz anweist. Nach Verlauf von einigen Tagen schüttet man etwas Baumöl nahe um den Stamm, gieße aber gleich Wasser darauf und wiederhole dieses Anfangs jedes Mal, so oft das Begießen nöthig wird. Später, wenn einmal die Erde hinlänglich gesättigt ist, kann man diese Oeldüngung einstellen. Es ist unglaublich, wie rasch der Epheu bei dieser Behandlung Trieb um Trieb entwickelt, selbst Blätter erhalten dadurch ein frischeres Grün und erscheinen in größerer Anzahl. Zu bemerken ist noch, daß das Frühjahr am Besten zum Verpflanzen sich eignet.

Lebensphilosophie.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Verschiedenes.

Da der Gebrauch von messingenen Hahnen beim Ausschenken von Essig nachtheilige Folgen für die Gesundheit veranlassen kann, indem sich sehr schnell Grünspan ansetzt, hat der Münchener Magistrat beschlossen, daß die Essigsieder und Essigfabrikanten an ihren Essigfässern nur hölzerne Hahnen führen dürfen.

Eines Morgens, statt sich anzukleiden, spielten die Knaben im Hemde. Der Vater erzürnt, rief: »Ihr Schlingel, wie lange werdet ihr noch im Hemde herumgehen?« — »So lange wir leben«, antworteten die Knaben.

Buchstaben-Räthsel.

4. 2.

Wer dich veranlaßt, also auszurufen,
Dem reichest schwerlich du zum Dank die Hand.

4. 1. 5.

Gar vielfach ist's, verschieden seine Stufen,
Und meistens wird darnach der Mann genannt.

3. 4. 2. 1.

In ihm ist Alles in dem Weltenrunde,
Woher, wohin und wo was geht und steht.

4. 3. 1.

Wer's hat, gesund und freudig jede Stunde
Bereit ist, es zu brauchen, früh und spät,
Wird's selten.

5. 3. 4. 2. 1.

Liegt der Leib vom Schlaf umfangen,
Dann schwärmet hier umher der wache Geist,
Quält jetzt den Schlafenden mit schwerem Bangen,
Gewährt dann foppend ihm sein heiß Verlangen
Und wandelt Bahnen, wohin Nichts uns weist.

1. 2. 3. 4. 5.

Ein kühner Krieger, der des größern Helden
Triumphe mit erfocht und mit getheilt!
Ach, könnte die Geschichte von ihm melden,
Daß er auch dann mit ihm sein Loos getheilt,
Als Jenen kaum das Unglück hat ereilt!
Er that es nicht. Verräther an der Pflicht,
Verließ er treulos seinen Freund und Herrn,
Für sich besorgt, folgt er nur seinem Stern.
Er starb im Unglück, auf dem Schlachtfeld nicht —
Er starb, verurtheilt durch ein Kriegsgericht.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 62. Donnerstag, den 22. Mai 1856.

Vier Neujahrs-Abende.

(Fortsetzung.)

Vierter Abend.

In einem Zimmer, welches neben dem Anstrich der Nettigkeit und Eleganz auch den der Wohnlichkeit hatte, saß auf einem großen, bequemen Lehnstuhl mit der Brille auf der Nase eine alte Matrone. Auf dem Bänkchen zu ihren Füßen lag ein schlafendes Kätzchen und wärmte ihr die Füße; neben ihr auf einem Kammerdiener stand das Stickkörbchen mit Knäuel und Strumpf und deutete an, daß ihre Hände nie ruhen konnten, denn während noch die Ueberreste der Abendmahlzeit, welche aus Thee und Butterbrod bestand, vom Tische nicht hinweggeräumt waren, hatte sie auch schon die Arbeit wieder bei der Hand.

Ihr gegenüber am Tische saßen zwei junge Mädchen, ihre Enkelinnen, die ältere ein Buch vor sich und die jüngere mit Stickerei beschäftigt.

Die Großmutter saß still und in Gedanken versunken, auch die Mädchen waren still, tranken schweigend ihren Thee und aßen den Rest Weihnachtsstolle, den sie sich für den Sylvester aufgespart hatten.

Endlich unterbrach die ältere, Marie, das Schweigen und fragte, ob sie nun anfangen sollte, vorzulesen.

„Diesen Abend bin ich nicht aufgelegt, den Kohl Anderer mit anzuhören“, antwortete die Großmutter, „wir wollen lieber unseren eigenen Gedanken nachhängen.“

„Dann kann ich wohl an meinen Vater schreiben?“ fragte Marie weiter.

Ehe wir aber in unserer Erzählung fortfahren, wollen wir erst die Sprecherin näher in's Auge fassen.

Sie war ungefähr zwanzig Jahre alt und glich ihrer Großmutter, wie diese mit zwanzig Jahren ausgesehen, Zug für Zug. Sie hatte dieselbe hohe Gestalt, das glänzend schwarze Haar, die glühenden Augen von derselben Farbe, die scharfgezeichneten Züge mit dem geistvollen Ausdruck; auch die Strenge und der Ernst und eine marmorartige Blässe fehlten nicht. Marie war geistvoll und interessant, aber ernst und still, und ein Lächeln in ihrem Gesicht war etwas so Seltenes, wie ein Sonnenblick an einem trüben Decembertage.

Ganz anders war ihre Schwester Helene, ein Mädchen von achtzehn Jahren und der Liebling der Großmutter. Sie war kleiner als ihre Schwester, und die Gestalt hatte etwas Leichtes, Zephyrartiges; das weiche, blonde Haar glich dem Goldgespinnst in jenem Mährchen. Es war Alles an ihr so niedlich; der kleine lachende Mund mit seinen weißen Zähnen und granatrothen Lippen; die Grübchen in den Wangen, die blauen sanften Augen, die weiße Stirn, dazu das blühendste Colorit und eine Lebendigkeit in ihrem ganzen Wesen vollendeten ein Bild, welches das beste Herz von der Welt, sowie Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit zur Folie hatte.

Auf Marie's Frage antwortete die Großmutter: „Nein, das ist nicht nöthig, denn kaum ist Weihnachten vorbei, wo wir geschrieben und geschickt haben, was ihm nothwendig war.“

„Großmutter“, entgegnete Marie, indem Thränen ihre Augen füllten, „so hart wie Du gegen mich bist, bist Du auch gegen den Vater.“

Sie stand auf und schlich sich hinter die Vorhänge des Fensters. Die Großmutter holte tief Athem, wie das so ihre Art war, wenn sie eine Strafpredigt halten wollte. Helene,

die wohl wußte, was kommen sollte, ging auf die Großmutter zu und jagte Miezchen vom Bänkchen herunter, um ihren Platz einzunehmen Während sie ihren Kopf auf den Schooß der Großmutter legte, ihre Liebkosungen nicht sparte und ihr Allerhand vorschwatzte, um sie zu erheitern, vergaß die Großmutter ihren Zorn, auch die gerunzelte Stirn glättete sich.

Als die Großmutter wieder bei guter Laune war, fragte Helene, ob sie ausgekleidet sein wolle.

Madame Werner, denn sie war die Matrone, antwortete: »Nein, denn ich glaube, wir bekommen noch Besuch, das Kätzchen hat sich geputzt.«

»Heute gewiß nicht«, sagte Helene, »denn heute geht Alles dahin, wo es laut und fröhlich hergeht.«

Madame Werner ward durch die letzten Worte unangenehm berührt, und um sich ihren eigenen Gedanken zu entreißen, sprach sie: »Mein Kind, spiele mir doch Etwas vor.«

»Ich will Dir alle Deine Lieblingssachen vorspielen: die langweilige Menuet, die steife Ecossaise, oder: Mich fliehen alle Freuden, aber nur unter der Bedingung, daß wir nachher an den Vater schreiben dürfen.«

»Und was wollt ihr denn schon wieder schreiben?«

»Ich will ihm Glück wünschen zum neuen Jahre, denn mein armer Vater bedarf eines Glückwunsches wohl. Auch möchte er glauben, wir verbrächten den heutigen Abend in Saus und Braus, ohne an ihn zu denken, während er —«

Hier rollten die Thränen über des Mädchens blühendes Gesicht, und sie barg es in den Schooß der Großmutter. Nach einer Pause fuhr sie fort: »Auch möchte ich ihm gern die drei Thaler, die Du mir zu einer neuen Schärpe geschenkt hast, schicken. Meine alte Schärpe ist ja noch wie neu, und der Vater würde sich sehr freuen.«

»Das wäre nun vollends Thorheit«, rief die Großmutter heftig. »Ich habe ihm zu Weihnachten mehr geschickt, als er braucht.«

»Großmütterchen«, bat Helene schmeichelnd, »Bücher kann er nie genug bekommen, denn das ist ja das Einzige, was ihn ergötzen kann.«

Ehe Madame Werner antworten konnte, öffnete sich die Thür und herein trat die lange hagere Gestalt eines Mannes, nahe an fünfzig Jahren, in einem gesucht einfachen, aber geschmackvollen Anzuge.

Es war der Professor Weller, ein reicher Privatmann, der Hausgenosse von Madame Werner und ihr fast täglicher Gast. Da sie geglaubt hatte, er befände sich in großer Gesellschaft, war sie sehr überrascht, ihn zu sehen, besonders da sein Eintritt so geräuschlos war; aber Susanne, die alte Dienerin von früher, war schon lange da, wo sie den Lohn ihrer vieljährigen Treue empfangen sollte, und ihre Stelle hatte durch eine neue, die würdige Repräsentantin der unzuverlässigen Jetztzeit, ersetzt werden müssen.

Sie war beschäftigt, in der Küche die Vorrichtungen zum Mittagsmahl für den Neujahrstag zu besorgen und hatte, um verstohlen ihrem Vergnügen nachzugehen, die Vorsaalthüre offen gelassen. Der Professor hatte daher ungehindert eintreten können. Als er an dem ihm wohlbekannten Wohnzimmer leise anklopfte, erfolgte kein Herein! er hörte jedoch sprechen und trat ein.

Als er Madame Werner begrüßte, dankte sie ihm nicht ohne Verlegenheit; aber bald darauf erhob sie sich und hieß ihn herzlich willkommen.

Sobald die Begrüßungsscene vorüber war, schweiften seine Augen im Zimmer umher, um einen anderweitigen Gegenstand zu suchen, den er auch sehr bald hinter einem der Vorhänge fand. Er schritt sogleich auf Marien zu, die ihn ebenfalls in sichtlicher Verlegenheit begrüßte, und sagte, indem er auf ihre verweinten Augen blickte und ihr die Hand reichte: »Mein bestes Fräulein Marie, ich störe doch nicht. Es sollte mir sehr leid thun, wenn dies der Fall wäre, denn dann geböte die Pflicht, mich sogleich wieder zurückzuziehen. Ich konnte nicht umhin, den wichtigsten Augenblick im Jahre in keiner Gesellschaft lieber zu erwarten, als in der Ihrigen. Darf ich hoffen, daß es Ihnen nicht unangenehm ist?«

»Wer im ganzen Jahre der liebste Gesellschafter der Großmutter ist«, erwiederte Marie ausweichend, »ist gewiß auch am Sylvester gern gesehen. Nicht wahr, Großmutter?«

Letztere sagte einige verbindliche Worte, führte den Gast nach dem Sopha und nahm dann neben ihm Platz. Marie setzte sich gegen-

über und Helene, welche die Wirthschaftsführerin für diese Woche war, ging, um das Nöthige zur Bewirthung des Gastes zu besorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Gemüths- und Charakterleben der Vögel.

Auszug aus einem in Stuttgart gehaltenen Vortrag.

Es ist die Klasse der Vögel, aus deren Gemüths- und Charaktereigenthümlichkeiten ich Ihnen Züge von Interesse vorüberführen möchte. Es liegt in der Natur derselben so viele Schönheit und Tugend, daß ihnen Jeder hold gesinnt sein muß. Ihr Gesang, ihre Beweglichkeit wären allein schon Grund genug, Interesse und Liebe in hohem Grade zu wecken; aber wenn wir ihre Kunstfertigkeit im Nesterbau und den Reichthum ihrer Gefühlsausdrücke, die ihnen noch außer dem Gesang zu Gebot stehen, hinzunehmen, so möchten wir leicht versucht sein, ihnen, von Seite des Gemüths wenigstens, selbst vor den Säugethieren einen Vorzug einzuräumen. Hier ist denn vor Allem ihre Sprache, was uns anzieht. Keinem Thier ist diese Gabe in solchem Grade und solcher Mannigfaltigkeit verliehen, wie den Vögeln. Hierin stehen sie dem Menschen am allernächsten. Denn sie haben, wie diese, nicht nur eine Sprache des gewöhnlichen täglichen Umgangs, des Rufens und Schreiens, sondern sie haben, wie die Menschen, zum Ausdruck der höchsten Empfindung die Poesie, die Lyrik, das Lied. Wie dürftig sind, der Kehle der Vögel gegenüber, die Säugethiere daran! Auch sie versuchen für verschiedene Gefühlsregungen verschiedene Töne, und ein Hirsch, der seine Kühe ruft, oder ein Schaf, das sein Junges lockt, wissen sich gewiß ganz verständlich zu machen. Aber wie einförmig thun sie dies! Wie reich an Tönen und Modulationen sind hierin die allermeisten Vögel, und zwar ohne daß sie dazu auch nur ihres eigentlichen Gesangs bedürften; denn wie verschiedenes Locken, Girren, Rufen, Schnalzen, Klagen, Zanken steht ihnen außer ihren Liedern zu Gebot! Wie viel süße Mühe gibt sich das Männchen um das Weibchen mit einer Zärtlichkeit und Gewandtheit in Tönen, die es dem geübten Ohr ganz unzweifelhaft machen, daß hier eine Liebeswerbung im Zuge ist. Und wie gehoben und stolz tönt das Lied, wenn die Brautwerbung gelang! Wie im Gefühl einer trefflich gespielten Liebhaber- und Heldenrolle zugleich setzt sich das Männchen auf den höchsten Baum, auf den First eines Hauses und lobpreist sein schönes Geschick in Klängen, denen man die Worte aus Schillers Glocke unterlegen möchte:

„Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück, —
Rühmt sich mit stolzem Munde.“

Aber auch dem Weibchen sind gar artige und eindringliche Töne gegeben, um das Männchen anzulocken und ihm zu schmeicheln. Und wie hoffnungsreich, wie wonneheimlich sind die Töne, von denen der Bau des Nestes begleitet wird! Töne, denen all die süße Erwartung des warmen brütenden Lebens und des Mutterglücks schon innewohnt, das auf den Ausbau des Nestes folgen soll. Der Reichthum eines Vogelgemüths und seiner entsprechenden Aeußerungsfähigkeit tritt jedoch erst ganz zu Tage im Umgang mit den Jungen. Was das ein glückseliges, freudezitterndes Kichern der Mutter ist, wenn sie einem Jungen, das eben die Wände seines Eies zu sprengen beginnt, heraushilft! Ich hatte einmal Gelegenheit, ein brütendes Hausrothschwänzchen in solchem Falle ganz in der Nähe zu beobachten. Alle Augenblicke stund es auf vom Neste, plauderte hinein, drehte die Eierchen, pickte auf's Zärtlichste daran wie in ungeduldiger Freude, als ob es nicht erwarten könnte, wieder eines seiner Kinder an's Licht der Welt kommen zu sehen. Ja sie werden wieder kindisch mit den Jungen die alten Vögel. Von Tag zu Tag, sowie die Stimmen der Jungen im Neste sich ändern und stärker werden, ändern sich auch die Locktöne der Alten, und ein guter Kenner wird aus denselben ziemlich genau auf das Stadium der Entwickelung schließen können, in welchem sich die Brut befindet. Man hat den Singvögeln oft nachgesagt, sie singen unmusikalisch, d. h. ihre Töne haben höchst selten eine nach Höhe und Tiefe unterscheidbare Bestimmtheit. Es ist wahr, nur der einzige Kukuk singt seine kleine Terz nach Noten von bestimmter Höhe, während bei den andern ein bestimmter Ton nur vorübergehend wahrnehm-

bar wird, um alsbald wieder auf- oder abwärts in unbestimmte Klänge verzogen zu werden. Aber erinnern wir uns an Vögel, die zum Singen abgerichtet werden, wie willig zeigt sich das Ohr des Dompfaffen, der Amsel und vieler andern, ganz notengerechte menschliche Melodien aufzunehmen! wenn sie auch nicht unterlassen können, nachdem die eingeschulte Melodie abgesungen ist, noch ihren angeborenen Waldgesang nachzutragen, um zu beweisen, daß dieser eigentlich doch schöner ist und ihnen besser zu Gesicht steht, als der angelehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Milchprobe.) Wer sich überzeugen will, ob die Milch mit Wasser versetzt ist, der bringe einen Tropfen davon auf den Nagel des Daumens. Bleibt der Tropfen hoch stehen, so ist die Milch rein; zerfällt er, so ist sie mit Wasser versetzt.

Lebensphilosophie.

Das Eisen beugt des Hammers Wucht,
Der Flamme muß das Gold sich schmiegen.
Doch machtlos quält sich, wer da sucht
Krumme Begriffe grad zu biegen.

Vergangenheit laß deine Lehrerin sein,
In die Gegenwart streue den Samen ein;
Ob die Zukunft belebe den zarten Keim,
Das stelle Gott anheim!

Verschiedenes.

(Heirathsgebräuche in einigen Gegenden Frankreichs.) Die heirathslustigen Mädchen in Haute-Vienne ziehen an gewissen Tagen in Procession nach Saint-Julien-les-Combes, wo sie den heiligen Eutropius um einen guten Mann bitten. In der Nähe der dort befindlichen Kirche ist ein Kreuz errichtet; dieses umwallen sie in langem Zuge, und zuletzt bindet jedes Mädchen sein linkes Strumpfband um dasselbe. Das Kreuz soll oft von Strumpfbändern überladen sein, daß man kaum ein freies Plätzchen daran findet. — In einigen Gegenden der französischen Rheinprovinz geht der Bursche, der um ein Mädchen freit, mit einem Freunde, der eine Kanne Wein trägt, in das Haus seiner Ersehnten und bietet der Familie ein Glas des Rebensaftes an; wird es angenommen und ausgetrunken, dann darf er hoffen, die Braut heimzuführen; im entgegengesetzten Falle aber muß er mit langer Nase abziehen. — In der Bretagne bittet der Liebende die Geliebte um ein Stelldichein. Kommt er und findet die Schöne nicht, dagegen an der Hausthür aufgerichtete Holzscheite, dann ist seine Bitte abgeschlagen; sitzt sie aber an der Thüre, dann winkt ihm das Glück; er setzt sich zu ihr, nimmt schweigend ihr Gürtelband, rollt es auf und — nun gehört sie ihm. Darauf bringt er am nächsten Tage mit den Eltern des Mädchens den Ehevertrag in's Reine. — In der Haute-Marne muß der Bräutigam jedem über 8 Jahre zählenden Mädchen im Dorfe eine Elle Band schenken, wofür die Beschenkte der Braut ein Huhn, ein Dutzend Eier oder ein Stück Butter mitbringt.

„Wo ist Sie her?“ fragte in A—g eine Frau ihre Magd beim Antritt ihres Dienstes. „Von Harburg“, war die Antwort. „Nun, dann sind wir Landsleute, ich bin von Nördlingen.“ Es stund einige Tage an, die Magd beging einen Fehler, und die Frau sagte: „Sie ist halt, wie alle Rieserinnen, eine rechte Gans.“

In seiner Jugend lernte Schiller die Harfe spielen. Ein Nachbar, der ihn nicht wohl leiden mochte, sprach einst zu ihm: „Ei, ei, Herr Schiller! Sie spielen die Harfe wie David, nur nicht so schön.“ — „Und Sie“, erwiederte Schiller schnell, „Sie sprechen wie Salomo, nur nicht so klug“

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 61:

Au. Amt. Raum. Arm.
Traum. Murat.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 63. Samstag, den 24. Mai 1856.

Morgenlied.

Hervor aus Bett und Zelle! Empor aus träger Ruh!
Schon strömt die Morgenhelle euch neues Leben zu.
Die Sonne steht am Himmel, der Lerchen Ruf erschallt,
Und fröhliches Getümmel füllt Lüfte, Feld und Wald.

Nun fort mit wüsten Träumen! Die Augen aufgethan
Und ohne langes Säumen zu frischem Werk heran!
Noch hüpft des Blutes Welle, noch strammt des Armes Kraft,
Auf daß an seiner Stelle der Mensch was Rechtes schafft.

Willkommen, Kameraden! Wir gehen gleichen Gang,
Und wie die Füße schreiten, so hallet unser Sang.
Und liegen Stein' am Wege, wir kommen schon vorbei,
Und stößt uns Dorn' und Kanten, wir reißen sie entzwei.

O Leben, schönes Leben, noch hab' ich Theil an dir!
O Sonne, schöne Sonne, noch schickst du Strahlen mir!
O Vögel, liebe Vögel, noch singt ihr mir ein Lied,
Und manche liebe Blume an meinem Wege blüht.

Drum fort mit alten Grillen und neuen Narrethei'n!
Gut ist die alte Erde und werth, sich d'rauf zu freu'n,
Und wenn wir wacker schaffen, was auch ein Jeder thu',
So schließt uns mild der Abend die müden Augen zu.

Vier Neujahrs-Abende.

(Fortsetzung.)

Nach einer augenblicklichen Stille begann der Professor: „Geehrte Madame Werner! Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß ich, trotzdem ich viele Bekannte habe, doch immer am Liebsten meine Mußestunden in Ihrem liebenswürdigen Kreise zugebracht habe; auch hatte ich dabei die eigennützige Absicht, daß ich näher kennen lernen und näher gekannt sein wollte. Dies, hoffe ich nun, ist in Zeit von drei Jahren hinreichend geschehen, und ich denke, Sie halten es für keine Uebereilung, wenn ich nun mit der Bitte um Marien's Hand hervortrete.“

„Sehr verbunden“, erwiederte Madame Werner.

„Ich kam eigentlich heute nicht in dieser Absicht her“, fuhr der Professor fort, „sondern wollte morgen einen Heirathsantrag in aller Form an die Neujahrsgratulation anreihen; aber als ich heute hier eintrat, war Alles so feierlich, so ganz anders als gewöhnlich, daß ich glaubte, es wäre jetzt der geeignete Augenblick. Auch kann ich mich dann freier und ungezwungener bewegen, wenn Das, was mir auf dem Herzen lastet, herunter ist. Marien's Besitz ist allerdings mein höchster Wunsch, ich habe aber nie in's Klare kommen können, ob dies auch von ihrer Seite der Fall ist, denn sie ist mir stets mit unglaublicher Gewandtheit ausgewichen. Ich muß deßhalb die Frage direct stellen, und mag nun die Antwort meine Wünsche krönen oder ein Nein mich aus dem Himmel meines Glücks schleudern, was bei meinem vorgerückten Alter leicht der Fall sein könnte, ich werde mein Schicksal tragen wie ein Mann.“

Marie hatte den Kopf gesenkt und die Augen auf ihre Arbeit geheftet, während eine leichte Röthe ihr bleiches Antlitz übergoß und ein unmerkliches Zittern ihren Körper durchflog. Als der Professor schwieg, blickte sie nach ihrer Großmutter hin, an welche doch eigent-

lich diese Rede gerichtet war, ihre Antwort erwartend.

„Sie haben mich nicht überrascht, Herr Professor“, erwiederte Madame Werner, „denn aus mancher Ihrer Aeußerungen, sowie aus Ihrem freundschaftlichen Benehmen gegen mich und der liebenswürdigen Auszeichnung, mit der Sie meine Enkelin stets behandelt haben, konnte ich schließen, daß bei Ihrer großen Ehrenhaftigkeit der Augenblick einer Erklärung einmal kommen würde. Ihr Vertrauen ehrt mich, und ich glaube, Marie wird das Glück, von einem so geachteten Manne begehrt zu werden, gebührend zu schätzen wissen und mit Freuden Ja sagen.“

„O wie glücklich machen Sie mich“, erwiederte Weller, ihr die Hand küssend.

„Hören Sie weiter“, fuhr die Großmutter fort; „ich halte es für meine Schuldigkeit, Sie über die Veranlassung von Marien's Thränen, jetzt sowohl, als auch schon früher, aufzuklären. Sie gelten meinem unglücklichen Sohne, Marien's Vater, dessen Geschichte ich Ihnen kurz mittheilen will.“

Marie war, während die Großmutter sprach, aufgestanden, hatte das Zimmer verlassen, und Madame Werner war nun mit dem Professor allein, dem sie Folgendes erzählte.

„Alfred, mein einziger Sohn, wurde einige Stunden nach dem Tode meines Gatten geboren. Ich zog ihn mit aller Liebe und Sorgfalt, die eine Wittwe auf ihr einziges Kind verwenden kann, groß. Da ich gesehen, wie unsicher die Existenz eines Kaufmannes ist, bestimmte ich ihn zum Studiren. Er hatte gute Anlagen, und zu meiner großen Freude sah ich, daß er seine Studien als Jurist ziemlich vollendet und die besten Censuren erhalten hatte. Da brach Krieg herein, und gegen meinen Willen folgte er dem Aufrufe an alle Jünglinge, in die Reihe der Kämpfenden zu treten. Daß sein Eintritt in das Regiment für mich die Quelle zu Sorgen, Angst und Thränen war, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, aber so sehr ich auch für sein Leben gezittert, blieb er doch bis auf einige leichte Wunden unverletzt. Ich dachte mir damals, sein Tod wäre das Härteste, was mich treffen könnte, aber leider sollte ich noch Härteres erfahren. Der Krieg ging zu Ende. Er war Premier-Lieutenant und wollte, da ihm das Soldatenleben gefiel, und er einmal aus seiner Carriere gerissen war, beim Militär bleiben; aber ich verschwendete so lange Bitten und ernste Worte an ihn, bis er sich meinem Willen fügte und seinen Abschied nahm. Was er nun beginnen wollte, wußten wir jedoch für den Augenblick nicht. Als Soldat hatte er mich viel Geld gekostet, aber Sie wissen, daß meine Vermögensverhältnisse so sind, daß ich seinen Lebensunterhalt auch ferner bestreiten konnte, und er arbeitete daher einstweilen im Steuerfache ohne Gehalt. Kurze Zeit darauf lernte er Fräulein Adele von Rosen kennen, der meine Helene bis auf ein Haar gleicht, und die damals auch in ihrem Alter war. Sie war die einzige Tochter eines gefallenen Officiers, und da ihre Mutter schon früher gestorben war, so hatte sie ein Onkel, hoher Beamter bei der Regierung, an Kindesstatt angenommen. Mein Sohn wünschte das Mädchen zu heirathen, und ich hatte Nichts dagegen einzuwenden, denn etwas Liebenswürdigeres, als meine Schwiegertochter, konnte es nicht geben. Ihrem Onkel gelang es bei seinen vielen Verbindungen, Alfred eine solle Stelle zu verschaffen, daß er heirathen konnte. Dies geschah auch, und während der ersten Jahre stand Alles gut, denn wenn seine Stellung auch in pecuniärer Hinsicht nicht sehr ausgezeichnet war, so konnte ich doch immer so viel zuschießen, daß Beide ein genügendes Auskommen hatten. Mit der Zeit bekamen sie viele Kinder, aber bei der großen Häuslichkeit und Sparsamkeit Adelen's machte sich kein Mangel fühlbar. Nach und nach hatte es mein Sohn bis zum ersten Rendant beim Hauptsteueramt gebracht und war mit seiner Stellung ganz zufrieden, als sein Chef starb. Er hatte natürlich die erste Anwartschaft auf diese Stelle, mußte aber zu seinem großen Verdruß erfahren, daß sie durch einen Andern besetzt ward, und noch mehr wuchs seine Erbitterung, als er hörte, daß der neue Dirigent ein ehemaliger Officier von seinem Regimente und seiner Meinung nach ein großer Ignorant war. Stolz und Jähzorn sind die Hauptcharakterfehler meines Sohnes; der erstere konnte die Zurücksetzung nicht verschmerzen, und der letzte riß ihn zu der That hin, bei deren Erwähnung mir alle Mal das Blut in den Adern erstarrt. Der neue Steuerrath kannte diese Fehler nur zu genau

und ließ keine Gelegenheit vorüber, meinen Sohn zu demüthigen. Dieser suchte ihm zu opponiren, und obschon sie Beide Männer von Welt und gutem Ton waren, gab sich doch zum Ergötzen des ganzen Steuerpersonals das gespannte Verhältniß während des Dienstes in tausend Dingen kund. Einmal bei einer Revisionsreise, die der Steuerdirector machte, suchte der Steuerrath meinen Sohn bloßzustellen. Letzterer, außer sich vor Wuth, reißt den Degen aus der Scheide und ruft: „Zieh, Schurke, und gib mir auf der Stelle Genugthuung, oder ich steche Dich nieder!“ Der Steuerrath sowohl als alle Anwesenden stehen vor Schrecken und Erstaunen starr. Mein Sohn, nicht mehr Herr seiner Sinne, sticht, da sein Gegner der Aufforderung nicht Folge leistet, denselben nieder. Sobald Alfred Blut fließen sah, war die Hitze verflogen und die ganze gräßliche Wirklichkeit stand vor ihm. Er warf sich über den sterbenden Kameraden und suchte durch die süßesten Schmeichelreden das fliehende Leben zurückzuhalten. Der Schmerz und die Reue war in diesem Augenblick größer, als der Schreck, mit einem Subordinationsvergehen ersten Grades auch einen Mord an einem Freund und Waffenbruder begangen zu haben; er hätte in diesem Augenblick gewiß sein Leben gern gegeben, wenn er die That hätte ungeschehen machen können. Er hielt den Sterbenden umklammert und mußte mit Gewalt von ihm gerissen werden, als man ihn fort nach seiner Wohnung trug, wo er nach einigen Stunden starb. Nachdem der Sterbende entfernt war, kehrte die Fassung meines Sohnes allmälig wieder zurück. Er gab seinen Degen in die Hände des Steuerdirectors, und von dieser Stunde an war er ein Gefangener. Ich habe ihn nicht wiedergesehen“, sagte sie ganz gebrochen. „Sein Urtheil lautete: Zwanzig Jahre Festung! Fünfzehn Jahre sind verflossen. Helene war damals drei Jahre alt, ihre Mutter, die meinen Sohn grenzenlos liebte, starb drei Monate nach diesem Vorfall; der Gram hatte sie aufgezehrt. Das jüngste Kind folgte ihr. Die Kinder habe ich alle erzogen, und sie sind größtentheils versorgt bis auf diese zwei, aber Ruhe habe ich keinen Augenblick gefunden, nur momentanes Vergessen des Geschehenen ist möglich.“ (Schluß folgt.)

Züge aus dem Gemüths- und Charakterleben der Vögel.

(Fortsetzung.)

Man trifft oft bei Vögeln derselben Art auffallende Verschiedenheiten im Vortrag ihres Gesangs. Am Meisten zeigen sich solche Unterschiede vielleicht beim gemeinen Buchfinken; der eine schlägt mit Kraft und Feuer, mit Fertigkeit und Sicherheit, beim andern will's nie recht fertig, wenigstens nie recht kräftig von der Zunge gehen. Schon in einer und derselben Gegend ist dieser Unterschied zwischen den Individuen auffallend; zwischen Gegenden von sehr verschiedener Lage aber wird er so groß, daß man zweifeln müßte, ob man denselben Vogel vor sich habe, wenn man sich darüber nicht durch das Auge vergewissern könnte. In unsern Gegenden hat der Gesang des Finken, so sehr er variiren mag, doch immer den frischen, gesalzenen Zungenscharrlaut, den ich mit einem kraftvollen r r bezeichnen möchte. Das obere Rheinthal hinauf, namentlich von Chur an, verschwindet dieser Kraftlaut mehr und mehr, bis er, wie ich mich auf einer Reise in's nördliche Italien überzeugte, auf der Höhe der Alpen und am südlichen Abhange derselben gänzlich verschwunden und in ein kraft- und saftloses l l umgewandelt ist. Ein Unterschied anderer und fast noch interessanterer Art ist zwischen dem Gesang der Goldammer in unserer und den dortigen Gegenden wahrzunehmen. Angenommen, unsere Goldammern singen ihr wehmüthiges Stücklein aus C, so machen sie den Schluß mit den nächstgelegenen Noten d h; um die Alpen dagegen setzen sie diese Noten gerade umgekehrt, indem sie die Cadenz statt in d h in h d nehmen, und zwar ohne alle Ausnahme. Es wäre höchst interessant, solche auffallende Abweichungen in der Sprachbildung bei demselben Volksstamm mit der Schärfe unserer modernen Philologen untersuchen zu können. Aber noch feinere Unterschiede weiß derselbe Vogel nach Gestalt der Umstände in denselben Ruf zu legen, Unterschiede, die für das menschliche Ohr geradezu ununterscheidbar sind, und die wir nur aus der Verschiedenheit ihrer Wirkungen erkennen müssen. Z. B. die gemeine Rauchschwalbe (hirundo rustica) gibt, wenn sie durch einen Menschen oder durch ein ande-

res, nicht eben feindliches Wesen vom Neste verjagt wird, jenen ganz speciellen, wohlbekannten Angstschrei von sich, während sie flieht. Hiedurch läßt sich aber keine ihrer Schwestern aufstören. Erblickt sie dagegen einen Raubvogel, wobei sie (für unser Ohr wenigstens) ganz denselben Schrei ausstößt, so strömt im Nu die ganze Schaar der Schwalben aus der Nachbarschaft zusammen, um den Raubvogel mit lärmendem Geschrei zu umkreisen und zu verfolgen. Worin liegt der Unterschied zwischen dem Angstschrei im einen oder im andern Fall? Wir hören ihn nicht; aber für das Ohr der Schwalben muß er hörbar sein, denn sie bleiben im einen Fall in Ruhe, und im andern versammelt sich der ganze Staat, wie durch eine telegraphische Depesche gerufen, augenblicklich gegen den gemeinsamen Feind. Und wie für Freude und Schrecken, so sind den Vögeln Töne für die verschiedensten anderweitigen Empfindungen gegeben. Wie klagend und mitleiderregend wissen die meisten ihre Stimme zu erheben, wenn Gatte und Gattin getrennt, oder wenn beiden die Kinder geraubt werden! Wie zurechtweisend verstehen die Alten die Jungen anzureden, wenn eines störrisch und unverträglich sich im Neste benimmt! Es geschieht dies mit einem Tone, den wir am Besten mit dem Ausdruck »Brutteln« bezeichnen würden. Wie zuversichtlich lautet das heimlich trauliche Locken, mit welchem das eine der brütenden Eltern das andere ruft, es abzulösen, und wie verständnißinnig lautet des andern zärtliche Antwort! Oder wie genußbegierig, einem Wiehern vergleichbar, ertönt der Ruf so mancher Vögel, wenn sie guten Fraß wittern! Man will sogar bemerkt haben, daß Männchen ihre Weibchen, welche sich unbeharrlich im Brüten zeigen, durch zankende Töne an ihre Pflicht erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunst,
Stolze mit Demuth, irrende Menschen mit sanfter Belehrung,
Weise nach ihrem Gemüth, der ist ein freundlicher Mann.

Verschiedenes.

Der holländische Admiral Bombell war Anfangs Hofknecht bei dem Gutsbesitzer von Bombell im Schleswigschen, entfloh wegen allerlei Händel und machte rasch sein Glück auf der holländischen Marine. Da schrieb er einem armen Dienstmädchen zu Emerleß: »Meine liebe Grethe! Wenn Du noch gesinnt bist, wie damals, als ich mit Dir zugleich in Bombell diente, so komm zu mir nach dem Haag und werde meine Frau. Ich bin gegenwärtig holländischer Admiral. Nil de Bombell, zuvor Nis Ipsen, Dein getreuer Bräutigam.« Die Magd packte rasch ein, reisete, kam in Haag an und ward Frau Admiralin.

Charade.

1. 2.

Ich bin dir nöthiger als Brod, mich kannst du nie entbehren;
Ich mache steten Kreislauf in der ird'schen Welt;
Ich schweb' bald hoch, ja in den allerhöchsten luft'gen Sphären —
Bald mich die Erd' an ihrem allertiefsten Schollen hält.
Jehovah gab auch mich dem Volke in der Wüste,
Nachdem es vorher schon das Himmelbrod begrüßte.

3.

Ich, Zweites, strebe immerdar nur nach der Tiefe,
Du siehst es gern, wenn 1 und 2 auf meinem Rück' sich wiegt,
Und hörst erquicket zu dem lustigen Getriefe
Des ersten Paares, welches zärtlichlieb an mich sich schmiegt.
Doch — komm zu Menschen ich, so hat mich Niemand gerne —
Obwohl ich bin bei Stolz und Hochmuth nimmer ferne!

1. 2. 3.

In dürrer heißer Wüste gab Gott einst das Himmelbrod
Dem Volke Israel, das laut darnach begehrte;
Doch als mein Erstes fehlte, war ganz Israel in Noth,
Verlangte ungestüm nach ihm, auf heißer Erde.
Und Moses kam begütigend: Vertraut dem Herrn!
O, sieh das Ganze jetzt entsteh'n aus felsenfestem Kern!

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 64. Dienstag, den 27. Mai 1856.

Morgenfeier.

Der Morgen hob sich leis aus Nebelschleier,
Der Himmel schlug sein blaues Auge auf;
Im Osten blitzt ein Stern in gold'nem Feuer,
Die Morgenglocke hallt zu mir herauf.
Ein Lobgesang, entströmt so gläub'gem Munde,
Tönt aus des Dorfes kleinem Gotteshaus;
Sei mir gegrüßt, du gold'ne Morgenstunde,
In deiner Weihe dehnt das Herz sich aus!

Die Lerche jubelt über'm Saatgefilde
Und singt ihr Lied in's frische Morgenroth;
Rings weht ein Gottesodem leis und milde,
Schmiegt sich an's Herz — und sänftigt seine Noth.
Ein frohes Rauschen zieht durch stille Wälder,
Wie eines Liedes holde Melodie;
Ein gold'ner Sonnenduft umspinnt die Felder,
Willkommen, Tag, — du, finst're Nacht, entflieh'!

Um holde Blumen spielen sanfte Lüfte,
Mit flücht'gem Kuß erweckend sie zur Lust,
Dem vollen Kelch entströmen süße Düfte,
Sie zittern, froh des Lebens sich bewußt.
Es wiegt der Morgenwind die Blüthenzweige,
Die hold erröthen in der Sonne Glüh'n.
Wie ist es schön im weiten Gottesreiche —
Ihr Morgenwinde, laßt mich mit euch zieh'n!

Vier Neujahrs-Abende.

(Schluß.)

Die Großmutter war so erschüttert, daß sie kaum mehr sprechen konnte.

Der Professor, welcher schon während ihrer Rede theilnehmend ihre Hand erfaßt hatte, drückte dieselbe nun fester, indem er sagte: „Arme Frau, wie beklage ich Sie!“

„Bemitleiden Sie mich nicht, denn ich allein bin Schuld an Dem, was ich tragen muß. Ich wußte, daß es die heiligste Pflicht einer jeden Mutter ist, wenn sie ein Kind unter dem Herzen trägt, nicht allein ihre Handlungen zu bewachen, sondern auch ihre Leidenschaften zu beherrschen. Ich habe nicht allein durch dieselben meinem Gatten den Tod bereitet, sondern auch mein Kind verwahrlost, was ich allerdings nun sehr hart büßen muß, denn ich bin überzeugt, wenn meine Schwiegertochter nicht ein Muster von Sanftmuth und Herzensgüte, verbunden mit großer Umsicht und Klugheit, gewesen wäre, so hätten sie keine glücklichere Ehe geführt, als wir. Nun, ich beuge mich unter den Willen des gerechten Gottes, wollte aber meine Qual gern doppelt tragen, wenn es mir vergönnt wäre, meinen Sohn noch ein Mal zu sehen, ehe meine letzte Stunde schlägt.“

„Sie sagten, fünfzehn Jahre wären vergangen?“ bemerkte der Professor. „Sollten Ihrem Sohne denn nicht, wenn er die Gnade Sr. Majestät anriefe, einige Jahre erlassen werden, besonders wenn, was ich glaube, sein Betragen untadelhaft gewesen ist?“

„Denselben Vorschlag hat ihm schon der Festungscommandant gemacht, sowie das Versprechen, sein Gesuch zu unterstützen, welches, wie er hoffte, nicht unberücksichtigt bleiben würde. Aber entweder geht mein Sohn von dem Princip aus, daß wenn er länger hier leidet, er eher Gnade vor dem höheren Richter oben finden werde, oder sein Stolz ist noch immer nicht gebrochen, und er will lieber Alles ertragen, als um Gnade bitten.“

Der Professor zuckte mitleidig die Achseln, und Beide saßen schweigend da. Nach einigen Minuten hob er wieder an: „Dann habe ich

mich wohl auch mit der Bitte um Marien's Hand an ihn zu wenden?«

»Er hat die Entscheidung bei Hauptfragen in dem Schicksal seiner Kinder stets mir allein überlassen und betrachtet sich fast als einen Todten. Ueberlassen Sie es Marien, ihn um seinen Segen zu bitten, im Fall Sie nun, nachdem Sie erfahren, welch' Unglück auf uns Allen lastet, noch auf Ihrem Wunsche beharren sollten.«

»Ich bin frei von allen Vorurtheilen«, antwortete der Professor, »habe auch übrigens auf Niemanden Rücksicht zu nehmen, und Marie gewinnt bei dem Gedanken in meinen Augen, daß sie Unglück würdig tragen lernte. Ich halte es daher für meine heiligste Pflicht, einem Wesen das Leben so angenehm als möglich zu machen, dem die Spiele der Kindheit verbittert und die Freuden der Jugend verleidet worden sind. Ich werde mich stets bemühen, ihr für das Verlorene Ersatz zu bieten.«

»Aber«, fuhr Madame Werner fort, »denken Sie nicht bei ihrem Anblick jedes Mal an den Spruch: die Sünde der Väter soll heimgesucht werden an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied?« Und sie sah ihn ängstlich an.

»Nein«, antwortete der Professor, »ich glaube vielmehr, daß es einen barmherzigen, Alles verzeihenden Vater im Himmel gibt, der an einem unschuldigen Kinde nicht rächen wird, was der Vater verbrochen hat.«

»Nun, so gehen Sie in Gottes Namen und holen Sie Marien; sie ist in ihrem Zimmer.«

Er war kaum mit Marien zurückgekehrt und hatte den Segen der Großmutter empfangen, als hastig an der Vorsaalklingel gezogen ward. Alle sahen einander erschrocken an, aber ehe sie sich noch über die Ursache des Lärms aufklären konnten, war die Thür des Zimmers aufgerissen, und herein trat ein Mann, dessen Alter schwer zu errathen war, denn schneeweißes Haupthaar, sowie ein großer weißer Bart umschlossen ein Gesicht, welches bis zum Skelett abgezehrt, doch noch Spuren ehemaliger Schönheit trug, und dem man ansah, daß die mittleren Jahre nicht weit hinter ihm liegen konnten. Seine Gestalt, höher als die gewöhnliche Mannesgröße, war etwas gebeugt, und als er hier eintrat in den Kreis seiner Lieben, die ihm fast fremd geworden waren, senkte sich sein Haupt noch tiefer. Er übersah mit einem Blick seines geistvollen Auges das ganze Zimmer und stürzte dann, während seine Brust heftig nach Athem rang, sein Gesicht in den Händen bergend, mit dem Ausruf: »Mutter, vergib, daß ich Dir so viel Schmerz bereitet!« zu den Füßen der Großmutter.

Er war begnadigt worden und Tag und Nacht gereist, um die Verzeihung der Mutter zu erhalten, und ein gütiges Geschick hatte ihn in dem Augenblicke hergeführt, wo sein Kind sich verlobt hätte. Helene, das Ebenbild seiner geliebten Gattin, erheiterte ihm den Abend seines Lebens.

Züge aus dem Gemüths- und Charakterleben der Vögel.

(Fortsetzung.)

Aber eben so beredt als durch Töne reden die Vögel auch durch die Sprache ihrer Geberden, ihre Mimik. Es gibt ein ganzes Geschlecht, dem man den Namen Motacillen- oder Wedelschwänze gegeben hat, weil die Angehörigen desselben mehr und weniger anhaltend den Schwanz in auf- und niedergehende Bewegung setzen. Die lebhaftesten Wedelschwänze sind die Bachstelzen, die fast keinen Augenblick, sitzend wie laufend, die hüpfende Bewegung des schlanken Schwanzes aufgeben. Schwächer in dieser Bewegung sind die Feld- und Hausrothschwänze, und noch schwächer die in das Geschlecht der Sylvien gehörigen, früher aber zu den Motacillen gezählten Zaunkönige, Nachtigallen, Rothkehlchen 2c. Das charakteristisch Eigenthümliche dieser Bewegung ist bei jeder besondern Art unverkennbar; aber ganz hervortretend zeigt es sich erst in der Affection des Vogels; Zorn, Freude und Trauer haben ihren Ausdruck, die ersteren in sehr heftiger, die letzteren in sehr matter Bewegung. Eine vom Nest verjagte Motacille z. B. verdoppelt die Zahl der heftigeren Bewegungen des Schwanzes nicht nur, sondern sie drückt dabei die Federn desselben bis zu ungewöhnlicher Breite auseinander; ähnlich bei Aeußerungen der Freude. Bei vielen, wie bei den Rothkehlchen, ist mit dieser Bewegung zugleich eine Verneigung des Kopfs verbunden. Es ist, wie wenn

ein Ueberschuß von Kraft und Empfindung, der auf andere Weise nicht zum Ausdruck gelangen kann, in diesen Bewegungen sich ausspräche, und man darf wohl sagen, daß Flügel und Schweif in der Mimik der Vögel ziemlich dasselbe vertreten, was in der menschlichen Geberdensprache die Hand. Man könnte recht gut wie bei Menschen auch bei den Vögeln eine ganze Scale von Charakteren aufstellen. Gerade ihr mimisches Verhalten ist es am Meisten, warum man z. B. mit Recht sagen könnte: der melancholische Gimpel, der unbeweglich auf seinem Zweig sitzt und seufzt, als stünde der Untergang des Waldes bevor, der philosophische Storch, dem man, wenn er so auf einer Stelze dasteht und den Schnabel tiefsinnig neigt, nur vollends eine Brille auf die Nase und eine Feder hinter's Ohr wünschen möchte, oder: der leichtfertige Spatz, die heißgrätige Meise, der kreuzfidele Staar, die harmlose Grasmücke, die arglose Nachtigall, der kokette Fink, das bescheidene Rothkehlchen, der stolze Wiedehopf, der heimtückische Würger, die verschlagene Elster, der vornehme Pirol, der sichere Falke u. s. w. Es ist höchst eigenthümlich, z. B. die Bewegungen eines Finken, namentlich während des Nestbaues, zu betrachten: Flug und Lauf wie kokett und zusammengezupft! wie weichlich und lüstern! möchte man sagen. Oder wie tausendfältig verneigt, dreht, bückt und streckt sich ein Staar, wie heftig und unablässig schlägt er mit den Flügeln, wenn er sein Weibchen lockt! Ich habe einst auf dem obern See der Königl. Anlagen ein Schwänepaar beobachtet, wobei mir das galante Verhalten des Männchens gegen das Weibchen ganz neu und auffallend erschien. Das Männchen hatte für gar nichts Anderes Aufmerksamkeit, als für die Bewegungen des Weibchens: das Weibchen neigte den Kopf, das Männchen auch, das Weibchen trank, das Männchen auch, das Weibchen rupfte Gras am Ufer, das Männchen auch. Das sollte doch wohl nichts Anderes heißen, als: was du thust, das ist mir recht. Das Weibchen ließ einen Bissen Gras fallen und schwamm weiter; das Männchen nahm den Bissen auf, schwamm dem Weibchen nach und legte ihm den Bissen im Wasser vor; das Weibchen nahm ihn und trank wieder. Das Männchen, nicht zufrieden, auf gewöhnliche Weise nachzutrinken, legte seinen Hals über den des Weibchens hinüber und trank, um zu zeigen, wie ihm auch das Wasser auf der andern Seite des Weibchens schmecke. — Oder man beobachte, wie Stubenvögel z. B. wenn man ihnen einen neuen Kameraden zubringt, aufschauen, so neugierig, so fürwitzig, so theilnehmend oder abgeneigt, so gefällig oder ärgerlich, wie pfiffig sie den Kopf recken und die Ohren zu spitzen scheinen, wenn man ihnen ein Lied vormusicirt, wie komisch sie drein gucken, wenn mnn ihnen ihr eigenes Bild im Spiegel zeigt, oder wie sie sich blähen, wenn man ihnen schmeichelt. Aber Ein Zug, der mehr als Etwas geeignet ist, Liebe und Zartgefühl gegen die Vögel zu lehren, muß hier noch besonders betont werden. Man weiß, wie selbst scheue Vögel so beharrlich auf ihren Bruten sitzen bleiben, so daß man dem Neste sehr nahe kommen, es oft sogar berühren kann, ehe die Mutter die Brut verläßt. Mit rührendem, wie um Schonung bittendem Auge blickt sie den Störer an, ehe sie es thut; aber wenn sie es thut, so thut sie's mit so schwermüthigem, traurigem, zitterndem Fluge, so nahe am Boden hinstreifend, als ob sie ihre erwärmten Eier oder Jungen noch immer unter sich fühlte und sich mit ihnen an die schützende Erde andrücken wollte. — Von diesem Gemüthszuge wende ich mich zu der mehr intellectuellen Eigenschaft des Kunsttriebs der Vögel, wie er sich im Bau der Nester offenbart. Schon die Wahl des Platzes für die zu bauende Wohnung ist allermeist höchst charakteristisch. Für eine bestimmte Vogelart muß die Gegend, der Baum, der Busch, das Gebäude, das Thal, die Anhöhe, der Abhang rc. eine bestimmte Physiognomie haben, so daß man sagen kann: hier kann das Nest dieses und dieses Vogels sich finden oder nicht. Die einen lieben das Sonnige, Hügelige, Luftige, die andern das Düstere, Melancholische, Schluchtige des Platzes, und zwar so, daß sonst sehr menschenscheue Vögel, die am Liebsten in den unbelebtesten Revieren sich niederlassen würden, wenn der betreffende sonstige Lokalcharakter vorhanden wäre, sich in die Nähe von Städten, sogar in die zwischen Wohnhäusern liegenden Gärten ziehen, nur weil hier Baum- und Gebüschanlagen dem Instincte des Nistens entsprechen. Dies thut zum Beispiel die wildscheue Amsel in Stuttgart, was man in Betracht ihres

Verhaltens in andern Gegenden Württembergs kaum glaublich finden sollte.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Der rührige Chemiker Winkler in Berlin gibt auf eine öffentliche Anfrage: „Kennt denn die Wissenschaft kein Mittel, die Raupen, diese Leiden der Pflanzenwelt, zu vertilgen oder doch zu beschränken?“ — folgende Antwort: „Das practisch ausführbare, dabei ganz einfache Recept ist: Mit je hundert Pfund Wasser werden zwei Pfund Chlorkalk zu Brei gerührt, und mit diesem alljährlich im April, spätestens Mai, (möglichst bei Regenwetter) alle Stämme der Bäume, von der Wurzel bis zu den Aesten hinauf, mittelst langer und grober Pinsel oder Bürsten gleichmäßig übertüncht. Probatum est. — Um so mehr, wenn dieses Uebertünchen mit Chlorkalk auch noch alljährlich im Herbst wiederholt wird.“

Aus einem Hochzeitlied

von Eckermann.

Als einst die Welt nun war herfür,
Auch Adam frisch und froh,
Sprach Gott: Nun, wie gefällt es dir?
Herr Adam sprach: So, so! —
Da denkt der Herr: Du armer Thor,
Ich weiß schon, was dir fehlt!
Ein lieblich Evchen geht hervor,
Und Adam ist vermählt.

Verschiedenes.

Die Debats bringen einen langen Aufsatz über den Vogel Strauß. In diesem Aufsatze wird behauptet, daß dieser Vogel der Wüste sich ganz dazu eigne, als Hausthier erzogen zu werden, und sowohl für Algerien, als für das südliche Frankreich von dem größten Nutzen werden könne, wenn die bis jetzt gemachten Versuche, die Vogel-Strauß-Zucht dort einzuführen, ein glückliches Resultat liefern. Nach den von den Debats aufgestellten Berechnungen wird ein Strauß jährlich 40 Eier geben, welche einen Ertrag von 140 Franken liefern würden. An Federn würde ein zahmer Strauß 230 Franken jährlich abwerfen. Als Schlachtvieh läßt sich derselbe nach den Debats ebenfalls verwenden und würde dann außer seinen Federn, die gewöhnlich mit 600 Franken bezahlt werden, noch nahe an 100 Franken für Fleisch und Fett abwerfen. Als Lastthier und zum Reiten ist der Strauß ebenfalls brauchbar. Nur müßte, wie die Debats hinzufügen, ein Mittel gefunden werden, um ihn zu lenken. Der Dr. Gosse von Genf hat die Anwendung von Ohrenklappen vorgeschlagen, die geöffnet und geschlossen werden können und vermittels welcher er zur Lenkung dieses Vogels zu gelangen hofft.

(Alte Theatergesetze.) Im Jahre 1778 erschien für die hochgräflich Wied-Neuwied'sche Hofschauspielergesellschaft ein Reglement, welchem wir einige Punkte entnehmen: § 1. Jeder Schauspieler soll sich einer guten Aufführung befleißigen; wer dawider handelt, kann gehen. § 2. Es darf sich kein Schauspieler befremden lassen, daß man öffentlich anzeigt, ihm werde Nichts geborgt. Jeder strecke sich nach seiner Decke. § 4. Damit die Direction gesichert und das Publikum gedeckt sei, soll ein jeder Acteur eine Wochengage zurücklassen, damit man im Falle seines Ausweichens sich erholen könne. § 15. Da ein Schauspieler mehr für Ehre, als für's Geld arbeiten muß, so versieht man von Oberdirections wegen sich zu jedem des Besten; indeß wird im Uebertretungsfalle die in den vorgenannten Artikeln gesetzte Strafe unausbleiblich sein ꝛc.

Als Jemand in einer Gesellschaft behauptete, es unterliege jetzt keinem Zweifel mehr, daß der Mond bewohnt sei, warf ein Anderer ernsthaft ein: „Das ist ja rein unmöglich, denn wo sollten wohl die Mondleute bleiben, wenn der Mond abnimmt?“

Auflösung der Charade in Nro. 63:

Wasserfall.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 65. Donnerstag, den 29. Mai 1856.

Der Wucherer.

Erzählung von Friedr. Adami.

I.

Ein Reiter sprengte in den Hof, warf sich von dem schäumenden Pferde, schleuderte die Zügel in die Hand des flugs herbeilaufenden Knechtes und ohne auf dessen: „Grüß' Sie Gott, Herr Amtmann!“ zu danken, schritt er klirrenden Trittes die steinernen Stufen hinan, die zur Thür des Hauses führten. Dort kam ihm mit munterem Gebell eine große Dogge entgegen — sie wollte, wie vor Freude über das Wiedersehen des Herrn, an ihm hinaufspringen; ein Hieb mit der Reitpeitsche machte, daß das treue Thier heulend bei Seite kroch, während der finstere Herr in des Hauses Thür verschwand.

„Na, was ist dann Dem wieder in die Quere gekommen?“ brummte der Knecht vor sich hin, indem er das Pferd, das von Schweiß triefte, zur Abkühlung im Hofe herumführte. „Schlägt nach der kostbaren Dogge, die Unsereiner sonst nicht scheel ansehen durfte, wenn er nicht behandelt sein wollte wie ein Hund. Und der arme Schimmel, ist er nicht wie gekocht? Warum reitet er denn immer so unsinnig, als reite ihn selber der Teufel? Ja, warum? Weil er innerlich keine Ruhe hat, da soll äußerlich auch Alles im Sturm gehen.“

Wenige Minuten darauf kam ein junges Mädchen den Thorweg herein. Ihr hastiger Schritt stockte einen Augenblick, als sie den Schimmel sah. Dann trat sie zu dem Knechte, der das Pferd auf- und niederführte, und im Tone der Ueberraschung, die keine freudige für sie zu sein schien, fragte sie: „Der Vater schon zurück, Christian?“

„Ja, er kam wie ein Donnerwetter, und eingeschlagen hat's auch schon. Fragen Sie nur den Mylord.“ Und einen schadenfrohen Blick auf die gereitpeitschte Dogge werfend, fuhr Christian fort: „Siehst du, Mylord, jetzt fühlst du auch einmal, wie's thut und wie's einem rechtschaffenen Menschenkinde hier zu Muthe ist — einem Menschenkinde, dem's nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einst fremder Leute Knecht sein würde. Im Gegentheil, hätte der Gauner von Wucherer, der verdammte Wölfel, meinen Vater nicht um Haus und Hof, um Acker und Wiese gebracht, ich wär' jetzt mein eigener Herr und brauchte mich nicht von dem Amtmann, dem Wütherich — “

„Christian“, unterbrach ihn das Fräulein, „Du sprichst von meinem Vater.“

„Von Ihrem Stiefvater, gnädiges Fräulein!“ entgegnete der Knecht, und der Nachdruck, den er auf dieses Wort legte, fiel der Angeredeten so schwer auf's Herz, daß sie unwillkürlich tief aufseufzte.

In diesem Augenblick drang eine tobende Stimme aus einem Zimmer des Amthauses in den Hof und gleichzeitig erscholl ein Krach, von dem die Fenster erzitterten.

„O Himmel!“ schrie das Fräulein auf — „was ist das?“

„Was wird's sein?“ antwortete Christian — „der Herr Amtmann zankt mit der Frau Amtmännin und schlägt wieder einmal einen Tisch oder einen Stuhl in Stücke. Seien Sie froh, daß Sie nicht oben sind — Sie bekämen sonst auch Ihren Theil.“

Ein gellender Schrei von dort, wo es vorhin so getobt und gekracht hatte, übertönte das letzte Wort. Das Fräulein stand starr vor Entsetzen. Nur ihre Augen, deren Blicke

an jenen Fenstern hafteten, sprachen die Angst ihrer Seele aus, während Christian murmelte: „Nein, heut' treibt er's aber auch zu arg!“

Indessen wurde oben am Fenster eine Frauengestalt sichtbar, das Haar aufgelöst und wirre durcheinander fluthend, die Züge schreckensbleich und die Hand nach dem Fenster ausstreckend, wie um es aufzumachen. Doch eine andere Gestalt, eine Mannesgestalt, hielt sie davon ab, riß sie zurück und verschwand mit ihr aus der Fensternische in den Hintergrund des Zimmers.

„Meine Mutter!“ schrie das Fräulein auf, und als wären ihr plötzlich Schwingen gewachsen, so flog sie im Nu über den Hof, die Stufen hinan und in die Hausthür hinein, wie ein guter Engel, der das geliebte Wesen, zu dessen Schutzgeist er bestimmt ist, in Gefahr sieht und zu seiner Rettung herbeieilt.

Christian blickte dem Fräulein bedenklich nach, starrte, als er sie nicht mehr sah, noch eine Weile in die offene Hausthür hinein, schielte nach den Fenstern hinauf, wiegte sodann den Kopf gedankenschwer zwischen seinen beiden Schultern, sah das Pferd an, als wollte er fragen: „Na, was meinst du dazu?“ — und schloß endlich seine tiefsinnige Betrachtung mit dem weisen Ausspruche: „So viel weiß ich, wenn ich das Fräulein wäre, ich wär' nicht hinaufgegangen. Erst den Mylord, dann die Frau Amtmännin — bin blos neugierig, wer jetzt d'ran kommt!“

Ein zweiter Schrei, erschrecklicher noch als der vorhin gehörte, gellte von dem Amthause her. Fast gleichzeitig klirrte eines der Fenster auf, das Fräulein bog sich weit hinaus und rief herunter in den Hof: „Zu Hilfe! zu Hilfe! Er mordet meine Mutter! Christian, schnell in's Dorf, daß die Bauern kommen!“

Aber in demselben Augenblick stürzte auch schon der Amtmann auf die um Hilfe Schreiende los, ergriff sie und schleuderte sie vom Fenster hinweg hinter sich in das Zimmer, sodann mit drohend aufgebäumtem Arm hinunterrufend: „Daß Du Dich nicht unterstehst, einen Fuß aus dem Hofe zu setzen!“

Es wäre eine schwere Aufgabe für Christian geworden, zwischen diesen beiden einander widersprechenden Befehlen die richtige Entscheidung zu treffen, wenn nicht gleich darauf die Amtmännin selbst sich oben am Fenster gezeigt und hinabgesprochen hätte: „Christian, Du bleibst!“ Und sich an ihre Tochter wendend, fügte sie hinzu: „Ottilie, kein Aufsehen vor den Leuten!“

Christian dachte bei sich: „Die Frau Amtmännin sieht zwar blaß aus, blaß wie der Tod, aber ermordet ist sie nicht, sonst hätt' sie nicht mit mir reden können. Indeß mörderisch geschrieen hat sie, und wenn sie noch ein Mal so schreit, so —“

Doch der Einfall, der ihn jetzt durchblitzte, war ein zu glücklicher, als daß er ihn nicht auf der Stelle hätte von sich geben sollen. „Gut, Frau Amtmännin“, sprach er zum Fenster hinauf, „ich bleibe, Ihnen zu Gefallen. Aber, Herr Amtmann, das sag' ich Ihnen, beim ersten Schrei, den ich wieder höre, steig' ich eins, zwei, drei auf's Pferd, oder — noch besser — ich steig' lieber gleich hinauf (und dabei schwang er sich richtig eins, zwei, drei in den Sattel), reite was Zeug hält in's Dorf und schrei' Feuer, Feuer, Mordjo!“ — Und als ob das Gefühl, hoch zu Rosse zu sitzen, auch seinen Muth erhöhete, so stemmte er die Füße straff gegen die Steigbügel, reckte den Oberkörper steif empor und drohte dem Herrn Amtmann ungefähr so, wie der vorher ihm gedroht hatte: „Daß Sie sich nicht unterstehen, der Frau Amtmännin ein Haar zu krümmen, sonst hol' ich die Bauern, und wie die von Ihnen denken, das wissen Sie, — Landestrauer gibt's nicht, wenn Sie am Längsten Amtmann bei uns gewesen sind. Wonach sich zu achten, wie der Herr Schulze spricht.“

Sprach's, gab dem Pferde die Fersen und ritt rundum in dem Hofe. Ein Ritter, der soeben durch seinen Muth den Preis im Turniere gewonnen und nun, die Lanze neigend, an den Zuschauern des Kampfplatzes vorüberreitet, kann nicht siegesstolzer zu Pferde sitzen.

Der Amtmann oben am Fenster murmelte einige Worte zwischen den Zähnen, die der Knecht unten nicht verstehen konnte, und warf dann das Fenster zu.

„Dem hab' ich's gut gegeben“, frohlockte Christian, „hab' lang genug darauf gelauert!“ — Und länger, als er eigentlich zur Abkühlung des Thieres gebraucht hätte, saß der Knecht so auf dem Pferde. Als er endlich abstieg, um es in den Stall zu führen, da geschah es im Voll-

bewußtsein und mit der ganzen Würde des soeben gefeierten Triumphes.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Gemüths- und Charakterleben der Vögel.

(Schluß.)

Im Allgemeinen wählen die Vögel zu Nistplätzen an Gebäuden, Bäumen und Büschen viel lieber das Alte, Verwitterte, Knorrige, Wilde, als das Neue und Glatte; sie sind antiquarische Romantiker; es wäre denn, daß neue Anlagen gleich durch einen so gut nachgeahmten Schein des Alten ihnen die Ueberzeugung gäben, die einladende Gelegenheit sei eben für sie gemacht. Form und Material der Nester betreffend — wie nahe wäre der Gedanke gelegen, daß ganze Gattungen, die sich in Körperbildung und Lebensart auffallend ähnlich sind, auch im Nesterbau sich ebenso ähnlich verhalten werden! Dies trifft allerdings sehr oft zu. Aber gehen wir z. B. zu den sperlingsartigen Vögeln, wer würde in dem Nest eines Finken die Behausung des nächsten Vetters vom Spatzen vermuthen? wie kunstvoll gedrechselt das Nest des ersteren, wie flatterhaft nachlässig das des letzteren! und wie ganz verschieden von beiden das Nest weiterer Verwandten, das der Goldammer oder des Zeisigs! Wie verschieden das Nest des Zaunkönigs von dem Neste all seiner Anverwandten! er in seinem unter einem Uferüberhang, unter Brücken rc. versteckten Moosneste läßt nur ein Löchlein zum Ein- und Ausschlüpfen; seine Vettern: die Bachstelzen, Grasmücken, Nachtigallen, Mönche, Rothschwänze rc. haben, wie die allermeisten Vögel, ein halbkugelförmig offenes Nest. Aber wie verschieden nisten auch diese unter sich wieder! Der Feldrothschwanz in Baumhöhlen, der Hausrothschwanz in Ritzen alten Gemäuers, unter wohlgeschützten Balken- und Säulenvorsprüngen, die gelbe Bachstelze in feuchten Ufermauern, am Liebsten da, wo ein Wasserfall tost und schäumt, die graue Bachstelze in Löchern auf den höchsten Häusern und Thürmen, das Rothkehlchen unter überhängenden Rasenstücken, die Nachtigall am Boden der Gebüsche, Mönche und Grasmücken im obern Gezweige derselben. Und wie auffallend! gerade diejenigen Angehörigen dieses Geschlechts, die in geschützten Höhlen nisten, bedienen sich noch überdies des wärmsten Materials: Moos, Haare, Federn, während die im luftigen Gehäge nistenden dürre, undicht verworbene Halme und wenige Wurzelfasern oder Haare verwenden, so daß das Nest durchsichtig und dem durchziehenden Winde ausgesetzt bleibt. Sind diese Vögel zäher von Natur? Gewiß nicht! denn die Grasmücken gehören zu den empfindlichsten und weichsten. Es würde dem Thema des Vortrags nicht entsprechen, wenn ich ausführlicher von der farbenfrohen Schönheit reden wollte, die aus den Nestern lacht mit den Eiern, oder von der Dauer der Brütezeit, der verschiedenen Art der Jungenernährung, oder der Anzahl der Bruten. So herzerquickend die Eier und Jungen uns anblicken mögen, so verzichtet man doch gerne auf ihre Betrachtung, wenn sie bedeckt sind von der Mutter, aus deren Augen ein so großes Glück liebender Sorge und Befriedigung spricht, daß man sie nicht ohne das Gefühl innerster Versöhnung anblicken kann. — Und damit sind wir wieder bei dem Kapitel des Gemüths der Vögel angekommen. Von Interesse ist der Umstand, daß sich sehr viele Vögel die Eier anderer unterlegen lassen, dieselben ausbrüten und die Jungen groß ziehen. Man hat diese Willigkeit oft als Beweis gegen die Intelligenz der Vögel angeführt, weil man daraus die Meinung ableitete, sie wissen zwischen eigenen und fremden Kindern nicht zu unterscheiden. Wenn wir jedoch bedenken, daß viele Vögel von Natur so sehr zum Brüten gedrängt werden, daß sie selbst dann beharrlich im Neste sitzen bleiben, wenn ihnen die Eier genommen wurden, oder daß andere, denen man zu ihren eigenen Jungen ein fremdes derselben Art und desselben Alters bringt, dieses auf's Genaueste zu unterscheiden wissen und verschmähen, so wird dieser in ihre Intelligenz gesetzte Zweifel sehr an Gewicht verlieren. Wie empfindlich, und in dieser Empfindlichkeit — wie collegialisch die Vögel zu sein wissen, beweist unter Anderem folgende Thatsache. Vor 13 Jahren wurde in einem Hause, das von Schwalben bis dahin reich bevölkert war, eine ohne alles Aufsehen auf der Brut gefangen. Seitdem haben alle andern im Haus ihre Nester verlassen und sind nie wieder gekommen. Leicht

verläßt der Vogel sein Nest, wenn es erst im Bau begriffen ist, schwerer, wenn er zu brüten anfängt (aber doch leichter, als wenn die Jungen im Ei schon leben); — sind die Jungen geboren, so verläßt er sie nur im schwersten Nothfall. Beginnen die Jungen sich selbst ernähren zu können, wobei sie aber die Alten oft noch sehr um Futter plagen, so nimmt die Liebe der Alten sichtlich ab, und sie fangen oft schon wieder an, ein neues Nest zu bauen, während die Jungen noch immer Atzung von ihnen heischen.

Meine Absicht, hochverehrte Versammlung, ging dahin, Sie, so weit es so zerstreute Bemerkungen thun können, für eine Seite der Naturgeschichte der Vögel zu interessiren, die der Durchdringung noch sehr bedarf; ich möchte diese Seite die psychologische nennen; nur mit ihr verbunden wird der Anatomie und Physiologie der Schritt in's Herz der Wissenschaft und die Hebung der rechten Achtung vor der Natur möglich werden. Ich bin weit entfernt von dem Glauben, daß bei Betrachtungen, wie mein Vortrag sie angedeutet, nicht eine Menge Täuschungen mit unterlaufen könne, daß man nicht gar Vieles in die Natur lege, was nur in unserer Meinung und Phantasie existirt. Wer wird zweifeln, daß sich die tiefste und innerste Erklärung der Meister der Natur selbst vorbehalten habe? Aber er hat uns erlaubt, mit unserer menschlichen Erklärungsweise die sinnreiche Oeconomie seiner Creatur auszulegen und uns ihrer zu freuen!

Lebensphilosophie.

Das halt' ich nicht für Ehe, wo die Freunde
Zur Liebe ihre Kinder zwingen; wo
Die Jungfrau nicht vermählt, — verrathen wird:
Ich möchte nicht die Leute so verbinden,
(Ich kann sie wahrlich Liebende nicht nennen)
Und ihre Hochzeit nicht zu einer Feier,
Nein, nur zu einem schweren Opfer machen. —

Wo Glaube, ist Liebe,
Wo Liebe, da Frieden,
Frieden bringt Segen,
Wo Segen, ist Gott,
Wo Gott, keine Noth.

Verschiedenes.

Vor einigen Tagen fuhr ein etwa zehnjähriges Bürschchen in Begleitung eines Herrn, wahrscheinlich des Vaters, in einem Eisenbahnwaggon von Wien nach Baden. Der hoffnungsvolle Knabe geberdete sich complett als Gentleman und nahm, damit dem Dinge die Spitze nicht fehle, eine Cigarre vor und rauchte ganz gemüthlich, als eben der Conducteur die Fahrkarten einsammelte. Das lebendige Resultat einer verkehrten Erziehung überreichte eine „Kinderkarte“; der Conducteur verlangte aber von dem „jungen Herrn“ die Hälfte des Fahrpreises nachgezahlt, indem er bemerkte: „Wer Cigarren raucht, ist erwachsen.“ Alle Anwesenden stimmten dem Conducteur lachend bei.

(Das siebente Gebot.) Ein Junge war bei einer Katechisation gar nicht dahin zu bringen, das siebente Gebot herzusagen. — „Hast Du etwa schon einmal gestohlen?“ fragte der Pfarrer. „Ja“, antwortete der Junge. „Was war es denn?“ fragte der Pfarrer weiter. „Ein Stück Leinwand von einer Bleiche“, erwiederte jener. „Das war aber sehr grob!“ meinte der Pfarrer. „Ja“, sagte der Junge, „es war sehr; ich habe auch tüchtige Schläge von meinem Vater gekriegt, daß ich nicht ein feineres Stück brachte.“

Jede Sache in der Welt hat seine schöne Seite — sagte ein Gefangenwärter, einen armen Teufel tröstend, der schon lange eingesperrt war. Mag sein, — versetzte dieser — aber die schöne Seite eines Gefängnisses ist nie inwendig.

Charade.

Wenn das Erste meines Ganzen schweigt,
So wird's die Letzten zwei;
Nun das Ganze, Leser, ist gar leicht,
Es ist nur Spielerei;
Und doch muß es errathen sein;
Das ist zwar freier Wille.
Hast du nun Wind davon recht fein,
So rathe — doch nur stille.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 66. Samstag, den 31. Mai **1856.**

Die Tabakspfeife.

So oft ich meine Tabakspfeife,
Mit gutem Knaster angefüllt,
Zur Lust und Zeitvertreib ergreife,
So gibt sie mir ein Trauerbild
Und bringet diese Lehre bei,
Daß ich derselben ähnlich sei.

Die Pfeife stammt von Thon und Erde,
Und ich bin gleichfalls draus gemacht,
Daher ich auch zur Erde werde.
Sie fällt und bricht, eh' ich's gedacht,
Mir öfters in der Hand entzwei:
Mein Schicksal ist auch einerlei.

Die Pfeifen pflegt man nicht zu färben,
Sie bleiben weiß; drum folgt der Schluß,
Daß ich auch einst bei meinem Sterben
Dem Leibe nach erblassen muß.
Im Grabe werd' ich endlich auch
So schwarz als sie nach langem Brauch.

Und wenn die Pfeifen sind verschleimet
Und ganz verstopft, so werden sie
Mit langen Bürstchen ausgeräumet: —
So reißen oft die Medici
Den Leib aus mancher Krankheitsnoth,
Zuletzt erfolgt doch Bruch und Tod.

Wenn dann die Pfeife angezündet,
So sieht man, daß im Augenblick
Der Rauch in freier Luft verschwindet,
Nichts als die Kohle bleibt zurück:
So wird der eitle Ruhm verzehrt
Und selbst der Leib in Staub verkehrt.

Wie oft verseh' ich's bei dem Schmauchen,
Denn wenn der Stopfer nicht zur Hand,
Pfleg' ich den Finger zu gebrauchen.
Da denk' ich, wenn ich mich verbrannt:
Ach! macht ein Köhlchen solche Pein,
Wie heiß wird doch die Hölle sein!

Ich kann bei so gestalten Sachen
Mir bei dem Tabak jederzeit
Erbauliche Gedanken machen
Von meines Lebens Nichtigkeit
Und rauch' in stiller Ruh' zu Haus
Mein Pfeifchen recht mit Andacht aus.

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

2.

Der Pferdestall des Kammergutes, dessen Pächter der Amtmann war, diente gleichzeitig als Schlafkammer für den Knecht. Dieser Bestimmung auch bei Tage eingedenk, hatte Christian, nachdem er den Schimmel an die Krippe gebunden, sich der Länge nach auf sein Nachtlager gestreckt, und da er zu jenen glücklichen Menschen gehörte, die sich nur hinzulegen brauchen, um auf der Stelle, es sei Tag oder Nacht, einzuschlafen, so schnarchte er auch bald laut. In der Regel gab sich Christian im Schlafe nicht mit Träumen ab. Ausnahmsweise war es ihm jetzt plötzlich, als hätte er geträumt; er hörte Hufschläge im Hofe, — doch eine Stimme, die draußen laut wurde, half ihm aus diesem Traume.

„Heda! holla! kein Knecht hier?“ rief es ungestüm.

Diese Stimme hören und hastig von seinem Lager in die Höhe fahren, als hätte ihn eine Natter gebissen, das war für Christian, der sich sonst nicht übereilte, das Werk eines Augenblicks. Mit einem Satze war er an der Stall-

thür und öffnete sie, um nachzusehen, ob er recht gehört habe.

Ein dicker Mann stieg vom Pferde und empfing den Knecht mit der Frage: „Der Herr Amtmann — ist er zu Hause?“

Wie Christian das fette, wulstige Gesicht des Angekommenen erblickt hatte, ballten sich unwillkürlich seine Hände und seine Augen rollten weit vor, als wollten sie aus ihren Höhlen herauskugeln.

„Wetter!“ rief jener — „das Gesicht sollt' ich kennen!“

Ein dumpfes Brummen, das sich fast anhörte wie das Knurren eines Bullenbeißers, der gern beißen möchte, wenn der verwünschte Maulkorb nur nicht wäre, war die Antwort aus Christians Munde.

„Wie heißt Ihr?“

„Wie mein Vater geheißen.“

„Unverschämter! soll meine Peitsche Euch Lebensart lehren?“

„Nur zu!“ entgegnete Christian, einen Schritt zurücktretend und die Aermel seiner Jacke vorn an den Handgelenken umkrämpend, was in der Dorfschenke regelmäßig das Zeichen einer ausbrechenden Schlägerei war. „Nur zu, Herr Wölfel! daß Er's mit Zinsen zurückbekommt, mit Zinsen und Gerichtskosten, wie das Capital von meinem Vater, dafür steh' ich Ihm!“

Herr Wölfel war sichtbar erschrocken. Jetzt erinnerte er sich, mit diesen Augen, mit dieser Miene hatte ihn vor Jahr und Tag derselbe Mensch angeblickt, als er mit den Executoren gekommen war, dessen Vater von Haus und Hof zu jagen.

„Ach, nun erkenn' ich Euch“, sagte er mit einem freundlich thuenden Blick aus seinen kleinen Augen, die häßlich in's Röthliche spielten; „Ihr seid ja wohl der Sohn vom alten Steffen drüben?“

„Dessen Nagel zum Sarg Er gewesen ist, Herr Wölfel!“ versetzte Christian, und jedes seiner Worte knisterte wie ein Funke des Zornes, in welchem sein Herz entbrannt war.

„Was kann ich dafür?“

„Das fragt Er noch, Herr Wölfel? Wer war's, der uns zuerst krankes Vieh für gesundes verkauft hat, Vieh, von dem ein Stück nach dem andern gefallen ist? Kein Anderer, als Er! — Der Vater, seliger, schwieg zu dem Betrug, denn Er hatte ein Capital auf unserem Gehöfte stehen und drohte es zu kündigen. Da sagte der Vater: Kinder, wenn ich ein neues Capital aufnehmen muß, das macht ja fast ebenso viel Kosten, als ich Geld an dem kranken Vieh eingebüßt habe.“ Und der Vater unterschrieb, was Er von ihm unterschrieben haben wollte, daß das Vieh, das Er an ihn verkauft hat, frisch und gesund gewesen. Um neues Vieh anzuschaffen, wußte er keinen andern Rath, als den, den Er ihm gab, nämlich, das Korn auf dem Halm an Ihn zu verkaufen. Nach der Ernte, die Gott gesegnet hatte, da zeigte es sich, daß Er uns nicht den dritten Theil von Dem gezahlt, was Ihm das Getreide eingebracht. Die Folge war, daß der Vater keine Zinsen zahlen konnte.“

„Das war allerdings schlimm.“

„Ja, aber noch schlimmer war's, daß Er dem Vater so viel Geld, als er Ihm an Zinsen schuldig war, auf den Tisch zählte mit den Worten: „Vater Steffen, das Geld borg' ich Euch auf's Neue, wir schlagen's zum Capital.“ Der Vater strich das Geld zum Schein ein und zählte es dann wieder auf den Tisch, um Ihm die schuldigen Zinsen damit zu bezahlen. So hat Er sich die Zinsen wieder verzinsen lassen, und in Zeit von drei Jahren war der Vater ein Bettelmann, wir Bettelkinder!“

„Das ist nicht meine Schuld. Euer Vater, Gott hab' ihn selig, hatte sich dem Trunk ergeben.“

„Nur aus Verzweiflung; weil er seinen Ruin durch Ihn vor Augen sah, ging er zuletzt lieber in's Wirthshaus, als in die Kirche. Im Anfang da machte die Mutter ihm Vorwürfe; aber der Vater warf mit Schüsseln und Tellern nach ihr. Ich sprang dazwischen, und zum Glück flog das Geschirr nicht der Mutter, sondern mir an den Schädel, daß das Blut herausspritzte, als ob mir der Bader zur Ader gelassen. Hier“ — und dabei strich Christian sich das Haar zurück — „hier kann Er die Narbe noch sehen, Sein Werk, Herr Wölfel!“

„Mein Werk?“ rief dieser sich ereifernd. „Ihr seid nicht recht klug, und ich, ich werde kein Narr sein, den Unsinn noch länger mit anzuhören. Da — nehmt die Zügel!“

Doch Christian nahm die Zügel nicht, sondern sich bückend einen schweren Stein in die Hand, der gerade zu seinen Füßen lag.

„Mensch!“ schrie Wölfel, den Rücken an

das Pferd drängend — „was wollt Ihr mit dem Stein da?“

„Nichts, wenn Er der Narr ist, den Unsinn noch länger mit anzuhören“, versetzte Christian dreist.

„Und wenn ich's nicht thue?“

„Dann werf' ich Ihm den Stein an den Kopf, wie der Vater mir dazumal die irdene Schüssel.“

Wölfel erzitterte sichtbar und drehte den Kopf, als wollte er sich nach Hilfe umsehen.

„Umsehen kann Er sich“, fuhr Christian fort; „doch sowie Er schreit, hat Er den Stein am Kopf!“

„Aber der Herr Amtmann — ich muß zu ihm!“

„O zu dem kommt Er immer noch früh genug, um ihn vollends zu ruiniren! Jetzt wundert's mich auch gar nicht mehr, daß es der Frau Amtmännin gerade so ergeht, wie's meiner Mutter ergangen, eh' ich die Schüssel an den Kopf bekommen. Denn von dem Augenblick an machte die Mutter dem Vater keinen Vorwurf mehr. Nur als der Pfarrer ihr einmal im Felde begegnete, da klagte sie dem ihr Herzeleid. Darauf kam der Herr Pfarrer zu uns, nahm den Vater mit in die Kammer und dort in's Gebet. Das wirkte, wiewohl anders, als sich's der Herr Pfarrer gedacht. Nämlich, als er wieder fort war, da reichte der Vater, der ganz zerknirscht aussah, der Mutter, die weinend auf der Ofenbank saß, die Hand und sagte: Annelise, hätt'st mir nicht erst durch den Schwarzrock brauchen sagen zu lassen, was für ein schlechter Kerl ich bin. Das weiß ich allein. Aber sei du nur getrost, ich werde dich nicht mehr so oft betrüben. — Das wolle Gott! schluchzte die Mutter, und ich, der ich hinter'm Ofen Alles mit anhörte, ich biß in den Aermel, um nicht laut zu heulen. Darauf ging der Vater aus der Stube und wir hörten, wie er draußen in der Küche herumsuchte und hernach die Bodentreppe hinaufstieg. Nach einer Weile sagte die Mutter, mehr zu sich selbst als zu uns: Ja, was hat denn der Vater jetzt auf dem Boden zu thun? — Dann hört' ich, wie sie aufsprang, zur Stubenthür hinausrannte und sofort die Bodentreppe hinan. Sollst du nach? denk' ich, und indem ich noch bei mir überlege, hör' ich auch schon einen gräßlichen Schrei und gleich hinter her ein Gepolter, wie wenn Jemand die Treppe herunterfällt. Wie der Blitz bin ich da hinter'm Ofen heraus und draußen an der dunklen Bodentreppe. Dort stolpere ich über ein Ding, das quer vor der untersten Stufe liegt, und wie ich mich bücke, merk' ich, daß es die Mutter ist, die kein Glied mehr rührt.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(**Königin Victoria von England als Mutter.**) Die königliche Familie begab sich kürzlich nach Osborne auf der Insel Wight. Ihre Kinder gingen häufig an den Ufern des Sees spazieren. Eines Tages begegnete der junge Prinz von Galles einem Buben, der Muscheln sammelte und schon einen Korb voll hatte. Der Prinz, in der Meinung, ihm sei Alles erlaubt, hatte seinen Spaß daran, den Korb des Knaben umzuwerfen. Dieser ward böse und sagte: Wenn Dir das noch ein Mal einfällt, so wirst Du sehen! — Gut, erwiederte der jugendliche Prinz, thue die Muscheln wieder in den Korb und Du wirst sehen, ob ich ihn nicht abermals umwerfe. — Der Bube raffte seine Muscheln wieder in den Korb zusammen und rief: Jetzt rühre sie an, wenn Du's wagst! Der Prinz antwortete auf diese Herausforderung, indem er den Korb von Neuem umwarf. Dafür bekam er aber einen so heftigen Faustschlag in's Gesicht, daß ihm Lippen und Nase aufschwollen. Die Königin, die in der Nähe spazieren ging, bemerkte bald die Veränderung an dem Gesichte des Prinzen und fragte ihn um den Grund. Anfangs schwieg er, dann gestand er Alles. „Dir ist geworden, sagte nun die Königin, was Du verdient hast; und wenn Du nicht schon hinreichend gestraft wärest, so hätte ich Dir eine strenge Züchtigung auferlegt. Solltest Du Dich nochmals so betragen, so wird man Dich, hoff' ich, ebenso wenig schonen.“ Darauf wendete sie sich an den armen Knaben und befahl ihm, am andern Tage seine Eltern zu ihr zu bringen. Diese stellten sich zur angegebenen Stunde im Schlosse ein und die Königin that ihnen zu wissen, daß sie für die Erziehung und die Zukunft ihres Kindes

Sorge tragen werde. — War das nicht eine recht königliche Handlung?

Im Krystallpalast zu Paris findet gegenwärtig eine Welt-Rindviehausstellung statt. Sämmtliche Exemplare werden während der Ausstellung auf Regierungskosten ernährt. Also Ochsen mit Diäten! Die Exemplare genießen auch vollständige Sicherheit ihrer vierfüßigen Person, indem keines während der Dauer der Ausstellung geschlachtet oder sonst belästigt werden darf.. Die ganze Versammlung führt den Titel „Fleischgebender Körper". Durch die stellenweise Opposition Einzelner fühlt sich die napoleonische Regierung keineswegs genirt.

Die Neue Münchnerin meldet ganz trocken: Dänemark zeichnet sich besonders durch das holsteinische Vieh aus. Diesem geht es also ebenso, wie der holsteinischen Menschheit; sie ist da, damit Dänemark seinen Profit daraus zieht. Nur mit dem Unterschied, daß die holsteinischen Menschen dabei nicht so fett werden, wie das holsteinische Vieh. (Punsch.)

Seit 1816 wurden auf der Halbinsel Krim Nachgrabungen nach Alterthümern in größerem Maßstabe angestellt. Diese wurden 1823 durch den Civilgouverneur von Kertsch, der das Museum von Kertsch gründete, noch weiter ausgedehnt. Aus großen Grabhügeln am „Mithridatesberge" wurde eine Menge goldener Armbänder, Halsbänder und Ohrringe, mit Amorinen und anderen Darstellungen geschmückt, ausgegraben. Im Jahre 1831 entdeckte man das prachtvolle Grabmal vom „Berg der Asche", wodurch sich vollkommen bestätigte, daß, wie die Sage überlieferte, hier auf der taurischen Halbinsel der Scythen hohe griechische Bildung geherrscht und herrliche Werke geschaffen hat. — In dem prachtvollen Grabmale, das einem alten Könige gehört zu haben scheint, fand man das Skelett des Königs und das der Königin in vollem Schmuck von Metall; Diademe, Goldringe und andere Zierden, Alles von feinstem Gold und der schönsten Arbeit, dazu Waffen, Vasen, Geräthe und Figuren von Bernstein; auch Theile von dem hölzernen Katafalk mit dem Sarg der Königin. Seitwärts lag das Skelett eines Pferdes und eines Mannes, gleichfalls im Schmuck. Unter den Geräthen des Königs waren auch seine Waffen, sein Schild, und außer dem Scepter auch Reste einer Peitsche. Der Reichthum, der in diesem königlichen Grabe gefunden wurde, ist so groß, daß aus ihm allein ein beträchtliches Museum hätte gebildet werden können. Ein Theil aber ging verloren; man hatte keine Wachen dazu gestellt, und so kam es, daß Beutelustige mit weniger Furcht vor dem Einsturz des Grabmals des Nachts die Nachgrabungen in ihrer Weise fortsetzten. — Die Münzen, welche gefunden wurden, sollen einen bedeutenden historischen Werth haben; die Kunstwerke aber in Bernstein gehen in Bezug auf Seltenheit den goldenen weit vor, und namentlich ist eine Vase, welche im Grabmal zu den Füßen der Königin gefunden wurde, vielleicht das kostbarste Stück der Sammlung in diesem Material. —

Von der russischen Ehrlichkeit oder Bescheidenheit im Fordern oder Nehmen werden mancherlei Anecdoten erzählt. Diesen reiht sich die nachfolgende an: Wenn nämlich die Newa vom Eise frei wird, dann donnern die Kanonen von der Festung, die Pelze verschwinden und — der Sommer ist da. Der Hauptheld bei dieser Feierlichkeit ist aber der Gouverneur der Festung. Mit dem ersten Nachen, der wieder über die vom Eise befreite Newa fährt, eilt er nach der Stadt in den Winterpalast des Kaisers, wo er diesem einen Becher voll Newawasser reicht. Der Kaiser trinkt davon, läßt den Becher leeren und überreicht ihn dann, bis zum Rande mit Goldstücken gefüllt, zum Gegentrunk dem Gouverneur. Das ging so Jahre lang fort; aber mit jedem Jahre ward der Becher größer. Der Kaiser berechnete, daß auf diese Weise die Newa länger vorhalten dürfte, als sein Schatz, und der Inhalt des Bechers ward auf seinen Befehl mit einer gewissen Summe gefüllt, ohne Rücksicht auf die Größe des Gefäßes. Der Gouverneur ist auch damit zufrieden und kehrt vergnügt in die Festung zurück.

Auflösung der Charade in Nro. 65:
Windstille.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 67. Dienstag, den 3. Juni 1856.

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

Christian hielt inne, indem er mit seinem linken Aermel über die Augen fuhr.

»Traurig, recht traurig!« sagte Herr Wölfel in einem Tone, der recht mitleidig klang.

»O, das Traurigste kommt noch erst!« fuhr Christian fort. »Denn wie die Mutter, die sich zu Tode gefallen hatte, so dalag und ich neben ihr kniete, stand der Vater auf der obersten Stufe, von der es in den Boden geht, rang die Hände, heulte und schrie: Annelise, Annelise, das hab' ich dir gethan! — Aber so komm doch herunter, damit wir die Mutter auf's Bett tragen! schrie ich. Darauf schlich der Vater wie ein Gespenst die Treppe herab und sein erstes Wort unten ist gewesen: Christian, meine Absicht war, mich aufzuhängen. Die Mutter kam dazu, als ich just probirte, ob der Strick auch fest genug sei. Sie hat's gesehen, hat Zeter darüber geschrieen und ist vor Schreck rückwärts die Treppe hinuntergestürzt. Aber — fuhr der Vater fort und hat mir dabei die Hand gedrückt, daß ich's heut' noch fühle — aber, Christian, ein schlechter Kerl, der's weiter erzählt. — Und daß Er's nur weiß, Herr Wölfel, Er ist der Erste, an den's der schlechte Kerl hier weiter erzählt.«

Dabei schlug sich Christian, wie der Zöllner im Evangelium, vor die Brust und sein Auge war gegen Himmel gerichtet mit einem Blick, in dem das Wasser einer aufquellenden Thräne die wilde Flamme seines Zornes eine Secunde lang auslöschte.

Herr Wölfel tastete mit der einen Hand — mit der andern hielt er sein Pferd — nach der Tasche, zerrte sein seidenes Taschentuch heraus, was ihm aber erst nach wiederholter Anstrengung gelang, wie wenn das Tuch sich gesträubt hätte, als Fahne der Heuchelei ausgesteckt zu werden, fuhr mit demselben über das Gesicht und trocknete so die Augen, die gar nicht naß waren, dazu seufzend die Worte ausstoßend: »Schrecklich, schrecklich! Hätt' ich das ahnen können! Ich fall' aus den Wolken!«

»Lieber wär' mir's, Er wär' die Bodentreppe hinabgefallen, anstatt der Mutter, und hätt' sich das G'nick gebrochen!« versetzte Christian. »Der Vater opferte das Letzte, um die Mutter ehrbar unter die Erde zu bringen. Aber mit seiner Ruhe war's vorbei, seit sie auf dem Kirchhof lag. Es währte nicht lange, da kam Er, Herr Wölfel, mit den Executoren und vertrieb uns aus Haus und Hof. Das ging dem Vater nun vollends an's Leben. Aber wenn er auch seit der Zeit, da der Satan Ihn über unsere Schwelle geführt, sündhaft genug gelebt hat, gestorben wenigstens ist der Vater als ein reuiger Sünder. Ein wahres Kirchweihgesicht bekam er, als der Herr Pfarrer ihm in der Sterbestunde das Nachtmahl gegeben hatte; so fröhlich sah er aus, lächelte, als ob er Einem über seinem Bett zuwinken wollte, und als ich und die Schwester ihn fragten, mit wem er denn so freundlich sei, da sprach er: Mit Eurer Mutter, Kinder! Seht Ihr sie denn nicht? Da oben, wo sich die Decke aufgethan hat, daß die liebe Sonne hereinscheint, steht sie ja mitten im Sonnenschein, winkt mir und bleibt in einem Winken, daß ich kommen soll. — Du träumst, Vater! sagt' ich, wie kann denn die Sonne scheinen, es ist ja später Abend! Aber der Vater fuhr fort: Kinder, seid Ihr denn blind, daß Ihr die Mutter nicht seht? Dort — dort! — Und dabei wies er mit der Hand, so hoch er sie heben konnte, nach oben, lispelte noch ein Mal: Annelise! streckte

sich, daß die Bettstelle krachte, und war — todt!«

»Der arme Steffen!« äußerte Wölfel gleichsam in lautem Beileid.

»Freilich, arm war der Vater gestorben — so arm, daß die Gemeinde ihn auf ihre Kosten begraben lassen mußte. Jenun, man weiß auch noch nicht, auf wessen Kosten Er einmal begraben wird, Herr Wölfel. Ich und die Schwester, wir mußten jetzt unser Brod suchen unter fremden Leuten. Ich verdingte mich als Knecht hier auf dem Amt' und die Schwester zog als Magd in die Stadt. Es geht ihr gut dort, hör' ich jeden Sonnabend von ihr, wenn ich zum Wochenmarkt hinkomme. Und Sein Glück, Herr Wölfel, daß es der Margareth gut geht, denn sonst ging's Ihm schlecht!«

Bei diesen Worten warf Christian den Stein, den er vorhin aufgehoben hatte, wieder hin, was gleichsam das Punctum seiner Erzählung war, nahm Herrn Wölfel die Zügel aus der Hand, drehte das Pferd um und führte es im Hofe herum, ohne Jenen weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dame mit der Sammtmaske.

Wenn der Leser dieser wahren Geschichte zu wissen wünscht, wer ich bin, so kann ich ihm dies mit wenigen Worten sagen. Ich bin ein armer Teufel ohne Geld, ohne Anstellung und ohne Aussichten, und doch — ich darf es ohne Selbstüberhebung sagen — verdiente ich sowohl Geld als eine Anstellung und Aussichten zu besitzen. Als ich jung war, war ich der Liebling des Glücks, das heißt, durch die Güte meines vortrefflichen Vaters, eines Arztes mit ausgedehnter Praxis, ward jeder Wunsch meines Herzens erfüllt. Wie glücklich war die Zeit auf der Universität! Allerdings brachte ich nur einen äußerst geringen Theil in den Hörsälen der Professoren hin. Ich ward stets für einen fröhlichen, leichtsinnigen Burschen gehalten, und so lange ich dies war, lächelte mir das Glück; allein Fortuna ist ein Weib, und die Haupteigenschaften des Weibes sind Schwachheit und Veränderlichkeit. Jetzt, wo ich ein Mann geworden bin und dem eitlen Treiben meiner Jugend gern Lebewohl gesagt habe, hat sich das Glück von mir gewendet. Mein Vater ist gestorben, ohne mir Etwas zu hinterlassen. In einem Alter von achtundzwanzig Jahren kann ich nicht mit Sicherheit auf ein Mittagessen für den nächsten Tag rechnen. Zwar habe ich meine Studien beendet, aber der Weg zur Praxis ist ein dorniger, selbst für den Fähigsten. Und außerdem gibt es noch verschiedene Blutsauger aus früherer Zeit, grob mahnende Wucherer, welche ich nicht überzeugen kann, daß da Nichts zu holen ist, wo Nichts vorhanden.

Allerdings habe ich eine Tante in Cheltenham, welche fabelhaft reich sein muß. Sie ist eine kinderlose Wittwe; ich erinnere mich ihrer noch dunkel, als sie einst meine Eltern besuchte. Sie schien mir eine stattliche, aber etwas eigensinnige und stolze Dame zu sein. Unglücklicherweise haben wir einst einen unangehmen Zwist mit einander gehabt. Dieser war folgendermaßen herbeigeführt.

Vor etwa fünf Jahren machte ich eine Fußreise durch Wales. Ich stand dazumal in der Blüthe meines Glückes, war fröhlich und voller Hoffnungen auf die Zukunft. Ich befand mich in der besten Stimmung und hatte ein Gefühl, als ob mir etwas recht Angenehmes begegnen werde. Bis dahin war ich noch niemals wirklich verliebt gewesen. Empfindungen dieser Art waren stets nur vorübergehend gewesen. Auf meiner einsamen Wanderung, umgeben von den Schönheiten der Natur, ward mir das Herz weit, und ich schwelgte in den süßesten Gefühlen. Ich sehnte mich nach Dem, was mir zu meinem vollen Glück noch fehlte. Wer hätte ahnen können, daß der Gegenstand meiner Wünsche mir so nahe war!

Während ich einen steilen Berg hinabstieg, bot sich meinen Blicken ein bezauberndes Bild dar. Unter dem Schatten majestätischer Eichen, auf einer mit Gras bewachsenen Stelle des Waldes, von wo man das weite prächtige Thal überschauen konnte, sah ich eine fröhliche Gesellschaft von Herren und Damen. Diese Scene bildete einen reizenden Gegensatz zu dem schweigenden, düstren Walde, der mich umgab. Ich trat auf die Gesellschaft zu, verbeugte mich, sagte, ich weiß selbst nicht was, und war einige Minuten später mit Herz und Seele Genosse der fröhlichen Gesellschaft. Unter diesen befanden sich mehrere alte und junge Damen, und

unter den letzteren ein Mädchen von etwa siebenzehn Jahren, welches einer Rosenknospe unter schönen Blumen glich.

Ich erbat und erhielt die Erlaubniß, den Rest des Tages bei der Gesellschaft zu bleiben. O welch ein Tag war das! Ich wich fast nicht von der Seite Luciens — dies war der Name des liebenswürdigen jungen Mädchens. Wir plauderten, scherzten und lachten zusammen, als ob wir einander Jahre lang gekannt hätten, und die Uebrigen waren zu vertrauensvoll, um etwas Unziemliches oder Gefährliches in unserer unschuldigen Fröhlichkeit zu sehen.

Wie rasch entschwanden die Stunden und ach! wie schnell war der Abend da und mit ihm die Stunde der Trennung. Die Damen der Gesellschaft kehrten ermüdet nach dem ländlichen Wirthshause zurück; aber meine Hoffnung, am folgenden Morgen abermals aus dem Becher der Freude zu trinken, ward schrecklich vereitelt.

Als ich mit Lucie am Rande des Berges dahinwanderte, rief sie plötzlich aus: O welch eine reizende Blume steht dort unten!

Schnell wie der Blitz lief ich den Berg hinab, aber unglücklicherweise glitt ich aus und stürzte eine ziemliche Strecke hinunter. Ich raffte mich rasch wieder auf, und Luciens Angstschrei bei meinem Fall, sowie ihre Blässe und ihr freundlichdankbares Lächeln, als ich ihr die Blume übergab, waren mir eine reiche Belohnung für den Schreck und den geringen Schmerz, den ich am Fuße fühlte. Ich achtete diesen Schmerz Anfangs nicht, allein bei jedem Schritte ward derselbe heftiger und endlich so unerträglich, daß ich nur mit der größten Mühe das Wirthshaus zu erreichen vermochte. Alle Mittel halfen Nichts, und während der Nacht schwoll mein Fuß so an, daß ich alle Hoffnungen, meine Reise fortzusetzen, aufgeben mußte und das Bette nicht verlassen konnte.

Seit der Zeit habe ich Lucie nicht wiedergesehen. Die Gesellschaft verließ das Wirthshaus bereits vor Tagesanbruch.

Wer beschreibt meinen traurigen Zustand! Der körperliche Schmerz däuchte mir gering; aber ein Gefühl, welches ich jetzt zum ersten Mal in meinem Leben kennen lernte, quälte mich unsäglich. Nicht ein Wort von Liebe hatte ich zu Lucien gesprochen, und dennoch hatte mein ganzes Benehmen an diesem ereignißreichen Tage dieselbe nur zu deutlich offenbart. Erwiederte Lucie meine Liebe? Sollte ich sie wiedersehen? Würde ich ohne ihr liebes holdseliges Lächeln leben können?

Diese und hundert andere Fragen nebst einer Menge von Plänen, welche die Thorheit eines verliebten vierundzwanzigjährigen Herzens ersinnen kann, quälten mich während der acht Tage meiner einsamen Haft. Ach! meine Hoffnung war sehr gering. Lucie war verschwunden wie ein Traumbild, welches keine Spur hinterläßt. Ich wußte nicht, woher sie gekommen und wohin sie gegangen war; ich kannte weder ihren Familiennamen, noch ihren Wohnort. Mein Name und meine Verhältnisse waren ihr ebenfalls unbekannt geblieben; ich hatte beabsichtigt, ihr dieselben am folgenden Tage mitzutheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Die „Hamb. Jahreszeiten“ theilen ihren Leserinnen ein Mittel mit, wie man beschmutzte Glacé-Handschuhe leicht rein waschen kann. Man tröpfelt in eine flache Schale mit Milch so viel Vitriolöl (Schwefelsäure), daß die Milch gerinnt, dann rührt man die festen und wässerigen Theile wieder möglichst zusammen. Zuerst steckt man dann in den Daumen einen runden, recht glatten Stock, etwa wie man zum Formen der Locken benutzt, und hält die ganze Partie bis unter den Saum recht glatt und straff angespannt, nimmt von der Milchmasse Etwas auf ein wollenes Tuch und reibt damit den Schmutz ab. Sobald das Tuch unrein wird, muß man sogleich eine andere Stelle nehmen und der Reihe nach die Finger aufspannen und die darunter befindlichen Theile mit reinigen. Findet man nirgend mehr Flecken, so werden die Handschuhe an der Luft ein wenig getrocknet; ehe das aber vollständig geschieht, muß man sie halbumgewendet, so daß die Finger in der Handpartie stecken, zwischen den Händen reiben, sonst werden sie steif und brechen. Sind die Handschuhe dann trocken, so zieht man sie an, streut eine Messerspitze voll Talk in die Hand und reibt damit die Handschuhe auf allen Stellen, wodurch sie einen schönen Glanz erhalten. Von dem Vi-

triolöl muß man aber ja nicht zu viel nehmen, weil sonst die zum Nähen verwendete Seide leicht wird und zum großen Verdrusse der Trägerin sich an den Händen die Nähte auflösen.

Lebensphilosophie.

Die wahre Liebe, der sich selber Engel neigen,
Zeigt wie in Wort und That sich göttlich oft im Schweigen.

Wenn gleich ein loses Maul mit Lästern auf dich tobet,
So frage nichts darnach, du wirst dadurch geziert;
Man schätzt die Schmach nach Dem, von dem sie hergerührt;
Lobt mich ein guter Mann, so bin ich wohl gelobet.

Verschiedenes.

In eine Dorfschule Schlesiens kam einst — vor 30 Jahren mag's gewesen sein — der Schulinspector Wunster, um Prüfung abzuhalten und zu erforschen, was der Lehrer, ein invalider Unterofficier, mit den Kindern wohl geleistet. Da stellt es sich gar bald heraus, daß Reime machen der Kinder Hauptbeschäftigung gewesen. — „Wißt ihr Kinder auch“, spricht lächelnd nach dargelegten Proben der Inspector endlich, „daß es in der deutschen Sprache auch Wörter gibt, auf die sich kein Reim finden läßt? Ihr kennt gewiß das allbekannte Wort: der Mensch; darauf gibt's keinen Reim, so lange ihr immer suchen mögt. Nächst diesem Worte ist auch mein eigener Name „Wunster“ ein solcher, der sich nie reimen läßt.“ — Aber ehe noch der Schulrevisor seine Rede ganz geendet, erhebt ein pfiffiger 13jähriger Junge seine Hand zum Zeichen, daß er einen Reim gefunden. — „Nun mein Sohn, Du hättest dennoch einen Reim gefunden?“ — „Ja, Herr Schulinspector!

„Sein Nam' ist Wunster,
Was er macht, verhunz't er.“

(Auch ein Compliment.) Der Pianoforte-Virtuose P. spielte einst, so erzählt die Chronik, an einem europäischen Hofe. Als er geendet, trat eine hohe Person an ihn heran und sprach huldreichst: „Ich habe Thalberg gehört — (tiefer Bückling des Künstlers) — ich habe auch den Lißt gehört, aber — (der Virtuos bückt sich noch tiefer in gespanntester Erwartung) — so wie Sie hat noch Keiner ge — schwitzt.“

Rudelmüller. Weeßt Du och, daß der kleene Napoljon jetzt zu den Leiten in Frankreich gehört, die am mißliebigsten sind? — Breetenborn. Der Alljirkönig —!? Ich dächte, was mich bisse — — Rudelmüller. Es ist nicht anders. Er jehört ja unter die — Schreier.

Logograph.

5 8 3 6 7.

Erfleh' von Gott, dem Ew'gen, mich —
Bitt' innig Ihn um meine Gaben;
Gewiß, Er wird erhören dich
Und gern mit süßem Trost dich laben.

6 8 5 8 9.

Mich schickt Er als Begleiter nach,
Ich bleib' bei dir auf allen Wegen;
Denn, hast des Andern Gaben, sag!
Ist da nicht wahrlich Gottes Segen?

6 3 8 5.

Mich wirst erringen sicherlich —
Ja über Erd' und Tod erringen —
Der Lorbeer wird dann krönen dich,
Und du wirst Friedenslieder singen.

2 8 6 7.

Drum harre, wie dies Wort besagt,
Mit Gott getreu und standhaft aus;
Und wenn ein böser Geist dich plagt,
Beginn', mit Gott, nur fest den Strauß!

1 2 3 4 5 6 7 8 9.

Des Geistes Segen sei an diesem Feste dir gegeben,
Er helfe dir den Sieg erringen auf der Erde,
Damit der Lorbeerkranz dich kröne in dem künft'gen Leben,
Und ew'ger Friede dir nach diesem Kampfe werde!

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 68. Donnerstag, den 5. Juni **1856.**

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

3.

„Margareth! Margareth!“ wiederholte Herr Wölfel stutzig den Namen von Christians Schwester. „Wär' doch ein eigenes Zusammentreffen, wenn —“ Das Uebrige murmelte er in den Bart und rief dann laut: „He, Christian, eine Frage!“

Der Gerufene näherte sich, das Pferd am Zügel.

„Die Margareth, Euere Schwester, war sie vielleicht bei dem Kaufmann Bätzner im Dienst?“

„War im Dienst? So viel ich weiß, dient sie noch dort.“

„Seit vorgestern Abend nicht mehr.“

„Nicht mehr?“

„Wie ich Euch sage, denn vorgestern Abend ist Euere Schwester davongelaufen.“

„Davongelaufen?“ schrie Christian auf, und seine Augen dehnten sich und traten vor, als wollten sie aus dem Kopfe springen, der Davongelaufenen nach.

„Davongelaufen mit ihrem Liebhaber, einem Handlungsdiener des Kaufmanns Bätzner.“

„Was? die Margareth hat einen Liebhaber? Und davon sagt sie mir kein Sterbenswörtchen! Herr, ist das wahr?“

„Wenn's nicht wahr ist“, betheuerte Wölfel, „dann soll keiner meiner Schuldner mir einen Heller bezahlen!“

„Das ist ein fürchterlicher Schwur in Seinem Munde, Herr Wölfel. Die Margareth davongelaufen —“

„Mit eines reichen Mannes Sohn.“

„Der Liebhaber ist reich?“ fiel Christian ein. „Wenn das ist, so hat er nichts Gutes vor mit dem armen Mädchen.“ Und traurig senkte er den Kopf.

„Gewiß nicht!“ bekräftigte Herr Wölfel mit auffallendem Eifer. „Und wenn er wirklich im Sinne hätte, sie zu seiner Frau zu machen, so kann ich Euch sagen, der Vater des jungen Menschen hat schon erklärt, daß er den ungehorsamen Sohn lieber enterbt, als Euere Schwester zur Schwiegertochter annimmt.“

„So?“ fragte Christian in langgezogenem Tone und faßte dabei Herrn Wölfel scharf in's Auge.

„Ja“, fuhr dieser angelegentlich fort, „seid versichert, der Vater des jungen Menschen willigt niemals darein, daß sein Sohn Euere Schwester zur Frau nimmt, und Ihr könntet Euch einen Gottslohn verdienen, wenn Ihr der Margareth den Kopf wieder zurechtsetztet, den ihr mein —“ (er verschluckte das Wort, das er schon auf der Zunge hatte) — „den ihr der junge Mensch ganz verdreht zu haben scheint.“

„Ah!“ rief Christian und hob den Zeigefinger in die Höhe, wie wenn er plötzlich einen neuen Erdtheil entdeckt hätte, nämlich in der Welt seiner Gedanken. „Er ist ja recht genau unterrichtet. Blitz, Hagel! woher weiß Er denn das Alles?“

„Woher ich das weiß?“ wiederholte Wölfel und die Frage schien ihn im ersten Augenblick zu beklemmen. Dann sagte er kurz: „Die ganze Stadt ist ja voll von der Geschichte. Denkt Ihr, es sei etwas so Alltägliches, daß eines reichen Mannes Sohn mit einem Dienstmädchen davonläuft?“

„Weiß denn kein Mensch, wohin sie —“

„Nach St— “, platzte jener heraus, „zu einer Muhme des Entführers.“

„Also nach St—? I, das ist ja gar nicht

so weit. Und zu einer Muhme? Hm, diese heißt?«

Herr Wölfel gab nicht sogleich Antwort. Er schien erst bei sich zu überlegen, ob es rathsam sei, den Namen der Muhme zu nennen.

»Die Muhme heißt?« wiederholte Christian und warf dabei einen forschenden Blick auf den Boden, als wolle er sehen, ob der Stein, den er vorher weggeworfen, noch daliege. Es könne doch sein, dachte er, daß er noch Gebrauch davon mache.

»Mölling, verwittwete Mölling.«

»Danke für gütigen Bescheid!« versetzte Christian und stieg vor den Augen Wölfel's auf dessen Pferd.

»Was soll das?«

»Das soll so viel«, entgegnete Christian, sich im Sattel zurechtsetzend, »daß ich vom Fleck weg nach St-- reite, um mich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob auch wirklich Alles so ist, wie Er mir gesagt hat.«

»Halt!« schrie Wölfel — »ich rufe den Herrn Amtmann!«

»Wenn der Herr Amtmann nach mir fragen sollte, so sag' Er ihm nur, ich hätte nach St— gemußt, und Er, aus alter Freundschaft für meinen Vater, Er hätte mir Sein Pferd dazu geliehen.«

»Das werd' ich nicht sagen!« antwortete jener, kirschroth vor Zorn.

»Nicht? Na, meinetwegen auch!« versetzte Christian kaltblütig. »So sag' Er dem Herrn Amtmann, Er habe etwas Nothwendiges in der Stadt vergessen und mich dahin geschickt, um es statt Seiner zu bestellen. Ich rechne darauf, Herr Wölfel. Wo nicht, so kann Er darauf rechnen, daß Ihm der erste beste Kieselstein an den Kopf fliegt, ohne daß Er weiß, aus welcher Hecke er geflogen kommt, der Vogel, der Ihm das Loch in den Kopf pickt. Wonach sich zu achten, wie der Schulze spricht.«

Und ehe Herr Wölfel von seiner Erstarrung über diese Keckheit wieder aufgethaut war, hatte Christian schon das Thor des Amtshofes hinter sich und, den nächsten Weg nach St— einschlagend, brummte er vor sich hin: »Ist der Sohn des Gauners mit meiner Schwester davongelaufen, was werd' ich da Umstände machen, mit dem Pferd des alten Sünders davonzureiten! Behalten werd' ich seinen Gaul nicht; aber meine Schwester muß er behalten, der Entführer. Nein, die nehm' ich nicht zurück, nachdem er ihr solchen Schimpf angethan vor der ganzen Stadt. Die muß er zur Frau nehmen, das schwör ich heilig, — er muß sie wieder zu Ehren bringen, oder ich bring' ihn um, so wahr ich Christian heiße!«

(Fortsetzung folgt.)

Die Dame mit der Sammtmaske.

(Fortsetzung.)

Gerade um diese Zeit, wo ich ganz von meinen Liebesträumen erfüllt war, langte ein Brief von meiner Tante aus Cheltenham mit der seltsamsten Bitte von der Welt an. Die würdige Dame wünschte mich zu vermählen. Sie hatte ein armes Mädchen nach dem Tode der Eltern desselben zu sich genommen: eine wahre Perle, ein Juwel, die Zierde des weiblichen Geschlechts, wie der Brief besagte. Der liebste Wunsch meiner Tante war nun, diese Pflegetochter glücklich zu sehen, und sie hatte dabei zugleich an mich gedacht, da ihr mein Glück, wie sie schrieb, ebenso sehr am Herzen lag, falls ich mich ihrer Güte würdig zeigte, das heißt, fleißig studirte und mir dadurch gute Aussichten auf eine ehrenvolle juristische Laufbahn eröffnete. Wir könnten einst ein glückliches Paar werden — meinte sie — denn sie würde das liebenswürdige Mädchen als ihre eigne Tochter behandeln. Die letzten Worte waren unterstrichen und machten vor allen den stärksten Eindruck auf meinen Vater.

»Nimm den Antrag an«, sagte mein Vater; »dein Glück ist gesichert.«

»Ich will nicht!« erwiederte ich mit Herz und Mund und behandelte die ganze Sache mit meinem gewöhnlichen Leichtsinn. Wie konnte ich, dessen einziger Gedanke zu dieser Zeit Lucie war, ohne Widerwillen und Schreck an die Waise, an die angenommene Tochter denken!

Meine Tante erhielt von meinem Vater einen Brief, worin er den Antrag auf eine höfliche Weise ablehnte, und von mir ein fröhliches und humoristisches Schreiben desselben Inhalts. Dies erregte ihren heftigen Zorn. Seit der Zeit haben keine Mittheilungen mehr zwischen uns stattgefunden, aber von einem Freunde in Cheltenham, welcher auch mit meiner Tante bekannt ist, weiß ich, daß ihr

Zorn gegen mich sich noch nicht gelegt hat. Wahrscheinlich haben auch meine tollen Streiche, die ihr sicherlich zu Ohren gekommen sein müssen, das Ihrige dazu beigetragen. Wenn ich nun auch meinen Trotz in so weit bezwingen könnte, daß ich mich bemühte, ihre Gunst wieder zu erlangen, so habe ich doch alle Ursache zu fürchten, daß mir eine unhöfliche und kurze Abweisung zu Theil werden würde, und einer solchen Demüthigung will ich mich nicht aussetzen. Ich muß etwas Andres ersinnen.

Ein Schiffbrüchiger wie ich greift nach einem Strohhalme. Lucie zu heirathen, daran denk' ich nicht mehr; alle meine Bemühungen, sie wiederzufinden, sind fruchtlos geblieben. Gleichwohl vermag ich sie nicht zu vergessen. Sie ruht im Innersten meines Herzens als ein treuer Talisman, umgeben von den schönsten Blüthen der Erinnerung. Um die Wahrheit zu gestehen — es ist mir jetzt gleichgiltig, mit welchem Mädchen ich mich vermählen werde; allein ich kann nicht gleichgiltig die Wogen anschauen, die mein Lebensschiff zertrümmert haben und mir nun eine Planke nach der anderen entreißen. Eine Gattin könnte vielleicht das Rettungsmittel sein, welches mich glücklich an das Ufer bringt. Ich werde es versuchen. Täglich lese ich in den Zeitungen Heirathsgesuche, worin blöde junge Männer oder ehrsame Wittwen Lebensgefährtinnen und Lebensgefährten suchen. Die Herren sind stets wahre Phönixe, gewöhnlich jung, wohlerzogen, gesund an Leib und Seele und haben ihr gutes Auskommen; es ist nur auffallend, daß sie so bescheiden in ihren Wünschen sind: natürlich muß die gesuchte Dame jung, hübsch, liebenswürdig und eine gute Wirthschafterin sein — das ist das Mindeste, was man fordern kann. Von größerer Bedeutung ist der unvermeidliche Beisatz von einem »anständigen, verfügbaren Vermögen«, und es ist bemerkenswerth, mit welch einer liebenswürdigen, verschämten Zurückhaltung dieser böse Artikel vom Gelde, ohne welches man in unserer materiellen Zeit nun einmal nicht existiren kann, gewöhnlich an den Schluß des Gesuches gesetzt und mit einem Schwall von schönen Redensarten bedeckt wird. Diesen jetzt so gebräuchlichen Weg, sich eine Gattin zu suchen, will ich auch einschlagen — oder vielmehr ich hab' es schon gethan.

Ich habe diesen Zweig der Literatur sorgfältig studirt und glaube vollkommen damit vertraut zu sein. Die Hauptsache ist, daß man ebenso sorgfältig und mit Geschmack zu Werke geht in Bezug auf Das, was man sagt, als auf Das, was man unberührt läßt. Der weiblichen Neugierde muß ein freies Feld gelassen werden, damit sich alle heirathslustigen Damen unwiderstehlich angezogen fühlen, gleichwie die Vögel durch den Ruf des Vogelstellers. Ich glaube, daß es mir geglückt ist, etwas Ausgezeichnetes zu produciren. Mein Gesuch liegt gesiegelt vor mir und ich werde es sogleich nach der Expedition der Morningpost tragen. Ich hoffe und wünsche demselben den besten Erfolg; denn noch heute Morgen empfing ich einen Besuch von einem alten Freunde, welcher eine nur zu große Anhänglichkeit an mich hat. Er forschte sehr angelegentlich nach meiner Gesundheit und musterte mein geringes Mobiliar mit seltsam fragenden Blicken.

Ach! es hat sich grade beim Beginn meiner Unternehmung, eine Lebensgefährtin zu suchen, etwas sehr Unangenehmes zugetragen, was meinen Muth gänzlich darniedergeschlagen hat. Ich hatte heute verschiedene Briefe zu schreiben, unter andern einen an meinen früher erwähnten Freund in Cheltenham und einen an die Zeitung. Beide lagen versiegelt und in ganz gleichen Couverts vor mir. In demselben Augenblick, wo ich sie mit Adressen versehen wollte, ward ich durch einen Besuch daran verhindert, und eine Stunde später, als dieser sich entfernt hatte, verwechselte ich unglücklicherweise die beiden Briefe. So gelangte mein Heirathsgesuch an meinen Freund in Cheltenham und mein Brief an ihn an die Morningpost; beide wurden mir natürlich zurückgeschickt. Mein Freund überströmte mich in seinem Antwortschreiben mit einer Fluth von gutmüthiger Satyre, schloß aber mit folgenden Worten: »Versuche es! du scheinst mir nicht dazu verurtheilt zu sein, dein ganzes Leben hindurch die schlechten Launen der Fortuna ertragen zu sollen; vielleicht glückt es dir mit deinem Gesuch, und dann bist du für immer sicher gestellt!«

Ich muß gestehen, daß mich beim Durchlesen dieses Briefes ein Gefühl von Scham überkam. So lange die Sache noch mein Geheimniß war, erschien mir dieselbe als erfreulich und lockend; aber jetzt, wo ein Anderer drum wußte,

kam sie mir ungereimt vor. Ich hatte große Lust, mein Meisterstück in's Feuer zu werfen und meinen Plan für immer aufzugeben. Aber ein Blick auf den traurigen Zustand meiner Börse und auf das Schreckliche meiner Zukunft, worin ich kein einziges grünes oder erquickendes Plätzchen entdecken konnte, besiegte meinen Widerwillen und zwang mich zum Handeln. Ich betrachtete mich als einen Spieler, der sein letztes Goldstück auf eine Karte setzt, um Alles oder Nichts zu haben; obgleich mein Einsatz in diesem Fall meine eigne theure Person war, so waren meine Aussichten in diesem Augenblick jedoch so düster und traurig, daß ich ganz gegen meine Gewohnheit den Werth des Einsatzes sehr gering anschlug.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Fleischbrühe aufzubewahren.) Es ist bekannt, wie schnell Fleischbrühe ihre Güte verliert und daß sie, zumal im Sommer, in sehr kurzer Zeit eckelhaft und ganz schlecht wird. Bewahrt man jedoch Fleischbrühe in einer Flasche, deren leeren Hals man nur mäßig fest mit einem Stöpsel von Baumwolle verstopft, so hält sie sich in ihrer Güte und in ihren angenehmen Eigenschaften viele Monate lang.

Lebensphilosophie.

Die zaubernde Musik sagt mit beredten Tönen
Zwar Freude, Traurigkeit, Furcht, Hoffnung, Liebe, Sehnen;
Nie aber hat die Kunst noch einen Ton erdacht,
Der gnug die Dankbegier der Herzen kundbar macht.

? e l dein Fehler so klein ist, glaubst du, man werd' ihn nicht merken?
Auch ein einzelnes Haar zeigt sich im Schatten bei Licht.

Glücklich, wer, o Natur, dich im Innersten liebet, und glücklich,
Glücklich, wem sich dein Bild tief aus dem Herzen erzeugt.

Verschiedenes.

In Wien besaß der bekannte Saphir einst ein Haus, worin ein tüchtiger Acteur zur Miethe wohnte, der aber ein gar schlechter Zahler war. Einst traf es sich, daß Saphir und sein Miether — denn beide waren Freunde — vergnügt bei einer Flasche Ungar in Hrn. von Lenkai's Weinlocale saßen, obgleich der Freund für's vorige Vierteljahr an Saphir noch die Miethe zu zahlen hatte. In heitrem Zwiegespräch begriffen, kam man auf's Wetten. — „Willst Du wetten mit mir“, spricht der Acteur, „und läßt Du mich, wenn ich mit einem einz'gen Worte brieflich Dir die Wohnung kündige, ziehen ohne Miethe?“ — „Topp, es gilt“, erwiederte Saphir, und Beide schlugen ein und nahmen die anderen Gäste zu Zeugen. Tags darauf erhielt Saphir einen Brief, wohl und gut versiegelt, darin nichts weiter als das lateinische Wort zu lesen war:

Jud i ci um.
(Jud' ich zieh' um.)

Daß solch' ein Spaß dem Saphir widerfahren mußte, war diesem doch zu arg; eine Antwort durfte auf diese Kündigung nicht unterbleiben. Saphir schrieb in einem Brief an den Schauspieler das Wort:

O ffi ci um
(O Vieh zieh' um)

als die durch die Wette errungene Bewilligung zum freien Auszuge aus der Wohnung.

Zwei Knaben rühmten sich gegenseitig die Schönheit und Vorzüge der Häuser ihrer Väter, und der eine sagte: „Unser Haus ist doch schöner; es hat einen Balkon und ein italienisches Belvedere und eine Kuppel über dem Treppenhause; mein Papa will noch etwas Weiteres darauf machen lassen!“ — „Nun? und was denn?“ fragte der andere. — „Ich habe heute frühe gehört, wie Papa zur Mama sagte, er wolle noch eine Hypothek von 3000 Thalern auf unser Haus machen lassen!“

Auflösung des Logogryphs in Nro. 67:
Geist. Segen. Sieg. Fest. Pfingsten.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 69. Samstag, den 7. Juni **1856.**

GRUSS DES RHEINES AN KÖNIG LUDWIG.

Was mag, o Rhein, dich heut' so freudig schwellen?
Du rauschest ja so festlich, und dabei
Tönt es so frohbewegt aus deinen Wellen,
Als ob für dich ein Tag der Freude sei! —
Ja, ja, ein Festtag; denn die frohe Kunde
Geht heut' am Ufer hin von Mund' zu Munde:
Der König Ludwig kommt zum Vater Rhein,
Er, den mit Stolz die deutschen Gauen preisen!
Verdiente ich, ein deutscher Strom zu heissen,
Wenn ich darob nicht wollte fröhlich sein?

Weisst? Ich bin alt, und manches Blatt Geschichte
Des deutschen Volkes schrieb man an dem Rhein.
Ach! Fremde schrieben oftmals die Berichte
Auf Deutschlands Nacken Deutschlands Jahrbuch ein.
Worms! Speyer! Säulen einst der deutschen Grösse,
Sie standen lang als Zeugen deutscher Blösse
Und klagten, wer dem Feind den Weg gebahnt;
Und Strassburgs Münster — scheint's in eure Gauen
Nicht als ein steter Vorwurf herzuschauen,
Ein Geisterfinger, der euch strafend mahnt?

In euren Marken donnerten die Wetter
Der fremden Kriege aus die grimme Wuth.
Oft schien das Reich verloren ohne Retter,
Und nutzlos floss der besten Söhne Blut.
Mein Wasser war von deutschem Blut geröthet,
An meinen Ufern lagen sie getödtet
Die Deutschen — so war ich noch deutscher Fluss.
Die Zwietracht waltete in euern Reihen,
Da doch ein Jeder, will er selbst gedeihen,
In Treue fest zum Ganzen stehen muss.

Erst als die Noth euch dann in Eins geschmiedet,
Da gab man euch, den Siegern, mich zurück;
Und als ihr mehr die alten Sünden miedet,
Da kehrten wieder zu euch Ruh' und Glück.
Und heute! — Seht, im grossen Staatenkranze
Steht hochgeachtet jetzt das deutsche Ganze
Auf ehrenvoller Stufe herrlich da!
Und, wenn nun Fremde nach der Heimath fragen,
Wer lehrte euch, dass ihr mit Stolz könnt sagen:
Aus Deutschland bin ich, bin ein Deutscher, ja!

Wer nahm die deutsche Kunst in treue Pflege?
Wer ward ein Vater deutscher Wissenschaft?
Wer lehrte deutschem Handel neue Wege?
Wer wacht' ob deutschem Ruhm voll Muth und Kraft?
Wer riss der Zwietracht Schranken muthig nieder
Und einigte die lang getrennten Glieder
Zuerst in jenen grossen Zollverband?
Was Karls Jahrhundert einst nur angefangen,
Wer liess es endlich an sein Ziel gelangen?
Das Alles wirkte Ludwigs Meisterhand!

Drum sei mir, Ludwig, heute hoch willkommen,
Du edler deutscher Pfalzgraf an dem Rhein!
Du machtest Bahn, und was du unternommen,
Dafür steh'n And're, kräftig fördernd, ein.
Dich ehret einst das späteste Jahrhundert,
Wie du das früheste geehrt, bewundert!
Auf Blumenauen wandle stets dein Fuss!
Ja, stolz darauf, ein deutscher Strom zu heisen,
Ruf' ich dir zu, den Deutschlands Gauen preisen:
Sei mir gegrüsst mit meinem wärmsten Gruss!

Neustadt. ch.

Walhalla und Ludwigshöhe.

Melodie des Walhallaliedes: Helden laßt die Waffen —

Gesang beim Einzuge König **Ludwigs** auf Ludwigshöhe den 7. Juni 1856.

An der Donau fernem Strande
Glänzt Walhallas Heldensaal
Weit hinaus in alle Lande
Durch der hohen Helden Zahl;
Dort durch Ludwigs Hand gegründet,
Schön zu schauen weit und breit,
Allen Völkern er verkündet
Deutschen Namens Herrlichkeit.

An des Rheines stolzem Strome
König Ludwigs Wiege stand,
Und des Rheines hohe Dome
Schmückte Ludwigs Königshand.
Doch es wollt' Ihm auch gefallen,
Sich zu gründen eignes Haus,
In der Ludwigshöhe Hallen
Ruhet Er mit Freuden aus.

Sieh', der König kommt gezogen
Als ein Pfalzgraf bei dem Rhein,
Unter hohem Ehrenbogen
Zieht Er wieder bei uns ein.
Was von Ihm wir froh vernommen,
Sei in neuer Treu erfaßt,
Herzlich sei uns hier willkommen,
Ludwig, hoher theurer Gast.

Auf, ihr Pfälzer, laßt uns wallen
Zu der Ludwigshöhe Bau,
Denn die hohen Königshallen
Trägt so herrlich er zur Schau;
Glänzt entgegen auch uns Allen,
Ladet freundlich zu sich ein,
Kommt herbei mit Wohlgefallen,
Laßt uns nah'n in dichten Reih'n.

Ihr von Rhodt und Edenkoben,
Kommt vor Andern froh heran,
Ludwig laut und hoch zu loben,
Ihm von Herzen zugethan!
Seht, wie huldreich Er sich neiget,
Uns von Herzen zugewandt,
Und der Liebe Fülle zeiget
Königs Mund und Königs Hand.

Weilt Er nun in unsrem Kreise
Väterlich auf Seinem Thron,
Stimmet an zu Seinem Preise
Hohen Liedes hellen Ton;
Bringt vor Gottes Thron die Bitte:
„Lange lebe Ludwig noch
Hier in unsres Kreises Mitte,
Lebe fröhlich, lebe hoch!“

Unser Lied ihm wohlgefalle,
Weil in Liebe wir es weih'n,
Bis in himmlischer Walhalle
Er mit Freuden ziehet ein;
Bis vor Gottes hohem Thron
Ludwig selig angelangt,
Und des ew'gen Lebens Krone
Herrlich auf dem Haupte prangt.

Vom Fuße der Ludwigshöhe,
im Juni 1856.

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

4.

Herr Wölfel schritt über den Hof in das Amthaus. Als er dort eintrat, sprang die Dogge aus dem Winkel, in welchen sie sich vor der Peitsche des Amtmanns geflüchtet hatte, plötzlich hervor und bellte ihn an. Er fuhr zusammen und streckte unwillkürlich wie zur Abwehr dem Thiere die Hand mit der Reitpeitsche entgegen. Beim Anblick derselben schien die Dogge Angst vor einer neuen Züchtigung zu bekommen; mit einem kühnen Satze zwischen seine Beine hindurch rettete sie sich in den Hof. Aber die Wohlbeleibtheit des Mannes paßte nicht zu solchem Durchgange und er schlug seiner ganzen Länge und Breite nach zu Boden. Auf das Geräusch dieses Falles und das Aufschreien des Gefallenen öffnete sich eine Thüre. Der Amtmann trat heraus und der am Boden Liegende rief ihm barsch zu, ihm die Hand zu reichen, damit er wieder auf die Füße komme.

Der Amtmann half dem schweren Manne empor, und als dieser wieder aufrecht stand, war seine erste Frage: „Der Hund ist doch nicht toll?“

„Welcher Hund?“

„Nun, der Hetzhund hier, der mich über den Haufen gerannt hat.“

„Beruhigen Sie sich, Herr Wölfel, die Dogge ist frisch und gesund. Aber bitte, wollen Sie nicht eintreten?“

„Versteht sich, will ich das. Sie wissen ja, warum ich komme!“

Mit diesen Worten ging Herr Wölfel voraus in das Zimmer und ließ dort seinen Fettkörper ohne Umstände auf das Sopha plumpen, den breiten Rücken hinten anlehnend und die kurzen Beine von sich streckend.

Der Amtmann ballte seine Hand um die Lehne des nächsten Stuhles und flügelte ihn nach dem Sopha hin, um sich dem Besucher gegenüber niederzulassen, mit einem Blicke, aus dem das Gelüste sprühte, das ergriffene Möbelstück lieber auf dem Kopfe des widerwärtigen Gastes zu zerschmettern.

„Es zieht“, sagte Wölfel, auf das offene Fenster deutend, „und ich bin sehr erhitzt; wollen Sie nicht zumachen?“

Der Amtmann, der sich schon gesetzt hatte, erhob sich, schritt ans Fenster und schloß es mit einer Miene, als hätte er viel lieber jenen hinausgeworfen.

„Nun? wie steht's?“ fragte Wölfel stoßweise, als der Amtmann ihm wieder gegenüber Platz genommen hatte. „Ihre Frau — hat sie Ja gesagt?“

„Noch nicht, Herr Wölfel, indeß —“

„Noch immer nicht? Aber Sie haben mir doch versprochen, wenn ich heute käme, sollt' Alles in Richtigkeit sein.“

„An meinem guten Willen hat's nicht gelegen. Jedoch meine Frau macht mehr Schwierigkeiten, als ich gedacht.“

„Ach was! Noth bricht Eisen.“

„Nicht so laut, Herr Wölfel“, versetzte der Amtmann; „bedenken Sie, wenn meine Frau uns hörte.“

„Desto besser!“ dachte Wölfel und fuhr noch lauter fort: „Auf wen will denn die Frau Amtmännin noch warten für die Fräulein Tochter? Bin ich nicht reich? Und mein Sohn, mein einziger Sohn, ist er nicht ganz der Mann, ein Mädchen glücklich zu machen? Dazu kommt, daß der Herr Amtmann ganz in meinen Händen ist.“

„Herr Wölfel“, unterbrach ihn der Amtmann flüsternd, „wollen Sie Alles verderben? Nicht meine Frau allein, auch Ottilie ist hier in der Nähe.“

„Das ist etwas Anderes“, entgegnete jener, seine Stimme dämpfend. „Freilich, Fräulein Ottilie darf nicht erfahren, daß ihre Hand von ihrem Herrn Stiefvater so zu sagen verspielt worden ist.“

„Verspielt?“

„Ist es etwa nicht so? — Sie hatten auf Ehrenwort die bewußte Summe in der Stadt verspielt. Wär's eine gewöhnliche Schuld gewesen, Sie hätten sich ob der pünktlichen Bezahlung derselben kein graues Haar wachsen lassen. Aber eine Spielschuld! Und noch dazu, nachdem Ihnen der Herr Baron, der die Bank hielt, die Ehre angethan, Ihr bürgerliches Wort als vollen Einsatz gelten zu lassen. In Ihrer Geldverlegenheit wandten Sie sich an mich. Doch ich kannte Ihre Verhältnisse, wußte, daß Sie schon mehr Schulden hatten, als Vermögen, und dankte für jedes Geldgeschäft mit Ihnen. Da riefen Sie verzweifelt: So bleibt mir nichts Anderes übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen! Sehen Sie, das rührte mich. Ich sann nun auf Mittel, Ihnen zu helfen, und fand richtig eines in der Person Ihrer Stieftochter. — Fräulein Ottilie hat ein nicht unbedeutendes Vermögen von ihrem Vater geerbt, — von ihrem rechten Vater nämlich. Das wußte ich und — Dank meinem Speculationsgeist! — ich fand darin die Möglichkeit Ihrer Rettung. Sie gaben mir das schriftliche Versprechen, Ihre Stieftochter mit meinem Sohne zu verheirathen, und zwar unter der Bedingung, daß ihm die freie Verfügung über das Vermögen seiner Frau in den Ehepacten ausgemacht werde, damit er mit diesem Fond sofort als Compagnon in mein Geschäft eintreten könne —“

„Und Sie“ — fiel jetzt der Amtmann ein — „schossen mir dafür die benöthigte Summe vor, für welche ich Ihnen dann das Dreifache verschreiben mußte.“

„Das Dreifache?“ rief Wölfel, den Verwunderten spielend. „Rechnen Sie die Schuldscheine, die ich Ihnen cedirt habe, für Nichts?“ Bedenken Sie, es befinden sich darunter auch sieben Schuldscheine von Ihnen.“

„Die Sie, wie ich nachher erfahren, um den vierten Theil des Betrages eingehandelt haben.“

„Wenn das so wäre, so wär's nur ein

neuer Beweis, in welchem Credit Sie stehen. — Zur Sache! Sie wissen, wir schreiben heute den 25. August 18—. Das ist der letzte Termin, den ich Ihnen in meiner Gutmüthigkeit noch bewilligt gehabt, nachdem Sie schon zwei Mal nicht Wort gehalten.«

»Haben Sie denn nicht Sicherheit?«

»Ja, die Sicherheit, Sie in Sicherheit zu bringen!...«

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Die Fliegenplage naht. Die Genter Fleischhalle ist ganz von derselben befreit, trotz der Menge des dort ausgestellten Fleisches und ungeachtet sie ganz frei und offen ist. Die inneren Wände werden nämlich mit Lorbeeröl bestrichen, dessen Geruch die Fliegen nicht ertragen können. Das Mittel hat sich probat bewährt; man kann selbst vergoldete Rahmen u. dgl. dadurch vor den Fliegen schützen. Für den Menschen ist der etwas starke Geruch dieses Oels nicht unangenehm; man gewöhnt sich leicht daran.

Verschiedenes.

Jeder kennt die unangenehmen Folgen, welche daraus entstehen können, wenn man bei Nachtreisen in einem Eisenbahn-Waggon einschläft. Diesem Uebelstande abzuhelfen, haben die Herren Col und Foucault in Saint Dizier einen ganz einfachen Apparat erfunden, der, in jedem Waggon angebracht, 3- bis 400 Meter von der Station einen Wecker in Bewegung setzt und zugleich den Namen der Station erleuchtet zeigt. Die Reisenden können sich also bequem zum Aussteigen fertig machen und der Dienst des Eisenbahnpersonals wird dadurch bedeutend erleichtert, der Aufenthalt gemindert.

Ein Bonmot König Ludwigs ruft in München allenthalben Heiterkeit über seine Trefflichkeit hervor. Vor einiger Zeit promenirte dieser viel und herzlich geliebte Monarch in den Straßen der Hauptstadt. Wie nun seinem Auge Nichts entgeht, bemerkte er einen Neubau, der durch seine Eleganz seine Aufmerksamkeit auf sich zog, so daß er in denselben eintrat, um ihn näher zu besichtigen. Der Herr des Hauses, geschmeichelt durch die Anwesenheit des Königs, beeilte sich, sich demselben vorzustellen, der ihn sogleich als seinen ehemaligen Conditor erkannte. Ah, das Haus gehört Ihnen? — Zu dienen, Ew. Majestät. — Ein schönes Haus das, ein schönes Haus! aber es hat einen Fehler, einen bedeutenden Fehler! — Und der wäre, Ew. Majestät? frug der Herr, indem er einen forschenden Blick über das Gebäude gleiten ließ. — Es kann das Wasser nicht vertragen, mein Lieber, denn es ist aus meinem Zucker gemacht.

Charade.

1. 2.

Auf mir stellt man oft Zweikampf an,
Doch Niemand wagt sein Leben d'ran;
Es wird gezielt, gekämpft recht warm,
Man streckt den Leib, man regt den Arm;
Man kämpft mit Kugeln und mit Spießen,
Doch sieht dabei kein Blut man fließen.

3.

Auf mir macht man viel' Complimente,
Drückt sich herzinniglich die Hände,
Man scherzt und lacht, man macht Parade,
Man spricht von Dichtkunst, macht Ballade,
Und Jeder, Jede will gefallen,
Die Schönste aber nur von Allen
Wählt man zur Königin sich aus,
Und Jubel tönt durch's ganze Haus.
Von Zeit zu Zeit verstummen Scherz und Lachen,
Um sich Bewegung hübsch und fein zu machen;
Dabei ertönen wunderschöne Klänge
Und durcheinander fliegt's in bunter Menge.

1. 2. 3.

Ich bin geformt recht nett und fein,
Bin nicht von Holz und nicht von Stein,
Hab' keinen Kopf und keine Hände,
Keinen Anfang und kein Ende;
Ich laufe immer ohne Füße
Auf einer schönen grünen Wiese,
Und will ich ein Mal ruhig liegen,
Muß ich mich in ein Loch verkriechen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 70. Dienstag, den 10. Juni **1856.**

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

Herr Wölfel fuhr nach kleiner Pause gegen den Amtmann fort: „In dem Empfangscheine, den Sie mir über die bewußte Summe gegeben, verpflichten Sie sich zur nachträglichen Ausstellung eines gerichtlichen Schuldbriefes und zur Verpfändung Ihres noch schuldenfreien Vermögens. Da jedoch an jenem Tage, wo Sie mir das schriftlich gegeben, Ihr ganzes Vermögen schon an andere Gläubiger verpfändet gewesen, so erscheint die Sache vor Gericht als ein zweifelloser Betrug und Sie werden wissen, ein Betrug ist die erste Hypothek auf's Zuchthaus.“

„Aber wer will Sie denn betrügen?“ warf der Amtmann mit dumpfer Stimme hin. „Kann ich dafür, daß meine Frau, die sich bisher Allem gefügt hat, gerade in diesem Punkte die Halsstarrigkeit selbst ist? Das Letzte, was sie besessen, sagte sie, habe sie für mich hingegeben; aber die Zukunft ihrer Tochter zu opfern, verbiete ihr die Mutterpflicht.“

„Was? ihre Tochter mit einem reichen jungen Mann zu verheirathen, das nennt die Frau ein Opfer?“ versetzte jener, dessen Geldstolz auf's Tiefste gekränkt schien. „Aber wofür sind Sie denn Mann, wenn Sie nicht einmal Ihre Frau zur Raison bringen können?“

„O, ich habe Alles versucht, Herr Wölfel; ich habe sie gebeten und sie beschworen, und als sie unerbittlich blieb, da hab' ich ihr gedroht, ich habe sie —“

Der Amtmann stockte.

„Weiter!“ sagte Wölfel, indem er seine beiden Daumen in die Westentaschen steckte, als sei's ihm so bequemer, zuzuhören.

Der Amtmann warf einen scheuen, finstern, wie von der Nacht seiner Seele überwölkten Blick nach der Thür des Nebenzimmers hin. Seine Brust zuckte in sich zusammen, wie unter einem Bisse des Gewissens; ein seufzerähnlicher Laut erstarb auf seinen Lippen und dicht vor Herrn Wölfel tretend, ließ er die mehr gehauchten als gesprochenen Worte auf ihn fallen: „Ich habe sie maltraitirt bis auf's Blut.“

Herr Wölfel nickte mit dem Kopfe und seine grinsende Miene schien zu sagen: „Das haben Sie gut gemacht.“

„Ich habe meine Faust wie eine Klammer um ihre rechte Hand gelegt“, fuhr der Amtmann im vorigen Tone fort, „ich habe die Feder zwischen ihre Finger gesteckt, habe ihr den von Ihnen aufgesetzten Ehecontract zwischen Ihrem Sohne und meiner Stieftochter vorgelegt, habe ihr zugedonnert: Unterschreibe, unterschreibe! oder ich zerdrücke Dir den Arm! — Aber sie hat gesagt: Du kannst mich umbringen, doch wirst Du mich nicht zwingen, das Unglück meines Kindes zu unterschreiben! — Ich war außer mir vor Wuth. Meine Faust umballte ihre Hand, daß sie sich krümmte wie ein Wurm. Wirst Du unterschreiben? knirschte ich. — Lieber sterben! war ihre Antwort. — Ich schwur ihr den Tod. Meine Faust löste sich von ihrer Hand, um desto eiserner auf ihre Stirn zu fallen. Sie sank in die Kniee, im Sinken einen gellenden Schrei ausstoßend. Ich riß sie wieder empor an ihren Haaren und fragte abermals: Wirst Du unterschreiben? — Dieselbe Antwort: Lieber sterben! Und sie würde vielleicht gestorben sein unter meinen Händen, wär' ich nicht plötzlich wie durch eine übermenschliche Gewalt zurückgeschleudert worden, hätte nicht plötzlich ihre Tochter zwischen mir und ihr gestanden. Ot-

tilie rief zum Fenster hinaus um Hilfe. Der Knecht drohte das ganze Dorf zu alarmiren. Weiter konnt' ich die Sache doch nicht treiben. Haben Sie Geduld, Herr Wölfel, nur noch einige Tage Geduld!«

»Die hab' ich schon gehabt, schon mehr als zu viel. Jetzt aber hab' ich Gründe, die Sache so schnell als möglich in's Reine zu bringen. Mein Sohn« — hier schluckte und hustete Herr Wölfel, als sei ihm Etwas in die unrechte Kehle gekommen — »mein Sohn brennt vor Verlangen, Hochzeit zu halten mit Fräulein Ottilie. Ich bin da, um den von Ihrer Frau unterschriebenen Ehecontract zu holen, und ich gehe nicht von der Stelle, bis ich ihn habe.«

»Wüßt' ich nur ein Mittel!«

Herr Wölfel dachte einen Augenblick nach, als wollt' er sich auf eines besinnen. Dann sagte er: »Sie müssen durch die Tochter auf die Mutter wirken — Ottilie selbst muß Ihrer Frau zureden, den Ehecontract zu unterschreiben.«

»Wo denken Sie hin, Herr Wölfel?«

»Ich denke so: Sie sagen zu dem Mädchen, Verluste, die näher gegen sie zu erörtern Ihr Zartgefühl verbiete, hätten Sie zu einem Schritte gedrängt, der Sie an die Schwelle des Zuchthauses geführt —«

»Herr Wölfel!« fuhr der Amtmann auf.

»Lassen Sie mich ausreden. Sie sagen zu dem Mädchen: In Deiner Macht steht es, mich vor der Schande zu retten, die auf das Haupt Deiner Mutter zurückfallen würde. Entschließe Dich, die Frau des jungen Wölfel zu werden, und Alles wird gut. Wo nicht, so verwickele ich Deine Mutter mit in die Untersuchung gegen mich und mache sie mit unglücklich! — Reden Sie mit ihr und Sie werden sehen, wenn das Mädchen nur einen Funken Liebe zu ihrer Mutter hat, so heirathet sie meinen Sohn, wenn's sein muß, gegen den Willen ihrer Mutter.«

Der Amtmann hatte seine beiden Hände geballt auf seine Kniee gedrückt. Er starrte zu Boden, wie ein Verzweifelter in den Abgrund starrt, der ihn zu verschlingen droht. Dann murmelte er: »In den Augen des Mädchens dastehen als ein Verbrecher!«

»Immer noch besser, als wenn Sie in den Augen der Welt als Sträfling erscheinen. Muth gefaßt! Seien Sie Mann!«

Und als der Amtmann immer noch unschlüssig dasaß, streckte Wölfel seinen Arm wie einen Wegweiser nach der Thür des Nebenzimmers hin.

Der Amtmann erhob sich und nicht unähnlich einem durch fremde Hand getriebenen Automaten schritt er auf die angedeutete Thür los, klinkte sie auf und trat in das Zimmer nebenan. Der Wucherer hörte, wie er es mit raschen Schritten durchmaß, darauf eine andere Thür öffnete, das Gemach, in das er durch diese gelangte, gleichfalls durchschritt und eine dritte Thür aufriß. Nun blieb es einige Minuten still. Dann kam er aus dem dritten Zimmer in das zweite zurück, schloß dort Etwas auf und zog einen Kasten heraus.

»Er schließt sein Schreibpult auf und nimmt den Ehecontract heraus«, dachte Wölfel; »meine Drohung hat gewirkt.«

Da vernahm sein Ohr plötzlich ein Geräusch, das sich gerade so anhörte, wie wenn ein Gewehr losgedrückt würde und es versagte. Eine schreckliche Ahnung dämmerte in ihm auf. Er stemmte beide Fäuste auf das Polster des Sopha's, gab sich einen Schwung, schnellte in die Höhe und lief so geschwind es seine schwer bewegliche Fettmasse nur erlaubte, aus einem Zimmer in das andere.

Als er die zweite Thür hinter sich hatte, stand der Amtmann vor ihm. Derselbe hielt eine Pistole in der Hand, auf deren Pfanne er soeben frisches Pulver aus einem Horn schüttelte, und richtete dann einen Blick auf den Eintretenden, der diesen anloderte wie eine Flamme der Hölle. Entsetzt vor diesem Blick und der Pistole, fuhr Herr Wölfel einen Schritt zurück und rief: »Herr Amtmann, was wollen Sie thun?«

»Sie bezahlen!« antwortete dieser mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, so hohl hörte sie sich an.

»Mich bezahlen?«

»Nicht mit dem Golde meiner Stieftochter, sondern mit Blei!«

»Um's Himmels willen, Sie wollen —«

»Ihre ganze Berechnung durch einen Schuß Pulver in die Luft sprengen.«

Und dabei spannte der Amtmann kaltblütig den Hahn seiner Pistole.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dame mit der Sammtmaske.

(Fortsetzung.)

Ich brachte das Gesuch selbst nach dem Bureau der Zeitung und hatte die Befriedigung, dasselbe schon am andern Tag abgedruckt zu sehen. Es war von zwei andern Annoncen eingeschlossen, von denen die eine eine Belohnung für das Wiederbringen eines weggelaufenen Hundes versprach, und die andere den Ankauf alter Kleidungsstücke gegen den höchsten Preis betraf.

Eine ganze Woche ging ich täglich nach dem Bureau und erhielt jedes Mal auf meine verschämte Anfrage den Bescheid: „Nichts!“ Mit jedem „Nichts!“ sank meine Hoffnung einen Grad tiefer und sie war bereits dem Gefrierpunkt nahe, als sie am neunten Tage durch einen plötzlichen Wechsel der Temperatur um zehn Grade stieg. Endlich war ein Brief mit meiner Adresse angelangt: ein zierlich gefaltetes **Billet doux**; das Siegel war eine Taube mit einem Olivenzweig. Meine von Aufregung zitternde Hand faßte das Billet kräftig an, und ehe ich noch das Bureau verlassen hatte, las ich Folgendes:

„Mein Herr!

„Ich habe Ihr Gesuch in der Morningpost gelesen. Da ich voraussetze, daß Sie einen ehrlichen Zweck verfolgen, so bin ich nicht abgeneigt, mit Ihnen in Unterhandlung zu treten. Kommen Sie morgen früh um 10 Uhr nach dem Hotel Edward, wo ich Sie in Nr. 3 erwarten werde. Aber als eine unerläßliche Bedingung fordre ich, daß ich bei unserer ersten Zusammenkunft maskirt erscheinen darf. Ich habe gute Gründe dafür, welche Sie später selbst billigen werden.“

Keine Unterschrift — keine weitere Erklärung! Ich befand mich in einer ungewöhnlichen Aufregung, welche sich während des Tages und der Nacht bis zur Unerträglichkeit steigerte. Hundert Mal las ich das Billet durch. Die Handschrift war elegant und die einer Dame; der feine Duft des Papiers und das Wappen des Siegels schienen Wohlstand zu verrathen. Aber die gestellte Bedingung — war die so nothwendig? Weßhalb maskirt? — Ein kalter Schauder überlief mich. War die Dame jung und schön, wozu bedurfte sie einer Maske? Ich konnte mich keines Vorfalls entsinnen, wo ein junges und schönes Mädchen den Muth gehabt hatte, den Sonnenschein ihres Angesichts in eine neidische Wolke zu hüllen. Und wenn sie zugleich alt und häßlich war? Allerdings hatte ich beschlossen, in Betreff dieser beiden Punkte einige Nachsicht zu üben. Wenn die Dame reich, sehr reich war, das heißt, wenn jedes Lebensjahr durch tausend Pfund Sterling repräsentirt wurde, dann verstand es sich von selbst, daß ich fünf Jahre mehr oder weniger nicht berücksichtigte, selbst wenn sich in dem Gesicht der Dame einige Linien befanden, die den Gesetzen der Schönheit nicht entsprachen. Aber dieses mußte natürlich gewisse Grenzen haben. Dreißig Jahre durfte dieselbe alt sein — aber nicht älter. Wenn ich hierüber nachdachte, überlief mich stets ein leiser Schauer. Gewiß habe ich die höchste Achtung vor allen Damen, welche ein reifes Alter erreicht haben, und Niemand erkennt mehr als ich den Werth und die Verdienste einer Matrone an; allein der Gedanke, eine solche zu heirathen, machte mir denn doch Angst.

Doch all mein Grübeln über den Brief half nur dazu, daß mir die Stunden etwas schneller entschwanden. Niemand wird es mir übel nehmen, daß ich an dem verhängnißvollen Morgen eine größere Sorgfalt auf meine Toilette verwendete als sonst. Mein Spiegel sagte mir manche Schmeichelei, als ich einen prüfenden Blick in denselben warf.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Neue Art, einen starken und sehr angenehmen Kaffee zu erhalten.) Sammle den Kaffeesatz, trockne ihn gut, und hat man einen gewissen Vorrath, so setze man diesen in einem fest und luftdicht verschlossenen Gefäße zum Feuer und brenne ihn zur Asche. Diese sieht weiß aus; verwahre sie an trockenem Orte in hölzerner Schachtel. Will man nun feinen ächten Mokka schlürfen, so geht man also zu Werke: Man nimmt 3 Eßlöffel voll Satz vom letzten Kaffee, vermische dies mit 3 Löffel voll obiger Asche und lasse es mit 1 Schoppen Wasser ½ Stunde sieden, dann sich setzen, kalt werden, seihe es endlich

durch Papier, worauf ein sehr helles Wasser erhalten wird, das man nun wie das gewöhnliche zum Kaffee benutzt, indem man darin seine Portion frischer gemahlenen Kaffeebohnen aufkocht. So erhält man einen nicht nur stärkern, sondern weit angenehmer schmeckenden Kaffee-Trank, der die Mühe und Arbeit sicher lohnet.

Lebensphilosophie.

Alles sei recht, was du thust, doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, Alles was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandene vollkommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene sei!

Aufrichtigkeit und treuer Sinn
Führt stets zum rechten Ziele hin;
Wer schlechter handelt, als er spricht,
Verdienet Gottes Liebe nicht;
Denn treu zu scheinen, falsch zu sein,
Das heißt — den Namen „Mensch" entweih'n.

Verschiedenes.

Zu Guildhall in der City von London stand unlängst Joseph Limpus, ein Omnibuskutscher, vor Gericht, angeklagt, dem Arzte E. White die Aufnahme in sein Gefährt mit den Worten: „Wir können so schwere Leute, wie Sie, nicht brauchen", verweigert zu haben. Der Angeklagte führte zu seiner Vertheidigung an, die Körperdimensionen des Klägers überschritten so sehr alles Maß des Herkömmlichen und Erlaubten, daß er sich für berechtigt gehalten habe, ihm die Benutzung seines Omnibus nicht zu gestatten. Laut Parlamentsacte müsse für jede Person ein Raum von 16 Zoll im Omnibus vorhanden sein. Wenn aber mehrere Passagiere von der majestätischen Gestalt des Klägers sich einstellten, so könnte das Fuhrwerk nicht die gehörige Anzahl von Menschen beherbergen und das Publikum würde darunter leiden. Aldermann Cubitt bemerkte, es unterliege keinem Zweifel, daß ein Omnibuskutscher nicht befugt sei, Jemandem die Aufnahme zu verweigern, wofern er nicht einen triftigen Grund dafür habe. Ein solcher triftiger Grund liege jedoch hier seines Erachtens wirklich vor, indem die Körperfülle des Klägers gar zu groß sei. Er sehe sich daher genöthigt, die Klage abzuweisen. Als dieser Spruch eben gefällt wurde, trat gerade Alderman Humphery in den Gerichtssaal und fand sich veranlaßt, eine abweichende Meinung zu äußern. Seiner Ansicht nach, bemerkte er, hätte Herrn White allerdings die Benutzung des Omnibus gestattet werden müssen, jedoch in Anbetracht seiner Wohlbeleibtheit zu dem doppelten Fahrpreise. Ebenso würde er ihm als Speisewirth sein Essen doppelt berechnen.

Vor einiger Zeit reiste ein Engländer von Granada nach Jaen. In einem der Orte, wo die Diligence anhielt, hörte er plötzlich rufen: Mylord! Mylord! Der Engländer beeilte sich, den Kopf aus dem Schlage herauszustrecken, in der Meinung, ein zufällig anwesender Landsmann rufe ihn. Allein er sah Niemand als den Mayoral (Postconducteur), der den Ruf wiederholte. Was soll es sein? frug der Gentleman. Man denke sich die Entrüstung und die Wuth desselben, als der Majoral erwiederte: Nichts für Sie; ich rief nur meinem Pudel! Goddam, sagte der Reisende und zog sich zurück. In der nächsten Station rief der Engländer plötzlich: Mayoral! Mayoral! Derselbe sprang eilends aus dem Wirthshause; Sie wünschen, mein Herr? — Ach, ich rief Sie nicht! — Wem denn? — Dem Thier hier! — Ja, mein Herr, man sieht wohl, daß Sie noch nicht recht spanisch kennen; das ist ja ein Esel! — Was thut das, bei mir zu Hause heißt man sie Mayoral.

„Ist Ihr Hausherr", fragte Jemand einen Bedienten, „auch ein Freund der Dichter?" — „Er würde es gewiß sein", erwiederte dieser, „wenn sie alle Jakobi's und Michaeli's (Miethe-Zahlungstage in Wien) wären!"

Auflösung der Charade in Nro. 69:

Billardball.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 71. Donnerstag, den 12. Juni 1856.

Die Königstochter.

In Hassia's *) alt ehrwürdigem Schlosse,
Wo sanft der Odinus sich neigt,
Lag jüngst der Schyren umstrahleter Sprosse
Von schmerzlichem Wehe gebeugt.

Was helfend die Kunst nur zu leisten vermocht',
Ward sorgsam erspäht und ergründet;
Doch ach! an des Lebens verglimmendem Docht
Kein Strahl mehr des Lebens sich zündet.

Des Schyren Tochter, die Gute genannt,
— Wie schwer sie der Kummer belastet! —
Die liebenden Blicke zum Gaste gewandt,
In ängstlicher Sorge nicht rastet.

Mild tröstend zu Häupten des Vaters gesenkt
Der bangenden Schatten sie wehret;
Indessen sie selber von Sorgen bedrängt
Des Trostes Labung entbehret.

Doch endlich auch sie von Mühen gebeugt
Der Fittig des Schlummers umschwebet;
Und siehe! ein Traumbild ätherisch leicht
Zum Ursitz der Freude sie hebet.

Auf Auen iridischen Stoffes gewoben,
Von süßester Wonne geschwellt,
Stand mächtig auf strahlenden Stufen gehoben
Der Thronos des Herrschers der Welt.

Und ringsum in zahllosen Gruppen geschaart
Die Seelen der Frommen, der Guten.
Hier Gatten mit Kindern, dort Freunde gepaart,
In seligster Eintracht sie ruhten.

Ein Strom von ambrosischem Lichte entquoll
Den Stufen des himmlischen Thrones;
Und donnernd der Päan der Sphären erscholl
Zum Lobe des göttlichen Sohnes.

Des Ewigen Wink durch's Weltall entrollt! —
Es lauschen die Donner der Sphären.
Und siehe! ein Wesen gar himmlisch und hold
Naht schüchtern dem Throne des Hehren.

Ein blitzender Nimbus die Locken bekränzt,
Und Schwingen von Golde sie trägt,
Doch mehr noch als Nimbus ein Kleinod erglänzt,
Das tief in dem Herzen sie hegt.

Wo immer was Gutes, was Edles geschieht,
Da lenkt sie des Herzens Getriebe,
Und wo nur ein Herz für Tugend erglüht,
Da pflegt sie's mit himmlischer Liebe.

Und weil sie, was Erden und Himmel beglückt,
Stets fördert mit liebender Hand,
So wird sie, vom Liebreiz der Tugend geschmückt,
„Der Liebling des Himmels“ genannt.

„Jehova!“ begann sie mit flehendem Munde,
Tief beugend das strahlende Haupt.
„Vom Erdkreis enteilet die schmerzliche Kunde,
Er werde des Besten beraubt!

„Allgütiger, der vom erhabensten Thron
Des Segens in Fülle du spendest,
Und Allem, vom Wurm bis zum ersten Äon,
Den Strahl deiner Liebe du sendest;

„O laß ihn, der Schyren hochedelen Sproß,
Bavaria's süßeste Freude,
O laß ihn, der Tugenden trauten Genoß,
Genesen von schmerzlichem Leide!

*) Hessen.

„Blick' huldvoll auf sie, die Bedrängten herab!
Erhöre ihr inniges Flehen.
O laß ihn, der Flehenden Stütze und Stab,
Von Neuem und kräftig erstehen!"

Und siehe! aufstrahlet des Mächtigen Thron,
Es rauschen der Himmlischen Lieder.
Die Tochter geleitet der schönste Äon
Zum Haupt des Genesenden nieder.

Neustadt, 7. Juni 1856. Str.

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

Herrn Wölfel schlotterten die Kniee. Er hob beschwörend die Arme empor und rief: „Herr Amtmann, Sie bestehlen mich, wenn Sie sich das Leben nehmen!"

„Danken Sie Gott, daß ich allein zur Hölle fahre — daß ich Sie nicht nöthige, die Fahrt mitzumachen!"

Bei diesen Worten hob der Amtmann die Hand, in der er die gespannte Pistole hatte, gegen den Wucherer auf, daß dessen Augen gerade in die beiden Mündungen der Doppelpistole starrten, und in dem Todesschrecken, den dieser Anblick ihm einjagte, schrie er auf: „Herr, wollen Sie mich morden?"

„Verdient hätten Sie's um mich und hundert Andere, die Sie ausgesogen bis auf's Blut. Aber — ich bin nicht gewohnt, in schlechter Gesellschaft zu reisen!"

„Denken Sie an Ihre Frau!" rief jener, und als sähe er in dieser ein Mittel der Rettung, so schrie er plötzlich aus vollem Halse: „Frau Amtmännin! Frau Amtmännin!"

Der Amtmann schlug ein gellendes Hohnlachen auf und versetzte dann: „Schonen Sie Ihre Lunge! Die Frau Amtmännin hört Sie nicht mehr. Hat sie doch vorhin genug gehört, als ich Sie vergebens gebeten, nicht so laut zu sein. Jetzt ist sie fort —"

„Fort?" fiel der Wucherer ein mit der Stimme eines Ertrinkenden, der einen Strohhalm für einen Rettungsbalken gehalten.

„Fort, sie und ihre Tochter, nach der Stadt zu Ottiliens Vormund, und niemals — niemals wird sie zu mir zurückkehren. Nur vor dem Richter, der uns scheiden wird, werden wir uns noch sprechen. Das schrieb sie mir auf einem Zettel, den ich auf ihrem Tische gefunden, und der jetzt als Pfropfen in diesem Laufe steckt. Sehen Sie sie, bringen Sie ihr meinen letzten Gruß. Sagen Sie ihr, der Tod, mein Tod, hätte sie bereits geschieden."

Und als ob bei dem Gedanken an die Frau, der er so wehe gethan, noch ein Mal, zum letzten Mal, der Funken eines besseren Gefühls in ihm aufglimme, so seufzte er tief auf, daß es wie das letzte Stöhnen eines Sterbenden klang, und bedeckte sich mit der linken Hand die Augen, während er die rechte mit der Pistole sinken ließ.

In diesem Augenblick sprang der Wucherer zu, um seinem Opfer die Waffe zu entreißen, sei es in der guten Absicht, den Selbstmord zu verhüten, sei es aus Angst um sein Geld, das er mit dem Leben des Selbstmörders zu verlieren fürchtete. Mit beiden Händen hatte er rasch zufahrend die Rechte des Amtmanns umballt, — mit der Linken suchte sich dieser von ihm loszumachen, indem er ihn vor die Brust und so einen Schritt zurückstieß. Herr Wölfel keuchte, denn die Luft drohte ihm auszugehen unter diesem Stoße wie von einer eisernen Faust. Aber er ließ nicht los, hielt die Hand, in welcher der Amtmann die Pistole hatte, mit krampfhafter Anstrengung fest, als sollte diese Hand biegen oder brechen. Eine Minute vielleicht zerrten sie einander hin und her; sie sprachen nicht ein Wort, aber mit den Augen, deren Blicke wie zwei Flammen eines Feuers zusammenschlugen, drohte Einer den Andern zu verschlingen. Da zuckte es plötzlich wie ein Blitz durch die Stube, gleichzeitig erschütterte ein Knall Thür und Fenster, — in demselben Momente ließ auch Herr Wölfel die Hand des Amtmanns los, schwankte nach vorn, die Arme weit ausbreitend, als wolle er ihn umfassen, taumelte dann einige Schritte hinter sich und schlug mit einem schweren Falle rückwärts zu Boden.

Ein Laut des Schreckens entfuhr dem Amtmann. Als sei der Blitz, den er gesehen, der Knall, den er gehört, der zu Boden Gestreckte ihm noch nicht Beweises genug für das Geschehene, so hob er die Pistole vor sich in die Höhe, um sie näher zu betrachten. Der eine Pfannendeckel des Doppelschlosses war zurückgeschlagen, das Zündloch rauchte noch — kein Zweifel, der Schuß in dem kurzen Feuerrohr,

der vorhin versagt hatte, war losgegangen und die Kugel hatte den Unrechten getroffen; denn daß dieser Ausgang seines Ringens mit dem Wucherer ihm selbst unerwartet gekommen war, daß er nicht im Sinne gehabt, denselben zu erschießen, davon zeugte die tiefe Bestürzung des Amtmanns. Jetzt haftete sein Blick auf dem zweiten Hahn der Feuerwaffe. Dieser war noch gespannt. Der zweite Schuß stack also noch in dem Rohre. Und rasch auffahrend mit dem Arme, setzte er sich die Pistole auf die Stirn, um sich die Kugel durch den Kopf zu jagen. Ein Druck mit dem Finger und der Hahn schlug mit dem Feuerstein an den Pfannendeckel. Aber das Pulver in der Pfanne blitzte ab, ohne daß sich die Ladung entzündete. Die Pistole versagte zum zweiten Male in der selbstmörderischen Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dame mit der Sammtmaske.

(Fortsetzung.)

Einige Minuten nach zehn Uhr stand ich vor der geheimnißvollen Thüre, an deren entgegengesetzter Seite ich unaussprechlich glücklich und zugleich ungemein lächerlich werden sollte.

Ein leises „Herein!“, welches mit meinem leisen Anklopfen harmonirte, öffnete mir die Thüre. Ich trat in ein reich und elegant möblirtes Zimmer, sicherlich das beste im ganzen Hotel. Das war ein gutes Zeichen. Eine weibliche Gestalt kam vom Fenster auf mich zu. Ich konnte über Nichts als über ihre Größe urtheilen. Ihr Antlitz bedeckte eine Sammtmaske und ihr Haupt verhüllte ein Schleier. Von ihren Schultern fiel ein weites seidenes Kleid herab, welches ihre Formen gänzlich verbarg; es war mir vollkommen unmöglich, mir irgend einen Begriff von dem Alter und der Gestalt der Dame zu machen. Uebrigens blieb mir auch keine Zeit zu Betrachtungen — der Augenblick zum Sprechen war gekommen. Aber was sollte ich sagen? Während meines ganzen Lebens war ich noch niemals in einer solchen Verlegenheit gewesen. Mein ausdrucksvoller Blick, dem ich manchen Erfolg bei dem schönen Geschlecht verdankte, ließ mich gänzlich im Stich. Ich wußte nichts Besseres zu thun, als die Dame mit einer Grazie, die einem Tanzmeister Ehre gemacht haben würde, nach dem Sopha zu geleiten und auf einem Stuhl vor ihr Platz zu nehmen. Endlich stotterte ich sehr verlegen: Ich habe Ihr freundliches Billet empfangen, welches mir diese glückliche Zusammenkunft verschafft.

Was haben Sie mir zu sagen? ward leise und schüchtern unter der Maske geflüstert.

So leise die Dame auch sprach, so erkannte ich doch sogleich, daß der Stimme die Frische der Jugend fehlte.

Mein Fräulein — fuhr ich fort — ich bin in einer Lage und habe ein Alter erreicht, wo es nicht mehr wünschenswerth ist, allein zu bleiben.

Sie wünschen also eine Lebensgefährtin; indessen werden Sie eingestehen müssen, daß Sie einen ungewöhnlichen Weg eingeschlagen haben, um eine solche zu finden.

Nicht so durchaus ungewöhnlich, entgegnete ich; in allen Zeitungen sieht man wiederholt solche Gesuche wie dasjenige, welches mir das Glück dieser Zusammenkunft verschafft hat, und wenn man den Berichten glauben darf, so sind diejenigen Heirathen die glücklichsten, welche ein erfreulicher Zufall geschlossen hat.

Aber, mein Herr, es muß doch ein besonderer Grund vorhanden sein, wenn Jemand sich bei einem so wichtigen Schritte dem Zufall überläßt. Darf ich mir die Frage erlauben, was Sie bewogen hat, sich auf diese Weise nach einer Frau umzusehen, wie gebräuchlich diese Art und Weise auch sein mag?

Keine Frage war mir unerwünschter und unerwarteter. In meinem Gesuch hatte ich diesen Punkt künstlich in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, und man wird sich erinnern, welch eine große Hoffnung ich auf dies Verschweigen gesetzt hatte, da es die Neugierde des weiblichen Geschlechts erregen sollte. Und jetzt mußte ich den Schleier lüften! Was sollte ich sagen? Die Wahrheit? Aber wie unverschämt hätte ich sein müssen, um das Bekenntniß abzulegen, daß allein die schrecklichste Noth mich zu diesem Schritte bewogen habe! Würden nicht alle bezaubernden Illusionen, die meine wahren Absichten verbergen sollten, sogleich durch die alltägliche Prosa vernichtet worden sein? Ich mußte also durch einen Seitensprung zu entkommen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blatt der Erinnerung an W.

Trüb mag das Aug' des Sterbenden sich schließen,
Der Mitleidsthränen auf der Stirne fühlt;
Die d'rauf wie eine Todestaufe fließen,
Daß sich der bange Schweiß des Sterbens kühlt.

Doch Schicksalsstimmung ist's, wie Du zu scheiden,
Wie Du der Trauer und der Thränen werth,
Und reichlich folgen Dir nun diese beiden,
Da Dich Vollendung von dem Weltschmerz fährt. —

Dich stört Nichts mehr, der Du dahingeschieden,
Ist auch mit Lorbeer nicht geschmückt Dein Haupt.
So schlummre süß im tiefen Gottesfrieden,
Geschehen ist es so — wie Du geglaubt.

Landau, im Mai 1856. H. K.

Verschiedenes.

(Ein thätiger Schulmeister.) Als buchstäblich wahr gibt die „Bohemia“ folgende Geschichte: Johann Jakob Häuberle, collega jubilaeus einer kleinen schwäbischen Stadt, hatte während seiner einundfünfzigjährigen und siebenmonatlichen Amtsführung nach einer mäßigen Berechnung an die ihm anvertraute Schuljugend ausgetheilt: 911,517 Stockschläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineale, 136,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,300 Kopfschmisse und 12,763 Notabene mit Bibel, Katechismus und Grammatik. 777 Mal hatte er Knaben auf Erbsen knieen lassen, 613 auf ein dreieckiges Stück Holz, 5001 Schüler mußten den Esel tragen und 1707 die Ruthe in die Höhe halten, der sogleich aus dem Stegreif verfügten Strafen gar nicht zu gedenken. Unter den Stockschlägen waren 800,000 für nicht erlernte Vokabeln, und unter den Ruthenhieben 76,000 für nicht erlernte Bibelsprüche und Liederverse. Unter seinen 3000 Schimpfworten war ein Drittel eigene Erfindung. Alle zwei Jahre brauchte er ein neues Gesangbuch, das er zur schnelleren Handhabung der Disciplin stets in den Händen trug.

Gewiß ist vielen unserer Leser die Mittheilung erwünscht, daß ältere Auflagen des Brockhaus'schen Conversationslexikon von der Verlagshandlung in Leipzig unter einer Zuzahlung von 12 Thalern gegen die kürzlich vollendete neueste zehnte Auflage des Werkes umgetauscht werden. Dieses Anerbieten ist so im Interesse des Publikums, daß es sicherlich vielfach benutzt werden wird. Denn bei dem raschen Fortschritte der Zeit ist selbst die letzte neunte Auflage des Conversationslexikon (die in den Jahren 1842 bis 1848 erschien) veraltet; in viel höherm Grade noch ist dies natürlich mit den frühern Auflagen der Fall. Die Besitzer solcher ältern Auflagen können nun die neueste Auflage um 8 Thaler billiger erhalten, da dieselbe eigentlich 20 Thaler kostet, die Besitzer älterer Auflagen aber gegen Rückgabe derselben, die ihnen nicht mehr viel werth sein können, nur 12 Thaler für ein Exemplar der neuesten Auflage zu zahlen haben. Auch haben sie bei diesem Geschäft durchaus keine Weitläufigkeiten, da jede Buchhandlung bereit sein wird, dasselbe zu vermitteln, sowie ihnen ein ausführlicheres Circular über diese Angelegenheit gratis zu geben.

Ein Gastwirth in Hernals bei Wien ist auf eine eigenthümliche Idee verfallen, um Gäste anzulocken. Man kann nämlich in seinem Locale gegen Vorauszahlung von 20 kr. in einer Stunde so viel Brod, Käse und Wein consumiren, als man eben will und zu consumiren im Stande ist. Für 30 kr. erhält man überdies Schinken, von dem man gleichfalls nach Herzenslust zehren kann. Kleine Täfelchen i. den Speiseräumlichkeiten geben genau die Zeit des Eintretens eines Gastes an, und nach Ablauf der bestimmten Stunde entfernt sich dieser oder zahlt, wenn er noch bleiben will, abermals 20 oder 30 kr. Die Localitäten sind immer zum Erdrücken gefüllt und der Wirth findet seine Rechnung.

Räthsel.

Wohl Alles ist es, was besteht und lebt auf Erden;
Gewiß sind wir's, auch Die, die nach uns kommen werden;
Nur Die sind's nicht, die vor uns sind verschieden;
Doch waren's Die, die wandelten hienieden.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 72. Samstag, den 14. Juni 1856.

Die Söhne Frankreichs.

Ein Memento mori auf den 14. Juni 1856.

Es spielt ein holder Knabe im Hof der Tuilerien,
Der Schweizergarden Schaaren stehn schutzbereit um ihn,
Die schöne Mutter lächelt beglückt auf ihn herab,
Auf ihn, den sie zum Erben dem stolzen Frankreich gab.

Das Volk am goldnen Gitter begrüßt den Fürstensohn,
Wird einst der König sterben, besteigt er Frankreichs Thron.

Doch ach! als wenig Jahre dahingegangen sind,
Stirbt unter Simons Streichen das arme Königskind,
Es fällt durch Henkers Hände der schönen Mutter Haupt,
Nachdem ihr freche Hände Thron und Gemahl geraubt.

Gespannt vor goldnem Wagen, gelenkt an seidnem Band,
Zwei weiße Lämmer harren auf eines Kindes Hand.
Es kommt! — Die Grenadiere, im schweren Kampf ergraut,
Sie grüßen es — dem blutend ein Weltreich sie erbaut.

Das Volk am goldnen Gitter begrüßt den Kaisersohn,
Wird einst der Vater sterben, besteiget er den Thron.

Doch als Europa muthig das schwere Joch zerbrach,
Folgt ihm Erinn'rung trauernd in die Verbannung nach!
Sie malt in leichten Träumen ihm seiner Heimath Bild,
Die bis zum letzten Seufzer sein junges Herz erfüllt.

Im Hof der Tuilerien spielt ahnungslos und froh
Des heil'gen Ludwigs Enkel, der Herzog von Bordeaux,
Noch flossen heiße Thränen auf seines Vaters Grab,
Als Dankbarkeit den Namen von Dieudonné ihm gab.

Das Volk am goldnen Gitter begrüßt den Fürstensohn,
Wird einst der König sterben, besteigt er Frankreichs Thron.

Doch der einst heiß Ersehnte irrt jetzt in fremdem Land,
Ist durch der Väter Sünden aus seinem Reich verbannt,
Es ist ihm Nichts geblieben, als stiller Dulder Muth,
Und Hoffnung, die für's Leben im Menschenherzen ruht.

Im Hof der Tuilerien umringt der Diener Schaar
Ein Kind in Trauerkleidern mit braungelocktem Haar,
Den vaterlosen Kleinen beschützt der Charte Macht,
Von treuer Mutterliebe wird sorgsam er bewacht.

Das Volk am goldnen Gitter begrüßt den Fürstensohn,
Wird einst der König sterben, besteigt er Frankreichs Thron.

O! hör' nicht auf dies Jauchzen, wovon das Herz Nichts fühlt,
Blick' hin auf jene Knaben, die vor Dir hier gespielt,
Geh' hin und bet' in Demuth an Deines Vaters Gruft;
Kind, lern' dem Thron entsagen, wenn Gottes Stimme ruft.

Und Gottes Stimme schallte im blut'gen Februar,
Der unter wilden Stürmen die Republik gebar.
Verstoßen und vertrieben in unserm deutschen Land
Der arme Orleanide nun seine Heimath fand.

Das Volk am goldnen Gitter begrüßt den Fürstensohn,
Wird einst der Kaiser sterben, besteigt er Frankreichs Thron.

Die Republik verrauschte, Napoleons Adler stieg;
Des Neffen kühnes Ringen belohnt ein stolzer Sieg.
Das Kaiserreich hat glänzend und glorreich über Nacht
Des ersten Kaisers Banner entrollt mit aller Pracht.

Im Hof der Tuilerien ruht nun in gold'ner Wieg'
Ein Kaiserspross, geschaukelt von einem großen Sieg.
Die Sänger singen Hymnen zu Ehren ihm und Preis.
Wird er den Thron besteigen? Wer ist es, der es weiß?

Der Wucherer.

(Fortsetzung.)

„Es soll nicht sein!“ rief der Amtmann, mit dem Fuße stampfend und die Waffe von sich werfend.

Unterdessen drang ein dumpfes Aechzen in sein Ohr und sein Auge richtete sich unwillkürlich dahin, woher die Schmerzenslaute kamen. Er sah, wie der am Boden Liegende sich regte und seine Augen zu ihm aufschlug mit einem Blicke, der ihn um Mitleid und Hilfe anzuflehen schien. Wie der Magnet auf das harte Eisen, so schien dieser Blick auf das harte Herz des Amtmanns zu wirken. Er fühlte sich plötzlich zu dem Aechzenden hingezogen, kniete bei ihm nieder und indem er seinen linken Arm unter das Haupt des Verwundeten schob, um es in die Höhe zu richten, knöpfte er ihm vorn mit der rechten Hand die Weste auf, um dem schwer Athmenden Luft zu machen. Das Hemd unter der Weste troff von warmem Blute und klebte an der Hand des Amtmanns.

„Wasser — einen Tropfen Wasser!“ bebte es von den Lippen des Blutenden.

Der Amtmann ließ das Haupt desselben, das er in seinem Arme hielt, wieder auf den Boden sinken, sprang auf, lief an's Fenster und rief hinaus: „Christian, schnell! frisches Wasser!“

Dieser ließ jedoch Nichts von sich hören und sehen.

Der Amtmann eilte durch die Zimmer in die Küche. Aber auch die Magd war nicht da.

„Hat mich denn Alles verlassen?“ schrie der Suchende, ergriff mit der blutigen Hand die erste beste Flasche und eilte damit die Küchentreppe hinab, um frisches Wasser zu holen aus dem Brunnen im Hofe.

Im nämlichen Augenblick, als er unten an den Brunnen trat, stürzten mehrere Bauern zum Thore herein in den Hof.

„Da ist er!“ rief einer von ihnen, auf den Amtmann deutend, während die andern bei dessen Anblick drohende Geberden machten.

„Was wollt Ihr, Schulze?“ fragte der Amtmann diesen, der vorgetreten war.

„Nachsehen, was hier vorgeht. Die Magd kam in's Dorf gelaufen, heulte und schrie, Sie hätten die Frau Amtmännin umbringen wollen; die arme Frau wär' deßhalb auf und davon; — dann wär' ein Schuß gefallen; vielleicht Mord und Todtschlag im Hause —“

„Mord?“ unterbrach der Amtmann den Sprechenden — „wer sagt das?“

„Ich sage nur, was die Magd sagt, und — wo kommt denn da das Blut her an Ihrer Hand?“

„Hinein in's Haus!“ schrie ein Anderer. „Dort wird es sich schon zeigen, was vorgefallen!“

Und indem dieser voran in das Haus lief, folgten ihm die Andern auf dem Fuße hinein.

Als der Amtmann mit der Flasche voll frischen Wassers vom Hofe herauf in das Zimmer zurückkam, wo der Blutende lag, riß ihm einer der Bauern die Flasche aus der Hand, während die andern, die nur auf seinen Eintritt gelauert zu haben schienen, sich auf ihn stürzten, seiner Person sich bemächtigten und ihm sofort die Hände banden.

„Was untersteht Ihr Euch?“ schrie während dessen der Amtmann, der vergebens sich zu wehren bemühte.

„Ertappt — auf frischer That ertappt!“ rief der Schulze und auf den wieder mit geschlossenen Augen und ohne Regung daliegenden Herrn Wölfel weisend, setzte er hinzu: „Da liegt der Ermordete und Sie — Sie sind der Mörder!“

(Schluß folgt.)

Die Dame mit der Sammtmaske.

(Fortsetzung.)

Darf ich Ihnen mit der Frage antworten, was Sie veranlaßte, mir diese Zusammenkunft zu bewilligen? hob ich an.

Wir wollen sogleich darüber reden, entgegnete sie ruhig. Wir müssen natürlich mit einander bekannt werden, und nach den Regeln der guten Gesellschaft liegt es Ihnen ob, die Mittheilungen zu beginnen. Ich kann es Ihnen

nicht verhehlen, daß es mir fast unerklärlich erscheint, weßhalb Sie eine Lebensgefährtin durch die Zeitungen suchen.

Wie verstehen Sie das?

Setzt Sie dies in Erstaunen? Nein, solch ein junger, und wenn ich mich so ausdrücken darf, solch ein eleganter Herr ...

Ich verbeugte mich mit einem höflichen Lächeln.

Dazu kommt noch, daß Sie sich Ihre Manieren nur in den höheren Kreisen der Gesellschaft angeeignet haben können. Ich bin demnach überzeugt, daß Sie nicht der Mangel an Bekanntschaft mit Damen zu diesem Schritt veranlaßt haben kann.

Wäre die Sache nicht so verzweifelt ernsthaft gewesen, ich hätte über diese Worte lachen müssen. Guter Himmel, es war gerade mein Unglück gewesen, daß ich nur zu Viele vom schönen Geschlecht gekannt hatte.

Nein, nein! rief ich mit scherzendem Ton aus, ich kann mich in dieser Hinsicht nicht beklagen. Aber finden Sie es so seltsam, daß ein Mann, der verschiedene Damen kennt, doch keine unter ihnen findet, mit welcher er das ganze Leben durchwandern möchte?

Vielleicht haben Sie diesen Punkt niemals ernstlich in Erwägung gezogen, oder wie ich eher glaube, keine Zeit dazu gehabt. Sie sind ein sehr strebsamer, ein sehr thätiger Mann. Ihre Stunden sind kostbar — Sie werden sich nicht mit langem Suchen und Wählen aufhalten wollen. Hab' ich nicht Recht?

Ich würde viel darum gegeben haben, wenn ich das Gesicht der Dame in diesem Augenblick hätte sehen können. Nach dem ruhigen Ton, mit dem sie sprach, vermochte ich nicht zu beurtheilen, ob sie mich foppen wollte, oder ob sie im Ernst redete. Aber Scherz oder Ernst — beide waren mir gleich unangenehm. Ich befand mich in dem Fegfeuer eines Examens, gegen welches mein Staatsexamen ein Kinderspiel gewesen war.

Ich halte viel von thätigen Männern, fuhr sie fort, als ich nicht gleich antwortete. Darum wird es mich freuen und meine Achtung vor Ihnen erhöhen, wenn ich von Ihnen höre, daß Sie einen ehrenvollen, wenn auch einen beschränkten Wirkungskreis haben. In jedem Falle müssen Sie mir dies sagen, ehe wir zum Hauptpunkt unserer Unterhandlung kommen können.

Welch ein böser Teufel war hinter der Maske verborgen?! Sie griff meine verwundbarsten Stellen mit einer Ruhe an, welche zu natürlich war, um studirt zu sein, und gleichwohl einen bestimmten Zweck verrieth. Mir war zu Muthe wie einem neuangelangten Kranken in einer Wasserheilanstalt, welcher in jedem Augenblick mit einem Eimer Wasser übergossen wird. Aber ich ermannte mich und erwiederte muthig: Ich habe die Rechte studirt.

Haben Sie eine mit Gehalt verbundene Anstellung?

Nein -- ich bin noch Advocat ohne bedeutende Praxis.

So — Sie sind also Advocat ohne Praxis, versetzte die Dame; das ist gewiß sehr schlimm. Aber solch ein Mann kann Lord-Großkanzler von England werden, wenn er Talente, Fleiß und etwas Geld besitzt, fügte sie mit einem fast ironischen Ton hinzu.

Dies Letzte war das Verständigste, was sie gesprochen hatte. Meine fast vernichtete Hoffnung lebte wieder auf, und ich lauschte mit großer Befriedigung folgenden Worten: Lassen Sie uns aufrichtig gegen einander sein, mein Herr, sagte sie gütig. Warum sollten wir einander hintergehen? Ich glaube Alles klar einzusehen. Sie suchen eine Frau mit Geld!

Das nicht allein! rief ich hastig aus, während ich fühlte, daß mir das Blut in's Gesicht schoß.

Gleichwohl ist das Geld der Hauptpunkt, fuhr die Dame fort. Gestehen Sie nur, daß Sie diesen jetzt so gebräuchlichen Weg nicht gewählt haben würden, wenn Sie nicht ein hübsches Vermögen suchten und, da das Eine nicht ohne das Andere zu erlangen ist, zugleich eine Frau.

O, Sie sind scharf, sehr scharf!

Aber wahr, fuhr sie ruhig fort, und jetzt, mein Herr, sind wir zu dem Punkt gekommen, wo wir unsere Unterhandlung beginnen können. Ich besitze Vermögen. Wohlan — welchen Preis bestimmen Sie für Ihre Person? Aber nein — dies war eine unhöfliche Frage; also wie viel glauben Sie nöthig zu haben, um in eine comfortable Lage zu kommen?

Ich muß gestehen, daß der sarkastische Ton, den ich in diesen Worten zu entdecken glaubte, mich außerordentlich verdroß. Ich stand auf, ergriff meinen Hut und sagte mit ernster Miene:

Es würde vielleicht besser für uns sein, mein Fräulein, wenn wir dieser Zusammenkunft ein Ende machten. Alles, was Sie mir bis jetzt gesagt haben, gefällt mir nicht und hat mich theilweise verletzt. Ich weiß nicht recht, ob Sie scherzen oder im Ernste sprechen. Im ersteren Falle haben Sie sich schrecklich in mir geirrt. Der Schritt, den ich that — ich gestehe es — ist durch die harte Nothwendigkeit veranlaßt worden, war aber nichtsdestoweniger ehrlich und ernstlich gemeint. Wenn Sie dies nicht erkennen, so werde ich kein Wort mehr sprechen, sondern mich entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Wässerige Kartoffeln zu verbessern.) Wässerige Kartoffeln fester und mehliger zu machen, braucht man sie nur in der unmittelbaren Nähe eines warmen Ofens auszubreiten. Die wässerigen Bestandtheile verdampfen auf diese Weise, auch gewinnen dadurch die Kartoffeln sehr an Geschmack.

Auch beim Kochen selbst kann man noch auf die Kartoffeln einwirken, indem man einen schmalen Streifen Schale abschneidet und sie dann auf die gewöhnliche Weise im Wasser kocht. Die Kartoffeln, so zubereitet, dürfen nicht so lange kochen, sind nicht allein schmackhafter, sondern auch, wenn sie nicht ganz schlecht waren, schön mehlig im Innern, während auf die gewöhnliche Weise zubereitete Kartoffeln fast alle wässerig bleiben.

Lebensphilosophie.

Ausdauer und Geduld
Gewinnen des Glückes Huld.

Der Teufel Keinen je bethörte,
Der ihm nicht gern auch angehörte.

Von Schwachen stets der Stärkste ist,
Wer seine Schwäche nicht vergißt.

Verschiedenes.

Daß sich Leute selbst todtschießen, kommt täglich vor, daß sich aber Jemand gegen Bezahlung todtschießen läßt, ist schwerlich wohl schon dagewesen. Ein Wirthschafter auf einem Gute bei Danzig, ein Bonvivant, dem sein Dienst gekündigt war, verfiel plötzlich auf den Gedanken, sein Leben durch einen Pistolenschuß zu endigen. Er begab sich deßhalb an einen einsamen Ort und machte es sich zu seinem Vorhaben bequem, indem er sich sitzend an einen Baum lehnte und nun das Pistol in den Mund steckte. Doch zum Abdrücken verging ihm der Muth, es lief ihm plötzlich eiskalt über den Rücken, er versuchte wiederholt, aber vergebens, und auch ein drittes Mal hatte keinen Erfolg. Da fällt ihm ein, er habe noch Geld, und dafür könne man Alles haben, steckte ruhig sein Pistol ein und begibt sich nach seiner Wohnung zurück. Hier sucht er einen Gärtner, der lange Zeit unter ihm gearbeitet hat, auf, und machte diesem den Antrag, ihn gegen Bezahlung einer namhaften Summe todtzuschießen. Dieser weigerte sich anfänglich, ging aber endlich in den Vorschlag ein. Am anderen Morgen begaben sich Beide, mit einem Schießgewehre bewaffnet, an die frühere Stelle. Der Lebensmüde stellt sich auf, bittet aber seinen Schützen, hinter ihn zu treten und ihn von da aus zu erschießen, aber ja recht gut zu zielen. Eine Minute darauf krachte der Schuß wirklich und der Getroffene sank zu Boden, aber nicht todt, sondern nur schwer verletzt. Jetzt packte den Schützen die Angst, er holt Hilfe und läßt den fast Entseelten in seine Wohnung schaffen. Hier verbreitet sich nun der traurige Vorfall, der für Beide aber sehr ernste Folgen hatte, denn während der Scheue in das Lazareth geschafft wurde, wurde der Schütze zum Criminalarrest gebracht, wo ihn die Anklage wegen versuchten Mordes erwartet.

Auflösung des Räthsels in Nro. 71:

Vergänglich.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 73. Dienstag, den 17. Juni **1856.**

Der Wucherer.

(Schluß.)

5.

Ein Vierteljahr war vergangen, da hielt vor einem großen Hause in der Stadt ein Hochzeitwagen, und das Brautpaar, welches heraustrat, um zur Trauung in die Kirche zu fahren, war Dietrich, der einzige Sohn des Herrn Wölfel, und Margarethe, die Schwester Christians. Der Letztere stieg mit Braut und Bräutigam in den Wagen. Auch er hatte einen hochzeitlichen Rock an, was ihn jedoch nicht hinderte, sich unterwegs mit dem Aermel die Augen zu wischen, indem er sprach: »Da soll Einer sagen, daß Gott nicht der Waisen Vater ist! — Wer hätte das gedacht, Margareth, als ich damals auf dem Pferde des Herrn Wölfel angeritten kam, daß wir in Zeit von einem Vierteljahr alle Drei in diesem hochzeitlichen Wagen fahren würden. Dein Vater, Dietrich, meinte zwar, es sei schicklicher, wenn ich in einem anderen Wagen mitkutschirte und Euch allein fahren ließe; aber ich sagte: Laß Er's nur geschehen, Herr Wölfel, ich bin ja der einzige arme Anverwandte, und der muß doch wenigstens Etwas voraus haben vor der reichen Sippschaft! — Da nickte der gute Alte; denn er ist jetzt wirklich seelengut.«

»Ach, wenn er nur nicht so viel leiden müßte auf dem langen Schmerzenlager!« versetzte die Braut. »Wer weiß, ob er je wieder gesund wird.

»Das verstehst Du nicht!« entgegnete Christian. »Willst Du klüger sein, als der liebe Gott? Der läßt ihn just so viel hienieden leiden, als nöthig, um ihm die ewige Pein dort zu ersparen. Der Schuß in den Bauch, der nur zu lange sein Gott gewesen, hat zugleich seine Seele in's Schwarze getroffen, hat ihn zur Erkenntniß seiner Sünden, zur Buße und Besserung gebracht, was niemals geschehen wäre, wenn er so herrlich und in Freuden fortgelebt hätte, wie der reiche Mann im Evangelium.«

»Christian hat Recht«, stimmte der Bräutigam bei; »wäre meinem Vater nicht jenes Unglück widerfahren, sein hartes Herz hätte sich nimmermehr erweicht und wir wären niemals durch seinen Segen beglückt worden.«

»Und er« — fuhr Christian fort — »hätte jenseits mit dem reichen Mann im Evangelium seufzen können: Sende Lazarum, daß er das Aeußerste seines Fingers in's Wasser tauche und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme! — Ja, dieses Evangelium, das der Herr Pastor ihm auslegte, war es, das ihm wie ein Schwert durch die Seele ging. Denn er hatte einen Vorgeschmack von jener ewigen Pein empfunden, als er dort im Amthause in seinem Blute lag und den Amtmann um einen Tropfen Wasser bat. Dieser wird übrigens auch daran denken, wie sie ihn als Mörder eingesteckt —«

»Freilich«, fiel der Bräutigam ein; »wäre mein Vater, den die Bauern für todt gehalten, nicht blos ohnmächtig gewesen, hätte er später nicht bezeugen können, daß der Schuß nur zufällig los und ihm in den Leib gegangen; sie hätten dem Amtmann richtig als Mörder den Proceß gemacht. Vier Wochen hat er ohnehin gefangen sitzen müssen, eh' mein Vater im Stande gewesen, Zeugniß für ihn abzulegen, und seitdem sie ihn frei gelassen, hat ihn Niemand mehr gesehen.«

»Nun, die Frau Amtmännin wird sich darum nicht grämen«, bemerkte Christian; »aber damit ich's nicht vergesse, wenn der Herr Pa-

stor den Segen über Euch spricht, so vergeßt nur nicht im Stillen ein Vaterunser für Euern kranken Vater zu beten. Er hat den Herrn Pastor ersucht, beim Segen die Betglocke läuten zu lassen, damit er's zu Hause hört und auf seinem Lager für Euch beten kann, wie Ihr es in der Kirche für ihn sollt.«

Sie vergaßen es nicht. Als der Pastor am Altar den Segen sprach und die Betglocke oben auf dem Kirchthurm dazu anschlug, vereinten sich die Seelen der Neuvermählten mit der Christians in einem inbrünstigen Vaterunser für den »reichen Mann«, der seit einem Vierteljahre wie der arme Lazarus auf dem Siechbette lag. Bei der Bitte: »Und erlöse uns von dem Uebel« hob Christian plötzlich seine Augen auf, die er bis dahin zu den gefalteten Händen niedergeschlagen gehabt, und sah zu dem Bräutigam hinüber. Auch dieser, wie von dem nämlichen Gefühle getrieben, hatte seine gesenkten Blicke plötzlich emporgerichtet und warf sie auf Christian.

Als sie aus der Kirche gingen, drängte sich Christian dicht an seinen Schwager und flüsterte ihm zu: »Dietrich, bei dem Gebet vorhin kam mir's vor wie eine Ahnung —«

»Stille, stille!« versetzte dieser leise, als errathe er, was jener sagen wolle, und als habe er Angst, es zu vernehmen.

Sie stiegen in den Wagen. Und als die Pferde stillstanden, da hielt die Hochzeitkutsche vor einem Trauerhause.

Der Krankenwärter, der es dem Brautpaare erst verheimlichen wollte, sagte: »Gehen Sie nicht gleich hinein — der Vater schläft.«

»Den ewigen Schlaf!« platzte Christian heraus. »Ich weiß schon.«

»Von wem?« fragte der Krankenwärter.

»Vom lieben Gott!« antwortete Christian feierlich. »Der hat mir's schon in der Kirche gesagt, daß er Den, für den wir gebetet haben, erlöst hat von dem Uebel.«

6.

Es war am 24. August 1813, am Tage nach der Schlacht bei Groß-Beeren, in welcher die Kolbe zur Keule, das Bajonnet zum Spieß geworden in der Faust jener preußischen Krieger, die als eiserner Schlagbaum den Franzosen die Heerstraße nach Berlin gesperrt hatten. Sonst war der 24. August der Tag des Stralauer Fischzuges, und ganz Berlin war auf den Beinen nach dem alten Fischerdorfe. Anno 1813 aber war nicht Stralau, sondern Groß-Beeren die Parole des 24. August. Hin nach dem blutigen Felde der preußischen Waffenehre zog Alles, was Pferde und Wagen oder auch nur Beine hatte und ein deutsches Herz in der Brust. Und gar mancher patriotische Berliner machte sein Haus zum Lazareth, nahm einen Blessirten als Einquartierung und pflegte ihn wie das Kind vom Hause, damit er doch auch Was habe von dem Siege.

Auch der Regierungsrath v. L. ließ einen Verwundeten in seine Wohnung schaffen, und indem er mit dem schwer Verletzten ankam, sagte er zu seiner jungen Gattin, die ihm an der Thür entgegeneilte: »Ottilie, Du bist doch nicht böse, daß ich —«

Ein Schrei der Ueberraschung, den die junge Frau ausstieß, ließ ihn nicht ausreden. Auf den ersten Blick hatte sie in dem Verwundeten ihren Stiefvater, den seit einem Jahre verschollenen Amtmann, erkannt. Auch er erkannte sie und sagte mit matter Stimme: »Nicht mein Wille, Gottes Fügung hat mich in dieses Haus geführt, damit ich hier sterbe. Denn ich fühle, daß diese Wunde mein Tod sein wird. Wenn ich todt bin, Ottilie, dann nimm aus der Brusttasche meiner Uniform das Tagebuch, welches darin steckt — sende es Deiner Mutter, sie wird daraus ersehen, wie ich gelebt und gelitten habe — gelitten seit einem Jahre, von der Erhebung Preußens bis heute. Und Deine Mutter wird mir verzeihen, wie mir auch Gott vergeben wird, nachdem er mich so schwer hat büßen lassen.«

Sechs Stunden darauf war der tödtlich Verwundete eine Leiche.

Ottilie, die nicht von dem Lager des Sterbenden gewichen war, erfüllte seinen letzten Wunsch. Sie sandte das von seinem Blute befleckte Tagebuch an ihre Mutter, und während diese es las, rann manche Thräne aus ihren Augen, — und jede dieser Thränen stand wie ein weißes Siegel der Vergebung auf diesen blutigen Blättern, die ihr wie die Blätter aus dem Buche eines von der bittersten Reue zerrissenen Herzens erschienen.

Die Dame mit der Sammtmaske.

(Fortsetzung.)

Nein! bleiben Sie — ich bitte Sie, entgegnete hastig die Dame, indem sie mich einlud, wieder Platz zu nehmen; wir sind noch nicht zur Hauptsache gekommen. Sie sprachen da eben von einer harten Nothwendigkeit. Es ist sicher sehr hart für einen Mann wie Sie, der jung, ehrgeizig und voll Hoffnung ist, in drückenden Sorgen zu leben. Ich besitze, wie ich bereits gesagt, den Zauberstab, um diese zu verscheuchen. Was meinen Sie zu 30,000 Pfund Sterling?

Dreißigtausend Pfund Sterling! Ich sprang auf, gleich als ob unmittelbar neben meinem Ohr eine Kanone losgebrannt werde, als ich von diesem unermeßlichen Vermögen hörte. Wahrscheinlich machte ich auch ein sehr einfältiges Gesicht, denn die Dame fuhr fort: Ich bitte Sie, nicht an der Wahrheit meiner Worte zu zweifeln. Ich bin bereit, Ihnen sogleich jeden möglichen Beweis über meine Einkünfte zu geben. Sie sollen sich überzeugen, daß ich vielleicht noch mehr besitze.

Aber, gerechter Himmel! rief ich aus, dreißigtausend Pfund sind ein Vermögen, welches eine gleiche Zahl von Männern Ihnen zu Füßen zaubern könnte! Warum suchen Sie auf diese Weise einen Gatten, während Sie unter den besten und ausgezeichnetsten Männern eine freie Wahl haben?

Sie hatten Ihre Gründe — kann ich nicht ebenso gut Ursachen zu diesem Schritte haben? flüsterte sie sehr leise und verschämt.

Ach! jetzt begriff ich ihre Gründe nur zu gut! Welch ein Urbild der Häßlichkeit mußte sie sein, wenn ihr selbst dreißigtausend Pfund Sterling keine Jugend und Schönheit verschaffen konnten! Aber trotz meiner großen Aufregung zwang ich mich doch zu der ruhigen Frage: Ich glaube, daß ich Ihre Gründe kenne, mein Fräulein — darf ich meine Meinung äußern?

Reden Sie, mein Herr! Es ist unnütz, Etwas zu verheimlichen, was im nächsten Augenblick bekannt werden muß.

Sie wünschten — fuhr ich fort — bei unserer ersten Zusammenkunft maskirt sein zu dürfen. Vielleicht mißtrauen Sie Ihrer Schönheit?

Meiner Schönheit? O, mein Herr, zwingen Sie mich nicht zu einem schmerzlichen Geständniß! Ich bin nicht schön!

Diesen Worten folgte ein Seufzer, welcher mehr sagte als die ersteren.

Niemand kann Richter in seiner eigenen Sache sein, erwiederte ich. Es gibt eine Schönheit, welche nicht in den Formen des Angesichts, sondern im Geiste liegt, und welche das Siegel ihrer göttlichen Natur und ihres Adels auf ein nicht schönes Antlitz drückt. Warum wollen Sie mir die Entscheidung darüber nicht überlassen, indem Sie die häßliche Maske abnehmen?

Nein, nein, das kann ich nicht, lautete die bestimmte Antwort der Dame. Sie sollen mein Gesicht nicht eher sehen, als bis Alles zwischen uns ausgemacht ist, möge es nun Ja oder Nein sein. Was Sie sagen, könnte wahr sein, wenn ich — jung wäre!

Also auch nicht jung? fragte ich mit wehmüthigem Ton, um doch Etwas zu sagen.

Nein, mein Herr — die Tage meiner Jugend kommen mir wie ein Traum vor.

In dieser Beziehung sind die Ansichten auch sehr verschieden, versetzte ich lebhaft. Was Sie »nicht jung« nennen, ist vielleicht nur eine reifere Lebenszeit, in welcher solide, achtungswerthe Eigenschaften die vorübergehenden und stets zweifelhaften Reize der Jugend reichlich ersetzen.

Man ersieht aus dieser meiner Antwort, welche tiefe Wurzeln die dreißigtausend Pfund Sterling in meinem Herzen geschlagen hatten und wie fest ich beschlossen hatte, dieselben bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

Was nennen Sie eine »reifere Lebenszeit«? fragte die Dame so leise, daß ich es kaum verstehen konnte.

Ich zögerte einen Augenblick und erwiederte dann: Ich habe sehr liebenswürdige Damen gekannt, welche die mittlere Periode — zwischen dreißig und vierzig erreicht hatten.

Ein lautes »Ach!« des Mißvergnügens schallte in mein Ohr, und ich kann nicht leugnen, daß mich bei diesem »Ach!« ein Schauer überlief.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst.

Schiller und Göthe, Göthe und Schiller sollen, wie sie im Geiste und im Mund der deutschen Nation stets vereinigt sind, auch im Bilde vereinigt dargestellt werden. Rietschel in Dresden hat die doppelte Aufgabe zu lösen, beide Dichter in der Tracht ihrer Zeit und zugleich als Gruppe darzustellen. Keine Draperie von Mänteln, faltenreichen Kleidern, welche bisher als unerläßlich für monumentale Schönheit gehalten wurden, soll Anwendung finden. Kenner der Kunst hegten ernstlichen Zweifel, ob die Aufgabe zu lösen sei. Nun aber ist es der ausdauernden, kein Opfer selbst der Gesundheit und des Lebens scheuenden Thätigkeit Rietschels gelungen, ein Werk von höchster Vollendung zu schaffen und durch die Kraft und Geistigkeit der Durchbildung des Ganzen wie aller Theile die ungünstigen Formen der Modekleider so gut wie die Verschiedenheit bei beiden Hauptfiguren übersehen zu machen und die Blicke allein auf die ernste, Achtung gebietende, Liebe, Verehrung und Begeisterung erweckende Erscheinung der beiden Dioskuren zu lenken und an sie zu fesseln. Rietschel hat an dieser Gruppe von kolossaler Größe, deren Ausführung am Schluß des Sommers in Aussicht steht, drei Jahre fast ohne Unterbrechung gearbeitet, ein Jahr länger, als er berechnet hatte. Viel leichter wäre es gewesen, zwei einzelne Statuen zu fertigen. Nun die Gruppe vor uns steht (ein Thonmodell), muß man sich freuen, daß er das Schwerere gewählt hat; denn für das deutsche Volk ist es ein erhebender Gedanke, die beiden hochverehrten Genien, seinen Stolz, in ewiger Verbrüderung vereinigt vor sich zu sehen.

Und wem verdankt dieses großartige Kunstwerk nächst dem Künstler das Dasein? Der hochherzigen Gesinnung des Großherzogs von Weimar und des erhabenen Mäcenas aller Künstler, welcher nirgends fehlt, wo es gilt, Großes, deutsches Werk zu fördern, dem Könige Ludwig, der eben unsere Pfalz mit seinem Besuche beglückt. —

Gemeinnütziges.

(Notiz für Leberthran-Candidaten.) Durch Versuche wurde ermittelt, daß der Leberthran sich sehr angenehm einnehmen läßt, wenn zu einem Eßlöffel voll ein oder zwei Kaffeelöffel voll eines aromatischen, balsamischen oder Mantel-Syrups beigemengt wird; die Qualität wird der betreffende Arzt am Besten zu bestimmen wissen.

Lebensphilosophie.

Was der Rose die Farbe, was süßem Obste der Duft ist,
Das ist Bescheidenheit dir, ohne sie reizt kein Genuß.

Hast du Vieles verloren, so denke, der Arme verlör' es
Gern, statt deiner; denn da hätt' er's ein Mal doch gehabt.

Verschiedenes.

Der Krieg von Sebastopol kostete: 1) Rußland, welches zwölf Armeecorps unterhält, von zusammen einer Million Soldaten und 250,000 Pferden, 144 Millionen im Monat, 4,800,000 Franken täglich 200,000 Franken stündlich. 2) Der Türkei: 45 Millionen monatlich, 1½ Millionen täglich, und 62,500 Franken stündlich. 3) Frankreich: 90 Millionen monatlich, 3 Millionen täglich, 125,000 Franken stündlich. 4) England mit seiner Marine und den Fremdenlegionen so viel wie Frankreich, nämlich 90 Millionen monatlich rc. In Allem kostete der Krieg den darin verwickelten Mächten monatlich 369 Millionen, täglich 12,300,000 Franken und stündlich 512,000 Franken. Die Gesammtzahl der für diesen Krieg und seine Ursachen unter den Waffen stehenden Soldaten beträgt 1,800,000 Mann.

Räthsel.

Ohne die Erste wäre große Noth.
Die Zweite siehst du bei Morgenroth.
Bis Forscher einfach das Ganze erklärt,
Hat Aberglaube lange gewährt.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 74. Donnerstag, den 19. Juni 1856.

Die Dame mit der Sammtmaske.

(Fortsetzung.)

Ich will Sie nicht hintergehen, flüsterte die Dame verlegen und beschämt; verdoppeln Sie die dreißig Jahre und Sie haben mein Alter.

Wie von einem Blitzstrahl getroffen sprang ich auf und rief: Was? sechzig Jahre!

Ja, mein Herr — ich habe bereits sechzig Lenze gesehen, und wenn ich Ihnen ferner sage, daß ich Wittwe bin, so wissen Sie genug, um sich für oder gegen mich zu entscheiden.

Ja, ich weiß genug, um einzusehen, daß mein thörichter Schritt uns Beiden eine schmerzliche Scene bereitet hat. Es wird am Besten sein, schnell zu einer Entscheidung zu kommen. Ich fürchte, Madame, daß die Verschiedenheit unserer Jahre ein unübersteigliches Hinderniß zwischen uns bildet. Da wir jedoch glücklicherweise gegenseitig mit unsern Verhältnissen unbekannt sind, so können wir uns trennen und alles Vorgefallene als vergessen ansehen.

Nicht also, mein Herr, sagte die Dame wahrhaft und bestimmt; ich bin durchaus nicht Willens, Sie ohne Weiteres aufzugeben. Sie sind schuld, daß ich diesen Schritt gethan habe, welcher mich in Ihren und meinen Augen compromittiren muß. Ich habe das Recht, zu verlangen, daß Sie in dieser Angelegenheit erst nach ruhiger Ueberlegung einen Entschluß fassen. Ich will Ihnen bis morgen um diese Zeit Frist geben; dann werde ich Ihre endliche Entscheidung vernehmen.

Und wenn diese ablehnend ausfällt?

Dann werde ich mich dabei beruhigen. Sie werden also erscheinen? Ich verlange das Gelübde, daß Sie erscheinen werden.

Auf meine Ehre! erwiederte ich und eilte davon.

Es ist ganz unmöglich, sich einen Begriff von der Stimmung zu machen, worin ich mich befand, als ich wieder draußen war. Warum sollte ich es leugnen, daß die dreißigtausend Pfund einen bezaubernden Einfluß auf mich ausübten? Gelangte ich in den Besitz eines solchen Vermögens, so waren all meine Sorgen auf ein Mal verschwunden und meine kühnsten Wünsche und Pläne verwirklicht. Aber andrerseits die reizende Wittwe von sechzig Jahren!! Ich stellte mir vor, wie ich an der Seite der theuern, wankenden Alten dahinschritt, sah die Blicke meiner Freunde und Bekannten spottend auf mich gerichtet und hörte die beißenden Scherze, die mich wie vergiftete Pfeile verwundeten. Aber um mir selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, in meinem Herzen regte sich ein besseres Gefühl als Eitelkeit. Ich fand es mit meinen Begriffen von Ehre durchaus unverträglich, einen solchen Kauf zu schließen; denn was würde es anders sein als ein elender Handel, wenn ich mich selbst, meine Jugend an eine alte Wittwe für eitles Geld verpfändete mit der sichern Aussicht, daß wir Beide unglücklich werden würden. Es kostete mir in Wahrheit keinen langen Kampf, um meinem Entschluß, die Verbindung mit der Wittwe bestimmt abzulehnen, treu zu bleiben, und zur bestimmten Stunde ging ich nach dem Hotel. Ich fand die Dame in demselben Zimmer; sie war maskirt wie Tags zuvor.

Madame, sagte ich ehrerbietg zu ihr, zuvörderst muß ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich Sie durch meine Unbesonnenheit in eine so unangenehme Situation gebracht habe. Was Sie bewogen hat, auf meine Annonce hin mit mir in Unterhandlung zu treten, weiß ich nicht; aber was auch die Ursache gewesen sein mag, ich bitte Sie ernstlich, jeden Gedanken an eine

Verbindung zwischen uns aufzugeben. Wir würden nicht glücklich sein können. Ehre und Gewissen verbieten mir, Ihnen meine Hand anzutragen oder die Ihrige anzunehmen. Die Verschiedenheit unserer Jahre ist zu groß und Ihr Vermögen ist zu bedeutend, als daß nicht Jedermann denken müßte, daß nur die niedrigsten Beweggründe mich zu einem solchen Schritte veranlaßt haben. So erlauben Sie mir denn, Ihnen den Vorschlag zu machen, daß wir von einander scheiden.

Ist das Ihr letztes Wort? ward mit kaum vernehmlicher Stimme gefragt.

Mein unwiderruflicher Beschluß, entgegnete ich.

Nun, dann ist keine Gefahr dabei, daß ich meine Maske abnehme.

Bei diesen hastig und deutlich gesprochenen Worten nahm die Dame ihre Maske ab.

Gott im Himmel, was sah ich! Ein jugendliches Antlitz! Ein zweiter Blick ließ mich ausrufen: Lucie! Lucie!

Es war meine schöne Unbekannte, schöner, blühender, als sie in der Einbildungskraft vor mir gestanden hatte. Ich war im Begriff, in ihre Arme zu fliegen.

Zurück, mein Herr! rief sie mit einer reinen, silberhellen Stimme und mit glänzenden Augen; Sie haben meine Hand abgelehnt.

Nicht die Ihrige, Lucie — nicht die Ihrige! Nein, eines solchen Verraths an Jugend, Schönheit und Liebe habe ich mich nicht schuldig gemacht.

(Schluß folgt.)

Die Ursache der Erdbeben.

Das dritte Heft von Petermanns „geographischen Mittheilungen“ gibt Kunde von dem überraschend klaren Ergebniß, zu welchem Herr Otto Volger aus Zürich mittelst seiner scharfsinnigen Untersuchungen über das Erdbeben gelangt ist, welches im Juli vorigen Jahres Mitteleuropa auf einem Flächenraum von mehr als 1200 Quadratmeilen hin erschütterte, ja dessen äußerste Schwingungsgrenze, mit Ausnahme eines sehr kleinen Theiles, die ganze Schweiz und einen großen Theil Frankreichs, Deutschlands und Italiens, bis Valence, Dijon, Troyes, Metz, Wetzlar, Kalenberg bei Coburg, Irrsee und Genua umfaßte. Seinen Ausgangspunkt aber hatte dies Erdbeben in dem Walliser Thale von Visp. Ein unenthüllbar scheinendes Geheimniß bedeckte bis jetzt die Entstehungsursachen der Erdbeben und der furchtbare Eindruck, welchen die gewaltigen Naturerscheinungen eines aufbrüllenden, wankenden, zerreißenden und in sich zusammenstürzenden Bodens auf die Menschen hervorbrachte, ward durch das Räthsel der Ursache so entsetzlicher Wirkungen wesentlich vermehrt. Welch ungeheure Kräfte mußten es sein, die das schwere Festland in eine fieberhafte Wallung versetzten, als ob es plötzlich in eine Flüssigkeit verwandelt worden sei. Natürlich, daß man immer wieder auf die Annahme zurückkehrte, nach welcher unsere Erde eine Feuerkugel mit erstarrter Rinde ist, daß man an gaserfüllte Höhlen dachte, welche sich in gewissen Zeiträumen ihrer Ueberfülle nach oben hin entladen und Berge und Thäler durcheinander schleudern, indem sie eine Oeffnung für ihren zermalmenden Inhalt suchen; daß man auf ein Geäder von Röhren im Erdkörper schloß, das eine grauenvolle Verbindung seiner nach Ausbruch gierigen Mittel, von Südamerika bis Lissabon und Neapel, vom Hekla bis Brussa unterhalten soll. Jedenfalls genügte nur die Annahme von etwas ganz Außerordentlichem, Gespenstischem und Titanenhaftem in den Tiefen unseres Planeten zur Grundlage der Vermuthungen über so außerordentliche Thaten, wie sie ein Erdbeben verrichtet. Am Besten befanden sich diejenigen Naturforscher bei der Sache, welche den Erdorganismus als einen thierischen auffassen. Sie erklärten die Erdbeben einfach als Erdkrämpfe. Herr Volger hat es nun zwar bis jetzt nicht unternommen, alle Erdbeben überhaupt auf die einfachen Veranlassungen zurückzuführen, die er den jüngsten Erschütterungen zuschreibt, welche ihren Sitz oder Heerd, oder ihren Stoßmittelpunkt im Wallis der Schweiz hatten und leider noch haben, aber er hat doch eine große Last von der Brust der mitteleuropäischen Bevölkerung gewälzt, indem er den Alpenwall, um welchen wir uns gelagert finden, von den unterirdischen Gasen und von den zerstörende Dämpfe kochenden Feuern unserer bangen Phantasie befreit, indem er den Granitfuß der Gebirge in seiner breiten Basis befestigt und den Erdbeben der Schweiz einen dermaßen örtlichen

und mechanischen Charakter zuschreibt, daß ihren Wirkungen die electromagnetische Schnelligkeit der Fortpflanzung und die wunderbare Stärke entzogen wird, womit sie auf ein Mal, wer weiß nach welcher Ferne hin, auftreten konnten. Die Aufschlüsse Volgers, auf die wir aufmerksam machen wollen, sind im Allgemeinen folgende. Wir müssen uns begnügen, sie im Resultate vorzuzeigen, hinsichtlich der Ermittelung aber auf die Nachlese von Petermanns geographischem Heft 3 dieses Jahrgangs verweisend. So einleuchtend der Verfasser seine Meinung dort schon dargestellt hat, so soll doch in Kurzem ein noch umfassenderes Werk Dr. Volgers über das letztjährige Erdbeben in Centraleuropa zum Druck gelangen, welches den Stoff der betreffenden Untersuchungen vervollständigt. Alle Gesteine sind in einer fortwährenden Umbildung begriffen, alle der Auflösung unterworfen, am Leichtesten aber werden Gyps und Karbonate aufgelöst. Die atmosphärischen Feuchtigkeiten, welche kohlensäurehaltig in das Innere der Gebirge eindringen, nagen unaufhörlich an den Schichten, auf deren Absonderungsflächen sie rinnen. Reich an kohlensauren Salzen treten sie als Quellen wieder zu Tage. Die Menge des kohlensauren Kalkes, welche das Wasser des Rheines alljährlich an der Stadt Basel vorüberführt, würde, als dichter Kalkstein berechnet, einen Kubus von 800 Fuß Weite darstellen; diese Masse ist den Gebirgen der Schweiz entnommen. Reicher an Kalk als das Wasser des Rheines bei Basel ist der Rhodan im Kanton Wallis. Aber weit beträchtlicher noch als die beständige Abzehrung der Kalkschichten ist die Auslaugung des Gypses. Hat nun der Verfasser ausführlich dargethan, daß die Walliser Thalmulde von Gypsschichten eingefaßt ist, und daß die Tiefe derselben eine unberechenbare Fortsetzung der nämlichen Gesteinsgattung bildet, aus welcher zahllose Heißquellen emporsteigen, deren Gypsgehalt so mächtig ist, daß die einzige Lorenzquelle, die in der Secunde 29 Pfund Wasser zu Tage fördert, in einem Jahre nicht weniger als 8 Millionen Pfund Gyps aus der Tiefe bringt — eine Masse, welche als Gypsfels berechnet, etwa 60,000 Kubikfuß beträgt — so bedarf es, bei den eifrigen Mitarbeitern, welche diese Quelle an hundert andern Thermen der Gegend hat, keiner besonderen Anstrengung des Geistes, um einzusehen, daß diese steten Auslaugungen binnen tausend und zehntausend Jahren ungeheuere Lücken im unterirdischen Gebäude des Gebirges zurücklassen müssen. Was wird nun die Folge davon sein? Der Verfasser antwortet: „Ein allmäliges Einsinken und Niederbrechen der über dem Innern der Mulde gelagerten Schichten. Und wenn dieses endlich von Zeit zu Zeit, bald allmälig sich niederziehend, bald ruckweise stockend erfolgt, so bildet dieser Vorgang an sich das Erdbeben mit allen den Erscheinungen, welche man durch Beobachtung kennt. Ein Gebirgsstück geräth, seiner Unterlage theilweise beraubt, durch Einsenkung unmittelbar in Bewegung, aber die Gebirgsmassen, welche es in seinem Umfang berührt, werden durch Reibung und Stoß zugleich mehr oder minder in Berührung gesetzt. Endlich empfängt die Unterlage unter dem Punkte der Senkung von der immensen Wucht der (nur von den Thalsohlen bis zu den Berggipfeln noch fast eine halbe Meile hohen) Gebirgsmasse, welche sich niedersetzt, einen Stoß, welcher Wellenringe erzeugt, die je nach der Beschaffenheit der tieferen Erdfeste in verschiedener Weise sich fortpflanzen. Mit diesen Bedingungen sind die Beobachtungen, welche ich in Betreff des Visper Erdbebens in größerer Vollständigkeit sammeln konnte, als dies je bei einem Erdbeben geschehen, in schöner Uebereinstimmung." Die Gewässer des Jahres 1855 wurden durch unerhörte Schneemassen in den Alpen geschwellt, der Rhein brach oberhalb des Bodensees wiederholt aus seinem Bett, so auch verheerte die Etsch in Tirol, so verheerten alle andern Alpenströme auf der Nord- und auf der Südseite, so verheerte der Rhodan, wie Herr Volger die Rhone im Deutschen bezeichnet, die Uferlandschaften. Groß waren im Juni die Verwüstungen im Hauptthale von Wallis — sie erinnerten an die Ereignisse im October des Jahres 1755, denen damals das furchtbare Erdbeben folgte. In Pfäfers schätzte man die Ausgiebigkeit der Thermen auf den fünffachen Betrag gewöhnlicher Jahre. Das Erdbeben vom 25. Juli letzten Jahres trat um 1 Uhr Nachmittags mit einem Stoß von furchtbarer Heftigkeit ein, dem dann andere Stöße folgten. Einen Maßstab für die Gewalt der Erscheinung liefert ein Ueberblick über die Ausdehnung, welche sie einnahm. Ge-

birge von 1000 Fuß Höhe waren es, welche erdröhnten und zum Theil schaukelnd bewegt wurden, und ihr Stoß pflanzte sich fort ringsum durch ebenso hohe Gebirge, durch die Riesenmassen des Berner Oberlandes, wie durch die von Piemont, ja allseitig durch die ganzen Alpengebirge mit ihren Nebenländern. Dennoch bestreitet Herr Volger durchaus, und das gehört zum Kern seiner Ermittelungen: es sei unter dem erschütterten Gebiete die ganze Erdfeste aus der „ewigen“ Tiefe herausgehoben und gesenkt worden. „In diesem Falle“, sagt er, „würden Thal und Höhen, Ebenen und Berge in einer gleichmäßigen und allgemeinen Weise in Bewegung gesetzt worden sein. Dies war aber durchaus nicht der Fall, ja nicht einmal in dem allerengsten Umkreise, welchen die beträchtlichsten Einstürzungen von Gebäuden bezeichnen, fand irgend eine derartige Gleichmäßigkeit statt.“ Und eben aus diesen Beobachtungen, wovon der Aufsatz allerlei Einzelnheiten bietet, zieht er den trostreichen Schluß, daß wir an keinen tobenden Ausbruch spukhafter Riesenkräfte aus dem Erdinnern zu glauben haben, sondern daß es sich bei den Erdbeben in Centraleuropa um Naturprocesse handelt, wie sie in jedem Steinsalzbergwerke in Berechnung kommen, wenn der durch Auslaugung entstandenen Grotte eine Stütze untermauert wird, damit das darüberhängende Gestein nicht einstürze und den Schacht verschütte.

Literarisches (Schillerhäuser).

Von Joseph Rank erscheint bei Brockhaus ein Buch unter dem Titel „Schillerhäuser“. In diesem Buche führt der Verfasser die einstigen Lebens- und Leidensstätten unsers großen, ächt deutschen Dichters in Schilderungen dem Leser vor die Seele. Eine dieser Stätten, welche sämmtlich für die Tausende von Verehrern Schillers ein hohes Interesse haben und vielfach besucht werden, liegt in unserer Pfalz, in Oggersheim. In diesem Städtchen hatte der aufblühende Dichter, der sich in den militärischen Verhältnissen zu beengt fühlte und sich daher 1782 heimlich von Stuttgart entfernt hatte, ein Versteck gefunden und so lange bewohnt, bis er zu Bauerbach bei Meiningen auf einem Gute der Frau v. Wollzogen wohlwollende Aufnahme und Muße zur Vollendung seiner angefangenen Werke fand. — Ist in Oggersheim, was mir unbekannt ist, bis jetzt Nichts geschehen, das Andenken an seine Zufluchtsstätte zu sichern, so wird das Jahr 1859 dazu neue Aufforderung enthalten, da der große Dichter am 10. Nov. 1759 geboren ist.

Lebensphilosophie.

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und am fremden Genuß sich wie am eignen zu freu'n.

Armuth macht den Mann beschämet,
Scham und Unglück macht ihn muthlos,
Muthlos wird er unterdrücket,
Underdrücket wird er grämlich;
Gram und Kummer schwächt die Seele,
Seelenschwäche bringt Verderben.
Ach, so senkst du, böse Armuth,
Endlich in das tiefste Weh.

Verschiedenes.

„Wie lange sind Sie schon verheirathet?“ fragte Jemand einen nicht allzu glücklichen Ehemann. „Zwanzig Jahre“, erwiederte dieser. „Nicht möglich, Sie sind ja noch so jung“, meinte jener. „Nun, Sie wissen wohl, die Kriegsjahre werden stets doppelt gerechnet“, lautete die aufklärende Antwort.

Bei einem Schulexamen wurde ein Knabe über die Wirkung der Kälte und Hitze befragt. „Die Kälte zieht zusammen, und die Hitze dehnt aus“, erwiederte er, wie es ihm gelehrt war, und fügte aus eigener Veranlassung hinzu: „Darum sind auch im Winter die Tage kurz und im Sommer lang.“

Auflösung des Räthsels in Nro. 73:
Mehlthau.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 75. Samstag, den 21. Juni 1856.

Der Holländer „Schlafratz“.

Herr Ludewig*) von Frankenreich
Legt sich mit seinem Banne
Vor Amsterdam:**) „Heut sied' ich weich
Die Eier in der Pfanne.

„Das Hähnlein schon' ich nicht im Ei,
Die Tauben nicht im Schlage,
Nicht Salz noch Schmalz in Tisch und Truh,
Nicht Mehl, noch Milch im Schrage.

„Schon lang' gelüstet mich's, am Damm
Der Hamster zu essen und trinken,
Die schönen Mädchen von Amsterdam
Sollen dazu mir winken.

„Und pfeift die Kugel erst ihr Lied
Dem Rathhaus um die Ohren,
So sind auch bald, die drinnen ruh'n
Und rasten, die Schäflein geschoren.“

Die Rathsherrn saßen lobesam,
Den Zopf auf dem breiten Rücken,
Am grünen Tisch und fanden das
Nicht eben zum Entzücken.

Sie hörten's schon im Treppenhaus
Unheimlich schlapfen und schleichen,
Und thäten vor dem Brausewind
So gern die Segel streichen.

Vor Aengsten schlagen sie an ihr Schwert
Schlotternd in rost'ger Scheide,
Daß aus dem Zopf der Puder fliegt
Und malt die Gesichter wie Kreide.

*) XIV.
**) 1672.

Sie springen von den Stühlen auf
Und eilen zum Beschlusse:
„Ihr Herrn, die Hände auf den Knauf,
Thut ihr's nicht mit Verdrusse.

„Was frommt dem Land der Widerstand?
Wir müssen endlich weichen;
Laßt uns zum Stadtthor heute noch
Die Schlüssel überreichen.“

Sie nehmen all die Mützen ab,
Daß Gott ihr Urtel segnet,
Ob's auch darüber allzumal
Nicht Blumenkränze regnet.

Und wie sie Alle schweigend steh'n
In feierlicher Runde:
Sitzt Einer unten noch und schnarcht
Laut mit hängendem Munde.

Er war aus Gram vor all dem Kram
Gar selig eingeschlafen
Und sah das lecke Reich schon lang
Liegen im sichern Hafen.

Sie schütteln und rütteln hin und her
Und zupfen ihn und zerren,
Bis daß er Mund und Augenpaar
Weit offen zeigt den Herren.

Sie schütteln und rütteln ihn allzumal:
„Wach auf, du Siebenschläfer,
Und so du nicht mit schaffen willt,
So melde dich zum Schäfer.“

„„Ei nun, ihr Herrn, was gibt es denn,
Das heischt so große Eile?““ —
„Die Schlüssel übergeben wir
Dem Feinde sonder Weile.“ —

„„Hat er sie denn auch schon begehrt?
Ich weiß, ihr liebt zu spaßen““ —
Da werden die Backen zunderroth
Und kreideweiß die Nasen.

Sie schämen sich des Urtels sehr,
Steigen zu Pferd und blasen,
Daß Alt und Jung und Reich und Arm
Mit ihnen zeucht ohnmaßen.

Sie zeigen an den Thoren sich,
Auf Zinnen und auf Wällen,
Die Jagd beginnt, die Meute hetzt
Das Wild, die Hörner gellen.

Sie sausen in der Feinde Reih'n
Grollend wie ein Gewitter,
Und hauen, was sich steift und stemmt,
Zu Scheit und Span und Splitter.

Sie brausen in die Franken ein,
Leuchtend wie ein Gewitter —
Die Zwiebeln von Haarlem, sonst so süß,
Wie schmecken sie heute bitter!

Sie öffnen die Schleußen und setzen das Land
Rings unter Wasser und Wellen,
Davor dem rothen Reitervolk
Vergebens die Kämme schwellen.

Herr Ludewig von Frankenreich
Schickt sich das Feld zu räumen
Und thut sein Rößlein alsogleich
Zur nassen Heimath zäumen. —

So hat ein Schlafratz lobesam
Vor jähem Fall gerettet
Das hartbedrängte Amsterdam
Und Daunen ihm gebettet.

Wohl Dem, der liegt in tiefem Schlaf
Am grünen Tisch zuweilen,
Derweil zur Schau die Andern geh'n
Auf schwanken Redeseilen.

Ergreift er nur beim ersten Ruck
Noch gähnend die rechten Keulen,
Daß Wolf und Fuchs von Haus und Hof
Zahnfletschend und blutig heulen.

Und schläft der Schlafratz auch schon lang
Unter dem kühlen Rasen:
Gönnt unter Rosen ihm die Rast,
Bis die Posaunen blasen.

Und komm' ich einst nach Amsterdam,
Mag Schön Mariechen geben
Mir voll die Kanne, daß ich laß'
Den braven Todten leben.

Die Dame mit der Sammtmaske.

(Schluß.)

In diesem Augenblick öffnete sich die Nebenthüre, und eine andere Stimme rief: Was geht hier vor?

Ich schaute mich um: neuer Schreck — neue Verwunderung — meine Tante stand in eigener Person vor mir! Ich starrte sie regungslos an, gleich als ob ich einen Geist vor mir sähe.

Ei, ei, Herr Neffe, sagte sie mit scherzendem und neckendem Ton, Sie sind es? Was haben Sie mit meiner Pflegetochter zu schaffen?

Bei diesen Worten fielen mir die Schuppen von den Augen.

O, nun ist mir Alles klar! rief ich aus. Sie sind die gute, freundliche Wittwe gewesen, liebe Tante, welche mir gestern Hoffnung machte, ihre Hand zu erhalten!

Ja, du abscheulicher Mensch — du hast sie abgelehnt. Geh' mir aus den Augen!

Nein, Tante, hier ist ein Magnet, der mich unwiderstehlich anzieht. Lucie, meine Lucie ist also Ihre Pflegetochter?

Deine Lucie?! Du bist nicht recht bei Sinnen, mein Freund! Du hast sie vor fünf Jahren schnöde abgewiesen!

O, warum erinnern Sie mich daran! Wer konnte denken, daß die Lucie von den Bergen in Wales und die Waise von Cheltenham eine und dieselbe Person war? Als ich damals unhöflich und ablehnend antwortete, geschah dies nicht gerade aus unbegrenzter Liebe zu Lucien? Sie werden mich deßhalb nicht tadeln, sondern loben, theure Tante!

Und dich zur Belohnung mit der Hand dieses Engels beglücken — nicht wahr, du gottloser Mensch?!

Ich wag' es zu hoffen, liebe Tante, entgegnete ich, denn sicherlich hatten Sie bereits den Plan, uns Beide zu verbinden, als Sie meine Annonce beantworteten.

Nun, du wirst doch nicht so thöricht sein, zu glauben, daß ich es für mich gethan?

Aber, theure Tante — es war ein gefährlicher Fall. Welch einer schrecklichen Versuchung haben Sie mich ausgesetzt! Denken Sie nur an die 30,000 Pfund! Wenn ich mich nun hätte blenden lassen, — wenn ich Ihre Hand um des Geldes willen angenommen hätte?

Dann würdest du weder meine, noch Luciens Hand, sondern eine tüchtige Lection bekommen haben, welche allen deinen Versuchen, auf solch eine Art eine Frau zu finden, ein Ende gemacht haben würde.

Sie sehen also, daß ich nicht so schlecht bin, wie Sie gedacht haben.

Nein, sonst wären wir auch sicherlich nicht gekommen, das kannst du glauben. Danke es deinem Freunde Watson in Cheltenham, welcher stets dein warmer Vertheidiger gewesen ist. Durch ihn weiß ich, daß du leichtsinnig, aber niemals schlecht gewesen bist, und daß du entschlossen warst, vernünftig und ordentlich zu werden. Durch ihn erfuhr ich dein vortreffliches Heirathsproject.

O, wie freue ich mich jetzt über die Verwechselung der Briefe, die mich Anfangs so verdroß! rief ich aus.

Das ist sicherlich der glücklichste Irrthum gewesen, den du in deinem Leben begangen hast, versetzte meine Tante. Dein Freund brachte es durch seine Ueberredung dahin, daß wir diesen Plan entwarfen und ausführten.

Aber, theure Lucie, fragte ich, mich liebkosend zu ihr wendend, wußten Sie, daß Sie Ihren Freund von den Bergen in Wales hier den würden?

Ja, ich wußte es, erwiederte sie in reizender Verwirrung, indem eine glühende Röthe ihr Antlitz übergoß.

Aber wie war [illegible] möglich? So viel ich mich erinnere, hatte ich Ihnen meinen Namen nicht genannt.

Darin hat dein Freund Watson dir wieder geholfen, sagte meine Tante. Er erzählte uns dein Abenteuer, ohne zu ahnen, daß Lucie eine Rolle darin gespielt hatte. Da sie während seiner Erzählung eine ungewöhnliche Aufregung verrieth, so forschte ich weiter nach, und sie gestand mir, daß sie die junge Dame sein müsse, welche solch einen tiefen Eindruck auf dein Herz gemacht habe.

Dann muß ich Ihnen nun auch sagen, daß ihr Verlust mich sehr unglücklich machte, daß ich sie nicht zu vergessen vermochte und daß ich sie bis zur Stunde liebte. Lucie, darf ich dasselbe von Ihnen hoffen?

Ich brauchte ihre Antwort nicht zu erwarten. Ihre strahlenden Augen und die Gluth auf ihren Wangen sagten mehr als tausend Worte. Was sie hätte erwiedern können, erstickte unter dem ersten Kuß, den ich auf ihre Lippen zu drücken wagte.

Ein Polykrates-Ring.

Folgende artige Geschichte erzählt Bayard Taylor in seiner „Reise in Ostindien“: „Eines Tages saßen Akbar (regierte in Ostindien von 1555 bis 1605) und sein Rajah Beerbul im Gespräch beisammen; im Laufe desselben warf Akbar die Frage auf: „Was würdest Du thun, Beerbul, wenn Dich ein großes Unglück heimsuchte?“ Der Rajah antwortet: „Ich würde mich der Lust und Freude hingeben.“ — „Der Freude und Lust im Unglück?“ — „Ganz gewiß!“ Tags darauf spricht Akbar zu Beerbul: „Nimm diesen Rubin und verwahre ihn, bis ich ihn zurückfordere.“ Der Rubin war mehrere Millionen Rupien werth. Der Rajah übergab das ihm zur Verwahrung anvertraute Kleinod seiner Tochter mit der Vermahnung, es sorgfältig zu hüten. Sie legte es in einem Kasten mit drei Schlössern nieder. Akbar aber ließ den verschmitztesten und gewandtesten Räuber des Ortes (Arga), der zum Tode verurtheilt war, vor sich bescheiden. „Dieb“, herrschte er ihn an, „Dein Leben soll Dir geschenkt sein, wenn Du Eins für mich thust.“ — „Was soll ich thun?“ — „Du sollst meinem Rajah Beerbul einen Rubin stehlen, welchen er von mir zur Aufbewahrung erhalten hat.“ Auf der Stelle willigte der Räuber ein. Er wandte sich an eine äußerst listige alte Frau; diese trat bei Beerbul's Tochter in Dienst und wußte ihr Vertrauen dergestalt zu gewinnen, daß sie in einer traulichen Stunde den Rubin zeigte. Die Alte fand bald Gelegenheit, den Rubin unbemerkt zu bekommen; sie gab ihn dem Räuber, der ihn sofort Akbar überlieferte. Akbar, höchst erfreut, warf den Stein sogleich in den Fluß Dschumma, ließ dann Beerbul zu sich entbieten und forderte von ihm den Rubin zurück. Beerbul eilte nach Hause.

Aber ach! das Kleinod war verschwunden; er mußte mit leeren Händen vor Akbar erscheinen. „Nun, wo ist der Rubin?“ fragte dieser. — „Du sollst ihn in fünfzehn Tagen haben“, versprach der Rajah. — „Gut, es sei!“ entgegnete Akbar; „aber bedenke, daß Du mit Deinem Kopfe für den Stein haftest.“

Beerbul eilte nach Hause und sagte zu seiner Tochter: „Wir haben nur noch vierzehn Tage zu leben; mögen sie uns in Freude und Lustbarkeit verfließen!“ Sie aßen und tranken, gaben Feste und Tanz, bis am zwölften Tage ihnen auch kein Heller mehr übrig blieb, um Speise zu kaufen. Und doch blieben noch zwei Tage, ehe er vor Akbar erscheinen sollte. Am vierzehnten Tage Morgens in der Frühe sagte die Tochter eines Fischers am Dschummaflusse: „Vater, der Rajah und seine Tochter haben seit zwei Tagen Nichts mehr zu essen gehabt, laß mich diesen eben gefangenen Fisch ihnen zum Essen bringen.“ Es geschah. Sie brachte den Fisch, Beerbul's Tochter nahm ihn mit innigstem Danke und bereitete ihn sofort zur Mahlzeit. Während Beide sich des unverhofften Genusses erfreuten, fühlte Beerbul einen Stein in seinem Munde. Er nahm ihn heraus und, o Wunder! es war der Rubin, der in dem Fische ihm aufgetragen war. Tags darauf tritt er vor Akbar und spricht: „Hier ist der Rubin, wie ich versprochen.“ Akbar war außer sich vor Erstaunen. Als er aber den Verlauf der Geschichte vernommen, schenkte er Beerbul zwei Millionen Rupien und sagte: „Du hast wahr geredet; im Mißgeschick ist es besser, sich der Freude zu überlassen, als zu trauern.“

Lebensphilosophie.

Wenig zu wenig gelegt, wird bald zum steigenden Haufen;
Tropfe nach Tropfe wird einst mit den Jahren ein Strom.

Nie wird ein weiser Mann ein Feind der Arbeit sein:
Denn Das, was Reichthum bringt, ist auch der Stärke Grund.
Die Faulheit macht uns nicht allein
Bedürftig, sondern ungesund.

Verschiedenes.

„Der Bräutigam aus Mexico“ ist keine Dichtung, der gute Clauren hat nach dem Leben geschildert; wer dies nicht glaubt, erkundige sich in Hamburg in der Pilatusstraße in dem Hause einer Wittwe D., aber bald, denn sie verläßt nächstens diese Stadt. Wittwe D. hat drei hübsche, fleißige, ehrbare Töchter, mit denen sie schöne Handarbeiten fertigt und in einem von der zweitältesten Tochter versehenen Laden an der Petrikirche verkauft. Zu dieser letztern kommt vor einiger Zeit ein junger Mann, gibt seinen Strohhut zur Wäsche und sieht dem Mädchen dabei so tief in die Augen, daß er, statt erst nach acht Tagen, alle Tage nach seinem Hute fragt und endlich dem überraschten Mädchen Herz und Hand bietet, zur Mutter gewiesen wird, sich bei dieser als einer der reichsten Kaufleute Mexico's legitimirt, dem von seinen Eltern vorgeschrieben ist, nur ein armes, aber braves Mädchen heimzuführen (eine Ausnahme von der Regel) und dies hier freudig thun will. Die Mama gibt, wenn auch mit Thränen, ihren Segen, die Trauung und Einschiffung des Paares findet statt, aber weder Mutter noch Schwägerinnen acceptiren die reichen Präsente des neuen Verwandten, nur die glückathmenden Briefe der jungen Frau sind theuere Geschenke für Mutter und Schwestern. Dem letzten Schreiben lagen aber Portraits zweier junger Männer bei, die von der schönen deutschen Frau so bezaubert sind, daß sie förmlich um die Schwestern werben, denen die stattlichen Männer, die schwarzen Bärte so zusagen, daß die Mutter, übel oder wohl, in ihren alten Tagen noch mit auswandern muß, um [illegible] Glück ihrer Kinder vollständig zu machen. — Hier wird einmal deutscher Fleiß und deutsche Bravheit belohnt!

Dreisilbige Charade.

In erster wirst du die letzten seh'n;
Rath, wie das Ganze heißet.
Ohne Hülfe ist's um Den gescheh'n,
Der von dem Ganzen speiset.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 76. Dienstag, den 24. Juni **1856.**

Eine Partie Piquet um Tod und Leben.

Die „New-Yorker Gegenwart“ bringt folgendes merkwürdige Muster einer Jury in Amerika, das jedenfalls genau anzeigt, wie und was man in diesem Lande über die Würde des Instituts denkt, von welchem Tod und Leben so vieler Menschen abhängt. Vor einiger Zeit saßen in einem großen Gerichtssaale in Nashville (Tennessee) zwei ehrbare Bürger und spielten eine Partie Karten (Piquet) bei dem Scheine zweier Lampen. Auf der Seite eines jeden der Spieler saßen eine Zahl anderer Bürger, welche lautlos und mit zurückgehaltenem Athem den Ausgang der letzten Partie erwarteten. Allem Anscheine nach mußte um etwas sehr Bedeutendes gespielt werden, denn im Ausgeben ward von beiden Seiten jede Karte lange und sorgfältig geprüft, und das Spiel zog sich, gleich dem Schachspiel zweier erfahrenen Heroen, unendlich in die Länge. Man war an der dritten und letzten, der sogenannten entscheidenden Partie und diese ward noch minutiöser, noch überlegter und mit einer berechnenden Aufmerksamkeit behandelt, wie keine der vorhergehenden. Der eine Spieler stand bereits auf 97, der andere war an 80 angelangt. Man schien allgemein auf der Achtziger-Seite erschrocken und ängstlich gespannt, während die Neunziger-Seite mit Ruhe und unter diesen Umständen grausenhafter Kälte ihre Karten ordnete. Plötzlich verbreitete sich auf der Neunziger-Seite eine allgemeine Freude; man jubelt und lacht, während die Zuschauer der Achtziger-Seite in Bestürzung gerathen; und der Mann der 97 erhebt sich stolz und kaltblütig und ruft: „Todt! Mausetodt! Ich künde 50 Points an und obendrein ein Quart-Major! Also gewonnen!“ — — Und er wirft ruhig die Karte aus und zählt: „Eins!“ — — Todtenblässe überzieht die Gesichter der gegenübersitzenden Zuschauer. Doch, — da steht der Mann der 80 mit großer Ruhe auf und sagt: „Gilt nicht! Hier ist die reinste Quinte!“ und er legt die Quinte auf den Tisch, die ihm mit dem Point gerade die Zwanzig macht, welche ihm fehlen, um die Hundert voll zu machen. Damit war er vollständig Sieger. Ein ungeheurer Jubel erhebt sich nun von allen Seiten; man lacht, applaudirt, und merkwürdigerweise stimmen beide Gegner, die um so Hohes gespielt haben mußten, in den Jubel mit ein. Wer waren diese Männer? Um was spielten sie? Um ein Landgut? Um Gold oder Juwelen? Keineswegs! Spieler und Zuschauer waren eine seit zwanzig Stunden versammelte Jury, die über Schuld oder Unschuld eines des Mordes Beschuldigten wahrsprechen sollte! Da ihre Stimmen gleich getheilt waren, und die eine Hälfte für schuldig, die andere Hälfte für nichtschuldig stimmte, so hatte endlich nach langem Ueberlegen eines der Mitglieder den Vorschlag gemacht, die Sache durch eine Partie Piquet zu entscheiden! Man kennt übrigens die Wuth für's Kartenspiel, welche in Tennessee herrscht, und begreift daher eine so haarsträubende Episode um so leichter. Das Ja oder Nein wurde von dem Ausgange abhängig gemacht. Glücklicherweise war der 80er von der Partei des Nein, — und als er daher gewann, trat die Jury zum Wahrspruche vor und erklärte den Angeklagten für nicht schuldig. So wurde das Leben eines Menschen vom Galgen durch eine Karte gerettet. Eine einzige Coeur-Neune hatte dem 97er zur Quinte gefehlt. Fiel sie ihm zu, so wurde der Angeklagte gehenkt.

———

Die Familie Bonaparte.

Die Notizen über die Familie Bonaparte sind entweder zerstreut oder vielfach ungenau. So dürften die folgenden möglichst authentischen Angaben, so viel Bekanntes sie auch enthalten, gerade jetzt nicht ohne Interesse sein, schon des zusammenhängenden Ueberblickes wegen.

Der Vater Napoleons I., Karl Bonaparte, geboren 29. März 1746 (am 29. März 1856, 110 Jahre später, war der Friede seines Enkels fertig) war 1779 Deputirter von Corsica. Er starb am 24. Febr. 1785. Seine Gattin, Maria Lätitia Ramolino (geboren 24. August 1750), während des Kaiserreichs als „Madame Mutter“ bekannt, eine Frau von edlem, energischem Charakter, überlebte ihren berühmten Sohn und Enkel und verschied in Rom am 5. Februar 1835. Ihr Stiefbruder, der Cardinal Fesch, starb gleichfalls in Rom 1839, wo er seinen Neffen eine der bedeutendsten Gemäldegallerien Europa's hinterließ. Karl Bonaparte hatte 5 Söhne und 3 Töchter: Joseph, Napoleon, Lucian, Louis, Jerome, Elisa, Caroline und Pauline. Sie folgen sich in der vom Kaiser fixirten Ordnung:

I. Napoleon, geboren 15. August 1769 zu Ajaccio, heirathete 1795 die Wittwe des Vicomte Beauharnais, Josephine de la Pagerie, die am 29. März 1814 zu Malmaison starb (ein weiterer 29. März. — Josephine ist die Großmutter Napoleons III.). Sie liegt in Rueil begraben; mit der Trennung von ihr wollten Viele den Glücksstern Napoleons gewichen sehen. Josephine hatte aus erster Ehe zwei Kinder, welche der Kaiser adoptirte: Eugen und Hortense. Er adoptirte auch eine Cousine der Kaiserin, Stephanie, später (1806) Gemahlin des 1818 gestorbenen Großherzogs Karl Ludwig Friedrich von Baden. Als Napoleon, zum Kaiser erwählt, die Erblichkeitsfrage in seiner Familie dem Entscheide des Volkes unterwarf, wurden als directe Erbfolger des Kaisers nur seine beiden Brüder Joseph und Louis und ihre männlichen Nachkommen anerkannt. 1809 Scheidung des Kaisers; 1810 Heirath Marie Louisens von Oesterreich. Marie Louise, später Herzogin von Parma, vermählte sich mit dem Grafen Neipperg, aus welcher Ehe mehrere Kinder kamen. Nach Neippergs Tode heirathete sie noch ein Mal (sie starb 17. December 1847). Man darf zweifeln, ob sie der Rolle gewachsen gewesen, ein Zeit lang das Geschick des größten Feldherrn der Neuzeit getheilt zu haben. Kaiser Napoleon starb am 21. Mai 1821 und hinterließ aus der Ehe mit der Erzherzogin einen Sohn: Napoleon, geboren 1811, gestorben 1832 zu Wien, in Frankreich „König von Rom“, in Oesterreich „Herzog von Reichsstadt“ genannt. Man sagt von ihm: er war eine Seele von Feuer in einem Körper von Glas.

II. Joseph, älterer Bruder des Kaisers, geboren 28. Juli 1768. Als Diplomat bekannt geworden; unterzeichnete die Friedensverträge von Lüneville und Amiens, um später die Kronen von Neapel und von Spanien zu tragen. Er zog sich 1815 nach Amerika zurück, von wo er 1832 wieder nach England kam, 1841 nach Florenz, wo er am 28. Juli 1844 starb. Aus seiner Ehe (1794) mit der Tochter eines reichen Banquiers von Marseille, Julie Marie Clary (gestorben in Florenz am 7. April 1845) kamen 2 Töchter: Zenaide und Charlotte. 1. Zenaide, geboren 1798, heirathete 1819 den ältesten Sohn Lucians. Sie lebte in Rom. Von ihr später. 2. Charlotte, geboren 1802, heirathete 1825 den ältesten Sohn von Louis; starb wenige Jahre nach ihrem Manne 1839 in Italien. 18 Jahre alt, hatte sie allein mit einer Kammerfrau ihren Vater in Amerika aufgesucht.

III. Louis, Bruder des Kaisers, geboren 2. September 1776. Adjutant seines Bruders im Feldzug von 1796 und bei der ägyptischen Expedition. Er heirathete 1802 Hortense Beauharnais (geboren am 10. April 1787), die Erbin der Eigenschaften und Tugenden ihrer Mutter Josephine. Sie starb am 3. October 1837 zu Arenenberg in der Schweiz. Louis, 1806 König von Holland, dankt 1810 ab; kam 1814 wieder nach Frankreich und lebte seit der Schlacht von Waterloo sehr zurückgezogen in Florenz (als Graf von St. Leu) den Studien und der Poesie. Er starb zu Livorno am 25 Juli 1846. Seine drei Söhne waren vor der Geburt des Königs von Rom, da König Joseph keine männliche Nachkommenschaft hatte, zu Erbfolgern des Kaisers bestimmt. 1. Napoleon Karl starb 5 Jahre alt im Haag. 2. Napoleon Louis, 1804 geboren, vermählt mit der zweiten Tochter Jo-

sephs in kinderloser Ehe. Er war ein schöner Mann von hervorragendem Aeußern. Starb 1831 zu Forli, während der Aufstände in Italien, in den Armen seines Bruders. 3. Louis Napoleon, geboren den 20. April 1808. Zeichnete nach dem Wunsche seines Vaters „Napoleon Louis.“ War schon vor seiner Thronbesteigung das bekannteste Mitglied der Familie durch seine Unternehmungen von Straßburg und Boulogne und zahlreiche Schriften. Ham. 10. December 1848 Präsident der französischen Republik. Staatsstreich vom 2. December 1851. Napoleons III. Vermählung mit der spanischen Gräfin Eugenie Montijo. 16. März 1856 Geburt des Kronprinzen („Sohnes von Frankreich“) Napoleon Eugen Louis Johann Joseph.

IV. Jerome, Bruder des Kaisers, geboren 15. November 1784, König von Westphalen 1. December 1807 bis 26. October 1813; Fürst von Montfort, lebte später zu Florenz, seit 1848 zu Paris. Auf einer Sendung mit einem Geschwader nach Amerika heirathete er am 27. December 1803 ohne Zustimmung seiner Verwandten eine Amerikanerin, Elisabeth Patterson, von welcher ein Sohn Jerome stammt, der zu Baltimore verheirathet, amerikanischer Bürger ist und mehrere Kinder hat. Jerome heirathete nach Auflösung seiner ersten Ehe (1805) 1807 die Prinzessin Katharina von Württemberg (gestorben 28. November 1838 in Lausanne), Schwester des regierenden Königs, eine treue Gefährtin ihres Mannes im Unglück. Aus dieser Ehe entsprossen: 1. Jerome, 1814 geboren, lebte bei seinem Onkel, dem König von Württemberg; 2. Mathilde, geboren zu Triest 27. Mai 1820, vermählt 1841 mit dem russischen Fürsten Anatol Demidoff; 3. Napoleon Joseph Karl Paul, geboren 9. September 1822, lebte in Italien bei seinem Vater. Er gleicht am Meisten seinem Oheim, dem Kaiser Napoleon. 1842 wollten die Journale wissen, Espartero beabsichtigte, ihn mit der Königin von Spanien zu verheirathen.

(Schluß folgt)

Gemeinnütziges.

Ueber das Wasserglas, seinen Nutzen und seine Anwendungen spricht sich Dr. Gall folgendermaßen aus: „Wollt ihr euere Vorrathshäuser, euere Stallungen, euere Fabriken gegen die Flammen schützen: überzieht alles Entzündliche daran mit Wasserglas; wollt ihr euern Kirchen und Tempeln, euern Theatern, euern Prachtgebäuden, euern Denkmälern und Statuen eine zehnfache Widerstandsfähigkeit gegen den Zahn der Zeit verleihen: überzieht sie, selbst von außen, mit Wasserglas; wollt ihr den verderblichen, Schwamm, Fäulniß, Moder erzeugenden Wirkungen der feuchten Dünste in euern Wohnungen, Stallungen und Fabriken begegnen: überzieht die Wände und Decken der denselben ausgesetzten Räume mit Wasserglas; wollt ihr die Erhaltung jener Reinlichkeit möglich machen, welche in so manchen Gewerben die erste und unerläßliche Bedingung eines erfolgreichen Betriebs ist: überzieht die dazu dienenden Räume euerer Milchmeiereien, euerer Brennereien, Bierbrauereien, Essigkammern, Zuckerfabriken ꝛc. mit Wasserglas und tränkt damit alle Bottische und Behälter, worin Flüssigkeiten gähren, maceriren oder aufbewahrt werden sollen; wollt ihr euch und die Eurigen schützen gegen die giftigen Wirkungen bleihaltiger Glasuren euerer irdenen Kochgeschirre: bedient euch dazu des Wasserglases; wollt ihr den Wandmalereien euerer Gemächer, dem Farbendruck auf den Tapeten eine solche Festigkeit geben, daß sie mit Wasser abgewaschen werden können: bedient euch zur Befestigung der Farben des Wasserglases; wollt ihr — — „Aber was ist denn das Wasserglas?“ hör' ich hundert Stimmen wie aus einem Munde fragen. Es ist ein Glas, welches sich im Wasser löst; es wird in der Regel durch einfaches Zusammenschmelzen von 15 Theilen Quarz, 10 Theilen Potasche (oder 9 Theilen Soda) und 1 Theil Kohle dargestellt und ist in trockenem Zustande wasserhell, hart und etwas schwer schmelzbar; wenn es fein gepulvert in siedendes Wasser getragen wird, so löst es sich, bei fortgesetztem Sieden, in 5 bis 6 Theilen Wasser vollkommen zu einer syrupdicken Flüssigkeit auf, die, auf Glas, Mörtel, Holz aufgestrichen, zu einem unverbrennlichen Firniß eintrocknet. So wie in Frankreich, so hat auch in Oesterreich die so unberechenbar wichtige Erfindung des Oberbergraths Fuchs, Professor der Chemie und Mineralogie an der Universität München, bereits seit mehr als zwanzig Jahren eine

stets zunehmende Verbreitung gefunden. Eine auf Veranlassung des rühlichst bekannten Technikers E. F. Anthon, Director der gräflich Wurmbrand'schen Herrschaft Weisgrün, errichtete Wasserglasfabrik liefert dessen jährlich Tausende von Centnern: a) in festem Zustande zu 20 fl. C.M. per Wiener Centner (= 120 Pfund Zollgewicht); b) als Wasserglasgallerte, und zwar in thönernen Flaschen von 36 bis 40 Pf. Inhalt zu 10 bis 12 fl. per Centner, und c) ebenfalls als Gallerte in gläsernen Flaschen von $1^{1}/_{2}$ Pfund Inhalt, die Flasche zu 15 kr. Etwa 12 bis 13 Pfund dieser schützenden Substanz reichen zu einem einmaligen Anstrich einer Holzfläche von 1000 Quadratfuß hin. Von der Anwendung des Wasserglases geben die neuesten Bauten bei den Tuilerien Zeugniß.

Consilium medicum.

(Von Grillparzer.)

Frau Poesie war krank.
Verwittwet schon seit manchem Jahr,
Wuchs scheinbar stündlich die Gefahr.
Die Stirne heiß,
Die Zunge weiß,
Die Haut bald Frost und bald in Schweiß,
Im ganzen Leib ein schmerzlich Jucken,
Von Krämpfen alle Nerven zucken.
Obschon noch rüstig und nicht alt,
Schien das des Todes Nachtgewalt.
Doctores kommen von allen Seiten,
Die erst sich begrüßen und dann bestreiten,
Hippokratisch,
Homöopathisch,
Allopathisch,
Hydropathisch,
Antipathisch,
Philosophisch gebrüstet,
Historisch gerüstet,
Dogmatisch, kritisch,
Classisch, britisch;
Schreiben Recepte in langen Zeilen,
Umsonst! die Kranke war nicht zu heilen.
Da kam ein Bader vom Land herein,
Besieht die Kranke beim Tagesschein,
Erforscht den Puls, die Zunge auch,
Befühlt die Weichen und den Bauch,
Zuletzt hebt er mit Lachen an:
Die Wissenschaft hier wenig kann,
Der guten Dame fehlt — ein Mann!

Verschiedenes.

Eine reiche, aber sehr sparsame Wittwe hatte für ihre Kutschpferde zwei Geschirre, ein neues und ein älteres. Bei Tage und gutem Wetter wurde das erstere, bei schlechtem Wetter und des Nachts das letztere gebraucht. Neulich wollte sie Vormittags ausfahren, die Kutsche hielt schon vor dem Hause. Da bemerkte sie, daß es zu regnen anfing und, dem von jenem Sachverhältnisse nicht unterrichteten Vorübergehenden unverständlich, doch spaßhaft genug, rief laut zum Fenster hinaus: „Johann, Johann! Geschwind das Nachtgeschirr!“

Am Schlusse des Schulexamens eines Dorfes erkundigte sich der Inspector, wie dies zu geschehen pflegt, auch nach den Handarbeiten der Mädchen, als: Nähereien, Stickereien u. s. f. Nach wiederholtem Fragen, ob denn Niemand etwas Schönes verfertigt habe, trat eine 17jährige Sonntagsschülerin vor die zahlreich versammelten Herren, erhob recht sittsam ihr Kleid, um denselben zu ihrem nicht geringen Erstaunen ein Paar gestickte — Strumpfbänder zu präsentiren. Hony soit, qui mal y pense!

Jemand äußerte prahlerisch in einer Gesellschaft, er habe stets 1000 Thlr. disponibel, um damit Freunden zu helfen. Einige Tage darauf kam einer seiner Freunde zu ihm und bat um ein Darlehen von 500 Thlr. Es wurde ihm verweigert, worüber er sein Erstaunen äußerte, da doch jener sich erst neulich gerühmt habe, stets 1000 Thlr. liegen zu haben, um guten Freunden zu helfen. „Gewiß“, erwiederte dieser, „aber wenn ich Dir jetzt die 500 Thlr. geben würde, so hätte ich ja nicht mehr volle Tausend liegen.“

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 75:
Nachtschatten.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 77. Donnerstag, den 26. Juni 1856.

Festgedicht

Ihrer Majestät der vielgeliebten Kaiserin

Karoline Auguste

bei Allerhöchst deren Ankunft in Edenkoben
am 21. Juni 1856
in allertiefster Ehrfurcht dargebracht
von den
Jungfrauen der Stadt Edenkoben.

Von Wien, der Kaiserstadt am Donaustrande,
Kommt heut' nach langer Zeit zum ersten Mal
Die Kaiserin zum lieben Heimatblande,
Wo sie erblickt des Lebens Sonnenstrahl.

Drum glänzt die Freude in des Pfälzers Miene,
Von Wonn' und Lust entzücket ruft er aus:
Sei uns gegrüßet, Kais'rin **Karoline**,
Erlauchter Sproß von uns'rem Königshaus.

Nach Ludwigshöh' zieht dich ein heißes Sehnen,
Zum schönen Königsbau im Pfälzerland,
Wo König Ludwig dir mit Freudenthränen
Zum Willkomm reicht die treue Bruderhand.

Wenn du wirst schauen von der Villa Höhen
Auf deines Jugendlandes ganze Pracht,
Wird manches Bild vor deiner Seele stehen,
Woran du lange Zeit nicht mehr gedacht.

Mög' stets dich Freud' und Wonne hier umschweben,
Nur Schönes, Liebes schau'n dein milder Blick;
Heil blühe dir dein ganzes künft'ges Leben,
Kehr' oft zu deinem Wiegenland zurück!

Der Schrank.

Schon waren sie drei Mal ausgerufen worden. Leider war ich noch nicht in der angenehmen Lage, Bräutigam zu sein, sonst könnte ich Konrads Empfindungen glaubwürdiger schildern, welche in dem Hofknechtsherzen sich regten, als der Pfarrer die ehrbaren Brautleute Konrad Blümel und Augusta Klat von der Kanzel herab zum letzten Male aufbot und alle Köpfe sich rückwärts bogen, um ihn in seiner Scharlachweste und sie in ihrer breiten blauseidenen Schürze zu bewundern.

Wunderbare Fügung der Natur, daß das Herz nicht nach Rang und Namen fragt, daß ein Stück Brod oft mehr Freude erregt, als eine lecker besetzte Tafel, und Konrad im Bewußtsein seines Besitzes, Augusta in dem ihrer Mitgift so selig dasaßen, wie je ein hochadeliges Paar in der Notredame-Kirche, umringt von den Pairs des Reiches, blitzend in Gold und Juwelen, glänzend in Sammt und Seide. — Und was war denn sein Besitzthum? was denn ihre Mitgift?

Es war der Erbe, der alleinige, einer klafterhohen, drei und einen halben Schuh im Gevierte messenden, mit Stroh gedeckten hölzernen Hütte, die er indeß erst sein nennen konnte, nachdem er die Schulden seines jüngstverstorbenen Herrn Vaters, welche darauf hafteten, in der Branntweinschenke getilgt und selbe von dem berühmten M— des Augias (sein Herr Papa hatte die noble Gewohnheit, mit zwei Säuen in Compagnie zu wohnen) gesäubert hatte, welche Arbeit Herkules gewiß nicht hätte verrichten können, denn er würde einfach seine breiten Schultern nicht haben hineinzwängen können. So viel von seinem Erbe.

Was ihre Mitgift anbelangt, so war ihre Mutter zwar eine sehr redliche Person und sogar die Schwester eines vor vielen Jahren ehrlich verstorbenen Pfarrers, aber herzlich arm, so arm, daß nach Bezahlung der Begräbnißkosten, welche natürlich von der Hofmagd Augusta ausging, Nichts für die einzige aber unversorgte Tochter dablieb, als — ein großer, hoher, breiter, tiefer Kleiderschrank, welcher die Ehre hatte, von dem besagten Pfarrer, der da war ein Bruder ihrer selig verstorbenen Mutter, herzurühren und für ein Familienheiligthum zu gelten.

Ich habe schon einige Male das hocharistokratische Wort »Hof« dem Knechte und der Magd vorgesetzt, ohne zu sagen, was es eigentlich bedeute. Es ist ein sehr bedeutendes, das Lebensglück so manchen verliebten Paares entscheidendes Wort. So lange es heißt: Hans oder Georg ist bei dem oder jenem Bauer Knecht, so lange klingt es nicht in dem Beutel des Küsters, der sich auf den Opfergang freut; wird er aber Hofknecht, so ist das viel mehr, als wenn ein armer Justizrath den prächtigen Titel eines Hofraths bekommt, — und ist's ein Wunder? Seht nur einmal den Hofochsen an! Welche Würde! welch erhabener Stolz in seinem Gang, in seiner Haltung! welche Betonung in seinem Muh! — Alle Ochsen der Herrschaft Rosenthal sind nur — Ochsen gegen ihn! — Und was dann erst ein Hofknecht, eine Hofmagd gegen einen gewöhnlichen Knecht, eine Magd schlechtweg? Er oder sie ist von der Stunde an in herrschaftlichen Diensten, — erst kommt der Oberamtmann, dann der Actuar, dann der Schreiber, dann der Amtsdiener, dann der Schaffner, dann der Hofknecht und so fort.

Konrad war also Hofknecht, Augusta Hofmagd. Der große Moment war gekommen. Augusta's Mitgift, der Schrank, sollte in Konrad's Erbe, die Hütte, gebracht werden, denn so will es die Sitte. Der Schrank war im Hause eines Bauern einquartirt, der wegen seines Reichthums Augusta's Vertrauen besaß.

Arm in Arm ging das Paar hin. Er stieß sie in die Seite. Keines wollte mit der Sprache heraus, bis der pfiffige Michelsephe sie errieth und seinen Sonntagsstaat aus dem Schranke nahm, ohne ein Wort zu sagen. Und ohne ein Wort zu sprechen, packte nun Konrad oben an, sie unten — Beide waren aber über und über roth — und trugen den altehrwürdigen eichenen Hausrath mit einem leisen »Zahl's Gott!« zur Thüre hinaus. Gewiß blickte in dem Augenblick die Mutter selig und der Herr Pfarrer vom Himmel herab, wenn Petrus Nichts dagegen hatte. Sehr oft mußten sie niedersetzen und dann stemmten sie die Arme in die Seite und sahen einander verständnißinnig an. Ihr Blick schien zu sagen: Bin ich nicht reich? wie er so schwer ist! — Sein Blick hingegen sagte: Der Schrank ist schön und gut — aber meine Hütte, na, die ist mir auch lieb! — Viele erboten sich auf dem Wege, mittragen zu helfen; aber Alle wurden kurzweg mit einem »Dank' schön!« abgespeist — es sollten keine profanen Hände das Familienheiligthum berühren.

(Schluß folgt.)

Die Familie Bonaparte.

(Schluß.)

V. Lucian, vierter Bruder des Kaisers, 1775 geboren, schlug alle ihm von seinem Bruder angebotenen Würden aus, weil er sich nie von seiner zweiten Frau trennen wollte; nahm aber vom Papste den Titel Fürst von Canino an, und seit dem Sturze des Kaiserreichs haben er und die Seinigen sich stets als römische Fürsten betrachtet. Lucian starb am 30. Juni 1840 zu Viterbo. Aus seiner Ehe (1794) mit Fräulein Boyer (gestorben 1801) hatte er zwei Töchter: 1. Charlotte, geboren 1795, vermählt mit dem römischen Fürsten Gabrielli; nach dessen Tode in Rom wieder verehelicht; im Jahr 1808 begehrte sie der Infant Ferdinand von Spanien vom Kaiser zur Ehe; 2. Christine, geboren 1799, in erster Ehe mit dem Grafen von Posse, einem Schweden, in zweiter mit Lord Dudley Stuart vermählt. Sie lebt zu Rom. Lucian heirathete 1802 die Wittwe Jouberthon, die ihm 5 Söhne und 4 Töchter gab: 1. Karl Lucian, geboren zu Paris, 24. Mai 1803, 1815 prince Français, zuerst Fürst von Musignano, seit seines Vaters Tode Fürst von Canino, vermählt (1822) mit der ältesten Tochter Josephs. Er ist bekannt durch seine naturhistorischen Werke und Mitglied der vorzüglichsten Akademien in

Europa und Amerika. Er hat neun Kinder, die sämmtlich nach römischer Sitte den Titel Don Joseph, Don Lucian 2c. führen. Neuerdings liest man, daß drei derselben, Joseph, Lucian und Marie Bonaparte, Gemahlin des Grafen von Campello, nach Rom zurückgekehrt sind. Don Lucian, der bereits Diakon und Prälat ist, soll von Pius IX. die Priesterweihe und hohe Aemter an seinem Hofe zu erwarten haben. 2. Paul, geboren 1809, zweiter Sohn Lucians. Entfloh 1824 aus dem Jesuitenkloster nach Griechenland und wurde durch Zufall am Bord des von Lord Cochrane befehligten Schiffes getödtet. 3. Louis, geboren 1813. Widmete sich der Chemie und den modernen Sprachen. 4. Peter, geboren 1815, und 5. Anton, geboren 1816. Beide in politische Händel verwickelt, vom Papste amnestirt. Jener kehrte darauf nach Italien zurück, der Letztere ließ sich in Belgien nieder. 1848 und 1849 beide Mitglieder der Pariser Nationalversammlung. 6. Lätitia, geboren 1804, vermählt mit einem Irländer, Th. Wyse, englischen Gesandten in Athen. Sie lebt getrennt von ihrem Manne. 7. Johanna, geboren 1806, heirathete einen Italiener Honorati; starb 1817 zu Viterbo. 8. Maria, geboren 1818, mit Vincent Valentin von Canino seit 1836 vermählt, hat zwei Söhne und eine Tochter. 9. Constanze, geboren 1823, Aebtissin in Rom. Man sieht, dieser aus der Verschmelzung der beiden Linien Joseph und Lucian entstandene italienisch gewordene Zweig treibt zahlreiche Aeste.

Wir kommen nun zu den Schwestern des Kaisers Napoleon I.

VI. Elise, geboren 1777. Sie war eine Frau von festem Charakter und ungewöhnlichen Fähigkeiten, hatte 1797 Felix Baciocchi geheirathet, der nach der Reihe dadurch Piombino, Lucca und das Großherzogthum Toscana erhielt; sie starb 1820 zu Triest, ihr Gatte 1838 zu Bologna. Von ihren zwei Kindern zeichnete sich die Tochter, Napoleone, 1805 geboren, durch männliche Gesinnung und unternehmenden Geist aus. Dies scheint überhaupt eine Eigenschaft der weiblichen Mitglieder der Familie Bonaparte gewesen zu sein, selbst die schöne Pauline (s. unten) nicht ausgeschlossen. Sie war es, die 1831 ihren Cousin, den Herzog von Reichstadt, von Wien entführen wollte. Sie heirathete den Grafen Camerata; beider Sohn, Napoleon, durfte in Straßburg studiren. Ihr Bruder Friedrich starb jung zu Rom 1834 in Folge eines Pferdesturzes.

VII. Karoline, 1782 geboren, als Gattin Joachim Murat's (1800) Königin von Neapel. Durch Geist und Charakter ausgezeichnet, starb sie 1838 zu Florenz und hinterließ 2 Söhne und 2 Töchter. 1. Achilles, 1801 geboren, hat sich in den Vereinigten Staaten angesiedelt, erwarb sich eine Stellung in Florida, wurde Pflanzer und Advocat. Geistreich und redegewandt, hat er einige auch in's Deutsche übersetzte Werke über amerikanische Zustände geschrieben. Er heirathete eine Verwandte Washingtons, hat aber keine Kinder. 2. Lucian, geboren 1803, gleicht seinem Vater sehr im Aeußern und im Charakter. Er heirathete eine Amerikanerin und hat mehrere Kinder. Während der belgischen Revolution Oberster im belgischen Dienst, ging er dann nach Amerika zurück. 3. Lätitia, 1802 geboren, heirathete den Grafen Pepoli von Bologna und hat 3 Kinder. 4. Louise Karolina, geboren 1805, heirathete den Grafen Rasponi von Ravenna.

VIII. Pauline, geboren 1780; bekannt durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit. Sie heirathete in erster Ehe den General Leclerc, den sie nach St. Domingo begleitete. Sie pflegte ihren vom gelben Fieber ergriffenen Mann mit vielem Muthe und nahm seine Leiche mit nach Europa zurück. 1803 heirathete sie den Fürsten Borghese. Sie blieb ohne Kinder und starb 1825 zu Florenz.

Seitenlinien: I. Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, geboren 1781; heirathete 1805 die Tochter des Königs Maximilian von Bayern; Herzog von Leuchtenberg; starb 1824 in München. Prinz Eugen hatte 2 Söhne und 4 Töchter, durch welche das Haus Leuchtenberg mit einer Zahl europäischer Throne in Verbindung kam. 1. August, geboren 1810, heirathete 1835 die Königin Donna Maria da Gloria von Portugal und starb noch im selben Jahre zu Lissabon. 2. Maximilian, geboren 1817, vermählt 1839 mit der Großfürstin Marie, Tochter des Kaisers Nicolaus von Rußland. 3. Josephine, geboren 1807, heirathete 1823 den Prinzen Oscar, jetzigen König von Schweden (dessen Mutter eine Schwester der Gemahlin Josephs gewesen). 4. Eugenie,

1808 geboren, heirathete 1826 den Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen. 5. Amalie, geboren 1812, vermählt 1829 mit Don Pedro I., Kaiser von Brasilien. 6. Theodelinde, geboren 1814, vermählt mit Wilhelm Grafen von Württemberg.

Während dieser Zweig der Familie Beauharnais, nach dem Sturze des eigentlichen Hauses Bonaparte glücklicher als dieses, sich auch mit dem neuen Königshause Schwedens verband, ging eine andere Beauharnais mit dem vom schwedischen Throne entfernten Hause Wasa eine Verbindung ein. Stephanie Beauharnais, geboren 1789, die Nichte Josephinens, vom Kaiser adoptirt, vermählte sich 1806 mit dem Großherzog Karl von Baden. Ihre Tochter Louise, geboren 1811, vermählte sich 1830 mit dem Prinzen Gustav Wasa, Sohn des 1809 resignirten Königs Gustav IV.; ließ sich aber 1844 scheiden. Ein zweite Tochter, Josephine, geboren 1813, ist mit dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, eine dritte, Marie, mit dem Marquis Douglas, Sohn des Herzogs von Hamilton, vermählt. Zwei Söhne Stephaniens sind jung gestorben.

Scherzhafte Fragen und Antworten.

Fr. Welche Rosen werden auf dem Meere gezogen?
Antw. Die Matrosen.
Fr. Welche Blumen wachsen im tiefsten Schooße der Erde?
Antw. Die Schwefelblumen.
Fr. Welches Kraut ist für den Tod gewachsen?
Antw. Das Zündkraut.
Fr. Was für ein Insect wird ein dummer Mensch, wenn er in einen Keller fällt?
Antw. Ein Kelleresel (Assel).
Fr. Welche Arten von Tannen werden weder als Baumaterial, noch zu Brennholz benützt?
Antw. Die Lantanen und Unterthanen.
Fr. Auf welche Art könnte sich Fräulein Anna bei einem Gourmand am Sichersten beliebt machen?
Antw. Dadurch, wenn sie in's Wasser fiele; dann würde sie eine Ananas (Anna naß).

Verschiedenes.

Man sagt, daß der Krimfeldzug beiderseits mehr Menschenopfer gekostet habe, als man eingestehen will. Darauf erschien in London folgende Carricatur: An der Himmelsthüre melden sich zum Einlasse 50,000 Mann in rother englischer Uniform. Als der Himmelspförtner Petrus die übergroße Schaar erblickt, wird er unwillig und wirft die Himmelsthüre wieder zu, indem er sagt: Es sind ja nur 5000 angemeldet.

Ueber die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Civilehe wird auch in Preußen lebhaft debattirt. Solches geschah auch in Köln in einer Privatgesellschaft, in welcher Damen zugegen waren. Ein Fräulein, welches stillschweigend zugehört hatte, was sonst der Fehler der Frauenzimmer, namentlich in Heirathsangelegenheiten, nicht sein soll, wurde von einem Herrn gefragt, was sie dazu sage, ob sie für die Civilehe sei. Das Fräulein aber schüttelte beschämt das Köpfchen und sagte eingedenk des Herrn Lieutenant: „Ach nein, ich bin für die Militär-Ehe.“

(Aecht englisch!) „Es wünscht Jemand“, heißt es in einer Ankündigung der „Times“, „gegen Bezahlung eine Nacht in einem Hause, wo es spuckt, zuzubringen.“

Dreisilbige Charade.

1. Silbe.

Bald trüb, bald klar, bald groß und klein,
So wird die erste Silbe sein.
Vom Anfang bis zum Ende
Erspart sie Menschenhände.

2. und 3. Silbe.

Die letzten siehst du öfters geh'n,
Doch fehlen Knochen, Fleisch und Zeh'n.
Sie fürchten nicht die Zähne
Der wildesten Hyäne.

Das Ganze.

Willst du nur zu der ersten geh'n,
Dann wirst du oft das Ganze seh'n.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 78. Samstag, den 28. Juni **1856.**

Verzage nicht!

Verzage nicht!
Wenn auch des Kummers Sorgenlast
Dein Herze ernst und traurig stimmt,
Wie von des Lebens Sturm erfaßt,
Das Schicksal dir das Liebste nimmt —
Doch immer strahlt der Hoffnung Licht:
Vertrau' auf Gott — verzage nicht!

Verzage nicht!
Hat auch dein Schicksal schonungslos
Dir manchen schönen Traum zerstört —
Dir lacht doch noch ein beff'res Loos,
Wenn's auch der Zukunft angehört,
Hell strahlt der Hoffnung Zauberlicht:
Vertrau auf Gott — verzage nicht!

Verzage nicht!
Ward dein Vertrauen auch mißbraucht,
Gebrochen was man dir versprach,
Und wie von Falschheit angehaucht
Getrübt dir mancher heitre Tag —
Laß' strahlen hell des Glaubens Licht:
Vertrau' auf Gott — verzage nicht!

Verzage nicht!
Schmerzt auch des Herzens Wunde sehr,
Und blickt dein Auge trüb und matt,
Erfaßt die Brust dir's immer mehr
Verzweiflungsvoll und lebenssatt —
Dir leuchte doch der Hoffnung Licht,
Vertrau' auf Gott — verzage nicht!

Verzage nicht!
Und meinst da dich auch ganz allein,
Des besten Freundes dich beraubt —
Ein Herz wird dir doch immer sein,
Das treu an deine Liebe glaubt;
Und lauter dann die Liebe spricht:
Vertrau' auf Gott — verzage nicht!

Verzage nicht!
Was auch dein Herze schwer verletzt,
Die beste Absicht wohl verkannt,
So tröste dich — es wird zuletzt
Dein Recht doch immer noch erkannt.
Ein Herz schlägt noch, das Trost dir spricht:
Vertrau' auf Gott — verzage nicht!

Verzage nicht!
Was dir das Leben Bitt'res bringt —
Und ist es auch der Thränen werth —
So fasse dich — und seh', es winkt
Der Trost dir, den du lang entbehrt,
Der wie des Himmels Stimme spricht:
Vertrau' auf Gott — verzage nicht!

Der Schrank.

(Schluß.)

Endlich sind sie an der Hütte angelangt.

Konrad und Augusta stehen einander gegenüber. Ebenso Hütte und Schrank. Große Pause.

Zum letzten Male wird das Riesenmöbel angefaßt und der wie erschrocken aussehenden Hütte genähert; weit auf wird die Thür gerissen und der Schrank der Länge nach — hineingeschoben? O nein! welch ein Unglück! Will er nicht? will sie nicht? Beide wollen nicht; er ist zu corpulent, sie ist zu schmal.

Der Schrank wird gestürzt und gestürzt — alle Rippen krachen, er will nicht hineingehen! Der Schweiß rinnt von der Stirne des Paares; sie fürchten sich einander anzusehen, ihre Herzen pochen gewaltig. Warum ist er auch so groß? denkt sie und schneidet eine Miene, als wolle sie dem Schrank in's Gewissen reden. Warum ist sie auch so schmal? denkt er und versetzt seiner unschuldigen Thür einige Ohr-

feigen. Endlich platzt ihm ein „Himmelsakrment“ heraus.

Sie fängt an zu weinen. Er sagt: „Wein' Du noch!“ — Sie sagt: „Schimpf' Du noch!“

Er sagt hitziger: „Da ist nur Dein dummer Schrank schuld!“ — Sie jammert noch lauter: „Nein, die schmale Thür Deiner kleinen Hütte ist schuld!“

„Du hast eine schöne Mitgabe!“ spottet er. — „Du ein schönes Erbe!“ höhnt sie.

„Prächtige Mutter das!“ schreit Konrad. — „Laß mir meine Mutter ungescholten!“ weint sie. „Dein Vater war der rechte!“

Schon kamen die Vorübergehenden herzu und belustigten sich an dem Zanke der Verlobten.

Der Eine sagte, sie sollten die Hütte in den Schrank tragen, statt den Schrank in die Hütte! Diesen Witz beantwortete Konrad mit einem derben Faustschlag; seine Ehre war gekränkt. — Ein Anderer meinte, sie sollten mit dem Schranke feuern. — Ein Dritter rieth, von dem Möbel ein Stück abzusägen. Der Letzte hatte Augusta am Tiefsten verwundet, denn sie warf ihm einen grimmigen Blick zu — verbrennen ist nicht so arg als verstümmeln!

Unbewußt hatte sich das verstimmte Paar aus Müdigkeit auf den Schrank niedergelassen und traurig saßen sie da, den Kopf in die Hand gestemmt, wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem. Guter Rath war theuer. Der Andrang ward immer größer, der Lärm immer toller, Konrad's Aerger und Augusta's Verzweiflung stiegen immer mehr.

Da erwachte ein großer Gedanke in dem weiblichen Herzen. Sie stand auf und sagte: „Gott will's nicht, Konrad. Hilf mir den Schrank zurücktragen zum Michelsephe!“

„Wir sollen nicht heuern?“ fragt er erschrocken und Leichenblässe bedeckt plötzlich sein Gesicht.

„Du siehst's ja!“ sagt sie in resignirter Verzweiflung und legt Hand an den Schrank.

Konrad aber spricht kein Wort, sondern wirft sich der Länge nach hin auf den Schrank, wie der Krieger sich sterbend auf seinen Schild wirft, und schluchzt laut; seine heißen Thränen strömten an dem Schranke hinab, als wollten sie ein Stück von ihm wegschwemmen.

Das rührte Augusta und sie sprach ihm Trost zu; Konrad aber wandte sein Gesicht nicht um und weinte fort in den Schrank hinein.

Da entstand plötzlich unter der umstehenden Menge ein Gemurmel, die Köpfe Aller drehten sich um — ein Greis von ehrwürdigem Aussehen kam majestätischen Ganges heran; die Menge theilte sich, die Häupter entblößten sich, hie und da küßte ein Weib das Kleid des Herrn, welcher verwundert die Leute ansah, bis er den Schrank mit dem Konrad darauf als den Mittelpunkt der ganzen Scene erkannte.

„Was hat's da?“ fragte er freundlich einen Handwerker.

„Excellenz“, antwortete dieser, „die Beiden da wollen heuern; ihm gehört die Hütte da, ihr der Schrank. Der Schrank ist für die Hütte zu groß, oder die Hütte ist für den Schrank zu klein, wie Eure Excellenz belieben, und da wird Nichts aus der Hochzeit.“

„Wird Nichts!“ stutzte mit Lächeln der Graf. „Ja warum wird Nichts?“

„Nu, weil der Schrank nicht 'neingeht; der ist von ihrer Mutter Bruder, der Pfarrer war, Gott hab' sie allebeid' selig — Ew. Excellenz zu dienen!“

„Und die Hütte?“

„Stammt von seinem Vater, Excellenz; freilich ein wenig klein und enge — weiland ein Stall, Excellenz!“

„Und wer seid denn Ihr?“ wendete sich der Graf an die Beiden, welche sich mittlerweile aufgerichtet und Hand in Hand vor den Schrank hinpostirt hatten.

„Hofleute Eurer Excellenz — ich Hofknecht seit drei Wochen und drei Tagen, sie Hofmagd, 's wird gerade ein Monat sein.“

„Und Ihr habt Euch lieb?“

„Von Herzen.“

„Nun, und der Schrank?“

„Geht nicht in die Hütte.“

„Drum wird Nichts aus der Hochzeit?“

„Ach nein!“

Der Graf lachte herzlich.

„Gibt's denn gar kein Mittel?“

„Ja, wenn man eins wüßt'!“

„Nun, mir fällt eben eins ein.“

Alle spitzten die Ohren.

„Wesel!“ rief der Greis.

Der Oberamtmann trat vor.

„Wesel, laßt den ehrlichen Leutchen da ein Häuschen bauen, daß sie drin bequem leben

können, versteht sich, mit etlichen Kinderchen und — nota bene — dem Schrank!«

Und so geschah es. Der Schrank hatte ein Häuschen geboren und ist doch nicht schmäler geworden.

Landwirthschaftliches.

Von Seite des k. Staatsministeriums des Innern ist, wie die »N. Münchn. Ztg.« schreibt, in den jüngsten Tagen eine Verfügung ergangen, welche das Vertilgen der Feldmäuse durch Ausstreuen von Arsenik oder sonstigen Giftstoffen wiederholt auf das Strengste untersagt. Sowohl der Obermedicinal-Ausschuß wie das Generalcomite des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern haben sich gegen diese Vertilgungsmethode entschieden ausgesprochen und letzteres ist bemüht gewesen, geeignete, der Gesundheit unschädliche Vertilgungsarten bekannt zu geben. Wir beeilen uns, die Vorschläge des Generalcomite's in Nachfolgendem zur allgemeinsten Kenntniß zu bringen. Sie bestehen in Folgendem:

»1) Die Schonung der mäusefressenden Thiere, was nicht nur ganz kostenfrei und mühelos, sondern auch das wirksamste Präservativmittel gegen den Mäusefraß ist. Möge es gelingen, diesen höchst nützlichen Thieren den längst verdienten Schutz zu gewinnen! Es wäre unvernünftig genug, wenn von Seiten der Landgemeinden Jagdpachtverträge zum Abschluß kommen sollten, wo nicht wenigstens folgende Mäusefresser in Schutz genommen sind, als Katzen, Wiesel, Igel und, wo es wegen der Geflügelzucht zuläßig ist, auch die Füchse, dann die verschiedenen Krähenarten und Mäusegeier, ferner die Nachtraubvögel, namentlich die Käutze und Ohreulen; aber insbesondere die Schleiereulen leisten hier die wichtigsten Dienste.

»2) Durch Verminderung und Cultivirung der in vielen Gegenden noch zahlreichen Feldraine und Oedungen zwischen den Ackerländern mittels der Zusammenlegung der einzelnen Parzellen (Arrondirung) wird zur Verminderung der Feldmäuse sehr viel beigetragen, indem hiedurch die meisten ihrer zuträglichen warmen Winterwohnungen zerstört werden. Das Zusammenlegen der zerstreuten Ackerparzellen zahlt sich ohnedies ungemein reichlich und somit ist die hiedurch erzielte Mäuseverminderung eine Gratiszugabe.

»3) Das Ersticken der Feldmäuse durch Rauch ist zwar schon seit Langem in Anwendung, hat aber erst in der neuen Zeit durch einen neuerfundenen und vollkommen entsprechenden Apparat (Zinker's Wühlervertilger) einen Vorschub erhalten, welcher uns veranlaßt, diese Vertilgungsmethode primär zu empfehlen. Wir haben die Ueberzeugung, daß er sicher und schnell wirkt, und dadurch die Möglichkeit gegeben ist, diese Landplage gänzlich zu beseitigen, wenn er überall unverzüglich da in Anwendung gebracht würde, wo sich Mäuse finden, denn keiner Maus wird es gelingen, bei zweckentsprechender Anwendung dem sichern Tod zu entgehen, und überdies ist diese Methode ungleich weniger kostspielig gegen andere, weil die Bedienung des Apparates nach Verhältniß der Leistungen gering ist, derselbe lange Jahre Dienst leistet und außerdem keine oder doch nur geringe Auslagen veranlaßt.

»4) Durch Fangen der Feldmäuse: a) mittels der Lochfallen, b) mittels der Anwendung des Erdbohrers, c) mittels eingesenkter Töpfe in die Erde. Alle diese drei Fangmethoden sind bekannt, praktisch und erfolgreich, jedoch ist eine gänzliche Reinfegung hiedurch unmöglich, indem die Mäuse nach und nach die drohende Gefahr kennen lernen und nicht mehr in die Falle gehen.«

Als die beste Art der Vertilgung der Feldmäuse ist sonach die Erstickung derselben mittels Rauch zu bezeichnen, und hier dürfte es zunächst die Aufgabe der landwirthschaftlichen Distriktsvereine sein, die nöthigen Einleitungen zu treffen, daß der bezügliche Apparat zur Anwendung des Rauches recht bald und allgemein unter den Oeconomen eingeführt werde, zumal diese Vertilgungsart die, wie bereits gesagt, nachdrücklichste, zugleich aber auch wohlfeilste ist.

Lebensphilosophie.

Dienstfertig ist nur Der zu nennen,
Deß Absicht wir für rein erkennen;
Der nicht verlangt, daß man ihn ehrt,
Und weder Dank noch Lohn für seinen Dienst begehrt.
Doch wer vor Eifer scheint zu brennen,

Und dennoch auf geheimer Spur
Sucht irgend eine Lust zu stillen
Und seinen Beutel anzufüllen,
Der dient — sich selber nur.

Verschiedenes.

(Ein Warschauer Ehepaar, oder: In Polen darf man sich selbst im Schlaf in Acht nehmen.)

Frau. Holla! Stanislaus! wach' doch auf.

Mann. Na, was ist's denn!

Frau. Du hast geträumt! Willst Du uns unglücklich machen?

Mann. Wie so denn?

Frau. Hast Du nicht gehört, was der Kaiser gesagt hat?

Mann. Na, und was denn?

Frau. Die Polen sollen sich keinen Träumereien hingeben, sonst kommt die Strafe.

Mann. Ah so! Na, weck' mich halt, wenn Du glaubst, daß ich mich compromittiren könnte.

Maxl. Du, zwischen Europa und Amerika ist jetzt eine ganz neue Verbindung hergestellt. Rath' einmal!

Sepperl. Na, wird etwa hinüber geflogen?

Maxl. Im Gegentheil, hinübergeritten. Und zwar ist der General Washington der Erste, der zu Pferd von Europa nach Amerika kommt.

Sepperl. Also warst Du draußen in der Erzgießerei? Nun, was macht der Washington für einen Eindruck?

Maxl. Famos.

Sepperl. So einen wenn die Italiener hätten!

Maxl. O mein Gott, da ist kein D'randenken. Der Inspector Müller hat mir's selber g'sagt: Der Befreier Italiens ist noch nicht gegossen.

(Cigarren für Werktagsschüler.) Wie unter den Werktagsschülern an manchen Orten der Pfalz, so scheint auch bei deren Collegen in Holland das Cigarrenrauchen recht beliebt zu werden. Der Cigarrenfabrikant Tomsen in Amsterdam kündigte deßwegen in dem dort erscheinenden Handelsblatte Nachfolgendes an: „Da es sich gezeigt hat, daß jetzt auch schon die kleinen Jungen Cigarren zu rauchen wünschen, so habe ich in meiner Fabrik ganz vorzüglich feine für das zarte Alter erfunden. Die Eltern können ganz unbesorgt sein, wenn ihre Knaben solche nach Hause bringen. Sie werden wie die gewöhnlichen geraucht, nur daß diese Cigarren die Eigenschaft haben, den dummen Jungen dergestalt die Lippen anschwellen zu machen, daß sie gewiß in Jahr und Tag nicht wieder an's Rauchen denken sollen. Diese Cigarren sind übrigens beispiellos billig, — denn sie kosten Nichts. Man bittet um Zuspruch.“ — Sollten da und dort in der Pfalz die Eltern nicht zusprechen wollen, so geschehe es von den Herren Lehrern, die diese Art Cigarren (= Maulschellen) ebenfalls umsonst geben werden.

In einem französischen Dorfe, St. Crepin, wurde am 27. Mai eine Hochzeit gehalten, die ihrer Großartigkeit wegen erwähnt zu werden verdient. Der Vater der Braut, ein Bürgermeister, hatte dazu 500 Personen geladen. Diese verzehrten: 2 fette Ochsen, 6 Kälber, ein ungeheures Schwein, 12 Hämmel, 20 Lämmer, 25 Truthennen, 120 Enten, 30 Hasen, 140 Stück verschiedenes Geflügel. Ein zweispänniger Wagen hatte das Brod herbeigeführt. Endlich vervollständigte ein Monster-Kuchen das Mahl, ohne das Dessert zu rechnen. In 4 verschiedenen Häusern wurde getanzt.

Ein Freischärler war wieder zum Kaufmannsstande, seinem eigentlichen Berufe zurückgekehrt und stand in der Schweiz hinter dem Ladentische, wo er mit einer Käuferin folgendes Gespräch führte. Er: „Nehmen Sie dunkelroth, Madame, das ist echt, wie die Republik.“ — Sie: „Ach nein! Geben Sie mir lieber königsblau; 's hält besser.“

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 77:

Bachstelze.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 79. Dienstag, den 1. Juli **1856.**

Welt und Leben.

Von Karl Hartmann.

1.

O spielend Kind — wie ist dein Glück zu preisen!
Leicht hüpfst und tändelst du durch's Leben hin,
Und in der Jugend frohbewegten Kreisen
Wie tobt und lärmt dein kindlich wilder Sinn!
Noch lockt dein Auge bunter Tand und Flimmer,
Du fühlst im neuen Kleide dich entzückt,
Laut jubelst du beim Weihnachts-Kerzenschimmer, —
O spielend Kind — wie leicht bist du beglückt!

Noch schützt und schirmt dein junges, zartes Leben
Der theuern Eltern liebevolle Hut,
Und all ihr Hoffen, all ihr Thun und Streben
Gilt deiner Wohlfahrt — ihrem höchsten Gut!
Die Mutter leitet deine ersten Schritte,
Sie wiegt in Schlummer dich auf ihrem Schooß;
Der Vater lehrt dich Tugend, Recht und Sitte —
O spielend Kind — wie glücklich ist dein Loos!

2.

Sei mir gegrüßt, du schönes Leben,
Du Leben voller Lieb' und Lust! —
So ruft mit süßem, sel'gem Beben
Der Jüngling aus mit froher Brust.
Und er verläßt der Kindheit Räume,
Verläßt das theure Vaterhaus,
Denn hoffnungsreiche, holde Träume,
Sie locken ihn zur Welt hinaus —
Hinaus mit sehnendem Verlangen
Nun Welt und Leben zu empfangen!

Du schöne Welt! — vor seinem Blicke
Liegst du, ein rosig Zauberbild,
Indeß bestrahlt vom reinsten Glücke
Das Leben lächelt hold und mild;
Groß ist sein Hoffen und Verlangen,
Oft träumerisch der Wünsche Ziel,
Doch kennt er nicht ein ängstlich Bangen,
Es dünkt ihm Alles leichtes Spiel.
Denn vor der Phantasie entfalten
Sich ihm die lieblichsten Gestalten!

Sein Herz durchglüht ein muthig Wagen
Und seinen Sinn ein froher Muth;
Ihm gilt Genuß nur — nicht Entsagen
In süß berauschter Lebensfluth.
Und überall wähnt zu erschließen
Er sich den holden Jünglingstraum,
Ja, bis zum Himmel sieht er sprießen
Den reich geschmückten Lebensbaum,
Der sonder Müh' und ohne Ringen
Die schönsten Früchte ihm soll bringen!

3.

Wer ist's, der mit des Frühroths Helle
Bis zu dem Abend-Dämmerschein
So frisch an Händen pflegt zu sein
Auf offnem Markt, — in enger Zelle? —
Es ist der Mann voll Willenskraft.
Ha! wie er rastlos wirkt und schafft!
Das Wohl der Seinen zu begründen —
Darf nutzlos keine Stunde schwinden!

Doch ach, das süßgeträumte Leben, —
Wie ist es ernst, — wie ist es schwer!
Es gleicht dem sturmbewegten Meer,
Von Fels und Brandung rings umgeben. —
Doch nimmer sank des Braven Muth,
Obgleich des Schicksals wilde Fluth
Gar oft gedroht, — ob seinem Ringen, —
Den kühnen Weltmann zu verschlingen!

Wo seid ihr hin, ihr Luftgestalten,
Die ihm die Phantasie einst schuf?

Ach, mit der Zeiten ernstem Ruf
  Zerstoben sie in ihrem Walten!
Von all dem süß erträumten Glück
Blieb ihm dem Manne, nur ein Blick,
  Der offne Blick für Welt und Leben,
  Ein fester Muth, ein rastlos Streben!

4.

Der Wand'rer, der auf Bergeshöhen
  Oftmals noch schaut zurück in's Thal,
Das er durchzog ob Sturmes Wehen,
  Ob Blumenduft und Sonnenstrahl,
Ihm gleicht der lebensmüde Greis,
  Die Wange fahl, die Locke weiß,
Indeß sein stets noch frischer Geist
Des Lebens Jahre oft durchkreist.

Fern liegt der Kindheit gold'ne Zeit
  Und fern des Jünglings süßes Hoffen,
Des Mannes rege Thätigkeit, — —
  Das Leben, ja, es liegt nun offen,
Liegt offen ihm und unverhüllt:
Ein wechselvolles Farbenbild. —

Ach, manches Blümlein hold und zart
  Ist ihm im Lebensthal entsprossen;
Er hat auf seiner Pilgerfahrt
  Geliebt, gelebt — er hat genossen!
Es hat das Glück ihm oft gelacht,
Mit lieben Gabrn ihn bedacht,
  Es hat manch edles Herz geschlagen
  Ihm durch des Lebens Wandertagen.
Doch leider waren Glück und Freud'
Ach, — nimmer von Beständigkeit.

Der Zeiten Sturm, — er hat gar oft
  Getrübt des Lebens heit're Stunden,
Er hat dem Wand'rer unverhofft
  Geschlagen, ach! die tiefsten Wunden.
Manch kummervolle, schwere Nacht
Hat feuchten Aug's er zugebracht,
  Das Theuerste, was er erkoren,
  Es sank dahin, — für ihn verloren!
Ihm blieb von all dem Erden-Glück —
Die Thräne nur im trüben Blick!
Ja, Wand'rer auf des Lebens Höhen,
  Dein Ziel, — du hast es bald erreicht;
Des Winters Stürme, — ha, sie wehen, —
  Bald wird ein Grab dir — kühl und leicht! —

Politik und Liebe.

Historische Novelle aus dem achtzehnten Jahrhundert.
(Aus dem „Sammler".)

I. Die Wette.

Das Theater zu Drurylane war zu Ende. Miß Robinson hatte als Perdita im Shakespear'schen Wintermärchen heut' Abend wieder einen ihrer herrlichsten Triumphe gefeiert und kehrte jetzt erschöpft und abgespannt in ihre glänzende Wohnung zurück.

Nelly, ihre Kammerzofe, hatte das Heranrollen ihres Wagens vernommen und erwartete ihre Herrin mit dem silbernen Armleuchter in der Hand am Fuß der mit reichen Teppichen belegten Treppe.

Miß Robinson, noch im glänzenden Costüm ihrer Rolle, über das sie ein leichtes schwarzes Spitzenmäntelchen geworfen hatte, schlüpfte eilig die Stufen hinauf, aber indem sie es that, wandte sie ihr Antlitz mit einem angstvollen, entsetzten Blick rückwärts, und ihre leuchtenden Augen schienen in der Dunkelheit nach einem gefürchteten Gegenstand zu suchen. Schweigend folgte sie alsdann der voranleuchtenden Dienerin bis in diesen glänzenden, mit allem Comfort und Luxus des Reichthums ausgestatteten Salon. Aber hier blieb sie stehen und mit einer heftigen Bewegung das Mantelet abwerfend, wandte sie sich ihrer Zofe zu.

„Ich will allein sein", sagte sie, „hörst Du, ganz allein! Du öffnest nicht, wenn man klopft, oder Du öffnest erst, nachdem Du nach dem Namen gefragt hast. Nur die Herren, die ich zum Souper geladen, werden eingelassen, und Du führst sie sogleich in den Speisesaal. Aber keinen Fremden läßt Du ein, unter welchem Namen, welchem Titel er auch immer sich Dir nennen möge."

„Soll ich auch den Lord nicht einlassen?" fragte Nelly mit einem schlauen Lächeln.

„O, der Lord hat, wie immer, freien Zutritt!" rief Miß Robinson. „Jetzt geh'!"

Nelly ging hinaus und Perdita war jetzt allein! Allein, um zu träumen, um sich die Triumphe des heutigen Abends noch ein Mal zu wiederholen, durch die Erinnerung alle die Entzückungen desselben noch ein Mal zu empfinden. Sie ließ sich leise in einen Lehnstuhl niedergleiten, ihre großen glühenden Augen

starrten mit einem schwärmerischen Ausdruck in das Leere, ein wunderbares glückliches Lächeln umspielte ihre vollen, purpurnen Lippen.

„O“, flüsterte sie leise, und ihre Stimme klang wie Musik so schmelzend und weich, „ach, welch ein wunderbarer, berauschender und zauberischer Abend dies war! Dieses ganze angefüllte Haus, welches in Jubel ausbrach, als ich die Bühne betrat, welches mich überschüttete mit Kränzen, mit Blumen und Sinngedichten, welches, je tiefer ich mich verneigte, desto lauter und entzückter rief: „Es lebe Perdita! Es lebe die schöne Robinson!“ — Und da, dicht neben der Bühne in der kleinen Loge saß der Prinz von Wales!“ — Und indem Miß Robinson seinen Namen flüsterte, überzog ein tiefes Roth ihre Wangen, und sie schauderte, wie von einem Schwindel erfaßt, in sich zusammen.

„Mit welchen Blicken er mich anschaute“, fuhr sie athemlos fort, „wie er mich grüßte mit seinem Lächeln, mit dem Winken seiner Hand! Wie er vom Herzog von York das Glas Wasser annahm, da nickte er mir zu und schien es auf meine Gesundheit zu trinken! Das ganze volle-Haus war Zeuge meines Triumphes und brach auf's Neue in Jubel aus und rief: Es lebe Perdita! Es lebe der Prinz von Wales! (Diese Scene ist historisch.) — Eine unbeschreibliche lange Scham kam über mich und ließ meinen Blick rettungsuchend im Hause umherschweifen! Da drüben in seiner vergoldeten Loge, da saß Pi[illegible]! Oh, ich hätte ihn rufen, ich hätte die Arme nach ihm ausstrecken und schreien mögen: Komm zu mir her! Ich bin in Gefahr! Du bist in Gefahr! Denn des Prinzen Blicke umspinnen mich wie mit einem Zaubernetz! Komm und rette Dir Deine Perdita! Er ahnte Nichts von meiner Angst. Er saß kalt und lächelnd wie immer da! Er stand nicht am Ausgang, als ich das Haus verließ und in meinen Wagen stieg! Er nicht! Aber wer war es?“ fuhr sie heftiger und athemloser fort. „Wer war diese dunkle, verhüllte Gestalt, welche mich erwartete und unter der Kapuze des Mantels hervor mit brennenden Blicken mich anstarrte? Wer war es, den ich an der Thür meines Hauses wiederfand, als der Wagen hielt, der mir die Hand bot und fast mit Gewalt in mein Haus dringen wollte, bis mein ernstes Wort ihn verscheuchte?“

„Wer war dieser kühne Mann?“ fragte sie in ihrer Erregung ganz laut.

„Ich war es, allerschönste Perdita!“ rief eine Stimme hinter ihr.

Miß Robinson stieß einen Schrei aus, wandte sich hastig um, dieser hohen männlichen Gestalt zu, die da durch die geöffneten Thüren des Balkons in den Saal getreten war und schon eine Zeit lang dem Zwiegespräch Perdita's zugehört hatte.

„Der Prinz von Wales!“ rief Perdita erschauernd.

„Ja“, sagte er, indem er sich ihr näherte und ihre Hand nahm, „ja, der arme Prinz von Wales will der Königin der Schönheit seine Huldigung darbringen! Man verweigerte mir an der Thür den Einlaß! Nun, so bin ich durch den Garten gegangen und über den Balkon gestiegen!“

„Ueber den Balkon, und es ist heller Mondschein“, rief Perdita entsetzt. „Jedermann kann Sie gesehen haben!“

„Jedermann wird begreifen, daß jeder Mann für die schöne Perdita eine Liebe empfindet, die ihn der Mauern und Balkons nicht achten läßt!“

„O, Sie nennen das Liebe, Prinz“, fragte Miß Robinson zürnend, „Liebe, wenn Sie ein ganzes, staunendes Publikum zum Zeugen Ihrer Gunst und mich zur Zielscheibe des Spottes machen, wie Sie es heute gethan?“

Der Prinz blickte die schöne Zürnende mit so brennenden Blicken an, daß sie beschämt die Augen niederschlug.

„Verzeihung, Perdita“, sagte er mit jenem sanften, verführerischen Ton, welcher ihm schon so oft die Frauenherzen verlockt hatte, „Verzeihung! Ich dachte nicht an das Publikum, ich sah nur Sie! Die Liebe hat mich toll gemacht, mein Gehirn war vom Sonnenstich getroffen, den Ihre Augen mir entzündeten. Verzeihung, meine glänzend schöne Sonne, daß ich komme, um von Ihnen, welche mich krank macht, auch die Heilung zu erflehen!“

Er neigte sich über ihre Hand, die er noch immer in der seinen hielt, und preßte seine glühenden Lippen auf dieselbe. Aber Perdita entzog ihm hastig ihre Hand und brach in ein helles, fröhliches Lachen aus.

„Wie oft, Hoheit“, fragte sie, „wie oft waren Sie schon krank, und wie oft sind Sie schon genesen?“

„Fragen Sie mich das nicht“, sagte er seufzend. „Jede neue Liebe ist ein Grab, in welchem man die vorige Liebe einsargt. Das Herz bleibt immer jungfräulich, und meines, Perdita, widmet Ihnen also heute die Erstlinge seiner Gluthen! O, Perdita, es ist wieder Frühling in meinem Herzen, und wir wollen uns Beide berauschen lassen von diesem Blüthenduft, der mein ganzes Dasein mit himmlischer Begeisterung durchhaucht!“

Er breitete die Arme aus und wollte Perdita mit leidenschaftlicher Gewalt an sein Herz ziehen. Sie indessen wehrte ihn heftig von sich und trat erglühend zurück.

„Jetzt ist es genug, Hoheit“, sagte sie stolz. „Ich war nachsichtig und willfährig genug, auf Ihren Scherz einzugehen, der Ernst beleidigt mich!“

„Aber meine Liebe ist kein Scherz“, rief er heftig, „sie ist Ernst, heiliger Ernst!“

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wie man oft Perlen und Gold in schlichtem und armem Geräthe
Gegen Gefahren und Raub sicher verbirgt und bewahrt;
So wohnt heiterer Sinn und stille zufriedene Freude
In dem umfangenden Schutz armer Geborgenheit oft.

Suche, willst du glücklich frei'n,
Nicht, wie tausend Thoren,
Nur mit deinen Augen — nein!
Auch mit deinen Ohren.

Verschiedenes.

Man erzählt, daß ein Bauer bei einem Goldschmiede in Köln fünf goldene Eßlöffel, das Stück zu 80 Thaler an Werth, fertigen und mit seinem Namen bezeichnen ließ. Anfangs, fügt man hinzu, habe der Goldarbeiter die Sache nur als Scherz behandelt, als er aber den Ernst und die Zahlfähigkeit des Mannes eingesehen, habe er demselben willfahrt. Auf die Frage: wofür die Löffel bestimmt seien und weßhalb er gerade fünf wolle, entgegnete er, weil er gerade fünf Söhne habe und jedem ein passendes Andenken an das, für den Bauern so heilbringende Jahr 1855 zurücklassen wolle.

(Eine diplomatische Anecdote.) Der türkische Großvezier Aali Pascha ist der Held einer Anecdote, die in den Pariser Salons viel Effect macht. Als es sich darum handelte, das diplomatische Corps dem kaiserlichen Prinzen vorzustellen, war der Bevollmächtigte der hohen Pforte, der ein einfacher Mann und weniger in die Fragen des Ceremoniells, als in die der Politik eingeweiht ist, sehr verlegen darüber, was er bei der Gelegenheit thun oder sagen sollte. Er besprach sich mit Mahomed Djemil, dem residirenden Gesandten, darüber. Aber dieser wußte nicht mehr wie Aali Pascha selber. Nachdem sie die Frage discret und naiv unter sich verhandelt, faßten sie einen dem Anscheine nach klugen und schicklichen Beschluß. „Wir brauchen nicht als die Ersten zu passiren, meinten sie; wir werden sehen, was Diejenigen, die uns vorausgehen, thun und sagen werden, und uns nach ihrem Beispiel richten.“ Aali Pascha ist in seiner Eigenschaft als Großvezier Hoheit. Bei diesem Titel fand er sich als der Zweite in der Ordnung der Vorzustellenden. Der päpstliche Nuntius war der Erste. Als der Nuntius vor der Wiege passirte, ertheilte er seinen Segen. Aali Pascha, ihm folgend und getreu Dem, was er mit Mahomed Djemil abgesprochen, machte es wie der Nuntius und ertheilte gleichfalls seinen Segen.

Räthsel.

Entsteht durch die Erste die Zweit',
So fühlest du Schmerzen und Leid;
Es bringet Gefahren und Noth
Und oft sogar auch den Tod.

So grausam man auch das Ganze meint,
Erfreuet es Viele, wenn es erscheint.
In ihrem hohen Glanze
Zeigt dir's die Kunst, das Ganze.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 80. Donnerstag, den 3. Juli **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Heiliger Ernst!“ wiederholte Perdita. „O, wie sehr müssen Sie mich verachten, Prinz, wenn Sie mich im Ernst an Ihre Liebe glauben machen wollen! Eine unübersteigliche Kluft liegt zwischen Ihnen und mir, und ich wäre das unglückseligste Geschöpf, wenn ich es wagen wollte, sie zu überschreiten!“

„O“, sagte er mit einem bittern Lachen, „das ist also wieder eines der traurigen Vorrechte meines Standes! Sie schrecken vor mir zurück, Sie können mich nicht lieben, weil ich das Unglück habe, der Prinz von Wales zu sein!“

„Nein, Hoheit, wenn ich Sie liebte, könnte ich vergessen, daß Sie der Prinz von Wales sind! Aber nimmermehr dürfte ich vergessen, daß Sie verheirathet sind!“

„Verheirathet!“ rief der Prinz, und sein schönes, wechselvolles Gesicht, welches vorher trübe und melancholisch gewesen, nahm jetzt wieder seinen stolzen, übermüthigen Ausdruck an. „O, Sie wissen also auch schon von dieser Unbesonnenheit, welche eine romantische Liebe mich begehen ließ? Nun ja, ich bin verheirathet, aber das hindert nicht, eine Andere zu lieben!“

„Wenn das Sie nicht hindert, Prinz“, rief Perdita erglühend, „so hindert es mich! Ich liebe einen Andern!“

„Ich weiß nur, Perdita, daß ich von Ihnen geliebt sein will, verstehen Sie mich wohl, Miß, ich will geliebt sein! Ich will Sie zwingen, mir dieses stolze Herz zu Füßen zu legen! Ja, ich wage mehr! Ich wage zu sagen, daß, ehe ein Monat vergeht, die stolze Miß Robinson um meinetwillen alles Andere, was sie liebt, aufgegeben und verlassen haben soll, um mir zu folgen. Wenn ein Mann eine Sache ernstlich will, so erreicht er sie! Ich biete Ihnen eine Wette an: in einem Monat lieben Sie mich!“

„Wahrlich, das ist eine so unerhörte, so seltsame Behauptung, daß ich kaum weiß, ob ich darüber lachen, oder zürnen soll.“

„Sagen Sie vor allen Dingen, nehmen Sie meine Wette an?“

Miß Robinson antwortete nicht sogleich. Sie schaute mit einem seltsamen, halb stolzen, halb spöttischen Ausdruck in das schöne, glühende Antlitz des Prinzen, dessen Augen mit verzehrendem Feuer auf ihr ruhten.

„Ich nehme die Wette an“, sagte sie dann mit einem seltsamen Lächeln. „Ja, ich nehme die Wette an, und wer weiß, ob ich Sie für Ihren Uebermuth nicht am härtesten dadurch strafen könnte, daß ich Sie gewinnen ließe.“

Und wieder brach sie in ein fröhliches Lachen aus, in welches der Prinz indessen nicht mit einstimmte.

„Sie lachen, Perdita“, sagte er ernst, „Sie wollen meiner spotten! Immerhin, ich werde meine Wette gewinnen, und in einem Monat werde ich der glücklichste der Sterblichen sein! In —“

Lautes Gelächter und lustiges Gläserklirren, welches aus dem anstoßenden Gemach herzutönen schien, machte den Prinzen verstummen.

„Was bedeutet das?“ fragte er erschrocken, indem er sich unwillkürlich nach der Balkonthür zurückzog.

„Das bedeutet, daß da drin, wie Ew. Hoheit hören, eine gar fröhliche und heitere Gesellschaft versammelt ist: die Mitglieder des Drurylane-Theaters, denen ich, wie das der Brauch bei uns ist, zu Ehren meines Engage-

ments und meines glücklichen heutigen Debuts auf ihrer Bühne ein Fest gebe."

»Dann ist mein Freund Sheridan, der Director von Drurylane, auch wohl dabei?" fragte der Prinz lächelnd.

»Ja, Hoheit. Ich denke, Sie müssen seine Stimme erkennen! Er überschreit mit seinem Jubel alle Andern!"

»Ich erkenne seine Stimme«, sagte der Prinz, und er näherte sich hastig der Thür, hinter welcher die geräuschvollen Gäste der Schauspielerin versammelt waren. Aber mitten auf seinem Wege blieb er stehen.

»Nein«, sagte er, »das würde meinen Feinden zu viel zu reden geben und die gestrengen Parlamente würden Anstoß daran nehmen, wenn der Prinz von Wales sich einmal wieder unterstände, als ganz gewöhnlicher Mensch mit lustigen Leuten lustig zu sein!"

»Hoheit, ich beschwöre Sie, verlassen Sie mich jetzt", rief Perdita, angstvoll nach der Thür hinhorchend. »Hören Euer Gnaden nicht, wie Sheridan eben sagt, er wolle gehen, den Gästen ihre Wirthin zu suchen? Er nähert sich schon der Thür, er wird hier eintreten, — ich würde sterben vor Scham, wenn er Sie hier fände! Haben Sie also Erbarmen, Hoheit, gehen Sie!"

Sie streckte dem Prinzen flehend ihre beiden Hände entgegen. Er ergriff sie und drückte sie fest an seine Lippen.

»Ich gehe«, sagte er. »Ich verlasse Sie jetzt, damit Sie an mich denken! Denn Sie werden an mich denken! Heute mit Zorn über meine Unverschämtheit, morgen mit der stolzen Freude, mich zu strafen, in einigen Tagen mit dem lebhaften Interesse, zu wissen, ob ich meine Wette gewinnen werde, und in einigen Wochen mit dem glühenden Bewußtsein, daß Sie mich lieben! I—"

„Mein Gott, Hoheit«, unterbrach ihn Miß Robinson, „sehen Sie nur, der Griff der Thüre bewegt sich, es ist Sheridan!"

»Ich gehe, ich gehe!« flüsterte der Prinz und Miß Robinson mit seinen Fingerspitzen Küsse hinwerfend, eilte er durch die Balkonthür von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

Erzählung.

1.

Wenn uns irgend ein Glück zustößt, so suchen wir oft nachträglich nach irgend einer Ahnung davon, welche darauf paßt oder sich bezieht; allein ich behaupte wirklich, daß mich am Morgen jenes denkwürdigen Tages, dessen ich mich noch ganz genau erinnere, ein ungewohntes Gefühl banger, erwartungsvoller Neugierde plagte, als ich den Postbriefträger in seinem gewöhnlichen Eilschritt auf das Haus zukommen sah. Ich saß nämlich an meinem Frühstückstisch, den ich mir an's Fenster gerückt hatte, und las in einem Buche, gerade so wie jeder Hagestolz von mittleren Jahren, der kein Amt, keinen Beruf und weder Weib noch Kind hat und in einem bescheidenen Hause der Friedrichsstraße zwei behagliche Stübchen en chambre garnie bewohnt, nach eingenommenem Frühstück möglicherweise thun würde.

Während ich noch meine zweite Tasse Café umrührte und die Asche von meiner Cigarre abklopfte, war mir, als wenn meine Hauswirthin heute früh ganz besonders langsam und schwerfällig die Treppe heraufstiege. Endlich erlebte ich es, daß sie meine Thüre erreichte und schon die Hand auf die Klinke legte; allein sie mußte zuvor noch einige Phrasen des Unwillens und Tadels gegen die arme Marie ausstoßen, welche als Stubenmädchen das unglückliche Opfer dreier verschiedener Stockwerke voll Miethsherren war. Endlich pochte Frau Dähne an meine Thüre, trat ein und legte auf meinen Tisch eine Zeitung unter Kreuzband und drei Briefe, von welchen zwei sich als Rechnungen von Handwerkern erwiesen; der dritte dagegen hatte ein schwarz geränderten Couvert und trug eine Adresse von einer mir ganz fremden Hand und das Postzeichen von Hamburg. Ich hatte keine näheren Verwandten daselbst, daher verrieth mein Blick auf die Adresse dieses Briefes weit mehr Neugierde als Unruhe. Frau Dähne entfernte sich langsam und mit manchem forschenden Rückblick: ihre Neugierde war erregt, denn ich glaube, sie kannte die Handschriften all' meiner Correspondenten ebenso gut oder noch besser, als ich selbst.

»Sie erlauben: soll ich heute Ihr Mittag-

brod wieder hertragen lassen?" fragte sie endlich auf der Schwelle.

„Ich weiß es noch nicht, Madame; ich werde es Ihnen hinuntersagen lassen", versetzte ich etwas ungeduldig, denn ich wünschte allein zu sein.

„Und bis wann wollen Sie es mich wissen lassen?... Soll ich nicht lieber in einer Stunde wieder anfragen?"

„Wenn Sie so freundlich sein wollen, Madame — o ja!"

Jetzt ging sie und ich war allein, trank meinen Café vollends aus, legte die Cigarre auf den Fenstersims, erbrach das schwarze Siegel und las jetzt den Inhalt des Briefs. Es wird Einem doch sonderbar zu Muthe, wenn man so unversehens seinem jährlichen Einkommen eine Null hinzusetzen darf, wenn man, wie ich, statt einer jährlichen Rente von 1200 Thalern sich plötzlich in den Genuß eines Einkommens von 12,000 Thalern gesetzt sieht. Ja, so ging es mir an diesem Morgen! Der Brief kam von dem Anwalt eines Vetters von mir, den ich kaum dem Namen nach gekannt und niemals gesehen hatte, und meldete mir die wichtige Thatsache, daß mein Vetter gestorben sei, ohne ein Testament hinterlassen zu haben, und daß nach dem ihm, dem Sachwalter, bekannten Stammbaume und Geschlechtsregister ich, Fritz Gerhard, der einzige erbberechtigte Verwandte des Verewigten und somit zum Haupterben berufen sei. Diese Nachricht war mir wirklich eine sehr angenehme Ueberraschung. Zuvörderst hatte ich all mein Lebtage von Niemanden eine Erbschaft erwartet, sodann entnahm ich erst aus dem Briefe, daß zwei andere Verwandte, welche ehedem zwischen der Erbschaft und mir gestanden wären, seit wenigen Jahren gestorben seien, so daß ich ohne deren Ableben wohl auch niemals zum Erben gelangt wäre.

Ich war in meinem Leben niemals mit Heinrich Gerhard zusammengetroffen, welcher so geschickt für mich gestorben war. In meiner frühesten Jugend hatte ich wohl zuweilen seinen Namen oder den seines Vaters nennen hören; aber Streitigkeiten, welche in eine ferne Zeit, lange vor meine Geburt, fielen, hatten die Zweige der Familie entzweit, so daß Zeit und Entfernung am Ende wenig mehr übrig gelassen hatten, als den gemeinsamen Namen.

Schon Heinrich Gerhard's Eltern waren wohlhabende, sparsame Leute gewesen, deren Vermögen immer mehr zunahm, während das Vermögen meiner unmittelbaren Vorfahren gerade den entgegengesetzten Weg ging. Ich habe immer unfehlbar beobachtet, daß zwischen den Glücklichen und Unglücklichen in Einer Familie nie ein wohlwollender Verkehr statthat: die Aermeren oder Bedrängten hassen die Reichen um ihres Glückes und Reichthums willen, und diese ihrerseits hassen die Armen während ihrer Bedrängnisse. Genug, ohne auf eine metaphysische Untersuchung der Ursachen derartiger Familienzwiste einzugehen, muß ich hier sagen, daß ich weder den verstorbenen Heinrich Gerhard gekannt, noch sein schönes Haus in Hamburg, noch sein prächtiges Rittergut jemals gesehen hatte, die mir nun so plötzlich als Erbe zugefallen waren. Fünf Mal überlas ich den Brief, um mich ja zu überzeugen, daß mir meine Sinne keinen Streich spielten. Ich lehnte mich in meinen Armstuhl zurück und versank in tiefes Nachdenken, und ich mag dabei zuweilen wohl auch laut gedacht haben, denn die Katze wachte theilweise auf und nickte mir mehrmals zu.

Ich hatte nie nach Reichthum gestrebt, aber ich fordere den größten Cyniker heraus, ob er bei einem derartigen Vermögenszuwachs gleichgültig bleiben kann. Ich goß mir noch eine Tasse Café ein, steckte mir eine neue Cigarre an und überließ mich einigen Luftschlössern, die sich immer weiter und weiter ausdehnten, bis plötzlich Frau Dähne wieder in mein Zimmer trat und mich mit der Frage: „Haben Sie geläutet, daß man das Frühstücks-Service hinwegnehme?" aus meinen wachen Träumen weckte.

„Nicht doch, aber ich bin fertig; nehmen Sie nur Alles fort!" versetzte ich, legte den inhaltschweren Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche. „Frau Dähne, ich werde heute nicht zu Hause speisen. Ich muß zu meinem Anwalt gehen und noch mehrere andere Ausgänge besorgen, und es ist zugleich möglich, daß ich morgen verreisen muß!"

„Sie haben doch hoffentlich keine schlimmen Nachrichten erhalten, Herr Gerhard?"

„Hm, das eben nicht! — nur die Nachricht von dem Tode eines entfernten Verwandten, den ich in meinem Leben noch nie gesehen habe!"

„Gottlob, daß es nichts Schlimmeres ist“, erwiederte Frau Dähne. „Ich fürchtete schon ein Unglück, als ich den schwarzen Rand um den Brief und das schwarze Siegel sah, und als Sie so lange nicht schellten, daß man das Frühstückgeschirre fortnehme!“

Ich lächelte über Frau Dähne's hartnäckige Neugier und dankte im Stillen meinem Stern, daß keine Frau ein Recht hatte, mich genauer auszufragen. Voll Freude über diese meine Unabhängigkeit kleidete ich mich rasch an, nahm Hut und Stock, und ließ Frau Dähne die Möbeln in meinem Zimmer abwischen, während ich nach der innern Stadt ging. Es gehört eigentlich nicht zu meiner Geschichte, was während dieser Morgenunterredung zwischen mir und meinem Anwalt verhandelt wurde; und es genüge daher, hier zu erwähnen, daß das Ergebniß unsrer Besprechung ein befriedigendes war.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Unter den landwirthschaftlichen Geräthen, welche in Paris ausgestellt waren, ist besonders eine neue Erfindung des Herrn Besuder de la Pontonnerie zum Schälen des Waizens von Wichtigkeit. Während bisher beim Scheiden der Kleie vom Waizen die erstere 20 pCt. des Nahrungsstoffes wegnahm, gehen bei dem neuen Verfahren, das die Kleie zu einem durchsichtigen Häutchen macht, woraus Papier bereitet wird, nur 4 pCt. Nahrungsstoff verloren. Der Erfinder versichert, daß bei der allgemeinen Anwendung seines Verfahrens die vorjährige Ernte, statt eines Ausfalles von 7 Millionen Hectoliter, einen Ueberschuß von 3 Millionen geliefert haben würde. Die Schälung eines Hectoliters Waizen nach seinem System kostet nur 20 Centimes.

Lebensphilosophie.

Den Argwohn kannst du leicht betrügen;
Sprich wahr, so wird er sich selbst belügen.

Zwei mächt'ge Herrscher steh'n dem Menschen stets zur Seiten,
Der eine weckt ihn auf, der andre soll ihn leiten,
Die Eigenliebe weckt im Herzen die Begier,
Sie meidet allen Schmerz, zieht ihr Vergnügen für;
Es lenkt ihn die Vernunft und macht das Gute haften,
Sie mäßigt ihn und dämpft die Wuth der Leidenschaften.

Verschiedenes.

Ein junger Studiosus, welcher dermaßen in den Studentencomment eingeschossen war, daß er nur in Studentenausdrücken seinen Empfindungen Luft machen konnte, befand sich einst in einer heitern Gesellschaft von Damen und Herren, als unerwartet die Angebetete seines Herzens eintrat. Entzückt springt er auf und eilt ihr mit den Worten entgegen: „Ungeheures Schwein, das mir der Himmel so unverhofft durch Ihre famose Ankunft sendet!“ — Mit dem Ausdruck „Schwein“ verbindet sich bekanntlich im Burschenwörterbuch der Begriff „Glück.“

Ein Yankee hat eine sehr sinnreiche Maschine erfunden, die den Damen das Kleid aufhebt, wenn sie die Treppe hinauf oder hinunter, oder wenn sie bei schmutzigem Wetter über die Straße gehen wollen. Die Maschine ist an den Kleidern befestigt und wird durch zwei Bänder regiert, die in die Taschen zu liegen kommen. Will eine Dame vorn das Kleid aufheben, so zieht sie das Band Nr. 1 in der rechten Tasche; will sie das Kleid hinten aufheben, so zieht sie das Band Nr. 2 in der linken Tasche. Ein Zug an beiden Bändern lüftet das Kleid in seinem ganzen Umfange und erspart so den Damen viele lästige Bewegungen. Die Maschine soll äußerst gut arbeiten und wäre den Damen sehr zu empfehlen, weil sie dabei ganz gemüthlich die Hände in der Tasche behalten können.

Auflösung des Räthsels in Nro. 79:

Stahlstich.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 81. Samstag, den 5. Juli **1856.**

Frauenliebe.

O Frauenliebe, Maienkraft,
Die in des Busens dunkler Tiefe
Ein reiches Frühlingsleben schafft,
Und ob sie winternächtig schliefe;
Die jedes Herz nach ihrem Horte
Im unbezwungnen Sehnen zieht,
Dem Sehnen leihet Feuerworte,
Dem Worte ahnungsvolles Lied.

O Frauenliebe, Sonnenlicht,
Das nicht der Wolken schwere Schatten
Und lange Kummernächte nicht,
Noch Winterstürme je ermatten,
Das aus dem tiefsten Herzensquelle
Wie gold'ner Sang entströmet rein,
Und nie versiegte Freudenwelle
In's tiefste Herz uns spült hinein!

O Frauenliebe, Sonnenlicht,
Das jede Blüthe, die das wilde
Gewitterstürmen grausam bricht,
Erfrischt mit Odem, wundermilde;
Das jeden Streit versöhnend theilet,
Das jedem Schmerze Balsam schafft
Und jede Herzenswunde heilet
Mit wunderbarer Gotteskraft!

O Frauenliebe, Friedenskuß,
Der uns des Lebens Herbe süßet,
O Frauenliebe, Himmelsgruß,
Der uns aus ferner Heimath grüßet: —
Du bist's, die in der Sorgen Mitte
Uns ew'gen Frühling hoffen lehrt,
Du machst die kummerschwüle Hütte
Zum theuren heimathlichen Heerd!

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

II. Sheridan und Fox.

Der Prinz war kaum auf dem Balkon verschwunden, als jene Thüre dort drüben weit geöffnet ward und Sheridan hereintrat, mit einem Champagnerglas in der Rechten, den linken Arm auf die Schulter eines jungen schönen Mannes gelehnt.

„Göttlichste, liebreizendste Perdita“, rief Sheridan mit ein wenig schwerer Zunge, „Deine Gäste sterben vor Sehnsucht, wenn Du nicht zu ihnen kommst! Ich erscheine also vor Dir als der mitleidsvolle Engel, der die Unglücklichen, die dort in ihrer Verzweiflung sich den Anschein geben, als ob sie jubelten und lachten, ich komme, um diese Unglücklichen und mich selber vom Tode zu erretten, indem ich Dich zu uns entführe. Denjenigen aber, der in seiner Verzweiflungssehnsucht dem Tode am nächsten war, den bringe ich Dir gleich mit! Laß Die da drin noch ein wenig länger schmachten, Du kennst sie Alle, aber diesen hier, den ich gewagt habe, ohne Deine Einwilligung mitzubringen, diesen hier kennst Du noch nicht!“

„Ich bitte Sie also, mir diesen Herrn vorzustellen“, unterbrach ihn Miß Robinson. „Es ist immer angenehm, zu wissen, wen man das Glück hat, als seinen Gast zu begrüßen.“

„Einen neuen Sclaven hast Du zu begrüßen“, sprach Sheridan lachend. „Laß ihn ziehen an Deinem Triumphwagen, an welchen Du uns Alle gefesselt hast. Mein Gott, siehst Du denn nicht, daß er glüht, dieses Joch auf seinem Nacken zu fühlen?“

Der junge Mann heftete seine großen feurigen Augen mit einem flehenden Ausdruck

auf Miß Robinson's Angesicht. »Wer weiß«, sagte er fast traurig, »wer weiß, ob Perdita noch Platz hat zu ihren kleinen Füßen für einen neuen Sclaven!«

Miß Robinson warf ihr Haupt trotzig und stolz zurück. »Ich liebe die Freiheit und die freien Männer, aber keine Sclaven«, sagte sie.

»Wohl gesprochen, herrlichste der Frauen«, jubelte Sheridan, und sich dann zu dem Fremden neigend, fuhr er fort: »Glaube mir, Freund, sie gehört zu uns, sie ist im Herzen eine Whig, obwohl ihr Herz dem Herrn der Tories gehört.«

»Dem Herrn der Tories?« fragte der junge Mann verwundert.

Sheridan nickte ihm mit einem schlauen Lächeln zu und flüsterte: »Soll ich Dir sagen, wer das ist? Es ist William Pitt!«

»Pitt!« rief der junge Mann, indem eine glühende Röthe über seine Wangen fuhr.

Sheridan lachte. »Der Löwe bäumt sich, da er seinen Feind, den Tiger, wittert«, sagte er. »Ja, ja, ich habe Euch Beiden eine Ueberraschung aufgespart. Miß Robinson, dies ist der Freund, den ich angemeldet! Mein Freund, dies ist Miß Robinson, Shakespeare's unvergleichliche Perdita, in welche Du heute das Unglück gehabt hast, Dich rasend zu verlieben! Aber Perdita liebt nur den Schatzkanzler William Pitt, von dessen zärtlichen politischen Seufzern die Luft hier oft ganz bestäubt und nebelicht ist. Allerschönste Perdita, dieser hier ist des würdigen Schatzkanzlers gefährlichster Feind, denn er nennt sich Graf Fox!«

»Fox!« rief Miß Robinson mit demselben Tone des Zorns, wie dieser vorher den Namen Pitt gerufen, und auch ihre Wangen flammten höher auf.

Und allerdings, es war ein kühner Staatsstreich von Sheridan, den gefährlichsten Feind William Pitt's, den einzigen von diesem gefürchteten und vielleicht beneideten Feind, den Grafen Fox zu Miß Robinson zu führen, deren Verhältniß zu Pitt für Sheridan kein Geheimniß war. Allerdings hatte Fox im Ministerium seinem Gegner Pitt weichen müssen, aber als er die Gunst des Hofes und sein Portefeuille verloren, war ihm doch die Gunst des Publikums geblieben und die ganze City von London hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Fox, den gestürzten Schatz-Kanzler, den Helden der Opposition, den Feind des Hofes, in's Unterhaus zu bringen und ihn Pitt gegenüberzustellen, um mit seinen Whigaugen jede Handlung, jede Bewegung, jeden Blick des Tory-Ministers zu überwachen und im Namen des Landes dafür von ihm Rechenschaft zu fordern. Als daher ein Sitz im Unterhause durch den Tod erledigt worden, hatten die Whigs sich beeilt, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um Fox diesen Sitz einnehmen zu lassen. Die reichen Herren der City hatten große Summen an die unbemittelten Wähler vertheilt, um sie für Fox zu gewinnen, und ihre schönen Frauen waren zu den reichen und daher mit Geld nicht zu bestechenden Wählern gegangen und hatten zu ihnen gesagt: Wählt Fox und nachher fordert von uns, was Ihr wollt! (Historisch.) Und diesen gemeinsamen Bemühungen der Whigs war es gelungen, Fox war in's Unterhaus gewählt worden, er saß da neben Sheridan, und diese Beiden waren die Führer der Opposition, die Sprecher der Whigs, die treuesten Freunde und Vertheidiger des Prinzen von Wales, wenn es sich darum handelte, den rechnenden engherzigen Krämern des Unterhauses einige zehntausend Pfund zu erpressen, um damit die Schulden des Prinzen zu bezahlen, die unermüdlichsten und schärfsten Gegner des neuen Schatz-Kanzlers William Pitt, den Sheridan immer auf's Neue mit den spitzen und zwickenden Geißeln seines Witzes, Fox mit der scharfen, leuchtenden Waffe seiner energischen, hinreißenden, überzeugenden Beredsamkeit angriff.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

Es sei mir aber vergönnt, nun ein paar Wörtchen über meine eigene Wenigkeit zu sagen. Ich hatte gerade mein zweiundfünfzigstes Jahr zurückgelegt, besaß, wie vorerwähnt, ein jährliches Einkommen von etwa zwölfhundert Thalern, deren Grundstock ich mit zum großen Theile selbst erworben hatte. Und da ich nun als einzelner Mann mit dieser Summe sehr gut ausreichte und von Jugend auf Gesundheit und Gemüthsruhe genoß, so ward ich vielleicht allgemein beneidet und fühlte mich auch mit

meinem Loose sehr zufrieden. Die Muße, welche ich genoß, seit ich mich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen hatte, wußte ich mit Lectüre &c. trefflich und genußreich auszufüllen. Jeden Frühling machte ich eine Erholungsreise, jeden Herbst eine Geschäftsreise, um die Zinsen von meinem Vermögen einzuholen, das meist trefflich fundirt, auf den besten Gütern der reichsten Provinz unsers Landes stand; und wenn mich zuweilen die Lust ankam, im hohen Sommer eine Badereise zu machen oder eine größere Tour in's Ausland, so brauchte ich mich wegen einer derartigen Ausgabe gar nicht zu geniren, da sie nie einen Riß in mein Budget machte. Allein immer zog es mich eben wieder mächtig nach der Hauptstadt zurück, wo ich alle meine Freunde und Bekannten, alle mögliche Lebensgenüsse hatte, und wo ich — was die Hauptsache — geboren und erzogen worden war. Seit ich mich hieher zurückgezogen, hatte ich bei Frau Dähne gewohnt, die im Grund eine recht wackere Frau war und mich selten ärgerte, außer etwa, wenn ihre Neugierde aufgeregt wurde. Meine Gewohnheiten waren die eines entschiedenen Hagestolzen; ich haßte allen Zwang von Familien- und anderen Verbindungen. Am Liebsten ging ich meine Straße allein, besuchte meinen Club, meine Lieblingstheater, öffentliche Vorlesungen, las meine Zeitungen und die hervorragendsten neuen Bücher, und fand immer Leute, mit welchen man darüber plaudern konnte. Sonst aber verbrachte ich alle Abende am Liebsten daheim in meinem Stübchen, braute mir meinen Grog, rauchte meine Cigarre, und war manchmal sehr vergnügt, wenn ein Freund vorsprach, um diese mit mir zu theilen.

Meine Wohnung war sehr traulich und behaglich — ein Eckzimmer, dessen Fenster zwei belebte Straßen beherrschten und Gelegenheit genug zum Flaniren boten; dabei hoch genug über der Erde, um von dem Lärm der Straße nicht beunruhigt zu werden. Möbeln, Aussicht, Lage des Hauses, Alles schien sich mit mir identificirt zu haben. Gehörten diese Möbeln und Räume auch nicht mein, so waren sie mir doch nicht weniger werthvoll, und Frau Dähne ließ es mich nie empfinden, daß ich bloß ihr Miethsmann sei. Mit meinem Budget war ich stets so auf dem Laufenden, daß wenn ich alle Jahre meinen Finanzetat abschloß, ich selten mehr als zwanzig bis dreißig Thaler Ueberschuß hatte, die ich niemals zum Kapital legte, sondern immer einem Spital oder irgend einem andern mildthätigen Zweck opferte. Und da ich meine Bedürfnisse immer nach meinem Einkommen richtete und gewissenhaft darauf hielt, stets eine vierteljährige Rente unberührt zum Voraus bei meinem Bankier stehen zu haben, so war ich auch über die verhängnißvollen Jahre 1848—1850 glücklich und ungerupft hinweggekommen.

So war die spiegelglatte Bahn meines Daseins seit Jahren gewesen, als mir das Glück plötzlich diese Erbschaft über den Hals geschickt hatte, obschon ich vorher kaum Etwas zu wünschen gehabt. Das Geschenk, welches mir Fortuna so plötzlich an den Hals warf, war von jener grenzenlosen Art, welche den Menschen für den ersten Augenblick in eine Stimmung versetzt, als sollte er seinen schlimmsten Feind vom Hängen retten und die ganze Welt umarmen. In einer derartigen gehobenen, fieberisch-wonnevollen Stimmung, wie ich sie während der Verkündigung meines Glückes und der Besitznahme von meiner Erbschaft empfand, entfaltet sich das Wesen eines Menschen wie eine aufgeblühte Rose im Sonnenschein, und das Herz hüpft Einem vor Freude im Leibe im Vorgefühl der Grüße und Glückwünsche eines Freundes, dem wir auf der Straße begegnen.

Ich hatte meinen Sachwalter nach Hamburg vorausgesandt, um alle nöthigen Schritte zur gesetzlichen Anerkennung meines Rechtes zu besorgen, und nach Verlauf von acht Tagen schrieb mir der Justizrath Stephani, daß nun meine Anwesenheit wünschenswerth sei. Ich erwiederte ihm mit Wendung der Post, daß ich mit Gottes Hülfe am folgenden Donnerstag in Hamburg eintreffen würde; und erst als ich diesen Brief abgesandt, benachrichtigte ich Frau Dähne von dem in meinen Vermögensverhältnissen eingetretenen Umschwung und meinem bevorstehenden Auszuge.

„Ach, mein lieber Herr Gerhard“, versetzte sie; „ich habe das kommen sehen. Hab' ich es doch gleich geahnt, als ich den Brief mit dem schwarzen Rande für Sie ankommen sah! Ich wußte, daß er von keinem Ihrer gewöhnlichen Correspondenten kam; und als Sie nun so oft zum Justizrath Stephani gingen und

nicht zum Mittagessen kamen und mir neulich eine Flasche Champagner herunterschickten, als ob es man nur Spreewasser gewesen wäre, da wußt' ich man, daß Etwas im Werke war, und sagte zu mir selbst: es ist Herrn Gerhard irgend etwas Erfreuliches begegnet; er hat vielleicht das große Loos gewonnen! Aber auf Ehre, mein liebster Herr Gerhard, obschon ich an Ihnen meinen besten Miethsmann verliere, den ich je gehabt, so wünsche ich Ihnen doch von Herzen Glück! Und wenn ich mir nun denke, mein lieber Herr Gerhart, daß Sie künftighin auf Ihrem Landgute ganz allein in einer Art Schlosse wohnen sollen, da thut es — verzeihen Sie mir meine Freiheit — thut es mir in der Seele leid, daß Sie nun, wo die Sachen sich so gestaltet haben, nicht verheirathet sind!"

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Ein neues Frühlingsgemüse, in England schon seit langer Zeit und in großen Quantitäten benutzt, scheint jetzt auch auf dem Continent festen Fuß zu fassen. Dasselbe besteht in den Stengeln der Rhabarberpflanze, die, passend zubereitet, eine sehr wohlschmeckende (die Geschmäcke sind verschieden) und gesunde Speise geben. Von dem Namen Rhabarber braucht sich Niemand den Appetit verderben zu lassen, da die Medicin nur in der Wurzel enthalten ist. In Dänemark und Holstein ist dieses Gemüse bereits in die Karten der öffentlichen Speiseanstalten aufgenommen.

Lebensphilosophie.

Wer sich für weise schätzt und rühmt an allem Orte,
Den halt' du nicht für klug, und wer gelehrt will sein,
Den nimm ein wenig nur in rechten Augenschein,
Du wirst gewißlich seh'n, es sind nur bloße Worte.

Wahre Fromme sind stolz und werfen sich nicht in den Staub hin,
Denn es erhebt sie der Gott, der sie durchdringend beseelt.

Verschiedenes.

Eine reiche, aber geizige Frau beklagte sich beim Bürgermeister eines kleinen Städtchens über die schreiende Ungerechtigkeit, daß man ihr den stärksten Grenadier in's Quartier gegeben, während ihr Nachbar blos einen kleinen Tambour erhalten hätte. — "Ganz weise und menschlich", entgegnete der Bürgermeister, "nur einen Starken kann man Euch in die Kost geben, ein Schwacher stürbe den Hungertod."

Ein sehr reicher Mann fuhr dieser Tage von Pesth nach Wien mit einem armen Israeliten zusammen. Der Reiche kaufte auf einer Station Kirschen und lud den Andern zum Mitessen ein, was dieser entschieden verweigerte. Bei einer der nächsten Stationen packte der Reiche aus seiner Reisetasche eine herrliche Gansleber aus, und siehe da, sein Reisegefährte aß mit, ohne erst die Einladung abzuwarten. Der Reiche ließ ihn gewähren; als sie aber Beide mit der Mahlzeit zu Ende waren, frug er: "Erklären Sie mir doch diesen Widerspruch, zu Kirschen habe ich Sie eingeladen, da wollten Sie keine nehmen, später nahm ich die Gansleber heraus, da haben Sie unaufgefordert mitgegessen." — "Ich will Ihnen sagen", versetzte der Andere, "von Jugend auf habe ich immer gehört, mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen; von Gansleber aber habe ich Nichts gehört, deßhalb habe ich mitgegessen."

Charade.

1.

Mit erster Silbe muß man viel vollbringen,
Aus ihr geht manches schöne Werk hervor;
Doch Alles kann man nicht mit ihr bezwingen,
Mit ihr zwar öffnen Thür' und Thor.

2.

Von mir gibt's viele Sorten,
Mich kennt man aller Orten,
Vom Thierreich' stamm' ich her,
Man ißt mich zum Dessert.

1. 2.

Ich bin wohl Jedermann bekannt,
Von erster Silb' gebildet,
Und werde stets nach ihr benannt.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jün. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 82. Dienstag, den 8. Juli 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Und diesen großen und gefährlichen Feind William Pitt's hatte Sheridan gewagt, der Geliebten des Schatzkanzlers zuzuführen! Das war ein neuer Schlag für William Pitt, mit dem Sheridan nicht blos das Haupt, sondern auch das Herz des Ministers bedrohte. Miß Robinson fühlte das, und wäre sie ihrem ersten Impuls gefolgt, so würde sie diesem Gemache entflohen sein, in welchem der große Gegner William Pitt's zu erscheinen gewagt hatte. Aber die Etiquette, die Wohlanständigkeit hatte sie daran verhindert; Fox befand sich in diesem Gemache als ihr Gast, und indem er kam, hatte er nicht im Geringsten geahnt, daß es die Freundin seines Feindes war, zu welcher er ging, er hatte nur die Künstlerin, die schöne Frau aufgesucht, Nichts weiter, und Sheridan hatte seinen boshaften Scherz mit ihnen Beiden getrieben.

Das hatte Miß Robinson sich gesagt, und deßhalb war sie geblieben. Während Sheridan scherzte und plauderte, überlegte sie, dachte sie daran, daß William Pitt sie heute, wie schon so oft, vergeblich auf sich warten lasse, und daß er daher wohl eine Strafe verdient habe. Und sicher gab es für ihn keine härtere Strafe, als wenn sie ihm sagen konnte, daß sie seinen Feind, den Grafen Fox, bei sich in ihrem Hause gesehen, und vielleicht war das ein Mittel, Pitt aus seiner fast beleidigenden Sicherheit und Ruhe aufzustacheln und ihn durch die Eifersucht zu dem Bewußtsein seiner Liebe aufzuwecken.

Sheridan weckte sie aus ihrem sinnenden Nachdenken, indem er mit komischem Ernst sich ihre Verzeihung erbat dafür, daß er es gewagt, ihr Englands größten und gefeiertsten Mann zuzuführen.

Miß Robinson drohete ihm lächelnd und mit aufgehobenem Finger. „Sie fühlen also wenigstens doch, daß Sie strafbar sind, und daß ich Ihnen zürnen sollte.“

„Zürnen? Weßhalb zürnen?“ fragte Graf Fox erregt, indem er Perdita's aufgehobene Hand ergriff und an seine Lippen preßte. „Ist es denn ein solches Verbrechen, daß er es gewagt, Pitt's Feind bei Ihnen einzuführen? Ich wußte freilich nicht, daß Perdita die Angebetete des Lord Schatzkanzlers ist! Hätte ich es gewußt und Sheridan hätte es mir verweigert, mich hier einzuführen, so würde ich mein Blut, mein Leben daran gesetzt haben, um die Frau zu sehen, welche Pitt's kieselhartes Herz erweicht hat.“

„Da sehen Sie“, unterbrach ihn Sheridan lachend, „da sehen Sie, wie er glüht, sobald nur Pitt's Name genannt wird! Soll ich Dir sagen, Kind, was er jetzt denkt? Er denkt daran, daß er einen feierlichen Eid geleistet, als er nach London kam, und daß er erst zwei Drittel dieses Schwures erfüllt hat. Zum Ersten schwur er, der populärste Mann von England zu sein! Zum Zweiten: der erste Minister des Throns zu sein!“

„Graf Fox gehört also zu den Wenigen, welche ihre Schwüre erfüllen“, rief Miß Robinson lächelnd. „Er hat diese beiden Schwüre zur Wirklichkeit gemacht.“

„Aber den dritten Schwur, Perdita!“ rief Sheridan mit einem listigen Augenzwinkern. „Hören Sie erst den dritten Schwur! Zum Dritten schwur er: der Geliebte oder der Gemahl der schönsten Frau von England zu sein, und diesen Theil seines Schwures hat er noch nicht erfüllt!“

„Aber ich flehe die Götter an“, sagte Fox, sich dichter an das Ohr der Schauspielerin neigend, „ich flehe Perdita an, daß Sie mir Gelegenheit geben, ihn bald zu erfüllen!“

Miß Robinson schwieg. Sie wandte nun ihr Haupt ein wenig mehr zu Fox hin, und ihre großen Augen hefteten sich einen Moment mit einem halb fragenden, halb neugierigen Ausdruck auf sein edles sprechendes Angesicht. „Ich heiße Sie willkommen, Graf Fox, ich will vergessen, daß Sie der Feind des Grafen Pitt sind, und nur daran gedenken, daß Sie zu Englands gefeiertsten Männern gehören!“

„Und willst ihm helfen, das letzte Drittel seines Schwures zu erfüllen?“ fragte Sheridan laut genug, um auch von Fox verstanden zu werden.

Wieder hefteten sich Miß Robinsons Augen forschend und fragend auf das Antlitz des Grafen Fox. „Nicht helfen“, sagte sie, „aber —“

„Aber?“ fragte Fox gespannt und athemlos, als sie zögernd schwieg.

Sie reichte ihm mit einer unnachahmlichen Grazie die Hand. „Aber vielleicht auch nicht hindern, Mylord“, flüsterte sie leise. „Ueberlassen wir der Zukunft die Entscheidung.“

„Nein“, rief Fox leidenschaftlich, indem er ihre Hand an seine glühenden Lippen preßte. „Nein, lassen Sie mich den Moment der Gegenwart genießen. Die Zukunft ist eine heimtückische Göttin, die mich oft betrogen hat. Bis jetzt habe ich immer gesagt: die Zukunft wird mein sein! Mögen die Pfade zu ihr rauh sein, ich will sie umarmen, wenn auch mit blutenden Füßen! Jetzt aber, mit Ihrer Hand in der meinigen, sage ich: die Gegenwart ist mein, genießen wir sie!“

„Sie haben Recht“, sagte Miß Robinson traurig, „der Augenblick allein gehört dem Menschen, und das Glück hat flüchtige Sohlen! Lassen Sie uns also das Glück festhalten! Kommen Sie zu meinen Gästen.“

Sie reichte dem Grafen ihren Arm, um ihn zur Tafel und zu ihren jubelnden Gästen zurückzuführen, aber während sie, wie es schien, mit lächelnder Aufmerksamkeit den leidenschaftlichen Worten lauschte, welche Fox in ihr Ohr flüsterte, sagte sie leise zu sich selber: „Ich werde mich rächen an William Pitt, ich werde ihn strafen für seine heutige Vernachlässigung. Ich werde ihn eifersüchtig machen!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

„Gott sei Dank, daß ich keine Frau habe, Madame Dähne! Es fällt mir nicht im Schlafe ein, mich zu verheirathen“, versetzte ich und setzte, um ihrem Redefluß über einen Gegenstand, der mir besonders unangenehm war, Einhalt zu thun, etwas barsch hinzu: „Kommen Sie, liebe Frau Dähne, wischen Sie 'mal hier meinen Schreibtisch ab!“

Meine Wirthin war aber zu sehr Berlinerin, um sich leicht aus der Fassung bringen zu lassen; sie nahm ihre Schürze, wischte den Staub vom Tische und bemerkte dabei: „Nanu, Herr Gerhard, Sie werden sehen, daß es Ihnen gewiß ohne eine Frau höchst einsam und langweilig werden wird. Es ist auf dem Lande nicht wie in der Stadt, wo man stündlich ausfliegen und sich amüsiren kann, oder wo an den Winterabenden gelegentlich ein Freund vorspricht, um ein Spielchen mit Ihnen zu machen. Ich weiß man auch, was Einsamkeit auf dem Lande ist, wo man keinen andern Nachbar hat als Zwetschenbäume, und kaum einen andern Christenmenschen als etwa einen Hund oder ein andres dummes Vieh. Ich habe mit meinem Seligen auch viertehalb Monate auf dem Lande gelebt bei Treptow. Wir hatten ein hübsches Gütchen und zwei Kühe, bis mein armer Ludewig starb; und wissen Sie wohl, woran er starb? Nur durch ein Versehen von dem dummen Apotheker auf dem Dorfe, der ihm . . . .“

„Nun ja, Frau Dähne! ich weiß schon!“ rief ich; „Sie haben mir ja die Geschichte mit allen Nebenumständen schon tausend Mal erzählt. Ist das die letzte Wochenrechnung, die Sie hier in der Hand haben?“ setzte ich hinzu, denn ich fürchtete Nichts so sehr, als die Krokodilsthränen, welche sie über den „armen Ludewig“ vergoß. Friede seiner Asche, so lange er nicht die Schleusen der Geschwätzigkeit seiner trostlosen Wittwe öffnete, welche seither noch zwei andere Männer begraben, also nach Heinrich Heine „Glück in der Liebe“ gehabt hat.

Nachdem ich der Expectoration meiner Wirthin Einhalt gethan und ihre Rechnung berichtigt, zahlte ich ihr noch eine vierteljährige Miethe in Anbetracht ihrer langen Dienste, beschenkte sie mit einer Theebüchse, meiner Moderateurlampe, zwei platirten Armleuchtern und einer Bronce-Uhr, die ich einmal in einer Auction gekauft hatte. Sie war ganz in Rührung und Dankbarkeit aufgelöst; ihre Wehmuth wollte in Thränen überquellen, als ich ihr zum Abschied die Hand drückte, und wie sie nun gar mit dem Schürzenzipfel sich die feuchten Augen auswischte, konnte sie nicht umhin, mir zu betheuern, daß sie sich in ihrem Leben noch niemals wieder so unglücklich und verlassen gefühlt habe, seit ihr armer Ludewig durch den Mißgriff des Apotheker-Lehrlings elendiglich umgekommen sei, als eben jetzt.

Als ich meinen Blick zum letzten Male über mein Wohnzimmer mit dem Sommersitze am Fenster und dem winterlichen Schmollwinkel am Ofen schweifen ließ, fühlte ich erst den Schmerz der Trennung und wie angenehm es mir gewesen war. Dann aber überkam mich rasch ein Bewußtsein der Pflicht der Ergebung in meine neue Lage und all der bedeutsamen und würdevollen Obliegenheiten eines reichen Mannes, und mit einem festern Schritte ging ich die Treppe hinab und stieg in den Miethwagen, der mich und mein Gepäck nach dem Bahnhof der Hamburger Eisenbahn bringen sollte.

Die Reise ward schnell und glücklich zurückgelegt, die gesetzlichen Formalitäten ebenso rasch erledigt, und schon am dritten Morgen verließ ich wieder das Hôtel de l'Europe und fuhr nach dem Bahnhofe zurück, um nach dem großen Rittergute in der Magdeburger Börte zu reisen, welches mir zugefallen war. Die Eisenbahn brachte mich bis auf eine Entfernung von drei Viertelmeilen dazu heran, und am Bahnhofe erwartete mich eine Equipage mit zwei Pferden, sammt meinem eigenen Gutsverwalter, um mich vollends nach Hallsleben zu bringen. Ich war noch nie in jener Gegend des Landes gewesen und befand mich daher sozusagen in einer ganz neuen Welt. Die Gegend schien mir überaus anmuthig durch den sorgsamen Anbau und die reiche Ergiebigkeit, die sich allenthalben geltend machen, so weit es die rasch hereinbrechende Dämmerung zu sehen erlaubte. So lange noch das Zwielicht die Gegenstände unterscheiden ließ, blickte ich zu beiden Seiten aus dem Wagen. Dann versank ich in eine Art angenehmen Traums und suchte mich auf die Ueberraschung vorzubereiten, welche meiner wartete, bis der Gutsverwalter, welcher seither ganz stille mir gegenüber gesessen, das Schweigen unterbrach mit den Worten: „Wenn es noch etwas heller wäre, Herr Gerhard, so könnten Sie von hier aus Hallsleben ganz deutlich sehen; es liegt jetzt gerade vor uns, am Fuße des kleinen Hügels. Noch hundert Schritte und wir betreten schon die Marke des Gutes!“

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Es ist wohl außer Zweifel, daß der Grund und Boden, von welchem man ernten will, zeitweise einer Besserung bedarf, welche ihm theils durch künstlichen Dünger gegeben wird. Der Stalldünger eignet sich vorzugsweise für Getreidefelder; für Futterkräuter und namentlich für Wiesen, wenn sie bewässert werden können, sind erdige und salzige Stoffe nützlich, welche nicht durch Fäulniß und Verwesung in Nahrungsstoffe übergehen, sondern entweder unmittelbar durch ihre erdigen und salzigen Theile oder unmittelbar durch ihre auflösenden und anziehenden Kräfte auf die Bereitung der Nahrungssäfte wirken. Wenn daher der zweifache Zweck erreicht werden will, den Stalldünger ganz dem Ackerfeld zuzuwenden und den Futterbau daneben nicht zu vernachlässigen, so möchten wir auf die T o r f a s c h e aufmerksam machen, welche da, wo das Torfbrennen längst schon einheimisch ist, mit gutem Erfolg auf die Wiesen verwendet wird. Es wird jedem praktischen Landwirth ein Leichtes sein, zu berechnen, was es kostet, einen Morgen Wiesen mit Stalldünger nach Bedarf zu versehen, und er wird, abgesehen davon, daß dieser Dünger dem Fruchtbau entzogen wird, erfahren, wie sehr der Ertrag seiner Wiesen durch den Aufwand an Düngung abnimmt; es dürfte daher bei der Empfehlung von Torfasche die erste Aufgabe sein, sie um solchen Preis beizuschaffen, daß jener Aufwand gemindert wird. Was sodann die Wirkung betrifft, so hat ein schlech-

ter, wenn auch reichlich aufgefahrener Dünger, wenig Erfolg, das Abstechstroh ersetzt kaum den Lohn der dazu gehörenden Arbeiter, während gerade diese Ueberbleibsel auf den Wiesen dem Ackerboden, in denselben gehörig untergebracht, nützlich sein würden. Es ist längst in der Erfahrung gegründet, daß Torfasche, zur geeigneten Zeit ausgestreut, die Wirkung des Strohdüngers überbietet. In Oberschwaben wird sie vom Winter an bis in den Monat Mai ausgestreut, aber wo möglich unmittelbar vor, während oder sogleich nach gefallenem Regen, und je reichlicher, desto besser. Den mindesten Bedarf können wir zu 2½ Centnern auf den Morgen annehmen. Wenn sich nun schon in dieser Beziehung die Beschaffenheit eines künstlichen Düngungsmittels empfiehlt, so verdienen insbesondere noch die Wirkungen der Torfasche alle Beachtung, denn sie reinigt besonders die nassen Wiesen von den Moosen und producirt vorzügliche Futterkräuter, deren Entstehung nicht so obenhin erklärbar ist.

Verschiedenes.

Mit dem bankerott gewordenen Barnum steht es übel. Ihm gehört nicht mehr das abenteuerliche Museum in Broadway, er ist nicht mehr im Besitz einer halben Million Dollare, aber er ist noch immer im Besitz seines Genies und er speculirt bereits wieder mit Hilfe dessen in die Höhe zu kommen. Unter den verschiedenen Mitteln, die Barnum benutzt, um sich in der öffentlichen Meinung seiner amerikanischen Landsleute wieder emporzubringen, weisen die „Jahreszeiten“ auf einen Brief von Jenny Lind an Barnum hin, der die Runde durch alle Zeitungen macht. Die Schreiberin gesteht darin, daß alle ihre Wohlthätigkeitsacte, zu denen sie sich während ihres Aufenthaltes in Amerika verstanden habe, ihr von Barnum vorgeschrieben worden seien, der aber zu bescheiden gewesen sei, den Ruhm des barmherzigen Samariters für sich öffentlich in Anspruch zu nehmen. Der Brief spricht überhaupt von Barnum wie von einem wahren Engel der Barmherzigkeit, von dem Niemand ungetröstet gegangen sei, der sich um Hilfe und Rath an ihn gewendet habe. Jenny Lind spricht die Zuversicht aus, ein Mann von so mächtigem Genius und so edlem Herzen könne nicht lange in Armuth bleiben, mittlerweile werde sie nicht dulden, daß er Mangel leide, sollte seine Bescheidenheit und sein Zartgefühl ihm auch verbieten, sich an sie zu wenden. Natürlich ist dieser Brief der schwedischen Nachtigall von Anfang bis zu Ende erlogen.

In England hat sich eine Actiengesellschaft gebildet, um aus neuen Substanzen **wohlfeiles Papier** zu erzeugen. Es soll dazu vornämlich die Faser der Platana (**Musa Paradisiaca**) verwendet werden, von der Jamaika und Britisch Guyana allein, wie es heißt, 500,000 bis 700,000 Ballen (jeder Ballen zu 3 Centner) liefern könnten. In diesen Ländern wird die Platana nur der Frucht wegen angebaut, und da sie nur ein Mal Früchte trägt, läßt man sie nach dieser einmaligen Benutzung zu Grunde gehen. Nun besitzt aber die Platana im Stamm bis in die Mittelrippe der Blätter hinauf ein Fasergewebe, das sich zu Papier und sehr schönen Kleidungsstoffen verarbeiten ließe. Sie soll an Stärke wohl dem russischen Hanf nachstehen, dafür im Salzwasser länger aushalten und daneben so wohlfeil in England zu stehen kommen, daß die Unternehmer auf einen großen Gewinn zählen.

In einer Klasse von blond-, braun- und schwarzlockigen Schülerinnen, die sich mit der richtigsten Grundlage des Wissens beschäftigten, dem Buchstabiren- und Lesenlernen nämlich, die also etwa in dem Alter von 5—7 Jahren sein mochten, sagte die junge Lehrerin ernsthaft wie immer: „Schlagt auf Seite 97 das Stück: Das Ei des Columbus!“ Während die Blätter des Lesebuchs raschelten, erhob sich plötzlich ein feines Stimmchen aus der Mitte der Geschäftigen und fragte mit äußerst verwundertem Tone: „Aber, Fräulein, war denn Columbus ein Vogel?“

Auflösung der Charade in Nro. 81:

Handkäs.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Th. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 83. Donnerstag, den 10. Juli 1856.

Gedichte,

Sr. Maj. dem Könige

Ludwig

und Seinen Allerhöchsten Gästen

bei Ihrem Besuche in Gimmeldingen am 29. Juni 1856

in allertiefster Ehrfurcht dargebracht von . . . .

I.

Wenn in die Berge sinket
Der Sonne matter Glanz,
Und fern der Abend blinket
In dunklem Purpurkranz,

Und kommt der Mond gezogen
In bleicher Wehmuth Pracht,
Der Sterne Geist geflogen
Durch ahnungstiefe Nacht:

Steigt man in frommem Sehnen
Wohl wald'gen Berg hinan,
Zu lauschen diesen Schwänen
Auf ihrer Silberbahn.

Doch unvergleichlich glühet
Der Seele Diamant,
Der durch den Himmel sprühet
Als göttlichster Brillant.

Und lichte Gottesbilder
Der ew'gen Himmelsgluth,
Das sind die Wappenschilder
Von edlem Fürstenblut.

Sie deuten wie die Sonne
Und holde Sternenschaar
In jenes Land der Wonne
So lieblich wunderbar.

Drum tausend Mal willkommen,
Du hocherhabnes Haus!
Es brechen lustentglommen
Des Herzens Quellen aus.

Die Berge jauchzen, springen,
Es jubele das Thal!
Und holde Stanzen klingen
Beim duftenden Pokal.

II.

Die Alpe sich zum Himmel hebet,
Das Haupt, das greise, schneegebleicht,
Verklärungsglanz die Stirn umschwebet,
Wenn feierlich der Tag sich neigt,
Die Ewigkeit die Zeit verwebet
Und ihr die ros'gen Hände reicht,
Vergeistiget mit Engelsschwingen
Zum Urquell alles Seins zu bringen.

So raget überm Lebensmeere,
O König Ludwig, Deine Zeit,
Ein Bergesgipfel stiller Hehre
Im Strahle der Unendlichkeit;
Gefesselt an der Erde Schwere
Bleibt staubvereint die Leiblichkeit,
Doch überströmt der Seele Welle
Des Geisterreichs krystallne Schwelle.

Der Wolken Nacht die Berg' umhüllet,
Es zuckt der Blitz, der Donner groll't,
Des Sturmes Braus den Wald erfüllet,
Des Seees schwarze Woge rollt,
Die Erde bebt, der Himmel brüllet,
Der Schlund ein wildes Echo zollt,
Es kracht! — und Donnerkeile fliegen,
Daß Fels und Baum zerschmettert liegen.

Kaum warst Du frei von stiller Wiege,
Schon stieg das blut'ge Morgenroth
Der Bürger- und der Völkerkriege
Mit ihren Gräueln, ihrer Noth;
Du hieltest mit zum Kampf und Siege,
Da man die Stirn heroisch bot,
Und in dem Sturme ries'ger Schlachten
Die Lüfte, Land und Meer erkrachten.

Doch sieh', welch' süße Friedensstille
Rings ausgebreitet liegt und ruht!
Durch der Erscheinung Nebelhülle
Rauschet des Wesens goldne Fluth,
In der Natur Symbolenfülle
Fühlt und erschaut man Himmelsgluth:
Im Fels, der Blume und im Hage,
Im See und Nachtigallenschlage.

Du leuchtest auch im Glanz der Tage,
Da des Gedankens stolze Macht
Und des Gemüthes Lust und Klage
In idealer Formenpracht
Mit mächt'gem, süßem Zauberschlage
Neue Aeonen aufgemacht,
Die wieder frisch auf heil'gem Kiele
Der Geist durchsegelt bis zum Ziele.

Die Alpe sich zum Himmel hebet,
Das Haupt, das greise, schneegebleicht,
Verklärungsglanz die Stirn umschwebet,
Wenn feierlich der Tag sich neigt,
Ein Hügelkreis den Berg umwebet,
Deß Auge huldvoll niedersteigt,
Und alle in einander glühen,
In Licht und Gluth das Haupt umziehen.

So stehst Du mitten in dem Ringe,
Den strahlend Deine Kinder zieh'n,
Es hebt sich ihrer Seele Schwinge,
Auf der sie liebreich zu dir flieh'n,
Daß Herz und Herz sich fest umschlinge,
Am Vaterherzen all erglüh'n,
Bis man, getrennt, sich wiederfindet,
Da schon die Mutter Kränze windet.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

III. William Pitt.

Während Miß Robinson mit ihren Kunstgenossen und Freunden zur Feier ihres Engagements am Drurylanetheater die Nacht durchschwelgte, während sie Fox zulächelte und es doch nur that, um sich an Pitt zu rächen für seine Gleichgültigkeit, saß Derjenige, dem sie so sehr zürnte, daheim in seinem Arbeitscabinet über seinen Acten und Büchern. Er hatte sich von seinen Geschäften nur auf eine Stunde losgerissen, um in's Theater zu gehen und Miß Robinson zu sehen, seine Augen wenigstens an ihrem Anblick zu weiden, da es ihm heute nicht vergönnt sein sollte, sie zu sprechen und an ihrer Seite auszuruhen von den Sorgen und Mühen des beschwerlichen Amtes. Dann, nachdem er Zeuge ihres Triumphes gewesen, war William Pitt wieder zu seinen Acten und Büchern zurückgekehrt, um zu arbeiten und die große Begebenheit des kommenden Tages vorzubereiten.

Diese Begebenheit, welcher ganz London mit gespannter Erwartung entgegensah, war die Eröffnung des Parlaments, welche durch den König Georg in eigener Person geschehen sollte. Aber zu gleicher Zeit durchliefen unheimliche Gerüchte die Stadt, und ganz leise flüsterte man sich in's Ohr: daß der König schon wieder erkrankt sei, daß sich schon wieder bei ihm Symptome jenes unheilsvollen Leidens zeigten, welche sein Gemüth und seinen Geist zuweilen überwältigten und seinen Verstand umnachteten. Wenn dieses Gerücht sich bestätigte, so war William Pitt, so war die Königin, so war das Ministerium, so war England verloren, denn die Feinde des Ministeriums, die Feinde William Pitt's, mit anderen Worten, die Freunde des Prinzen von Wales warteten nur auf die Bestätigung dieses Gerüchtes, um sofort darauf anzutragen, daß eine Regentschaft ernannt werde, eine Regentschaft, um den Thron, welchen der geisteskranke König nicht mehr auszufüllen vermochte, auf eine ehrenvolle und ziemliche Art zu vertreten. Wenn der König wirklich wieder dem Dämon seiner Krankheit verfallen war, so war das den Freunden des Prinzen das Signal, um ihn dem Parlament zum Regenten vorzuschlagen, um das Ministerium Pitt zu stürzen und wieder ein Ministerium Fox an dessen Stelle zu setzen. Burke, Sheridan und Fox, die erbittertsten Feinde Pitt's, standen an der Spitze einer mächtigen Partei, deren Idol der Prinz von Wales war, und die ihn zum Regenten machen wollten, um sich zu

Ministern zu machen. Wenn der König wieder krank war, so mußte ihnen das gelingen, so waren alle diese großen, schönen und mächtigen Pläne, welche William Pitt für England entworfen und welche er durchzuführen hoffte, verloren und England war in Gefahr, von den unkundigen, tollen und übermüthigen Händen des Fox und seiner leichtsinnigen Freunde an den Rand desselben Abgrunds getrieben zu werden, welcher schon die Krone und das Haupt des Königs von Frankreich bedrohte.

Aber noch war der König gesund, noch war sein Verstand nicht umdüstert, nur eine wehmüthige, angstvolle Traurigkeit schien sein Herz zu bedrücken und trieb ihn unruhvoll und schlaflos in den Gemächern seines Palastes umher. Noch war er im Stande, das Parlament zu eröffnen und sich seinem Volke und den beiden Häusern in der Würde und der Kraft seines Königthums darzustellen. Das war der Trost und die Hoffnung William Pitt's, — einmal die Parlamente eröffnet und die übliche Eröffnungsrede gehalten, konnte der König wieder in seinen Palast und seine Einsamkeit zurückkehren, und die Königin, seine Gemahlin, und die königlichen Leibärzte, die Freunde William Pitt's, hatten dann dafür zu sorgen, daß England fortfahren konnte, an das Wohlbefinden des Königs zu glauben, und daß dessen Klagen und Seufzer, oder seine Wuthschreie nicht hinausklingen aus der Stille seiner wohlbewachten Krankenzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

Ich blickte aus dem Fenster des Wagens, allein es war zu dunkel, um irgend Etwas zu sehen. Die Pferde zogen jetzt tüchtig an; nach einer kleinen Weile bogen wir in eine Obstbaumallee ein, und nach weiteren fünf Minuten schauten helle Fenster durch die Bäume. Dann kamen wir an einzelnen Oeconomie-Gebäuden vorüber, und plötzlich fuhren wir in den hellerleuchteten Hofraum ein, wo Pechpfannen brannten und einen röthlichen Glast auf die alten Linden und Kastanien warfen und ein Häuflein Menschen erwartungsvoll am Fuß der Vortreppe stund. Sobald der Wagen hielt, kam Herr Stephani mit dem Dorfschulzen und einem Beamten die Treppe herab, um mich zu begrüßen; die Leute von der Wirthschaft und der Zuckerfabrik brachten mir ein Vivat, und während ich mich gegen sie verbeugte und ein Paar Worte des Dankes stammelte, stürzten drei oder vier geschäftige Diener auf mein winziges Gepäcke und trugen es in's Schloß: der Eine meinen Nachtsack, der Andere meinen bescheidenen Koffer, ein Dritter meinen Mantel, ein Vierter mein Schirmfutteral und Hutschachtel. Ein Gefühl von ängstlicher Schüchternheit und Befangenheit überkam mich: ich war nicht gewöhnt noch gewillt, so viele Leute um mich zu sehen. Wohin ich blickte, schien ein halbes Dutzend weiblicher Köpfe nickend und mit neugierigem Blicke mich anzusehen, und mein Kopf winkte nach allen Seiten hin, wie ein chinesischer Mandarin, um diese Artigkeiten zu erwidern. Offen gesagt, ich war heilfroh, als ich mich mit Stephani im Speisesaal allein befand. Es war ein geräumiges Gemach, aber nicht geheizt, obgleich wir schon Herbstesanfang hatten, und der gebohnte eichene Fußboden und das braune Getäfer schienen das Licht der vier Kerzen auf dem Tische ganz zu verschlingen. Außer der fröstelnden Kühle, die im Zimmer herrschte, war es sehr hübsch und behaglich in demselben.

„Es ist ein vorzügliches Gebäude, vom Giebel bis zum Keller“, sagte der Justizrath.

„So scheint es in der That“, erwiederte ich; „es ist Alles sehr behaglich!“ Aber trotz dieser Versicherung fror ich wie ein nasser Pudel.

„Sehen Sie, hier ist das Studierzimmer“, fuhr der Justizrath fort und stieß eine Thüre auf. Das hohe Zimmer erschien im Lichte unserer Kerzen höchst feierlich und Ehrfurcht einflößend, denn der Lichtschein drang nicht bis an das Ende des Zimmers und bis auf das obere Gesims der reichgefüllten Bibliothekschränke. „Und hier ist das Empfangszimmer!... und hier der Salon!“ sagte mein Anwalt, eine Thür um die andre öffnend; „gefällt es Ihnen nicht? Es ist Alles so hübsch; überall herrscht so ein gewisser solider, gediegener, patrizischer Luxus und Comfort!“

„O ja, es ist hübsch — Alles sehr hübsch, Herr Justizrath; aber die Zimmer sind so verteufelt groß, daß ich mich beinahe darin

verliere. Hoffentlich ist doch unter den nach Morgen oder Mittag gelegenen Zimmern auch ein kleineres, worin ich mich einrichten und behaglich fühlen kann!«

»Ei natürlich!« erwiderte Stephani; »Sie finden hier Gelasse von jeder Größe und entsprechend jeder Anforderung! — Aber kommen Sie! ich will Ihnen nun auch die besseren Schlafzimmer und die oberen Etagen zeigen! Sehen Sie nur, welche Treppe! Ist sie nicht eines Schlosses würdig und in der That prächtig?«

Es war Alles sehr schön, sehr gediegen, sehr prächtig; aber nach meinem Dafürhalten fehlte überall etwas Trauliches, Behagliches, es war mir inmitten dieser reichen weiten Räume nicht recht wohl zu Muthe. Ich bin nämlich einer jener wunderlichen Käuze, die, wenn man sie in's Paradies versetzte, sich aus bloßer Gewohnheit wieder nach der Erde zurücksehnen würden.

Ich übergehe alle Enzelnheiten des Hauses und Gutes, welche ich mir am folgenden Morgen bei hellem Tage genauer besichtigte. Jedermann kann sich ungefähr ein altes, solides Herrenhaus inmitten eines parkähnlichen Gartens vergegenwärtigen, umgeben von ausgezeichnet bebauten fruchtbaren Feldern, Wiesen ꝛc., flankirt von Oeconomie-Gebäuden wie Scheuern, Stallungen, einer Branntweinbrennerei und Rübenzuckerfabrik, an deren Erbauung und Einrichtung sich der frühere Besitzer so sehr verblutet und in Schulden gestürzt hatte, daß er nach den Erschütterungen des Jahre 1848 und 49 das schöne Erbe seiner Väter im Zwangswege verkauft sehen mußte. Andere, welche aus mäßigen Vermögensverhältnissen sich plötzlich in diese Pracht herein versetzt gesehen hätten, würden sich vielleicht im Besitz eines derartigen Kapitalvermögens, welches zur Aufrechthaltung desselben hinreichte, unendlich wohl gefühlt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Geessen oder gegessen?) Es galt unlängst eine große Wette zwischen zwei jungen Gelehrten Deutschlands, was der Reinheit der Sprache entsprechender sei: »geessen oder gegessen!« Adelungs Wörterbuch wurde als Schiedsrichter angeführt und entschied für »gegessen.« Der Ueberwundene zahlte die Wette und legte folgendes Quodlibet bei:

Ich habe mich kläglich gegirret,
Ich finde mich tüchtig gegäffet,
Das hätt' ich niemals gegahnet!
Es hat sich die Sprache gegändert,
Sie hat das Gemeine gegadelt,
Und setzt für geessen gegessen.
D'rum sei dir die Gabe gegopfert,
Nach der du die Lippen gegöffnet.
So sind nun die Berge gegebnet,
So wird mir das Schiffchen gegentert,
So hast du die Lorbeern gegerntet,
So wirst du von Allen gegehret,
Und ich von Niemand gegachtet,
Es haben die Ochsen gegackert,
Die Söhne die Väter gegerbet,
So ist die Geschichte gegendet.

Im zoologischen Garten zu Antwerpen hat eine der Riesenschlangen, Python, dreißig ungeheuer große Eier gelegt. Man hat sofort einige derselben in die künstliche Brütmaschine gebracht. Die Sammlung des Gartens ist unter Andern durch drei große Antilopen, die sogenannten Elennthiere des Caps, bereichert worden.

Zweisilbige Charade.

Die erste und zweite
Besitzest du beide;
Doch wird's zum Unglück zählen
Wird dir die erste fehlen.

2.

Die letzte von beiden
Verbirgt manche Freuden;
Auch liegen dort verborgen
Die Leiden und die Sorgen.

Das Ganze.

Vor Zeiten gefährlich,
Doch heute entbehrlich.
Was uns die Kunst geschaffen,
Macht nutzlos jene Waffen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 84. Samstag, den 12. Juli **1856.**

Der Teufelsstein.

Zum Gedächtniß an die Grundsteinlegung der Limburg durch Kaiser Konrad II. am 12. Juli 1030.

(Von L. Schandein.)

Zu Limborg uf dem schöne Berg
Werd ei'geweit die Kloschterkerch;
E' Wunnerkerch wie ke' ze sehne —
E' schönes Stückel isch geschehne.

Als 's Großer Gott so froh erschallt,
Isch ener nor verboßt un kalt,
Den plogt der Neid, den quält der Zweiwel,
Wer soll es sei'? Es isch der Deuwel!

Hot mitgeholfe Dag un Nacht,
Als „Wertshaus" word's em vorgemacht;
Wild fart er raus un dät er därfe,
Dät gleich die Kerch zu Krümmel werfe.

Daß so e' Strech e' Deuwel schmerzt:
Er in de' Boddem stracks sich sterzt,
De' gröbste Fels erausgereiße —
Will hoch vum Berg die Kerch verschmeiße.

Schun hebt de' Fels er in de Händ,
Do hot was Weißes ihn verblendt,
Wie'n Engelsstimm so hört er's schalle:
„Loß uf der Stell de' Felse falle!"

Er setzt versterzt sich druf un scheu,
Werd gleich der Ste' so weich wie Brei;
Doch mol im Rasch will frisch er werfe,
's isch halt nit gange, hot nit därfe.

Do isch er fort un brüllt un flucht,
Un hot sei' Höll wul ufgesucht.
Im Ste' noch sicht m'r Sitz un Kralle —
Un Deuwelste' — heßt's noch bei alle.

Gefallt euch 's Stückel? so isch's aus,
Nemmt numme euch das Beschi eraus!

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Noch also war Georg gesund; vor wenigen Stunden noch hatte Pitt eine Botschaft der Königin erhalten, welche ihm das Wohlsein ihres Gemahls und seine Bereitwilligkeit, das Parlament zu eröffnen, gemeldet hatte. William Pitt hatte also die Stunden der Nacht dazu benutzt, um die Rede auszuarbeiten, welche der König morgen halten sollte, und sich selber vorzubereiten, um der Opposition geharnischt und gewappnet gegenüber treten zu können. Er hatte die ganze Nacht gearbeitet, kein Schlaf war in seine Augen gekommen, über seine Papiere geneigt, hatte er nicht gemerkt, daß die Lichter heruntergebrannt waren, und daß der hereinbrechende Tag schon das Licht der erlöschenden Kerzen zu ersetzen begann. So ganz war er in seine Studien vertieft, daß er es gar nicht hörte, wie jetzt leise die Thür da drüben sich öffnete und sein alter Haushofmeister Richard Durham eintrat. Einige Minuten blieb der alte Mann, als er sah, daß sein Herr noch immer mit Schreiben beschäftigt war, ehrfurchtsvoll an der Thür stehen, um zu warten, bis der Graf von seiner Gegenwart Notiz nehmen und ihn zu sich rufen würde. Als aber Pitt immerfort weiter schrieb, schüttelte der alte Mann traurig sein Haupt und seufzte schwer auf, denn er las in den blassen Wangen und auf der gefurchten Stirn seines geliebten Herrn, daß dieser wieder, wie schon so oft, statt zu schlafen, die Nacht an seinem Schreibtisch hin-

gebracht hatte. Entschlossen näherte sich jetzt der Greis dem Schreibtische Pitt's.

„Mylord, das Frühstück ist servirt“, sagte er leise.

„Ja, ja, ich weiß“, sagte der Minister, ohne indeß von seiner Arbeit aufzusehen, „Du hast es mir schon ein Mal gesagt!“

„Schon drei Mal, Mylord“, rief Richard trotzig, „aber Ew. Gnaden hören und sehen wieder nicht!“

Pitt schaute auf. „Der Tausend, Alter“, sagte er lächelnd, „Du willst wohl mit mir zanken?“

Die trüben, überwachten Augen seines Herrn, die Furchen auf seiner hohen jugendlichen Stirn machten den Greis verwegen vor schmerzlichem Zorn. „Ja, ich will mit Euch zanken“, sagte er lebhaft, „oder vielmehr, ich möchte mit Euch zanken. Ist das ein Leben, Herr, heißt das sein Dasein genießen? Spät Abends sind Sie heimgekommen, und statt da wie jeder andere vernünftige Mensch sich hinzulegen und zu schlafen, setzen Ew. Gnaden sich hin und arbeiten die ganze Nacht hindurch. Ihr Vater, der edle Graf Chatham, hat Sie mir übergeben, als Sie noch ein kleiner Bube waren, und hat zu mir gesagt: Du sorgst für sein leibliches Wohl und sollst mir Rechenschaft dafür ablegen. Versprich mir, ihn niemals zu verlassen, Richard, und ob er auch zuweilen heftig und unwirsch gegen Dich sein mag, immer ihn zu lieben, bei ihm zu bleiben und für ihn zu sorgen, so lange Du lebst. Ich will seine Seele und seinen Geist bilden. Du hast für seinen Körper zu sorgen!“

Pitt war aufgestanden und hatte den Worten des alten Richard mit andächtiger Aufmerksamkeit zugehört. „Also“, sagte er jetzt feierlich, „also, Richard, mein Vater sprach auch von meiner Seele, und ich hoffe, daß ein Theil des großen Chatham auf mich übergegangen ist! Du hättest mich nicht an meinen Vater erinnern sollen, wenn Du wolltest, daß ich meine Geschäfte verlassen sollte, um meines Leibes zu pflegen.“

„Freilich“, seufzte jetzt Richard leise, „der Vater war just ebenso!“

„Der hatte nicht einmal Zeit zum Sterben“, rief Pitt, und als Richard ihn fragend und verwundert ansah, erzählte Pitt seinem treuen Haushofmeister die rührend schöne Geschichte, die Geschichte vom großen Chatham, der auf seinem Sterbebette lag, umgeben von seinen weinenden Söhnen, deren Thränen er indeß nicht achtete und nicht der eigenen Todesschmerzen, und nur mit lallender Zunge noch fragte: „Wie steht es um mein Vaterland? Was sagt das Parlament? Ist es noch nicht entschlossen, Frieden mit den amerikanischen Colonien zu schließen, schreit es noch immer Krieg?“ — Und wie man ihm da sagte, daß das Ministerium sich für den Krieg entschieden und den Colonien die Freiheit, die sie sich schon erobert hatten, nicht belassen wolle, da erhob sich der Graf von seinem Lager und sein Sinn gewann wieder Festigkeit und sein Auge blitzte wieder in dem gewohnten Feuer. Mit lauter Stimme rief er: „Hinweg mit den Priestern und den Abschiedsthränen! Ich habe jetzt nicht Zeit zu sterben, denn das Vaterland bedarf meiner! Tragt mich in's Parlament!“ — Niemand wagte ihm zu widersprechen. Er ließ sich schmücken, wie zum königlichen Fest, und auf den Arm seines Sohnes, auf William Pitt's Arm gelehnt, ging er in's Parlament. Wie die Beiden, der hohe sterbende Greis und der kraftvoll blühende, stolze Jüngling eintraten in die große Halle, wie das Parlament die ernste große Gestalt ansichtig ward, deren bleiches Antlitz schon den Kuß des Todes empfangen hatte, und die sich aus ihrem Grabe erhoben zu haben schien, um noch ein Mal für Englands Wohl zu streiten, da war es, als ob ein frommer Schauder das ganze Haus durchlief, und Alle erhoben sich von ihren Sitzen und ehrfurchtsvoll neigte sich jedes Haupt, wo der Graf Chatham vorüberging. Eine Todesstille herrschte in dem ganzen Hause, nur er, der schon dem Tode verfallen war, er fand die Kraft der Rede wieder. Es war, als ob der Genius von England über ihm schwebte und ihn segnete mit erhabenen Gedanken und hinreißender Beredtsamkeit. Mit Alles überwältigender Gluth machte er die Minister, ganz England für diesen unseligen Krieg mit Amerika verantwortlich und häufte auf ihr Haupt die Schuld, daß die amerikanischen Colonien abgefallen. Er sprach nicht, er donnerte, und mit niedergeschlagenen Augen saßen die Minister, ihrer Schuld und ihrer Schwäche sich bewußt. Chatham hatte noch ein Mal gesiegt, aber er bezahlte diesen letzten Sieg mit seinem

Leben. Sein letztes Wort war: „Friede! Machet Friede!“ Dann sank er bewußtlos in die Arme seines Sohnes zurück und man trug ihn sterbend aus dem Parlament.

Das war die Geschichte, welche William Pitt jetzt seinem treuen alten Richard erzählte. Dieser hatte ihm mit gefalteten Händen und mit von Thränen überfluthetem Angesicht zugehört.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

Die paar ersten Wochen meines Aufenthalts auf dem Gute waren nur den Geschäften gewidmet. Ich traf Vorkehrungen, um alle Dienstboten meines Vorgängers beizubehalten, und dies war mein erster Mißgriff; denn schon nach kurzer Zeit mußte ich immer hören, daß diese oder jene Einrichtung zur Zeit meines Vorgängers nicht so gewesen, daß jener es mit gewissen Sachen anders gehalten habe u. dgl. m., obschon ich mir sagen mußte, daß diese Bräuche zur Zeit meines Vorfahrers einen gewaltigen Schlendrian verriethen. Ich gab beinahe in allen Streitpunkten nach, denn meine Einkünfte erschienen für einen alten Junggesellen so bedeutend, daß es mir auf die Verausgabung oder den Ausfall von ein paar hundert Thalern mehr oder weniger nicht ankommen konnte. Die ersten Besuche aus der Nachbarschaft, welche ich erhielt, waren die von drei rivalisirenden Aerzten. Der erste von ihnen besaß gewissermaßen Prioritäts-Ansprüche, denn er war schon seit zwanzig Jahren der Hausarzt der hiesigen Grundherren gewesen und hatte auch meinen verstorbenen Vetter behandelt, ja seiner Behandlung verdankte ich vielleicht gerade die Erbschaft, die mich so reich gemacht hatte. Der zweite ärztliche Besucher war ein kleiner, sehr ordinärer Bursche von gemeinem Aeußern, der von nichts Andrem sprach, als von Pillen und Arzneien oder irgend einer haarsträubenden Operation, die er einmal glücklich vollbracht, — er erinnerte mich an die Feldscheerer der alten Comödie. Der dritte Arzt flößte mir schon beim Anblick seiner Visitenkarte einen gelinden Schrecken ein, denn er hieß Dr. Schröpfer. Fürwahr, dachte ich, Du mußt neulich in der Kirche sehr leidend und angegriffen ausgesehen haben, sonst würden diese drei würdigen Jünger des Aesculap's sich nicht so sehr beeilen, Dir ihre Aufwartung zu machen und Dir ihre Hoffnungen auf Dein Vertrauen zu erkennen zu geben. Ich fürchtete schon, der Todtengräber werde der Nächste sein, welcher mir seine Aufwartung mache. Der vierte Besuch, den ich erhielt, kam jedoch von einem Mitglied jener Klasse, welche der allgemeinen Ansicht nach es mehr mit der Sorge für die Seele, als mit derjenigen für den Körper zu thun haben: es war nämlich der würdige Pfarrer der Dorfgemeinde, wohin Hallsleben eingepfarrt war, welcher keine Zeit verlieren wollte, meine Bekanntschaft zu machen. Er äußerte im Verlauf des Gesprächs die Hoffnung, an mir eine thätigere Mitwirkung zu Erzielung von Reformen in seinem Sprengel zu finden, als es bei dem frühern Besitzer von Hallsleben der Fall gewesen war. Er erzählte mir von mancherlei Eigenthümlichkeiten und Grillen meines verstorbenen Vetters, welche ein verschlossenes, kaltes und für jeden höhern Eindruck unzugängliches Gemüth verriethen. Ich erfuhr, daß er während seines Verweilens auf Hallsleben in den wenigen Jahren seines Besitzes meist ganz für sich gelebt und trotz einem gewissen Aufwand in seinem prunkvollen Hauswesen doch allen geselligen Verkehr und vertrautern Umgang gemieden, auch den Winter stets in Hamburg oder in einer anderen großen Stadt verlebt habe. Ob er ein Weiberfeind gewesen oder nicht, sei dahingestellt; aber so viel war klar: er hatte auf Hallsleben nur eine reine Junggesellenwirthschaft geführt; dabei schien er schlau und hinterlistig gewesen zu sein, und durch den rührigen Betrieb seiner landwirthschaftlichen Gewerbe seinen Nachbarn eine böse Concurrenz bereitet zu haben. Wir sprachen frei und schonungslos über seine Fehler, wie oft von Verwandten geschieht, und der Pfarrer amüsirte mich außerdem noch durch einige Anecdoten aus dem häuslichen und Familienleben meiner Nachbarn, so daß ich binnen kurzer Zeit mich in die Chronique scandaleuse der ganzen Umgebung eingeweiht sah. Aber auch außerdem fand ich, daß mir der Pfarrer ein Schlüssel zu mancher wichtigen Kunde sein konnte, und als man gerade in

dem Augenblicke, wo er weggehen wollte, mir anzeigte, daß das Essen bereit sei, drang ich daher ernstlich in ihn, mit mir zu speisen; er blieb, und über einigen Flaschen Bordeaux und Champagner, welche der geistliche Herr gar nicht zu verschmähen schien, plauderten wir über Alles und noch mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Wo hat Schiller während seines Aufenthaltes in Oggersheim gewohnt?

Beleuchtet von Martin Fisch, Lehrer. *)

Die allgemeine Sage spricht sich dahin aus, Schiller, der große Lieblingsdichter Deutschlands, habe ein unweit der Straße von Oggersheim nach Frankenthal rechts einzeln stehendes Haus bewohnt, und schon Tausende von Verehrern des gefeierten deutschen Sängers — besonders viele Musensöhne — von dieser Sage beirrt, wallten, wie andächtige Pilger nach fernen Tempeln, zu dem bezeichneten Hause, als wollten sie in aller Devotion dem Verklärten noch ein Mal ihre Huldigung darbringen, und zogen dann entweder mit sichtbarer Rührung, oder in enthusiastischen Gesprächen ihre Straße. — Dem aber ist nicht so, und der Unterzeichnete, welcher aus authentischer Quelle zu schöpfen Gelegenheit hatte, liefert daher, der Wahrheit getreu, und damit einmal die Zweifel und Irrthümer über beregte Frage beseitigt werden mögen, Folgendes.

Schiller, wie bekannt, in einer gewissen Zeit der Stadt Mannheim, seines einstmaligen Aufenthaltsortes, wo er für die dortige Bühne in Thätigkeit war, verwiesen, begab sich in das nahe gelegene Städtchen Oggersheim und miethete in dem Gasthause „Viehhof" ein Zimmer im obern Stock, das Aussicht auf die Straße nach Speyer und in ein Hintergäßchen gewährt (Eckzimmer). In diesem kleinen Heiligthume entfloß seiner poetischen Feder die „Verschwörung des Fiesko", mindestens der bei Weitem größere Theil dieses Werkes; vielleicht auch die Vollendung von „Cabale und Liebe." Hier verweilte Schiller ein Jahr und besuchte mittlerweile einmal, indem er, um unerkannt zu bleiben, seine hellfarbigen Augenbraunen dunkel färbte, die „Räuber", welches Stück in Mannheim zur Aufführung kam. Schiller lernte auch während jener Zeit einen in Oggersheim wohnenden, wissenschaftlich gebildeten Mann, den Stadt-Einnehmer Derhein, kennen und besuchte denselben sehr oft, theils um sich mit ihm zu unterhalten, theils um seine reichhaltige Bibliothek zu benützen. Derhein bewohnte damals miethlich ein altes Haus, gelegen, wo jetzt die Fahrpost steht; denn er hatte noch keine eigene Wohnung. Das fragliche Haus aber an der Frankenthaler Straße erbaute Derhein erst, nachdem Schiller schon lang wieder Oggersheim verlassen hatte. Mag es nun sein, daß Schiller selbst, auf irgend eine Art befragt, mit wem er während seines Aufenthaltes in O. Umgang gepflogen, geäußert habe, es sei Derhein gewesen, und was sich noch daran knüpfte: so läßt sich daraus allenfalls die Annahme folgern, als habe er mit demselben unter Einem Dache gewohnt (Vermuthungen reifen bei Enthusiasten im Sturmschritte zur Wirklichkeit); und da man sich später näher dafür interessirend geforscht haben mag, wo die Wohnung Derhein's liege, man, leicht möglich, irrthümlich an das neu erbaute Haus adressirt wurde: so erklärt es sich von selbst, daß Viele, Andern das unbedingte Credo nachsprechend, nach dem vermeintlichen Dichtertempel pilgerten und den eigentlichen Thron des deutschen Dichterkönigs, solchen für einen gewöhnlichen Schlafsessel haltend, unbeachtend entlang schlenderten.

Möge diese Darstellung einer Scene aus dem Leben eines der größten Sterne am poetischen Himmel als Aufschluß über eine Frage dienen, die schon weit über ein halbes Jahrhundert in einen undurchschaulichen Meinungs- und Zweifelschleier gehüllt, Manchen, statt nach Süden zu leiten, nach Norden verleitete! (Oertliches Situations-Verhältniß.)

*) Unsern besten Dank für diese interessante Mittheilung. D. Red.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 83:

Armbrust.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 85. Dienstag, den 15. Juli **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Ja“, sagte der alte Diener, als der Minister jetzt schwieg, „ja, Graf Chatham war ein großer Mann, und er lebt weiter in seinem Sohne. Was William Pitt, der Aeltere, begonnen, das führt William Pitt, der Sohn, mit edlem Eifer weiter fort, und England nennt den Vater und den Sohn als seine größten und edelsten Staatsmänner. Vor dem alten Graf Chatham schlugen damals die Minister schamvoll die Augen nieder, jetzt ist der junge Graf Chatham Minister, und er schlägt die Augen vor keinem Menschen nieder.“

„Doch“, rief Pitt lächelnd, „vor Dir zuweilen, wenn Du gar so böse bist und mit mir zankst. Obwohl ich gestehen muß, daß Du zuweilen Recht hast.“

„Ja, ja“, sagte Richard eifrig, „ich habe Recht, wie neulich, als Sie fast von der Schaarwache erschossen wurden, weil Sie in dunkler Nacht mit Ihren lustigen Freunden lautsingend an dem Wachtposten vorüberritten, ohne Ihren Namen zu sagen. Die Wache schoß nach Ihnen, und weiß Gott, die Kugel war gerade durch Ihren Hut gegangen!“

„Nun, und was war's weiter?“ fragte Pitt leichthin.

„Nichts weiter, als daß Sie Ihren Feinden Gelegenheit gegeben, Sie zu verlästern und Spottgedichte auf Sie zu machen, und daß ganz London zwei Tage von nichts Anderem sprach, als von des Schatzkanzlers Abenteuer mit dem Nachtwächter.“

William Pitt legte seine Hand auf Richard's Schulter und schaute lächelnd in das Antlitz des Greises. „Lieber Richard“, sagte er, „daß unsere Feinde Spottlieder auf uns machen, ist ebensoviel werth, als daß unsere Freunde Loblieder auf uns singen. Die Feinde thun mehr zu unserem Ruhm, als unsere Freunde.“

„Da mögt Ihr wohl Recht haben, Mylord“, sagte Richard nachdenklich. „Ich glaube überhaupt nicht sehr an die Freundschaft der vornehmen Leute und mir scheint immer, sie lieben in Ihnen mehr den Minister, als den Mann.“

„Du hast Recht“, rief Pitt lachend, „der Mann hat keine Stellen und Titel zu vergeben, sondern der Minister.“

„Deßhalb, Mylord“, sagte Richard bedächtig, „deßhalb sollten Sie sich einen Freund oder besser eine Freundin suchen, die nicht den Minister, sondern den Mann liebt. Sie sollten sich vermählen, Mylord. Ich bin alt, ich kann nicht lange mehr für Sie sorgen, und also wär's besser, Sie suchten sich eine Gemahlin, eine Freundin, die nachher meine Stelle einnimmt.“

Pitt lachte hell auf und zugleich drang ein schönes sonniges Lächeln durch seine ernsten Züge. „Laß gut sein, Alter“, sagte er, „ich bin vermählt. Meine Gemahlin heißt Britannia, und meine Freundin, — mein Gott“, murmelte er leise in sich hinein, „ich habe sie über meine Gemahlin vergessen und sicherlich wird sie mich erwartet haben, denn ich versprach ihr, zu kommen! Jetzt wird sie mir zürnen, mit mir schelten und es nicht begreifen können, daß ich sie über den Geschäften vergessen konnte. Aber noch ist es Zeit! Ich muß zu ihr, bevor ich nach Windsor gehe, den König abzuholen! Ja, ich muß zu ihr! — Richard“, sagte er dann laut, „jetzt will ich Dir gehorchen und des Leibes pflegen. Du hast mich zu rechter Zeit daran erinnert, daß es auf der Welt außer den Staatsgeschäften

auch noch die Freundschaft und die Liebe gibt, daß ich mir für den heutigen großen Schlachttag der Politik erst noch den Segen dieser Beiden erbitten muß, um meines Sieges gewiß zu sein!“

Er nahm die Chokolade und trank sie hastig aus. Dann kleidete er sich an und hüllte sich in seinen Mantel, um hastigen und ungeduldigen Schrittes über die noch öden und stillen Straßen Londons nach dem Hause der Schauspielerin Miß Robinson, der schönen Perdita, zu gehen.

IV. Der Minister als Liebhaber.

William Pitt war nicht der Einzige, welcher diese Nacht schlummerlos durchwachte. Auch Perdita hatte nicht geschlafen. Bis zum dämmernden Morgen hatte das Festgelage gedauert, denn Sheridan liebte es nicht, ein Fest früher zu verlassen, als bis das Licht der aufgehenden Sonne ihm heimwärts leuchtete. Dann, als ihre Gäste sie endlich verlassen und Miß Robinson sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen, hatte sie dennoch es verschmäht, auf ihrem Lager die Ruhe zu suchen, deren ihr von Stürmen und Leidenschaften zermartertes Herz doch so sehr bedurfte. Sie fühlte sich noch immer zu bewegt, zu heftig ergriffen, um schlafen oder auch nur ruhen zu können. Die Arme über der Brust gefaltet, das Haupt zurückgeneigt in die Kissen, lag sie auf dem Divan, starrte mit großen, offenen Augen in das Leere und dachte an alles Das, was sie an dem gestrigen, so ereignißreichen Tage erlebt, dachte an die seltsame Wette des Prinzen von Wales, an die heißen Liebesworte des Grafen Fox, an die kalte ruhige Gleichgültigkeit des Grafen. Doch war er es, den sie liebte; doch fühlte sie auch jetzt noch, indem sie ihm zürnte, daß sie alle diese Triumphe und diese Huldigungen freudig hingeben würde für ein einziges leidenschaftliches Liebeswort von William Pitt. Er liebte sie, das wußte sie wohl, aber seine Liebe war dieses kühle, nüchterne, ruhige Gefühl, das nur mit der Dämmerungsstille eines kühlen Sommerabends verglichen werden kann; seine Liebe kannte keinen Sonnenschein und keine Gluthen, sie erfüllte und durchflammte nicht sein ganzes Wesen, sie kannte keine Stürme und keine Kämpfe. Das war es, was Miß Robinson vermißte, was ihr heißes, zitterndes Herz oft fröstelnd zurückbeben machte, was sie immer wieder anzog wie ein seltsames Räthsel, das sie zu ergründen strebte. Sie hoffte noch immer, die Schleier, welche dies Herz in seiner ruhigen Kühle erhielten, mit ihrer Hand fortziehen zu können und die Flammen der Gluth aus demselben emporschlagen zu sehen; sie hätte es schöner gefunden, in diesen Flammen mit ihm zu sterben, als in ruhiger, genügsamer Alltagsliebe neben ihm zu leben. Jetzt wollte sie ein letztes großes Mittel anwenden, um Pitt aus seiner ruhigen Sicherheit zu erwecken, jetzt wollte sie versuchen, mit der rauhen Hand der Eifersucht die verschlossenen Pforten seines Herzens aufzureißen, damit die Liebe triumphirend und stolz und strahlend und zündend wie eine Sonne daraus hervorgehen könne. Der Prinz von Wales und Graf Fox sollten die Schlüssel sein, mit denen sie diese Pforten öffnete, und wie sie jetzt, dies überdenkend, unbeweglich, mit offenen Augen träumend, auf dem Divan lag, flehte sie zu sich selber um Kraft und Energie, ihren Plan durchzuführen, ohne dabei selber zu unterliegen und besiegt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Tage brachten mir Besuche von meinen vornehmeren Nachbarn, welche sich ebenfalls den neuen An- und Emporkömmling betrachten wollten. Wir fanden übrigens gegenseitig wenig Anziehungs- und Berührungspunkte. Ich lernte unter diesen Herren nur wenige wirklich gebildete Leute kennen, und die Mehrzahl gehörte zu dem Junkerthum, das mir von jeher fatal gewesen, und das nach meiner Ansicht immer noch um ein Jahrhundert hinter unsrer heutigen Civilisation zurück ist. Die Interessen und Ideen dieser Herren sind sämmtlich local und eigennützig, und obschon diese Edelleute in jeder Hinsicht noch weit vorurtheilsfreier und gebildeter sind, als das Junkerthum in Pommern oder in den östlichen Provinzen, so liegt den Herren doch im Grunde mehr an der Erhaltung eines hübschen Wildstandes von Rehen, Hasen und Feldhühnern, als an einem freien Gemeindeleben

oder einer Entfesselung des Bodens von Feudallasten und einer vernünftigen Aufklärung der Volksmassen. Noch weniger aber behagten mir die Frauen dieser Kreise mit ihrem adeligen Dünkel, ihrem schlechten Französisch, ihrer lächerlichen Putzsucht, ihrem geschmacklos bunten Farbenspiel in der Toilette, ihren widerlichen Prätensionen und ihrer schalen oberflächlichen Bildung. Ich glaube, man muß doch dazu geboren und erzogen sein, um sich für den Stammbaum eines Rennpferdes oder die Genealogie eines Grafenhauses interessiren zu können, und um für einen Sternberg'schen Roman schwärmen, eine Shakspeare'sche Komödie aber cynisch und ordinär finden zu können, wie ich es an vielen meiner schönen Nachbarinnen und tapferen ritterlichen Nachbarn erlebte! Sie fanden freilich meinen Champagner ebenso fein, als den eines Grundherrn von Adel, und meine Küche gut genug für eine bürgerliche; aber dennoch schienen sie mir zu verstehen geben zu wollen, daß sie mir eigentlich eine Ehre erwiesen, welche ich kaum verdiente, indem sie sich dazu herabließen, mich zu besuchen. Meine politischen und socialen Ansichten, so wenig extrem und radical sie auch waren, mein Geschmack, meine Grundsätze und Vorurtheile waren für sie ein ganz unbekanntes Land, und wir konnten uns nie in der Unterhaltung auf eine Weise reiben, daß es sprühende Funken gab. Ich fand bald, daß wenn ein Mann auf dem Lande sich nicht den herrschenden Ansichten der guten Gesellschaft anbequemt, wenn er nicht mit den Wölfen heulen will, er „für excentrisch und für einen Sonderling" gilt, was im Munde der Leute von gutem Ton schon sehr viel heißen will.

Die nächste Klasse von Besuchern war in ihren Ansprüchen an mich weit bestimmter, wenn auch nicht bescheidener. Es waren meine Taglöhner und Arbeitsleute vom Gute und von der Zuckerfabrik, ferner kleine Pächter von einigen Grundstücken, welche vom arrondirten Gütercomplex von Hallsleben zu entfernt waren, um mit Nutzen in die Bewirthschaftung des Gutes hereingezogen werden zu können, und die man daher verpachtet hatte. Man hatte mich ihnen als einen „guten Kerl" geschildert, und nun kam Einer um den Andern und versuchte mich anzubohren. Der Eine bat mich, bei einem seiner neugebornen Kinder Pathenstelle zu vertreten, ein Andrer wollte ein Anlehen, um ein Stück Vieh zu kaufen oder einen Sohn zu einem Handwerker in die Lehre zu geben; ein Dritter wollte mit meinem Gelde ein Häuschen bauen oder heirathen oder eine Schenke errichten. Die kleinen Pächter verlangten Verminderung ihres Pachtschillings, Ausbesserung ihrer Häuser oder Zäune, Nachlaß von Zinsresten u. dgl. m. Das Landleben war mir noch etwas Neues; ich machte mich deßhalb mit Eifer daran, es in allen seinen Theilen gründlich kennen zu lernen, und leistete nirgends Abhülfe oder auch nur eine Zusage derselben, ohne zuvor mit eigenen Augen gesehen und mein lebendiges Orts-Conversationslexicon, den Pfarrer, darüber befragt zu haben. Da sah ich denn freilich, daß unter zehn Fällen immer neun waren, in welchen diese Leute mich belogen, um mir Geld abzuschwindeln, und kam zu dem Schlusse, daß wenn alle Klagen, welche man mir vorgetragen, begründet gewesen wären, die jetzige Zeit die schlimmste seit Menschengedenken, die ländliche Bevolkerung die allerunglücklichste und die Leute auf meinem Gute die allergedrücktesten und ärmsten sein müßten — lauter Ansichten, welche durch die Wirklichkeit glänzend widerlegt wurden. Diese gewonnene Ueberzeugung, daß man mich nur habe beschwindeln wollen, weil man mich für einen gutmüthigen aber kurzsichtigen Dummkopf gehalten, machte mich bitter und zugeknöpft gegen die unteren Stände, wie ich schon zurückhaltend und steif gegen meine vornehmen Nachbarn geworden war, und es währte nicht lange, so galt ich auch noch für einen Geizhals und Menschenfeind.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliches.

In der gelehrten Welt ist ein Werk zu erwarten, welchem ein sehr bedeutender wissenschaftlicher Erfolg versprochen wird. Es ist die Frucht sechsjähriger, gründlicher, unermüdlicher Forschungen im Gebiete der Geographie. Der Verfasser hat die bayerischen Alpen, das Rhöngebirg und den bayerischen Wald auf's Genaueste durchforscht, und gibt nun die Resultate seiner Forschung heraus, unterstützt

vom bayerischen Staate, welcher 200 Exemplare des Werkes übernimmt. Derselbe gilt für einen der thätigsten und tüchtigsten unter den jüngeren Geologen Deutschlands.

Wir haben unsere Leser darauf aufmerksam gemacht, theils wegen des Gegenstandes selbst, theils weil der Verfasser, der, obwohl sehr jung, einen so ehrenvollen Namen in der Welt der Gelehrten hat, unser pfälzischer Landsmann ist, nämlich der Bergmeister Gümpel, gebürtig aus Dannenfels am Donnersberg, einer nicht reichen Familie angehörig, aus welcher mehrere Glieder den Weg der Studien betreten haben und jetzt ehrenvolle Stellungen im Staate oder in der Kirche einnehmen.

Gemeinnütziges.

Ein französischer Chemiker hat neulich ein neues Nahrungsmittel erfunden, welches er Fleischmilch (lait de viande) nennt. Es ist eine Art weißer, milchiger Bouillon, den er aus dem Absud von Fleisch und Knochen bereitet. Man vermischt diese Fleischmilch mit Kaffee und Chocolade und erhält dadurch ein sehr angenehmes und nahrhaftes Getränk. Dieses neue Surrogat ist in dem Musterdock für wohlfeile Preise von Delamarre zu haben.

Lebensphilosophie.

Es ist ein Wahn, zu glauben, daß
Unglück den Menschen besser macht.
Es hat dies ganz den Sinn, als ob
Der Rost ein scharfes Messer macht,
Der Schmutz die Reinlichkeit befördert,
Der Schlamm ein klar Gewässer macht.

Verschiedenes.

In seinem neuesten Reisewerke über Amerika erzählt Kohl aus Pennsylvanien oder „Pennsilfohnien“, wie es die deutschen Ansiedler nennen, das Land habe seine besonderen Eigenheiten, unter welchen unserm Landsmann besonders auffiel, daß er nirgends einen Vogel, nicht einmal einen Sperling und eine Krähe entdeckte. Er theilte diesen Gedanken einst etlichen Reisegefährten mit, die zuvor ein Gespräch mit ihm in fließendem Englisch geführt hatten. Als Kohl sich als Deutscher zu erkennen gab, brach der eine los: „Ach! Du bist Deutsch? I klaupt, Du wohrst Inglisch. Well, da kenne wir ja deutsch schwatze. I bin von German dessent (german descent, deutscher Abkunft). Mein Noam verrath mi scho: Baumaier. Hob die Ehre!“ Der Mann wunderte sich, daß Kohl noch keine Krähen gesehen, denn deren hätten sie genug. Kohl beklagte dann weiter, daß er nie eine Nachtigall habe schlagen hören, die still in der Nacht zwischen den Zweigen sitze und durch den Busch flöte. „Ah!“ sagte der amerikanische Bauer, „jetzt versteh' ich. Den Vogel haben wir hier sehr viel, ich höre ihn jede Nacht im Busche schreien, wir nennen ihn aber auf Pennsilfohnisch die Nachteule.“

Nordamerika hat bekanntlich wenig Singvögel und insbesondere keine Nachtigallen.

(Eine genaue Bekanntschaft.) In einem hohen Kreise zu Potsdam erzählte unlängst A. v. Humboldt eine hübsche Geschichte von den amerikanischen Menschenfressern. Er besuchte bei seinen Reisen in Amerika irgend eine Einöde; eines Tages saß er neben einem riesenhaften Indianer, der vor nicht langer Zeit Christ geworden war, und fragte denselben: „Kanntest Du den Herrn Bischof von Quebeck?“ — Da erhob sich der Indianer und sagte: „Ob ich ihn kenne, ich habe ihn ja mitgegessen!“

Zweisilbige Charade.

1.

In Asien und in Afrika
Ist die erste immer da.

2.

Als Waffe und als Zier
Siehst du's an manchem Thier.

Das Ganze.

Man kann recht schöne Sachen
Aus meinem Ganzen machen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 86. Donnerstag, den 17. Juli 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

So traf sie William Pitt, der, Dank dem Schlüssel, welchen Perdita ihm gegeben, das Haus und die Thüre ihres Vorzimmers geöffnet hatte und von keiner ihrer schlafenden Dienerinnen bemerkt zu ihr eintrat.

Miß Robinson flog mit einem leisen Schrei empor und ihm entgegen. Sie warf sich mit leidenschaftlicher Gluth in seine Arme, sie drückte sich fast ängstlich an sein Herz; ihr Haupt an seine Brust gelehnt, mit ihren großen glühenden Augen zu ihm emporschauend, fühlte sie sich gedemüthigt und beschämt, diesem edlen, schönen, leidenschaftlosen Angesicht gegenüber, und bat ihn mit ihren Gedanken um Verzeihung, daß sie es gewagt, an ihm zu zweifeln und seine Liebe auf so harte Proben zu stellen.

William Pitt neigte sich zu ihr nieder und schaute sie an mit tiefen, forschenden Blicken und einem sanften Lächeln, welches eine Mutter oder eine Schwester entzückt haben würde, aber einer Geliebten zu leidenschaftslos und ruhig sein mochte. „Du zürnst mir also nicht, Mary?“ fragte er leise. „Du vergibst es dem Minister, daß er den Mann, welcher Dich liebt, an den Schreibtisch bannte, statt ihm zu erlauben, in Deine Arme zu eilen?“

„Ich verzeihe Dir Alles, vorausgesetzt, daß Du mich liebst“, sagte sie, ihn zärtlich anschauend. „Aber Du liebst mich nicht, William. Ich habe das gestern in Deinen Blicken gelesen. Während alle Welt mir zujauchzte, bliebst Du allein kalt. Der Staatsmann, nicht der Liebende, saß da in der Loge des Grafen Chatham und als das Publikum, als alle Welt applaudirte, rührte der Minister allein nicht seine Hand.“

„Aber er sah Alles“, sagte Pitt lächelnd, „er überließ nur das laute Beifall-Klatschen dem Prinzen von Wales. Seine Hände sind besser dazu gemacht, zu klirrenden Becken kindischer Lust aneinander zu schlagen, besser als die meinen. Ich war in's Theater gekommen, um Dich zu sehen, Perdita, um meine Augen an Deiner Schönheit zu stärken, damit sie alsdann Kraft behielten zu einer langen Nacht voll Arbeit. Jetzt ist die Arbeit vollendet: jetzt, bevor die neue Arbeit des Tages beginnt, will ich hier in Deinen Armen für eine Viertelstunde mindestens ein Asyl suchen gegen alle diese Stürme, welche mich täglich umbrausen. Komm Mary, laß uns niedersitzen. Ich fühle mich ermattet und abgespannt. Es war gestern ein großes Meeting in der City; einige meiner Gegner wagten es da, mich anzugreifen und mit giftigen Reden anzufallen. Aber ich habe ihnen geantwortet, ich habe sie niedergeschmettert, ich habe sie mit zermalmenden Blitzen wieder hinabgeschleudert in die Tiefe, aus welcher sie emporklettern wollten, um mir meinen Herrschersitz streitig zu machen. Ich bin noch immer Pitt und sie liegen gefesselt zu meinen Füßen!“

Und wie er so sprach, flammte sein Antlitz vor Stolz und Begeisterung; seine Augen schossen Blitze. Mary Robinson sah es und mit schmerzlicher Wehmuth sagte sie sich selber, daß es immer nur die Politik, niemals die Liebe sei, welche das Antlitz des Ministers so aufleuchten mache. Aber Pitt lächelte zu ihren zärtlichen Vorwürfen und Beschuldigungen.

„Ich kann nicht lieben, wie diese jungen Cavaliere“, sagte er, „nicht lieben mit heiterem Lächeln und harmlosen Scherzen. Ich

kann nicht, wie ein müßiger Träumer, zu Deinen Füßen liegen und Liebe girren, aber mein Herz gehört Dir doch. Nur vergönne mir, daß ich Dich auf meine Weise liebe. Ich kann nicht schöne Worte machen, ich bin kein Modeheld, kein —«

»Du bist ein Mann, nimm Alles nun in Allem, ich werde niemals Deines Gleichen sehen«, rief Mary, und mit leidenschaftlicher Innigkeit ihre Arme um seinen Nacken schlingend, das Haupt an seine Brust gelehnt, rief sie: »Laß mich Deine Geliebte sein und bleiben, gönne mir das Glück, zu denken: Er gehört nicht blos der Politik, dem Staat, dem Ruhme an! Er ist mein, mein vor allen Dingen und zu allererst! Er breitet seinen schützenden Arm über mich aus, und ich ruhe in dem Schatten seines Ruhmes, wie Eva im Paradiese unter dem Schatten Gottes ruhte!«

»Armes, schönes Kind«, sagte Pitt mit lächelnder Ruhe, »Du sprichst vom Paradiese, und ich meine oft, daß es eine Hölle ist, welche mich umgibt. Du hörst nicht dieses Geschrei der Bosheit und des Neides, mit dem sie mich verfolgen, Du siehst nicht diese Abgründe und Klippen, die sie überall auf meinem Wege mir entgegenschieben. Und warum dies Alles? Weil ich Minister bin, weil Jeder meint, die Stelle, die ich einnehme, besser ausfüllen zu können, weil Jeder denkt, es sei ein großes beneidenswerthes Glück, Minister zu sein.«

Politik, schon wieder Politik, flüsterte Mary in sich hinein, indem sie trostlos ihre Arme von seinem Nacken nieder gleiten ließ. Aber dann kam ein Gefühl zornigen Schmerzes über sie. Sie wollte, sie mußte noch einen letzten Versuch wagen, die Politik, welche drohte, das Herz des Ministers ganz und gar zu beherrschen, wenn nicht durch die Liebe, so doch durch die Eifersucht aus demselben zu vertreiben. Sie erzählte ihm also von ihrem Abenteuer mit dem Prinzen von Wales, von der seltsamen Wette, welche sie mit demselben geschlossen. Und ihr Herz hüpfte hoch vor Freude, als sie William Pitt's Augen auflodern, als sie seine Wangen erglühen sah.

»O«, rief sie aufjauchzend und mit einem seligen Lächeln, »Dein Gletscherherz findet also in seinen Tiefen doch noch einige Leidenschaft, und es erglüht im Zorn, weil der Prinz es wagt, Dir Deine Geliebte abwendig machen zu wollen! Sprich, mein William, ist es so?«

Aber er blickte sie verwundert an und sagte lebhaft: »Nein, nein, Mary, ich zürne nicht, ich freue mich!«

»Ach, er freut sich!« seufzte sie leise.

Pitt indessen achtete nicht auf diesen Schmerzensschrei ihrer Seele. Er schlang seinen Arm um sie und sie fester an sich ziehend, fuhr er fort: »Von heute an sollst Du meine Bundesgenossin, meine Helfershelferin werden. Du sollst die rauhen Pfade der Politik mit mir wandern! Du sollst mehr werden, als meine Geliebte, Du sollst meine Gefährtin, meine Rathgeberin sein. Ach, Du hast den Prinzen von Wales nicht zurückgewiesen, Du hast den stolzen Muth gehabt, diese Wette anzunehmen! Er wird Dich bestürmen mit seiner Liebe, und Du, Du wirst ihn immer mehr an Dich ziehen. Du wirst Einfluß auf ihn gewinnen, Du wirst sein Herz und bald seinen Kopf beschäftigen; wir Beide werden verabreden, welche Gedanken wir ihm in Kopf und Herz einblasen wollen.«

»Politik, und Nichts als Politik«, ächzte Mary wieder, indem sie ganz ermattet ihr Haupt an seine Schulter lehnte.

»O Perdita«, sagte er, und jetzt hatte seine Stimme die Leidenschaftlichkeit früherer Tage wieder gefunden, »o Perdita, sei jetzt nicht, wie andere Weiber sind! Sei mein starkes, kluges Weib! Arbeite mit mir und für mich! Nein, nicht für mich, sondern für England, für das gemeinsame Vaterland, welches ich liebe, wie mein Weib, wie meine Mutter, an deren Brüsten ich Lebenskraft gesogen, die mich genährt und getränkt, geliebt und erzogen hat und der ich vergelten will!«

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

An Unterhaltung und Beschäftigung fehlte es mir freilich nicht: die Rübenzuckerfabrikation und die Brennerei, die Viehmästung und der Getreidehandel hielten mich den ganzen Winter in vollem Athem. Gewöhnt, in geschäftlichen Dingen pedantisch genau und pünktlich zu sein, wollte ich Alles mit eigenen Augen sehen und

machte den ganzen Tag die Runde auf dem Hofe. Ich suchte Abends früher als gewöhnlich und oft todmüde mein Bett, und Wochen vergingen, ehe ich ein anderes Buch öffnete, als eine landwirthschaftliche Encyclopädie oder das große Wirthschaftsbuch. Dazu kam, daß das Herrenhaus und die Oeconomiegebände bald einer durchgreifenden Reparatur bedurften. Ein furchtbarer, orkanartiger Sturm weckte mich nämlich eines Nachts aus dem Schlafe und hielt mich bis gegen Morgen wach. Als der Diener zur bestimmten Stunde in mein Schlafzimmer trat, um mich zu wecken, verkündete sein Gesicht eine Hiobspost. »Ach, Herr Gerhard, was war das für eine fürchterliche Nacht!« hub er an.

»Ein Sturm, wie er mir seit Jahren nicht vorgekommen«, sagte ich.

»Und was für Unheil er angerichtet hat!« fuhr der Lakai fort; »die ganze Reihe Kamine ist heruntergeworfen worden; die Scheune an der Pferdeschwemme ist beinahe ganz abgedeckt, der Giebel am großen Kuhstall herabgestürzt; zwei Feimen im Gartenfelde hat der Sturm ganz zerrissen, und am Gewächshause sind keine sechs Scheiben mehr ganz. Seit Menschengedenken hat der Wind in dieser Gegend nicht so viel Unglück angerichtet!«

Der Schreck fuhr mir ordentlich in die Glieder, und Wolfgang mußte mir beim Ankleiden behülflich sein; dann ging ich sogleich aus, um den angerichteten Schaden zu besichtigen. War nun auch gleich Wolfgang's Schilderung etwas zu lebhaft colorirt, so war doch des Unheils wirklich genug geschehen. Der Wind hatte eine der Abgußröhren des Dachwassers an der Fronte des Herrenhauses verbogen und die ganze Vorderwand im Salon war durch und durch mit Wasser getränkt und durchnäßt. Im Studierzimmer war durch den Einsturz des Schornsteins aller Ruß durch den Kamin in's Zimmer getrieben worden und lag eine Linie hoch auf Möbeln, Gemälden und Büchern. Im Hofe war eine entsetzliche Zerstörung; mehrere der alten Bäume waren zerrissen und hatten die Kronen verloren. Die Elemente hatten eine fürchterliche Verheerung auf Hallsleben angerichtet, und ich mußte alle Baugewerke und eine Menge Taglöhner aus der Nachbarschaft aufbieten, um nur die dringendsten Reparaturen vor Abend vorzunehmen. Ich mußte überall sein, um zu rathen, anzuordnen, zu commandiren, zu drängen.

Als ich mich am späten Abend endlich auf mein Privatzimmer zurückzog, sehnte ich mich nach meinem stillen traulichen Stübchen bei Frau Dähne zurück, wie die Juden in der Wüste sich nach den Fleischtöpfen Egyptenlands gesehnt haben mögen. Es ist denn doch ein ganz andres Ding um das Leben in der Stadt: Das Geräusch der Straßen, die dichtgedrängte Häusermasse geben ein höchst befriedigendes Gefühl der Sicherheit gegenüber von der Gewalt der Elemente. Selbst im mitternächtlichen Wagengerassel kann man noch besser und ruhiger schlafen, als in der Stille eines alten weitschichtigen Herrenhauses, um dessen Giebel Nachts einige Eulen ihr eintönigig wildes Juh — juh-uh-uh! hören lassen, das wie höllischer Jubel klingt. Wie ganz anders ist die Aufregung, wenn man Morgens beim Kaffee seine Zeitung zur Hand nimmt und von nächtlichen Einbrüchen oder anderen Criminalfällen hört, die da und dort in der Stadt begangen worden, als wenn Morgens der Gärtner eintritt und meldet, daß der Fuchs schon wieder eine schöne astrachanische Ente geholt, oder der Jäger anzeigt, daß die Wilddiebe ein Reh geschossen, von dem man noch den Aufbruch im Büsche gefunden? — O Berlin, deutsches Athen an der Spree! himmlische Stadt der Bildung und des Vergnügens, des behaglichen Daseins und der schönen Theater, o warum habe ich mich verleiten lassen, Dich und meine bescheidene ungetrübte frühere Existenz zu verlassen!

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Weinstöcke in Töpfen zu treiben und dieselben in einem Jahre zum Tragen zu bringen.) Ende März oder Anfangs April schneidet man von reifem vorjährigem Holze die schönsten Augen aus, legt sie einzeln in Töpfe und treibt sie in einem Mistbeet an. Man kann zur Sicherheit auch mehrere Augen in einen Topf legen, zieht aber später die übrigen heraus. Der junge Trieb wird nach und nach an die Luft gewöhnt, den ganzen Sommer aber, bis Mitte Septem-

ber, unter Glas gehalten; dann stellt man die Töpfe in's Freie, damit das Holz gehörig reif werde.

Im Monat December beginnt man mit dem Treiben und wird im Mai die Freude haben, an jedem Stocke 2, 4—6 Trauben reifen zu sehen.

Bei gehöriger Pflege werden die Triebe 6—10 Fuß lang; vor dem Treiben werden sie in nahrhafte Erde gepflanzt und der Trieb bis auf ungefähr 4/5 zurückgeschnitten.

Lebensphilosophie.

Wie unser Schatten ist, so mancher treue Freund:
Er bleibt so lang, als uns des Glückes Sonne scheint.

Auf des Schwätzers Lob sollst du nicht hören,
Wenn er einen Lohn von dir bezieht:
Wird sein Wunsch nur ein Mal nicht erfüllet,
Hundertfachen Tadel singt sein Lied.

Verschiedenes.

Einem eifrigen Alterthümler in einer benachbarten Stadt bei Wien wurde kürzlich nach dem großen Wolkenbruche eine Art Grabstein zugesendet, auf dem sich nachstehende, aus römischen Buchstaben und Ziffern bestehende, räthselhafte Inschrift befand:

I. N. A.
R. R. M.
VIII. X.

Der Alterthümer zerbrach sich vergebens den Kopf, was diese Inschrift zu bedeuten habe, sendete auch eine Abschrift derselben an viele Alterthumsforscher. Wer aber malt seinen Aerger, als er plötzlich einen anonymen Brief des Inhalts erhielt: »Blamiren Sie sich nicht länger, die Inschrift lautet: Ein Narr macht zehne!«

Am 15. Juni unternahmen es ein Corporal und drei Soldaten, einen der alten Steinbrüche bei Vernon zu untersuchen. Nachmittags halb drei Uhr gingen sie hinein, verirrten sich aber nach einer halben Stunde dergestalt, daß sie keinen Ausweg mehr finden konnten. Ein mitgenommenes Licht war bald ausgebrannt; sie zerrissen jetzt ihre Hemden, Taschentücher, um Licht zu behalten, doch war dieses Mittel auch bald erschöpft. Gegen Mitternacht sanken sie vor Müdigkeit nieder und umschlangen sich fest, um sich gegen die Kälte zu schützen. Den Tod vor Augen, faßten sie den Entschluß der Verzweiflung, die Steindecke zu durchbrechen, und gaben sich an's Werk. Mit dem neuen Tage begrüßte die Erschöpften ein Lichtschimmer, und gegen Mittag waren sie nach 22stündigem Marsche, von Hunger und körperlicher und moralischer Anstrengung auf's Aeußerste gebracht, erlöst. Sie waren dem schrecklichsten Tode entgangen.

Vor dem Gerichtshofe der Grafschaft Hardin im Staate Kentucky ist ein erschrecklicher Act von Grausamkeit verhandelt worden, begangen von einem Weibe gegen eine dreizehnjährige Stieftochter. Seit etwa 2 Jahren war dieses Mädchen zeitweise Krämpfen, verbunden mit heftigen Schmerzen im Magen, unterworfen. Kürzlich nun erbrach sie sich und warf 33 Nadeln von verschiedener Größe aus und 5 Nadeln kamen aus einer Seite ihres Leibes. Bei einer sofort angestellten Untersuchung erklärte das Kind, daß ihre Mutter mit Hülfe eines andern Weibes sie zu verschiedenen Malen niedergeworfen und gezwungen hatte, Nadeln zu verschlucken. Seitdem die Unglückliche dieselben von sich gegeben hat, bessert sich ihre Gesundheit zusehends.

Ein Mädchen heirathete einen Wittwer; acht Tage nach der Hochzeit wurde sie mißvergnügt; als man sie darüber befragte, sagte sie: »Ich habe immer gehört, wenn man einen Hofrath heirathet, wird man Hofräthin, wenn man einen Professor heirathet, Professorin, darum glaubte ich, wenn ich einen Wittwer heirathete, würde ich Wittwe werden, und nun hab' ich mich bitter getäuscht.«

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 85:
Ahorn.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 87. Samstag, den 19. Juli **1856.**

Ja, ja, das Reelle vergeht immer mehr!

O Welt voller Mängel, was muß man jetzt schau'n,
Dahin ist die Wahrheit und jeglich Vertrau'n;
Betrügen, beschummeln und Nasen zu dreh'n,
Ist jetzo das Motto, um pleite zu geh'n.
Man wird angeräuchert, man weiß gar nicht wie:
In Wissenschaft, Künsten, sowie Industrie,
Da gibt's fremde Namen, das liegt auf der Hand,
Denn Linsenmehl wird Revalenta genannt.
Mehr noch zu beweisen hier, fällt mir nicht schwer:
Ja, ja, das Reelle vergeht immer mehr.

Betrachtet Cigarren, wie schön und wie glatt,
Sie riechen so kräftig, doch hebt man's Deckblatt, —
Da liegen, zu machen Profit und Gewinn,
Vom Kraut der Kartoffel die Knüppelchen drin.
Sonst waren die Handschuh vom feinsten Glacée,
Jetzt platzen sie, hebt man die Hand in die Höh'.
Sonst hielt ein Paar Handschuh drei Bälle aus fein,
Jetzt muß ein halb Dutzend in petto noch sein,
Sonst geht mit den Händen man barfuß einher. —
Ja, ja, das Reelle vergeht immer mehr.

Von Kalbleder war sonst das Fußfutteral,
Und ging es entzwei, nahm der Meister die Ahl;
Jetzt aber woll'n Viele der Schuster selbst sein
Und schmier'n in den Riß Guttapercha hinein.
Sonst war's Tuch zum Rocke gar fein noch und zart,
Jetzt aber wird allwärts die Wolle gespart;
Die Wolle, die jetzo zum Tuch wird verthan,
Sie fühlt sich so grob wie ein Fuhrmannshut an,
Als gäbe kein Schafbock was Feines mehr her. —
Ja, ja, das Reelle vergeht immer mehr.

Pepita hat früher allein nur brillirt,
Doch überall wurde sie dann imitirt,
Denn jetzt gibt's in Deutschland wohl kaum eine Stadt,
Die nicht ihre eigene Pepita hat. —
Sonst baute man Häuser, hochsteinig und stramm,
Jetzt aber hat jed's in vier Wochen den Schwamm.
Sonst standen Figuren am Dache hochauf,
Jetzt aber steh'n nur Hypotheken darauf,
Der Ofen raucht, als wenn's 'ne Dampf-Esse wär',
Ja, ja, das Reelle vergeht immer mehr.

Wenn sonst so ein Streit in zwei Völker gefahren,
Da gab's nicht erst Wechsel mit Noten und Tusch,
Es lagen sich Beide sogleich in den Haaren,
Man fuhr da wie Zielhen heraus aus dem Busch.
Das hat sich geändert, jetzt wird erst gefragt:
Was hat er gesprochen, was hat er gesagt?
Dabei steigt's Getreide zu riesigen Höh'n,
Weil Keiner so recht auf den Trichter will geh'n.
Da sieht man es deutlich: selbst Prügel hält schwer. —
Ja, ja, das Reelle vergeht immer mehr.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Perdita hatte ihr Haupt, während Pitt sprach, langsam von seiner Schulter erhoben und schaute mit schmerzlichem Staunen in sein glühendes, erregtes Angesicht. Als er jetzt schwieg und seine flammenden Blicke mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Bitte auf sie heftete, hob sie ihre Arme und ihre von Thränen getrübten Augen zum Himmel empor. „Mein Gott, mein Gott“, rief sie mit schmerzlichem Zorn, „sein Herz ist also der Leidenschaft fähig, aber das Weib, welches er allein zu lieben versteht, ist nicht vom Weibe geboren, es heißt Britannia!“

William Pitt zuckte zusammen und schien wie aus einem glücklichen Traum zu erwachen. „Verzeihung, Mary“, sagte er leise, „es ist wahr, meine Gedanken schweiften ab. Diese

wichtige Nachricht, welche Du mir mitgetheilt, beschäftigt mich, denn sie kann für England von großen Folgen sein. Du siehst, wie sehr ich Dich liebe und ehre, da ich glaube, daß Du dazu ausersehen bist, handelnd in das Schicksal Englands einzugreifen. Nicht wahr, Du versprichst mir, meine treue Bundesgenossin zu sein? Du willst den Prinzen nicht grausam zurückstoßen? Du wirst anscheinend seine Liebe annehmen, Du wirst Dich zur Genossin der berühmten Soupers in Carltonhouse machen, und was Du dort erfährst und was sie dort sprechen, das wirst Du mir wieder sagen?«

»Das heißt, ich soll eine Verrätherin und Spionin werden?« fragte sie mit einem rauhen Lachen. »Wie aber, wenn ich bei diesem politischen Experiment mein eigenes Herz verlöre? Wenn ich das Unglück hätte, mich selber alles Ernstes in den Prinzen zu verlieben?«

»Ach«, rief Pitt mit unbefangenem Lachen, »ach, Du scherzest, Mary! Aber es wird Dir nicht gelingen, mir Furcht einzuflößen. Ich denke, wer einmal so närrisch ist, den William Pitt zu lieben, der gibt ihn nicht auf, selbst nicht um den Kronprinzen von England. Ich lege mein Herz in Deine Hände, Du wirst es nicht zerbrechen, nicht aufgeben!«

Sie sah ihm mit einem seltsamen, halb spöttischen, halb schmerzlichen Lächeln in's Angesicht. »Und was forderst Du also im Vertrauen auf meine Liebe von mir?« sagte sie.

»Ich bitte Dich, auf die Laune des Prinzen einzugehen«, sagte Pitt. »Verlocke ihn mit Deinem Lächeln, Deinen Liebesblicken, sei seine Delila, schläfre ihn zu Deinen Füßen ein! Dann rufe mich und wir wollen dem neuen Simson das Haar beschneiden und ihn gebunden vor uns demüthigen. Dann aber rufe ihn wach, dann schrecke ihn auf mit diesem Wort: William Pitt über Dich, Prinz von Wales! Ich bin Delila, die Freundin William Pitt's!«

Er lachte und Miß Robinson sanft umschlingend, drückte er einen Kuß auf ihre Lippen. Dann stand er auf und schickte sich an zu gehen.

»Du willst schon fort?« fragte sie. »Du willst mich so verlassen?«

»Ich muß fort, Mary«, sagte er, seinen Mantel umwerfend. »Ich kam nur her, um Dich zu sehen, um mir für diesen schweren Tag die süße Erquickung Deines Anschauens zu verschaffen; jetzt steht Dein Bild in meinen Augen und in meinem Herzen. Jetzt kann ich gehen. Lebe wohl, Mary! So Gott will, kehre ich heute Abend heiterer und mit weniger Sorgen belastet zu Dir zurück. Wenn heute der große Staatsstreich gelingt, wenn der König das Parlament eröffnen kann, dann, Perdita, ist mein Sieg gewiß. Und Du wirst mir dann helfen, ihn zu bewahren, nicht wahr, Mary? Unser Losungswort heißt jetzt: William Pitt über Dich, Prinz von Wales! Ich bin Delila, die Freundin William Pitt's!«

Er nickte ihr heiter lächelnd zu und verließ dann eilig das Gemach. Miß Robinson schaute mit einem fast feindlichen Ausdruck ihm nach.

»Die Freundin William Pitt's«, wiederholte sie langsam. »Ach«, sagte sie dann, in sich erschauernd, »es ist eine kalte, eisige Liebe und mir scheint, es legt sich schon eine Eiskruste um mein Herz! Noch ist sie durchsichtig und leicht, aber wehe Dir, William Pitt, wenn Du mein Herz nicht bald wieder aufthauen machst. Du hast mich heute bis in den Tod gekränkt und Fox — ist bereit, mich an Pitt zu rächen!«

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

O leichtsinniger Vetter Gerhard, warum bist Du ohne ein Testament gestorben und hast mir dieses verwünschte Rittergut als Erbe hinterlassen?

Was sind Nachbarn auf dem Lande anders, als ein euphemistischer Ausdruck für widerstreitende Interessen? Wenn der Schatten von einem Deiner Bäume oder Zäune auf eines andern Mannes Land fällt, so ist er Dein Feind! Bist Du ein Neuling in der Landwirthschaft, so macht sich Dein Nachbar über Dich lustig! bist Du der Abkömmling ehrsamer, fleißiger, bürgerlicher Eltern, so sieht er auf Dich geringschätzig herunter! Bist Du von adeligem Blute, so trägt er Dir die alten Fehden eurer beiderseitigen Ahnen nach. Bist Du ein tüchtiger Geschäftsmann, so sieht er in Dir einen Feind, weil Du ihm, dem minder Rührigen, Concurrenz bereitest. Verläuft sich ein Schöps aus Deiner Heerde, so wirst

Du an ihm gepfändet für den Schaden, den er auf Deines Nachbars Gut angerichtet haben soll; kommt eines Deiner sorglich gehegten, aber gedankenlosen Rehe über das Weichbild Deines Gutes hinaus, so schießt es ein tölpelhafter Wildschütze Deines Nachbars an, daß es elendiglich umkommt und von den Füchsen und Krähen gefressen wird, oder Dein Nachbar klagt gegen Dich wegen Wildschadens und fordert Ersatz! — Wie glücklich ist man da doch in einer großen Stadt daran! Da hat man keine Nachbarn, und wenn man nicht in einer wilden Ehe lebt oder eine Fabrik von Reibzündhölzchen hat, so kümmert sich der Nachbar im nächsten Hause nicht um Einen. Du kannst leben wie Du willst und wie Du es für Deine Behaglichkeit und Deine Einkünfte am Passendsten findest. Auf dem Lande dagegen kostet Dich die Respectabilität ein schweres Geld: wie groß oder klein Dein Einkommen auch immer sein mag, Du mußt ein Haus machen, das oft mehr kostet, als Du einnimmst, so daß es am Ende zu nichts Andrem führt, als zum Concurs, wenn ein Gutsbesitzer auf dem Lande ein „standesgemäßes“ Haus führen will.

Wie viele Freundschaften weckt aber nicht der Sonnenschein Deines Glückes! Selten vergeht ein Tag, ohne daß Dir die Postmappe mehrere Beglückwünschungsschreiben von Leuten bringt, die Du kaum oberflächlich gekannt hast. Der Eine hat einen Sohn, welcher von der Universität relegirt worden und darum nun zum Studium der Landwirthschaft übergegangen ist, und den Du nun „um Geld und gute Worte gratis“ als Practikanten, Volontär oder unter irgend einem andern Titel aufnehmen und füttern und reiten und fahren und jagen lassen sollst, da er sich zur Arbeit für zu gut hält. Ein Anderer wünscht in die Kammer gewählt zu werden, und erkundigt sich nach etwaigen Aussichten in Deinem Bezirke, wenn er unter Deiner Fürsprache die Candidatur ambiren würde. Der Dritte hat eine Tochter, die mit einem Candidaten der Theologie ohne Aussichten auf eine Pfarrstelle schon seit fünf Jahren verlobt ist, und appellirt an Deine alte Freundschaft bei eventueller Erledigung der Pfründe, auf welche Dir ein Präsentationsrecht zusteht. Ein Vierter, ein echter Berliner Nimrod von der Schützengilde, ladet sich auf den Frühlingsschnepfenstrich zu Dir ein. Ein Fünfter bittet um ein Reh zu einem Familienschmause, zu dem er Dich um so leichter einladen kann, als er weiß, daß kein Vernünftiger um einer derartigen Spießbürgerfête willen bei sechszehn Grad Kälte in die Residenz reist. Ein Sechster zeigt Dir an, daß er demnächst in Geschäften in Deine Gegend kommen und sich erlauben wird, auf einen oder zwei Tage bei Dir vorzusprechen, um sich von Deinem „werthen Befinden“ zu überzeugen. Ein Siebenter ladet Dich im Namen der Sonnabendgesellschaft bei Lutter und Wegener zu einer Subscription für die Hinterlassenen „unseres verehrten Bummelmeyer“ ein, dessen Namen Dir zum ersten Male in Deinem Leben vorkommt! Alle diese Briefe erfordern eine Antwort von Dir, wenn Du Dein Prädicat als Mann von Erziehung aufrecht erhalten willst. Aber wie strotzt Deine Briefmappe erst immer von verhängnißvollen Kreuzbändern und Couverts mit Adreß- und Empfehlungskarten, Circulären, Katalogen, Preiscourants ꝛc. von Schneidern, Schuh- und Hutmachern, Sattlern und Wagenfabrikanten, Auctioneurs, Buch- und Delikatessen-, Wein- und Musikalienhändlern, Marchandes des modes, Im- und Exporteurs, Cigarrenhändlern, Möbelfabrikanten und Schnittwaaren-Magazinen, Büchsenmachern ꝛc. aus aller Herren Ländern! Lauter Anschläge, die auf Deine Börse und Deine Eitelkeit oder Gesundheit gemacht werden, und die Deinen Papierkorb füllen!

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Mit Bezug auf die neuerlich in öffentlichen Blättern angeregte Ultramarin-Färbung des Zuckers hat das Polizei-Präsidium in Berlin sachverständige Untersuchungen von Zuckerproben, die aus verschiedenen Fabriken entnommen waren, veranlaßt. Hierbei hat sich auf zehn Pfund raffinirten Zucker nur $1/2$ Gran Ultramarin und in dem letzteren nicht eine Spur von Arsenik oder anderen schädlichen Substanzen gefunden, so daß jede Besorgniß der Schädlichkeit des mit Ultramarin gefärbten Zuckers als unbegründet zu erachten ist.

Lebensphilosophie.

Drei sind der Wege des Geldes: Verlieren, Genießen
und Spenden;
Wer nicht genießt oder gibt, würdig ist, daß er verliert.

Drei Menschen auf ein Mal verdirbt Verleumdungs-Gift:
Den der sie spricht, den der sie hört, den so sie trifft.

Verschiedenes.

Woher kommt der Spottname „Bruder Jonathan“, womit manchmal die Bewohner der vereinigten Staaten bezeichnet werden? Als Washington, der berühmte Begründer der Unabhängigkeit der Union, auf dem Punkte stand, Maßregeln zur Vertheidigung von Massachussets zu ergreifen, begegnete er unvorhergesehenen und fast unübersteiglichen Hindernissen zur Verproviantirung seiner Armee rc. Aus Furcht, den Verlust dieses Staates in dem Augenblicke zu beklagen zu haben, wo die englischen Generale ernstlich daran dachten, sich seiner zu bemächtigen, beschloß er, sich an einen seiner Freunde zu wenden, Jonathan Trumbull, einen klugen und aufgeklärten Mann, Statthalter von Connecticut, um ihn um seine Meinung zu fragen. In dem Momente, wo er diesen Beschluß faßte, rief er aus: „Sehen wir, was Bruder Jonathan davon denkt!“ Der Statthalter von Connecticut war ein wohlberathener Mann; er bewies es, indem er das Verhalten angab, das man nach seiner Meinung zu beobachten hatte, wenn man Massachussets retten wollte. Washington richtete sich nach den Wünschen seines Freundes, und die Engländer machten den vergeblichen Versuch, sich des Staates zu bemächtigen, den sie schon als eine sichere Beute betrachteten.

Dieses Resultat, das Washington selbst nicht verfehlte, den Rathschlägen und Angaben Jonathan Trumbulls beizumessen, machte dessen Namen unter den Soldaten der Union sehr populär, und jedes Mal, wenn in der Folge Hindernisse und Schwierigkeiten sich erhoben, die unübersteiglich schienen, pflegten sie zu sagen: „Der General muß sich wieder an den Freund oder Bruder Jonathan wenden.“ Nach und nach wurde diese Phrase eine Art Sprüchwort im Munde Derer, die sich in Verlegenheit befanden. Die Ausländer, die den Sinn des Sprüchwortes nicht begriffen, machten zuletzt den berühmten Bruder Jonathan zum Spottnamen der Nordamerikaner.

(Aus der guten alten Zeit.) Im Jahre 1766 wurde das Bad Oberschaffhausen, durch Wundercuren an Gicht-, Brust- und Unterleibskranken schon berühmt, erweitert und der Unternehmer zeigte damals an, daß er, „um belobtes Wasser allen Ständen zugängig zu machen“, folgenden Tarif gestellt habe: Für ein Prachtzimmer 4 kr., ein mittleres 2 kr., ein geringeres 1 kr. täglich; ein Bad kostet 3 kr.; ein Couvert an der feinen Tafel (Suppe, Rindfleisch, Beilage, Gemüs, Fleisch, Fisch, Braten und Dessert, sammt entsprechendem Abendessen) 15 kr.; geringere Mittag- und Abendtafel 10 kr.; eine Separatmahlzeit 4 bis 8 kr. Der Schoppen geringster Wein wurde mit 2, feinster rother mit 5 kr., das beste Bett mit 2, einfachere mit 1 kr. per Tag bezahlt. — Frage doch der geneigte Leser einen jetzt, nach 100 Jahren, von Baden, Homburg rc. heimkehrenden Curgast nach der Zeche! Welcher Unterschied . . . .

Dreisilbige Charade.

1.

Zur Rettung aus Gefahren
Vor vielen tausend Jahren
Hat's fromm und gottvertraut
Ein kluger Mann erbaut.

2. 3.

Und willst du lange sitzen,
Kannst du die zwei benützen;
Doch still und ruhig bleib',
Dann dient's zum Zeitvertreib.

Das Ganze.

Den Hafen groß und wichtig
Mit Schiffern stark und tüchtig
Im fernen kalten Nord
Nennt dir des Ganzen Wort.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 88. Dienstag, den 22. Juli 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

V. Der König.

Im Windsorpalast machte man indeß die Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten des heutigen Tages. Der König war oder schien noch immer gesund, hatte noch vor einer Stunde sich bereit erklärt, seiner Pflicht zu genügen und das Parlament in Person zu eröffnen. Die Königin Sophie Charlotte hatte diese Freudenbotschaft sofort an den Schatzkanzler William Pitt gemeldet und ihn aufgefordert, Punkt neun Uhr mit den Ministern in Windsor zu erscheinen, um den König in's Parlament zu begleiten. Dann hatte sie mit ihrem Gemahl dejeunirt und sich noch ein Mal überzeugt, daß er in der That ganz wohl sei, daß der Dämon seinen Geist noch nicht umwölkte, daß er noch klaren Blickes die Gegenwart erfaßte, und keine Träume, keine Gesichte ihn beängstigten. Sie bemühte sich daher, ihn in seiner heitern Ruhe zu erhalten, sie ging auf seine Laune ein und betrachtete wieder und immer wieder diese Reihe von Miniaturporträts; sie stellten sämmtliche junge, möglichst reizende, möglichst verführerisch lächelnde Mädchen dar: es waren die Porträts sämmtlicher unvermählter Prinzessinnen Deutschlands.

Der König Georg III. hatte sich von allen deutschen Prinzessinnen Porträts senden lassen, und unter diesen wollte er jetzt für den Prinzen von Wales eine Gemahlin aussuchen. Das war seit einigen Tagen seine Lieblingsbeschäftigung, sein dominirender Gedanke, die eigensinnige Laune seines armen Kopfes, und die Aerzte hatten der Königin zugeflüstert, daß es gefährlich sein würde, dieser Laune entgegenzutreten, daß der böse Dämon der Krankheit, welcher jetzt nur noch mit heiteren Hochzeitsklängen und lachenden Brautliedern die Stirn des Königs umflatterte, dann, durch Widerspruch gereizt, sich gar leicht wieder mit wilden Zornesausbrüchen in seinem Gehirn festsetzen möchte.

Sophie Charlotte war daher immer bereit, auf dieses Lieblings-Gespräch des Königs einzugehen; sie verstand es, den Unwillen des Königs gegen den Prinzen von Wales, der freilich durch seine Verschwendungssucht wohl den Unwillen seines königlichen Vaters verschuldet hatte, dadurch zu besänftigen, daß sie dem König mit der Hoffnung schmeichelte, der Prinz von Wales werde bereit sein, den Wunsch des Königs zu erfüllen und die Gemahlin anzunehmen, die der König für ihn auswählen wolle. — Der König, ganz erfüllt von dieser Idee, schien indeß ganz und gar darüber die wichtige Ceremonie, die seiner harrte, vergessen zu haben, und statt, wie die Königin ihn schon mehrmals ersucht hatte, sich in sein Toilettenzimmer zu begeben und den Ornat anzulegen, stand Georg III. noch immer vor den Miniaturbildern und suchte unter ihnen die künftige Gemahlin seines Sohnes.

Als die Königin es noch ein Mal wagte, ihn an die Parlamentseröffnung zu erinnern, machte er eine unwillige Bewegung und eine leichte Wolke flog über seine Stirne hin. „Wenn ich das Parlament eröffnen soll, muß ich ihm zugleich die so lang ersehnte Verlobung des Prinzen von Wales anzeigen können“, sagte er heftig, und mit gebieterischer Stimme fügte er hinzu: „Man gehe und rufe mir nun den Prinzen von Wales! Er soll sogleich hierher kommen. Er soll sich sogleich seine Gemahlin wählen, ich werde nicht eher das Par-

lament eröffnen, bis er gewählt hat! George soll kommen!«

Die Königin schaute mit innerlichem Beben in dieses bleiche, kränkliche Antlitz ihres Gemahls, sie las auf seiner zuckenden Stirn, daß es gefährlich sein würde, seinem Willen zu widersprechen und sie beeilte sich daher, dem im Vorsaal wartenden vertrauten Kammerdiener den Befehl zu geben, sofort den Prinzen von Wales zu rufen, aber indem sie das that, flüsterte sie ihm zugleich den weitern Befehl zu, wenn die Staatsminister kämen, dieselben sofort einzulassen, wenn auch der Prinz den König noch nicht verlassen habe.

Als sie sich dann dem Gemahl zuwandte, sah sie ihn schon wieder vor dem Tische stehen, auf welchem die Portraits lagen. Die beiden Hände auf die Marmorplatte des Tisches aufgestützt, schaukelte er seine Gestalt leise hin und her und betrachtete mit vornübergeneigtem Haupte die unseligen Portraits.

»Es wird ihm schwer werden, unter diesen dreißig reizenden Gestalten sich für eine einzige zu entscheiden«, sagte er mit einem Lächeln, welches das Herz der Königin erbeben machte vor Entsetzen. — »Er ist leichtfertig, mein Sohn George, und würde viel leichter bereit sein, statt Einer alle Dreißig zu nehmen! Mein Sohn ist sehr verwöhnt, denn England ist sehr reich an schönen Frauen. Doch dünkt mich, sie können sich mit diesen deutschen Prinzessinnen nicht vergleichen! Bist Du nicht auch der Meinung, Charlotte?«

»In der That«, sagte die Königin mit einem Lächeln, welches sie mühsam ihrem angstvollen Herzen abgezwungen hatte, — »in der That, es sind dies wirklich sehr schöne Gesichter.«

»Aber George soll ganz freie Wahl unter ihnen haben«, fuhr der König fort. »Nur wählen muß er, das ist die einzige Bedingung, unter der ich ihm sein verschwenderisches Leben verzeihen kann. Ach, Charlotte, es ist traurig, daß die Könige ein Herz haben, denn Niemand denkt daran und Niemand glaubt, es schonen zu müssen.«

Er zuckte leicht zusammen und fuhr mit seiner Hand an seine Stirn. »Ich bin krank«, seufzte er leise. »Die Aerzte sagen, ich leide am Kopfe, ich aber sage Dir, ich leide noch mehr am Herzen. Mein Sohn George thut mir so weh! Dieses Schuldenregister des Prinzen, das mir der Schatzkanzler da gebracht hat —!«

»Er wird sich bessern, mein Gemahl«, sagte die Königin, welche mit einer wahren Todesangst sein Antlitz betrachtete, über welches finstere Schatten dahinfuhren, als ob der Dämon sich tiefer und tiefer hinabsenke auf seine Stirn. »Ja, er wird sich bessern! Denken Sie jetzt nicht daran. Lassen Sie keine trüben Wolken diese liebe Stirn beschatten. Ganz London ist auf den Straßen, um seinen König zu sehen, zeigen Sie Ihrem Volke ein heiteres Angesicht!«

»Ja, ich will es, und hoffe Grund dazu zu haben«, sagte der König lächelnd. »George wird kommen und sich eine dieser Prinzessinnen wählen. Dann werde ich ihm auch verzeihen.«

»Und Sie werden dann seine Schulden aus Ihrer Privatschatulle bezahlen, nicht wahr, mein Gemahl?«

»Erst möge er wählen, dann wollen wir sehen, was sich thun läßt. Nicht wahr, Charlotte, er wird uns diese Freude machen? Mein Gott, er kann nicht so hartherzig sein, alle diese schönen Mädchen zu verschmähen. Sie sind wirklich so schön!«

Und der unglückliche König neigte sich abermals seinen Bildern zu. Die Königin wandte sich seufzend ab, sie begann schon an der Erfüllung ihrer Hoffnungen zu verzweifeln. Wenn der Prinz dem Willen seines Vaters sich nicht fügte, dann war der König, dann waren seine Minister und alle diese stolzen Hoffnungen auf eine dauernde Herrschaft für sie für immer verloren. Es kam also für sie Alles darauf an, daß der König nicht gereizt, daß er in seinem friedlichen Gleichmuth erhalten werde, bis er die feierliche Ceremonie dieses heutigen Tages zu Ende geführt. Als daher jetzt der Diener eintrat und den Prinzen von Wales meldete, trat sie lebhaft zu ihrem Gemahl hin, und sich mit einem sanften Lächeln an seine Schulter lehnend, flüsterte sie: »Sire, würde es nicht besser sein, wenn Sie den Prinzen erst bei Ihrer Rückkehr vom Parlament empfingen?«

»Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich diesem Parlament den Namen der Braut meines Sohnes sagen will?« rief der König mit dem Eigensinn seiner Krankheit. »Ich werde George also gleich empfangen und, Verzeihung, Char-

lotte, ich wünschte meinen Sohn ohne Zeugen zu sprechen.«

Ihr Herz erbebte in namenlosem Schrecken. Den König und den Prinzen allein sich gegenüberstellen, das hieß das drohende Unheil heraufbeschwören; denn Sophie Charlotte kannte nur zu wohl das heftige, leicht gereizte, aufbrausende Naturell dieses Vaters und dieses Sohnes, sie wußte, daß sie Beide niemals, ohne ein vermittelndes besänftigendes Band, harmonisch in einander klingen konnten, daß sie in ihrem Wesen Nichts mit einander gemein hatten, als eben ihre Heftigkeit und den Widerspruch ihres leicht gereizten Zorns.

Aber sie durfte es dennoch nicht wagen, zu widersprechen, sie mußte es dem Zufall oder dem Schicksal überlassen, zu entscheiden, wie diese Scene zwischen Vater und Sohn sich enden solle.

Als der König sie zum zweiten Male bat, ihn mit seinem Sohne allein zu lassen, sagte sie seufzend: »Ich gehe also, mein Gemahl. Ich verlasse Sie, weil Sie es wünschen! Aber ich bitte Sie, seien Sie dem armen George milde!«

»Ja«, murmelte der König, als seine Gemahlin langsam das Gemach verließ, »ja, ich will ihm noch ein Mal ein Vater sein! Möge er das Vaterherz nicht von sich stoßen!«

Er winkte dem noch immer an der Thür wartenden Diener und befahl ihm, dem Prinzen von Wales die Thüren zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise hatte ich ohne mein eigenes Zuthun bald das Vergnügen, mein Haus voller Gäste zu sehen; halb Hamburg und Berlin schien sich mit beginnendem Frühling bei mir Rendezvous geben zu wollen. Allein weder die Diners, zu welchen derartige Besuche Anlaß gaben, noch die Erwähnung der Gastlichkeit von Hallsleben in dem Kreis- und Intelligenzblatte konnten mich mit dem Ungemach versöhnen, das mir durch die Aufopferung meiner Ruhe und Behaglichkeit erwuchs.

Der Sommer nöthigte noch zu größeren Opfern an meiner Bequemlichkeit. Meine Nachbarn bekamen ebenfalls Gäste, und da sie meine Diners hatten verschönern helfen, so durfte ich mich ihren Einladungen auch nicht entziehen. Zugleich mußte ich ziemlich unverhohlen bemerken, daß man hier eine hübsche Wittwe, dort eine gereifte ledige Cousine zu meiner Tischnachbarin ausersehen, welche es nicht verschmäht haben würde, Herrin auf Hallsleben zu werden, wenn es ihren Reizen oder ihrer Anmuth gelingen könnte, mein Junggesellenherz zu erweichen, das jedoch leider aus vulcanisirtem Kautschuck zu bestehen schien. Die Blätter fielen vor den ersten Herbstfrösten, ohne daß ich meinem Entschlusse, ein Junggeselle zu bleiben, untreu geworden war. Allein meine Nachbarinnen schienen darum doch nicht an mir zu verzweifeln; sie rechneten auf die Unlust, welche jedem Hagestolzen die Führung eines großen Hauswesens verursacht, und die auch ich im ausgedehntesten Maßstabe empfinden mußte. Ich hatte in gutmüthiger Thorheit, wie schon erwähnt, die gesammte Hausdienerschaft meines Vorgängers beibehalten. Jedes Individuum hatte seine angewiesenen bestimmten Functionen, die ich sorgfältig zuvor abgegrenzt hatte, aber trotzdem, daß sie eigentlich beinahe lauter Sinecuren bekleideten, waren sie das unzufriedenste und rebellischeste Gesinde, das wohl jemals unter Einem Dache beisammenlebte. Es ist ein sehr wahres Sprüchwort: »zu viele Köche verderben den Brei«, und so ward auch ich durch fünf oder sechs Dienstboten beiderlei Geschlechts weit schlechter bedient, als ich es früher in meiner Miethswohnung bei Frau Dähne gewesen war. Kein Tag verging, ohne daß ich Frieden stiften und Hader schlichten mußte, und die Veruntreuungen, die dadurch aufgedeckt wurden, empörten mich oft auf's Höchste. Am Ende aber lief mir die Galle doch über, als ich, von einem Balle bei Nachbar W. heimkehrend, um Mitternacht von meinem Kutscher, der sich in der Bedientenstube in Bier und Schnaps übernommen hatte und auf seinem Bocke eingeschlafen war, sammt Roß und Wagen durch das Umstürzen des letztern in einen Teich geschleudert wurde, aus dem ich mich nur mit Mühe rettete; und als ich nun in meinem leichten Gesellschaftsanzuge und bis auf die Haut durchnäßt das Vergnügen hatte, in stockfinsterer Nacht eine volle Wegstunde

nach Hause zu laufen, da der Wagen zerbrochen und eines der Pferde lahm geworden war; als ich ferner am andern Morgen, mit einem tüchtigen Schnupfen erwachend, Fliederthee begehrte und vernahm, daß die Köchin am hellen Tage noch in den Federn liege, weil sie in verwichener Nacht — eines gesunden Knäbleins genesen sei.

Zufällig ergab sich, daß der gewissenhafte Kutscher der Sponse der keuschen Köchin war, und ich ließ die Gelegenheit nicht unbenützt, dieses würdige Paar mit einem vierteljährigen Lohn in der Tasche sogleich zu entlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Beständigkeit wird steh'n! will gleich der Freund betrügen;
Pocht gleich der tolle Feind! Ihr wird kein Glimpf obsiegen.
Sie acht' kein glänzend Schwert, sie schätzt kein' Ehrenkron'.
Kein' Arbeit macht sie matt, sie fragt nach keinem Hohn.
Nichts gilt der Worte Pracht, Nichts wilder Löwen Rachen,
Dräu' ihr mit Rad und Spieß, laß Gluth und Flammen krachen!
Erlang' ihr Lebens-Ziel! heiß' sie in Angst vergeh'n!
Ja wirf den Himmel ein! Ist's sie, so wird sie steh'n.

Verschiedenes.

(Metamorphose.) Rösle. „Ach, grüß' Dich Gott, Theres'! Dich hab' ich schon lange nicht mehr unter's G'sicht 'kriegt!"

Therese. „Ei, das „Theres'" verbitt' ich mir, ich heiße jetzt Madame Schmalzer!"

Rösle. „Herrje, was, Du bist verheirathet! Ja und wen hast Du denn?"

Therese. „Mein Mann ist Trompeter erster Classe!"

Rösle. „So, d'rum bist Du so aufgeblasen!"

In Ulm ist am 7. Juli in der Münsterkirche ein Brautpaar getraut worden, wie's wohl noch „nicht dagewesen ist". Er kann nicht mit ihr reden und sie nicht mit ihm; er kann nicht hören, was sie sagt, und sie nicht, was er sagt, — kurz und gut, Beide sind taubstumm. Eine curiose Haushaltung mag's abgeben.

An einem der letzten Abende saßen in Wien einige Herren vor einem Kaffeehause, ruhig plaudernd und rauchend. Plötzlich ertönt gellendes Angstgeschrei. Man horcht..... abermals Hülferufe, immer kläglicher und herzzerreißender, und zwar aus der oberen Etage des gegenüberliegenden Hauses. Jetzt springt man auf, holt den Wirth, nimmt vorsichtig auch noch eine Patrouille mit und rasch wird hinaufgestiegen, erwartungsvoll die Thür geöffnet — — da sitzt eine Dame im Negligee lesend auf dem Sopha, nicht wenig über den späten Besuch verwundert. Wer war die Dame? Die ausgezeichnete Hofschauspielerin Frl. Seebach, welche eben eine Rolle einstudirte und dabei den Ausruf des Entsetzens und Schmerzes so natürlich gab, daß man wenigstens Räuber und Mörder zu vermuthen berechtigt war. — Daß die Scene zum beiderseitigen Ergötzen endete, braucht nicht gesagt zu werden.

(Wie man's nimmt.) Ein Hindostane in Madras, der viele Schulden gemacht hatte und häufig um deren Bezahlung ermahnt wurde, ließ sich von einem Missionär taufen, nachdem er nothdürftig im Christenthum unterrichtet worden war. Als sich nun seine Gläubiger wiederum einstellten und auf Bezahlung drangen, sagte er: „Ich bin ein neuer Mensch geworden. Ihr habt an den Ainas (dies war sein heidnischer Name) Forderungen; der bin ich aber nicht mehr, und für einen Anderen zahle ich nicht."

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 87:

Archangel.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 89. Donnerstag, den 24. Juli **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

VI. Vater und Sohn.

Wenige Minuten später trat der Prinz in das Kabinet des Königs ein. Seit langen Wochen zum ersten Mal standen sich Vater und Sohn einander gegenüber, und Beide schienen sie mit neugierigem Erstaunen sich mit ihren Blicken einander zu fragen, wie es komme, daß sie sich jetzt mit ihren Augen und ihren Gesichtern wieder begegneten, da doch ihre Herzen und ihre Gedanken sich niemals begegneten und niemals mit einander waren. Aber doch waren die Empfindungen Beider so ganz verschieden. Der König fühlte sein Herz von einer sanften Rührung geschwellt, als er den Sohn wieder sah, dem er so lange gezürnt, dem der an ein stilles, nüchternes, gottesfürchtiges Leben gewöhnte Mann sein üppiges, verschwenderisches, in Zerstreuung durchschwelgtes Dasein als ein Verbrechen anrechnete, welches er indessen in dieser Stunde bereit war zu verzeihen, wenn sein Sohn dafür sich willig zeigte, auch seinen Wünschen zu genügen und sich eine Gemahlin zu wählen.

Der Prinz aber sah in dem König nur den harten, strengen Vater, der sich mit unerbittlicher Energie seit Monaten weigerte, die Schulden seines Kronprinzen zu bezahlen, der es duldete, daß der einstige König von England sich in steter Flucht und Sorge vor seinen Schuldnern befand, daß er kaum noch wagen durfte, sich öffentlich zu zeigen, ohne von dem stürmischen Flehen oder von dem unverschämten Drängen seiner Schuldner angefallen zu werden, daß er von seinen Feinden verspottet und verhöhnt, von seinen Freunden sogar bemitleidet ward. Dies war die Ursache der gänzlichen Entfremdung des Prinzen gegen den Vater. Der Prinz kam also nicht mit der Liebe eines demüthigen, reuevollen Sohnes, sondern mit dem stolzen Trotz eines beleidigten, vom Schicksal und von den Höflingen verwöhnten Mannes, und er rechnete es seinem Vater als ein schweres Vergehen an, daß er ihn aus diesen Verlegenheiten nicht erlöse, welche er sich indessen selber bereitet hatte. Er ging daher dem König nicht mit heiterm, lächelnden Antlitz entgegen, er drückte die dargereichte Hand desselben nicht an seine Lippen, sondern er blieb kalt und fremd ihm gegenüber stehen und sagte mit einer ceremoniellen steifen Verbeugung: „Ew. Maj. haben die Gnade gehabt, mich rufen zu lassen. Ich erwarte Ihre Befehle!“

Der König schüttelte mit einem trüben Lächeln sein Haupt und ließ die Hand sinken, welche er seinem Sohn vergeblich dargereicht.

„Nicht so, George“, sagte er milde. „Es ist hier keine Majestät, sondern nur ein Vater, welcher seinen Sohn willkommen heißt. Wir wollen heute nicht von Staatsgeschäften reden, George, sondern von Familienangelegenheiten. Du solltest jetzt ernstlich daran denken, Dir eine Familie zu begründen, mein Sohn.“

Der Prinz runzelte die Stirn; über seine Wangen von durchsichtiger Blässe flog eine leichte Röthe. „Ich überlasse die Sorge dem Parlament“, sagte er nachlässig, „dem Parlament und meinen Gläubigern, welche sich ja schon Wochen lang damit beschäftigen, mir eine möglichst reiche Gattin auszusuchen.“

Der König sah ihn mit einem Blick milden Vorwurfs an. „Ich mache es wie das Parlament“, sagte er, „ich wünsche auch, Dich zu vermählen. Komm, George, laß uns einmal Familienrath halten!“

Er reichte dem Prinzen mit einem bittenden Blick die Hand dar und führte ihn zu dem Tische hin, auf welchem die Miniaturportraits lagen.

„Betrachte einmal diese Portraits“, sagte er, „betrachte sie nicht blos mit Deinen Augen, sondern auch mit Deiner Seele, und dann sage mir, George, welcher von ihnen Du den Vorzug gibst?“

„Zu welchem Zweck?“ fragte der Prinz.

„Nun, um sie zu heirathen!“

Der Prinz brach in ein lautes, spöttisches Lachen aus, das den König erbeben machte. „Ach, um sie zu heirathen“, sagte er. „Ew. Majestät scherzen also nicht, Sie denken auch wie meine Gläubiger, Sie wollen mich verheirathen, damit ich mit dem Brautschatz meiner Gemahlin wohl meine Schulden bezahlen könne. Nun, betrachten wir also diese Portraits!“

Er neigte sich über den Rahmen mit den Bildern hin, der König beobachtete mit gespannter, athemloser Aufmerksamkeit sein schönes Angesicht, er hoffte immer endlich einem freundlichen Lächeln, einem überraschten Aufblitzen seiner von so viel Schönheit entzückten Augen zu begegnen. Aber das Antlitz behielt seinen ironischen, verächtlichen Ausdruck, und mit stummer Gleichgültigkeit betrachtete er diese Portraits, die dem König so reizend schienen.

„Nun?“ fragte der König endlich nach langer Pause. „Nun, hast Du Dich schon entschieden?“

„Wofür?“ fragte der Prinz zurück. „Ew. Maj. haben mir da die Portraits der Mütter gezeigt. Wollen Sie jetzt die Gnade haben, mir auch die Portraits der Töchter dieser Mütter zu zeigen!“

Der König zuckte zusammen, und ein glühendes Roth zuckte über sein Antlitz hin. „Unglücklicher“, sagte er mit bebenden Lippen, „Du willst also meiner spotten, denn Du weißt es sehr wohl, daß dies die Töchter sind!“

Der Prinz zuckte die Achseln. „Und Ew. Maj. verlangen im Ernst“, sagte er, „daß ich eines dieser Lärvchen da heirathen soll?“

„Ja“, rief der König, nicht mehr im Stande, seinen Zorn zurückzuhalten. „Ja, das verlange ich, und ich mache es zur Bedingung meiner Verzeihung. Du hast mein Vaterherz schwer gekränkt, und ich rathe Dir, treibe mich nicht so weit, bis ich vergesse, daß Du mein Sohn bist, und nur noch den schuldigen Prinzen in Dir sehe! Ich weiß Alles! Ich kenne Dein wildes, üppiges Leben! O, es finden sich immer Freunde, welche sich beeifern, uns schlimme Nachrichten mitzutheilen. Ich weiß, daß Du ein Schloß bewohnst, welches eines Sardanapals würdig ist!“

„Ja, mein Vater“, sagte der Prinz mit einer Ruhe, welche ganz dazu geeignet war, den Zorn des Königs nur noch mehr zu reizen.

„Ich weiß“, fuhr der König heftiger fort, „daß Du in diesem Schloß Säle hast, deren Wände mit Gold und Edelstein verziert, deren Fußboden mit ächten Kashemirs bedeckt sind, daß Du enorme Summen für Deinen Marstall verschwendest, daß Du einen Theil der Nacht am Spieltisch, den andern an noch schlimmern Orten verbringst. Ich weiß, daß Du bei Dir alle Mitglieder der Opposition empfängst, alle diejenigen, welche gegen mein Ministerium, das heißt gegen mich stimmen. Ich weiß, daß Du enorme Schulden hast!“

„Das ist leider wahr, Majestät“, seufzte der Prinz.

„Du gestehst es ein?“ fragte der König verwundert.

„Sire, soll ich meinen Schulden noch die Schuld der Lüge hinzufügen?“ fragte der Prinz zurück.

„Du bist Gott und dem Teufel schuldig“, rief der König, immer heftiger werdend.

„Sire“, sagte der Prinz feierlich, „Sie nennen da die beiden einzigen Personen, denen ich Nichts schuldig bin.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

2.

Meine übrige Dienerschaft erhielt kurz darauf ebenfalls den Laufpaß, und ich vereinfachte meinen Hausstand auf das Allernothdürftigste vom Dienstpersonal. Aber meine Schwierigkeiten hörten dadurch nicht auf; Verdrießlichkeiten und Verlegenheiten mehrten sich vielmehr und machten mir das Leben sehr sauer, bis mein würdiger Freund, der Pfarrer, mir eines Tags ein Auskunftsmittel vorschlug. Es war an einem Winternachmittage. Wir saßen bei

einer Flasche Wein und einem Teller voll Pfefferkuchen am Ofen, der das Stübchen mit einer angenehmen Wärme erfüllte und die Herzen und Zungen aufthaute. Unter dem Einfluß der ersten paar Gläser Rheinwein hatte der Pfarrer sich weit und breit über die Sünden meines Hausgesindes ergangen und sich erboten, denselben ein paar tüchtige Standreden zu halten, um ihnen ihre Fehler zu Gemüth zu führen und sie zur Besserung zu ermahnen. Aber im Verlauf der Zeit und einer weitern Flasche Wein rückte der Geistliche mit einem andern, kühnern Plane heraus.

„Im Grunde genommen, mein lieber Gerhard“, sagte er, „paßt Das, was ich sagen will, eigentlich besser auf die Kanzel, und eine Standrede von Ihnen dürfte weit mehr fruchten. Es gibt in der That nur ein einziges wirksames Mittel, um alle Ihre Verdrießlichkeiten zu beseitigen. Ich kenne derartige Verhältnisse nur allzu gut, denn ich habe eine lange Lebenserfahrung für mich, nud ich kann Ihnen einen praktischen und wohlgemeinten Rath ertheilen und motiviren, selbst wenn er gegen gewisse kleine Vorurtheile von Ihrer Seite anstoßen sollte!“

Ich horchte gespannt auf, aber es dauerte lange und kostete mehrere Pfefferkuchen und Gläser Wein, bis er sich entschließen konnte, seine Idee preiszugeben. Sein Gesicht legte sich in immer tiefere und feierlichere Falten, und endlich hob er an: „Das Auskunftsmittel, welches ich Ihnen vorschlagen will, hat nicht nur einen praktischen Werth, sondern ist auch als religiöse und bürgerliche Institution durch Jahrhunderte langen Gebrauch sanctionirt. Ich bin als Diener der Kirche verpflichtet, es als allgemeine Stütze der Tugend und Zucht anzuempfehlen!“

Ich rückte ungeduldig und gespannt auf meinem Stuhle hin und her. Mir ahnte, er wolle Kirchenbuße für meine Köchin und Gott weiß was für Gelübde von meinen jetzigen Dienstboten verlangen, und erst nach und nach dämmerte in mir ein Verdacht auf, wohin er eigentlich ziele, als er fortfuhr: „Ich habe lange Jahre als Hagestolz gelebt, aber ich kann keine Worte finden, um Ihnen auszudrücken, um wie viel besser und behaglicher ich mich im Ehestand befinde. So lange ich ledig war, sah ich mich fortwährend von gehässigen Verleumdungen verfolgt, hatte mit fahrlässigen Dienstboten mich herumzuquälen, für meine Bequemlichkeit war gar nicht gesorgt, meine....“

„Halten Sie ein, Werthester!“ fiel ich ihm voll Angst in's Wort, — „reden Sie mir nur nicht vom Heirathen! Sie wissen nicht, welche Abneigung ich vor der Ehe und Allem habe, was dazu gehört. Ich war nie an den Umgang mit Frauen gewöhnt; ich verstehe ihre Art und Weise gar nicht; ich glaube, sie sind von heftigem Temperament, launisch, herrschsüchtig, hysterischen Krämpfen und Ohnmachten bei den geringsten Anlässen unterworfen, — das sind lauter Dinge, die mir unerträglich wären. Nein fürwahr! lieber wollte ich zu den härtesten Arbeiten in den Bergwerken Sibiriens verurtheilt sein, als mich den naturnothwendigen Folgen einer Verheirathung, d. i. dem Lärm und der Unruhe einer größern oder kleinern Familie von Kindern, dem Geschrei von Säuglingen, der Plackerei mit Ammen, Kindermädchen, Bonnen, Hofmeistern u. dgl. mehr unterwerfen; die Aengsten und Sorgen mit kranken Kindern in Seuchen von Masern, Rötheln, Keuchhusten u. s. f. bestehen! — Nein, der Himmel bewahre mich vor solchem Hauskreuz! ich kann Ihnen meinen Abscheu davor gar nicht lebhaft genug ausdrücken! Wie sollte ich mir meinen häuslichen Frieden nun von Frauenzimmern stören lassen, nachdem ich so viele Jahre hindurch jeder Berührung und jedem innigern Umgang mit dem schönen Geschlechte ausgewichen bin! Nein, bedienen Sie sich jedes Mittels zur Schlichtung meiner häuslichen Zerwürfnisse, nur verschonen Sie mich mit Vorschlägen zum Heirathen und zum Hängen!“

„Nun ja, ich habe dies erwartet, lieber Herr Gerhard!“ versetzte der Pfarrer, immer wärmer werdend; „ich war einst ebenfalls ganz Ihrer Ansicht, aber ich kann nun aus Erfahrung anders reden: ich kenne und fühle nun das Glück und die Wohlthaten des Ehestandes!“

„Und wo sollte ich eine Frau finden?“ rief ich muthwillig; „in den fashionablen Kreisen und in der vornehmen Welt von Berlin möcht' ich sie nicht suchen, wo die Frauen für Nichts Sinn haben, als für Eitelkeit, Putz und Vergnügen! Und hier in der Provinz! Du lieber Himmel, was sind dies für Frauen! Da möchte ich mir noch lieber das Schicksal Mazeppa's

wünschen, als eine von den drei Herrinnen von Steinebach heirathen, welche nur Racepferde reiten und über Gräben setzen wie ein Dragonerlieutenant, und mit Pistolen nach der Scheibe schießen! Gott behüte mich vor einem derartigen weiblichen Centauren! — Auch werden Sie mir doch nicht die beiden Schwestern von Ihrem Superintendenten empfehlen wollen, welche aussehen, als wären sie schon mit Noah in der Arche gewesen, noch die Schwester vom Dr. Schröpfer, die mir so zuwider ist, wie ein Brechmittel von ihrem Bruder; noch die jungen Damen von Heidenhausen, die viel zu hübsch und munter sind, als daß ich ihnen trauen würde, und die aus meinem Fegfeuer von Hausstand bald eine vollkommene Hölle machen würden!...«

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Nur ein Mal kann man leben,
Nur ein Mal ist man jung,
Nur ein Mal kann man lieben
Recht voll Begeisterung.
Nur ein Mal soll man wählen,
Und halten am Beschluß —
Nur einen Glauben glauben,
Den fest man glauben muß.
Und kein Mal soll man hassen,
Und kein Mal Rache droh'n,
Und kein Mal wilden Sinnes
Vergelten Hohn mit Hohn,
Und nimmermehr in Drangsal
Verlieren frischen Muth!
Durch Kraft und Gottvertrauen
Wird Alles wieder gut.

Verschiedenes.

Kürzlich erregte in Hamburg folgender Fall allgemeine Heiterkeit. Bei Regen und Schmutz machte eine Dame einige Besuche und läßt sich im Vorübergehen von ihrem Fußbekleider neue Stiefelchen anmessen. Wieder auf die Straße gekommen, wundert sie sich, daß sie überall nur lächelnde Mienen sieht. Sorgfältige Musterungen ihrer Toilette ergaben keinen Anhaltspunkt, und so glaubt sie, daß allenfallsiges Streifen ihres Kleides am nassen Boden die Leute lächeln lasse, hebt also Rock und Kleid etwas höher. Das war erst recht »Oel in's Feuer!« Eine Schaar jener kleinen, allzeit fertigen Recensenten, im Volksmunde »Gassenjungen« genannt, singen plötzlich im Chor: »Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben!« — Athemlos stürzt jetzt die Gepeinigte in's Haus einer Bekannten, läßt sich allseitig beschauen, aber auch diese kann nichts Auffallendes finden, bis Erstere sagt: »Sieh', so ging ich«,... kaum lüftet sie eben ihr Kleid, so bricht auch Letztere in lautes Lachen aus und ruft: »Das glaub' ich, Du hast ja zweierlei Strümpfe an!...« Die Dame trug aus Furcht vor Erkältung weiße Strümpfe über schwarzen, hatte einen davon beim Maßnehmen abgezogen und in der Eile denselben wieder anzuziehen vergessen.

Das Publikum zitterte, als van Aken der wilden Bestie seinen Kopf in den Rachen steckte. »Das thäte er beileibe nicht, „sprach ein Schusterlehrling, »wenn in dem Käfige meine Frau Meisterin eingesperrt wäre.«

Was ist der Katzenjammer? Antwort: Gewissensbisse des Magens. Frage: Was sind Gewissensbisse? Antwort: Katzenjammer des Herzens.

(Unterricht in der Naturgeschichte.) (Wörtlich aus einer Lehranstalt.) Lehrer: Nennet mir einige im Wasser lebende Thiere.
Erster Schüler: Blutigel!
Zweiter Schüler: Schröpfköpfe!

Palindrom.

Wer mich gar gern für And're macht,
Dem werd' ich oft gefährlich.
So sagt ein Sprüchwort, habe Acht!
Und sei gerecht und ehrlich.
Brich ab mein Fuß, lies rückwärts mich,
Auf Bergeshöh'n erblickst du mich.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 90. Samstag, den 26. Juli **1856.**

Lied der Landwirthe.

Gibt's einen edleren Beruf
Wohl als den Ackerbau? —
Im Herzen schlicht, treu seinem Ruf,
Da sieht man doch, was man erschuf
In Feld und Flur und Au.

Früh Morgens, wenn der Thau noch fällt,
Da zieht mit heit'rem Sinn
Der Ackersmann auf seinem Feld,
Das er mit Lust zur Saat bestellt,
Die glatte Furche hin.

Und wenn die junge Saat ersteht
Und in die Aehren schießt,
Der Ernte Segen, heiß erfleht,
Von Gottes Odem sanft durchweht,
In reichen Wellen fließt;

Wenn er die Pracht so vor sich hat,
Das wohlbestellte Land,
Die Aehre reift, das Herbstfest naht:
Da trifft man Gott recht auf der That,
Mit Segen in der Hand.

Mit seinem Segen mild und frisch
Auf Feld und Flur erstreckt
Der Früchte herrliches Gemisch,
Und gleichsam einen großen Tisch
Für's ganze Land gedeckt.

Und Alt und Jung im ganzen Land
Vergißt nun seine Noth,
Und Männiglich preist unsern Stand:
Die Stütze für das Vaterland
Wird satt von unserm Brod.

Da zieht wohl gern die Freude ein
Und schwellt des Landmanns Brust;
Ein jeder Stand hat seine Pein,
Doch, um des Lebens sich zu freu'n,
Auch jeder seine Lust!

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Der König stieß einen lauten Schrei aus und stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden. Diese kalte spöttische Ruhe des Prinzen entflammte ihn zur höchsten fieberhaften Wuth. „Ich befehle Dir, Dich zu bessern“, schrie er außer sich. „Wenn Du Dich nicht entschließest, ein anderes, gesitteteres Leben zu führen, werde ich Dir keinen Schilling mehr bewilligen!“

„Ihr Wille geschehe, mein Vater!“ sagte der Prinz.

„Er wird geschehen! Ich habe Dir Nichts mehr zu sagen!“

„So habe ich die Ehre, mich Eurer Majestät zu empfehlen!“

Und der Prinz verneigte sich und wandte sich der Thüre zu. Der König schaute ihm mit angstvollen, gespannten Blicken nach, und seine bewegten Züge nahmen jetzt wieder einen milden, wehmüthigen Ausdruck an. Als der Prinz eben im Begriff war, die Thür zu öffnen, streckte der König ängstlich die Hand nach ihm aus und rief ihn fast zärtlich zu sich zurück.

Ah, er wird sich wohl entschließen, meine Schulden zu bezahlen, dachte der Prinz, und er näherte sich daher dieses Mal seinem Vater mit einem verbindlichen Lächeln.

„George", sagte der König hochathmend und mit sichtbarer Rührung, „George, wir wollen so nicht von einander scheiden! Komm, tritt näher zu mir her, mein Sohn, wir wollen uns verständigen!"

„Ew. Majestät können das nicht inniger wünschen, als ich", rief der Prinz, die dargereichte Hand des Königs an seine Lippen drückend.

Diese seltene Zärtlichkeit und Ehrerbietung seines Sohnes machte den armen König ganz weichmüthig und glücklich. Er drückte die Hand des Prinzen innig in der seinen und schaute ihn mit wehmüthiger Innigkeit an.

„Du hast es also verschmäht, George", sagte er mit zitternder Stimme, „Dir unter diesen schönen und edlen Prinzessinnen eine Gemahlin zu wählen. Ich will es also aufgeben. Du willst nicht eine Frau meiner Wahl, nun, so sage mir, welche Frau Du sonst begehrst, und ich will sie lieben wie meine eigene Tochter!"

Der Prinz blickte staunend und zweifelnd in das bewegte Antlitz des Königs, und zum ersten Mal erweichten sich seine Züge und nahmen einen gerührten, innigen Ausdruck an.

„O mein Vater", rief er, „wenn ich diesen Worten glauben dürfte, wenn der Prinz von Wales nicht blos ein Sclave der Politik, wenn er ein freier Mann sein dürfte, berechtigt, sich ein Weib zu wählen, wie und wo er wollte!"

„Ich gebe Dir die Vollmacht dazu", sagte der König. „Ja, Du sollst frei wählen dürfen! Bezeichne mir irgend einen Hof von Europa, wo es eine Prinzessin gibt, der Du Dich vermählen möchtest, und sei diese Prinzessin aus dem kleinsten Fürstenhause, möge sie Nichts besitzen, als ihre Jugend, ihre Schönheit und Deine Liebe, so werde ich sie doch freudig willkommen heißen!"

„Genug, Sire", sagte der Prinz mit eisiger Kälte. „Ich hatte Sie mißverstanden! Irre geleitet von meinen freiheitdürstenden Träumen glaubte ich einen Moment, mein Vater wäre großmüthig genug, mich von den Sclavenketten meines Standes befreien zu wollen. Nein, Sire, es gibt keinen Hof in Europa, wo ich mir eine Gemahlin suchen möchte, keine Prinzessin, der ich mich vermählen könnte, denn, mein Vater, um Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen, — ich bin vermählt! (Diese ganze Scene zwischen dem König und dem Prinzen ist historisch.)

Der König stieß einen gellenden Schrei aus, und die Hände vor sich herstreckend, als wolle er das Unheil von sich abwehren, taumelte er rückwärts und wäre zur Erde niedergesunken, wenn nicht der Prinz, bei diesem Schrei des Königs von unwillkürlichem Mitleid ergriffen, zu ihm geeilt wäre und ihn, mit seinen Armen stützend, zu einem Lehnstuhl hingeführt hätte, auf welchen er ihn sanft niedergleiten ließ.

„Er ist vermählt!" rief der König jetzt mit einem herzzerschneidenden Wehelaut. „Vermählt! O ich unglücklicher Vater!" Und mit heftiger Bewegung beide Hände vor sein Antlitz schlagend, weinte und schluchzte er laut. Der Prinz, entsetzt über diese furchtbare Wirkung seiner Worte und in ahnungsvollem Grauen über die Natur dieser heftigen Gemüthserregung des Königs, wagte es nicht, ihn jetzt zu verlassen, und hatte doch nicht den Muth, zu diesem schluchzenden, leise jammernden Manne zu sprechen. Bleich und angstvoll lehnte er neben diesem Fauteuil, in welchem sein unglücklicher Vater in trostlosem Schmerz um ihn klagte und jammerte.

Eine lange peinvolle Pause trat ein. Eine bange, nur durch das Schluchzen des Königs unterbrochene Stille war in diesem mit so viel Pracht und Luxus ausgestatteten königlichen Gemach.

Auf ein Mal vernahm man von außen her das feierliche Geläute der Glocken und das Donnern der Kanonen. Der Prinz erbebte und schaute entsetzt auf seinen Vater, welcher unbeweglich, das Antlitz immer noch mit seinen Händen bedeckt, in dem Lehnstuhl saß und gar Nichts von dem Geräusch da außen, Nichts von dem Glockengeläute, dem Kanonendonner und dem Jubel des Volkes, welches die Pforte in das Parlament belagerte, zu vernehmen schien.

Plötzlich ward die große Thür, welche in den Vorsaal führte, geräuschvoll geöffnet und William Pitt, der Graf von Chatham, erschien in derselben, gefolgt von den übrigen Ministern, welche, gleich ihm, in glänzender Gala-Tracht kamen, um den König in das Parlament zu begleiten.

Aber der König achtete nicht auf sie. Er saß immer noch unbeweglich, mit verhülltem

Antlitz in seinem Lehnstuhl, und ihm zur Seite stand der Prinz von Wales, bleich, mit angstvoll bewegten Zügen.

William Pitt schaute mit schweigender Verwunderung auf diese seltsame Scene hin, dann näherte er sich langsam dem Lehnsessel des Königs.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

„Seien Sie ohne Sorgen, mein bester Herr Gerhard!“ fiel mir der Pfarrer in die Rede; „ich begreife vollständig, was Ihnen von Nöthen ist! Sie müssen eine Frau heirathen, welche Ihrem Hauswesen vollkommen vorstehen, die Ihnen alle die großen und kleinen Leiden und Mühsale abnehmen kann, welche jetzt Ihr Dasein so sehr zur Pein machen; eine Frau, welche mit Würde und Anmuth die Honneurs Ihres Hauses machen und Sie mit einem Erben für dieses schöne Rittergut beschenken wird, das sonsten nur an entfernte Verwandte und lachende Erben übergehen würde!“

„Die Eigenschaften, welche Sie dieser künftigen Madame Gerhard geben“, erwiederte ich, „sind so wünschenswerth und ausgezeichnet, daß ich nur bedauern muß, die genaue Adresse eines derartigen Frauenzimmers nicht früher gekannt zu haben. Vielleicht wäre ich alsdann schon früher meinen Junggesellen-Gelübden ungetreu geworden. Aber ich fürchte, eine Frau von so vielen vereinten Vorzügen ist nicht zu finden!“

„Glauben Sie?“ fragte der Pfarrer mit einem bedeutsamen Lächeln.

„Allerdings!“ gab ich zur Antwort. „Uebrigens bin ich überzeugt, daß wenn man mir die Heirath nicht gleichsam aufdrängt, ich für mich selber wohl nie eine Frau suchen oder finden würde!“

„Wohlan denn“, erwiederte der Pfarrer nach einer kleinen Pause, „ich denke, ich habe bereits Ihre Zukünftige gefunden, nämlich ein Frauenzimmer, das gewiß allen Ihren Anforderungen entsprechen würde. Ich nenne natürlich noch keinen Namen, denn die Sache ist sehr delikat, zumal da hiebei verwandtschaftliche Beziehungen in's Spiel kommen. Die Dame, welche ich auf dem Korn habe, ist nicht mehr zu jung, um ein Hauswesen wie das Ihrige zu führen, noch zu alt, um Ihrem Geschmacke zu mißfallen. Sie ist hübsch, klein, zierlich, von angenehmem Embonpoint, gebildet und erst vierzig Jahre alt; überdem hat sie darin einen Vorzug vor den heutigen jungen Damen, die eben erst aus Pensionaten und Erziehungsinstituten kommen und noch unerfahrene Kiek-in-die-Welt sind, daß sie schon Erfahrungen im Ehestande gemacht hat. Eine junge Wittwe kennt das Temperament, die Bedürfnisse, die Schwächen unsers Geschlechts; sie ist darauf gefaßt, sich ihrer Lage anbequemen zu müssen. Ich verkenne nicht, daß manche Männer ein Vorurtheil gegen Wittwen hegen, allein meines Erachtens wäre eine Person mit derartiger practischer Erfahrung im häuslichen und ehelichen Leben diejenige, welche Sie am Ehesten glücklich machen würde!“

Ich verfolge diese Unterredung nicht weiter, von welcher ich ohnedem nur noch eine sehr verworrene Erinnerung habe, denn sie dauerte bis tief in die Nacht hinein; und als der Pfarrer endlich Abschied nahm, sagte er schließlich: „Verlassen Sie sich in Allem auf mich, Herr Gerhard; ich will die Sache einleiten, und Sie brauchen dann nur zu prüfen und zu wählen!“

Mehrere Wochen zogen seit diesem denkwürdigen Abende über mein Haupt hin, und ich weiß nicht mehr, ob ich um die Wittwe oder diese um mich freite, sondern ganz unverhofft und unberufen sah ich mich für den Verlobten der Frau Emilie Johannsen ausgegeben, welche die leibliche Schwägerin meines Pfarrers und die Wittwe eines Advocaten in Leipzig war. „Der gute arme Johannsen“, wie ihn die schmucke Wittwe immer pathetisch nannte, hatte vor fünf Jahren das Zeitliche gesegnet und sich begraben lassen, wobei er seine tiefbekümmerte Wittwe im Genusse einer Leibrente von 500 Thalern und mit einem großen Hang zur Ostentation und zu Vergnügungen kinderlos in dieser öden sublunarischen Welt hinterließ. Seit dieser Zeit hatte Frau Johannsen fast alle Bäder Mitteldeutschlands besucht behufs einer Luft- und Namensveränderung, aber ohne einen Tröster in den Netzen ihrer braunen Schmachtlocken gefangen zu haben, bis

endlich ein Besuch im Pfarrhause den Geistlichen auf den Einfall brachte, sie in meinem Hause als Gebieterin unterzubringen.

Dies gelang jedoch nicht so rasch, als der Pfarrer gehofft hatte. Seither war es zwischen uns noch zu keiner Erklärung gekommen, indem ich einer solchen beständig auswich. Meine häuslichen Widerwärtigkeiten waren noch nicht zu Ende. Meine Haushälterin und mein Kutscher bestahlen mich im Complott auf eine schamlose Weise. Ich hatte Beiden gekündigt, weil ich an die Möglichkeit einer Verheirathung mit Frau Emilie Johannson glaubte. Die Haushälterin rächte sich an mir, indem sie meiner Zukünftigen insgeheim Dinge von mir erzählte, welche, wenn sie wahr gewesen wären, jede Frau abgehalten haben würden, der Wirthschafterin die Führung meines Hauswesens streitig zu machen. Aber die schmucke Wittwe ließ sich nicht einschüchtern: sie hatte vermuthlich eine allzu günstige Meinung von meinem Charakter, um sich durch Verleumdungen darin irre machen zu lassen; und Ehen werden ja bekanntlich im Himmel geschlossen, obschon sich der Pfarrer sichtlich große Mühe gab, die meinige zu Stande zu bringen. Die Wittwe war in der That noch ziemlich hübsch; ihre großen sprechenden Augen richteten eine Niederlage in meinem Herzen an, die ich nie zuvor für möglich gehalten hätte. Ich konnte keinen Tag verleben, ohne sie zu sehen und zu sprechen; aber so oft wir auf dem Punkte standen, uns gegenseitig zu erklären, schlug mein Herz Schamade, und ich rannte davon, als wollte ich wirklich nicht ein Leben voll musterhafter Gesetztheit und Nüchternheit noch durch einen dummen Streich krönen. Freilich bereute ich alsdann jedes Mal nach dem Wegeilen meine Flucht und tröstete mich mit dem Gedanken, daß auch der klügste Mann ein Mal in seinem Leben einen dummen Streich machen müsse, und mit dem Spruche von Terenz: **Homo sum: humani nihil mihi alienum puto.** (Ich bin ein Mensch und halte nichts Menschliches mir fremd.)

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der Fuhrmann H. von Dürkheim fuhr kürzlich im Walde mit einem beladenen Wagen bergauf. Da es nicht recht gehen wollte, drückte er am Rad und stieß dabei nach Fuhrmannsart Drohungen und Flüche über sein Pferd aus. Kaum hatte er wieder gerufen: „Daß dich der T— lebendig holen müßt!“ — so klopfte ihm Jemand auf die Schulter. H. drehte sich um — o Entsetzen — die Sinne schwanden ihm — er zitterte wie Espenlaub — denn er glaubte den leibhaftigen Gottseibeiuns vor sich zu sehen. Dieser war es jedoch nicht, sondern der Schornsteinfeger R., der auf dem Forsthaus Alteglashütte sein Geschäft verrichtet hatte.

Auch das Pferd soll den Schwarzen bemerkt haben, und da es wahrscheinlich glaubte, daß die Drohung seines Herrn dies Mal in Erfüllung gehen sollte, so raffte es alle seine Kräfte zusammen und flog gleichsam mit seiner Last den Berg hinauf, um die verhaßte Erscheinung los zu werden.

(Eben d'rum.) „Sie, Verehrtester, hören's, entschuldigen's, können's mir nit g'schwind fünf Gulden pumpen!“

„Was glauben Sie denn, ich kenne Sie ja gar nicht!“

„Ja eben d'rum, wer mich kennt, der pumpt mir kein Groschen!“

(Herrliche Antwort.) Ein Landmann ging nach der Kirche. Ein Städter begegnete ihm und fragte, „wo er hin wolle?“ „In die Kirche!“ war die Antwort. „Was will Er daselbst machen?“ „Meinen Gott anbeten“. „Ist Sein Gott groß oder klein?“ fragte der Städter. „Beides!“ „Das ist unmöglich“. „Doch, lieber Herr“, sagte der Landmann. „Er ist so groß, daß alle Himmel ihn nicht zu fassen vermögen, und so klein, daß er Raum in meinem Herzen hat.“

Auflösung des Palindroms in Nro. 89:

Grube. Burg.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Th. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 91. Dienstag, den 29. Juli 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Sire“, sagte der Schatzkanzler feierlich, „Ihre Minister bitten um die Ehre, Sie in das Parlament begleiten zu dürfen.“

Der König blieb sitzen, er wandte sich nicht einmal zu dem Schatzkanzler um, er ließ nur die Hände von seinem Antlitz gleiten und blickte starr vor sich hin.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine andere Thür, und die Königin trat im vollen Schmuck, mit dem Hermelinmantel um die Schultern und der Krone auf dem Haupte, in das Gemach ein. Ihr Antlitz strahlte vor freudiger Genugthuung, und in ihrer Aufregung bemerkte sie gar nicht die bestürzten Gesichter der Minister und nicht das bleiche Antlitz ihres Sohnes. Sie fühlte, sie wußte nur, daß sie endlich am Ziele stand, daß der König jetzt das Parlament eröffnen und damit seinem Volke und den Feinden der Königin und des Ministeriums beweisen werde, daß der König ganz gesund und vollkommen befähigt sei, die Krone zu tragen, daß es also keiner Regentschaft, keines Regierungswechsels bedürfe. Ihre eigene Herrschaft war also wieder auf eine Zeit lang befestigt und unter dem Schatten des Scepters ihres Gemahls durfte die Königin regieren! Das war es, was das Herz der Königin mit Wonne erfüllte und welches machte, daß sie die entsetzten Mienen des Prinzen und der Minister nicht beachtete. Sie sah nur den König, welcher da im Lehnstuhl saß, noch nicht den königlichen Ornat angelegt und nicht die geringste Ahnung von Dem hatte, was um ihn und außer dem Palaste vorging.

„Mein Gott, Sire“, sagte sie, „es ist die höchste Zeit! Hören Sie nur, wie das Volk jauchzt und schreit nach seinem König. Eilen Sie sich also!“

Der König antwortete nicht. Er saß unbeweglich da und starrte in die Luft.

Und jetzt sah es seine Gemahlin, und ein Ausruf des Entsetzens zitterte von ihren Lippen. Mit einer wilden Bewegung stürzte sie näher zu dem König hin, und seinen Arm ungestüm packend rief sie: „Mein Gemahl, mein König! Wachen Sie auf! Was soll dieser starre Blick? Besinnen Sie sich doch!“

Der König erbebte. Diese mächtige, gebieterische Stimme seiner Gemahlin schien seine träumenden Lebensgeister wieder wach zu rufen. Gleichsam mechanisch erhob er sich von seinem Lehnstuhl, richtete er sich gerade und mit irrenden Blicken in die Höhe.

„Ja, ja“, sagte er leise, „ich besinne mich! Ich besinne mich, daß ich der unglückseligste der Väter bin! George ist vermählt! An wen? Nicht an ein Weib, das England einst seine Königin nennen kann, denn er hat sie mir nicht nennen können! George ist vermählt!“

Er schwieg und blickte mit seltsam flackernden wilden Blicken um sich her, und vor diesen Blicken schlug der Prinz von Wales die Augen nieder, diese Blicke machten die Minister und die Königin erbleichen.

Der König sah es, und ein seltsames, trauriges Lächeln flog durch sein zuckendes Angesicht.

„Und ich, was bin ich?“ wiederholte er mit schwacher, lallender Zunge. „Ich bin Nichts, als ein armer, kranker Mann!“

Und wieder in den Lehnstuhl niedersinkend, ließ er sein Haupt an die Lehne niedergleiten. Eine leise, eine fürchterliche Stille trat ein. Die Königin hatte sich zu ihrem Gemahl nie-

vergebeugt und betrachtete mit forschender, herzklopfender Angst sein Angesicht. Die Minister standen schweigend im Hintergrunde, der Prinz von Wales stand noch immer, wie von Entsetzen gebannt, bleich und niedergeschlagen neben dem Fauteuil.

Von Außen vernahm man immer noch das Glockenläuten, das Donnern der Geschütze, das Jubeln des Volkes, das in ungeheuern Massen auf der Straße sich versammelte. Auf ein Mal ächzte der König dumpf auf und ließ sein Haupt tiefer auf die Brust sinken.

»Er ist ohnmächtig geworden«, sagte die Königin, und indem sie sich emporrichtete, trafen ihre Blicke voll Zorn und Haß den Prinzen, ihren Sohn.

»Siehe da, Dein Werk«, sagte sie mit schneidender Kälte. »Draußen schreit das Volk nach seinem König. Hier aber ist nur ein armer, kranker Mann, dem sein eigner Sohn das Herz gebrochen hat!« — Und sich an die Minister wendend fuhr sie fort: »Mylords, der König kann das Parlament nicht in Person eröffnen. Wir müssen seine Aerzte rufen!«

VII. Die Königin und der Schatzkanzler.

Der König hatte das Parlament nicht in Person eröffnen können; die unselige Krankheit, welche ihn schon mehrmals heimgesucht, war abermals zum Ausbruch gekommen.

Der König war krank! Das war das Signal, welches jetzt alle politischen Parteien in Bewegung setzte, welches die Anhänger der beiden großen Gegner Pitt und Fox mit neuen Hoffnungen und neuen Befürchtungen erfüllte, welches auf allen Bänken des Unterhauses als eine sehr wichtige, sehr bedeutungsreiche Erscheinung betrachtet ward, welches die Königin Sophie Charlotte zittern machte und den Prinzen von Wales mit neuen Hoffnungen erfüllte. Ganz London, ja ganz England war in zwei große Heereslager getheilt, welche beide England mit einer Regentschaft versehen wollten, nur nannte man in dem einen Heerlager den Prinzen von Wales, in dem andern die Königin Sophie Charlotte als die künftige Regentschaft von England. Es kam nun darauf an, welche von beiden Parteien die stärkste sei und den Sieg über die andere erringen möchte. Wählte man die Königin, so war das Ministerium Pitt gesichert, wählte man aber den Prinzen, so bekam man auf's Neue ein Ministerium Fox; die Vernünftigen und Besonnenen zitterten davor und stellten sich auf die Seite der Königin und William Pitt's; die sanguinische, leicht bewegliche Jugend ersehnte sich ein Ministerium Fox, das heißt die Regentschaft des Prinzen von Wales, die Herrschaft der Jugend! Auf beiden Seiten kämpfte man mit Erbitterung, mit Leidenschaft, nur daß William Pitt gegen die Regentschaft des Prinzen kämpfte in dem vollen Bewußtsein, daß diese Regentschaft seinem Vaterlande zum Unheil gereichen würde, daß Fox, Sheridan und Burke für den Prinzen arbeiteten, um durch ihn ihre eigenen ehrgeizigen Wünsche befriedigt zu sehen.

Indessen durchlief ein seltsames, unglaubliches Gerücht ganz London. Man erzählte sich, der Prinz von Wales sei vermählt, er werde die Hoffnungen und Wünsche des Landes nicht erfüllen, er werde sich nicht legitim vermählen können, weil er, einer romantischen Neigung folgend, eine Ehe unter seinem Stande eingegangen sei und, was bei dem Prinzen noch schlimmer war, sich mit einer Katholikin vermählt habe. Die Feinde des Prinzen benutzten dieses Gerücht, sie machten daraus eine tödtliche Waffe, mit welcher sie gegen ihn kämpften, mit welcher sie ihn anklagten, gegen die Gesetze des Landes gefehlt und sich dadurch zur Regentschaft ganz unfähig gemacht zu haben. Denn die Gesetze Englands besagten ausdrücklich, daß, wenn ein Prinz des königlichen Hauses sich mit einer Katholikin vermählte, dieser dadurch für immer der Nachfolge auf den Thron für unfähig erklärt werde.

Dieses Gerücht war sogar bis zu den Ohren der Königin gedrungen, und der Gefahr gegenüber, mit welcher sie dadurch das Haupt ihres Sohnes bedroht sah, verstummten sogar ihre eigenen ehrgeizigen Wünsche. Die Mutter war doch mächtiger in ihr als die Königin, das stolze Fürstenblut in ihr erzürnte sich gegen den Gedanken, ihr Sohn, der Prinz von Wales, habe sich in der That, wie er es dem König gesagt, vermählt und zwar vermählt ohne die Einwilligung seines Vaters und also mit einer Frau, welche durch ihre niedrige Geburt unfähig sei, dem Throne einen Erben, dem Prinzen einen legitimen Sohn zu geben. Sie dachte nur noch daran, ihren Sohn vor diesem

Unglück zu bewahren, und mit der Beweglichkeit eines echten Frauenherzens waren ihre Gedanken und Wünsche jetzt nur darauf gerichtet, zu erforschen, ob der Prinz wirklich vermählt sei, und wenn dem so war, diese Ehe durch jedes Mittel zu lösen und dann den Prinzen zu beschwören, eine legitime Ehe einzugehen. — Das allein war das Mittel, alle Wirrnisse zu lösen und dem König die Gesundheit wieder zu geben. Noch war Georg III. nur schwermüthig, noch bestand seine Krankheit nur darin, daß er unbeweglich, starren Auges in seinem Lehnsessel saß, nicht achtend auf Alles, was um ihn her vorging, keine an ihn gerichtete Frage beantwortend und nur zuweilen dem dringenden Flehen seiner Gemahlin oder der Anforderung der Natur nachgebend und etwas Nahrung zu sich nehmend. Vielleicht war es noch möglich, ihn dieser hinbrütenden Schwermuth zu entreißen, vielleicht, wenn man ihm sagte, daß der Prinz von Wales nicht vermählt, aber bereit sei, unter den Portraits sich eine Gemahlin auszuwählen; vielleicht mochte das die erstarrten Lebensgeister des Königs wecken und ihm durch die Arznei der Freude die Gesundheit wieder geben. Das war der Plan, welchen die Mutterliebe der Königin ersonnen hatte, und bei welchem zugleich auch ihr Ehrgeiz seine Befriedigung fand. Denn, wenn der König genas, so war keine Regentschaft nöthig, und ganz im Verborgenen, ganz ungefährdet konnte Sophie Charlotte dann durch den König weiter regieren, ohne dem Lande und den Parteien gegenüber irgend eine Verantwortung zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatte ich in aller Stille mein Hauswesen neu eingerichtet und mir in dem obersten Geschosse des Herrenhauses eine Wohnung nach meinem Geschmacke möblirt. Der Rubicon war noch nicht überschritten, aber ich stand schon an seinem Ufer und fühlte ein Verlangen nach der kühnen That. Da saß ich eines Abends im Frühling in dem neu möblirten Bibliothek- und Studierzimmer, welches ich mir eingerichtet hatte, und zählte und rechnete an einer langen Tabelle von Summen, die mich meine Einkäufe in der Leipziger Centralhalle behufs des großen Vorhabens gekostet, und fand leider, als ich schließlich meine Bilanz zog zwischen Einnahme und Ausgabe, daß letztere seit Jahresfrist um ein ganzes Drittel bedeutender, und erstere um ein Drittel kleiner geworden war, so daß mein Budget bereits überschritten war, obschon wir erst im Monat Mai standen. Ich erschrack darob nicht wenig, denn mein Leben lang war mir Nichts fataler gewesen, als Schulden oder Ueberschreitung der Einnahme. „Seltsam!“ rief ich; „früher lebte ich in dem theuern Berlin mit zwölfhundert Thalern wie ein Prinz, herrlich und in Freuden und ohne alle Sorgen, und hätte noch genug übrig behalten können; jetzt habe ich ein Einkommen von mehr als zwölftausend Thalern, wohne auf dem Lande und komme damit nicht aus. Liegt da nicht ein wahrer Fluch auf dieser Erbschaft? — Und was soll es nun vollends werden, wenn ich verheirathet bin und eine Frau die Honneurs des Hauses macht, was neue Feste und Ausgaben aller Art nöthig machen wird? Ach, daß ich noch als bescheidener Rentier in meinen zwei friedlichen Stübchen der Friedrichsstraße säße!“

Diesen Ideengang verfolgte ich noch weiter, als der reitende Bote ankam, den ich nach dem Postamte gesandt hatte. Gegen mein Erwarten enthielt aber die Briefmappe nur einen einzigen Brief mit dem Postzeichen Straßburg und von einer mir ganz unbekannten Hand. Herzlich froh über dieses Intermezzo erbrach ich ihn hastig und las Folgendes:

„Gerhard! Ich will und kann mein Kind nicht länger ohne Heimath sehen. Mein Vater ist seit anderthalb Jahren todt, und ich habe nun gar keine Mittel zum Unterhalt, kein Geld mehr. Seit zwei Jahren lassen Sie mich ohne die zugesagte Sustentation, und ließen alle meine Briefe, die ich Ihnen nach Hamburg schrieb, uneröffnet zurückgehen. Nur einem Zufall verdanke ich Ihre jetzige Adresse und habe mich daher aufgemacht, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen und Ihre Vergebung anzuflehen. Ich thue es nicht um meinetwillen, sondern wegen unsres Kindes. Mein Herz ist zu voll von Gram und Kummer gegen Sie, um für mich Etwas von Ihnen zu erbitten, denn Sie haben mir zu großes Unrecht

gethan! Wie konnten Sie mich verlassen und verstoßen? Ich bin Ihre rechtmäßige Gattin vor Gott und vor den Gesetzen unsers Landes; ich kann mein Recht auch vor den Gesetzen des Ihrigen geltend machen. Aber ich will keinen Proceß. Ich bitte Sie inständig: seien Sie barmherzig und senden Sie mir nur so viel Geld, daß unser Kind und ich zu leben haben! Lassen Sie uns nicht hungern! Freveln Sie nicht aus blindem Groll gegen mich auch an Ihrem unschuldigen Kinde! Ich beschwöre Sie, schreiben Sie mir nur einen einzigen Brief; ich verspreche feierlich, Sie in dieser Welt nicht wiederzusehen; aber ich kann mein Kind nicht darben, nicht sterben sehen. Ich habe kaum noch so viel Geld, um für einige Tage leben zu können.

Ihre unglückliche Gattin
Antoinette Gerhard.«

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(**Verpflanzung des Kartoffelkrautes.**) Die Vermehrung der Kartoffel durch Verpflanzung des Kartoffelkrautes ist sehr ergiebig und das Verfahren hiebei einfach. Gegen Juli schneidet man von zeitig gesetzten Erdäpfeln Seitenzweige einige Zoll über der Erde ab und pflanzt sie vier Zoll tief in den Boden ein, nachdem man die Erde mit Dünger versehen hat. Der Boden muß einige Zeit feucht erhalten werden, was man durch häufiges Begießen leicht erzielt, oder wenn man eine regnerische Zeit dazu benützt. Angestellte Versuche sind sehr günstig ausgefallen, indem man schmackhafte Knollen in beträchtlicher Menge auf diese Weise gewonnen hatte.

Lebensphilosophie.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
So, vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor.

Des Menschen Dünkel hebt sich von der Erde
Und wird — ein Bettelmann zu Pferde.

Verschiedenes.

Fürst Stanislaus R*** gab zu seinem Geburtstage ein glänzendes Bankett. Einer der Gäste, der Prinz de Ligne, erhob sich und kündigte an, er beabsichtige, der Gesellschaft ein Räthsel aufzugeben. »Es ist ein dreisilbiges Wort: Das Erste ist ein Gebot, zu schweigen; das Zweite gibt ein angenehmes Getränk; das Dritte ist ein Thier, welches beißt; das Ganze ist unser geehrter Gastgeber!« Nach längerem Rathen gab ein Gast folgende Auflösung an: »Das Erste heißt St! das Zweite Anis, das Dritte Laus — Stanislaus!« — »Getroffen«, sagte de Ligne, »unser verehrter Wirth Stanislaus lebe hoch«, und die Gesellschaft ließ stürmisch die Gläser klingen.

Ein harthöriger, alter Edelmann, welcher beim Ausbringen der Gesundheit nicht gemerkt hatte, daß das Räthsel bereits gelöst sei, stand gleich nachher auf und sagte laut und vernehmlich: »Meine Herren, die Auflösung des Räthsels ist — Schweinhund. Die erste Silbe Sch! die zweite Wein! die dritte Hund! — Schweinhund!«

Es entstand allgemeine Heiterkeit. — »Aber«, rief man ihm zu: »das Ganze soll ja unser verehrter Herr Gastgeber sein!« »Wenn's ihm Vergnügen macht, so habe ich Nichts dagegen!« war seine Antwort.

Von einem starken Biertrinker wurde gesagt: er sei des Morgens ein Bierfaß und am Abend ein Faß Bier.

Buchstaben - Räthsel.

An Kirchen und Palästen
Gewahrst du es am besten.
Schneid'st du das Letzte ab,
Gleicht's einem dünnen Stab.
Nimmst du das Erste weg,
Hält's viele Hände reg.
Vertilg' das zweite Zeichen,
Wird schnell die Zeit entweichen.
Am Ende nimm noch zwei,
Dann dient's zu Allerlei,
Vorab zu vielen Speisen.
Wie mag das Wort nun heißen?

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 92. Donnerstag, den 31. Juli 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

William Pitt bewilligte den Plan der Königin; aber er war auch entschlossen, weiter zu gehen und vor dem Aeußersten nicht zurückzubeben, entschlossen, wenn der König nicht genese, wenn die Partei des Prinzen im Stande sein möchte, den Sieg zu erringen und den Prinzen zum Regenten zu wählen, dann dem Parlament, um England zu retten, die Wahrheit zu sagen, ihm zu sagen, daß der Prinz von Wales in der That vermählt sei. — Sein eifriges Bemühen war also darauf gerichtet, zu wissen, wo der Prinz seine junge Gemahlin verborgen habe, und welcher Priester diese seltsame Ehe eingesegnet habe. Endlich war es seinen Freunden und Kundschaftern gelungen, das Geheimniß dieser romantischen Liebe zu enthüllen und dem Schatzkanzler die Mittel in die Hände zu geben, um, wenn es sein müßte, den Prinzen unschädlich zu machen. — Das Antlitz William Pitt's strahlte bei dieser Nachricht vor freudiger Genugthuung und er eilte vor allen Dingen, der Königin seine Entdeckungen mitzutheilen. Er begab sich daher sofort nach Windsor und ließ sich der Königin melden.

„Majestät“, sagte er, mit einem fast glücklichen Lächeln bei ihr eintretend, „Majestät, ich bringe Ihnen endlich die Gewißheit: der Prinz von Wales ist in der That vermählt!“

Die Königin zuckte leise zusammen. „Und seine Gemahlin?“ fragte sie. „Irgend eine ehrgeizige Intriguantin oder eine leichtfertige Künstlerin, nicht wahr?“

„Nein, Majestät“, entgegnete Pitt auf die Frage der Königin, „ein junges, schönes, unschuldiges Weib, welches den Prinzen nicht kennt und nimmermehr eingewilligt haben würde, seine Gemahlin zu werden.“

„Und doch ist sie es geworden?“ fragte die Königin jetzt erstaunt.

„Weil sie den eigentlichen Namen und Stand des Prinzen nicht kannte, Majestät! Ach, es ist eine sehr rührende, romantische Geschichte.“

„Ich bitte Sie, mir diese Geschichte zu erzählen, Mylord“, sagte die Königin, indem sie dem Minister winkte, sich zu setzen. „Fangen Sie also an. Erzählen Sie mir die romantische Geschichte des künftigen Königs von England.“

„Verzeihung, Majestät, ich fürchte, diese Geschichte wird machen, daß der Prinz niemals König von England wird“, sagte Pitt mit einem stolzen Lächeln.

Die Königin zuckte fast verächtlich die Achseln. „Die Geschichte, Herr Schatzkanzler“, rief sie gebieterisch.

„Majestät, ich fange an! Ew. Majestät wissen, daß der Prinz es liebt, sich in allerhand Verkleidungen hier und dort auf dem Lande unter das Volk zu mischen und in seinem Incognito einige Idyllen aufzuführen. Auf einer dieser romantischen Fahrten sah der Prinz ein wunderschönes Mädchen, die Tochter eines armen irischen Edelmanns, der sich hier in England ein kleines Bauerngut gekauft hat und dort in ländlicher Zurückgezogenheit lebte. Der Prinz von Wales fand Gefallen an der schönen Elisa Fitz-Herbert und sie — nun, Ew. Majestät wissen es wohl, daß der Prinz von Wales der schönste und unwiderstehlichste Mann von ganz England genannt wird. Ew. Majestät begreifen also, daß Elisa Fitz-Herbert ihm nicht widerstand. Sie liebte ihn und es war eine sehr reine, uneigennützige Liebe; denn das junge Mädchen ahnte nicht, daß ihr Ge-

liebter der Prinz von Wales sei. Unter dem Charakter eines prinzlichen Stallmeisters hatte er sich dem Hause des alten Esquire Fitz-Herbert eingeführt und als solcher war er von der Familie anerkannt. Der Prinz wagte es bald nicht mehr, sein Incognito zu lüften, denn Elisa liebte ihn, und in ihrer strengen, ungewöhnlichen Tugend, die dem Prinzen imponirte, weil er in London kein Beispiel davon gefunden hatte, würde sie es ihm nie verziehen haben, daß er ein Prinz und also ihr nicht ebenbürtig sei. Der Prinz beharrte also bei seinem Incognito, selbst als er feierlich bei ihrem Vater um die Hand seiner Tochter geworben hatte.«

»O, der Unglückliche!« rief die Königin entsetzt.

»Majestät, er selbst nannte sich sehr glücklich«, fuhr Pitt mit einem feinen Lächeln fort, »denn man sagte dem prinzlichen Stallmeister die Hand der schönen Elisa zu; sie ward ihm verlobt und nach einigen Tagen von einem katholischen Priester feierlich angetraut.«

»Mein Gott, mein Gott«, murmelte die Königin, »wenn dies Alles wahr ist, so ist er verloren.«

»Nach der Vermählung führte der Prinz sein junges Weib in seine Cottage nach Brighton, vor einigen Tagen nach London, wo sie heimlich in seinem Palast in Carltonhouse lebt.«

»Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich!« rief die Königin, sich lebhaft von ihrem Sitz sich erhebend und tief erregt im Zimmer auf- und abgehend. »Mein Sohn kann nicht ein solches öffentliches Aergerniß geben! Wie, er sollte diese Frau in seinem eigenen Palast verborgen halten? Unter den Augen der königlichen Familie und aller Welt zum Aergerniß?«

»Noch ist diese Ehe in London nur als ein Gerücht bekannt«, sagte der Schatzkanzler ruhig; »Elisa Fitz-Herbert kennt den Namen ihres Gemahls noch nicht. Er hat ihr gesagt, daß der Prinz noch nicht seine Einwilligung zu der Vermählung seines Stallmeisters geben wolle. Noch also kommt es auf uns an, wie wir diese romantische Geschichte benutzen wollen.«

»Sie darf niemals zum Verderben meines Sohnes benutzt werden!« rief die Königin ungestüm.

»Aber sie darf nicht verschwiegen werden zum Verderben Englands«, sagte Pitt. »Wenn die Krankheit des Königs nicht bald eine günstige Wendung nimmt, werden meine Feinde im Parlament auf eine Regentschaft antragen. Burke, Fox und Sheridan stehen an der Spitze einer mächtigen Partei, deren Idol der Prinz von Wales ist. Sie werden Alles daran setzen, das jetzige Ministerium zu stürzen und sich an dessen Stelle zu setzen. Ich aber bin entschlossen, mich auf's Aeußerste zu vertheidigen, und wenn es sein muß, werde ich dem Parlament, welches den Prinzen von Wales zum Regenten will, entgegenrufen: Der Prinz ist vermählt! vermählt ohne Wissen und Erlaubniß seines Vaters, vermählt mit einer Katholikin! Der Prinz also kann nimmermehr Regent werden, denn unsere Gesetze erklären jeden königlichen Prinzen der Nachfolge für unfähig, der sich mit einer Katholikin vermählt, und noch ist Großbritannien das Land, wo die Gesetze selbst für seine Könige und Prinzen Gültigkeit haben!«

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

Ich überlas diesen Brief, der in französischer Sprache geschrieben war, zwei, drei Mal und gerieth in eine wahre Todesangst. »Es ist ein Complott gegen mich angelegt!« rief ich bei mir selber; »ein landfremdes Frauenzimmer will beschwören, daß ich ihr Gatte sei. Auch ein Kind soll ich haben! — ich ein Kind! Aber mein Gott, wer wird mir glauben, wenn ich es leugne? Und doch ist der Himmel mein Zeuge, daß ich so unschuldig bin wie ein neugeborenes Kind! — Es ist irgend eine verruchte Verschwörung gegen mich angelegt, um mich zu verderben! — Ha, jetzt geht mir ein Licht auf! Ich war vor sechs Jahren in Frankreich. Ich bin ein Opfer von Hinterlist und Cabale — wie es reiche Leute immer sind! Hole der Teufel das Rittergut Hallsleben sammt Allem, was dazu gehört! bis auf diese Stunde hat es mir nur Sorge und Unruhe und endlose Plackerei verursacht. Ist es nicht genug, daß ich mir schon eine deutsche Frau aufschwatzen lassen muß? — jetzt kommt gar noch eine Französin daher, eine Frau oder liaison, die darauf ausgeht, mich um Geld, Ehre und Reputation zu bringen! Nein, es

ist in der That nicht zu ertragen! All' mein Lebtage habe ich als ein solider, gesetzter, ordnungsliebender Mensch mit der ganzen Welt in Frieden und Minne gelebt und keinerlei Verdruß mit Weibsleuten gehabt; jetzt werde ich plötzlich in meinen alten Tagen noch mit Köchinnen und Haushälterinnen, mit Wittwen und Mamsellen geplagt, die meine Frauen sein oder werden wollen, und in der That, seit mein unmündig Glück zu Jahren kam, bin ich der allerbemitleidenswertheste Mensch in der ganzen Welt. Der Mensch, welcher Geld hat, wird ganz im Verhältniß zu seinem Vermögen von seinen Nebenmenschen bedrängt, geplagt, ausgebeutet, beschwindelt, und dieses Weib, diese leichtsinnige windige Französin, hat es offenbar darauf abgesehen, mich zum Opfer einer fein angelegten Cabale zu machen!«

Dieser Brief und die Gedanken und Befürchtungen, die er in mir wachrief, ließen mich die ganze Nacht kein Auge zuthun. Die entsetzlichsten Visionen quälten mich. Wenn ich auf einen Augenblick einschlummerte, träumte mir sogleich von Weibern und Kindern, die um mich schrieen und wimmerten und mich verfluchten, von der schmucken Wittwe, die sich mit der Französin balgte, bis Beide in hysterischen Krämpfen oder Ohnmachten zu Boden fielen, worauf sie sich wieder erholten, um gemeinsam über mich herzufallen und mich mit den bittersten Klagen und Vorwürfen zu überhäufen.

Am Morgen stand ich wo möglich noch entmuthigter und rathloser auf, als ich zu Bette gegangen war, und las abermals den Brief. Mein Freund der Pfarrer sollte mit mir speisen, und ich konnte kaum der Versuchung widerstehen, ihm den räthselhaften Brief mitzutheilen und mich bei ihm Raths zu erholen; allein je näher der Mittag herannahte, desto mehr redete ich mir ein, das Ganze sei nur eine Neckerei, eine freche Mystification von irgend Jemanden, welcher meine Eigenheiten kannte.

Der Pfarrer war in besonders rosiger Laune und konnte des Ruhmes und Lobes meiner Zukünftigen kein Ende finden, so daß ich ihm nahezu die siebente Bitte zugerufen hätte. Es war ein Glück für mich, daß die schmucke Wittwe selbst nicht allzu anspruchslos im Kapitel der Aufmerksamkeiten war, die sie von mir erwartete, denn ich hätte ihr in meiner augenblicklichen Stimmung nicht unter die Augen treten können. Sie betrachtete vielmehr die Sache schon für abgemacht und ihre Eroberung für ganz sicher.

Mehrere Tage nach Empfang jenes Briefes vergingen, ohne daß ich mich aus dem Hause wagte. Beim besten Gewissen von der Welt lag es doch auf mir wie ein Alp, wie ein Berg von Befürchtungen, Sorgen und bangen Ahnungen. Ueberdem fielen allerlei kleine Unglücksfälle in diese paar Tage: in der Fabrik war Feuer ausgebrochen, aber glücklicherweise rasch gedämpft worden, ohne viel Schaden angerichtet zu haben; mein Jäger war im Holze auf Wilddiebe gestoßen und hatte bei dem Versuche, sie zu verhaften, einen gefährlichen Schuß in die Schulter bekommen, woran er jetzt darniederlag; mein Lieblingspferd war mit einem leichtsinnigen Reitknecht gestürzt und hatte beide Vorderbeine gebrochen, so daß es getödtet werden mußte — lauter Dinge, welche mein Gemüth in einer noch größern Aufregung erhielten. Als mir der letztere Unfall gemeldet wurde, wollte ich mich eben auf ein benachbartes Gut begeben, wo ich zu einer Soiree eingeladen war. Es war schon dunkel und ich wartete ungeduldig auf das Vorfahren meines Wagens; ich kanzelte daher den fahrlässigen Reitknecht so tüchtig ab, als er es nur verdiente, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und eine Dame in's Zimmer stürzte, welche sich vor mir auf die Kniee warf, meine Füße umfaßte und in einem halbgebrochenen Französisch-Deutsch ausrief: »Gerhard, mein Gatte, ich bitte Sie um Gerechtigkeit für unser Kind: ich will es nicht um Ihrer Grausamkeit willen sterben sehen. Vergebens habe ich an Sie geschrieben — Sie haben mir nicht einmal geantwortet. Ich will ja Nichts für mich selbst; aber mein Kind, mein Kind!....«

»Madame!« sagte ich, in hohem Grade verlegen vor den anwesenden Dienstboten, — »Sie scheinen nicht bei Sinnen zu sein: ich habe weder Weib noch Kind!«

»Wie, Gerhard? Sie wollen mich verleugnen? Ich bin Ihre Gattin, Ihre rechtmäßige Gattin und Sie haben mich verlassen, um mit einer andern zu leben; aber ich bin Ihre Gattin, und dies hier ist Ihre Tochter!« Damit zog sie ein hübsches Kind von ungefähr dreizehn Jahren, das seitdem scheu an der Thür

geblieben war, zu mir heran. „Hier ist Dein Vater, mein Kind! er wird Dich freundlich aufnehmen! Er muß Dich lieben, wenn er Dich erst näher kennt!“

„Papa, erbarmen Sie sich meiner!“ flüsterte die Kleine, ergriff meine Hand und küßte sie, bevor ich sie ihr noch entziehen konnte.

„Alle Wetter!“ rief ich unwillig, „ich will mich nicht auf diese Weise in meinem eigenen Hause von ein paar Betrügern überfallen lassen. Ihr wißt Alle“, wandte ich mich an meine Dienstboten, welche der Lärm herbeigerufen hatte, und rief sie zu Zeugen auf, — „ihr wißt Alle, daß ich weder Weib noch Kind habe. Diese Frau muß verrückt sein oder noch mehr!“

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Du kannst verlor'nes Geld erwerben,
Kannst Güter wieder erben,
Verlor'nen Namen stellt kein König wieder her!

Prüf' einen neuen Freund nach seinen Geistesgaben!
Viel besser weise Feind' als dumme Freunde haben.

Verschiedenes.

(Naturhistorisches.) Jedes Thier ißt so viel, als es sich verschaffen und ertragen kann. Eine Kuh ißt nur, um zu schlafen, und schläft nur, um zu essen, und widerkäut noch obendrein gehörig. Ein Haifisch schlingt Millionen lebendiger Krabben auf einen Zug hinunter; ein brütender Kanarienvogel verspeist seine eigene Masse in einem Tage und eine Raupe 500 Mal ihr eigenes Gewicht, ehe sie sich hinlegt, um als Schmetterling wieder zu erstehen. Die Made und Milbe essen die Welt, in der sie leben, selbst auf. Sie nisten und hausen in ihrem Fleischklumpen. Die Hyäne frißt, wenn sie nichts Besseres hat, sich selbst. Kapitän Lyon erzählt, daß ein Eskimo gewöhnlich zehn Pfund Seehundsfleisch verspeist und eine Gallone Oel auf einen Sitz trinkt.

Ein Regiments-Fourier wendet sich, sein Buch unter dem Arm, mit den Worten an den Thürhüter der Tuilerien zu Paris: „Wo ist der Kaiser?“ Der Concierge macht große Augen und läßt ihn vor Verblüffung eintreten. Der Fourier geht gerade auf die kaiserlichen Gemächer zu und wiederholt seine Frage: „Wo ist der Kaiser?“ Man sieht sich gegenseitig an und fragt, worum es sich handele? „Privat-Angelegenheit“, lautet die Antwort des Fouriers. Man beeilt sich, den Kaiser in Kenntniß zu setzen, der den Fourier fragt, was er wolle. „Sire“ — erwiedert dieser, indem er militärisch grüßt — „Dienst-Sache; ich bringe die Löhnung Ihres Herrn Sohns, der Enfant de troupe bei uns ist.“ „Ach — sagte der Kaiser ruhig — wie viele sind deren in Eurer Compagnie?“ „Neun, Sire.“ „Und mein Sohn ist . . . .“ „Der neunte, Sire.“ „Sehr wohl.“ Der Kaiser sieht die Rechnung an, addirt nach, gibt dem Fourier das Buch zurück und sagt: „Das ist richtig.“ „Sire, hier ist das Geld.“ Worauf der Kaiser: „Nehmen Sie das Geld zurück; bis zur Majorennität meines Sohnes vertheilen Sie seine Löhnung unter seine Kameraden, die seinen Dienst thun.“

Ein Tourist in Schottland war so unvorsichtig, einige Zeilen, die er einem jungen Fräulein in's Stammbuch schrieb, zu unterschreiben: „der Ihrige.“ Er ward sogleich als Gatte in Anspruch genommen und wurde zu spät inne, daß er sich verheirathet hatte.

Der Winterthurer Landbote erzählt: „Kürzlich erhenkte sich Jemand; der Strick riß aber und der Selbstmörder fiel ohnmächtig zu Boden. So lag er einen halben Tag, bis er wieder zu sich kam. Er glaubte bereits in der andern Welt zu sein und wunderte sich ungemein, daß jenseits Alles gerade so sei wie im Dießseits.“

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 91:

Pfeiler. Pfeile. Feile. Eile. Ei.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 93. Samstag, den 2. August **1856.**

Das Aerndtevöglein.

Zum Anger enteilet, zum sonnigen Rain
Schon frühe gerüstet der Schnitter.
Sein harret ein Vöglein, lustig und fein,
Der Sänger mit goldnem Gefieder.

Und wenn dann der Schnitter den Waizen erfaßt,
Zu wuchtiger Garb' ihn zu zwingen,
Dann hat unser Vöglein nicht Ruhe, nicht Rast,
Sein Lob nach Gebühr zu besingen.

Doch gibt in den Augen des Schnitters sich kund,
Daß Sorgen das Herz ihm beschweren,
Dann läßt aus dem niedlichen, flötenden Mund
Die tröstenden Worte er hören:

„Zufrieden! zufrieden! mein duldender Christ!
Noch strahlet der himmlische Stern!
Und wenn auch der Segensquell minder heut fließt:
Vertraue der Hülfe des Herrn!"

Fort eilet es jubelnd der Marken entlang
In schwindelnden, luftigen Kreisen,
Auf Wiesen und Fluren, auf Höhen und Hang
Den Vater der Güte zu preisen.

Doch wo es ein Mägdlein müßig erschaut,
Das gähnet und recket die Glieder,
Da singt's ihm vom Strauche gar mächtig und laut
Sein zürnendes Liedchen hernieder:

„Zur Arbeit! zur Arbeit! du läßige Maid!
Nicht ziemt's jetzt, des Schlafes zu pflegen!
Um müßige Dirnen wird nimmer gefreit!
Nie schmücket der Brautkranz die Trägen!"

Und sieht einen Reichen des Weges es nah'n,
Der schnödem Gewinne nur sinnet,
Dann schwirret es flugs zum Manne heran,
Und grollend es also beginnet:

„Hartherziger Mann! der wieder du trachtest,
Zu kümmern den Armen das Brod.
Der nimmer du dachtest, ach! nimmer beachtest,
Wie herbe sind Zeiten der Noth!

„Verschleuß nicht der Aerndte süßen Gewinn
Zu fest hinter ehernen Schleußen!
Ach! sperr' nicht des Mitleides himmlischen Sinn
Gen Arme, gen Wittwen und Waisen!"

Dort sammelt ein Knäblein die Aehren zu Hauf,
Voll kindlicher Liebe die Brust.
Da setzt unser Sängerlein oben sich drauf
Und singet mit himmlischer Lust:

„O Knäblein! o Knäblein! wie bin ich dir hold!
Wie hegst du so wackeren Sinn!
Dein Aehrlein, dein Aehrlein wird wahrlich zu Gold!
Denn — Fleißigen ziemet Gewinn!

„Ein Knäblein, das folget der Mutter Gebot
Und nützet, wo immer es kann,
Kommt nimmer zu Schanden, kommt niemals in Noth,
Wird werden ein tüchtiger Mann!"

Neustadt 1856. Str.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Die Königin, welche bis dahin in unruhiger Bewegung auf und ab gegangen war, blieb jetzt vor Pitt stehen. Ihre Lippen zitterten, ihre flammenden Blicke schienen den kühnen Minister, der es wagte, zu drohen, zerschmettern zu wollen.

„Ja", sagte sie stolz, „die Gesetze haben in England Gültigkeit, auch für die Könige und Prinzen. Ich rufe also ein anderes englisches

Gesetz zu Gunsten meines Sohnes auf. „„Keine Ehe eines Prinzen ist gültig““, sagt das englische Gesetz, „„wenn nicht der König seine Einwilligung dazu gegeben hat.““

William Pitt verneigte sich mit einem feinen Lächeln. „Dies Gesetz hebt das andere nicht auf. Es kann Mylady Fitz-Herbert um ihren Gemahl bringen, aber es kann uns nicht hindern, daß wir den Prinzen anklagen, sich mit einer Katholikin vermählt zu haben. Diese Anklage bringt ihn um die Regentschaft. Zum Wohl Englands darf der Prinz nicht Regent werden! Ich darf das mühsam aufgerichtete Gebäude meiner Staatskunst nicht so zu Grunde gehen lassen! Ich werde und muß zu den äußersten Mitteln greifen! Wenn der König nicht gesund wird, muß ich, um England zu wahren, den Prinzen anklagen!“

„Das heißt, ihn der Thronfolge berauben!“

„Besser, daß ein einzelner Prinz zu Grunde gehe, als daß das Vaterland unterliege! Ew. Majestät haben glücklicher Weise dem Vaterland mehrere Söhne geschenkt!“

„Aber George ist auch mein Sohn, mein Erstgeborner! Und wie sehr ich Königin bin und mein Land liebe, so bin ich doch noch mehr Mutter! Ich werde meinen Sohn vertheidigen; bedenken Sie also, was Sie thun! Hinter der Königin steht die Mutter!“

„Aber hinter dem Minister steht die Welt-Geschichte“, sagte William Pitt feierlich. „Sie wird mich einst richten; und lauter, als die Stimme der königlichen Mutter, ruft die Stimme des Volkes, dem ich Rechenschaft schuldig bin!“

„Sie sind also fest entschlossen, den Prinzen in's Verderben zu stürzen?“ fragte die Königin athemlos.

„Wenn es sein muß, ja!“ sagte Pitt ernst und fest. „Ich thue so nicht aus persönlichem Ehrgeiz, nicht aus Eigennutz und Gewinnsucht. Ich bin in jeder Stunde bereit, für mein Vaterland mein Gut und Blut, mein Leben hinzugeben. Ich handle nur im Namen und zum Wohle Englands und ich will, daß das Volk von England eines Tages auf mein Grab schreiben kann: Er hat seine Schuldigkeit gethan! Das Vaterland ist mit ihm zufrieden!“

Er sah schön und erhaben aus, während er so sprach; sein Haupt leuchtete im Feuer der Begeisterung, sein Antlitz flammte von Energie und Tapferkeit. Die Königin blickte voll unwillkürlicher Ehrfurcht auf diese eherne, breite Stirn, welche von hohen Gedanken leuchtete.

„Mylord“, sagte sie, „es kann sein, daß wir eines Tages als Feinde uns gegenüberstehen, denn ich sage Ihnen, ich werde es nicht dulden, daß Sie meinen Sohn unglücklich machen. Ich werde Alles anwenden, um das Verderben, welches Sie ihm bereiten wollen, zurückzuhalten, ich werde Ihre Plane kreuzen, wo ich es kann. Ich werde suchen, diese Ehe meines Sohnes rückgängig zu machen. Ich werde selbst zu dieser unglücklichen Frau hingehen, ich werde ihr die Wahrheit sagen, ich werde ihr die Gefahr zeigen, welche sie über das Haupt meines Sohnes heraufbeschworen hat, ich werde mit Bitten oder mit Gewalt die Papiere von ihr erlangen, welche ein Zeugniß ihrer Ehe ablegen. Ich werde den Priester ausfindig machen, welcher sie getraut hat, und kraft meiner königlichen Autorität werde ich ihm befehlen, den Trauungsact abzuleugnen. Ich sage Ihnen dies Alles, Mylord, weil ich Ihnen zeigen will, daß, wenn wir auch vielleicht von heute an Feinde sein werden, meine Achtung vor Ihnen doch so unbegrenzt ist, daß ich selbst als Ihre Feindin noch das offenste Vertrauen zu Ihnen hege und Ihnen daher die Waffen zeigen muß, mit welchen ich gegen Sie kämpfen will!“

Der Schatzkanzler drückte die Hand, welche die Königin ihm darreichte, an seine Lippen und verneigte sich tief.

„Ich danke Ew. Majestät ehrerbietigst für dieses edle Vertrauen, doch will ich es erwiedern“, sagte er. „Ich erlaube mir also, Ew. Majestät zu sagen, daß ich den Priester, welcher den Prinzen getraut hat, aufgefunden und hierher nach London gebracht habe. Er ist fest entschlossen, die Trauung nicht zu widerrufen. Und was die Papiere anbetrifft, welche ein Zeugniß dieser Ehe des Prinzen ablegen, so befinden sie sich in meinem Gewahrsam, und ich werde sie zu hüten wissen. Jetzt aber bitte ich Ew. Majestät um meine Entlassung; ich muß in's Parlament, um gegen Fox und Sheridan zu streiten.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick erklang die Thürglocke und eine Minute später traten der Pfarrer und seine Frau sammt Madame Johannsen in das Zimmer, die mich hatten abholen wollen. Die Französin perorirte noch immer.

„Was gibt es denn?“ fragte Madame Johannsen in unbeschreiblichem Erstaunen; „was will denn diese Frau hier?“

Die Fremde wandte sich sogleich zu Frau Johannsen und rief schluchzend: „O Madame, wenn Sie selbst Mutter sind, so erbarmen Sie sich meiner und meines armen Kindes! Monsieur Gerhard hier hat mich vor Jahren verlassen, und nun, da mein guter Vater todt ist, stehe ich ganz hülflos und in größter Bedrängniß hier in der Welt, habe keinen Sou Geld mehr und Nichts mehr zu leben.“

„Aber wer sind Sie denn?“ rief die schmucke Wittwe, und ein unheimliches Vorgefühl schien in ihr aufzutauchen; „was für Ansprüche haben Sie denn an Herrn Gerhard?“

„Ich bin seine rechtmäßige Frau, Madame!“ rief die Fremde. „Vor fünfzehn Jahren lernten wir uns in der Schweiz, meiner Heimath kennen und heiratheten uns. Mein Vater selbst, damals noch Pfarrer in M. im Waadtlande, segnete unsere Ehe ein. Ich kann Ihnen hundert Zeugen stellen, daß ich ihm rechtmäßig angetraut worden bin. — Gerhard, mein Mann!“ rief sie und erfaßte meine widerstrebende Hand, — „um Gottes Barmherzigkeit willen, verleugnen Sie mich nicht! Ich habe Ihnen ja alles Herzeleid vergeben, womit Sie meine Jugend vergiftet haben! Ich will nicht bei Ihnen bleiben, nicht mit Ihnen leben; aber nehmen Sie unser Kind zu sich, oder geben Sie uns wenigstens so viel, daß wir nicht vor Mangel umkommen müssen!“

„Gehen Sie, Madame, Sie sind eine....“

Ich konnte nicht vollenden, denn die Fremde sank mir ohnmächtig in die Arme und das Kind brach in lautes, herzzerreißendes Weinen aus. Was ich nun that, wie ich mich der Fremden entledigte, weiß ich nicht mehr; ich war so erschüttert und gedemüthigt, so bestürzt und empört, daß ich die Treppe hinaneilte und mich in mein Zimmer einschloß. Das ganze Haus war in Allarm und Aufruhr und drängte sich um die ohnmächtige Fremde, welche das Mitgefühl der beiden Damen und meiner weiblichen Dienstboten in hohem Grade erregt hatte.

Als ich nach geraumer Zeit und etwas ruhiger wieder herunterkam, lag die Fremde noch auf dem Sopha, ihr weinendes Töchterchen und die Frauensleute gruppirten sich um dieselben her und schnatterten durcheinander: „Die arme Frau!..... das ist ja schändlich! Es ist entsetzlich, so behandelt zu werden!..... Wer hätte das von unserm Herrn gedacht!“

Ich trat mit einer Art verzweifelter Entschlossenheit herzu, so daß die Weibsleute scheu auseinander stoben, und sagte: „Diesem Possenspiele muß nun ein Ende gemacht werden. Wie kam diese Frau mit dem Kinde hieher?“

„In einem armseligen Miethwagen, dessen Kutscher noch draußen auf Bezahlung wartet!“ entgegnete mir der Pfarrer, welcher den ganzen Zusammenhang mittlerweile erfahren zu haben schien.

Inzwischen hatte die Fremde sich aufgerichtet, sah uns Alle der Reihe nach an, als ob sie jetzt erst allmählig zur Besinnung komme, und fragte: „Wo ist mein Gatte? Wo ist Herr Gerhard?“

„Die arme Frau! sie ist noch ganz verwirrt!“ sagte die Haushälterin; „hier, sehen Sie, mein liebes Madamchen! hier steht er ja leibhaftig vor Ihnen!“ setzte sie hinzu und deutete auf mich.

„Ich wünsche Herrn Gerhard zu sprechen!“ versetzte die Fremde und stand mühsam auf. Der helle Lichterglanz fiel nun erst auf ihr Gesicht, und ich sah, daß sie hübsch, etwa 35 Jahre alt, aber von Gram und Leiden blaß und entstellt war. Ihre Züge waren sehr ansprechend, ihre ganze Gestalt äußerst zart und zierlich, ganz im Widerspruche zu der dürftigen Kleidung, die sie trug. Sie blickte mich betroffen und halb verlegen an, sah sich dann wieder im Zimmer um und wiederholte noch ein Mal: „Ich wünsche zu Herrn Gerhard gebracht zu werden!“

„Mein Name ist Gerhard, Madame“, erwiederte ich.

„Sie sind nicht Heinrich Gerhard?“

„Nein, Madame, ich heiße Friedrich Gerhard. Herr Heinrich Gerhard, mein verstorbener Vetter, ist seit zwei Jahren todt!“

„Todt?“ rief die Fremde und brach in lauten Jammer aus; „dann bin ich das unglücklichste Weib auf Erden! Mein Kind, Du hast keinen Vater und wir haben keine Heimath mehr! Wir werden im Elend umkommen!“ Damit schlang sie die Arme um ihre Tochter und brach in ein lautes krampfhaftes Schluchzen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Ein sächsischer Förster, Namens Gastell, „der nunmehr 82 Jahre alt geworden und das Geheimniß nicht mit sich in die Erde nehmen will“, veröffentlicht unter den Inseraten der Leipziger Zeitung nachstehendes Mittel gegen den Biß toller Hunde, welches er seit 50 Jahren gebraucht und womit er vielen Menschen und Vieh geholfen haben will: Man besorge sogleich warmen Essig oder laues Wasser, wasche die Wunde aus und trockne sie; alsdann gieße man einige Tropfen mineralische Salzsäure in die Wunde, weil mineralische Säure das Speichelgift auflöst, wodurch dessen böse Wirkung aufgehoben wird.

Lebensphilosophie.

Schaue getrost in die Ferne zurück, und denkst du der Thränen,
Denke des Jünglingstraums lächelnder Freuden zugleich!
Blüthen der Liebe sogar, von des Schicksals grausamer Sense
Früh dir niedergemäht, duften im Welken noch süß.

Verschiedenes.

Ist eine Frau von 45 Jahren eine Frau von vorgerücktem Alter? Ein französischer Gerichtshof hat vor Kurzem mit Ja entschieden. Jemand hatte einen Grundbesitz gekauft, an dem eine lebenslängliche Rente für „eine Frau von vorgerücktem Alter“ haftete. So besagte die Ankündigung. Als der Käufer die fragliche Dame persönlich kennen lernte, fand er dieselbe überraschend frisch und wohl aussehend, erfuhr, sie sei erst 45 Jahre alt, und wollte nun den Kauf rückgängig machen. Darüber entstand ein Proceß und die Entscheidung, daß eine Frau von 45 Jahren ein „vorgerücktes Alter“ habe.

Der berühmte englische Minister Fox war bekanntlich tief verschuldet; allein da man ihn für den Erben seines Bruders Lord Holland hielt, so ließen ihn seine Gläubiger, denen er die Zinsen ziemlich pünktlich bezahlte, ruhig bis zur Geburt seines Neffen, des jetzigen Lord Holland, welcher alle Hoffnung auf die Erbschaft zerstörte, worauf sie ihm einen Besuch abstatteten und ihn baten, einen Tag zu bestimmen, wo es ihm gelegen sein möchte, seine Schulden zu bezahlen. Fox ging ein paar Male das Zimmer auf und ab, als ob er die Sache überlege, und sagte dann nach einer Pause: „Ich dachte daran, meine Herrn, den Tag der Auferstehung zum Zahlungstage zu bestimmen; da wir aber wahrscheinlich an diesem Tage alle sehr beschäftigt sein werden, so wollen wir den darauf folgenden festsetzen, wenn es Ihnen sonst gefällig ist.“

Charade.

Erste Silbe.

Die ist dem Teufel nah verwandt;
Die lebt in ihm und er in ihr;
Die ist in aller Welt bekannt —
Vielleicht!? Vielleicht — wohnt sie in dir! —

Zweite Silbe.

Ein eigenthümlich Ding bin ich —
Heut klein und morgen groß,
Jetzt siehst du tief, dann enge mich —
Auch leg' ich Manches bloß.

Beide Silben.

Ein Ort im Vaterland —
Den nenne mir!
So ziemlich wohlbekannt,
Gewiß auch dir!

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 94. Dienstag, den 5. August 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

VIII. Das historische Beefsteak.

Die heimliche Vermählung des Prinzen, das war also jetzt die Waffe, mit welcher der Schatzkanzler William Pitt gegen den Prinzen von Wales und seine Regentschaft protestiren wollte, und mit welcher er zu siegen hoffte. — Aber auch der Prinz von Wales hatte seine Waffen, und dies waren seltsamer Weise — seine eigenen Schulden! — Seine Schulden waren es, welche ihm Anhänger schafften, seine Schulden warben für ihn im Parlament die Stimmen. Denn im Unterhause saßen sehr viele und sehr ehrenhafte Mitglieder, welche die Gläubiger des Prinzen waren und denen Alles daran gelegen sein mußte, daß der Prinz zur Regentschaft gelangte, weil er alsdann befähigt sein würde, seine Schulden zu bezahlen. An der Spitze dieser Gläubiger befand sich der Aldermann von London, Mr. Neweham, der Wagenfabrikant des Prinzen und ein einflußreiches Mitglied des Unterhauses. Er war entschlossen, wie ein Löwe zu kämpfen für die Tausende, welche der Prinz ihm schuldig war, entschlossen, mit Hülfe seiner Freunde den Prinzen zum Regenten zu erwählen, um wieder zu seinem Gelde zu gelangen. Und neben ihm kämpften mit gleichem Fanatismus des Prinzen Schneider und des Prinzen Weinlieferant, sein Tapezierer und sein Delicatessenlieferant. Sie Alle hatten Tausende von ihm zu fordern, und sie stritten mit der Tapferkeit der Verzweiflung für ihr Geld.

Aber auch der Prinz von Wales selber übernahm eine handelnde Rolle in diesem Drama seiner Schulden, und da seine Feinde so eifrig waren, seine Fehler gegen ihn zu benutzen, wollte er sie für sich nutzen. Seine Schulden waren das Tagesgespräch von ganz London, er hatte also nicht mehr nöthig, sie zu verschweigen. Der letzte besonnene Act des Königs war gewesen, daß er dem Prinzen jede Unterstützung und jedes Bezahlen seiner Schulden verweigert hatte. Der Prinz beschloß, aus dieser Weigerung Vortheil zu ziehen.

Er ließ alle seine Diener und Beamte zu sich rufen und erklärte ihnen feierlich, daß er sie sämmtlich entlassen müsse, weil er ferner nicht mehr im Stande sei, sie zu bezahlen. Er nahm mit rührenden Worten von ihnen Abschied und ermächtigte sie, überall zu erzählen, daß er gezwungen sei, so zu handeln, weil sein eigener Vater ihn darben lasse. Und nachdem alle diese Leute das Palais verlassen hatten, um sich über London zu ergießen und überall dem Volk die rührende Wehklage von dem darbenden Prinzen zu erzählen, ließ der Prinz die Fenster von Carltonhouse verhängen, die Thore verschließen und befahl seinem einzigen, bei ihm zurückgebliebenen Diener John, alle Diejenigen, welche kommen möchten, ihn zu besuchen, abzuweisen, indem er ihnen sage: „Der Prinz kann Niemand mehr empfangen, weil er vom König Nichts empfangen hat!“

Sodann ließ der Prinz über seinem Marstall eine große Tafel aufhängen, auf welcher mit großen Buchstaben das ominöse Wort „zu verkaufen“ zu lesen war.

Alle diese unerhörten Neuigkeiten durchhallten wie eine Sturmglocke alle Häuser und alle Straßen von London; von allen Seiten strömte das Volk schaarenweise herbei, um das Wunder der geschlossenen Fensterläden von Carltonhouse und die Auctionstafel des Marstallgebäudes zu betrachten. Und unter diese stau-

nende Menge mischten sich die Freunde des Prinzen und erzählten dem stets zum Mitleid geneigten Volk, daß der Prinz von Wales sich einschränken müsse, weil er Nichts zu leben habe, und beschuldigten das Parlament und den Schatzkanzler, daß der englische Thronerbe darben müsse.

Das Volk in dem Enthusiasmus seines Mitgefühls brach in laute Verwünschungen gegen die Feinde des Prinzen aus, und als jetzt der bekannte Jude Nathan durch die Reihen dahinschritt und rechts und links erzählte, daß er nach Carltonhouse zum Prinzen berufen sei, und daß der Prinz ihm alle seine Kostbarkeiten, seine Kunstschätze und Goldtapeten, die Kaschemirs der Fußböden, die Schätze seiner Gold- und Silberschränke, die kostbaren Gemälde seiner Wände, die fortan kahl und öde stehen sollten, verkaufen wolle, da schrie und heulte das Volk vor Wuth, und drohende Fäuste hoben sich empor, und zornige Stimmen riefen mit einem Schrei der Verwünschung den Namen des Schatzkanzlers William Pitt.

In diesem Moment sah man die kleine Pforte von Carltonhouse sich öffnen, und der alte John, der wohlbekannte Kammerdiener des Prinzen, trat mit entblöstem Haupt, einen Teller in der Hand haltend, aus dieser Pforte hervor.

Das Volk, welches jetzt nicht mehr blos aus den arbeitslosen und hungernden Müßiggängern der Straße bestand, sondern unter welchem sich schon viele vornehme Herren und Damen befanden, die, angelockt von der Menschenmenge, ihre Equipagen verlassen hatten, um sich unter das Volk zu mischen und nach dem Grunde dieses räthselhaften Straßen-Meetings zu fragen, das Volk strömte neugierig heran, John Brown zu sehen; Kopf an Kopf gedrängt, athemlos vor Staunen und Erwartung blickten Alle auf ihn hin, und hier und da fragte eine mitleidige Stimme, wie es dem Prinzen ergetze, und ob es wirklich wahr sei, daß er seine schönen Pferde verkaufen und seine Diener entlassen müsse.

John Brown wehrte die ihm zunächst Stehenden mit sanfter Ungeduld zurück. „Laßt mich hindurch, ihr guten Leute. Der Prinz ist Gott sei Dank gesund, und ihn hungert. Ich will ihm also Etwas zu essen holen, denn da er keinen Koch mehr bezahlen kann, so ißt er, wie ein jeder andere Mensch, aus dem Speisehaus.“

Schweigend und entsetzt über diese unerhörte Nachricht, wich das Volk zurück und bildete ehrfurchtsvoll eine Gasse, durch welche John über die Straße dahinschritt, nach dem Speisehause da drüben. In athemloser Stille starrten Alle das Haus an, in welchem er verschwunden war; als er aber nach kurzer Zeit mit einem Beefsteak auf dem Teller, den er trug, zurückkehrte, empfing ihn das Volk mit einem lauten Hurrahrufen, und die elegantesten Damen machten sich Bahn durch die Menge bis zu dem dampfenden Teller, und eine von ihnen rief händeringend und mit verzweiflungsvoller Stimme: „Es ist in Wahrheit nur ein Beefsteak, und es riecht nach Zwiebeln. Und das soll der schöne, der glänzende Prinz von Wales genießen?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

Dieser Auftritt war mir im höchsten Grade peinlich, obschon er mich einigermaßen beruhigte, da nachgerade die Ahnung von dem eigentlichen Zusammenhang der Sache in mir aufdämmerte. Ich entfernte die Gruppe der neugierigen Dienstleute, denn der aufrichtige und wahre Jammer der Fremden überzeugte mich mehr und mehr, daß ich es mit keiner Betrügerin zu thun habe. Der Pfarrer, seine Frau und Schwägerin standen verlegen und wußten nicht, ob sie gehen oder bleiben sollten. Es währte geraume Zeit, ehe die Fremde sich so weit erholt hatte, daß sie uns über ihre Lage Auskunft ertheilen und einige Erkundigungen wegen des verstorbenen Heinrich Gerhard an uns richten konnte. Dann gab sie sich nochmals als seine Wittwe und ihre Tochter Adele als sein Kind zu erkennen, und belegte ihre Behauptungen durch Documente und durch einige eigenhändige Briefe meines verstorbenen Vetters, worin er sie als seine Frau anredete und von ihrem Kinde sprach.

Ihre Geschichte war in Kürze folgende: Heinrich Gerhard hatte vor etwa fünfzehn Jahren in der französischen Schweiz gelebt und dort die Bekanntschaft eines Pfarrers

gemacht, der eine einzige Tochter, ein schönes, argloses, unerfahrenes Kind von ungefähr neunzehn Jahren hatte — gerade diese Frau, die nun vor mir stand. Gerhard hatte durch einen Sturz mit dem Wagen den Fuß gebrochen und in dem Pfarrhause von Moutiers ein gastliches Obdach und Pflege gefunden, hatte während seiner Genesung Antoinetten Unterricht im Deutschen und in andern Fächern des Wissens gegeben, zu deren Erlernung Antoinette in dem einsamen Dorfe keine Gelegenheit gefunden hatte. Schließlich hatte er auch ihr Herz gewonnen, was bei einem so arglosen und unerfahrenen Geschöpfe eben nicht zu verwundern war. Sein Benehmen gegen sie war jedoch ein durchaus ehrenhaftes gewesen und er hatte das Mädchen bald darauf geheirathet. Zwei oder drei Jahre lang lebte Heinrich Gerhard mit seiner Frau in Genf, und reiste alsdann in Geschäften nach Paris, wo er unseliger Weise sich länger aufhalten mußte, so daß er gar nicht mehr nach Genf zurückkehrte. Anfangs waren seine Briefe immer noch warm und liebevoll gewesen; allmählig aber wurden sie kälter und seltener, bis die arme verlassene Frau endlich die Ueberzeugung gewann, daß sie nicht mehr geliebt werde. In diesem fürchterlichen Gemüthszustande beschloß sie am Ende, ihn in Paris aufzusuchen, um den Grund der plötzlichen Sinnesänderung kennen zu lernen, welcher sie um ihr Lebensglück beraubte. Ihr Entsetzen war jedoch ebenso groß wie ihr Unglück, als sie bei der unerwarteten Ankunft in Paris ihn dort mit einem feilen gefallenen Weibe zusammenlebend fand. Sie blieb nur so lange, bis sie sich von der Untreue ihres Gatten vergewissert hatte, und kehrte dann voll Widerwillen, Eckel und tiefem Seelenschmerze mit ihrem Kinde in's Vaterhaus zurück. Ihr Lebensglück war zerstört, aber sie hatte ja ein Kind, dem sie sich widmen mußte. Dies gab ihr Kraft zu leben. Heinrich Gerhard wollte eine Ehescheidung, aber seine Frau willigte um ihres Kindes willen nicht darein; er gab ihr daher fortan eine kleine jährliche Leibrente, allein sie sahen einander niemals wieder. Als vor zwei Jahren wegen Gerhard's Tode der Bezug dieser Rente aufhörte, schrieb seine Frau dieses unliebe Ereigniß irgend einer neuen Laune oder Sinnesänderung ihres treulosen Gatten zu, war aber zu stolz, um ihn hierüber zur Rede zu stellen. Ihr Vater reichte ihr und ihrem Kinde einstweilen Unterhalt von seinem geringen Einkommen, und erst als nach seinem Tode auch dieses aufhörte und die kleine Hinterlassenschaft sichtlich zusammenschmolz, gewann es Frau Gerhard über sich, an ihn zu schreiben; aber sei es, daß die Adressen unrichtig waren oder daß man sich die Mühe nicht genommen hatte, den Grund der Zurückweisung der Briefe darauf zu bemerken, kurz jene Schreiben kamen alle unerbrochen zurück. Da entschloß sich die fast verzweifelnde Mutter endlich zu einer Reise nach Deutschland, um ihren Gatten selber aufzusuchen und ihre Ansprüche an ihn geltend zu machen, falls er nicht billig genug wäre, für sie und ihr Kind zu sorgen. Aber unterwegs erkrankten Mutter und Tochter zu Mühlhausen im Elsaß und verbrauchten beinahe den ganzen Rest ihrer Mittel. Ein glücklicher Zufall wollte, daß sie meine Adresse erfahren, und die Frau schrieb mir jenen Brief von Straßburg aus, der mich so sehr in Aufregung versetzt hatte. Da aber von mir weder Geld noch Antwort eintraf, so verpfändete die arme Frau vollends alle ihre Kleider, Wäsche und andere Habseligkeiten, und reiste Tag und Nacht, bis sie Hallsleben erreichte. Da sie nun erfahren hatte, daß wirklich ein Herr Gerhard der Besitzer und Bewohner von Hallsleben sei, und einige Aehnlichkeit zwischen dem Verstorbenen und mir in Statur und Stimme die Täuschung unterstützte, so hatte sie mich im dämmernden Zimmer für ihren entwichenen Gatten gehalten und die Scene aufgeführt, welche mir so sehr fatal gewesen war.

Als ich aber nun der Wittwe meines Vetters mittheilte, daß, sofern ihre Heirath genügend bewiesen werden könne, sie und ihr Kind das bedeutende Vermögen des Verstorbenen erben würden, daß sie also aus dem bittersten Mangel mit Einem Sprunge in Reichthum und Ueberfluß versetzt seien, fiel die arme Frau beinahe vor Entzücken von Neuem in Ohnmacht. Sie freue sich darüber herzlich, aber nur ihres Kindes wegen, sagte sie, und pries laut den barmherzigen Gott im Himmel für diese Fügung. Dann aber erinnerte sie sich, daß sie dadurch mich beraube, und bat mich nicht nur um Verzeihung, sondern erbot sich, mit mir zu theilen, — ein Anerbieten, das ich jedoch

entschieden ablehnte. Während dieser Scene fiel mein Blick zufälligerweise auf meinen Freund den Pfarrer und seine beiden Begleiterinnen. War schon der geistliche Freund ob dieser Wendung der Dinge sehr betreten und unangenehm berührt, so war es meine schmucke Advocatenwittwe aus Leipzig noch in weit höherem Grade: sie war gewissermaßen aus allen Himmeln gefallen, und fühlte sich plötzlich so unwohl, daß sie wieder nach Hause gebracht werden wollte, ohne die Soiree bei Frau v. Hardthaus besucht zu haben. Ich durchschaute die Motive dieser plötzlichen Verstimmung und erbot mich daher nicht zu ihrer Begleitung.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wo ein böser Grund ist, wird das Gute
Durch das Licht des Guten nimmer wach.
Bei Unwürd'gen haftet die Erziehung
Wie die Nuß auf einem Kuppeldach.

Geboren werden wir Alle gleich,
Keiner ist arm, und Keiner reich;
Aber was wir im Leben erfassen,
Das werden wir einst hinterlassen.

Verschiedenes.

An einer gewissen Stelle des Green River, der 200 Meilen unterhalb Louisville im Staat Kentucky in den Ohio fließt, sind die Dampfboote gezwungen, etliche Meilen oberhalb eines Wehres ganz besonders vorsichtig mit dem Feuer zu sein, zumal bei niedrigem Wasserstande. Es müssen die Oefen geschlossen werden, und Niemand darf mit Fackeln und dergleichen über das Deck gehen, weil sonst sich über dem Fluß ein Feuermeer entzündet. Es sollen schon bei Gelegenheiten, wo diese Vorsichtsmaßregeln unterlassen wurden, Dampfboote in Brand gerathen sein, indem dieselben völlig in blaue Flammen eingehüllt wurden. Der Boden des Flusses ist nämlich an dieser Stelle stark mit faulem Laub und andern derartigen Gegenständen bedeckt, und die Schaufelräder rühren unter den angegebenen Umständen diesen Schlamm auf, welchem dann ein brennbares Gas entströmt. Sobald sich dasselbe entzündet, müssen die Dampfer stillhalten, bis das Gas verbrannt ist, um alsdann mit höchster Vorsicht weiter zu fahren, zur Verhinderung einer Wiederentzündung.

In dem großen Concert am Musikfest zu Genf sang ein Zögling aus dem Blindeninstitut von Lausanne, ein Tenorist, den »Elias« mit, und zwar mit einer Präcision, die alle ihn umgebenden Choristen mit Staunen erfüllte. Bei diesem interessanten jungen Mann genügt es, ihm ein einziges Mal die Noten vorzulesen, die Pausen und Worte einer ganzen Partie, wie lang und schwer sie auch sei, herzusagen, er singt sie auf der Stelle. Sein Name ist Delessert.

Ein junger Geschäftsmann in einer Vorstadt von Wien hat in das Schaufenster seines Ladens einen mit allem Aufwande von Kalligraphie geschriebenen Zettel geklebt folgenden Inhaltes: »Der Besitzer dieses Geschäftes wünscht sich baldmöglichst mit einem braven Mädchen oder einer jungen Wittwe zu verehelichen.« Seit Erscheinung dieses mit rother Tinte auf grünem Grunde geschriebenen Heirathsantrages wird der Laden des Vocativus von unverheiratheten Käuferinnen nicht leer, die alle in der Hoffnung sind, den heirathslustigen Gewerbsinhaber zu kapern.

Ein mittelmäßiger Schauspieler saß einmal in einer Wiener Kneipe. Der Kellner berichtet ihm, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche. Als der Histrione herauskommt, steht ein kurz zuvor von ihm beleidigter Recensent da und macht ein Compliment. »Was wollen Sie von mir?« schnaubt der Comödiant den Critiker an. — »Ich wollte Ihnen — erwiederte er — nur ein Mal das Vergnügen verschaffen, herausgerufen zu werden!« und ging davon.

Auflösung der Charade in Nro. 93:

Haßloch.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 95. Donnerstag, den 7. August 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

John Brown wischte eine Thräne aus seinen Augen fort und sagte mit einer Stimme, die trotz seiner Rührung doch laut und stark genug war, um von Jedermann vernommen zu werden: „Ja, Lady, dahin haben das Parlament und Ministerium den Thronerben getrieben, daß er in Armuth und Dürftigkeit leben muß. Sie wollen seine Schulden nicht bezahlen und der Prinz ist zu sehr ein Edelmann, als daß er die Zahl seiner Gläubiger noch vermehren sollte! Er will lieber arm sein und darben, als neue Schulden machen!“

Das Volk brach in lautes Wuthgeheul aus und schrie und brüllte: „Nieder mit dem Parlament! Nieder mit den Ministern, welche den König krank machen und den Kronprinzen darben lassen. Wir wollen kein Ministerium, welches sich zum Herrn machen will; wenn der König krank ist, so wollen wir den Prinzen von Wales zum Regenten haben, und Fox soll sein Minister werden!“

John Brown erwiederte Nichts und schritt eilig weiter, aber vor der Thür des Palastes stand das Volk so dicht und fest wie eine Mauer, und Alles schaute in ehrfurchtsvollem Schweigen auf den Teller hin, und Niemand dachte daran, John Brown Platz zu machen. „Laßt mich hindurch, Gentlemen“, sagte er mit fast ängstlichem Flehen, „der Prinz von Wales hungert. Laßt mich ihm Etwas zu essen bringen!“

In diesem Moment drängte sich ein großer starker Gentleman dicht zu John heran, und durch seine großen Brillantengläser den Teller anstarrend, schrie er entsetzt: „Es ist keine Täuschung, es ist ein wirkliches Beefsteak. Das muß ganz England erfahren, morgen sollen alle Zeitungen es ihm verkünden, daß das knauserige Parlament den Prinzen von Wales so weit getrieben hat, daß er sogar seinen Koch abschaffen und aus dem Speisehause essen muß! — Saget dem Prinzen, mein würdiger John, daß ich dieses Beefsteak zu einem historischen Beefsteak machen will, und daß es eine Rolle einnehme in den Annalen der englischen Geschichte!“

Das Volk schrie mit freudigem Händeklatschen: „Bravo! bravo! Es lebe das historische Beefsteak, es lebe der Prinz von Wales!“

Und unter diesem Hurrahrufen des mitleidigen Volkes schlüpfte John Brown mit seinem Teller in die kleine Thür des Palastes.

Der Prinz empfing ihn mit einem fröhlichen Gelächter. Er hatte, hinter einem von den verschlossenen Fensterläden stehend, durch die Spalten desselben diese ganze Scene beobachtet.

„John“, sagte er, „Du hast sehr gut gespielt, und das gute dumme Volk von London scheint sich alles Ernstes einzubilden, daß ich dieses historische Beefsteak essen werde. Wir werden also siegen, und Dank meinen Schulden und dem Beefsteak werde ich die Regentschaft und ein königliches Jahrgeld bekommen. Schaffe mir aber jetzt vor allen Dingen diesen ominösen Zwiebelgeruch fort, und sobald es dunkelt, öffnest Du die kleine Hinterpforte des Gartens und läßt die Dienerschaft ein, vor allen Dingen den Koch und sage ihm, daß er uns heute ein glänzendes Souper bereite und sich wohl in Acht nehme, Nichts zu verderben. Da ich den ganzen Tag hungern oder Dein Beefsteak essen muß, habe ich wohl gerechte Ansprüche auf ein gutes Souper. Nur darf der Geruch unserer Braten und Pasteten nicht über die Mauern von Carltonhouse hinausschweifen,

und London darf nicht ahnen, daß, während mein Haus seine Vorderfenster mit Wittwenschleiern und Trauerfahnen verhüllt hat, seine nach dem Garten gelegenen Hinterfenster im Glanz der Kerzen und im Schmuck duftender Blumen strahlen. Jetzt will ich zu Nathan gehen und mit ihm über meine Kleinodien so laut und herzzerreißend feilschen und dingen, daß die Bänke des Parlaments davor erzittern, daß der Thronsessel davon sogar ein leises Beben verspüren, das ganze Volk von England eine mitleidsvolle Rührung empfinden soll und die Thränen, die ihm aus den Augen stürzen, sich für mich in bezahlte Rechnungen und köstliche Tausendpfundnoten verwandeln sollen.«

IX. Elise Fitz-Herbert.

Während so in dem Palaste von Carltonhouse sich eine seltsame, politische Comödie abspielte, herrschte in dem Pavillon, welcher da allein und abgesondert in dem Park von Carltonhouse sich befand, eine friedliche Stille. Alles athmete in diesem Hause Ruhe und süßes Behagen, kein unharmonischer Ton unterbrach das süße, dämmerhafte Schweigen, das in diesen, mit reizendem, coquettem Geschmack, mit zierlichster, elegantester Einfachheit ausgestatteten Gemächern herrschte. Ueberall waren die Fußböden mit dicken indischen Teppichen belegt, welche die Schritte unhörbar machten, überall waren die Fenster mit Jalousien verhüllt, welche nur ein mattes Licht in diese Gemächer eindringen ließen, als fürchte man, die Sonne möchte das zarte und duftige Arrangement derselben zerstören und den herrlichen Blumen, welche in seltenster und schönster Fülle in allen diesen Gemächern prangten, ihre Frische rauben oder den reizenden und kostbaren Gemälden, die an den seidenen Wänden hingen, den Glanz ihrer Farben und das frische Colorit des Lebens rauben. Wer aus den üppigen Sälen von Carltonhouse, aus diesen Sälen voll orientalischer Pracht, wo die Kaschemirs als Fußteppiche dienten, die mit echten Perlen und Edelsteinen gestickten Tapeten von Gold- und Silberbrokat die Wände bedeckten, wo an den von goldenen Aufsätzen und krystallenen Blumenvasen, von Weinflaschen und gefüllten Gläsern, von den seltensten und auserlesensten Speisen überladenen Tischen neben dem Prinzen und seinen geistreichen Freunden die schönsten, die zwangslosesten und genialsten Frauen von London saßen, wer aus diesen Sälen, welche widerhallten von den freien Witzworten Sheridan's, den leidenschaftlichen Liebesschwüren des Prinzen von Wales, den politischen Epigrammen des Grafen Fox, dem fröhlichen Gelächter oder den zärtlichen Seufzern der genialen Schönen, wer aus diesen Sälen von Carltonhouse sich in den Pavillon des Parks von Carltonhouse verirrt hätte, der würde gemeint haben, sich plötzlich in einer andern Welt zu befinden, eine andere, reine Luft zu athmen und die Schminke von seinen Wangen und die bösen Gedanken aus seinem Herzen verblassen zu fühlen.

Aber noch war es keinem der Gäste von Carltonhouse gelungen, den Pavillon mit seinem unheiligen Fuß zu entweihen, und keiner von ihnen durfte sich rühmen, daß die Pforte dieses kleinen Hauses, das da unter hohen Bäumen versteckt, von Rosen- und Fliedergebüsch umrankt am äußersten Ende des Parks lag, sich für ihn geöffnet habe. Vergebens hatte selbst Brummel, der Liebling des Prinzen, mit seinen schmeichelndsten Liebesworten sich bemüht, von dem Prinzen das Geheimniß dieses Pavillons zu erfahren, der Prinz war allen seinen Fragen ausgewichen, er hatte sogar geleugnet, daß der Pavillon überhaupt irgend ein Geheimniß enthalte. Mit lachendem Munde hatte er seinen Freunden gesagt, er habe sich dort in dem verschwiegenen Häuschen mit den verschlossenen Jalousien eine Kapelle eingerichtet, wohin er sich, wenn die Weltlust und die Thorheit seiner Freunde ihn gar zu sehr angesteckt und verderbt habe, begebe, um vor dem Bilde einer Heiligen zu knieen.

Seine tollen übermüthigen Freunde hatten diesen Scherz des Prinzen mit einem lauten Gelächter aufgenommen, und doch enthielten diese Scherzworte einen tiefen Ernst; der Prinz hatte sie wohl mit lachendem Munde, aber mit feierlichem Herzen gesprochen.

Im Pavillon des Parks von Carltonhouse lebte wirklich eine Heilige! Ein liebliches, schönes junges Weib, das wie eine eben erschlossene Rose, welche der erste Morgenstrahl der Sonne geweckt, noch von keiner rauhen Berührung der Welt erschreckt, dem von keinem bösen Hauch der Duft ihrer eigenen Existenz, der sie wie eine schützende Glorie umhüllte, verunglimpft

worden. Unbekümmert um Alles, was sich da draußen um sie her begab, ruhte diese Frauenrose lächelnd und unschuldvoll in sich selber; ihr Auge, welches vom Thau des Himmels oder von den Thränen des Glückes noch feucht war, nur vom Himmel wendend, um es auf Demjenigen ruhen zu lassen, welchen sie liebte, und welchem ihre Seele, ihr Herz und ihre Gedanken eben so sehr, als ihrem Gott im Himmel gehörten.

So war Elisa Fitz-Herbert, die Bewohnerin des Parks von Carltonhouse, ein Weib so seltsamer und außergewöhnlicher Art, daß die schönen vornehmen Damen, welche oft, ihrer hohen Titel, ihrer Ehren und Würden vergessend, unter dem Schutze der Nachtdunkelheit nach Carltonhouse schlichen, um dort an den reizenden Saturnalien Theil zu nehmen, daß diese Damen vor diesem jungen Weibe entweder schamvoll würden auf die Kniee gesunken sein, oder sich mit einem spöttischen Lachen von ihr würden abgewandt, aber nimmer an die Möglichkeit würden gedacht haben, Elisa Fitz-Herbert könne jemals eine der Ihrigen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverhofftes Glück.

(Fortsetzung.)

Die Erzählung der Frau Gerhard und ihr ganzes Wesen überzeugten mich unwillkürlich davon, daß sie die Wahrheit rede. Die Enthüllungen, welche sie gemacht hatte, veränderten natürlich meine Lage wesentlich. Doch konnte nicht eher eine Einweisung in den Besitz des Ritterguts erfolgen, als bis die Ansprüche der Wittwe gehörig bewiesen waren. Vorerst räumte ich ihr also Zimmer im Herrenhause ein und berief durch Telegraphen den Justizrath Stephani, um die nöthigen Einleitungen zu treffen. Nach genauerer Prüfung aller Documente und Thatsachen fand er, daß Madame Gerhard und Adele die unbestreitbarsten Rechte von Intestaterben hatten, und übernahm das Mandat, sie in den Besitz der Verlassenschaft einweisen zu lassen.

Es kostete mich nicht viel Ueberwindung, auf den Besitz von Hallsleben und die Reize des Landlebens zu verzichten und die Unbehaglichkeit eines Einkommens von zwölftausend Thalern mit meiner bescheidenen Rente und der Miethwohnung in der Friedrichsstraße zu vertauschen. Ich schrieb daher sogleich an Frau Dähne und bat sie, mir mein ehemaliges Quartier wieder parat zu halten, was sie mir umgehend bis Neujahr zusagte.

Fast hätte ich noch Etwas zu erwähnen vergessen: meine Verlobung mit der schmucken Leipzigerin war in der ganzen Gegend schon so gut wie gewiß gewesen; wir hatten Beide schon Beglückwünschungen angenommen. Um so mehr fürchtete ich jetzt, wo eine äußere Nothwendigkeit zu einer Verheirathung für mich nicht mehr vorlag, Frau Johannsen werde am Ende doch darauf bestehen, daß ich sie jetzt heirathe. Allein wer beschreibt meine stille Freude, als ich wenige Tage nach der Einleitung der nöthigen Schritte von Seiten des Justizraths hören mußte, daß meine holde Zukünftige plötzlich abgereist sei, und die Bestätigung davon aus ihrem eigenen Briefe ersah, worin sie mich bat, unser Heirathsproject aufzugeben, weil sie sich immer mehr überzeuge, daß wir eigentlich doch nicht für einander paßten. Das war nur allzu wahr und die einzige Wahrheit, die ich je aus dem Munde meiner schmachtenden, überschwänglichen Schönen gehört hatte. Ich meldete ihr alsbald meine Zustimmung zu ihrem Vorschlage.

Die Prüfung der nöthigen Documente und das Erkenntniß darüber zu Gunsten der Wittwe meines Vetters Heinrich zogen sich in die Länge und veranlaßten mich, noch so lange auf dem Gute zu verweilen und dasselbe zu verwalten, was ich auch auf die Bitte der rechten Erbin that. Wir wohnten die ganze Zeit über unter Einem Dache, speisten an Einem Tische und lernten einander genau kennen und achten. Frau Gerhard war ein vorzügliches Wesen: eine zärtliche, verständige Mutter, eine tüchtige Hausfrau; in ihrem ganzen Benehmen lag eine so herzgewinnende Anmuth, Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit und Sanftmuth, daß ich durch sie eine ganz andre Ansicht von dem weiblichen Geschlechte gewann. Ihre Tochter war der Mutter verjüngtes Ebenbild und stahl sich so in mein Herz hinein, daß ich oft mit Wehmuth an den Tag dachte, wo ich von dem lieblichen, reinen Kinde scheiden sollte. Der unerwartete und ungeheure Umschwung

in ihren äußeren Verhältnissen machten weder Adelen noch ihre Mutter stolz und übermüthig; ihr Sinn blieb schlicht, fromm und anspruchslos, und sie verschmähten allen Luxus und alle Ostentationen. Nicht einmal der Equipage wollten sie sich bedienen. Welcher Contrast gegenüber von meiner schmucken Wittwe, der die neue Einrichtung kaum gut genug gewesen war. Adele hatte ganz den bescheidenen einfachen Sinn ihrer Mutter und schien nur darauf bedacht, wie sie dieser zu Gefallen leben wollte. Sie und ihre Mutter waren voll Verehrung und Dankbarkeit gegen mich, obschon ich wirklich bisher eigentlich noch gar Nichts gethan hatte, um mir dieselbe zu verdienen, außer etwa daß ich die Geschäfte der Fabrik und der Wirthschaft leitete, bis mir dieselben gesetzlich abgenommen wurden.

Endlich in den ersten Tagen dieses Jahres kehrte Stephani mit einigen Justizbeamten auf Hallsleben ein und übertrug den ganzen Besitz des Ritterguts und des übrigen Vermögens, wie ich es ausfolgte und aus meinen Büchern nachwies, an Heinrich Gerhard's Wittwe. Ich packte meine Siebensachen, nahm einen zärtlichen Abschied von meinen tiefgerührten Freundinnen und bezog noch am selben Abende meine alte Wohnung in der Hauptstadt bei Frau Dähne, die mich mit der größten Freude willkommen hieß.

Als ich wieder in meinem alten Lehnstuhle am Ofen saß und mir meinen Grog braute, war mir, als sei ich in einen Hafen der Ruhe eingelaufen, und ich rief: „Gottlob, daß der Mammonstraum ausgeträumt ist; es geht doch Nichts über eine behagliche, bescheidene Mittelmäßigkeit!“

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Ein scheues Wild die Gedanken sind.
Macht Einer Jagd, flieh'n sie geschwind.
Sieht man sie heitern Auges an,
Zutraulich wagen sie sich heran.
Ein stiller Wandrer kann sie zähmen,
Das Futter ihm aus der Hand zu nehmen.

Verschiedenes.

Ein oberbayerischer Bauer begehrte unlängst von einem Bader eine Aderlasse. Nachdem 12 Unzen Blutes geflossen waren, fragte der Bauer den Bader: „Was kost't jetzt das Blut?“ — „12 kr.“, antwortete der Bader. „Nun“, sagte der Bauer, „weil's nit mehr kost't, dann lass' mir halt noch um 12 kr. 'raus“ — was auch geschah. (Buchstäblich wahr.)

Drei Mal hatten die Franzosen unter dem Ruf: „Vive l'Empereur!“ den flammenspeienden Riesen Malachoff mit Todesmuth angegriffen, und drei Mal mußten sie mit zerrissenen Gliedern zurückweichen. Da tritt ein sonngebräunter Zuave zu dem Feldherrn: „Herr General“, sagt er, „die Leute verlangen nach den Klängen der Marseillaise, die unsere Väter so oft zum Siege geführt; erlauben Sie uns die Marseillaise!“ — „Unsinn!“ ruft Pelissier, „geh!“ — Doch bald ändert er seinen Sinn: „Gut“, sagt er, „Ihr sollt sie haben. In Gottes Namen spielt auf und frisch daran!“ Und unter dem Schall des republikanischen Schlachtengesanges, in den die Krieger hell einstimmen, wird gegen den Malachoff noch ein Mal mit doppeltem Feuer angesetzt, und bald ist er genommen. Ein Amerikaner hat diese Anecdote, über die der „Moniteur“ begreiflicher Weise geschwiegen hat, in Putnam's Monthly zu einem trefflichen Gedicht verarbeitet.

Logogryph.

Sechs Lettern bezeichnen dir eine Stadt,
In Amerika's Süden zu finden,
Die blühender Handel und Schifffahrt zur See
Mit unserem Welttheil verbinden.

Nun trenne die Lettern zu drei und drei
Und setze in ihre Mitte
Alsdann noch zwei neue Zeichen hinzu,
So scheint es dir oft eine Hütte.

Doch herrlich siehst du die Sechs in den Acht
Und freust dich der riesigen Stärke
Des menschlichen Geistes, der rastlos stets
Geschaffen die herrlichsten Werke.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 97. Dienstag, den 12. August **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Prinz von Wales hatte, um bei Elisen keinen Argwohn zu erregen, der alten Betsy erlaubt, für dies eine Mal Miß Derby, deren Namen er nie gehört, die für ihn ein ganz unbekanntes, unbedeutendes Wesen war, zu Lady Fitz-Herbert zu führen. In seiner sorglosen Unbekümmertheit hatte er es nicht einmal für nöthig gehalten, nach der Stunde der Zusammenkunft zu fragen; die Politik, die Zerwürfnisse mit seinem Vater und dem Parlament, die belustigende Intrigue, welche er dem Volk von London aufführte, nahmen für den Augenblick so sehr seine Zeit und seine Gedanken in Anspruch, daß er darüber die Liebe und deren Intriguen vergessen hatte, und daß sogar jene übermüthige Wette, welche er gegen Miß Robinson gewagt, in den Hintergrund getreten war. Aber die Politik sollte ihn dies Mal an seine Liebe zu Elisa Fitz-Herbert erinnern. Der Schatzkanzler wollte ja diese Thorheit seines leidenschaftlichen Herzens benutzen, er wollte die heimliche Ehe des Prinzen als eine Waffe wider ihn kehren, um ihn von den Stufen des Thrones zurückzudrängen. Sein junges unschuldiges Weib sollte dem Parlament gegenüber als Mittel dienen, eine Regentschaft des Prinzen unmöglich zu machen. Die Königin hatte ihrem Sohn diesen Plan des Schatzkanzlers verrathen, und der Prinz war also fest entschlossen, diesen Plan zu vereiteln.

Elisa Fitz-Herbert mußte entfernt werden, und dann, wenn sie nicht mehr da war, wenn Niemand mehr behaupten konnte, es sei im Pavillon des Parks ein Weib verborgen, dann durften des Prinzen Freunde im Parlament die Existenz selbst dieses Weibes ableugnen, dann konnte der Prinz selber den Muth haben, laut es aller Welt zu sagen: ich bin nicht vermählt! Elisa Fitz-Herbert ist meine Geliebte, aber sie ist nicht meine Gemahlin!

Aber um den Muth zu haben, dies sagen zu können, mußte Elisa so weit fort sein, daß der Ton ihrer reinen Silberstimme nicht mehr des Prinzen Ohr traf; um sie verleugnen zu können, mußte der Prinz nicht mehr ihr schönes unschuldiges Angesicht sehen können, dieses Angesicht, welches für ihn immer nur ein glückseliges Lächeln, einen Ausdruck innigster, vertrauensvollster Zärtlichkeit gehabt.

Elisa Fitz-Herbert mußte heute noch in des Prinzen Cottage nach Brighton abreisen, irgend eine Fabel mußte ersonnen werden, um sie zur schleunigen Abreise zu bewegen.

„O“, murmelte der Prinz lächelnd vor sich hin, „ich werde ihr mit dem Prinzen von Wales drohen, ich werde ihr sagen, daß unser Glück, daß meine Sicherheit gefährdet sei, wenn sie nicht geht, und sie wird sofort abreisen. Und das Seltsamste dabei ist, daß, indem ich ihr das sage, ich ihr dies Mal wirklich die Wahrheit sage. Meine Sicherheit ist gefährdet, wenn sie nicht abreist, — sie muß also abreisen!“

X. Liebesträume.

Elise war noch immer in ihrem Salon allein, sie erwartete noch immer mit hochklopfendem Herzen die Ankunft ihrer Freundin Mary Derby.

Jetzt hörte sie Fußtritte, jetzt öffnete sich da drüben die Thür, Elise wandte sich um, dann stieß sie einen Schrei aus und eilte mit ausgebreiteten Armen der Thür zu.

Es war nicht Mary Derby, welche da eintrat, es war ihr Geliebter, ihr Gemahl, es

war George, welcher, Dank der kleinen Seitenpforte des Pavillons, zu welcher er immer den Schlüssel bei sich führte, auch wenn Betsy nicht da war, eintreten konnte.

Mit einem seligen Lächeln schmiegte sie sich an des Geliebten Brust und unter seinen glühenden Küssen vergaß sie alles Andere; wenn Er da war, wie hätte sie da noch etwas Anderes denken können, als eben nur Ihn.

Aber wie sie nach diesen ersten Stürmen der Freude zu ihm emporschaute, las sie mit dem Instinkt der Liebe auf seiner Stirn die Sorgen und Kümmernisse, die er ihr verschweigen wollte, und fragte ihn mit angstvoller Zärtlichkeit um den Grund derselben.

George wollte sie ableugnen, aber sein Leugnen bestärkte sie nur in ihrem Glauben. Mit einem bezaubernden Lächeln zog sie ihn zum Divan hin, und ihn sanft in die weichen Kissen niederdrückend, ließ sie sich leicht und anmuthig wie eine Gazelle zu seinen Füßen niedergleiten, mit ihren großen, glänzenden Gazellen-Augen zu ihm aufschauend, die zarten weißen Arme, von denen die Aermel ihres himmelblauen Seidenkleides herabglitten, auf seine Kniee aufgestützt.

Mit schmeichelnder Stimme bat sie den Geliebten, ihr jetzt zu sagen, was es gewesen, das diese Wolken auf seiner Stirne und diesen herben Zug um seine Lippen hervorgerufen habe.

George ließ sich erweichen, er theilte seinem jungen Weibe seine Sorgen mit. Er erzählte ihr, daß der Prinz von Wales sich mit seinem Vater entzweit habe, daß das Parlament seine Schulden nicht bezahlen wolle, daß daher der Prinz, um seine Gläubiger zu befriedigen, alle seine Kostbarkeiten, seine Juwelen und sein Silbergeräthe, seine Gemälde und seine Pferde verkaufen wolle und seine ganze Dienerschaft entlassen habe, daß er auch ihm seinen Abschied gegeben, weil er, da er seinen Marstall verkaufe, keines Stallmeisters mehr bedürfe. Er sagte ihr, daß er also jetzt für den Augenblick keine Anstellung und kein Geld habe, und daß es daher nothwendig für sie Beide sei, daß Elisa London verlasse und sich in die Cottage nach Brighton begebe, bis ihr Gatte eine andere Anstellung gefunden.

Elisa hatte ihm mit einem sanften Lächeln aufmerksam zugehört, nicht einen Moment war der Sonnen-Glanz der Liebe in ihrem Antlitz erblichen, nur bei ihres Gatten letzten Worten machte sie eine abweisende verneinende Bewegung und sich langsam aus ihrer ruhenden Stellung aufrichtend, stand sie jetzt groß und fast stolz vor ihrem Gatten da.

»Nein, mein Geliebter«, sagte sie mit einem strahlenden Ausdruck energischer Liebe, »nein, ich bleibe bei Dir! Wie, ich sollte Dich verlassen, jetzt, da Du arm bist, ich sollte in diesem wundervollen Hause in Brighton wohnen, während Du in London einsam Dich herumplagst? Nein, mein George, das war gut, als wir noch reich waren! Jetzt, Gott sei Dank, sind wir arm, jetzt habe ich ein Recht, an Deiner Seite zu sein, Kummer und Leid mit Dir zu theilen, wie Du die Freude und das Glück mit mir getheilt hast. Ach, wir sind also arm, und der Prinz bedarf keines Stallmeisters mehr! Daraus folgt, daß wir den prinzlichen Palast verlassen und uns in ein einziges, stilles kleines Stübchen zurückziehen können! O George, wie schön ist es doch, daß wir arm sind!«

Und sie schlug ihre zarten kleinen Hände vor Freude in einander, tänzelte wie eine Libelle im Zimmer auf und ab und wiederholte mit seligem Lächeln: »wir sind arm und werden zu Zweien in einem Stübchen wohnen und George wird immer bei mir sein können!«

George schaute ihr mit staunenden Blicken zu. »Du wunderliches Kind«, sagte er sinnend, »Du preisest Dich selig um Das, was Andere in Verzweiflung bringen würde. Man ist in dieser Welt gewohnt, die Armuth ein großes Unglück zu nennen!«

Elisa blieb vor ihm stehen und ihre reizenden Züge hatten einen ernsten Ausdruck angenommen. »Die Menschen, die so sprechen, kennen das Glück der Armuth nicht«, sagte sie eifrig, »die wissen Nichts von den stillen, geheimen Freuden, die wie duftige Veilchen im Schatten der Armuth blühen. Aber wir, George, wir werden jetzt diese Freuden kennen lernen! Wir werden in einem Stübchen miteinander wohnen«, sagte sie zärtlich zu ihm niederschauend und ihre schlanken, durchsichtigen Finger spielend durch seine braunen Locken ziehend, »wir werden niemals die neugierigen Gesichter anderer Menschen um uns haben. Immer allein, immer miteinander, immer ungestört, Beide für einander arbeitend, für ein-

ander sorgend. Denn nicht wahr, auch ich darf jetzt arbeiten? O, ich verstehe mich sehr wohl darauf, ich habe es gelernt, denn meine Eltern sind, wie Du weißt, nicht reich und konnten keine Dienerschaft halten. Ich werde für Dich arbeiten, George!«

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

1.

»Selinde, das kann Dein Ernst nicht sein!« rief George Werth und sah bittend zu dem schönen stolzen Mädchen empor, das vor ihm am Balkongitter lehnte. »Schon manches Mädchen hat aus übermäßigem verblendetem Selbstgefühl ihr Lebensglück dem Stolze aufgeopfert. Hüte Dich wohl, um Deiner selbst willen, daß Du die Zahl solcher verblendeten Geschöpfe nicht vermehrst!«

Hätte Selinden's Entschluß noch geschwankt, so würde diese Beschwörung ihn festgestellt haben. Sie sah darin den versteckten Vorhalt der Heftigkeit ihres Temperaments und Charakters, der sie schon so oft aus George's Munde gekränkt, ja welcher sie eigentlich erst zu der Alternative gebracht hatte, vor welcher ihr Geliebter sie verwarnte. Er rief all ihre geistige Kraft mit Einem Male wach; er legte eine Gluth in ihre Augen, die zuvor scheu und nachdenklich zu Boden geblickt, er gab der Stimme Festigkeit, welche sonst vielleicht gebebt haben würde, und Selinde erwiederte ziemlich ruhig: »Ich weiß, was Du damit sagen willst, George, und ich werde mein Glück nicht aufopfern, denn wir können Beide nicht mit einander glücklich werden: Du bist hart und kalt, und ich bin leidenschaftlich und eigensinnig, wie Du mich nennst. »Zween harte Stein' malen selten fein«, antworte ich Dir nach Deiner Weise mit einem Sprüchwort. Deine Fehler liegen tief; sie treten selten an die Erscheinung und darum täuschen sie Dich über Dich selber und machen Dich barsch, unnachsichtlich und unversöhnlich gegen mich. Ich könnte nicht mit einem Manne leben, der mich immer nur beobachtete, um Fehler an mir zu entdecken und zu tadeln; es würde mich dazu verführen, in meinem Gatten einen Censor und Richter zu sehen und zu hassen. Das Leben wäre für mich nur ein einziger heftiger Kampf, der immer erbitterter werden würde. Nein, George, ich will nicht, daß wir Beide unglücklich werden sollen, und damit breche ich hiermit unsere Verbindung ab!«

Sie stand aufrecht und entschlossen, und ihr dunkles Auge begegnete furchtlos und blitzend seinem Blicke. George ging einige Male im Zimmer auf und nieder, denn obschon sie ihn hart und kalt nannte, war es ihm doch unmöglich, mit derselben Festigkeit zu sprechen, wie Selinde.

»Wir sind verlobt, Selinde«, sagte er endlich; »unsre Verbindung ist eine so innige, daß sie nicht durch die Laune eines Augenblicks aufgehoben werden kann: meine zehnjährige Liebe, Deines Vaters Wünsche und — noch mehr als alles Dies, Selinde — Deine eigenen Geständnisse und Versprechungen müssen Dich binden. Hast Du mich nicht geliebt?« setzte er leidenschaftlich hinzu, »oder ist die Vergangenheit nur Trug und Lüge gewesen?«

»Wenn Deine Worte mir jetzt noch Etwas gälten«, versetzte Selinde geringschätzig, »so würde mich Deine Sprache beleidigen. Ob ich Dich geliebt habe? — ja, wahrlich innig genug, daß ich mich herabließ, Schülerin, Abhängige, ja beinahe Sclavin von Dir zu sein! Ich habe mir angewöhnt, inmitten jeder unschuldigen Freude vor Dir zu zittern, weil ich wußte, daß Du darin ein tadelnswerthes Vergehen sehen würdest. Allem, was ich that und war, gabst Du eine schlimme Deutung! In allen Bezügen des Lebens, in jeder winzigen Kleinigkeit des Benehmens hast Du mich geschulmeistert und eingedämmt, als ob Du schon mein Gatte gewesen wärest! ja Du hast Dich betragen, wie ich es fürwahr nicht einmal von einem Gatten dulden würde! Die Stellung der Frau ist eine gleichberechtigte, und Du würdest sie erniedrigen. Nein!« setzte sie aufwallend hinzu, »ich habe viel ertragen: ich werde mich nicht verheirathen, um eine solche Sclavin zu werden! Ich habe mir oft gesagt: Wenn George Dich noch ein Mal so behandelt, so soll es sein letztes Mal gewesen sein! Dieses letzte Mal ist nun gekommen, und mein Entschluß steht unwiderruflich fest! Was Deine Liebe anbelangt, George, so täuschest Du Dich selbst darüber; Du liebst Dich selber und das Herrschen zu sehr, als daß . . . . .«

„Halt ein!“ fiel ihr George in die Rede, „ich kann nicht mehr ertragen: es hieße in der That mich selber unglücklich machen, wenn ich Deines Vaters Wünsche noch durchsetzen wollte! 's ist seltsam, daß wir uns so in einander getäuscht, daß statt Liebe solche tiefe Bitterkeit gegen mich in Deinem Herzen glüht! Welch' thörichte blinde Träumer sind wir doch!“

„Ja, auch ich habe geträumt!“ sagte Selinde; „nicht Du allein bist enttäuscht worden; aber nun ist Alles vorüber. Lebe wohl, George Werth!“ sprach sie, und ihre Haltung war bei diesen Worten so fest und stattlich wie sonst, aber die Lider ihrer abgewandten Augen zitterten vor unterdrückter Rührung, und über ihre erglühenden Wangen rann eine Thräne herab.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Arbeit erwirbt nur halbes und Sparen nur halbes Vermögen; aber Arbeit und Sparen erwirbt ganzes Vermögen, das, von der Ehrlichkeit verwaltet, immer größer wird. Einerlei Arbeit bringt gleichen Lohn, aber bessere Arbeit bessern Lohn. Wer nicht bei der Arbeit täglich etwas Neues lernt, um sie vollkommener zu machen, der bringt's nicht weiter. Der Kopf muß denken, wenn die Hände schaffen. Der Stier am Pflug arbeitet auch, aber er denkt nicht, bleibt immer ein Stier und immer am Heu. — Eitel ist des Mannes That, hält die Hausfrau Nichts zu Rath. Die Frau kann in der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Mann mit dem Wagen hereinführen mag. Wer den Kreuzer nicht in Ehren hält, gelangt nicht zum Gulden.

Verschiedenes.

Ein Kind, welches hörte, daß seine Mutter einen Proceß verloren hatte, fiel ihr um den Hals und sagte: Ach, liebe Mama, wie froh bin ich, daß Sie den Proceß verloren haben, der Sie so plagte.

(Derbe Zurechtweisung.) „Aber, Johann, habe ich Dir nicht aufgetragen, mich zu holen, wenn mich Jemand sprechen wolle?!“

„Ich hab' Euer Gnaden im Kaffeehaus und im Casino gesucht, aber Euer Gnaden waren nicht dort!“

„Das ist nicht möglich, ich war bis jetzt im Casino — ich sag's halt, Du bist ein Esel, der seines Gleichen nicht findet!“

(Das Zeugniß.) „Na, Junge, da hab' ich mein Zeugniß erwischt, und denk' 'nmal, da bescheinigen sie mir nie gesehenen Fleiß.“

Vor einigen Tagen kommt ein Mann aus einem Dorfe des Elsaßes nach Straßburg zum Präfecten und beschwört ihn, seinen Befehl zurückzunehmen, den er nicht ausführen könne. Der Präfect fragt, um was es sich handle. Der Mann weint und ruft fortwährend: „Er hat mir Nichts gethan, ich kann ihn nicht umbringen!“ Endlich klärt sich die Sache auf. Der Präfect hatte den Maire des Ortes suspendirt und den Beigeordneten mit der Execution des Befehles beauftragt. Der Beigeordnete versteht kein Französisch, ein Spaßvogel zeigt ihm ein Wörterbuch, daß suspendiren aufhängen, Execution Hinrichtung bedeute, und der arme Beigeordnete hatte sich einreden lassen, er habe seinen Bürgermeister zu hängen.

Der Präfect beruhigte ihn, wunderte sich aber, daß sein Administrirter selbst unter der heutigen nationalen Regierung noch so wenig Französisch verstände.

Dreisilbige Charade.

1.

Aus den Augen laß mich nimmer,
Willst du nicht vergebens streben.

2. 3.

Was ich bin, mußt sein du immer,
Willst erhalten dir dein Leben.

1. 2. 3.

Ohne Nutzen werd' ich nie befunden,
Das erklär' ich frei und unumwunden.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 98. Donnerstag, den 14. August **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Ein leises Klopfen an der Thüre machte Elisa verstummen und mit einem erschreckten Ausdruck blickte der Prinz nach der Thüre hin.

Das Klopfen wiederholte sich, George drängte Elisa hastig von seinem Schoße fort und stand auf. Er bemerkte nicht, daß Elisa ihm ängstlich und verlegen gegenüberstand. Sie hatte über ihrem Plaudern mit George ganz vergessen, daß sie Mary Derby erwarte, und daß sie dazu nicht einmal die Einwilligung ihres Gatten gefordert habe.

„Was bedeutet dies Klopfen?“ fragte George mit einem heftigen, herrischen Tone, wie Elisa ihn nie zuvor gehört. „Wer wagt es, hier eintreten zu wollen, wenn ich da bin?“

Elisa blickte ihn erstaunt an. Diese Frage, welche einem Prinzen wohl anstehen mochte, kam ihr ein wenig stolz vor in dem Munde eines Stallmeisters.

„George“, sagte sie, ihn mit einem bittenden Blick anschauend, „George, zürne mir nicht! Ich erwarte eine Jugendfreundin, Mary Derby, ich ahnte nicht, daß Du in dieser Stunde zu mir kommen würdest, und hätte ich's gewußt, ich hätte Mary Derby doch gebeten, zu kommen, denn ihr dürfen wir vertrauen, sie ist treu und verschwiegen, das weiß ich. George, erlaubst Du, daß sie eintreten darf?“

„Ach, es ist Mary Derby“, sagte der Prinz lächelnd. „Nun, laß sie kommen, öffne ihr die Thür zu unserm Paradiese, und Gott gebe, daß sie keine Schlange ist!“

Und während Elisa hastig der Thüre zueilte, um den Riegel zu öffnen, trat George in eine der Fensternischen, wo er, halb von den seidenen Vorhängen verborgen, Alles, was im Zimmer geschah, übersehen konnte.

„Wir wollen zu allererst doch sehen, wer Mary Derby ist“, murmelte er. „Der Zufall ist immer ein neckischer Kobold und könnte machen, daß der Jugendfreundin das Gesicht des Prinzen von Wales nicht ganz so unbekannt ist, als der schönen Elisa Fitz-Herbert!“

XI. Die Entdeckung.

Elisa hatte den Riegel zurückgeschoben und die Thür geöffnet. Ihre Freundin, Mary Derby, trat ein und eilte lächelnd in Elisa's Arme.

Der Prinz zuckte zusammen und hatte kaum die Kraft, den Ausruf des Staunens zurückzuhalten, der sich auf seine Lippen drängte. „Miß Robinson!“ sagte er leise in sich hinein, fast entsetzt zu den beiden Frauen hinüberstarrend. „Miß Robinson hier und die Freundin meiner Frau! Nun, in der That, ich bin begierig, wie das enden wird. Es scheint mir, ich bin hier wie ein Marder eingefangen und es ist kein Entrinnen mehr. Sie ist es, es ist wirklich Perdita!“

Ja, sie war es wirklich, Miß Robinson, die schöne Perdita aus Drury Lane; aber jetzt nur Mary Derby, das junge Mädchen aus dem irischen Dorfe, die Freundin Elisa Fitz-Herbert's. Wie sie jetzt Elisen gegenüber stand, wie sie in diese großen, glänzenden Augen schaute, kam es über sie wie ein köstlicher, schöner Traum. Die herrlichen Erinnerungen ihrer Kindheit, ihrer reinen, unschuldsvollen Tage wurden wieder wach in ihr und schauten sie an mit lächelnden Grüßen, und über ihrem Anschauen vergaß Perdita die tiefe, entsetzensvolle Kluft, welche zwischen dem Jetzt und dem Damals lag. Sie war wieder Mary Derby, das un-

schuldige, der Zukunft entgegenträumende Kind, welches sie damals gewesen.

Mit einem träumerischen Ausdruck schaute sie noch immer in Elisa's Angesicht, die, den Arm um den Nacken ihrer Freundin gelegt, sie mit zärtlicher Liebe anlächelte.

„Ja“, flüsterte Miß Robinson leise, wie zu sich selber, „ja, das sind die Züge meiner Heimath, meiner Kindheit, das ist das liebe Angesicht, welches ich so oft in meinen Träumen gesehen und welches ich dann immer wie meinen Schutzengel begrüßt habe.“

„Und Du, Mary“, sagte Elise zärtlich, „Du bist noch immer so schön, so lieblich, wie ich seitdem nie etwas Anderes gesehen. Deßhalb erkannte ich Dich auch gleich, Deine Schönheit rief meine Erinnerungen wach und weckte mein Herz, daß es die Freundin erkannte.“

„O“, sagte Perdita traurig, „es scheint, daß mein armes Angesicht dem Wechsel weniger unterworfen war, als mein Herz. Da drinnen, Elisa, bin ich alt, denn in meinem Herzen blühen keine Rosen mehr.“

„Du warst also unglücklich?“ fragte Elise theilnahmsvoll. „Diese schönen Augen, welche so wundervoll glänzen, haben schon geweint?“

„Nein“, sagte Perdita fast rauh, „sie haben nicht geweint, wenigstens nicht nach Außen. Ich habe meine Thränen immer hinuntergeschluckt in mein Herz, aber es ist davon vergiftet worden und hat das Lachen verlernt. Ich lache nur noch mit meinen Augen und mit meinen Lippen, aber nicht mit meinem Herzen.“

„Sie werden sentimental“, murmelte der Prinz vor sich hin, „vielleicht wäre es noch möglich, ihnen zu entschlüpfen. Wenn die Weiber mit einander weinen, hören sie nicht, was um sie her vorgeht. Zum Glück sind's nur vier Schritte bis zur Thüre.“

Er schaute noch ein Mal hinüber nach den beiden Frauen, sie hielten einander fest umarmt und hatten ihm den Rücken zugewandt. Leise schlüpfte der Prinz hinter dem Fenstervorhang hervor und näherte sich, auf den Zehen schleichend, der Thür. Aber während er das that, hatte Miß Robinson sich schon wieder aus den Armen Elisa's aufgerichtet.

„Fort mit dem Trübsinn, sprechen wir nicht mehr von mir, sondern von Dir. Erzähle mir von Dir, von Deinem Gemahl.“

„Ach, mein Gemahl!“ rief sie mit einem köstlichen Lachen, „über Deinem Anschauen vergaß ich sogar ihn.“

Und ihre Augen, welche suchend im Zimmer umherirrten, trafen George, welcher eben im Begriff war, das Zimmer zu verlassen. „Ah, der Bösewicht will uns entschlüpfen“, rief Elisa fröhlich, indem sie zu ihm hineilte.

„Es ist zu spät“, sagte der Prinz vor sich hin, „ich bin verloren!“ — Mit einer raschen Bewegung zog er sein Taschentuch hervor und drückte es vor sein Gesicht.

Jetzt stand Elisa neben ihm, jetzt bat sie ihn mit kindlichem Frohsinn, ihre Freundin zu begrüßen, sie willkommen zu heißen in seinem Hause.

George wehrte sie zurück und drückte sein Tuch nur fester vor sein Angesicht. „Ich bitte Dich“, flüsterte er leise, „laß mich fort, ein plötzliches Zahnweh hat mich überfallen.“

Aber Elisa war unerbittlich. Die Erinnerungen an ihre Kindheit hatten sie wieder heiter und übermüthig gemacht wie ein Kind.

„Sieh nur den Barbaren, Mary“, rief sie mit frohem Lachen, „Deine Nähe hat ihm Zahnweh gemacht. Aber Du mußt meine schöne Mary sehen, George, dann wird sich Dein Zahnweh in Herzweh verwandeln!“

Und mit sanfter Gewalt war sie bemüht, ihn vorwärts zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

George hatte sich ohne ein weiteres Wort von ihr verabschieden wollen, allein ein einziger Blick auf das stolze, tiefbewegte Gesicht des Mädchens erfüllte ihn mit unwiderstehlichem Herzweh. Es lag noch so viel Adel der Seele und berechtigtes Selbstgefühl in ihr, daß er, wenn er auch ihre Fehler dagegen hielt, doch sein Lebensglück daran wagen zu können meinte. Aber was half ihn auch eine derartige Berechnung? Er liebte nur sie mit ganzer voller Seele, und die Zukunft ohne Selinde hatte keinen Reiz und keinen Werth mehr für ihn.

„Selinde!“ rief er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, aber eine Bewegung von ihr machte ihm die Worte im Munde ersterben; er sah.

daß Alles vergeblich, daß sie darauf gerüstet war, seine Bitten ebenso zurückzuweisen, wie sie seine Ermahnungen abgewiesen hatte. Und er wollte seine Würde nicht mit Füßen treten lassen. »Selinde«, fuhr er ruhiger fort, — »lebe wohl! Ich werde es über mich gewinnen, Dir auch ferne von mir Glück zu wünschen!« Einen Augenblick hielt er ihre Hand fest in der seinigen und betrachtete sie schweigend. Sie stand still und stolz vor ihm da. Wider Willen bemerkte er jeden einzelnen Zug ihrer Schönheit, den Reichthum ihrer Kleidung, die tausenderlei Gegenstände, welche sie umgaben; nur den tiefen geheimen Seelenschmerz kannte er nicht, gegen welchen ihr unbeugsamer Stolz allein sie aufrecht erhielt. Dann schüttelte er ihr noch ein Mal die Hand und stürzte fort. Kann sie mich jemals geliebt haben? dachte er in seiner Bitterkeit, als er die Treppe hinuntereilte. Der Stallknecht führte ihm sein Pferd mit derselben Dienstfertigkeit und Eile vor, wie er es seit Jahren täglich gethan, und George dankte ihm im gewohnten freundlichen Tone. Dann schwang er sich in den Sattel und sprengte im Galopp davon.

Die herbstliche Abendsonne fluthete durch die Bäume der Allee und warf die Schatten der breiten Kronen auf die Erde; im weiten Garten prangten noch tausend frische Blumen, die Erntefelder wogten golden in reichem Segen; der Strom glänzte wie ein Silberspiegel und die fernen Berge lagen in blauen Dunst gehüllt, — alle zusammen bildeten eine reizende Landschaft, an welcher Selinde sonst so gerne ihren Blick weidete. Heute aber hatte sie, die sonst so sehr an Schönheit und Pracht und Reichthum hing, kein Auge dafür. Es ging ihr ein Weh durch die Seele, welches sie nicht in Worte zu fassen vermochte, ein Herzweh, wie sie es noch nie zuvor gekannt und für dessen Heilung sie gerne alle Reichthümer ihres Vaters und ihre ganze behagliche Existenz hingegeben haben würde. Es kostete sie eine namenlose Ueberwindung, ihm zu entsagen, den sie seit Jahren geliebt hatte, und gegen dessen geistige und physische Ueberlegenheit sich nur ihr starrer Stolz empörte! Hätte George sie jetzt sehen können, wie sie weinend im Divan lag und die heißen Augen tief in die Kissen drückte, — er hätte den ersten Schritt zu einer Versöhnung gethan.

Aber George sah sie nicht und sah Nichts von der herrlichen Natur, durch welche er hinritt. Er suchte sich mit Vernunftgründen über die Vereitelung seiner Herzenswünsche zu trösten! Er mochte wohl niemals wieder ein Wesen finden, das die Stelle ausfüllen konnte, welche sie in seinem zähen Herzen einnahm; — aber sie, die durch Rang und Schönheit sich die höchsten Kreise der Gesellschaft geöffnet sah, sie, die sich so gerne in glänzenden Kreisen bewegte und huldigen ließ, konnte sie ihre leichtgläubige Eitelkeit nicht ohne Mühe überreden, daß sie leicht wieder einen würdigeren und minder anspruchsvollen Bewerber fesseln konnte, als den verlorenen? Der Verstand grübelte so und wollte ihr den Verlust als unbedeutend vorstellen, aber das Herz sprach doch lauter für ihn, und wäre Selinde minder verwöhnt gewesen durch des Vaters allzu nachsichtige Liebe, seine Bewunderung ihrer Vorzüge und durch die Huldigungen der Männer, so würde sie wohl jetzt noch einen Boten hinter Georg hergesandt haben! Allein ihr Stolz ließ es nicht zu, und Georg erwartete es nicht von ihr. Mit dem klaren Blick des Mannes ermaß er, daß er mit einer Frau nicht glücklich sein konnte, welche so unbeugsam gegen den geringsten Widerspruch, so ungeduldig war gegen die mindeste Beschränkung, so grausam ungerecht gegen die tiefste, zärtlichste Liebe. Er wußte, daß wenn der Hochmuth einmal so tief Wurzeln in einer Seele geschlagen hat, es schwere Geschicke und Lebensstürme erfordert, um ihn zu brechen; aber er wußte auch, daß der Mensch im Stadium seiner höchsten Verblendung von Stolz und Dünkel gewöhnlich auch seinem Fall, seiner tiefen Demüthigung am Allernächsten steht; und er erschrack bei diesem Gedanken, denn trotz all ihrer Fehler und Irrthümer und trotz dem Schmerze, den sie ihm eben jetzt bereitet hatte, mußte er sie noch lieben und sah in ihr sein Liebstes auf Erden, denn ihre Fehler überstrahlte noch weit manch edle Eigenschaft, manch glänzender Vorzug. George wußte, daß bei hervorragenden Charakteren manche Fehler nur übertriebene Vorzüge sind, und daß dies namentlich bei Selinde zutraf.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Werth der Jauche.) Nimmt man aus untersuchten Urinsorten von Mastochsen den mittleren Durchschnitt als Maßstab, so erhält man daraus durch Entfernung des Wassers eine feste Masse mit reichlich 16 Proc. Stickstoff, etwa 16 Proc. Alkalien 2c., welche nach den derzeitigen Preisen, die der Landwirth für diese Bestandtheile in gutem Guano bezahlt, pr. Centner auf 9 fl. 40 kr. zu veranschlagen ist.

Die tägliche Urinmenge, welche ein Stück Großvieh liefert, nur zu 22 Pfd. (jährlich 8000 Pfd.) angenommen, würde sich hieraus ein Quantum von reichlich 5 Centner solcher trockener Masse ergeben, welche mit dem Urin eines einzigen Stückes Rindvieh ausgeschieden wird.

Nach Guanowerth geschätzt, repräsentirte dieselbe einen Werth von 47 fl. 15 kr. Meine frühere Schätzung beläuft sich nur auf 31 fl. 30 kr., woraus wenigstens hervorgeht, daß eine Ueberschätzung bei der Feststellung dieses Werthes nicht stattgefunden hat.

Schreibe jeder Landwirth an seine Stallthüre:

»Jede Kuh liefert täglich für 6 kr. Urin!«

und an sein Hofthor:

»Mit jedem Eimer Jauche laufen 36 kr. zum Thore hinaus!«

Es würde vielleicht Mancher dann schneller dazuthun, seine »Brühe« etwas sorgsamer festzuhalten.

Lebensphilosophie.

Der Derwisch Abak pflegte zu sagen: »Rede mit Zweien, die einander anfeinden, dergestalt, daß du dich nicht bei ihnen schämen darfst, wenn sie wieder Freunde geworden sind.«

Nie müßig gehen, thun, was gut, das Böse fliehen:
Das Kind für diese drei zu bilden, heißt erziehen.

Du schiltst dich selbst, wenn du dein Kind schiltst ungezogen;
Denn zogest du's zuvor, so wär' es nun gezogen.

Verschiedenes.

Zwischen einem Advocaten und einem Fettkrämer in Frankfurt ereignete sich folgendes Curiosum. Letzterem wurde mehrmals Wurst und Fleischwaare vom Ladentische entwendet, ohne daß er die Spur des Diebes entdecken konnte. Endlich gelang es, den Räuber in dem Jagdhunde eines in der Nähe wohnenden Advocaten zu attrapiren. Der Beschädigte ging sofort zu dem Rechtskenner und frug, ob er nicht berechtigt sei, von dem Herrn des Hundes Ersatz zu verlangen. Der Advocat sagt: »Allerdings« und läßt sich Behufs Klagestellung Alles haarklein erzählen. Erst zuletzt erfährt der Hr. Doctor, daß sein eigener Hund der Damnificant und daß der Kläger nur für die letztgestohlene Wurst 48 kr. verlange, das Uebrige aber hingehen lassen wolle. Sogleich erklärte der Beklagte sich bereit, diese Summe zu bezahlen, brachte indessen für Conferenz 1 fl. 30 kr. in Anrechnung, und der Fettkrämer hatte schließlich das Vergnügen, 42 kr. darauflegen zu können. — So geschehen im Monat Julius des Jahres 1856 zu Frankfurt am Main.

Das räthselhafte Fädchen.

Wozu mag wohl das Fädchen sein
Von Gummi und so zart und fein,
Das vorn herab am Strohhut weht
Und leicht hinweg über's — Näschen geht? —
Man sagt, man hielt' daran nur fest
Den Hut, und sich's wohl denken läßt.
Doch wollt' es manchmal uns bedünken,
Als könne man damit auch winken
Und so die Aeuglein unterstützen,
Wenn sie verliebt und feurig blitzen.
Ja oft schien's selbst, als dächt' das Mädchen:
Hätt' ich ein Herzchen an dem Fädchen,
Dann wäre meine Freude groß,
Käm' mir so leicht nicht wieder los.

+

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 97:

Zweckmäßig.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 100. Dienstag, den 19. August **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XII. Die Versöhnung.

Sie waren jetzt allein, und zum ersten Male erfüllte dieses Alleinsein sie Beide nicht mit Freude und Entzücken, sondern mit Angst und Entsetzen.

Elisa saß noch immer mit verhülltem Antlitz, weinend und zitternd da, und wie der Prinz sich ihr näherte, wie er leise seine Hand auf ihre Schultern legte, zuckte sie zusammen in tödtlichem Schreck.

„Elisa“, sagte er mit leiser, zitternder Stimme, „sprich ein Wort zu mir! Ein einziges kleines Wort! Nur nicht dieses fürchterliche Schweigen!“

Selbst jetzt noch übte seine Stimme auf sie ihre gewohnte Zauberkraft. Sie ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten und sah ihn an. „Was soll ich sagen?“ fragte sie. „Was kann ich sagen? Mein Leben liegt in Trümmern um mich her! Laß mich auf diesen Trümmern meines Glückes noch weinen, bevor ich ausziehe in die Wüste, die arme verrathene Hagar!“

„Wie? Du könntest daran denken, mich zu verlassen?“ rief der Prinz entsetzt.

„Sie sind der Prinz von Wales“, sagte sie stolz, „meine Stelle ist nicht mehr an Ihrer Seite!“

„Nein, Du bist meine Gemahlin“, rief er, sie stürmisch an sich ziehend.

„Ja“, sagte sie mit einem traurigen Lächeln, „die verleugnete, die geheim gehaltene Gemahlin des Prinzen von Wales! O, ich weiß jetzt Alles und ich sehe meine schmachbeladene Zukunft! George, was that ich Dir, daß Du mich für meine Liebe so grausam strafen mußtest?“

Sie blickte mit einem so flehenden, angstvollen Ausdruck zu ihm auf, daß sich seine Augen mit Thränen füllten.

„Elisa“, sagte er tief bewegt, „glaube mir, ich weiß, daß ich ein Verbrecher bin, aber ich ward es nur, weil ich Dich liebte!“

Sie schüttelte traurig ihr Haupt. „Man kränkt und hintergeht nicht Die, welche man liebt!“

„Die Liebe war mächtiger in mir, als das Mitleid“, sagte er. „O Elisa, Du weißt nicht, welch ein armer, beklagenswerther Mensch ich war, bis ich Dich sah! Du weißt nicht, welche Dornen und giftige Stacheln mein Herz so wund gerieben hatten, daß ich endlich, der Welt und aller Menschen überdrüssig, mich retten wollte in den Frieden der Natur, um eine kurze Stunde wenigstens zu vergessen, daß ich der Prinz sei, das heißt, ein Ausgestoßener von dem stillen Frieden des Glückes! Sie wollten mir eine Gemahlin aufdrängen. — Verkleidet, unter einem fremden Namen, nur von John Brown begleitet, verließ ich London und zog aus, um mir irgendwo eine Zufluchtsstätte zu suchen, wo man mich nicht kannte, wo man nicht den Prinzen, sondern nur den Menschen in mir sehen und vielleicht auch lieben könnte. So kam ich mit wunder Brust und mit bestäubten Füßen in das Dorf, in welchem Du mit Deinen Eltern lebtest! Der Zufall ließ mich Dich finden, aber die allmächtige Liebe hielt mich bei Dir zurück. Ich legte mein wundes Herz zu Deinen Füßen nieder, ich war der kranke, sterbende Lazarus, Du berührtest gleich dem Messias meine Stirn, daß ich genas!“

Elisa hatte ihm schweigend und mit einem

traurigen Lächeln zugehört, als lausche sie auf eine alte, süße Melodie, die ihr die längst verklungenen Tage des Glückes zurückrufe.

„O George“, sagte sie, als er jetzt hochathmend tief ergriffen schwieg, „George, und wenn's so war, wo fandest Du den Muth, mir Aug' in Auge zu schauen und mich doch zu hintergehen?“

„Gott ist mein Zeuge, daß ich jeden Morgen mit dem Entschluß zu Dir kam, Dir mein ganzes Geheimniß zu sagen. Aber das lange Unglück hatte mich feig gemacht! Wenn ich Dein unschuldiges, schönes Antlitz sah, fühlte ich, daß Du mich verlassen würdest, sobald Du erfahren, wer ich sei, daß Du Dich von mir wenden würdest, wenn auch Dein Herz darüber bräche! Ich konnte es nicht ertragen, das nur zu denken, wie hätte ich es also tragen sollen, es zu erleben! Ich fühlte, daß ich ohne Dich nicht leben könnte und wollte! Und als ich wußte, daß auch Du mich liebtest, da wußte ich auch, daß Du mir einst vergeben würdest, weil ich Dich so grenzenlos geliebt, so grenzenlos, daß ich um Deinetwillen zu einem Lügner, einem Verräther und Verbrecher werden konnte!“

Und während er so sprach, war er, ganz überwältigt von seiner eigenen tiefen Bewegung, vor ihr auf die Kniee niedergesunken und schaute mit einem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit zu ihr empor.

„Jetzt, Elisa“, fuhr er fort, seine gefalteten Hände flehend zu ihr erhebend, „jetzt entscheide! Soll ich verdammt sein oder willst Du mich begnadigen?“

Sie schaute ihm lange und mit einem unaussprechlichen Ausdruck in sein erregtes, von Rührung zuckendes Angesicht. Sie kämpfte einen langen, einen qualvollen Kampf, sie dachte an die Schmach und Entehrung, welche fortan ihr Theil sein würde, an den Zorn ihrer Eltern, an die Versöhnung der Welt, aber — Er war da, seine Augen waren auf sie gerichtet, Er war da vor ihren entzückten Blicken, Er war da drinn in ihrem Herzen, welches nicht den Zorn und den Haß, sondern nur die Liebe kannte.

Sie sprachen lange nicht, sie schauten einander nur an, der Prinz, immer noch vor ihr knieend und die Hände wie zum Gebet gefaltet, Elisa bleich, bewegungslos, träumerisch sinnend in sein Angesicht starrend. Aber auf ein Mal flog ein Zittern durch ihre ganze Gestalt, auf ein Mal ward ihre Wange von einem sanften Roth angehaucht, und ein mattes, wehmüthiges Lächeln umspielte ihre Lippen. Die Liebe, welche in ihrem Herzen von dem Unglück, das über sie hereingebrochen, überwältigt und besiegt worden, die Liebe war jetzt wieder mächtig und stark in ihr geworden, sie hatte sich selber wieder gefunden! Sie leuchtete wieder aus ihren Augen, sie blühte wieder auf in ihrem Erröthen und in ihrem Lächeln.

„Ich habe Dir vor dem Altar geschworen, Dein treues Weib zu sein“, sagte sie, „und Glück und Unglück mit Dir zu theilen. Und hätte ich es auch nicht geschworen, George, so würde ich es dennoch thun müssen, denn ich liebe Dich, und die Liebe kennt kein Zürnen! Komm an mein Herz! Wie Dich die Welt auch nennen möge, für mich bist Du immer nur der Eine, — nur mein Geliebter, mein Gemahl!“

Sie breitete ihre Arme nach ihm aus, und mit einem Ausruf des Entzückens drückte der Prinz sie an sein Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

2.

Wir übergehen die Scenen, welche diesem erschütternden Vorfalle folgten: jede widrige Macht schien plötzlich losgelassen, um das überwältigende Unglück der beiden Waisen bis zur Verzweiflung zu steigern. Man begriff bald, warum Herr v. Würich so schwer gestorben war. Im Vollgefühle seiner Gesundheit und Kraft hatte er es bisher unterlassen gehabt, für die Zukunft seiner Kinder gehörig zu sorgen. Der Schmerz um den Verlust des geliebten Vaters, der ihr Alles in Allem gewesen, war es nicht allein, was nun auf Selinden einstürmte. Die Noth pochte jetzt sogar an ihre Thüre. Das Rittergut Hageneck, welches der Baron vor ungefähr zwanzig Jahren von einem Onkel geerbt hatte, war ein Majorat, — eines jener Güter, welche in Folge eines geschichtlichen Unrechts und einer verkehrten Einrichtung nur im Mannesstamme forterben können, um den Glanz eines adeligen

Namens aufrecht zu erhalten. Der jeweilige Besitzer des Gutes mußte den Namen Würich annehmen und hatte dann den unbekümmerten Genuß ihres reichen Ertrages. So wollte es das alte Familienstatut der Stifter und Gründer dieser Herrschaft, dem jedoch der vorige Besitzer, der unmittelbare Vorgänger von Selindens Vater, noch die gewichtige Klausel beigefügt hatte, daß für den Fall, wo ein Besitzer des Gutes keine männlichen Nachkommen habe, er berechtigt sein sollte, nach zurückgelegtem einundzwanzigsten Lebensjahre seiner ältesten oder eventuell einzigen Tochter das Majorat aufzuheben und die Erbfolge des Gutes nach den allgemeinen landrechtlichen Bestimmungen abzuändern. Beim Tode ihres Vaters fehlten aber Selinden nur noch einige Monate an dem hiezu erforderlichen einundzwanzigsten Jahre, und ihr Vater, welcher diese Gelegenheit hatte abwarten wollen, um für die Zukunft seiner Kinder überhaupt zu sorgen, war niemals dazu gekommen, den beiden Töchtern auch dasjenige Vermögen zu sichern, welches unter seiner unabhängigen Verfügung gestanden wäre.

Auf die erste Nachricht vom Tode von Selinden's Vater war dessen älterer Bruder, der jetzige Majoratserbe, herbeigeeilt, um die Erbschaft anzutreten. Sein Recht hierauf war unantastbar, aber es hatte für die beiden Waisen etwas äußerst Demüthigendes, weil Herr v. Stramberg seither mit Selinden's Vater in großer Spannung gelebt hatte. Jener hatte sich durch das Testament, welches den jüngeren Bruder zum Erben des Ritterguts Hageneck eingesetzt, für verkürzt angesehen und seiner Zeit den Jahresgehalt, welchen ihm der bevorzugte Bruder aus freien Stücken angeboten, mit stolzer Verachtung abgewiesen und lieber in einer Beschränkung gelebt, welche einem so hochmüthigen aristokratischen Manne ohne Beruf doppelt empfindlich sein mußte. Weder er noch seine nicht minder stolze Frau liebten daher die Nichten, deren Versorgung ihnen augenscheinlich zufiel. Sie trugen ihnen die Einbuße nach, die sie etwa zwanzig Jahre lang um ihretwillen erlitten hatten, und beide Gatten glaubten in dem jähen Tode des Herrn Heinrich v. Würich einen handgreiflichen Beweis von dem Willen des Himmels, sie in ihre guten Rechte einzusetzen, erblicken zu dürfen.

Schon die erste Begegnung des Oheims und der Nichte führte zu einer gewissen Mißstimmung. Onkel Fritz, wie der jetzige Besitzer genannt wurde, hatte die Absicht geäußert, seinem verstorbenen Bruder ein recht pomphaftes Leichenbegängniß zu halten. Allein Selinde kannte ihres verstorbenen Vaters Wünsche in diesem Punkte und raffte sich aus der Betäubung ihres Schmerzes gewaltsam auf, um sich diesem Plan zu widersetzen.

Der Vater hatte Selinden oftmals, wenn er mit ihr durch das Dorf ging, bemerkt, er wolle lieber neben seiner verstorbenen Gattin unter den Eiben des Dorfkirchhofes, als in der Gruft des Schlosses ruhen; und Selinde setzte es mit ihrem entschiedenen Wesen und starken Willen durch, daß dieser Wunsch des theuren Verewigten erfüllt wurde. Selinde schlug den Widerstand ihres Oheims mit einer so entschlossenen Festigkeit aus dem Felde, daß er ihr nachgeben mußte und diesen Zwang ihr mit Unmuth nachtrug.

Die Gelegenheit, diesen Unmuth Selinden fühlen zu lassen, ergab sich bald. Die Untersuchung der Hinterlassenschaft ihres Vaters ergab, daß dessen Allodialvermögen sehr unbedeutend war. Der verstorbene Baron hatte Eine Leidenschaft, welche die größte Feindin aller Ruhe und alles Segens in einem Hause ist: das Spiel. Früher hatte er Karten und Roulette geliebt, neuerdings das Hazardspiel mehr in's Große getrieben und auf Steigen und Fallen der Staatspapiere speculirt, was ihm mehr Verlust als Gewinn bereitet hatte. So sahen sich denn Selinde und Lilly genöthigt, das Asyl anzunehmen, welches der Onkel Fritz ihnen anbot. Dies war ein fürchterlicher Schlag für Selinden's Selbstgefühl. Wer hätte je geglaubt, daß es noch so weit mit ihr kommen würde! mit ihr, der schönen, verhätschelten, an alle Genüsse des Reichthums und Ueberflusses gewöhnten Aristokratin! Da der Winter herannahte, bis Onkel Fritz seine Uebernahme des Ritterguts vollenden konnte, so begnügte er sich, die Verwaltung desselben seinem Amtmanne zu übertragen, und nahm die beiden Mädchen mit sich in die Hauptstadt einer benachbarten Provinz. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn Selinde dies abgelehnt und auf dem Gute zu bleiben verlangt hätte; allein das starke Mädchen fand die Kraft in sich, auf jede Klage und jeden Protest gegen

des Oheims tyrannischen Willen zu verzichten. Sie durchschaute sogleich die Gefühle und Beweggründe, aus welchen sein Betragen entsprang, und sie besaß so viel Willenskraft und verfeinertes Selbstgefühl, daß sie sogar die Tortur ohne Murren ertragen hätte, nur um dem Peiniger den Triumph nicht zu gönnen, daß er ihr einen Schmerzenslaut entrissen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Eheliches Gespräch.) Der Gemahl: Begreifst Du, meine Liebe, diesen Schwätzer von Alfred, der eben im Casino behauptete, daß in unserer ganzen Straße nur Ein Ehemann sei, dessen Frau ihm treu bleibt! — Die Gemahlin (offen): Wer mag das wohl sein?

Jemand bemerkte, daß er in der biblischen Geschichte den Traum des Pharao doch gar nicht begreifen könne, wie es nämlich möglich sei, daß sieben magere Kühe sieben fette verzehrten, ohne daß man es ihnen ansähe. „Ich konnte es auch nicht begreifen“, versetzte ein Kaufmann, „bis ich mir eine Frau nahm. Da hatte ich mehr als sieben große und dicke Cassa- und Handlungs-Bücher, meine Frau aber hatte ein nur ganz kleines Wirthschaftsbuch. Am Ende des Jahres aber hatte das kleine Buch alle meine großen und dicken aufgezehrt, und man sah es ihm auch nicht an. Seit der Zeit glaube ich auch an den Traum des Pharao.“

Einer der tüchtigsten Augenärzte in den Vereinigten Staaten hat die Beobachtung gemacht, daß jene Personen, die viel auf Eisenbahnen reisen und sich dabei mit Lesen unter halten, sich der Gefahr blosstellen, den schwarzen Staar zu bekommen.

Aufklärung zum räthselhaften Fädchen.

Ihr seid doch kühn und gar so frei
In eurem letzten Liedchen:
Ihr fragt, wozu das Fädchen sei
An unserm Schäferhütchen?
Ihr habt den frevelnden Verdacht,
Es diene uns zum Winken,
Wenn uns ein hübsch Gesichtchen lacht,
Nach dem die Aeuglein blinken!
Selbst was wir dächten, führt ihr an
(Das kann sich doch nicht passen),
Daß, hätten wir ein Herzchen d'ran,
Wir würden's nicht mehr lassen!
Doch daß dies Alles nicht der Fall,
Das sei euch nun bewiesen:
Von unsern vielen Stutzern all'
Läßt auch kein einz'ger schließen,
Wenn wir durch Auf- und Abzieh'n flink
Durch unser Gummifädchen
Ihm gäben auch nun solch ein'n Wink,
Daß er verständ' uns Mädchen.
Hat man kein großes Scheuerthor
Zur Hand für sie gerade,
Geht keiner hinter'm Ofen vor,
Macht keiner uns Parade.
Und hätt' auch einer so viel Licht,
Solch Späßchen zu verstehen,
So litt's der Vatermörder nicht,
Nach uns den Kopf zu drehen!
Und was ihr von den Herzchen sprecht,
Die wir so gerne hätten
Am Bändchen, darauf sei gesagt:
Daß, wenn sie nicht in Ketten
Und Schiffstau liegen, sie nur schwer
Sind halten von uns Mädchen,
Und daher nur Thorheit wär',
Zu wünschen sie am Fädchen. —
Jedoch sollt ihr den rechten Zweck
Nun von dem Dingchen wissen:
Es ist für jene steife Geck',
Die uns begaffen müssen
Aus Neugierd eine halbe Stund,
Bis ihnen übergehen
Die Augen, und in ihrem Mund
Das Wasser bleibet stehen.
Und kommt uns eben solch ein Geck,
Was ist das End' vom Liedchen?
„Wir ziehen schnell das Fädchen keck
„Und lachen unter'm Hütchen.“

H. U.

Auflösung der Charade in Nro. 99:
Vergißmeinnicht.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 101. Donnerstag, den 21. August **1856.**

Politik und Liebe.
(Fortsetzung.)

XIII. Die Männer der Ueberzeugung.

Der Schatzkanzler, William Pitt, ging hastig in seinem Arbeitscabinet auf und ab. Sein Herz war schwer und sorgenvoll, denn der König war noch immer krank, und im Parlament hatten die Freunde des Prinzen von Wales die Regentschaftsfrage in Anregung gebracht; Fox und Sheridan hatten mit allem Feuer ihrer Beredsamkeit für dieselbe gesprochen, das Haus war erbebt von den Beifallsstürmen, welche die ehrenwerthen Herren des Unterhauses ihren Lieblingsrednern gezollt, und nur mit Mühe war es Pitt und seinen Freunden gelungen, das allgemeine, leidenschaftliche Begehr nach der Abstimmung über die Regentschaftsfrage zurückzuweisen und die Frage auf die nächste Sitzung zu vertagen.

Die große, entscheidende Sitzung sollte heute stattfinden, heute sollte im Parlament über die Zukunft Englands entschieden werden! Deßhalb war der Schatzkanzler William Pitt so tief bewegt, deßhalb war die ganze Nacht hindurch kein Schlaf in seine Augen gekommen, deßhalb hatte er, zu seines alten Haushofmeisters großem Leidwesen, auch heute Morgen wieder sein Frühstück unberührt gelassen, deßhalb ging er unruhig und tief erregt in seinem Zimmer auf und ab.

Aber auf ein Mal öffnete sich die Thür da drüben, und der alte Richard trat mit einem glücklichen, triumphirenden Lächeln herein.

„Mylord“, sagte er, „eine Deputation des Unterhauses steht im Vorsaal und wünscht Ew. Herrlichkeit zu sprechen.“

William Pitt hielt inne in seinem unruhigen Auf- und Niedergehen und blickte den alten Diener erstaunt an. „Eine Deputation des Unterhauses?“ fragte er. „Was sind es für Leute?“

„Es ist zu allererst der Alderman von London, Mr. Neweham.“

„Der Wagenbauer des Prinzen von Wales?“

Richard nickte bejahend. „Dann ist da Mr. Steele.“

„Wie? Der Kleidermacher des Prinzen von Wales?“

Richard nickte wieder. „Ferner ist da der sehr ehrenwerthe Mr. Andrews!“

„Des Prinzen Weinlieferant? Und was wollen diese Gläubiger des Prinzen bei mir?“ fragte Pitt erstaunt und unwillkürlich lächelnd.

„Sie wollen, glaube ich, bevor sie heute in's Unterhaus gehen, Ew. Herrlichkeit um Ihren Rath bitten“, flüsterte Richard mit einem schlauen Lächeln.

„Um meinen Rath!“ wiederholte William Pitt sinnend und er begann wieder auf- und niederzuwandeln. Aber sein Antlitz, welches vorher düster und traurig gewesen, erhellte sich mehr und mehr, und die Wolken begannen von seiner breiten Denkerstirn zu schwinden.

„Richard“, sagte er nach einer langen Pause, vor seinem Haushofmeister stehen bleibend, „Richard, laß die sehr ehrenwerthen Herren zu mir ein, ich will mit ihnen reden!“

„Sie werden mit ihnen reden, Mylord“, sagte Richard lächelnd, „das heißt, Sie werden Ihre Gegner zu Ihren Anbetern umwandeln!“

Und mit jugendlicher Lebhaftigkeit eilte der alte Mann der Thür zu. William Pitt schaute ihm gedankenvoll nach. „Ja“, sagte er leise zu sich selbst, „ja, ich will mit ihnen reden! Vielleicht ist es Gott, welcher mir diese Menschen und mit ihnen ein Werkzeug zur Rettung Englands sendet!“

Er schritt der Thür zu, welche eben geöffnet ward; Neweham, der Alderman von London, Mr. Steele und Mr. Andrews traten ein. Der Schatzkanzler ging ihnen lebhaft entgegen und grüßte sie freundlich.

„Nun, meine Herren“, sagte er lächelnd, „es muß ein ungewöhnliches Ereigniß sein, das mir die Ehre Ihres Besuches verschafft!“

Die drei ehrenwerthen Parlamentsmitglieder schauten ihn und dann sich einander an und seufzten tief.

„Ja, Mylord“, sagte Neweham der Alderman, „ja, es ist ein ungewöhnliches Ereigniß, das uns zu Ihnen führte. Wir fürchten, daß das Unterhaus noch schwankt, den Prinzen von Wales zum Regenten anzuerkennen. Der Prinz schuldet mir sechstausend fünfhundert Pfund Sterling, und dennoch sträuben sich die Parlamente, ihn anzuerkennen!“

„Mir“, seufzte Mr. Steele, der Schneider, „mir schuldet der Prinz noch für alle Livréen, die ich seit einem Jahre für seinen Hausstand geliefert habe.“

„Und seit drei Jahren fülle ich seinen Keller“, stöhnte Mr. Andrews, „aber meine Börse füllt er nicht, sie ist immer noch leer!“

William Pitt blickte staunend und lächelnd auf dieses seltsame Kleeblatt seufzender Gläubiger des Prinzen von Wales. „Und Sie sind blos hierher zu mir gekommen, um mir zu sagen, wie viel der Prinz Ihnen schuldet?“ fragte er.

„Wir sind hierher gekommen als der erwählte Ausschuß der Gläubiger des Prinzen“, sagte der Alderman Neweham mit feierlichem Ernst.

„Und was fordert oder wünscht dieser Ausschuß von mir?“

„Daß Ihr uns Rath gebt, Mylord, wie wir zu unserm Gelde kommen! Wir sind Alle in gleicher Noth und Verlegenheit! Wir sind Alle verloren, Alle ruinirt, wenn das Parlament sich nicht entschließt, die Schulden des Prinzen von Wales zu bezahlen und ihn zum Regenten zu erwählen.“

„Es ist unpatriotisch von diesem Parlament“, rief Mr. Steele, der Schneider, „unpatriotisch, sage ich, daß das Parlament sich weigert, die Ansprüche redlicher Bürger zu befriedigen. Es denkt immer nur an sich selber, nie an das Wohl der Bürger!“

„Wie? Sie reden so vom Parlament?“ rief William Pitt lächelnd. „Doch gehören Sie Alle zum Parlament und haben Sitz und Stimme dort. Ich habe diese Stimmen oft vernommen, wenn es galt, dem Ministerium Widerstand zu leisten!“

„Ja“, sagte Neweham, „es ist wahr, wir gehörten zur Opposition, aber wir thaten es nur, weil wir glaubten, daß es in unserm Vortheil läge! Jetzt sehen wir, daß wir auf einer falschen Fährte gingen!“

„Zeigen Ew. Gnaden uns den richtigen Weg“, rief Mr. Steele tief erregt, „wir sind bereit, jeden Weg einzuschlagen, auf dem wir zu unserm Gelde kommen! Die erste Pflicht eines redlichen Bürgers ist es, an sein Geld zu denken, und wenn wir es da drüben bei der Opposition nicht bekommen, nun so werden wir ministeriell.“

„Ja“, rief Neweham energisch, „wir werden ministeriell, und damit sichern wir Ew. Herrlichkeit die Majorität im Unterhause! Denn die Gläubiger des Prinzen von Wales bilden eine Macht im Unterhause, das entscheidende Centrum, und mit wem wir stimmen, der hat die Majorität!“

„Und Sie kommen zu mir als der erwählte Ausschuß dieser Gläubiger?“ fragte Pitt.

„Ja, als der erwählte Ausschuß! Und wir kommen, um Sie zu fragen, Mylord, zu welcher Politik wir uns bekennen müssen, um unsere Schulden bezahlt zu bekommen! Wir sind oppositionell gewesen, es hat uns Nichts geholfen. Jetzt wollen wir es versuchen, ministeriell zu werden!“

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Dem ersten wilden Weh um ihres Vaters Tode war ein stiller schleichender Gram gefolgt, welcher Selinde beinahe verzehrte, zumal da hiezu jener noch einschneidendere Schmerz über den unverhofften Uebergang von Reichthum und Ansehen zu Armuth und Abhängigkeit hinzukam. Ein derartiger Umschlag ihrer Verhältnisse mußte auf ein so stolzes Gemüth, wie das Selindens, fürchterlich einwirken, nicht weil ihre Liebe schwächer gewesen war als ihr Stolz, denn es war verhältnißmäßig leicht,

sich in die unvermeidliche Fügung der Vorsehung zu ergeben, sondern weil es ihr beinahe das Herz abdrückte, sich sagen zu müssen, sie sei das Opfer eines launischen Zufalls, eines historischen Unrechts, eines gesetzlichen Betrugs. Auf die erste Nachricht von Herrn v. Würich's Tode war George Werth wieder herbeigeeilt und machte unaufhörlich Versuche, Selinden zu sprechen, wiewohl vergebens. Wie er es in seinem Edelmuthe für seine Pflicht hielt, der Geliebten jetzt seine Hand zu bieten, da ihr die Laune des Glücks Alles geraubt, so gewann es ihr Stolz jetzt nicht über sich, von dem Manne, den sie erst noch jüngst in den Tagen des Glücks mit solch entschiedener und übertriebener Geringschätzung abgewiesen hatte, Rath oder Hülfe anzunehmen. Für Freundschaft und Wohlwollen war ihr Herz zu leidenschaftlich und heftig. Selinde liebte George noch; gerade seit der Stunde ihres Bruches schien ihre Liebe im Zunehmen begriffen und wuchs sogar noch unter dem Schmerze um den Verlust ihres Vaters durch die Selbstanklagen und Vorwürfe, womit ihr Gewissen sie überhäufte, und durch den vergeblichen Gram um eine für immer verscherzte Zukunft. Diese geistigen Leiden und Kämpfe stürmten so mächtig auf Selinden ein, daß die Rosen der Gesundheit von ihren Wangen, die elastische Kraft aus ihren Gliedern wich, und sie bleich, abgehärmt und mit wankendem Schritte die Reise nach Münster mit dem Onkel Fritz antrat. —

Am Abend der zu erwartenden Ankunft Selinden's und Lilly's waren die nunmehrige Frau v. Würich und ihre Töchter in hohem Grade gespannt und aufgeregt. Lilly war noch ein Kind; ihr galt die Aufregung und unruhige Neugier nicht, welche die Tante und die Cousinen beinahe verzehrte: man war nur neugierig auf Selinden, die gerühmte, gefeierte Schönheit, die verarmte Erbin, die verschmähte Braut. Die Tante hatte sich den ganzen Herbst leidend gefühlt und sich deßhalb die Freude versagen müssen, auf Hageneck zu erscheinen; sie kannte daher die beiden Waisen noch nicht. Valerie, die ältere Tochter, ein sehr schönes Mädchen, aber mit wenig Geist, kokettirte mit ihren langen Rabenlocken und dem Kreppbesatze ihres Kleides im wohlthuenden Bewußtsein, wie vortheilhaft sie die Trauertracht kleidete, und setzte einem jungen Herrn neben ihr, Herrn Roland v. Palm, ihrem zurückhaltenden, zögernden, aber bereits für sicher betrachteten Bewunderer die ganze Lage ihrer Cousinen auseinander.

»Der arme Onkel Heinrich hätte Selinden das ganze Vermögen sichern können«, sagte sie. »Cousine Selinde ist auch stets in der Erwartung aufgewachsen, daß ihr dereinst ein bedeutendes Vermögen zufallen müsse, und die jetzigen Verhältnisse müssen daher ein fürchterlicher Schlag für sie gewesen sein. Mir selber, so wenig ich auch Werth auf Geld und Gut lege, würde ein derartiger Schicksalsschlag wenigstens sehr nahe gehen. Allein Sie wissen ja, daß Papa eigentlich zuvor schon die gegründetsten Ansprüche auf das Majorat hatte, um die ihn der selige Onkel verkürzte, so daß wir eigentlich jetzt erst in unsern rechtmäßigen Besitz eingesetzt werden!«

»Ich weiß es«, erwiederte Herr v. Palm gedankenvoll, denn er hatte diesen unvermeidlichen Gegenstand des Gespräches in diesem Hause schon dutzendfach erörtern hören.

»Es ist eine schauerliche Nemesis, die sich in Cousin Heinrich's Schicksal geltend macht!« sagte Tante Stramberg, die nunmehrige Herrin von Hageneck, und stützte ihr Haupt in der Sophaecke auf die Hand. Sie hielt es für vortheilhaft, sich immer ein schmachtendes Ansehen zu geben, welches zu ihrer wimmernden, wehklagenden Stimme paßte. »Zwanzig Jahre lang ist mein Gatte durch seinen jüngern Bruder um den Genuß dieses Vermögens gekommen, ohne daß ihm jemals die geringste Entschädigung oder Anerkennung zu Theil geworden wäre; aber es gibt gottlob noch eine Vorsehung, welche über die Dinge wacht! Der Himmel hat für uns gesorgt, und wir wollen daher die Vergangenheit vergessen! Trotz dem Unrecht, das der Verstorbene uns zugefügt hat«, setzte sie mit einer heuchlerischen Sanftmuth hinzu, — »sollen seine verwaisten Kinder doch stets eine Heimath bei uns finden! Ich werde ihnen Mutterstelle vertreten!«

»Und Ihre Töchter werden den Armen schwesterlich entgegenkommen!« sagte Herr v. Palm und verneigte sich artig. »In der That, gnädige Frau, ich zweifle sehr, ob viele Damen einer solchen Großmuth fähig wären!«

(Fortsetzung folgt.)

Nahrungswerth des Biers.

Aus einer Arbeit des Herrn Prof. Dr. Keller in Speyer, welcher bereits in der Münchener Abendzeitung Anerkennung geworden, geht hervor, daß der eigentliche Nahrungswerth des Bieres in den darin enthaltenen phosphorsauren Salzen zu suchen ist, welche beim Maischen aus dem Malz in das Extract übergehen. Nach der in Bayern tarifmäßigen Schüttung müßte ein Liter Sommerbier 0,85, ein Liter Winterbier 0,75 Grammes Phosphorsäure enthalten. Doppelbiere müssen natürlich verhältnißmäßig reicher daran sein. So fand der Verfasser denn auch in Münchener Salvator 1,025 Grammes per Liter und in Münchener Bock 0,915 Gr. Während man früher, den Stickstoffgehalt des Bieres als Norm seiner Ernährungsfähigkeit aufstellend, berechnete, daß 3809 bayer. Maß Bier so viel Stickstoff enthalten als ein fünfpfündiger Laib trockenen Schwarzbrodes, der Ernährungswerth des Bieres sonach ziemlich = 0 wäre, stellt Herr Dr. Keller folgende Rechnung auf: In einer Maß Bier findet sich ebenso viel Phosphorsäure, als in einem achtel Pfund Fleisch, oder 3 Maß gutes Bier sind im Ernährungswerthe gleich einem halben Pfund Fleisch. Die nährende Wirkung des Bieres sucht der Verfasser vorzugsweise dadurch zu erklären, daß bei Anwesenheit der phosphorsauren Salze viele stickstoffhaltige Substanzen, welche sonst unbenützt den Körper passirt hätten, fixirt und zum Stoffansatz verwendet werden. Aus dem ermittelten normalen Phosphorsäuregehalt ergibt sich auch ein Anhaltspunkt zur Prüfung der Biere auf ihren Gehalt an wirklichen Malzbestandtheilen; denn Surrogate, wie Syrup, Kartoffelzucker u. dgl. geben keine Phosphorsäure an das Bier ab. Finden wir in einem Biere nur 0,3 oder 0,4 Phosphorsäure, so muß nothwendig nur halbsoviel Malz verwendet worden sein, als bei normalen Bieren mit 7 und 8 Decigrammen per Liter. Die untersuchten Pfälzer (Speyerer) Biere weisen allerdings den Verdacht erheblicher fremder Zusätze ab, nähern sich aber dem normalen Verhältnisse nicht gerade sehr.

Lebensphilosophie.

Suche nicht die Gelegenheit auf, sie läßt sich nicht suchen:
Aber findest du sie, wirf dich ihr kühn an die Brust.

Willst du der Welt ein Theil auch sein zu deiner Zeit?
Flieh', rath' ich, wie die Pest, Gedankenlosigkeit!

Verschiedenes.

Rossini war neulich in einer Pariser Gesellschaft, wo vielseitig bedauert wurde, daß er Nichts mehr componire. „Zu Was soll ich mich auf meine alten Tage noch damit quälen“, sagte der Maestro, „eine neue Oper zu componiren? Daß ich keine mehr componire, hat ja seit Jahren in Frankreich und Italien mehr Lärm gemacht, als sämmtliche Opern, die ich jemals componirt habe.“

(Was man den Wittwen nachsagt.) „Wenn du je daran denken solltest, eine Wittwe zu heirathen“, sagte ein ängstlicher Vater zu seinem Sohne, „so wähle doch ja wenigstens eine solche, deren erster Mann im Zuchthaus war, damit sie keinen Grund hat, dich gegen jenen zurückzusetzen und langweilige Vergleiche zu machen.“ — „Auch so werden diese nicht ausbleiben“, rief ein alter mürrischer Junggeselle aus, der bei dieser Ermahnung zugegen war, „denn ihr dürft sicher sein, wenn ihr zweiter Mann ihr vorwirft, daß ihr erster Gatte im Zuchthaus war, so wird sie ohne Zweifel rufen: „Ja, und das bist du nicht einmal werth!“

Palindrom.

Ein schöner Strom in Deutschlands Gauen,
Worin sich viele Städte schauen.
Schneid'st du mir ab das letzte Zeichen,
So werd' ich dir ein Wörtchen zeigen,
Wo man beim schäumenden Pokale
Sich oft vereint zum frohen Mahle.
Willst du mir auch den Kopf abschneiden,
So kannst du mich zum Mahl bereiten.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 99. Samstag, den 16. August **1856.**

Der Geber.

Wenn heiß die Sonne glüht und sprüht,
Wird mir zum Labetrank
Das Wasser. Bin ich abgemüht,
Wird mir der Wein zum Dank.

Bald Wasser, bald der edle Wein
Sagt mir, wie Gott so gut;
Er nährt mit seinem Sonnenschein
Der Traube feurig Blut.

Er läßt des Wassers frischen Quell
Hinströmen durch's Gefild;
Es freut sich an dem Borne hell
Der Mensch und auch das Wild.

Welch' Labsal ist uns stets bereit!
Wir schöpfen sie nicht aus,
Die Güte und die Freundlichkeit
Des Herrn von diesem Haus.

Je mehr wir nehmen, desto mehr
Fließt uns von Ihm noch zu;
O jauchze, meine Seele, sehr,
Von Ihm geliebt bist du!

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Miß Robinson hatte mit wachsendem Erstaunen dieser kleinen Scene zugeschaut, das Lächeln war auf ihren Lippen erstorben, und entsetzt und athemlos blickte sie hinüber nach diesem Manne, der sich so seltsam bemühte, ihr s in Antlitz zu verbergen, und den sie dennoch zu erkennen glaubte.

„Mary Derby“, sagte Elise in ihrem kindlichen Uebermuthe, „hier habe ich die Ehre, Dir meinen Gemahl vorzustellen.“ Und mit einem schnellen Ruck zog sie das Tuch von seinem Antlitz fort.

Ein Schrei des Entsetzens tönte von Perdita's Lippen. „Der Prinz von Wales“, rief sie zurückweichend.

Aber der Prinz näherte sich ihr rasch, und sich wie zur Begrüßung vor ihr neigend, flüsterte er leise: „Gnade, Perdita, Gnade!“

Elisa blickte sie erstaunt an. „Was sagst Du?“ fragte sie. „Wo ist der Prinz von Wales?“

„Gnade, Perdita, Gnade!“ wiederholte der Prinz.

Aber Miß Robinson war erbarmungslos. Der Zorn machte ihr Herz aufbäumen in wildem Rachedurst, sie war verrathen, betrogen; von dem Prinzen gewiß, vielleicht auch von Elisen. Man hatte sie vielleicht hierher gelockt, um sie zu verhöhnen, um ihr, welche es gewagt, den Prinzen zurückzuweisen, und welche jetzt doch seine Liebesbewerbungen anzunehmen geschienen, um ihr jetzt zu beweisen, daß der Prinz nur sein Spiel mit ihr getrieben, daß er nicht sie liebe, sondern dieses schöne, engelgleiche Wesen hier. Nein, keine Gnade also, kein Erbarmen.

Sie legte ihre Hand schwer und fest auf Elisa's Arm und sah ihr mit einem verächtlichen Lächeln fest in's Angesicht. „Du bist es also“, sagte sie höhnisch. „Du selber? Du die geheime und verleugnete Gemahlin des Prinzen von Wales?“

„Ich verstehe Dich nicht“, rief Elisa staunend; „dieser hier ist mein Gemahl und der Stallmeister des Prinzen von Wales!“

„Mein Gott, sehen Sie denn nicht, daß sie unschuldig ist“, flüsterte der Prinz; „sie weiß Nichts.“

»So soll sie Alles wissen!« sagte Miß Robinson mit flammenden Blicken. »Elisa Fitz-Herbert, Dein Gemahl — es ist der Prinz von Wales!«

Elisa antwortete nicht; mit weit aufgerissenen Augen starrte sie Miß Robinson an und schien ihr noch immer zuzuhören, obwohl diese nicht mehr sprach. Dann warf sie sich heftig in die Arme des Prinzen, und sich angstvoll an ihn klammernd sagte sie: »George, warum schiltst Du sie nicht eine Lügnerin? Warum sprichst Du nicht? Ach, ich bitte Dich bei unserer Liebe, sage ihr, wer Du bist!«

Wie sie so flehend, angstvoll zu ihm aufblickte, hatte George nicht mehr den Muth, ihr die Wahrheit zu verbergen. »Nun denn«, sagte er langsam, »diese Täuschung muß enden, ich bin der Prinz von Wales!«

Elise taumelte entsetzt zurück. »Es ist der Prinz von Wales!« stammelte sie athemlos, und dann in sich zusammenschauernd rief sie mit einem schneidenden Wehlaut: »O, mein Vater, meine Mutter!«

Ihre Wangen, welche vorher todesbleich gewesen, erglühten jetzt im Purpur der Scham, und beide Hände vor ihr Antlitz schlagend sank sie laut ächzend auf einen Sessel nieder.

Der Prinz wagte nicht, sich ihr zu nahen. Er schaute nur mit dem Ausdruck tiefen Wehegefühls zu ihr hin, und dann sich an Miß Robinson wendend sagte er kalt: »Sie wollten keine Gnade üben, sehen Sie jetzt, was Sie aus ihr gemacht haben!«

Miß Robinson lachte. »Ach, Prinz«, rief sie höhnisch, »Sie sprechen von Gnade und haben an ihr so grausam handeln können!«

Elisa hatte sich wieder emporgerichtet, sie hatte die Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten lassen und blickte starr vor sich hin. »Ja, jetzt begreife ich Alles«, murmelte sie leise. »Dieses Geheimhalten unserer Verbindung, diese Furcht, irgend Jemanden in meine Nähe zu lassen, dieser geheime Aufenthalt in Brighton und endlich hier, — ach, er ist der Prinz von Wales! Und wenn er es ist, was bin ich dann? Ich! Ach, ich bin ein armes, entehrtes Weib!«

Und mit einem schneidenden Wehelaut verhüllte sie wieder ihr Antlitz und weinte und schluchzte laut.

Vor diesem tiefen Schmerz, diesem wahren innerlichen Leide fühlte Miß Robinson ihren Zorn schwinden, ihr Herz sich erweichen. Sie neigte sich mitleidsvoll über dieses arme, zitternde, schluchzende Weib nieder, dem sie eben den Todesstoß gegeben, und eine Thräne fiel aus ihrem Auge auf Elisens Scheitel nieder.

»Arme Elise«, sagte sie schmerzvoll. »Wehe über mich, daß ich kommen mußte, Dich Deinem Traumglück zu entreißen. Ach, das Glück ist immer nur ein Traum, aber verdammt und hassenswerth sind Diejenigen, welche uns daraus wecken. Ich verlasse Dich jetzt, denn ich fühle wohl, daß mein Anblick Dir wehe thun muß! In einer ruhigern Stunde sehen wir uns wieder! Lebe wohl, Elisa, und verzeihe mir.«

Elisa antwortete ihr nicht. Sie hatte vielleicht gar nicht gehört, was Mary gesagt, die Stimmen des verzweiflungsvollen Schmerzes schrieen so laut in ihrer Brust, daß sie alles Andere übertäubten.

Miß Robinson wandte sich jetzt mit einem stolzen Ausdruck an den Prinzen: »Sie, Prinz von Wales, Sie bitte ich nicht um Verzeihung«, sagte sie mit schneidender Kälte, »ich habe Ihnen eine tiefe Beschämung bereitet, aber Sie haben das verdient, um sie — und auch um mich.«

Sie wandte sich ohne Gruß von ihm ab und schritt der Thüre langsam zu; aber indem sie das that, murmelte sie zwischen ihren zusammengepreßten Lippen: »O, ich werde Elisa und mich an ihm rächen, denn er hat Rache verdient.« Und mit einem letzten zornigen Blick auf den Prinzen verließ sie hastig das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl ging George dieser Bruch in anderer Beziehung nahe. Er wußte, daß er dadurch in's Gerede der Leute kommen und Neider wie Feinde gegen sich haben würde. Dem Manne wird in derartigen Fällen die größte Schuld beigemessen, ihn trifft der Unwille; das Loos der Frau heischt Mitleid. Er hatte daher seinen Entschluß gefaßt: er wollte heute noch sein Gut verlassen, und um dieses

rascher zu erreichen und wo möglich Selinden's Vater nicht zu begegnen, den er auf der Landstraße treffen mußte, schlug er einen wenig betretenen Waldweg ein und ritt auf diesem nähern Pfade nach Ronsdorf hinüber.

Dieser plötzliche Einfall kostete ein Menschenleben. Herr v. Würich war am Morgen mit seiner jüngeren Tochter, einem Kind von zehn Jahren, nach B., der benachbarten Provinzialhauptstadt gefahren, um Geschäfte zu besorgen, und befand sich schon auf dem Heimwege, als die Sonne sich nach Westen neigte. Er hatte in B. einen berühmten Arzt und Orthopäden über die Leiden seiner jüngern Tochter Lilly consultirt, die schon von zarter Kindheit an schwach und ausgewachsen war, und die Versicherung des Arztes, daß Lilly bei sorgsamer Pflege und wenigen Heilmitteln mit der Zeit kräftiger werden und gänzlich genesen würde, warf einen hoffnungsvoll heitern Widerschein über die Züge des stattlichen Mannes, der in die Wagenecke gelehnt schlummerte. So war man einer Waldspitze nahe gekommen, welche beinahe noch bis zur Landstraße heranlief und zu den Waldungen des Ritterguts des Herrn v. Würich gehörte, als plötzlich im Walde ein Schuß fiel, dem alsbald das Anschlagen eines Hundes folgte. Der Schlummernde fuhr auf, sah sich betroffen nach dem Jäger um, der auf dem hintersten Sitze des Char-à-banc saß, und rief: „Was ist dies, Joseph? fiel da nicht ein Schuß im Walde?“

„Freilich, gnädiger Herr! ganz nahe bei, im Erlich, wo die sechs Rehe stehen!“ versetzte der Jäger und sprang vom Wagen, nachdem er dem Kutscher Halt zugerufen.

„Schon wieder Wilddiebe?“ rief Herr v. Würich unmuthig, „und dies Mal wahrscheinlich Leute aus der nächsten Nachbarschaft, sonst könnten sie doch nicht wissen, daß wir fort sind!“

„Ich möchte wetten, es ist der Schuster von Buchnang!“ sagte Joseph; „ich wüßte sonst Keinen, der mit einem Hunde jagte! der Kerl hat sich den Feiertag zu Nutz gemacht! Soll ich nicht hinein, gnädiger Herr?“

„Warte, ich gehe mit! Glücklicherweise haben wir ja Gewehre bei uns!“

„O Papa! bleib' hier! nicht in den Wald hinein!“ bat Lilly, und die hellen Thränen rannen dem Kinde über das angsterfüllte Gesicht.

„Sei ruhig, liebe Lilly! es ist keine Gefahr dabei!“ sagte Herr v. Würich; „bleib' ruhig im Wagen, mein Herzchen! In einigen Minuten bin ich wieder hier! — Vorwärts, Joseph! Geh' Du am Bache hinauf, ich will von der rechten Seite her in den Wald! Wir wollen wenigstens sehen, wer der freche Bursche ist, der am hellen Abend in meinem Forste frevelt!“

Damit schlug sich Herr v. Würich in den Wald, und der Jäger folgte ihm von einer andern Seite her. Wäre George Werth auf der Landstraße geblieben, so hätte er den Gutsherrn an einer andern Stelle früher treffen müssen; sie würden eine Weile mit einander geplaudert und sich aufgehalten und Herr v. Würich jenen Schuß nicht gehört haben.

Der Kutscher Franz hatte alle Mühe, die arme Lilly zu beruhigen, die zwar nicht recht begriff, um was es sich handle, aber voll Angst den Vater mit dem Gewehr in den Wald gehen sah, wo die bösen Männer waren, welche die Rehe stahlen. Noch waren keine zehn Minuten vergangen, seit Lilly's Papa fort war, da knallte wieder ein Schuß im Wald, dann sogleich ein anderer aus einem zweiten Gewehr.

„Jesus Maria, was ist das?“ rief Franz erschreckend, „dies Mal gilt es einem Menschen! — Großer Gott, so ein lumpiges Reh ist ja kaum drei Thaler werth, und die Menschen sind im Stande, einander darob die Hälse zu brechen! O armes Fräulein, mir schwant, Sie haben sich nicht umsonst geängstigt!“

Dem alten Kutscher, der selber Familienvater war, wankten die Kniee vor Schrecken, standen die Augen voll Wasser. Leider durfte er nicht lange auf Entscheidung warten, denn kaum eine bange Viertelstunde war seit den Schüssen vergangen, als Joseph am Saum des Waldes erschien, auf dem Finger einen gellenden Pfiff that und dem Kutscher herbeiwinkte.

„Allmächtiger Gott! was ist geschehen? Was muß ich erleben?“ stammelte Franz und schlang mit zitternden Händen die Zügel der Pferde um einen Apfelbaum am Straßenrande, worauf er mit unsicheren Schritten dem Walde zueilte. Lilly rief ihm nach, er möge sie mitnehmen; aber er hörte sie nicht. Das Kind schrie laut vor Seelenangst und kletterte vom Gefährt herab. Aber noch war es an seiner

Krücke nicht hundert Schritte weit querfeldein gekommen, als es die beiden Männer aus dem Wald kommen sah, welche den Papa sitzend auf einem Gewehre dahertrugen. Das Haupt des stattlichen Mannes hing schlaff auf die Brust herab, die sich noch in kurzen Athemzügen hob. Blut träufelte über das blasse Gesicht und färbte die Kleider des Gutsherrn. Ein Schrotschuß hatte ihn in Hals und Kopf getroffen. Mühsam hob man ihn in seinen Wagen. Er drückte mit unnennbarem Schmerze die kleine Lilly an sein Herz und murmelte: „Meine armen Kinder! arme, arme Lilly!“

Langsam wie ein Leichenzug fuhr der Char-à-banc die Chaussee entlang; die wenigen Leute, denen er begegnete, schlossen sich voll Entsetzen dem Zuge an, als sie hörten, daß der allgemein geachtete Grundherr von Hageneck von einem Wilddieb geschossen worden sei, dem er zugerufen, sein Gewehr abzulegen. Herr v. Würich erreichte noch lebend sein Zimmer, starb dann aber nach einer halben Stunde in den Armen der jammernden Selinde an einer innern Verblutung, ohne im Stande gewesen zu sein, noch ein einziges Wort zu reden. Nur durch Zeichen hatte er seinen beiden Töchtern, die nun bald vater- und mutterlose Waisen sein sollten, seinen Segen geben und Selinden das jüngere kränkliche Kind auf die Seele legen können.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Treuer Fleiß und fromme Geduld bei schwerer Berufspflicht
Bleibt von Menschen oft — doch unbelohnt von Gott nicht!

Freunde sind in Wohlfahrt lieblich und behülflich in der Noth:
Ohne wackre Freunde leben, ist fürwahr der halbe Tod.

Verschiedenes.

In einem Städtchen bei Königsberg kam letzter Tage eine gräßliche Geschichte vor. Ein Hausmeister verheirathet seine junge, schöne Tochter an einen Forstmann. Die Hochzeit geht in Lust und Freude vor sich, vor Mitternacht entfernen sich die Gäste und es wird stille im Haus. Da hört eine im ersten Stock schlafende Magd im zweiten Stock starkes Gepolter, eilt zum Hausmeister hinab, wird aber da mit dem Bedeuten abgefertigt, der Lärm werde sich schon legen! — Nächsten Morgen kommt das Ehepaar nicht zum Vorschein, man klopft — keine Antwort, endlich wird die Thüre gesprengt — entsetzlicher Anblick: die Frau liegt mit abgebissener Kehle, zerfleischtem Gesicht und im Blute schwimmend todt im Bette, ihr Gatte windet sich in fürchterlichen Krämpfen, Schaum vor dem Munde, unter dem Tische. Der Unglückliche war vor einiger Zeit von einem wüthenden Hunde gebissen worden, glaubte aber, da bereits ein Monat vorüber, keine bösen Folgen befürchten zu müssen. Leider brach in der Brautnacht die Wasserscheu aus.

Grünes zu essen —
Strenge verbieten sie das;
Die Kranken indessen
Beißen doch in das Gras.

Charade.

Wenn die Erinn'rung dir mit Schmerz die Seele füllt,
Dein Herz gleich einem Flor in Trauer hüllt,
Dann ruf' ich dir das erste Silben-Paar
Am Abgrund der dir drohenden Gefahr:
Gib länger nicht den öden Bildern Raum,
Die einst so himmlisch schön dein Herz umkränzt. —

O, dürft' ich ewig nur dich mit der Dritten nennen,
Dann hätt' mich mein Geschick am prächtigsten belohnt,
Und mein Gefühl würd' keine Grenzen kennen,
Weil es so einzig nur in meinem Busen wohnt. —

Doch anders fiel mein Loos, die Vierte kam zur Dritten,
Und ewig schmerzt der drückende Verlust. —
In Floras Tempel hör' der Liebe Bitten,
Brich dir das Ganze, drück' es an die Brust;
Es gebe ihr die längst geflob'ne Ruh',
Und leise ruf' mein Geist dir alle Silben zu.

B. . . . . . . e

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 102. Samstag, den 23. August 1856.

DER 23. AUGUST
im JAHRE des HEILS 1786.

I.

Was brauset des Eichwaldes düsterer Grund?
Was dröhnet so dumpf dort und bang?
Was schweiget, o Sänger, dein lieblicher Mund
Verstummend von süssem Gesang?

Und sieh des Orkanes donnernde Wucht,
Er stürzet verheerend hernieder.
Vor Schrecken entfleuchet in eilender Flucht
Sich rettend des Waldes Gefieder.

Der Urwald, vom Grimme des Sturmes erfasst,
Er lieget in Trümmern zerstückt;
Der stolzesten Eiche riesigster Ast, —
Da liegt wie ein Halm er zerknickt.

Ein Bäumchen auf mosigem Grunde verweilt,
Des Sturmes nicht ahnend, der droht.
Erbarmend die Dryas zum Sprösslein enteilt
Und reisst aus Gefahr es und Noth.

Nun sprosst es auf freier, auf goldener Au,
Durchwehet von innigstem Dank,
Und reichlich genähret von himmlischem Thau
Wird's Bäumchen gar mächtig und schlank. —

II.

Sieh dort, wo die Ill in den Rhein sich ergiesst,*)
Ein Knäblein gar lieblich und fein!
Von himmlischen Chören des Domes begrüsst
Schläft sanft es und sorgenlos ein.

Am zärtlichen Busen der Mutter genährt
Gedeihet der liebliche Spross,
Und stark mit dem Geiste des Vaters bewehrt
Soll werden er wacker und gross.

Doch wehe! es drohet Verderben dem Kind!
Das Schicksal, es stürmet heran.
Enteile, o Mutter, enteile geschwind!
Schon nahet der wilde Orkan!

Wie wenn die vulkanische Masse dem Herd,
Wo lang sie getos't und gebrüllt,
In glühenden Strömen laut donnernd entfährt
Und Alles mit Schrecken erfüllt;

So stürzte der Volkswuth verheerende Wucht
Sich nieder auf Thron und Altar;
Es schleudert des Giftworts geschwollene Frucht
Rings Schrecken und Todesgefahr.

Auch dich bedräuet, holdseliges Kind,
Der Hyder zermalmender Zahn!
Enteile, o Knäblein! enteile geschwind!
Schon seh' ich die schreckliche nah'n.

Doch Böses kann nimmer der Böse vollbringen,
Wenn Hehres der Himmel beschliesst;
Und schlimmes Beginnen kann nimmer gelingen,
Wo Göttliches keimet und spriesst.

Denn siehe! ein Cherub im Strahlengewand
Steht lächelnd dem Knaben zur Seite,
Geleitet ihn sicher in's friedliche Land
Und schützet vor Schmerz ihn und Leide.

*) Strassburg

Denn Rettung des Knaben Jehova befahl,
Zu retten der **Wittelsbach** Spross;
Zu rüsten denselben mit himmlischem Strahl,
Zu machen ihn herrlich und gross.

Sieh dort an der Isar schützendem Strand
Des Bäumleins Wurzel sich breiten!
Und fern bis zu Hellas gefeiertem Land
Des Baumes Geäste hin gleiten.

Fort wurzle, o Eiche, auf festestem Grund,
Geschmücket mit wuchtiger Kron'!
Dich preist einst des Barden geheiligter Mund!
Dein denket der fernste Äon!

Neustadt 1856. Str.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

William Pitt's Antlitz war jetzt ernst geworden, und seine großen, dunklen Augen strahlten im Feuer des Muths und der Energie.

„Nun wohl“, sagte er, „ich bin bereit, Ihnen mit meinen besten Kräften und mit meinem besten Rath zu dienen. Ich kenne Sie Alle und achte Sie sehr hoch, denn ich weiß, daß Sie friedliebende Bürger und edle Patrioten sind. Ich weiß daher auch, daß Sie nicht schwanken werden in Ihrer Antwort, wenn ich Sie jetzt zu allererst frage: was liegt Ihnen mehr am Herzen, das Wohl Englands, — oder die Bezahlung Ihrer Schulden?“

Die drei ehrenwerthen Parlamentsmitglieder blickten verlegen und zweifelhaft einander an.

„Das ist eine sehr kitzlige Frage“, sagte der Alderman von London endlich, „eine Frage, auf die wir nicht vorbereitet waren.“

„Und über die wir uns erst besprechen müssen“, fügte Mr. Steele hinzu.

„Eine Frage, die wohl erwogen sein will“, sagte Master Andrews feierlich, „denn wir sind hier als Ausschuß und nicht nur als Individuen.“

„So überlegen Sie denn“, sagte William Pitt, und mit einer leichten Verbeugung trat er von den Herren zurück und begab sich auf die andere Seite des großen Gemachs.

Die ehrenwerthen Volksvertreter traten dichter zusammen und flüsterten lange und angelegentlich miteinander.

William Pitt schaute ihnen mit traurigen Blicken zu. „Und das“, sagte er leise zu sich selber, „das sind die Stimmen, die in den großen, politischen Fragen des Vaterlandes die Entscheidung in Händen haben! Ich werde ihrem Egoismus schmeicheln müssen, wenn ich sie für das Vaterland gewinnen will!“

Die Berathung war zu Ende, und die drei Gentlemen näherten sich wieder dem Schatzkanzler.

„Mylord“, sagte der Alderman Neweham feierlich, „wir sind Alle einig! Hätten wir das Glück, blos Männer, nicht Familienväter und Bürger zu sein, so würden wir mit Freuden unser persönliches Wohl dem Wohl des Vaterlandes nachstellen.“

„Aber wir sind Familienväter“, unterbrach ihn Andrews, „wir sind außerdem Hauseigenthümer und haben ein öffentliches Geschäft. Daraus folgt —“

„Daraus folgt“, rief Mr. Steele emphatisch, „daraus folgt, daß — daß unser persönliches Wohl dem Wohl Englands vorangehen muß! Zuerst müssen wie daran denken, unser Geld zu bekommen, dann wollen wir an das Vaterland denken!“

„Damit wir aber unser Geld bekommen“, sagte Neweham, „muß der Prinz zum Regenten ernannt werden!“

„Und wenn er das wird“, rief William Pitt, „werdet Ihr Alles verlieren. Denn der Prinz ist jung und feurigen Herzens. Er hat sein Auge hinüber gewandt nach Frankreich. Er schwärmt für die liberalen Ideen, die dort von Fanatikern und schwärmerischen Brauseköpfen gelehrt werden. Fox wird alsdann Minister werden und Fox wird dem Prinz-Regenten rathen, Friede zu machen mit diesem gährenden Frankreich, welches jetzt noch unter der Asche glüht, welches aber bald zu einem flammenden Krater sich öffnen wird, dem statt

der Lava Ströme von Menschenblut entrinnen werden.«

»O mich schaudert«, rief Mr. Steele, der Schneider, mit angstvoll zitternder Stimme.

William Pitt fuhr fort: ›In Frankreich zittert schon der Thron, und Diejenigen, welche so lang von Freiheit, von Gleichheit und Brüderlichkeit schreien, werden bald die Tyrannen ihrer Brüder sein und alle Die ermorden, welche nicht wie sie denken und schreien wollen! Friede mit Frankreich machen, heißt, die Revolution von dort hier herüber pflanzen! Macht den Prinzen von Wales zum Regenten, laßt Fox Minister werden und Ihr werdet das Schauspiel, was in Frankreich sich blutig entrollt, auch hier haben! Ihr werdet einen wankenden Thron und bald die blutgetränkte Republik haben. Dann werden alle Diejenigen, welche jetzt von Freiheit und Gleichheit schreien, Euch zu Volksverräthern stempeln, denn Ihr seid die Besitzenden und also ihre Feinde. Sie werden Euch anklagen, weil Ihr habt, was sie nicht haben: Eigenthum und Familie! weil sie haben, was Ihr nicht habt: Schulden und ein weites Gewissen!«

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Die Frau vom Hause verneigte sich gnädig, aber Valerie blickte etwas unbehaglich drein und heftete einen forschenden Blick auf ihren Anbeter. Dann sagte sie lächelnd: „Was mich anbelangt, so werde ich gewiß Allem aufbieten, den Cousinen recht freundlich zu begegnen. Aber Papa schreibt, Cousine Selinde sei ein so jähzorniger, starrer, unbeugsamer Charakter, so stolz, so verzogen und durch Schmeicheleien verderbt, daß man sie nur schwer liebgewinnen könne. Selinde soll früher auf Hageneck ganz unumschränkt regiert haben, und so muß ihr der Verlust ihrer Herrschaft sehr nahe gehen!"

„Sie muß im Grunde wenig Liebenswürdiges besitzen", setzte Hilma, die jüngere Tochter vom Hause, hinzu; „Herr George Werth, der reiche Fabrik- und Gutsbesitzer, der mit ihr verlobt war, würde sonst gewiß das Verhältniß nicht gelöst haben!"

„Stille, mein Kind!" verwies ihr die Mutter rasch. „Es schickt sich nicht für eine junge Dame, einer andern etwas Derartiges nachzureden. Nichts beeinträchtigt die Aussichten einer jungen Person in der Gesellschaft mehr, als wenn man von ihr weiß, daß ein Verlobter sie sitzen gelassen. Ich bin nur froh, daß es Niemand gehört hat, als der Baron hier, auf dessen Verschwiegenheit wir rechnen können, nicht wahr?"

„Gewiß, meine Gnädige!" erwiederte Herr v. Palm; „übrigens wurde das Verhältniß ja auch in einer Zeit gelöst, wo Fräulein Selinde noch für reich galt!"

„So sagt man", entgegnete die Dame vom Hause; „allein ich glaube es nicht. Herr George Werth ist ein Bürgerlicher, ein Geschäftsmann, und daher gewiß mehr oder weniger eigennützig. Jedenfalls wird er sich nun nicht mehr darüber grämen, daß die Verbindung gelöst ist. Mädchen ohne Mitgift finden heutzutage nicht mehr leicht Männer, außer etwa in Romanen!"

Herr v. Palm schwieg, aber er war unangenehm berührt. George Werth, den er nicht kannte, galt in der ganzen Provinz für einen Mann von edlem Charakter und vielem Geiste.

„Ei ei, Mama! Sie schleudern ja eine wahre Anklage gegen das ganze Männergeschlecht!" rief Valerie; „mich wundert, daß Herr v. Palm den Handschuh nicht aufnimmt und für die Vertheidigung seiner Geschlechts in die Schranken tritt!" Allein auch diese Aufforderung vermochte den jungen Mann nicht aus seinem Sinnen zu wecken; er lächelte nur und sah sich halb zerstreut im Zimmer um, das von einem französischen Kamin auf der einen und zwei prächtigen Lampen auf der andern Seite hell erleuchtet und mit allen möglichen Arten von Armstühlen, Sopha's, Divans, Chaiseslongues und ähnlichen Ruhebetten ganz angefüllt war, und einen schwerfälligen Luxus athmete, wie man ihn noch vor zwei Monaten in der früheren bescheidenen Wohnung dieser Familie nicht gefunden hatte. Roland erwog im Stillen, wie mächtig die äußeren Verhältnisse auf die Menschen einwirken; noch vor Kurzem waren diese Leute so still und anspruchslos gewesen, und nun schwoll ihnen der Kamm schon auf so merkwürdige Weise, und sie hatten sich so rasch darein gefunden,

ein großes Haus zu machen, als hätten sie von jeher im größten Ueberflusse gesessen.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Die Zwiebeln als Hühnerfutter.) „Poultry Chronikle", eine englische, sich nur mit der Hühnerzucht beschäftigende Zeitschrift, rühmt ganz außerordentlich die Zwiebeln als Futter, sowie als Vorbeugungs- und Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten der Hühner und empfiehlt, denselben wöchentlich ein paar Mal kleingehackte Zwiebeln mit Mehl vermengt zu verabfolgen.

Verschiedenes.

Die Wotjäken scheinen die prächtigsten Naturanlagen zum Geschäftsmann zu haben, und es dürfte vielleicht manchen der zu Hunderten auftauchenden Credit- und andern ähnlichen Gesellschaften mit dem Nachweis eines solchen vortrefflichen Exemplars gedient sein. Diese Herren Wotjäken gehören zur Familie der uralischen Völker und wohnen an beiden Ufern der Wjätka. Der Wotjäke gehört zu der Klasse des menschlichen Geschlechts, die sich vor Geiz selber auffrißt. In seiner übersimpeln Häuslichkeit findet er alle Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse, die er sich zu gestatten erlaubt, und es geschieht gewiß nicht oft, daß er in einen Laden geht, um seinem Weibe oder Tochter ein Halstuch oder dergleichen zu kaufen. Sollte er auch 100 Pud Mehl auf ein Mal und zu den besten Preisen in der Stadt verkauft haben, er wird sich zehn Mal besinnen, ob er seinen Kindern eine Semmel für zwei Kopeken mitbringen soll. Ein solcher Wotjäke nun erschien mit seinem blinden Vater bei einem Arzt und wollte diesem geholfen haben. Es entspann sich folgende Unterredung: „Väterchen, ich habe erfahren, daß du Augen machst. Da ist mein blinder Vater. Kannst du ihm Augen machen?" — Der Arzt untersucht den Kranken und erklärt, daß das Uebel heilbar sei. — „Was nimmst du dann aber für's Augenmachen?" fragt der Wotjäke. — „Kannst du mir zehn Rubel dafür geben?" erwiedert der Arzt. — „Nein, Väterchen, das ist zu viel! Nimm sechs Rubel." — „Gut, ich will mich mit sechs Rubel begnügen." — „Und machst du für sechs Rubel beide Augen?" — „Beide, das versteht sich." — „Gut", sagt nun der Wotjäke, der sein Ziel erreicht hat, „so gebe ich dir drei Rubel, Väterchen, mache ihm nur ein Auge; er ist alt, er hat an einem Auge auch genug."

Aus der Erdöhater Gegend in Szathmar berichtet man folgendes Geschichtchen: „Ein Hirtenjunge war vor Schlägen, die er zu befürchten hatte, in den Wald entlaufen und auf eine alte Eiche geklettert; da aber ein morscher Ast unter ihm brach, fiel er herunter, und zwar gerade in den Bauch des bis zur Erde ausgehöhlten Stammes. Seine Bemühungen, sich aus diesem Futteral zu befreien, blieben vergeblich; schon hatte er 48 Stunden darin zugebracht, als er Stimmen vernimmt und bald darauf Axtschläge sein Gefängniß erschüttern fühlt. Der schon ganz Entkräftete vermag nicht mehr durch Schreien sich vernehmlich zu machen, zwischen Angst und Hoffnung erwartet er den Sturz des Baumes, sich an die Seite des Stammes andrückend, der gegenüber die Schläge fielen. Endlich stürzt der Baum krachend zur Erde, sein Arrestant ist mit heiler Haut davon gekommen und kriecht jetzt, mit Moos, Staub und Rinde überschüttet, zur Oeffnung heraus an das ersehnte Tageslicht. Bei diesem Anblicke ergreifen die Holzschläger die Flucht und kehren erst nach einer Weile wieder, um das räthselhafte Ungethüm zu erlegen. Statt dessen finden sie den desertirten Schweinjungen bei ihren Tornistern, die sie vor der Arbeit abgeworfen und dann im Stich gelassen, sitzend und mit dem Inhalt derselben seinen Heißhunger stillend. Daß sie hinterher wacker ausgelacht und dem Deserteur die zugedachten Schläge erlassen wurden, versteht sich von selbst."

Auflösung des Palindroms in Nro. 101:

Saale. Saal. Aal.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

- 613 -

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 103. Dienstag, den 26. August 1856.

Festgedicht
Ihrer Königlichen Majestät der allverehrten Prinzessin
ALEXANDRA
an Höchstihrem Geburtsfeste den 26. August 1856
in allertiefster Ehrfurcht dargebracht
von den
Jungfrauen der Stadt Edenkoben.

Geschmückt vom Königsfest sind noch die Hallen;
Verstummt ist kaum der Glocke Feierklang;
Und lauten Jubel hört man wieder schallen,
Auf's Neue tönt des Volkes Festgesang.

Wem gilt das Fest? Wem schlagen tausend Herzen
In Freud' und Lust so warm entgegen heut'?
Der Fürstin, die mit Liebe stillt die Schmerzen,
Die, fromm gesinnt, zur Hilf' ist stets bereit.

Der Königstochter, die der Mutter Güte
So wie des Vaters Weisheit schön vereint;
Vor die vergebens nie dringt eine Bitte,
Die Jedes Thränen trocknet, der da weint.

Du steigst herab von des Palastes Stufen
Und suchst der Armen niedre Hütten auf;
Den Waisen, die umsonst den Eltern rufen,
Versüßest Du den bittern Lebenslauf.

Du hast Dir, Alexandra, hier gegründet
Ein Denkmal dauernder als Erz und Stein;
Dein Ruhm wird noch in später Zeit verkündet,
Dein Name glänzen wie der Sonnenschein.

O könnten oft wir in der Pfalz Dich sehen
Beglückt an des erhabnen Vaters Seit'!
Mög' Freude Deine Tage stets umwehen,
Bis Du wirst schau'n des Himmels Herrlichkeit.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

William Pitt schwieg, gleichsam selbst überwältigt von dem Bilde, was er da vor den Augen seiner Zuhörer entrollt hatte. Er las auf ihren erblaßten Gesichtern, in ihren angstvollen Mienen den Eindruck, welchen dieses Bild auf ihr Gemüth hervorgebracht, und er freute sich deß.

„Gott bewahre uns vor einer solchen Zukunft“, murmelte Neweham schaudernd.

„Rathen Sie uns, Mylord“, flehte Mr. Steele, „was sollen wir thun, um eine solche Zukunft zu vermeiden?“

„Ich will Euch rathen“, sagte William Pitt, „und Gott ist mein Zeuge, daß ich nur Euer und Englands Wohl dabei im Auge habe! Hören Sie mir also zu, Gentlemen! Sie müssen die Frage von der Regentschaft des Prinzen zu allererst zur Entscheidung bringen und die Frage von der Bezahlung der Schulden bei Seite schieben. Wenn dies geschieht, müssen alle Mittel aufgeboten werden, dem Prinzen die Regentschaft zu entziehen.“

„Von was für Mitteln sprechen Ew. Lordschaft?“ fragte Neweham mit weinerlicher Stimme.

„Es gibt ein sicheres Mittel! Aber wir wollen es nur im äußersten Nothfalle anwenden. Woher kommt es, daß das hohe Haus, welches Anfangs ganz entschlossen war, den Prinzen zu wählen, jetzt schwankend ist?“

„Das kommt daher, daß man sagt, der Prinz sei mit einer Katholikin vermählt.“

„Fox aber und Sheridan schwören ja, daß dem nicht so ist“, rief William Pitt mit einem ironischen Lachen. „Bringt Ihr also diese Frage zur Entscheidung. Machen Sie den Vorschlag, daß das Unterhaus eine Deputation ernenne, welche sich zur Lady Fitz-Herbert verfüge und sie selber frage, ob sie vermählt sei, oder nicht! Sagt die Lady ja, so wird der Prinz von Wales nicht Regent!“

„Und unsere Schulden werden nicht bezahlt“, schrie Andrews.

„Im Gegentheil, sie werden bezahlt! Die Ehe des Prinzen wird annullirt, das Parlament wird sich bereit erklären, die Schulden zu bezahlen und dem Prinzen ein höheres Jahrgeld zu geben, vorausgesetzt, daß der Prinz sich ebenbürtig vermähle.“

„Ach“, murmelte Neweham, „das ist sehr ungewiß, sehr in die Ferne gerückt.“

„Mir scheint, es wäre besser, wir blieben bei der Opposition“, flüsterte der Schneider Steele, „und machten unsern Schuldner zum Regenten.“

„Es ist ein gefährlich Spiel, was wir da spielen“, sagte der Weinlieferant Andrews. „Es kann mißlingen und wir kommen um unser Geld!“

William Pitt's Antlitz flammte auf in edlem Zorne und seine Augen schossen Blitze. „Nun denn, Ihr edlen und uneigennützigen Bürger und Patrioten“, rief er mit lauter heftiger Stimme, „hört jetzt mein letztes Wort. Wenn Ihr thut, wie ich gesagt habe, wenn der Prinz nicht Regent wird, sich aber dennoch nicht vermählen will, und das Parlament sich dann sträubt, die Schulden zu bezahlen, nun wohl, so werde ich es thun! Ich, nicht der Minister, sondern William Pitt, der Ehrenmann!“

Die drei Männer sahen sich fragend einander an. „Er ist reich“, flüsterte Neweham, „und er ist ein Mann von Wort!“

„Was er verspricht, das hält er“, murmelte Andrews, „und er muß seiner Sache sehr gewiß sein, denn sonst würde er das nicht versprechen!“

„Ew. Lordschaft glauben also“, fragte Steele, „es sei zum Wohl Englands nothwendig, daß der Prinz nicht Regent werde?“

„Ich glaube es nicht, ich weiß es gewiß“, sagte der Schatzkanzler ernst.

„Und wenn nicht Regent, wird er sich vermählen und das Parlament dessen Schulden bezahlen?“

„Das glaube ich!“

„Und wenn er sich nicht vermählt?“

„So kommen Sie zu mir“, sagte William Pitt feierlich. „Dann bin ich Ihr Schuldner!“

„Ihr Wort darauf, Mylord?“

„Mein Ehrenwort!“

Die drei Herren beriethen sich mit ihren Blicken und nickten sich ihre Zustimmung zu.

„Gut“, sagte dann der Alderman Neweham, „wir sind entschlossen, Ihren Willen zu thun, Englands Wohl über Alles!“

„Ja, Englands Wohl über Alles“, schrie der Schneider begeistert. „Wir denken nicht

mehr an uns, sondern nur an das Vaterland. Wir gehen jetzt in's Unterhaus und bestehen auf einer gründlichen Untersuchung.«

»Wir bestehen darauf«, fiel Neweham ein, »daß eine Deputation zur Lady Fitz-Herbert gehe! O, man soll sehen, daß wir gute Patrioten sind! Kommt, Freunde! England ist in Gefahr und wir müssen es retten! Der Prinz von Wales darf nicht Regent werden, sonst werden unsere Schulden nicht bezahlt! Leben Sie wohl, Mylord, im Parlament sehen wir uns wieder.«

Und die drei Herren verabschiedeten sich hastig von dem Schatzkanzler und eilten von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Herr v. Palm sah sich plötzlich aus seinem Sinnen geweckt durch die Ankunft eines Wagens vor dem Hause. Es waren die erwarteten Ankömmlinge. Frau v. Würich und ihre Töchter eilten die Treppe hinunter, den Herrn vom Hause und seine Begleiterinnen zu begrüßen, und halb unbewußt, halb von einer ungewöhnlichen Neugier getrieben, folgte ihnen Herr v. Palm.

Selinde stand noch unten in der Hausflur und gab mit klarem ruhigem Tone den Dienern einige Weisungen wegen des Gepäckes. Die ersten Begrüßungen waren ohne Zweifel schon ausgetauscht, denn der nunmehrige Herr v. Würich kam schon die Treppe herauf, und seine Gattin und Töchter standen etwas abseits und beobachteten ihre jungen Verwandten. Selinde hatte den Arm um die jüngere Schwester gelegt und drückte sie zärtlich an sich. Ihre Haltung war aufrecht, zuversichtlich, aber nicht stolz. Das Licht der Gaslampe im Hausflur fiel auf ihr Gesicht und enthüllte jeden Zug darin. Herr von Palm war ein sehr verständiger, gesetzter und gefühlvoller Mann, aber ein großer Verehrer der weiblichen Schönheit; sein Auge haftete daher forschend auf Selinden's Zügen, ohne zu ahnen, mit welch gespannter Neugier und geheimer Furcht ihn Valerie in diesem Augenblicke beobachte. Auf den ersten Blick sah er nichts Außerordentliches in Selinden's Antlitz; die Züge waren freilich fein und regelmäßig, aber in Folge der jüngsten Erlebnisse blaß und abgehärmt, und von einer kalten Ausdruckslosigkeit. Die langen Wimpern verschleierten das Auge, diesen lebevollsten Theil einer Physiognomie. Das Haar, das so reich und schön sein sollte, war einfach aufgesteckt und durch den Reisehut und Schleier fast ganz verdeckt; nur die schön geschwungenen Brauen deuteten auf Charakter. Und doch lag in dieser ganzen Erscheinung ein geheimer Zauber, der etwas Andres, Höheres ahnen ließ, wenn beim einfachsten Worte die eigenthümlichen Linien um den biegsamen Mund zuckten, oder beim Athmen die feinen Nasenflügel leise wogten.

Herr v. Würich war auf dem Treppenabsatz stehen geblieben, ohne den Baron v. Palm zu bemerken. »Kommt, Kinder!« rief er seinen Töchtern zu, »führet eure Cousinen herauf, sobald sie ihre Weisungen wegen des Gepäckes gegeben haben, und zeigt ihnen ihre Zimmer! Sie sollen sich tummeln, daß sie zum Souper herunterkommen, denn mich hungert ganz verteufelt, und sie dürfen mich nicht lange warten lassen! Ah, sieh' da, unser lieber Baron! Sie sind also auch da? Nun, wie geht es? Freut mich, Sie zu sehen. Ich brauche Sie meiner Nichte Selinde Stramberg nicht erst vorzustellen — Sie wissen ja schon, wer sie ist!«

»Aber ich möchte Sie dennoch bitten, mich Fräulein v. Stramberg vorzustellen, damit sie wenigstens auch weiß, wer die Ehre hat, sie hier im Hause ihres Oheims zu begrüßen!« erwiederte Herr v. Palm lächelnd, um die Unhöflichkeit in der Bemerkung des Oheims einigermaßen zu mildern.

Die Frau vom Hause stellte ihn der Nichte vor. Selinde hatte sich gar nicht dazu herbeigelassen, von der unzärtlichen Bemerkung ihres Oheims Notiz zu nehmen; sie machte ihm eine stattliche, gedankenlose Verbeugung und folgte dann, noch immer Lilly an der Hand haltend, ihrer Cousine Valerie nach den zu ihrer Aufnahme bereiteten Zimmern im obern Stockwerke.

Diese Zimmer waren nicht einmal geheizt, obschon man schon weit im Spätherbste war und von einer langen Reise kam. Die arme zarte Lilly war ganz starr vor Frost. Selinde fühlte sich höchst unangenehm berührt, wußte

aber nicht, was sie thun sollte, und heftete einen scharfen, fragenden Blick auf Valerie's Gesicht. Diese hatte ihr ihre Dienste in gleichgültigem Tone kalter Artigkeit angeboten, und Selinde sie deßhalb abgelehnt. Valerie lehnte jetzt anscheinend gleichgültig an der Sophaecke; aber nur die Haltung war gleichgültig, denn das Auge verfolgte mit dem innigsten Interesse jede Bewegung Selinden's.

Nein, dachte diese, ich kann, ich werde es nicht über mich gewinnen, mich zu einer Beschwerde und zur Bitte um eine Vergünstigung herabzulassen. Lilly, ich könnte eher sterben, als für Dich betteln!

Selinde legte den Hut und schweren Reisemantel ab, glättete das schöne Haar und kniete dann vor der auf dem Sopha sitzenden Kleinen nieder, der sie die froststarren Füße durch Reiben zwischen den Händen zu erwärmen suchte. Als sie zufällig zu Lilly aufblickte, sah sie, daß das Kind weinte — nicht in kindischer verdrießlicher Weise, sondern seine Thränen flossen in der Stille, aber groß und heftig; es war ein Schmerz, der dem Kinde ahnungsvoll durch die Seele zog. Gegen diese Rührung konnte Selinde nicht fest bleiben: ihr Stolz verließ sie, erdrückt unter den mancherlei gewaltigen Aufregungen und verhaltenen Schmerzen des Tages. Sie schlang ihre Arme mit einem so wilden Schrei leidenschaftlichen Schmerzes um das kränkliche Kind, daß Valerie darob bis in's Mark erschrack; dann legte sie ihr Haupt auf Lilly's Schooß und brach in ein lautes bitteres Weinen aus, welches auch die Cousine tief rührte.

„Selinde, weine nicht so!“ flüsterte Valerie ihr zu und beugte sich zu ihr herab. „Du sollst bei uns glücklich sein; wir werden Dich Alle lieben und Dir freundlich begegnen!“

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Die ihr traget eigner Fehler Schuld,
Habt mit Anderer Vergeh'n Geduld.

Wo du nicht der Gefahr kannst aus dem Wege geh'n,
Da bleibt dir Nichts, als ihr mit Muth entgegen geh'n.

Verschiedenes.

Auf einer Universität hatte ein Student seinen Wirth unsanft behandelt. Dieser verklagte ihn, und der Rector ließ den Studenten kommen. Als er in's Zimmer trat, fuhr ihn der Rector mit den Worten an: „Warum hat Er sich an Seinem Wirthe so gröblich vergangen?“ — „Eure Magnificenz“, antwortete der Student, „der Flegel nannte mich Er.“

Bestes Mittel gegen Erkältung.

Während Regenwetters kann ich Mütter, Ammen, Kindermädchen nicht genug darauf aufmerksam machen, mit ihren Kindern wie ich umzugehen:

Man halte das Kind wohl in dem Arm,
Man halte es sicher, man halte es warm!

Erl,
König von Göthe.

Eine Dame wurde in einer Gesellschaft gebeten, zu singen; sie schlug es aber unter dem Vorwand ab, daß sie zu schlecht singe. Ein junger Mensch, welcher diese Bescheidenheit eines Complimentes werth achtete, erwiederte darauf: „O, singen Sie doch! Sie singen doch wahrhaftig nicht so schlecht als Die, welche noch schlechter singen.“

Dreisilbige Charade.

1. 2.

Sie werden, du kannst sicher zählen,
Wohl nie in einem Orte fehlen.

3.

Erinnert an die alten Sagen,
An Minnelied in stolzen Tagen.

Das Ganze.

Errichtet einst zu Schutz und Wehr,
Ward hier gekämpft mit Axt und Speer.
Hier standen todesmuthig heiter
Der deutschen Vorzeit kühne Streiter.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 104. Donnerstag, den 28. August **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XIV. Vater und Gatte.

Während man im Parlament sich darüber stritt, ob der Prinz von Wales vermählt sei, oder nicht, während seine Gegner ihn der Ehe mit einer Katholikin anklagten, während seine Freunde und an ihrer Spitze Fox und Sheridan diese Ehe ableugneten und sie für eine müßige Verleumdung erklärten, lebte Elise Fitz-Herbert, Nichts ahnend von den Stürmen, welche um ihretwillen ausgebrochen waren, still und zurückgezogen in ihrem Pavillon.

Elisa hatte ihr Geschick angenommen, sie hatte es angenommen, obwohl ein dunkler Instinkt ihr sagte, daß ihre Existenz fortan eine gramerfüllte, von der Meinung der Welt verhöhnte sein werde.

Sie liebte ihn! Sie hatte vor Gottes Altar ihm ewige Treue, ewige Liebe geschworen! Was kümmerte es sie, wie die Welt über sie denken mochte! Sie liebte ihn, und sie war sein Weib! Gott hatte ihre Schwüre angenommen und der Priester Gottes hatte sie vor dem Altar mit dem Geliebten vereinigt. Und ein glücklicher Zufall, wie Elisa meinte, hatte gemacht, daß Pater Wyndham, der katholische Pfarrer, welcher sie mit dem Prinzen vermählt, gerade jetzt nach London zu ihr gekommen war. Gott hatte ihr diesen Zeugen ihrer Unschuld und ihrer Keuschheit gesandt, und wenn die Bosheit der Welt sie wirklich aus ihrer Dunkelheit und ihrer Einsamkeit hervorziehen wollte, wenn man es wagte, sie öffentlich zu beschimpfen und sie die Maitresse des Prinzen zu nennen, dann war der Priester bereit, laut vor aller Welt zu bekennen, daß er ihre Ehe eingesegnet habe, daß sie wirklich des Prinzen angetraute Gemahlin sei. Er hatte das schon jetzt thun wollen, er allein hatte Elisen Andeutungen gemacht über die Verhandlungen, die heute im Parlament über ihre Ehe stattfinden sollten, aber Elisa hatte die Vorschläge Pater Wyndham's zurückgewiesen, sie hatte mit einem köstlichen Lächeln gesagt: »Ich bedarf keines Beistandes. George liebt mich und er wird mich niemals verleugnen! Wenn sie ihn öffentlich fragen, so wird er ihnen öffentlich die Wahrheit sagen, das weiß ich!«

Der Priester hatte sie mit einem traurigen Seufzer verlassen und war in's Unterhaus gegangen, um den Verhandlungen beizuwohnen. Elisa war jetzt allein, aber seit der furchtbaren Entdeckung fürchtete sie das Alleinsein mit sich selber. Wenn George bei ihr war, wenn sie seine Stimme hörte und sein Auge schaute, seinen Liebes-Versicherungen lauschte, dann war Alles vergessen, dann fühlte und begriff sie nur, daß sie sein geliebtes Weib sei, dann war Alles unverändert, glücklich und sonnenhell wie sonst. Und wenn er nicht da war, so war doch jetzt der Pfarrer Wyndham, so war die alte Betsy da gewesen, und mit diesen Beiden konnte sie von George sprechen, vor ihnen hatte sie nicht nöthig, ihre Liebe und ihre bangen Sorgen zu verhüllen. Nur nicht die Einsamkeit, nur nicht das Alleinsein mit sich selbst! In diesem Alleinsein, wo sie keine andern Stimmen wahrnahm, hörte sie um so deutlicher die Stimmen, welche da innen in ihrer Brust klagten und weinten, und welche sie nur mit den lauten Hymnen ihrer Liebe übertönen, aber nicht zum Schweigen bringen konnte; in diesem Alleinsein konnte sie die Gedanken an ihre Eltern, welche sie auch jetzt noch immer, obwohl sie unschuldsvoll und rein war, wie ein schreckensbleicher Vorwurf ver-

folgten, nicht mehr von sich abwehren, sie meinte dann ihren Vater zu sehen, wie er mit seinen zürnenden Blicken sie zerschmetterte, ihre Mutter, die um sie die bitteren Thränen des Kummers weinte.

Sie war jetzt allein, und sie dachte also an ihn, an ihren Vater. Sie überlas noch ein Mal den Brief, den sie gestern von ihm empfangen, und in welchem er in kurzen lakonischen Worten ihr anzeigte, daß er nach London kommen würde, sie zu besuchen.

Sonst würde der Besuch ihres Vaters Elisa entzückt haben, jetzt erfüllte der Gedanke daran sie mit Schrecken. Immer noch den Brief in der Hand haltend und ihn anstarrend, sank sie auf den Divan nieder und überlegte mit angstvollem, hochklopfendem Herzen jedes Wort dieses Briefes. Warum war derselbe so kurz? Warum kündigte er ihr mit so trockenen, dürren Worten den Besuch des Vaters an? Warum war nicht ein Wort der Liebe, eine Anrede der Zärtlichkeit darin enthalten? Ahnte ihr Vater schon die Wahrheit? Hatte die Stimme der Verleumdung, der hohnlachenden Welt ihm schon ihr unseliges Geheimniß verrathen?

„Ach, wenn das ist, so bin ich verloren“, murmelte sie in sich erschauernd, „denn er wird mich dann für schuldig halten, er wird . . .“

Ein Geräusch an der Thüre ließ sie verstummen und sich umschauen. Sie sah, wie diese Thüre sich öffnete, wie die hohe, stolze Gestalt eines Mannes hereintrat, sie sah sein von langen, weißen Locken umwalltes Angesicht, das bleich war und mehr vom Kummer als vom Alter gefurcht schien, sie sah seine großen Augen, welche mit dem Ausdruck schmerzvoller Verachtung auf sie gerichtet waren.

Und dieser Mann, welcher da kalt und bewegungslos an der Thür stand, welcher sich ihr nicht näherte, nicht ihr die Arme entgegen streckte, — dieser Mann war ihr Vater!

Wie sich zuerst ihre Blicke begegneten, schauderte sie in sich zusammen und wandte sich ab. Dann aber besiegte die Liebe die Furcht in ihr, dann stürzte sie zu ihm hin, dann war sie es, welche ihm ihre Arme entgegen breitete und mit von Liebe und Entzücken geschwellter Stimme rief: „Mein Vater! O, mein Vater!“

Aber ihr Vater nahm sie nicht in seine Arme, er erwiederte nicht ihren freudigen Gruß, er sah sie nur mit seinen zürnenden, verachtenden Blicken an und sagte: „Ja, sie ist es! Es ist wirklich meine Tochter Elisa Fitz-Herbert!“

„Und doch nimmst Du mich nicht an Dein Herz?“ fragte sie schüchtern-demuthsvoll.

Der alte Mann hörte nicht auf sie. Er blickte nur starr und forschend mit demselben kalten, zürnenden Ausdruck zu ihr hin und fuhr mit erhobener lauter Stimme fort: „Nein, ich täuschte mich. Es ist nicht meine Tochter! Meine Tochter würde es nicht gewagt haben, ihre alten Eltern zu beschimpfen, meine Tochter würde nicht den Muth gehabt haben, mit einer Lüge vor Gottes Altar zu treten und ihre Eltern um ihren Segen zu bitten für den Mann, der sich ihnen unter einer Verkleidung, unter einem erlogenen Namen nahte.“

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Selinden's dunkle Locken fielen ihr über Wangen und Nacken, als sie, wie in einer stummen Anklage gegen das Geschick, den Kopf zurückwarf und den Blick gen Himmel richtete! Ihr Auge leuchtete durch die Thränen hindurch und machte Harm und Blässe ihres Gesichts vergessen. Valerie hatte sich über sie gebeugt, ihr die Hand auf die Schulter gelegt, aber sie zog sie plötzlich zurück und gab die liebkosende Haltung auf. Sie hatte den Adel von Selinden's Schönheit in diesem Augenblick erkannt, und der Neid regte sich in ihrer Seele. Eine trübe Ahnung beschlich sie. „Beruhige Dich, liebe Cousine!“ sagte sie kälter; „komm', richte Dich auf und folge mir hinunter zum Souper! Ich wiederhole Dir: kann ich Dir in irgend Etwas helfen, oder soll ich Dir mein Mädchen heraufschicken?“

Selinde suchte sich zu bezwingen und es gelang ihr, denn derartige Kämpfe waren ihr nicht fremd. Sie stand auf, trocknete ihre Thränen und sagte: „Es ist das letzte Mal, daß ich mich so schwach zeigen will. Wir brauchen Nichts, liebe Cousine, und werden Dir sogleich folgen.“

Als sie einige Minuten später in's Speisezimmer traten, war in Selinden's Angesicht beinahe keine Spur mehr von ihrer jüngsten

Bewegung zu sehen. Onkel Fritz blickte von seinem Teller auf und sagte freundlich: „Setzt Euch zu Tische, Kinder! Ihr müßt ja vor Hunger fast ohnmächtig sein. Und nun, da wir zu Tische sind, noch ein Wort zu Dir, Selinde! Ich möchte nicht gerne unfreundlich gegen Dich sein, und wünsche sehr, daß wir Beide in Frieden und Freundschaft mit einander auskommen. Deine Cousinen sind erbötig, Euch Beide wie Schwestern zu behandeln, falls Du Deinen heftigen Charakter in Schach halten willst; sonst wird, ich prophezeihe es Dir, dieser starre Stolz noch Dein Unglück sein. Ich habe auf Hageneck mehr von Dir hingenommen, als sich noch jemals irgend eine Frau gegen mich herausnehmen durfte; aber ich muß Dich daran erinnern, daß ich in meinem eigenen Hause Herr bleiben will. Im Uebrigen, um die Sache für immer abzumachen, verspreche ich Dir für den Fall Deiner Verheirathung eine anständige Mitgift!“

Selinden's Mund verzog sich und ihr Auge flammte während der Rede des Oheims; seine selbstgefällige Miene, als er geredet und ihren Dank zu erwarten schien, empörte sie vollends und sie erwiederte gelassen: „Es thut mir leid, Oheim, daß ich Ihnen nicht dafür danken kann; aber es ist unmöglich, mir dasselbe noch ein Mal zu schenken, was durch göttliches und menschliches Recht eigentlich schon mein ist, oder die Eigenschaften eines Beraubenden und eines Wohlthäters mit einander zu verbinden!“

Onkel Fritz erblaßte und verstummte vor Haß und Zorn; seine Frau und Töchter gaben ihrem Unwillen durch ein lautes Murren Ausdruck. Der Onkel konnte keine Worte für seine Empfindungen finden, aber der Haß einer Frau ist weit zungenfertiger, und Tante Adelgunde sagte mit einem bittern Hohnlächeln: „Fräulein Selinde hat vermuthlich so große Auswahl unter den Zufluchtsstätten für ihre Schwester und sich, daß sie den möglichen Verlust des Asyls in unserm Hause so gering anschlägt!“

Selinde stand schnell auf. In diesem Augenblicke blinder Leidenschaft kümmerte sie sich nicht um ihre Zukunft: sie fühlte nur das Bedürfniß einer Freistätte vor der jetzigen Verunglimpfung, mochte dieselbe auch noch so dürftig und bescheiden sein, und mußte sie sie auch durch niedrige Handarbeit erkaufen, vorausgesetzt, daß sie zur Fristung von Beider Leben hinreichte! Sie überschaute mit einem einzigen Blicke das Schlachtfeld, das vor ihr lag, und sie fühlte sich dem Kampfe mit dem Leben um das Leben gewachsen. Sie wollte reden, aber eine Hand legte sich auf ihren Arm; Lilly blickte flehend und in namenloser Angst zur Schwester auf.

Herr v. Palm schlug sich rasch in's Mittel. „Kommen Sie, mein Fräulein! lassen Sie den Streit! Die arme Kleine hier bekommt darüber Nichts zu essen und scheint nach den Strapazen der Reise doch Nahrung und Ruhe zu bedürfen. Kommen Sie, Fräulein Lilly, mein Sitz ist wärmer, als der Ihrige; setzen Sie sich auf meine Knie und schlummern Sie ein wenig, wenn Sie sich nicht für zu groß dazu erachten!“

Diese Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht. Für sich selber hätte Selinde jede Entbehrung, jede Mühsal einer solchen Abhängigkeit vorgezogen; aber mit Lilly war es ein Andres. Mangel und Entbehrung hätten die kranke Kleine aufgerieben. Schweigend und mit niedergeschlagenen Blicken setzte sie sich wieder nieder und betete im Stillen: O mein Gott, verleihe mir Kraft zum Ertragen, denn keine Sclavin ist fester und unauflöslicher gebunden, als ich!

(Fortsetzung folgt.)

Lebensregeln für Kaufleute.

Erwerbet Geld, um zu leben, doch lebt nicht nur, um Geld zu erwerben.

Verdient mit eurem Gelde Geld, doch lasset euer Geld nicht als Verdienst gelten.

Schätzet das Geld, doch schätzet nicht nach dem Gelde.

Hütet euch vor Geldmangel in der Börse und vor Mangel an Geltung an der Börse.

Seid stets auf euern Vortheil bedacht, doch mit Bedacht bevortheilt Niemand.

Die Seele eurer Handlung laßt die Zahlen sein, doch als Zahlenseelen zu handeln unterlaßt.

Rechnet gut im Kopfe, doch verrechnet euch nicht, wenn ihr auf den Kopf gerechnet habt.

Seid vorsichtige Cassirer und cassirt niemals die Vorsicht.

Geizet mit der Zeit, doch zum Geize laßt euch Zeit.

Euer Geschäft liege euch stets am Herzen, doch euer Herz nicht immer am Geschäfte.

Sehet stets auf ordentliche Geschäftsfreunde und machet euch im Geschäfte die Ordnung zum Freunde.

Sehet stets auf gute Waare, doch sehet das Gute nicht als Waare an.

Haltet auf gute Preise, doch auch das Gute des Preisens werth.

Hütet euch vor langweiligen Klagen und vor Klagen über Langweile.

Im Geschäftsleben seid kurz, doch euer Leben kürzet nicht durch's Geschäft ab.

Achtet hoch und haltet in Ehren, was ihr durch euer Bemühen verdient, und bemühet euch, Achtung und Ehre zu verdienen.

Bewahret den Ruf eurer Handlung und rufet die Wahrheit zu jeder Handlung an.

Bestrebt euch darzuthun, daß euer Stand einer der höchsten ist, doch strebt nicht darnach, der Höchste eures Standes zu sein.

Kaufleute, nehmt diese Regeln auf in euren Sinn und in euer Herz, regelt darnach Sinn und Herz, dann wird euer Wirken gesegnet sein und ihr werdet Segen damit wirken, ihr werdet um manche Gefahr herumkommen und nicht so leicht Gefahr laufen, herum zu kommen.

Landwirthschaftliches.

(Einfluß der Reinlichkeit auf die Mästung.) Nicht oft genug kann wiederholt werden, daß die Thiere zu ihrem Gedeihen ebenso der sorgsamen Reinlichkeit bedürfen, wie die Menschen, da es leider in vielen Ställen, wie auch hinsichtlich der sonstigen Pflege sehr übel bestellt ist. Einen interessanten Versuch der Reinlichkeit auf die Mastung stellte Fennel mit Schweinen an, von denen leider noch so Viele glauben, daß deren Element gerade der Schmutz sei. Es wurden nämlich 6 Schweine von gleichem Gewicht 7 Wochen lang gleich gefüttert. Drei davon wurden täglich mit Bürste und Striegel gereinigt, die drei andern dagegen sich selbst überlassen. Obgleich die erste Partie 3 preuß. Scheffel Erbsen weniger verzehrt hatte, wog sie doch per Stück um 30 Pfund mehr, als die andere Partie. Bei einem Versuche wurden 5 Schweine mit gekochtem und 5 andere mit rohem Futter ernährt. Erstere verursachten einen Kostenaufwand von 37 Thalern und hatten an lebendem Gewichte 5 Centner zugenommen, während letztere in der gleichen Zeit bei einem Kostenaufwande von 30 Thalern nur um 3 Centner zunahmen.

Verschiedenes.

Die Dienste der Electricität sind noch lange nicht erschöpft. Eine neue Anwendung ist die auf den Fischfang. Es wird nämlich ein electrisches Kohlenlicht, welches in eine Glaskugel eingeschlossen ist, in das Meer hinausgelassen, und die Fische, denen das Licht behagt, oder welche die Neugierde treibt (?), kommen von allen Seiten angeschwommen; wenn ihrer genug beisammen sind, so hat man nur das Netz aufzuziehen, um einen wahrhaft wunderbaren Fischzug zu thun.

Vor einigen Tagen predigte ein sehr beliebter Prediger in einer der Pariser Kirchen vor einer Zuhörerschaft eleganter (vielleicht zu eleganter) Damen über die übertriebene Ausdehnung der Damenröcke. »Denken Sie daran, meine Damen, sagte er, daß die Pforten des Paradieses enge, so enge sind, daß ich fürchte, Sie werden wegen der Aufgeblasenheit Ihrer Röcke nicht hineinkommen.«

Als Haydn von seiner Reise aus England zurück und durch die Stadt Schärding an der österreichischen Grenze kam, erkundigten sich die Mauthbeamten nach seinem Charakter. Haydn antwortete, er wäre ein Tonkünstler. »Was ist das?« fragte der Eine. »Ein Hafner (Thonkünstler, Töpfer)!« antwortete der Andere. „Allerdings", fügte Haydn hinzu, „und dieser, der neben mir im Wagen sitzt (sein Bedienter), ist mein Geselle."

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 103:

Wagenburg.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 105. Samstag, den 30. August 1856.

Auf den 25. August 1786 und 1856.

(Verspätet.)

Zu Straßburg still ein Kindlein liegt,
Von Engeln Gottes sanft gewiegt,
Zu großen Dingen einst berufen
Auf eines hohen Thrones Stufen.

Auf Frankreichs Boden einst geboren,
Doch deutschem Land zum Heil erkoren,
Empfängt es Deutschlands Genius
Mit frohem Gruß und warmem Kuß.

Ob bald auch kam die Zeit der Stürme,
Ob Wolke sich auf Wolke thürme,
Es ward das Knäblein wohl geborgen
Durch Gottes väterliches Sorgen.

Vor Feindeshänden unverletzet
Auf deutschen Boden dann versetzet,
Hat es den Fuß zur Pfalz gelenket,
Den Pfälzern schon als Kind geschenket.

Als Vater Maximilian
Betritt des Herrschers Segensbahn,
Gibt Ludwig schon an seiner Seite
Dem Vater würdiges Geleite.

Ach, bald die letzte Stunde schlägt
Für Deutschlands 1000jähr'ges Reich,
Doch Ludwigs Herz, so tief bewegt,
Es schlägt für Deutschland warm und weich.

Es glänzet Bayerns Königskrone
So schön auf Maximilians Haupt,
Auch Ludwig einst zu sein zum Lohne,
So früh mit Lorbeer schon umlaubt.

Des Feindes Bande sind zerrissen,
An Bayern knüpft auf's Neu sich Pfalz,
Einander länger nicht zu missen;
Was Gott verbunden, Gott erhalt's!

Der Vater hat sein Werk vollendet,
Er schlummert' sanft im Frieden ein,
Zum Troste ward der Sohn gesendet,
Sich Volk und Vaterland zu weih'n;

Das Land im Segen zu verwalten,
Nach höchstem Ziel den Blick gewandt,
Der Kunst Gebilde zu gestalten
Mit treuer, reicher Königshand.

Doch auch dem alten Volk der Griechen
Hilft Ludwig gern zu neuem Heil;
An ihren Leiden, ihren Siegen
Nimmt Ludwig stets so innig Theil.

Er gibt beim Werke seiner Hand
Den eignen Sohn zum theuern Pfand,
Es glänzet seines Hauses Stern
So hell und schön, wie nah, so fern.

Und unter solchem regen Schaffen
Auch nicht im Alter zu erschlaffen,
Sieht Er des Lebens Feierabend
Sich nahen lockend süß und labend.

Er leget dann des Herrschers Zügel
In seines Maximilians Hände,
Doch bleibt noch fern des Grabes Hügel,
Daß Ludwig Großes schön vollende.

Der Lebensjahre acht Jahrzehnt,
Vergeblich Andern oft ersehnt,
Es nahet ihm in froher Stunde,
Es findet ihn in schönem Bunde,

In lieber Kinder trautem Kreise
Nach Patriarchen-Art und Weise,
In seines treuen Volkes Mitte,
Um ihn vereint mit Dank und Bitte:

Zum Dank für alle reiche Gnade
Durch ihn bescheert auf unsrem Pfade,
Und zum Gebet um neuen Segen
Auf seines Lebensabends Wegen.

24/25. August 1856. — —

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Elisa stieß einen Schrei des Entsetzens aus. „Sie glauben also, mein Vater“, sagte sie, todesbleich von ihm zurückschwankend, „Sie glauben, daß ich Sie täuschte, daß ich wußte, wer George sei?“

Der alte Mann brach in ein höhnisches, grausames Lachen aus. „Willst Du es jetzt noch wagen, es zu leugnen?“ sagte er. „Jetzt noch, wo die Zeitungen sogar von Deiner Schande sprechen? Mich hielt's nicht länger daheim! Ich mußte wissen, ob diese Elisa Fitz-Herbert, deren Name man mit Hohn im Parlamente nennt, deren Ehe man verleugnet, ob das dieselbe Elisa sei, die ich einst meine Tochter nannte und die sich dem Stallmeister des Prinzen von Wales vermählte. So kam ich nach London, und ehe ich nach meiner Tochter fragte, ging ich in's Oberhaus, weil man mir sagte, der Prinz von Wales sei dort! Ich sah ihn, heiter scherzend und fröhlich lachend, in dem Kreise seiner Freunde stehen. Ich bohrte meinen Blick tief in sein Angesicht, — er sah den Blick und schlug das Auge nieder!“

Er hatte das Alles halblaut, wie zu sich selber gesprochen; Elisa hatte ihm athemlos, bebend, mit von Thränen überströmtem Antlitz zugehört. Jetzt hob ihr Vater den Blick zu ihr empor, und als er jetzt sprach, war seine Stimme drohend laut.

„Jetzt komme ich aus dem Oberhause“, sagte er, „jetzt komme ich zu Dir! Aber nicht als Dein Vater, sondern als Richter stehe ich vor Dir, um Dich zu fragen: was hast Du aus dem ehrlichen Namen Deines Vaters gemacht?“

Elisa wich seinem flammenden Blicke nicht aus, sie sah ihm fest und mit feierlichem Ernste Aug' in Auge. „Mein Vater“, sagte sie, „bei dem Andenken an meine Mutter schwöre ich Dir, ich bin unschuldig! Ich wußte nicht, daß George nicht war, was er schien. Ich liebte ihn nur. Was hatte ich nach seinem Range zu fragen!“

„Du wußtest es nicht?“ fragte ihr Vater. „Aber jetzt weißt Du's, und Du bleibst hier?“

Es lag eine so kalte, schneidende Ironie in dem Tone seiner Stimme, daß selbst Elisa's sanfte Seele in Unwillen erglühte. Sie richtete sich stolzer empor, und ihr Angesicht nahm jetzt einen ruhigen, gemessenen Ausdruck an. „Ich bin sein Weib“, sagte sie langsam und fest, „sein angetrautes Weib!“

„Das bist Du nicht“, rief ihr Vater. „Im Parlament verleugnen sie es, denn das Gesetz erklärt die Ehe eines Prinzen für ungültig, wenn der König sie nicht bewilligt hat. Du bist also nicht vermählt und er ist nicht Dein Gatte!“

„O, mein Gott, mein Gott“, murmelte Elisa, hastig ihre Hand auf ihr Herz legend, als wolle sie den Todesstoß von sich abwehren.

Ihr Vater fuhr fort: „Ich will Dir glauben, daß Du damals schuldlos warst. Aber wenn es so ist, so wirst Du hier nicht länger bleiben wollen, nicht länger im Hause Dessen, der Dich so schmachvoll betrogen hat! Ich werde Dir verzeihen und Dir glauben, wenn Du bereit bist, in dieser Stunde noch von hier fortzugehen und ihn niemals wiederzusehen!“

„Ihn niemals wiederzusehen!“ wiederholte Elisa entsetzt. „Ich sollte ihn verlassen, ihn, meinen Gatten?“

„Er ist nicht mehr Dein Gatte“, sagte ihr Vater streng. „Komm also, folge mir! Zusammen wollen wir zurückkehren nach Irland, um in der Einsamkeit Zuflucht zu suchen gegen unsere Schmerzen und unsre Schmach. Komm, Elisa!“

„Ich kann nicht, Vater“, rief Elisa händeringend. „Ich kann ihn nicht verlassen!“

Der Greis legte heftig seine Hand auf ihren Arm und wollte sie fast mit Gewalt fortziehen. „Komm, sage ich“, rief er drohend.

Aber Elisa machte sich mit einer Bewegung des Schreckens von ihm los; vor ihm auf die

Kniee sinkend, hob sie ihre Arme und ihre von Thränen umdüsterten Blicke zu ihm empor. „Erbarmen, mein Vater, Erbarmen! Ich kann und will ihn nicht verlassen! Er ist mein Gatte und ich liebe ihn!“ —

Der Alte taumelte entsetzt zurück und starrte zu ihr hin. „Du liebst ihn?“ fragte er drohend. „Du liebst ihn noch? Und Du willst mich glauben machen, daß Du schuldlos gewesen? daß Du Nichts gewußt von dem Betrug? Geh, Du bist nicht mehr mein Kind! Du bist eine Betrügerin!“

„Sie ist rein, wie die Engel im Himmel es sind“, rief eine Stimme hinter ihnen. Es war der Prinz von Wales, welcher, unbemerkt von ihnen Beiden, durch die nur angelehnte Thür eingetreten war und schon eine Zeit lang schweigend dieser qualvollen Scene zugehört hatte.

Elisa stürzte sich mit einem Freudenschrei in seine Arme. „O George, Du bist da“, rief sie unter Thränen lächelnd. „Jetzt bin ich nicht mehr verlassen!“

Der Prinz drückte ihr Haupt zärtlich an seine Brust und wandte dann seine flammenden Blicke auf ihren Vater hin, der mit in einander gefalteten Armen, mit finsterer Stirne ihm gegenüber stand.

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

3.

Der Krieg zwischen den beiden Waisen und ihren Verwandten war von diesem Augenblicke an erklärt. Selinden's Aeußerungen hatten eine unvergeßliche Bitterkeit in der Seele des charakterschwachen Oheims Fritz und der Tante Adelgunde zurückgelassen, und dies führte zu Gehässigkeiten, welche wir hier nicht weiter schildern wollen. Der Bedrückte und der Bedränger können sich nur dann versöhnen, wenn der Erstere seines Schicksals werth ist. Keine Rücksicht, kein Ringen nach Selbstbeherrschung vermochte zu hindern, daß Selinde nicht zuweilen ihre Gefühle zu Tage treten ließ. Der Schwester zu Liebe kämpfte sie zwar fortan unbedachte Aeußerungen nieder, wie diejenige, welche an jenem Abende das Mißfallen des Oheims in so hohem Grade erregt hatte. Aber der Charakter und das Benehmen des Oheims waren von der Art, daß sie ihn nicht achten konnte, und ihre Ansicht über ihn machte sich zuweilen in Geberden und Betonungen Luft, die sie nicht zu verhehlen oder zu mildern sich bemühte. Herrn v. Würich's Haß gegen das Mädchen, das ihn vor seinem vermeintlichen künftigen Schwiegersohne gedemüthigt hatte, stieg von Tag zu Tag und wurde gleichsam krankhaft. Der Blick ihres Auges, wenn er ihm zufällig begegnete, erregte in ihm eine unwillige Aufregung, um so mehr vielleicht, als dies Auge so schön, so sprechend war. Der Ton ihrer hellen vollen Stimme berührte sein Ohr unangenehm, und der Anblick ihrer anmuthigen, leichten Bewegungen empörte ihn. Valerie's Abneigung gegen die Cousine war beinahe so groß wie die ihres Vaters, obschon aus einer ganz andern Ursache. Sie ward von Selinden überall überstrahlt, wo beide zusammen erschienen. Valerie war schön, aber es war mehr eine plastische, sinnliche Schönheit; ihr fehlten Geist und Anmuth, die der glänzenden äußerlichen Erscheinung Selinden's eine höhere Weihe gaben. Kein Wunder daher, wenn alle bedeutenderen Männer sich mehr zu der armen Selinde hingezogen fühlten, deren Wesen Leidenschaft und Seele athmete, aus deren Gespräch die raschen Blitze eines zwar noch wenig gebildeten, aber glühenden glänzenden Geistes leuchteten, deren ganze Erscheinung, um mit Schiller zu reden, die imponirendste Würde mit der gewinnendsten Anmuth zu paaren wußte; deren Vorzüge sich gleichsam ungesucht auch dem ungeübtern Blicke zeigten! Verdunkelt, überstrahlt zu werden, war für Valerien etwas ganz Neues, denn die bescheidenere Hilma hatte es noch nicht so weit gebracht, obwohl sie der ältern Schwester geistig überlegen war; aber von Selinden überragt zu werden, die dies nicht einmal zu suchen, geschweige denn zu bemerken oder zu schätzen schien, das war eine namenlose, unerträgliche Pein für Valerien, die, wie alle schwachen oder beschränkten Personen, auch engherzig und boshaft war.

„Wie viele Bewunderer hast Du heute Abend an Deinen Triumphwagen zu fesseln gesucht, Selinde?“ fragte Valerie eines Abends nach einer Soiree, wo Selinde, die sonst wenig

sprach und gleichgültig und verschlossen in einer Ecke saß, sich zur Conversation angeregt gesehen und durch ihre Anmuth und ihren Witz einen ganzen Kreis von Zuhörern um sich gesammelt hatte.

„Keinen!" erwiederte Selinde kalt. „Um Bewunderung zu werben, ist eine von jenen Demüthigungen, zu welchen mich Nichts bewegen kann. Aber ich leugne nicht, daß ich mich heute Abend sehr gut unterhalten habe. Es machte mir Freude, zu beweisen, daß ich mit meinem Vermögen nicht Alles verloren habe!"

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Lern früh entbehren, lern entsagen,
Dem Tode kühn in's Auge seh'n!
Dann kannst du leichter Bürden tragen
Und fest vor jedem Unfall steh'n.

Wer täglich sammeln muß mit Sorgen seine Nahrung,
Der sammelt nie den Geist, doch sammelt er Erfahrung.

Verschiedenes.

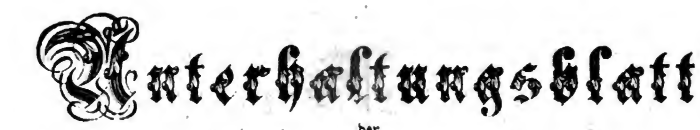
In der sehr interessanten Einleitung zu den eben erschienenen „Briefe von Karl August und Göthe an Döbereiner" liest man: Ueber den Ursprung der Liebe Karl Augusts (des vor zwei Jahren in Tyrol verunglückten Königs von Sachsen) zu den Pflanzen kann man in Weimar noch eine schöne Geschichte hören, die durch die Erzählung des verstorbenen Oberhofpredigers Röhr verbreitet worden ist. Röhr pflegte zur Sommerzeit, wenn er Sonntags zu predigen hatte, den Sonnabend in der Frühe nach Belvedere hinauf zu gehen, um im dortigen Parke, von morgendlicher Stille begünstigt und erhoben, seine Predigt zu meditiren. So hatte er sich auch einmal ergangen und schickte sich eben wieder zum Heimwege an, als er in der Nähe der Gewächshäuser dem Großherzoge begegnete, der ihn freundlich anspricht und sofort einladet, falls er Zeit habe, mit ihm zu frühstücken. Röhr nimmt die Einladung an, und der Großherzog befiehlt, in einem der Gewächshäuser das Dejeuner zu serviren. Unterdeß führt er seinen Gast im Blumengarten umher und durch die Glashäuser, macht ihn auf die interessantesten Pflanzen aufmerksam, nennt jede bei ihrem wissenschaftlichen Namen und gibt eine Beschreibung davon, wie sie einem Professor der Botanik Ehre gemacht hätte. Röhr hört erstaunt zu, und als man sich endlich zum Frühstück setzt, sagt er: „Daß königliche Hoheit ein Freund und Liebhaber der Botanik sind, ist allgemein bekannt; daß Sie aber eine so ausgebreitete und eingehende Kenntniß dieser Wissenschaft besitzen, das hätte ich mir nie träumen lassen, ja es fast für unmöglich gehalten. Was hat Sie zu so strengem Studium derselben doch nur geführt?" — „Mein lieber Röhr", antwortete der Großherzog, „das will ich Ihnen sagen. Als im Jahre 1806 das große Unheil über unser Vaterland kam und ich ringsum so viel Untreue, Verrath und Betrug sah, da bin ich an der Menschheit verzweifelt. Und in meiner Verzweiflung hat mich allein die alte Liebe zur Natur aufrecht erhalten, und ich habe mich in sie versenkt. Und da mich die Menschen anekelten, bin ich zu den Pflanzen gegangen und habe sie studirt und habe mit den Blumen verkehrt, — und die Blumen haben mich nicht betrogen."

Als der berühmte englische Admiral Hawke noch ein Knabe war und sein Vater ihn zum ersten Male zur See mitnahm, ermahnte ihn dieser, sich gut zu benehmen und setzte hinzu: „Dann hoffe ich, Dich ein Mal noch als Capitain zu sehen." — „Als Capitain?" rief der Knabe aus, „lieber Vater, wenn ich nicht Admiral zu werden gedächte, würde ich gar nicht zur See gehen."

Logogryph.

Mein Wörtlein hat der Zeichen sieben;
Es nennt ein Thier, deß Fleisch wir lieben.
Nimmst du ihm nun das mittl're Zeichen,
So ist ihm Lug und Trug oft eigen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.


der
Neustadter Zeitung.

No. 106. Dienstag, den 2. September 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Niemand“, rief der Prinz mit drohendem Ton, „Niemand, selbst ihr Vater nicht, soll es wagen, sie eine Betrügerin zu nennen.“

„O George“, flüsterte Elisa angstvoll, „verlaß mich nicht! Er will mich von Dir trennen.“

„Er darf es nicht, Elisa“, sagte der Prinz ruhig.

„Er darf es, denn er ist ihr Vater“, rief der Greis feierlich. „Er muß es, wenn er nicht seinen Namen und sein Kind der Schande Preis geben soll!“

„Schande?“ sagte der Prinz stolz. „Sie ist die Gemahlin des Prinzen von Wales! Wer darf es also wagen, von Schande zu sprechen?“

„Wenn's nicht so wäre“, fragte der Greis, „warum kam denn der Prinz von Wales unter einem falschen Namen, um meine Tochter zu werben?“

„Es war ein Unrecht, ich gestehe es zu“, rief der Prinz, „aber Elisa hat es mir verziehen, und Niemanden anders bin ich Rechenschaft darüber schuldig.“

„Elisa hat verziehen“, wiederholte der Greis. „Ich aber, ich, ihr alter Vater, ich verzeihe nicht! Mag sie denn wählen zwischen mir und Ihnen!“

Und jetzt wandte er sich mit einem zärtlichen, flehenden Ausdruck zu seiner Tochter hin, jetzt breitete er beide Arme nach ihr aus, jetzt ließ er die so lange zurückgehaltene, so lange unterdrückte Liebe frei aus seinen Blicken, aus dem Ton seiner Stimme, aus seinen Thränen hervorleuchten.

„Elisa“, sagte er mit weicher, flehender Stimme, „mein Kind, komm in die Arme Deines Vaters! Gib mir die Hand! Verlasse mit mir dieses glänzende Haus! Komm zurück mit mir in unsere stille Hütte, zu Deiner Mutter, zu Deinen Geschwistern, welche Dich mit offnen Armen, gleich mir, empfangen werden! Komm, meine Tochter!“

Elisa klammerte sich fester, angstvoller an des Geliebten Gestalt. „Ich kann nicht, mein Vater“, rief sie mit schneidendem Wehelaut. „Bei ihm ist meine Stelle, bei George, bei meinem Gatten!“

„So lebe wohl!“ sagte der Alte, und mit einem schweren Seufzer ließ er seine Arme an seiner gebeugten Gestalt niedergleiten. „Lebe wohl! Wir sehen uns niemals wieder! Niemals! Wenn ich diese Schwelle überschritten, hast Du keinen Vater mehr!“

Und ohne sie nur noch anzusehen, ohne einen letzten Blick, ohne einen letzten Gruß wandte er sich um und schritt langsam der Thür zu. Elisa, mit ihren Händen sich anklammernd auf den Arm des Prinzen, schaute ihm mit athemloser Spannung nach.

Jetzt hatte ihr Vater fast die Thür erreicht, Elisa ließ den Arm ihres Gatten los und that einige Schritte vorwärts, aber der Prinz hielt sie zurück und zog sie wieder zu sich.

Jetzt stand ihr Vater an der Thür, jetzt öffnete er sie, und nun wandte er noch ein Mal sein Haupt zu ihr um, nun schaute er seine Tochter an mit einem letzten, flehenden Liebesblick.

Elisa barg ihr Haupt an ihres Gatten Brust. Eine Pause, eine furchtbare, entsetzensvolle Pause trat ein. Selbst der Prinz hatte nicht den Muth, nach der Thür hinzuschauen, selbst sein sonst so stolzes und leichtfertiges Herz war von Grauen und Schmerz erfüllt. Fast angstvoll neigte er sich über Elisa hin

und küßte ihr an seiner Brust ruhendes Haupt.

Da schlug die Thür zu, und wie der Prinz aufschaute und sein Haupt nach der Thür hinwandte, war der Greis verschwunden. Elisa wagte nicht hinzusehen, aber sie wußte, daß ihr Vater sie verlassen habe, und sich fester an des Geliebten Herz lehnend, rief sie: „George, er ist fort! Ich werde meinen Vater niemals wiedersehen!“

XV. Das Opfer der Liebe.

Der Prinz von Wales hatte seine arme Gemahlin erst dann verlassen, als seine Liebesworte, seine zärtlichen Tröstungen wenigstens ihre Thränen gestillt und ein sanftes Lächeln auf ihre Wangen zurückgerufen hatten. Er hatte Elisen gesagt, daß er ihrem Vater nacheilen, daß er so lange mit Bitten und Flehen in ihn dringen wolle, bis er sich erweichen lasse, zu seiner Tochter zurückzukehren.

Mit dieser glücklichen Auskunft hatte der Prinz Elisa getröstet und sich selber die Möglichkeit geschaffen, sie verlassen zu können. Sein Inneres war noch zu sehr bewegt, um die Ruhe dieses einsamen stillen Hauses ertragen, um immer neue Worte der Liebe, der Tröstung für sein um ihren Vater klagendes junges Weib finden zu können. In jeder Minute konnte aus dem Parlament die Botschaft kommen, daß man den Prinzen zum Regenten ernannt, oder auch, daß man wegen seiner Heirath ihn der Regentschaft für unfähig erklärt habe. Der Prinz erwartete diese Botschaft mit hochklopfender Brust, mit qualvoller Unruhe, und diese Unruhe machte es ihm unmöglich, bei seiner Gemahlin zu bleiben. Er mußte sich zurückziehen in die schweigende Einsamkeit seiner eigenen Gemächer, welche er mit hastigen Schritten durchwanderte, von Zeit zu Zeit hinausblickend auf die Straße, auf welcher der Bote, den Fox ihm aus dem Unterhause zu senden versprochen, daherkommen mußte.

Elisa Fitz-Herbert war also wieder allein, als die alte Betsy plötzlich die Thür aufriß und mit bebenden Lippen und zitternder Stimme ihrer jungen Herrin verkündete, daß eine Dame da sei, welche sie zu sprechen begehre.

„Sagt ihr, daß ich Niemand sprechen kann“, sagte Elisa angstvoll, „daß ich sie bitten lasse, ein ander Mal wieder zu kommen, und —“

Aber die Dame stand schon auf der Schwelle der Thür und sah Elisa mit stolzen, gebieterischen Blicken an, während Betsy scheu und demüthig rückwärts gehend sich von ihr zurückzog.

Die Dame winkte der Dienerin mit der Hand nach der Thür. „Entfernt Euch“, sagte sie streng, „laßt Niemanden hier ein, so lange ich hier bin!“

Betsy verneigte sich tief und verließ, immer rückwärts gehend, das Gemach, dessen Thüre sie leise und vorsichtig schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Tante Adelgunde lächelte höhnisch und meinte „Selinde hat die Allmacht ihrer Reize erprobt Ihre Bescheidenheit ist überaus löblich. Nur schade, daß diese Reize nicht immer so allmächtig gewesen sind!“ setzte sie mit einer besondern Betonung hinzu.

„Was wollen Sie damit sagen?“ rief Selinde aufwallend, denn ihr entging nicht, daß die Tante damit eine boshafte Anspielung beabsichtigte, deren Ziel ihr übrigens noch unverständlich war.

„Sehe mir Eins dieses Mädchen an!“ erwiederte Tante Adelgunde, zu ihren Töchtern gewendet, und deutete auf die stolze herausfordernde Haltung Selindens und ihr flammendes Auge, ihre glühenden Wangen. „Geberdest Du Dich nicht wie eine Königin, Mädchen? Sind wir denn Deine Sclavinnen, daß Du Dir einen solchen Ton gegen mich herausnimmst? Du scheinst mich herauszufordern, daß ich Dir sage, auf was ich eigentlich stichelte! Jenun, es war nur eine Anspielung auf eine Thatsache, die Jedermann kennt, daß George Werth Dich hat sitzen lassen, weil....“

„Etwa weil ich nicht mehr die Erbin von einem Rittergute gewesen?!“ rief Selinde bitter, aber mit gedämpfter Stimme, und ihre Wange erglühte noch höher, während ihr Thränen in's Auge traten. Dann aber wandte sie sich ab und dachte: Glaubt ihr es meinethalben; vor euch seinen Charakter und seine Gesinnung vertheidigen zu wollen, hieße beide

herunterſetzen und entweihen! Sie ſetzte ſich an's Fenſter und weinte, denn die auf ſolche Weiſe heraufbeſchworene Erinnerung an ihn zeigte ihr erſt ſeinen ganzen Werth und die wahre Größe ihres Verluſtes. Es demüthigte ſie tief, daß man ihn einer Niedrigkeit für fähig hielt, aber es erhöhte ſie auch der Gedanke, daß er ſie einſt geliebt hatte. Erinnerungen an leiſe, kaum vernommene, aber nie vergeſſene Worte, an theure Küſſe und Liebkoſungen, an zerſtörte Lebenspläne, an ein in bitterer Stunde der Empfindlichkeit leichtfertig hingeworfenes Lebensglück, ſtürmten auf Selinden ein und erſchütterten ſie tief! Wie grauſam thöricht war ſie geweſen, ſogar ſeine Freundſchaft zu verſchmähen! — Biete ſie mir wieder an, George, und ich werde mit beiden Händen zugreifen und ſie demüthig und dankbar annehmen! dachte ſie. Ich war frevelhaft hochmüthig und dünkelvoll; aber ich habe dafür büßen müſſen! Komm' nun zu mir und lehre mich, wie ich mich verhalten ſoll, und ich will mich gerne leiten laſſen; komm' zu mir und ich will Dir reumüthig meine großen Fehler eingeſtehen; komm' — oder kehre lieber niemals wieder zurück, damit ich nicht zu Deinen Füßen ſchluchzend Dir geſtehe, wie unſäglich ich Dich noch immer liebe!

Tante Adelgunde und Couſine Valerie freuten ſich, Selinden weh gethan zu haben, denn ſie ſchrieben ihr Schluchzen und ſtilles Weinen irriger Weiſe gekränkter Eigenliebe zu. — „Wenn ich einen Verlobten verloren hätte, würde ich wenigſtens niemals um ihn weinen!“ ſagte Valerie ſehr bezüglich.

„Du weißt, daß unſere Anſichten und Grundſätze weit auseinander gehen, Couſine“, erwiederte Selinde und richtete ſich mit einem ſtolzen Lächeln auf. „Ich vergieße ſelten Thränen; aber es gibt gewiſſe Neckereien, die ein Frauenzimmer nicht ertragen kann!“

Valerie war nicht boshaft, und wenn ſie ihre Couſine haßte und zuweilen quälte, wie nur ein junges Mädchen das andere quälen kann, ſo geſchah es aus dem leicht entſchuldbaren Beweggrund der Eiferſucht, zumal weil ſie ſah, daß Roland v. Palm einiges Intereſſe für die beiden Waiſen zeigte.

Herr v. Palm hatte ſeither allgemein für einen Freier Valeriens gegolten, obwohl ſeine Bewerbung nie zu einer Erklärung gediehen war und ſich nur auf Aufmerkſamkeiten beſchränkt hatte, die übrigens weit genug getrieben worden waren, um einem Mann von richtigem Ehr- und Zartgefühl Pflichten aufzuerlegen. Valerie ſelber betrachtete ihn ſchon für eine ſichere Eroberung, obſchon ſie ihn nicht gerade liebte. Es wäre ſchwer zu ſagen, was ihn eigentlich zu ihr hinzog. Roland war geiſtreich, hochgebildet, beſaß ein ſchönes unabhängiges Vermögen, einen bereits geachteten Namen in der Literatur als dramatiſcher Dichter und Novelliſt, und ſpielte eine bedeutende Rolle in der höhern Geſellſchaft der Provinz. Auf ſeinen Ruhm und ſeine geſelligen Talente that er ſich aber nicht viel zu gute; ſein Ehrgeiz trieb ihn höher, und er hätte unter Umſtänden genug kalten Egoismus gehabt, um ſich in der Politik zu einer Bedeutung emporzuarbeiten. Aber vorerſt wollte er nur leben und lieben, nicht herrſchen. Er hatte ſich Valerien ſchon genähert, als ihr Vater noch nicht reich war; er hatte ſich ihr von dem Tage an angeſchloſſen, da ſie in den geſelligen Kreiſen erſchien. Sie hatte keine beſonderen geiſtigen Vorzüge, aber ſie ſang ſehr hübſch, und er verſicherte immer, daß er die gelehrten Frauenzimmer haſſe, und machte kein Hehl daraus, daß er auf Freiersfüßen ging. Daß er ſie ſeiner würdig hielt, ſchienen ſeine angelegentlichen Huldigungen zu beweiſen, und da er in allen Stücken eine gute Parthie war, ſo hatten Valeriens Eltern ſeine Annäherung ſogar begünſtigt. Auch ſeit der günſtigern Geſtaltung der Vermögensumſtände machte er Valerien noch immer den Hof, wiewohl minder eifrig. Selbſt wenn er mit ihr ſprach — noch mehr aber, wenn er ihr die Notenblätter umſchlug, während ſie ſeine Lieblingslieder ſang — waren ſeine Augen fortwährend damit beſchäftigt, Selinden zu verfolgen. Es war gerade kein ſchmeichelhaftes Intereſſe, was er an ihr zu nehmen ſchien, aber jedenfalls ein auffallendes; und Valerie fürchtete im Stillen, nicht ſowohl daß ihr dieſe Partie entgehen möchte, — ſie war ja nun Erbin und konnte höher hinaus — ſondern vielmehr, daß der Mann, dem ſie nach ihrer Weiſe gewogen war, die Hoffnungen vereiteln könnte, welche er erweckt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Eine Warnung, welche von Seiten der Landwirthe Gehör zu verdienen scheint, erläßt Ferd. Winkler in seiner kleinen Schrift über das „Düngercapital“ gegen die leichtsinnige Anwendung des grünen Eisenvitriols und Gypses. Er hält den Einfluß des schwefelsauren Eisenoxyduls auf die Vegetation für nachtheilig und die Einwirkung des schwefelsauren Kalks (Gyps) auf den thierischen Organismus für höchst verderblich. Nach seinen Erfahrungen hören die Hühner, welche den Gyps gern fressen, bald nach dem Genuß desselben zu legen auf und sterben.

Lebensphilosophie.

Wie es geht, so laß es gehen,
Weil des Höchsten Wille steht,
Daß es also, wie es geht,
Will und soll und muß geschehen.

Sei dankbar für das Glück, das dir der Herr bestimmt,
Und gib es gern zurück, wenn er es wieder nimmt.
Es ist kein Gut so groß, er hat noch größres eben,
Und nimmt dir eines blos, um andres dir zu geben.

Verschiedenes.

„Was befehlen Sie“, sagte ein Kellner zu zwei angekommenen Passagieren. „Ein Zimmer für zwei Personen.“ Dann? „Mittags für zwei Personen.“ — Befehlen Sie noch Etwas? — „Ja, einheizen.“ — „Für eine oder für zwei Personen?“ fragte der Kellner.

Auf Hayti, unter den Unterthanen des Kaisers Soulouque erzählt man sich die Schöpfungsgeschichte der Neger auf folgende Weise: Im Anfang der Dinge erschuf der liebe Gott (Bon Dieu) drei schwarze Männer und drei schwarze Weiber, drei weiße Männer und drei weiße Weiber und ließ ihnen, um ihnen von vornherein jeden Vorwand der Beschwerde zu nehmen, die freie Wahl des Guten und Bösen, indem er nichtsdestoweniger den drei schwarzen Paaren, für welche er eine kleine Vorliebe hatte, zuerst zu wählen gestattete. Es war ein zusammengefaltetes Papier und ein großer Flaschenkürbiß auf die Erde gelegt. Die Schwarzen, welche das Größere für das Bessere erachteten, wählten den Kürbiß, und als sie ihn geöffnet hatten, fanden sie darin nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und andere Metalle, deren Gebrauch sie nicht kannten. Die Weißen öffneten nun ihrerseits das Papier und siehe da, es war ein „gesprochenes Papier“, ein beschriebenes Papier, ein „Sprechpapier“, wenn wir so sagen sollen, welches ihnen alle Güter verhieß. Die Schwarzen gingen in die Wälder, um da ihren Aerger zu verbergen, und der liebe Gott führte die Weißen an das Gestade des Meeres, wo er sich alle Nächte mit ihnen unterhielt. Er lehrte sie ein Schiff bauen, dann führte er sie in ein anderes Land, von wo sie viele Jahre nachher zurückkamen, um mit den Schwarzen in Verkehr zu treten. Das ist der Grund, weßhalb die Schwarzen, indem sie den Bon Dieu, der sie verlassen, ebenfalls verließen, ihre Anbetung den untern Geistern zuwendeten, und das der Grund, warum „der Weiße immer ein Papier in der Tasche hat, um den Neger zu betrügen“, nach dem haytischen Sprichwort, welches in der Originalsprache lautet: Blanc toujou gagné papier nan poche pour moqué négue.

Blumenuhren, welche seit Kurzem in den Auslagen der Uhrmacher in Wien gezeigt werden, sind ein sehr sinnreicher Einfall. Sie sehen von der Ferne aus wie blühende Pflanzen in Töpfen, und werden in dieser Gestalt bald einen sehr beliebten Tischaufsatz, einen sehr hübschen Zimmerschmuck bilden. Auf einer der vollerblühten Blumen sitzt ein Schmetterling und rings um ihn herum auf den Blumenblättern sind die Ziffern der Stunden angebracht. In der Blume befindet sich das Uhrwerk, von dem man gar Nichts sieht; der Schmetterling aber dreht sich langsam und seine Fühlhörner deuten die Zeit an.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 105:

Schwein. Schein.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 107. Donnerstag, den 4. September 1856.

An die Pfalz.

Gern durchschwärmt' ich Deine Haine,
Deine wonnigen Gefilden
Können leicht zum Dichter bilden,
Pfalz, du Paradies am Rheine.

Kommt d'rum, Sänger nah und ferne,
Fühlt ihr nicht ein leises Regen?
Stoff zu Liedern gibt euch gerne
Dieses Land voll Reiz und Segen.
Graue Burgen nur seh'n traurig
In die üpp'gen Thäler nieder;
Sagen, lieblich bald, bald schaurig,
Spenden sie für eure Lieder.

Und du Wandrer, der da trübe
Sieht die Lebenszeit verstreichen:
Komm zur Pfalz, man wird mit Liebe
Einen Labetrunk dir reichen!
Lausche froher Winzer Chöre,
Schöpfe aus dem Saft der Reben —
Meine Worte ernstlich höre! —
Neue Kraft zu neuem Leben!

Aber kann bei Lust und Scherzen
Nimmermehr dein Trübsinn schwinden,
Suchst nur treue, biedre Herzen:
Diese kannst du reich dort finden.
Feurig, wie die edlen Weine,
Die der Pfälzer Berge tragen,
Auch die meisten Herzen schlagen
In dem schönen Land am Rheine.

Baute gern dort eine Hütte
Für die kurzen Lebensstunden,
Wo in einfach biedrer Sitte
Hochgenuß mein Herz empfunden.
Aber läßt des Schicksals Walten
Nimmer dieses Land mich sehen,
Wird Erinn'rung nie erkalten,
Nimmer sie die Zeit verwehen,
Wird der Pfälzer traute Heimath,
Wird das Paradies am Rhein
Meiner Sehnsucht süßes Träumen,
Mein Idol der Seele sein.

München.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Die beiden Frauen blieben also allein. Beide schauten sich einander an mit forschenden und prüfenden Blicken, als wollten sie auf dem Grunde ihrer Seelen lesen. Die Eine schien mit ihren Blicken zu fragen, wie diese Fremde es wagen könne, wider ihren Willen hier einzubringen, die Andere, wie Jene es wagen könne, hier zu sein. Nur waren die Züge Elisens von Schmerz und Unruhe bewegt, die der Fremden streng, hoheitsvoll und zürnend.

Eine lange Pause trat ein, man hörte Nichts als das gleichmäßige Tactiren der großen Uhr da auf dem Kamin, und die raschen, bangen Athemzüge Elisens.

Jetzt durchschritt die Fremde mit langsamen und stolzen Schritten das Gemach und trat dicht zu Elisen heran, die scheu vor ihr zurückwich.

„Das also ist Mylady Fitz-Herbert!“ sagte die Fremde, ihre großen Augen immer noch unverwandt auf das arme, zitternde junge Weib gerichtet, „das ist die Sirene, die den Prinzen von Wales bezaubert hat?“ — Und mit ihrem Haupte eine kurze Bewegung des Grußes machend, fuhr sie mit einem ironischen

Lächeln fort: „Ich mache Ihnen mein Compliment, Madame! Sie haben ein großes Werk vollführt! Sie haben den Schmetterling gefesselt, der es sonst liebte, frei umher zu flattern, und leider schon sehr viele Herzen gebrochen hat.“

Elisa zuckte zusammen, und ihre schlanke zarte Gestalt richtete sich höher empor. „Madame“, sagte sie stolz, ich bin die Gemahlin des Prinzen von Wales, und mir scheint, daß man ihn in meiner Gegenwart nicht verleumden darf!“

„Armes Kind“, rief die Dame achselzuckend, „Sie halten das für eine Verleumdung? Sie glauben also an seine Treue?“

„Madame“, sagte Elisa, welche der Insolenz der Fremden gegenüber ihre eigene Schüchternheit schwinden fühlte, „Madame, darauf bin ich meinem Gemahl allein eine Antwort schuldig.“

„Nein, Sie sind sie mir schuldig“, rief die Fremde ungestüm. „Ich habe ein Recht, sie zu fordern.“

Elisa lächelte mit stolzer Ruhe. „Ich kann dieses Recht nicht anerkennen“, sagte sie, „denn ich weiß nicht, wer Sie sind, Mylady.“

„Nun, so werde ich es Ihnen sagen“, erwiederte sie hastig. „Ich bin die Mutter dieses unglückseligen Mannes, den Sie mit Ihren Zauberkünsten bethörten, ich bin die Königin von England.“

Elisa stieß einen Schrei aus und taumelte entsetzt zurück. „Die Königin von England!“ murmelte sie leise, und dann sich der Königin nähernd, beugte sie ein Knie vor ihr und hob flehend ihre Blicke zu ihr empor.

„Majestät, Verzeihung“, flüsterte sie, „ich konnte nicht ahnen, daß die Königin von England sich so weit herablassen würde, zu mir zu kommen.“

„Die Königin von England ist Mutter und ihr Sohn ist in Gefahr, — durch Sie, Mylady, in Gefahr“, sagte die Königin strenge.

Elisa blickte verwundert zu ihr empor. „Durch mich? Was that ich denn, um diesen Vorwurf zu verdienen?“

„Sie fragen noch? Sie benutzten seine Liebe, seine leicht erregbare Leidenschaft, um sich zur Gemahlin des Prinzen von Wales zu machen.“

„Nein, Majestät, er benutzte meine Liebe, um mich unter einem fremden Namen zu seiner Gemahlin zu machen“, sagte Elisa mit einem traurigen Lachen. „Ich sage das nicht, um ihn anzuklagen, ich sage es kaum, um mich zu entschuldigen, sondern nur, um die Königin von England um Mitleid, um Erbarmen anzuflehen.“

„Haben Sie selber Mitleid, Madame“, rief die Königin, „geben Sie meinen Sohn frei! Erlösen Sie ihn von diesen Ketten, die ihn binden, die ihn zum Sclaven seines Wortes machen, geben Sie ihn frei, sage ich!“

„Das kann ich nicht und er will es auch nicht!“

„O, ich kenne ihn“, fuhr die Königin fort, „er ist großmüthig und edel! Um Sie zu retten, wird er sich in Schmach und Elend stürzen. Aber Sie werden und dürfen dies Opfer nicht annehmen, Sie werden ihm entsagen, und wenn Sie es nicht freiwillig thun, so werden wir Sie zu zwingen wissen. Sie sollen und müssen zurücktreten, ich befehle es Ihnen, ich, die Königin von England. Sagen Sie also Ihre Bedingungen! Fordern Sie Ihren Preis!“

Elisa zuckte zusammen, wie von dem Biß einer Schlange getroffen. Ihre Wangen, welche vorher bleich gewesen, überzogen sich jetzt mit einer dunklen Gluth, ihre Augen, welche vorher nur Blicke des Flehens gehabt, schossen jetzt Blitze des Zorns. Sie war jetzt nicht mehr das schüchterne, demuthsvolle Kind, sondern das muthvolle, selbstbewußte, in ihren heiligsten Rechten gekränkte Weib.

„Das ist zu viel der Schmach“, sagte sie mit lauter zürnender Stimme. „Ich habe geschwiegen und alle Beleidigungen erduldet, nicht weil Sie die Königin von England sind, sondern weil ich der Mutter meines Gemahls Ehrfurcht schuldig bin. Aber auch Sie sollten das Weib in mir ehren, das Ihr Sohn für würdig hielt, an seine Seite zu stellen und es zu seiner Gemahlin zu erheben. Niemand hat das Recht, mich in meinem eigenen Hause zu beschimpfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Von Charakter war Roland v. Palm nicht allzu gewissenhaft: er tröstete sich damit, daß er ja sein Wort noch nicht an Valerien ver-

pfändet habe, die ein reiner Schmetterling und einer tiefsinnigen leidenschaftlichen Liebe unfähig sei. Auch war sie nun reich und konnte Männer genug finden; und wenn er sie mit Cousine Selinden verglich, mußte er sich gestehen, daß sie dieser das Wasser nicht reichen durfte, und daß er nie zuvor ein so anziehendes Frauenbild gesehen habe. Roland bekam jedoch Selinden lange nicht so oft zu Gesicht, als er es gewünscht hätte, obschon er beinahe täglich in's Haus kam. Lilly war den ganzen Winter leidend, und wenn die Witterung es erlaubte, führte Selinde sie spazieren; sonst aber leistete sie ihr Gesellschaft auf ihrem Stübchen, und unterrichtete sie in Dem, was sie sie lehren konnte, oder studirte selber emsig. Sie las begierig und mit Umsicht wissenschaftliche Werke, um ihre Fortbildung zu fördern, welche der verstorbene Papa sehr vernachlässigt hatte.

So war der Frühling herangekommen und vorübergezogen und der Beginn des Sommers vor der Thüre. Die beiden Schwestern waren mehr und mehr auf sich beschränkt, denn die Gesellschaften hatten für Selinden nichts Anziehendes, wenn sie inzwischen die arme Lilly allein zu Hause wußte. Sie blieb daher lieber bei ihr in ihrem Stübchen, las oder arbeitete mit ihr, erzählte ihr Geschichten, sang ihre Lieblingslieder oder plauderte mit der Kleinen von vergangenen Tagen und künftigen Hoffnungen, bis ihr selber das Herz zu zerspringen drohte, und war nur glücklich, wenn Lilly zu sagen pflegte: „Ach, liebe Selinde, so lange Du bei mir bist, bin ich beinahe so glücklich wie damals, wo wir noch auf Hageneck bei Papa lebten. Aber ich darf nur die Treppe nicht hinuntergehen!“

Freilich wußte das arglose Kind nicht, was in dem Herzen der Schwester vorging, wenn Lilly eingeschlafen war und Selinde nach solchen Gesprächen allein und sinnend im dämmernden Stübchen saß und die Erinnerungen der Vergangenheit wieder an sich vorüberziehen ließ! Lilly ahnte nicht, wie die Liebe zu George Werth und die Achtung für seinen Charakter unter dem Drucke von Selbstanklagen und Hoffnungslosigkeit immer mehr wuchs, bis die Innigkeit dieser Neigung und die Gluth der Sehnsucht nach ihm Selinden selbst erschrecken! Was konnte sie in solchen Stunden andres thun, als sich jeden Zug seines edlen Herzens und großmüthigen Charakters, welchen er ihr gezeigt, seit der Jüngling sich ihr, dem schüchternen arglosen Kinde, zum ersten Male genähert, bis zu dem Abend ihrer Trennung, wieder lebhaft in's Gedächtniß rufen? — Was konnte sie in ihrer jetzigen hülflosen Verlassenschaft Besseres thun, als sich die einst für möglich gehaltere Zukunft in den lockendsten Farben malen und ihre Hände vergebens voll Sehnsucht nach dem Unerreichbaren ausstrecken? Der Gedanke, ob er sie noch liebe, kehrte immer wieder bei ihr ein, wie oft sie ihn auch zum Schweigen verwies.

Herr v. Palm beobachtete sie, so oft er eine Gelegenheit dazu hatte, und wunderte sich insgeheim immer über ihre sichtlich dauernde Unruhe. Die ewig wechselnde Farbe ihrer Wangen, die spielenden Lichter ihres ausdrucksvollen Auges, deuteten auf ein nie beruhigtes Herz. Er hatte sie in einzelnen seltenen Augenblicken voll Gedanken, voller Zerstreutheit beobachtet, wo ihr Auge stier in's Weite hinausblickte, als suche es in überirdischer Ferne ein Ziel der Sehnsucht, welche diese Wimpern mit Thränen füllte. Sie war ihm ein Räthsel, das ihn seltsam und desto mehr anzog, je weniger er es lösen konnte. Er sehnte sich nach einer Gelegenheit, wo er sich ihr nähern und mit sanfter Theilnahme mit ihr sprechen und ihr Trost und Rath anbieten konnte. Es war ihm manchmal, wenn er Selinden die arme scheue Lilly mit der zärtlichsten Leidenschaft liebkosen sah, oder ihren tief zur Seele dringenden Ton hörte, als ob ein ganz neues Gefühl über ihn käme. „Ich fürchte beinahe, mich in sie verliebt zu haben“, sagte er sich dann; „und dies wäre ein Unglück, denn sie ist als Weib an Geist, Charakter und Leidenschaft mir überlegen!“

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Bei heißem Wetter gibt es nichts Erquickenderes, als folgende einfache, billige Mischung: Man mengt 8 Theile doppelkohlensaures Natron zu 5 Theilen Weinsteinsäure, nimmt davon einen Theelöffel voll zu einem Glas Wasser und hat augenblicklich den lustigsten, erfrischendsten Champagnerschaum, der allerhand hypochondrische und Verdauungsbeschwerden-Teufel

nachdrücklich austreibt. Ein halbes Pfund obigen Natrons und zehn Loth Weinsteinsäure kosten nicht mehr als etwas über 30 kr., und damit lassen sich circa 150 Gläser dieses köstlichen Getränkes herstellen.

Verschiedenes.

Ein junger Mann in Wien träumte jüngst, er sei als Scheintodter lebendig begraben worden. Vergebens war sein Stöhnen und Pochen im Sarg, Niemand schien sein Lärmen zu vernehmen. In dieser Folterqual erwachte der junge Mann, wollte sich erheben, und siehe da, ein tüchtiger Schlag an die Stirne überzeugte ihn, daß sein Traum Wahrheit zu werden drohe. Man kann sich das Entsetzen des Aermsten kaum vorstellen. Er hätte bei einem Aderlaß keinen Tropfen Blut gegeben. Endlich ermannte er sich, erhob die Hände, und suchte sich durch Umhertasten zu orientiren. Seine Todesangst steigerte sich. Man schien ihn wirklich lebendig begraben zu haben, denn richtig stießen seine zitternden Hände auf harte, hölzerne Bretter. Wenig fehlte, so wäre der junge Mann vor Schrecken wahnsinnig geworden. So verging eine qualvolle Stunde. Endlich fiel es von der einen Seite wie ein schwacher Lichtschimmer — der Tag graute eben — in den dunklen Behälter. Es war ein Strahl der Hoffnung! Vorsichtig schob sich der wache Träumer nach der erwähnten Seite, und siehe, er fand Raum, ja er schob sich endlich — unter seinem Bette hervor. Wie er dahin gekommen, sei es durch einen Fall aus dem Bett im Schlafe oder durch zu große Schlummertrunkenheit vor dem Niederlegen, bleibt dem Ermessen des Lesers anheimgestellt.

Ein junges, sehr schönes Fräulein heirathete einen sehr alten Mann. Als sie zur Trauung fuhr, sagte der Kutscher öfters zu ihr: „Ich heiße Peter! Ich heiße Peter!“ Als sie ihn fragte, warum er ihr das wiederhole, sagte er: Damit sie seinen Namen im Gedächtniß behalte und nicht einst sage: „Der Teufel hat mich zu dieser Hochzeit geführt.“

Ueber ein Concert diabolique in Amerika berichtet die Oesterreichische Zeitung: „In einer Stadt im Westen Amerika's kam ein Violinist auf die Idee, sich als Teufel mit Hörnern und Schwanz zu costümiren und so den „Carneval von Venedig“ von Paganini zu spielen. Außerdem versteckte er an mehreren Punkten des Saals Musiker, welche sich nach der Reihe in die Melodie theilen sollten. Das satanische Concert wurde durch riesige Prospecte und haarsträubende Reclamen angekündigt. Der Tag des Concerts kam, der Saal war zum Erdrücken gefüllt und der Teufel erschien. Tobender Applaus begrüßte ihn; und in der That fehlte Nichts. Die Hörner waren ausgezeichnet, der Schwanz von ungeheurer Länge, seine rothe Haut glänzte wie die Schale eines gesottenen Krebses. Es war ein schöner Teufel. Einige Minuten lang spazierte er auf und ab, von Zeit zu Zeit nahm er die geeigneten Stellungen, um das Gemüth der Zuschauer vorzubereiten. Endlich stand er still, hob langsam die Violine, betrachtete lange den Bogen und plötzlich wie auf ein Zeichen der Hölle begann er. Kaum hatte er die Hälfte des Themas vollendet, als ein unsichtbares Instrument die Melodie aufnahm, seinerseits wieder von andern ebenfalls unsichtbaren Instrumenten unterbrochen und abgelöst, die zuletzt aus allen Ecken des Saals ertönten. Während dieses Dialogs der höllischen Geister spazierte der Teufel mit großen Schritten auf der Scene herum, stieß von Zeit zu Zeit ein höllisches Gelächter aus und wiederholte, wenn die Reihe an ihn kam, mit entsetzlichen Variationen die Melodie, die von allen Seiten ertönte. Das Concert schloß mit einem Tutti, das auch dem Ruhigsten Schrecken einflößen konnte. Lange sprach man von dem originellen Concert und dem Meister, der den Geschmack der Amerikaner so zu treffen gewußt hatte.“

Räthsel.

Sagt, welche Residenz kann sich so wild geberden,
Daß sie beständig muß im Zaum gehalten werden?

Dürkheim. B.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 108. Samstag, den 6. September 1856.

Jugendsehnsucht.

Ihr Tage der Jugend,
Ihr seligen Stunden,
Wie seid ihr so schnelle,
So bald mir entschwunden!
Kaum glaubt' ich mich glücklich,
Kaum träumt' ich so hold, —
Da wart ihr schon wieder
Zum Westen entrollt.

O kehret doch wieder,
Ihr fröhlichen Zeiten!
O schenket mir wieder
Die kindlichen Freuden!
Wiegt wiederum friedlich
In Schlummer mich ein!
Laßt wieder mich träumen
Im lieblichen Hain! —

Ihr Tage der Jugend,
O gebet mir wieder
Die jugendlich schönen
Und schuldlosen Lieder!
Laßt wieder mich jubeln,
Das lockige Haupt
Mit duftenden Veilchen
Und Rosen umlaubt!

O gönnet mir wieder
Die kindlichen Spiele,
Auf blumiger Wiese,
Auf moosigem Pfühle!
Macht wieder zum Kind mich,
Ich kehre zurück;
Und gebet mir wieder
Mein seligstes Glück! —

M. Spatz.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Elisa stand, während sie sprach, stolz und hochaufgerichtet vor der Königin da und begegnete deren Blicken mit muthigem, festen Anschauen. Sophie Charlotte fühlte, daß sie zu weit gegangen, daß sie, hingerissen von ihrem stolzen und lebhaften Naturell, der nöthigen Vorsicht und Verstellung vergessen habe. Sie war hierher gekommen, um die rechtmäßige Frau ihres Sohnes zu vermögen, ihren Rechten zu entsagen und den Prinzen von Wales freiwillig aufzugeben, sie hatte als Mutter für die Zukunft ihres Sohnes bitten wollen, aber der Stolz der Königin hatte sie fortgerissen. Das fühlte sie diesem erglühten, stolzen, jungen Weibe gegenüber, und indem sie sich selber sagte, daß sie hier nicht mit Drohungen, sondern nur mit Bitten zum Ziel gelangen könne, nahmen die Mienen der Königin schnell einen sanften, gütevollen Ausdruck an.

„Sie haben Recht, Mylady", sagte sie freundlich, „ich ging zu weit. Das geängstigte Mutterherz riß mich hin. Ich bitte Sie, mir zu verzeihen!"

Dieser Güte gegenüber fühlte Elisa ihren Zorn schwinden und ihr Herz von Rührung erfüllt. Mit hervorstürzenden Thränen neigte sie sich über die Hand der Königin und drückte ihre Lippen fest auf dieselbe.

„O, Majestät", sagte sie bebend, „Ihrem Zorn hatte ich noch Kraft, zu trotzen! Ihre Güte tödtet mich!"

Sie war im Begriff, vor der Königin auf die Kniee niederzusinken, aber Sophie Charlotte zog sie sanft empor, sie drückte einen leisen Kuß auf Elisens Stirn und führte sie zum Divan hin.

»Kommen Sie«, sagte sie mit schmeichelnder, zärtlicher Stimme, »nehmen Sie an meiner Seite Platz! Lassen Sie uns vertraulich mit einander sprechen, wie es einer Mutter und ihrer Toter geziemt!«

Elisa schaute sie mit einem dankbaren, innigen Blick an und ließ sich an der Seite der Königin nieder.

Sophie Charlotte fuhr fort: »Ja, ich sagte, einer Tochter! Denn Sie sind meine Tochter! Wollte Gott, ich könnte Sie öffentlich als solche anerkennen! O, warum sind Sie nicht eines Fürsten Tochter!«

Elisa wiegte mit einem traurigen Lächeln ihr schönes Haupt. »Madame«, sagte sie, »ich bin Nichts als ein armes Landmädchen und strebe nicht nach so hohen Ehren! Deßhalb beklage ich auch nur, daß mein Gemahl ein Fürst ist und nicht Meinesgleichen.«

»Armes Kind«, rief die Königin, »Sie nennen ihn Ihren Gemahl? Sie wissen also nicht, daß Ihre Ehe vor dem Gesetz keine Gültigkeit hat?«

»Ich weiß, daß er mich nicht verleugnen wird«, sagte sie einfach.

Die Königin fuhr empor, und einen Moment ihre wohlüberlegte Milde vergessend, rief sie heftig: »Sie trotzen viel auf Ihre Allgewalt, auf — auf Ihr heiliges Recht«, fügte sie dann milder, ihren Zorn bezwingend und sich wieder zur Freundlichkeit ermannend, hinzu. »Ich will Ihr heiliges Recht nicht verleugnen. Aber was die Königin nicht thut, das wird das Parlament thun! Das Parlament wird Ihre Ehe für ungültig erklären! Seien Sie also großmüthig, Elisa, treten Sie zurück! Machen Sie durch eine kühne edle That all' diesem Gerede, diesem wüsten Geschwätz der Welt ein Ende! Geben Sie meinen Sohn frei! Versöhnen Sie ihn mit seinem Vater, mit England, mit dem Parlament! Erlösen Sie ihn aus diesen schmachvollen Verlegenheiten, denen er sonst unterliegen muß! Geben Sie ihn frei, damit er sich ebenbürtig vermähle und das Parlament seine Schulden bezahle! Reichen Sie mir die Hand, Elisa, kommen Sie mit mir! Ich will Ihnen eine Zufluchtsstätte öffnen, wohin das Geräusch und das Hohngelächter der Welt nicht dringen, wo man Sie achten und lieben soll, und wo die Königin Sie segnen wird, weil Sie den Muth gefunden, Sich selber zu überwinden. O kommen Sie! Sie werden einen Gemahl verlieren, aber Sie werden eine Mutter dafür wiederfinden!«

Elisa hatte ihr bleich, in tiefster innerster Erregung zugehört, aber sie nahm die Hand nicht an, welche die Königin ihr darreichte, sie kreuzte die Arme über der Brust wie eine demuthsvolle Sclavin und hob das Auge zum Himmel empor.

»Ich habe meinem Gatten Treue bis in den Tod gelobt«, sagte sie, »ich muß ihm Wort halten! Ich darf meinen Gemahl nicht mehr verlassen, und ich kann nicht, denn ich liebe ihn!«

»Sie lieben ihn«, rief die Königin, und jetzt war sie nicht mehr die Mutter, sondern wieder die stolze zürnende Königin. »Sie lieben ihn, sagen Sie! Wehe dieser Liebe, die in starrem Egoismus den Geliebten opfert! Wehe über das Weib, das ihren Gemahl in's Verderben stürzt! Denn Sie werden ihn verderben und ein Tag wird kommen, wo er Ihnen fluchen wird!«

»George? Mir?« schrie Elisa entsetzt.

»Ja, Ihnen, denn Sie werden ihn um eine Krone, um einen Königsthron bringen! Und was werden Sie ihm dafür zu bieten haben? Ein Leben der Erniedrigung, der Schmach, des Hohns! Ein entblättertes Dasein, duftlos und blüthenleer! Aber nie, so lange ich lebe, soll es dahin kommen! Ich habe mich vor Ihnen bis zum Bitten, bis zum Flehen erniedrigt! Sie haben die Mutter von sich gestoßen! Jetzt fürchten Sie die Königin! Sie wollen meinen Sohn in's Verderben stürzen, ich aber will und werde ihn erretten, selbst vor Ihnen! Das ist mein letztes Wort!«

Und mit einem zerschmetternden, verachtungsvollen Blick auf Elisa verließ die Königin das Gemach.

Elisa schaute ihr mit starren, thränenschweren Blicken nach. »Ein Tag wird kommen, wo er mir fluchen wird?« murmelte sie leise, »ich werde ihn in's Verderben stürzen? Ich? Nein, nie soll das von mir gesagt werden! Wo ist die Königin, ich will ihr nach, ich —«

Wie sie der Thür zustürzte, öffnete sich diese und der Pfarrer Wyndham trat ein. Mit liebevollen Blicken trat er auf Elisen zu und reichte ihr seine beiden Hände dar.

»Elisa«, sagte er hastig, »fassen Sie Muth,

armes Kind. So eben ist eine Deputation des Unterhauses hier angelangt, und fragt nach Ihnen. Sie kommen als Abgeordnete des Parlaments, um von Ihnen selber zu erfahren, ob der Prinz sich wirklich mit Ihnen vermählt hat. Seien Sie standhaft, armes Kind! Denken Sie nicht daran, daß Ihre Antwort den Prinzen um eine Krone bringen kann. Mehr als eine Königskrone gilt Ihre Ehre und Ihr gutes Recht! Daran allein dürfen Sie denken!«

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Umstände beschleunigten die Entdeckung dieser Ueberzeugung. Als Herr v. Palm eines Abends zum Besuche in das Haus des Barons kam, fand er Selinden allein im Besuchszimmer; sie lag auf dem Sopha, hatte das Gesicht in die Kissen vergraben und schluchzte, während ihr ganzer Körper krampfhaft bebte. Er errieth, daß wieder Mißhelligkeiten zwischen den Frauen stattgehabt hatten; er wußte, was für Waffen bei solchen Anlässen gewöhnlich von der einen Seite geführt wurden und empörte sich im Stillen darüber.

»Vergeben Sie mir, daß ich eingetreten, Fräulein Selinde!« flüsterte er; »ich glaubte das Zimmer leer.«

Selinde sprang schnell auf und ihre Wange glühte vor Verlegenheit. »Daß Sie mich gerade so sehen mußten!« stammelte Selinde, und wollte sich entschuldigen; aber Roland betrachtete sie mit solch innigem Mitleid, daß ihr Stolz schwand und sie von Neuem in Thränen ausbrach. — »Ein Auftritt, der vor einer Viertelstunde stattgefunden, hat mich ganz überwältigt«, fuhr sie nach einer Weile fort, nachdem sie sich wieder einigermaßen gefaßt hatte. »Es soll jedoch der letzte Wortwechsel sein, den ich in diesem Hause habe. Wenn ich länger hier bliebe, so mag Gott wissen, was aus mir noch würde! Ich kann nicht mehr ertragen, ich darf es nicht länger ertragen. Sie haben uns armen Waisen stets ein aufrichtiges Mitgefühl erzeigt, Herr v. Palm; wollen Sie mir nun auch behülflich sein zu einer unabhängigen Existenz?« Sie lächelte bei diesen Worten, denen sie eine heitere Betonung zu geben versuchte, obschon der Ernst ihrer Gefühle sie sogleich wieder übermannte. — »Ich bin fest entschlossen, dieses Haus zu verlassen«, fuhr sie fort und unterbrach damit die Einreden Roland's. »Ich will in Zukunft von keinem Menschen mehr abhängig sein. Es steht in Ihren Kräften, mir zu helfen; aber von meinem Entschluß vermögen Sie mich nicht abzubringen. Ich bin nicht von Sinnen, wenn ich mich vermesse, künftighin selber meinen Unterhalt zu verdienen. Ich habe ein kleines Vermögen, das mir jährlich eine Rente von zweihundert Thalern abwirft; ich besitze einige Kenntnisse in Sprachen und Musik und singe nicht übel. Wenn es mir nun gelingt, hier Unterrichtsstunden zu erhalten, Zöglinge zu bekommen, so kann ich nicht nur mit Lilly behaglich leben, sondern darin auch ein Mittel gegen künftige Verarmung finden, und brauche die Rente der armen Lilly nicht anzugreifen. Ich habe eine Freundin hier, eine achtbare ältere Frau, die mir gerne ein Stübchen in ihrem Hause abtreten wird. Ich werde hier manche Bekannte finden, die zu den Lebzeiten meines seligen Vaters demselben nahe standen, und der Eine oder der Andere von denselben, der mich früher singen hörte, wird sich herbeilassen, mich zur Singlehrerin seiner Kinder anzunehmen. Weiter will ich von Keinem begehren. — Sie, Herr v. Palm, haben einen großen Kreis von Freunden und Bekannten, — würden Sie so freundlich sein, mich bei denselben zu empfehlen? Doch ich vergesse, Sie haben mich ja noch niemals singen hören!« Sie wollte an's Piano treten; sie hatte mit solch athemlosem Eifer gesprochen, daß er sie nicht hatte unterbrechen können; nun aber streckte er seine Hand gegen sie aus und vereitelte ihre Absicht.

»Wie?« rief er; »Sie wollen sich soweit erniedrigen, in den Häusern von Leuten Unterricht zu geben, die Sie in besseren Tagen gekannt haben? Sie wollten sogar vor mir eine Probe im Singen bestehen?.... Selinde.....« Er hielt plötzlich inne und ging in großer Bewegung im Zimmer auf und ab; Selinde blickte ihn überrascht an.

»Wenn ich stolz bin, Herr v. Palm«, sagte sie kalt, »so ist es wenigstens nicht der Stolz, der mich unfähig macht, mich in das Unab-

wendbare zu fügen. Unterricht in der Musik geben, seinen Unterhalt ehrbar erwerben, heißt bei mir nicht sich erniedrigen. Ich liebe die Musik", fuhr sie wärmer werdend fort; „es ist eine Kunst, die nicht entwürdigt. Wenn ich nur Zöglinge und Schüler genug habe, um für die Bedürfnisse meiner kränklichen Schwester zu sorgen, so werde ich glücklicher sein, als ich seit — seit langer Zeit gewesen bin! . . . . ."

„Aber es ist ein undankbarer Beruf, eine Plackerei der schlimmsten Art, eine Sclaverei an Geist und Körper! es würde Ihr Tod sein!" fiel ihr Roland schnell in's Wort. „Selinde, Sie baten mich um meine Hülfe; aber die Rolle des Bittenden ist nun an mir. Ich wußte bis zu diesem Augenblicke kaum, daß ich Sie liebte; aber nun fühle ich es in jedem Pulse meines Wesens — Selinde, nehmen Sie meine Liebe an; werden Sie meine Gattin, verfügen Sie über mein Haus und mein Vermögen!"

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Schweres begreift der Verstand; es enthüllet dem Sinn sich das Schöne,
Doch was erhaben und groß, faßt nur ein reines Gefühl.

Am besten wird das Haus vom strengen Mann regiert?
Nein, wo die Mutter mild der Sitte Scepter führt.

Verschiedenes.

Einem Ehekandidaten ist jüngst die Ansässigmachung in Augsburg verweigert worden, weil er weder lesen noch schreiben konnte. Darauf hat er gelernt, mit Noth. seinen Namen zu schreiben, was er in einer Eingabe an den Magistrat als Neuigkeit anführte, und hat sodann die Erlaubniß erhalten. Er ist aus dem Elsaß und behauptete, in seiner Heimath sehe man nicht darauf, ob Einer lesen oder schreiben könne.

Ein Stuttgarter Fruchthändler, erst seit 14 Tagen in zweiter Ehe lebend, ist mit dem eingebrachten Vermögen seiner Frau flüchtig gegangen und hat letzterer Nichts hinterlassen, als 6 Stiefkinder.

Die Mutter eines 11jährigen Knaben in Trogen (Schweiz) wollte denselben, da es Sonntag war, mit sich in den Gottesdienst nehmen. Vergeblich suchte sie aber unter den nach Gewohnheit in Reihe und Glied aufgestellten Schuhen ihrer vielen Kinder diejenigen ihres Knaben Ulrich. Sie konnte dieselben nirgends finden, und sah sich darum veranlaßt, ihren Knaben zu Hause zu lassen. Derselbe wollte nun die freie Zeit zum Baden benutzen, und — ertrank. Wie die Mutter aus der Kirche zurückkehrte, kam ihr die Schreckensbotschaft entgegen, und beim Eintritt in das Haus war das Erste, das sich ihren Blicken darbot — die Schuhe ihres ertrunkenen Knaben, am gewohnten Platze stehend, wo sie dieselben vorher vergeblich gesucht hatte.

Nach der russischen Etikette darf kein Unterthan, der nicht zum Hofe gehört, mit einer Prinzessin des kaiserlichen Blutes tanzen. Ein neulich von St. Petersburg in London eingelaufener Brief berichtet folgende Anecdote: Ein junger Husarenlieutenant, der die Etikette nicht kannte, forderte kürzlich die Großfürstin Olga zum Tanze auf, und diese, welche an seinen Orden sah, daß er in der Krim gedient hatte, willigte ein. Der Kaiser, welcher seine Schwester mit dem jungen Officier walzen sah, ließ letzteren, sobald er seine Tänzerin verlassen, kommen, und sagte ihm lächelnd, daß er einen Verstoß gegen die Etikette begangen habe. „Da ich höre", fuhr der gutmüthige Monarch fort, „daß Sie sich in Sebastopol ausgezeichnet haben, so nehme ich Sie in meine Adjutantur und jetzt, da sie zum Hof gehören, können Sie wieder mit der Großfürstin tanzen, wenn sie Nichts dagegen hat."

Auflösung des Räthsels in Nro. 107:

Die Stadt Hannover liegt an der Leine.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 109. Dienstag, den 9. September 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Elisa schüttelte traurig ihr Haupt. „Ich habe keine andere Ehre", sagte sie, „als meine Liebe; und mein gutes Recht ist es, für sein Glück das meinige hinzugeben."

„Elisa, Sie werden nicht so tollkühn sein, selbst Ihre Ehe zu verleugnen? Und wenn Sie's thun, so bin ich da, ich, der Sie vor Gottes Altar ehelich verbunden, ich werde Zeugniß für Sie ablegen!"

Sie streckte fast gebieterisch die Hand gegen ihn aus. „Ich werde selber für mich zeugen, und keines andern Zeugnisses bedarf es!"

Und als jetzt hastig und erschrocken John Brown hereintrat, als er mit stotternder Zunge meldete, daß eine Deputation aus dem Unterhause da sei und Lady Fitz-Herbert zu sprechen begehre, sagte Elisa ruhig und fest: „Man führe sie herein! Ich will diese Herren empfangen!"

John Brown riß die Thür auf, und mit feierlichen, gemessenen Schritten trat die aus zehn Männern bestehende Deputation herein. — William Pitt's List war also gelungen. Dank den mächtigen Gläubigern des Prinzen hatte das Unterhaus, um die Regentschaftsfrage zu entscheiden, beschlossen, sich erst Gewißheit darüber zu verschaffen, ob der Prinz wirklich vermählt sei.

Elisa empfing diese Herren, die sich tief vor ihr neigten, mit einem stummen, ernsten Gruß.

„Verzeihung, Madame", sagte der würdige Alderman, fast verlegen vor ihren großen, fest auf ihn gerichteten Blicken, „Verzeihung, wenn wir es wagen, vor Ihnen zu erscheinen, aber uns sendet das hohe Parlament."

„Es sendet uns mit einer Frage", fiel Mr. Steele ein, „welche darüber entscheiden soll, ob der Prinz Regent wird und das Parlament seine Schulden bezahlt."

„Deßhalb, Mylady", sagte Andrews feierlich, "ja, deßhalb allein beschwören wir Sie, die Wahrheit zu sagen, sonder Menschenfurcht, Nichts als die Wahrheit."

„Was ist es, daß das Parlament mich fragen läßt?" fragte Elisa ruhig.

Neweham räusperte sich und nahm eine feierliche, stolze Miene an. "Ich, Neweham, Alderman von London, Mitglied des Unterhauses, ich frage Sie als Abgeordneter des Parlaments, im Namen dieser ehrenwerthen Deputation: 'sind Sie, Miß Elisa Fitz-Herbert, die angetraute Gemahlin des Prinzen von Wales? Hat er, wie das Gerücht sagt, sich mit Ihnen, der Katholikin, von einem katholischen Priester trauen lassen? Im Namen des Parlaments fordern wir Antwort auf diese Frage!"

Eine Pause trat ein. Aller Blicke wandten sich auf Elisa, welche da in der Mitte des Gemachs an der Seite des Priesters stand. Als dieser sich zu ihr neigte, als er mit flüsternder Stimme zu ihr Worte der Ermuthigung und des Trostes sprach, und sie aufforderte, die Wahrheit zu sagen und ihre Ehre zu retten, wehrte sie ihn fast ungestüm mit der Hand zurück und trat einige Schritte vorwärts.

„Ich bin bereit zu antworten", sagte sie mit fester, klarer Stimme. „Nein, Gentlemen, ich bin nicht verheirathet, ich bin nicht die Gemahlin des Prinzen von Wales!"

„Glaubt ihr nicht!" rief eine athemlose, angstvolle Stimme hinter ihnen, und mit bleichem Gesicht stürzte der Prinz von Wales herein, eilte er zu Elisen hin und, sie fest in

seine Arme schließend, wiederholte er: „Glaubt ihr nicht! Sie hintergeht Euch! Sie ist mein Weib, meine Geliebte!"

Elisens Antlitz leuchtete auf in seligem Entzücken. „Ja", sagte sie freudig, „seine Geliebte, doch nicht sein Weib! Er liebt mich, und diese Liebe ist mein Stolz, mein Glück, meine Freude, mein Sacrament! Gott wird sie segnen, wenn auch kein Priester sie gesegnet hat. Gott wird verzeihen, wenn auch die Menschen mich verdammen werden! Ich bin seine Geliebte und nicht seine Gemahlin! Geht, Gentlemen, und sagt das dem Parlament!"

„Wir werden ihm Ihre Worte wiederholen", rief Neweham freudig. „Kommt, meine Herren, wir haben unsern Auftrag erfüllt, das Unterhaus erwartet uns, und wir werden ihm sagen, daß der Prinz von Wales nicht vermählt ist!"

Und nachdem sich die ehrenwerthen Herren tief verneigt hatten, verließen sie langsam und feierlich, im vollen Gefühle ihrer parlamentarischen Würde, das Gemach.

„Elisa, was hast Du gethan?" sagte der Prinz entsetzt.

Sie sah ihm mit strahlenden Augen tief in sein schmerzzerrissenes Angesicht.

„Was ich gethan habe?" fragte sie. „Ich habe dem Prinzen von Wales den Thron erhalten! Ich habe ihm gezeigt, daß ich ihn mehr liebe, als meine Ehre, und daß nie ein Tag kommen soll, an welchem er mir fluchen wird!"

Sie hatte mit einem seligen Lächeln, mit leuchtendem Angesicht so gesprochen, aber jetzt wich die Farbe von ihren Wangen, jetzt erstarb das Feuer ihrer Augen, und mit einem leisen Schrei sank sie ohnmächtig in die Arme des Prinzen.

Er neigte sich über sie und küßte ihre erbleichenden Lippen. „Ich werde Dich nie verlassen", flüsterte er, „niemals, und sollte ich darüber auch eine Krone verlieren!"

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Herr v. Palm hatte schüchtern begonnen und nicht soweit gehen wollen; aber die Leidenschaft riß ihn hin, als er Selinde so muthvoll, heftig und selbstvertrauend, so schön und bescheiden vor sich stehen sah. Er ward am Ende glühend und wünschte sich die Kraft und Beredtsamkeit eines Gottes, um sie überzeugen und gewinnen zu können.

„Herr v. Palm, Ihre Großmuth führt Sie zu weit!" erwiederte ihm Selinde besonnen und kalt; „ich würde Ihnen für diesen Edelmuth danken, wenn ich Sie für etwas Anderes ansehen könnte, als für den künftigen Gatten meiner Cousine Valerie. Lassen Sie uns Beide vergessen, was wir soeben mit einander gesprochen haben: ich werde im Stande sein, meinen Plan auch ohne Ihre Hülfe auszuführen!"

Sie wandte sich stolz und und unzugänglich von ihm ab, und ihre Züge verriethen einen leisen Schmerz getäuschter Hoffnungen.

Roland war von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt, fühlte sich aber nur durch einen einzigen Wunsch gespornt — den nämlich, ihre Gleichgültigkeit zu besitzen. Mit weit mehr Ungezwungenheit, als er sich noch vor einer Stunde zugetraut haben würde, erneuerte er seine Betheuerungen und Bitten, und warf sich ihr endlich sogar zu Füßen.

„Um Ihrer selbst willen stehen Sie auf, Herr Baron, und thun Sie mir die Liebe, an die Aufrichtigkeit meiner Versicherungen zu glauben!" rief Selinde mißbilligend. — „Wenn Sie in diesem Tone fortfahren, muß ich es für eine absichtliche Kränkung ansehen! Haben Sie Ihre Pflichten gegen Valerien ganz vergessen, mit welcher Sie so gut wie verlobt sind?.... Stille! ich höre Stimmen! stehen Sie auf! Um's Himmelswillen geben Sie mich nicht dieser neuen Schmach preis!"

Aber es war schon zu spät. Valerie und ihre Mutter traten in's Zimmer. Ueber die gegenseitige Stellung Beider konnte kein Zweifel mehr obwalten: Roland glühte vor Scham und Verlegenheit; Selinde blickte entrüstet und betrübt drein. Valerie erblaßte, als sie den Zusammenhang errieth, und warf sich in einen Lehnstuhl, um ihre Aufregung zu verbergen; sie besaß so viel Würde und Selbstgefühl, um dem Manne, der sie hintergangen hatte, den herben Schmerz über seinen Verrath zu verbergen. Sie beargwöhnte Selinde nicht im Entferntesten, daß sie Roland's Neigung zu gewinnen gesucht habe; aber sie haßte sie eher

desto heftiger eben darum, weil ihr Triumph ein so ungesuchter und absichtsloser gewesen war.

Tante Adelgunde urtheilte ganz anders: engherzig und argwöhnisch wie sie war, zweifelte sie nicht im Mindesten, daß der ganze Auftritt das Ergebniß absichtlich angelegter Pläne und Koketterien Selinden's sei; daß diese sich bei Roland über ihre Lage beklagt und die Cousine hinter dem Rücken heruntergesetzt und ausgestochen habe; sie sah in dem ganzen Auftritt nur ein Gewebe von Undank und Arglist. Zornglut stieg ihr in's Gesicht, Scheltworte traten ihr auf die Lippen, aber Herr v. Palm schlug sich sogleich in's Mittel.

„Sie haben mich in einem unglücklichen Augenblicke überrascht, Madame", sagte er mit hochgerötheten Wangen. „Ihre Nichte ist unter Ihrem Dache unglücklich; ich habe ihr ein Asyl unter dem meinigen als meine Gattin angeboten, aber sie hat es abgelehnt!"

„Herr Baron! — Herr v. Palm! — Eine solche Frechheit ist fürwahr unerhört! — komm', Valerie!" rief Tante Adelgunde; aber Herr v. Palm verbeugte sich kalt und ging, und einen Moment später verließ auch Selinde das Empfangszimmer.

Wäre die Absicht, des Oheims Haus zu verlassen, nicht zuvor schon in Selinden's Seele fest gestanden, so würde dieser Auftritt sie gereift haben. Die Ursache zum letzten Wortwechsel war Selinden's Weigerung gewesen, die Familie des Oheims nach Hageneck zu begleiten, wohin diese sich jetzt begeben wollte. Abgesehen von den schmerzlichen Erinnerungen, welche jener Ort in Selinden's und Lilly's Gemüth wieder erwecken mußte, konnte die Erstere nämlich den Gedanken nicht ertragen, in der nächsten Nachbarschaft von George Werth zu verweilen. Sie hatte inständig gebeten, doch unter jeder Bedingung und Entbehrungen aller Art in Münster bleiben zu dürfen, sie hatte demüthig gefleht und Vorstellungen aller Art versucht, aber vergebens. War durch dieses „kapriziöse Betragen Selinden's" wie es Tante Adelgunde nannte, diese schon gegen sie aufgebracht gewesen, so hatte die Scene zwischen ihr und Roland noch Oel in's Feuer gegossen, und die Tante vergaß sich soweit, daß sie Selinden mit Schimpfwörtern, Hohn und gemeinen Vorwürfen überhäufte, wie sie nur der blinde Zorn im ersten Ausbruch einem niedrigdenkenden Menschen eingeben kann. Selinde hörte Alles mit stummer Verachtung an, bis ein ungewöhnlich schimpfliches und gehässiges Beiwort ihre empfindlichste Stelle traf, und sie in namenloser Empörung und wildem Schmerze aufwallend rief: „Genug, Madame! kein Wort weiter! ich kann nicht mehr ertragen! Und stünde Tod auf dem Gegentheile, ich könnte keine Nacht mehr unter Ihrem Dache zubringen!"

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Es ist kaum ein Jahr, daß P. Gärtners Werk „Geschichte der bayerisch-rheinpfälzischen Schlösser" erschienen, und schon wird ein anderes angekündigt, das denselben Gegenstand behandelt. Pfarrer J. G. Lehmann zu Nußdorf kündet soeben eine „Urkundliche Geschichte der Burgen und Bergschlösser in den ehemaligen Grafschaften und Herrschaften der bayerischen Pfalz" an, die in vier bis fünf Bänden erscheinen soll, von denen die zwei ersten die Geschichte der 36 Schlösser im ehemaligen Speyergau bringen sollen. Auf diese wird die vollständige Geschichte der Graven von Leiningen-Hartenburg und Westerburg und ihrer Schlösser folgen, ein Gebiet, auf dem der Verfasser schon früher lange gearbeitet hat. Daran wird sich die Geschichte der Burgen in der Wormser Diöcese, so weit sie in der jetzigen Pfalz liegen, anschließen. Auch die Burgen in der Umgebung des Donnersbergs, dann die der Rauhgraven und der Spanheimer, sowie die Geschichte der Graven von Zweibrücken werden ihre Beleuchtung finden. Der Preis des Werkes soll so berechnet werden, daß der Großoctavbogen auf 4 kr. zu stehen kommt. Demnächst wird auch eine andere Schrift erscheinen unter dem Titel: „Bad Gleisweiler, das obere Haardtgebirg und die pfälzische Schweiz." Sie ist besonders zum Führer für Touristen und die Kurgäste des genannten Bades bestimmt, das allerdings an herrlichen Umgebungen sehr reich ist. Bei dieser Gelegenheit versäume ich nicht zu bemerken, daß die 75jährige Sophie Schröder sich gegenwärtig mit ihrer Tochter, der als Schröder-Devrient bekannten Frau v. Bock, im Bad Gleisweiler

aufhält und die dortigen Kurgäste nicht selten durch Vorträge erfreut, die heute noch die hochberühmte Künstlerin erkennen lassen.

Landwirthschaftliches.

(Einfaches Mittel gegen den Kornwurm.) Von einem vielerfahrenen Oeconomen erhalten wir die Mittheilung eines ebenso einfachen als sicheren Verfahrens zur Abhaltung des Kornwurmes, welches darin besteht, daß man auf die Getreidespeicher und sonstige zur Aufbewahrung von Getreide bestimmten Locale frisches Heu streut. Unser Gewährsmann versichert, daß, nachdem alle Mittel zur Abhaltung des schädlichen Insectes fruchtlos geblieben, sich dieses kostenlose und leichte Verfahren überraschend wirksam gezeigt hat.

Lebensphilosophie.

Wahrlich, der redliche Freund ist unter den Gütern der Menschen
Ewig das Schönste für Den, welcher ihn weise bewahrt.

Es gibt noch Glückliche, wenn du auch keiner bist;
Die Freud' ist auf der Welt, wenn sie auch dein nicht ist.
Doch diese Freud' ist dein, daß viele freu'n sich können,
Und diese Freud' allein wird Niemand dir mißgönnen.

Verschiedenes.

(Sonderbare Heilung der Taubheit.) Ein französisches Journal erzählt, daß kürzlich bei einer Feuersbrunst unweit Maubeuge, sich unter der Löschmannschaft auch ein Mann eingefunden, der seit mehreren Jahren taub war. Da er inmitten des Trubels die Befehle des Spritzen- und Schlauchführers nicht vernehmen konnte, geräth er vor eine Spritze, die eben in voller Thätigkeit ist. Von dem Wasserstrahl an den Kopf getroffen, stürzt er nieder und wird fast leblos vom Platze getragen. Als er erwachte, greift er an seine Ohren, er vernimmt ein gewaltiges Brausen, und als sich solches legt, hat der Mann sein vollkommenes Gehör wieder erlangt.

Als eine Probe, wie es mit der Bildung einzelner Dorfschulzen in Preußen beschaffen ist, theilt die Feuerspritze den Wortlaut eines amtlichen Attestes mit, welches ein Gendarm als ihm von einem Ortsschulzen übergeben, seinem Landrath kürzlich eingereicht hat. Das merkwürdige Actenstück lautet: „Igad des Thiere, das der Schandaren Plumbun dreifache bunten ein Gebracht hat", was, in's Deutsche übersetzt, heißen soll: „Ich attestire, daß der Gendarm Plumbun drei Vagabunden eingebracht hat."

Mehrere Bewerber um eine Lehrerstelle wurden examinirt. Einer davon, dem man die Stelle nicht gönnte, blieb auf keine Frage eine Antwort schuldig. Der Examinator, der die Stelle einem seiner Verwandten zuwenden wollte, legte jenem eine schwere, zur Prüfung unpassende Frage vor. Der junge Mann schwieg. Jetzt trat der Examinator triumphirend vor ihn hin, mit den Worten: „Nicht wahr, nun stehen die Ochsen am Berge." Dieser erwiederte kurz, einen Schritt zurücktretend: „Verzeihen Sie, ich bin kein Berg!"

In einer Zeitung stand folgende Heirathsanzeige: „Mit dem reinsten Entzücken zeigen wir hiemit unsern geschätzten Anverwandten und Freunden unsere am 7. Februar vollzogene eheliche Verbindung an. Nicht jugendlich aufbrausende, bald verfliegende Empfindung leitete uns zu diesem Schritte, indem wir Beide zusammen uns eines Alters von 131 Jahren zu erfreuen haben."

Räthsel.

Die beiden Ersten sind die beiden Letzten;
Die Letzten sind allein oft nur die Ersten.
Wiewohl von Gott damit beglückt,
Das Ganze Eltern doch oft drückt.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 110. Donnerstag, den 11. September **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XVI. Ein letzter Versuch.

Das großmüthige Opfer hatte seine Früchte getragen. Elisa Fitz-Herbert hatte sich selber und ihre Ehre hingegeben, um den Geliebten zu retten, und das Schicksal hatte ihr Opfer angenommen. Der Prinz war von der Gefahr, welche ihn bedrohte, errettet, das heißt, das Parlament war über die Motion einer weitern Untersuchung der heimlichen Ehe des Prinzen zur Tagesordnung übergegangen und hatte sich mit der Erklärung der Lady Fitz-Herbert zufrieden gegeben. Diese Frage also verlassend, war man zur Regentschaftsfrage zurückgekehrt, und das hohe Haus, gerührt vielleicht von den Qualen, welche man jetzt schon seit Wochen den Prinzen von Wales erdulden ließ, oder müde der langen Debatten, hatte den Prinzen, im Fall der Nothwendigkeit einer Regentschaft zum Regenten ernannt.

Es hatte also den Anschein, als ob der Prinz den Sieg über den Schatzkanzler davongetragen, als ob William Pitt dem mächtigen Gegner, welcher mit seinen Gläubigern, seinen Schulden und seiner großmüthigen Geliebten ihn bekämpfte, endlich würde weichen müssen.

Aber William Pitt verzagte nicht. — Sein erfinderischer Kopf hatte bald ein neues Mittel ersonnen, um sein Ziel doch noch zu erreichen. Er hatte zuerst eine lange Besprechung mit den Aerzten des Königs, und als diese ihm versichert, daß der König jetzt auf dem Wege der Genesung, und daß es nur irgend einer Freude, einer angenehmen Aufregung bedürfe, um ihn ganz wieder gesund zu machen, ließ William Pitt die Deputation der Gläubiger des Prinzen zu sich kommen, entwarf mit ihnen einen neuen Plan, wie sie den Prinzen zwingen sollten, seine Schulden zu bezahlen, und theilte ihnen in seiner feurigen und beredten Weise die pikante und absonderliche Intrigue mit, welche er sich zu diesem Zweck ersonnen hatte. Die ehrenwerthen Herren, ganz entzückt von der Idee, vielleicht bald zu ihrem Gelde zu gelangen, erklärten sich freudig bereit, auf William Pitt's Plan einzugehen und [illegible] genau seinen Vorschriften zu folgen.

Nachdem der [illegible] diese Zusicherung erhalten und die begeisterten, [illegible]dürftigen Gläubiger des Prinzen verabschiedet hatte, schrieb er eilig einige Worte an Miß Robinson, bat sie, ihn in einer Stunde erwarten zu wollen, und dann, nachdem er einen Boten mit diesem Briefchen, abgesandt, legte er sich nieder, um nach langen Tagen und Nächten der Arbeit und der Anstrengung eine Stunde zu ruhen, eine Stunde zu schlafen, bevor er den Kampf mit dem Prinzen auf's Neue beginne.

Miß Robinson empfing die Botschaft William Pitt's halb mit Freude, halb mit Zorn. Fast eine Woche war vergangen, seit der Schatzkanzler nicht bei ihr gewesen und in dieser langen Zeit war nicht der kleinste Gruß von ihm zu ihr gelangt. Diese Vernachlässigung, diese Kälte hatte die von so vielen Triumphen und Huldigungen verwöhnte Künstlerin mit tiefem Groll erfüllt, sie war überzeugt, daß sie diesen treulosen kaltherzigen William Pitt hasse und verachte und dennoch und wider ihren Willen klopfte ihr Herz vor Freude, als sie seine Botschaft empfing, und dennoch erwartete sie ihn jetzt mit sehnsuchtsvoller Ungeduld, und dennoch eilte sie, sich mit der ganzen Coquetterie einer schönen jungen Frau zu schmücken, um

dem Geliebten zu gefallen, um ihm ihre Schönheit im vollen Glanz der Toilette zu zeigen.

„Mir scheint“, sagte sie mit einem köstlichen Lachen, „daß ich heute ein ziemlich verführerisches und reizendes Weib bin, wohl im Stande, selbst das Kieselherz des Schatzkanzlers William Pitt zu rühren. Aber freilich“, fuhr sie dann schnell umdüstert fort, „es wird mir nachgerade ungewiß, ob er überhaupt ein Herz hat.“

Sie trat vom Spiegel zurück und ging langsam und sinnend auf und ab. Sie dachte an Alles, was sie in diesen Tagen erlebt hatte, an ihre Triumphe im Drurylane-Theater, an die arme Elisa Fitz-Herbert, welcher sie einen so grausamen Schmerz bereitet hatte, an William Pitt, der sie so kalt vernachlässigte, an Fox, der sie mit so glühender Liebe verfolgte, und an den Prinzen von Wales, der sich so kühn vermessen, daß sie ihn lieben solle, und der auch jetzt noch, jetzt nach dieser Scene im Pavillon von Carltonhouse, sich noch nicht für übe[illegible]nden zu halten, noch seine Wette nicht aufzugeben [illegible]ien, denn heute Morgen erst hatte Miß Robinson [illegible] erhalten, in welchem er mit zärtlichen Worten bat, ihm ein Rendezvous zu bewilligen, nach Brighton in seine Cottage zu kommen, in dem Frieden dieser süßen Einsamkeit Frieden zu machen auch mit ihm und ihm das Glück und die Freude wiederzugeben, welche ihn verlassen, seit Perdita ihm zürne.

Miß Robinson hatte dieses zärtliche Briefchen unbeantwortet gelassen, sie hatte es mit tiefer Indignation gelesen, und gegenüber diesen heitern sorglosen Zeilen erinnerte sie sich des bleichen und thränenbethauten Angesichts der schönen Elisa.

„Aber ich will jetzt an alles Dieses nicht mehr denken“, sagte sie zu sich selber, „ich will an Nichts mehr denken, als an William Pitt. Ich will noch ein Mal versuchen, die Eiskruste, welche die Politik über sein Herz gelegt und unter der es erstarrt ist, zu durchbrechen. Aber dies ist mein letzter Versuch! Flammt sein Herz auch heute nicht auf, willigt er darein, daß ich dem Prinzen von Wales dies Rendezvous gewähre, dann werde ich den Rest dieser Liebe, die noch in meinem Herzen für ihn blüht, wie Unkraut aus demselben fortreißen und mich rächen, wie es einem beleidigten Weibe geziemt. Warum hat er sich bei mir anmelden lassen? Soll dies ein Liebesbegegnen sein oder nur eine politische Zusammenkunft? Das wollen wir sehen und danach will ich entscheiden!“ Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach sie in ihrem Selbstgespräch, Perdita's Augen leuchteten höher auf und sie eilte hin, die Thür zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

4.

Selinde strafte die Versicherung nicht Lügen, welche sie Herrn v. Palm gegeben hatte: daß sie sich nämlich im Stande fühle, ihren Lebensunterhalt als Musik- und Gesanglehrerin zu verdienen. Münster war freilich hiefür nicht der geeignete Ort; sie fühlte, daß Tante Adelgunde aus Stolz und unversöhnlicher Gehässigkeit sie um so unbarmherziger verfolgen würde, je mehr Unrecht und Demüthigung auf ihrer, der Tante, Seite lag, falls Selinde sich hier niederlassen würde. Sie verschaffte sich daher Empfehlungen nach einer größern Stadt in einem entfernten Landestheile, siedelte mit Lilly dorthin über, und machte sich mit Aufgebot aller geistigen und körperlichen Kraft an ihre Aufgabe. Anfangs erging es ihr hart, und sie hatte mit großen Schwierigkeiten und Mißerfolgen zu kämpfen; allein ihre Geduld und Ausdauer bewältigten alle Schwierigkeiten, und ihre Erfolge bei den ersten wenigen Schülern und Schülerinnen empfahlen sie in weiteren Kreisen. Schon nach einem halben Jahr hatte sie Beschäftigung und Verdienst genug, um nicht einmal ihrer Rente zur Bestreitung des kleinen Hausstandes zu bedürfen. Die Mehrzahl ihrer Schüler gehörte den wohlhabenderen Ständen an, namentlich dem höhern Bürger- und Beamtenstand, wo es noch Leute gibt, welche derartigen Unterricht nicht nach Armuth der Lehrerin, sondern nach dem Werthe ihrer Leistungen ablohnen, und die die geistige Kraft des schönen Mädchens bewunderten, das die Schickungen der Vorsehung mit ebenso viel Festigkeit und Thatkraft als Ergebung trug.

Selinden's Beruf war kein leichter; in der Fülle des Luxus und Reichthums verzogen, fühlte sie Anfangs schmerzlich die Entbehrung aller derjenigen Behaglichkeiten und Nebendinge, woran sie früher gewöhnt war, vor Allem aber den Mangel an freier Bewegung, reiner frischer Luft und dem weiten Horizont der schönen Landschaften ihrer Heimath.

„O daß ich nur ein Stündchen mich in den Wäldern der Heimath ergehen oder einen der Hügel ersteigen könnte, von wo man hinunterschaut auf den herrlichen Strom mit seinen Reben-umrankten Ufern, seinen Ruinen und Städten und Dörfern!“ seufzte sie oft in stiller Abendstunde, wenn sie noch allein bei einem Buche saß, und auf die leisen gleichmäßigen Athemzüge Lilly's lauschte. Die Sehnsucht nach dem Landleben stieg dann oft bei ihr nahezu bis zum Heimweh. Alsdann erst ermannte sich in Selinden die innere Kraft und das schöne, feine Gefühl. Die physischen und geistigen Strapazen ihres Berufs waren etwas Neues für sie, aber nicht stark genug, um sie zu bewältigen. Ihre Gesundheit ließ Nichts zu wünschen übrig, und Strapazen hatte sie nie gefürchtet; überdem waren die langen Gänge, welche sie von einem Haus zum andern zurücklegen mußte, oft die beste Erleichterung für ihr unruhiges heftiges Gemüth. Selinde fand gerade im Bewußtsein ihrer Pflichten auch die Kraft, den Anforderungen derselben zu genügen. Die größte Anstrengung kostete es sie nur, mit Sanftmuth und Geduld die Trägheit, Fahrlässigkeit oder das schlechte Fassungsvermögen ihrer Zöglinge zu ertragen, welche für ihren raschen Geist und ihr feinfühlendes Ohr eine wahre Pein waren. Wäre irgend ein geliebtes theilnehmendes Auge vorhanden gewesen, um die Bemühungen zu beobachten und zu belohnen, welche Selinden im Kampf mit ihrem angeborenen Temperament machte, oder hätte irgend eine handgreifliche Belohnung für ihren Erfolg in Aussicht gestanden, Selinde hätte nicht ernster und unermüdlicher streben und ringen können. Das Leben hatte ihr manche bittere Lehre gegeben: früher, in den Tagen ihres unbewölkten Glückes, hatte sie kein Bedürfniß nach eigener Fortbildung gefühlt; der Stolz, die Abneigung gegen Tadel, die hochmüthige Selbstschätzung, welche ihren Verlobten unangenehm berührt hatten, waren Selinden nur wie eine Geltendmachung ihrer unveräußerlichen Rechte erschienen. Seither aber hatte sie in feierlichen Nachtwachen, in mancher Stunde einsamen Gebets mitten unter dem Lärm und geschäftigen Treiben einer großen Stadt, oft bei sich selber eingekehrt, ihr Herz einer sorgsamen Prüfung unterworfen und für ihr Leben ein erhabeneres Ziel und einen heiligeren Beweggrund gefunden. Sie fühlte sich in ihrer gegenwärtigen Lage und Lebensweise nicht unglücklich; Niemand kümmerte und interessirte sich um die innere Strömung und den Verlauf ihres Lebens; aber es wäre auch wenig werth gewesen, hätte es nur von Beobachtung oder Anerkennung sich leiten lassen und abgehangen. Allein zuweilen, wenn irgend ein Umstand oder Ereigniß ihr bewiesen hatte, daß sie nun ihre früheren Fehler besiegt oder sich abgewöhnt, leuchteten Selinden's Wangen in höherer Gluth auf, und Thränen traten ihr in die Augen. „Ob er mich wohl noch liebt?“ fragte sie sich dann; „Gott sei Dank, ich bin seiner Liebe nun würdiger, als damals, wo er mir sie schenkte!“

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

In einer Sitzung der Pariser Academie der Medicin vom 19. August theilte Dr. Pierry die Entdeckung einer mit Fleischbouillon bereiteten künstlichen Milch mit, wovon ihm zufolge selbst bei Anwendung von Fleisch und Knochen der besseren Qualitäten, das Litre nur auf 10 Centimen, d. h. ein Drittel so theuer als gewöhnliche Milch zu stehen käme. Diese Entdeckung, ganz zufällig in der großen Fabrik von Chollet u. Comp. (Nahrungsmittelconserven) gemacht und im Beisein wissenschaftlicher Notabilitäten mehrere Male wiederholt, könnte, dem gelehrten Mediciner zufolge, eine wahre Wohlthat für die Menschheit werden, wenn sich die ernährenden Eigenschaften dieser Flüssigkeit in der Praxis bewähren sollten. Bis jetzt läßt sich nur so viel sagen, daß sie ganz den Anblick und den Geschmack der wirklichen Milch hat, sowie auch unter dem Mikroskop von bloßen Emoltionen sich durch Vorhandensein wahrhafter Kügelchen unterscheidet; sie gerinnt sogar wie diese und es fehlt ihr nur an dem eigenthüm-

lichen Aroma sowie am Zucker der natürlichen Milch, welches beides jedoch nach Dr. Pierry auf künstlichem Wege hinzugefügt werden könnte. Im Uebrigen enthält das Präparat sämmtliche nährenden Bestandtheile der Fleischbrühe, nämlich Gelatin, Albumin, Fibrin, Osmazom 2c. In der That scheint die künstliche Milch Nichts als eine physikalische Transformation der Fleischbrühe mittelst eines starken Dampfstroms zu sein, der mit ihr zusammen aus einer engen Oeffnung herausgepreßt wird. Die Academie der Medicin hat die nähere Prüfung dieser Mittheilung angeordnet.

Lebensphilosophie.

Wer immer Anspruch macht auf Das, was nicht beschieden
Ihm ward, ist mit der Welt beständig unzufrieden.

Mußt nicht widersteh'n dem Schicksal,
Aber mußt es auch nicht fliehen,
Wirst du ihm entgegen gehen,
Wird's dich freundlich nach sich ziehen.

Verschiedenes.

Ein Berliner Blatt erzählt ein interessantes Beispiel von **Ehrgefühl unter schweren Verbrechern**. Unter Aufsicht des Director Bormann und dreier Aufseher arbeiteten 90 schwere Verbrecher aus der Strafanstalt in Moabit bei Berlin an Urbarmachung einer wüsten Stelle. Nachmittags bemerkten sie in der Ferne einen Waldbrand. Bormann läßt seine Gefangenen antreten und redet sie an: Kinder, es liegt auf der Hand, daß wir bei der großen Gefahr, die der Brand bringen kann, helfen müssen. Ich erwarte, daß Ihr Eure Pflicht thut. Und mit einem „Vorwärts Marsch“ des ersten Aufsehers treten sämmtliche Gefangene ihren Weg nach dem Orte der Gefahr an. Sie haben zwei kleine Stunden zurückzulegen und der Weg führt erst lange durch tiefen Sand, dann durch einen Wald mit niedrigem Föhren-Bestand. Außer dem Tritt der eilenden Schaar ist Alles still. Bormann schreitet an der Spitze Allen voraus da hört man, während die Colonne in dem dichten Gesträuch marschirt, zwei laute Stimmen gleichzeitig ausrufen: „**Ein Schurke, der wegläuft!**“ und lautlos geht der Zug weiter. Angekommen an der Stelle des Brandes, stellt Bormann die Leute an, läßt eine lange Linie hinter der Gluth des Holzes ziehen und einen Graben aufwerfen, und nach dreistündiger harter Arbeit ist das Feuer bewältigt, der Forst vor weiterer Verheerung geschützt. Mit Hilfe einiger berittener Schutzmänner ist Brod aus der Stadt geholt und gegen sieben Uhr Abends, als die Arbeit zu Ende geht, wird dasselbe an die Gefangenen vertheilt, da sie mit dem äußersten Fleiß und mit schweißtriefendem Körper bis zur äußersten Erschöpfung ihre Pflicht gethan. Bormann läßt die Gefangenen zählen, und es fehlt nach dreistündiger Arbeit an der ausgedehnten Linie im Walde — kein Mann. Als Alles zum Rückmarsch fertig, heißt Bormann die Gefangenen antreten, ruft ein: „Ich danke Euch, Kinder“, und wieder mit einem „Vorwärts Marsch“ des Aufsehers tritt die Gefangenen-Schaar den zweistündigen Rückmarsch nach Moabit in dunkler Nacht, durch unwegsame Strecken an, kommt gegen zehn Uhr an das Thor des Zellengefängnisses und wieder fehlt bei der Zählung — **kein Mann**.

Als kürzlich der berühmte Kapellmeister Strauß mit seinem Orchester in Pawlofs, einem Concertgarten bei Petersburg spielte, fand eine von ihm neu componirte Polka den allgemeinen Beifall; einige Enthusiasten wollten es sich durchaus nicht nehmen lassen, den Virtuosen im Triumph durch den Saal zu tragen, setzten auch ihr Vorhaben trotz des Sträubens des Künstlers endlich durch. Als der Letztere seinen Platz am Dirigentenpult wieder einnahm, vermißte er seine Brieftasche mit 500 Rubel Inhalt, und erkannte leider die Enthusiasten als — gemeine Gauner.

Auflösung des Räthsels in Nro. 109:

Kindersegen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 111. Samstag, den 13. September 1856.

Ehre dem Biederweib!

Wer sich ein edles Weib errungen,
Dem ist ein selt'ner Kauf gelungen;
Beruhigt lebt und schafft der Mann,
Der weiß, wem er vertrauen kann.

Er fühlt, was ihm die Gattin werth,
Die treu er liebet und ernährt;
Des Segens Fülle, Gottes Spende,
Gedeiht und blüht durch ihre Hände.

Nichts fehlt zu ihrem Lebensglück;
Denn Nichts entgehet ihrem Blick:
Sie pfleget sein so liebevoll,
Daß Nichts dem Theuern mangeln soll.

Mit frohem, rüstigem Beginnen
Beschickt sie sinnig Woll' und Linnen;
Sie bringt, dem Kaufmannsschiffe gleich,
Gewinn in's häusliche Bereich.

Sie wirkt und schafft, so Tag und Nacht,
Bis Nahrung sie in's Haus gebracht;
Ertheilt den Mägden die Befehle,
Daß ja an Nichts dem Hause fehle.

Sie möchte gern ein Grundstück zeigen —
Und ruhet nicht, bis es ihr eigen;
Der Hände Fleiß, ihr Segen, ward
Zu einem Weinberg aufgespart.

So schafft sie thätig, nie erschlafft,
Und fügt zur Milde auch die Kraft;
Daß Segen bringe ihre Pflicht,
Erlischt auch Nachts die Lampe nicht.

Um Linnen für das Haus zu weben,
Sieht man die Spindel sie beleben,
Auch reicht Almosen sie den Armen
Mit sanfter Milde und Erbarmen.

Daß Kälte nicht, des Winters Eis
Erstarrend nahen ihrem Kreis,
Bekleiden ihre fleiß'gen Hände
Mit Teppichen die kahlen Wände.

Auch fertigt sie ein Festgewand
Für sich, mit eig'ner Künstlerhand.
Ihr Mann, geehrt im Rath der Alten,
Hört ihren Ruhm auch dort entfalten.

Sie schafft Gewand für's ganze Haus,
Beut Gürtel fein zum Kaufe aus;
Sie kleidet Reiz, sie kleidet Macht,
Froh blickt sie in der Zukunft Nacht.

In ihrem Mund ist Weisheit, Ehre,
Auf ihrer Zunge milde Lehre;
Des Hauses Wohl sie treu umfaßt,
Der Trägheit Brod ist ihr verhaßt.

Ihr Gatte rühmet ihre Tugend,
Als Mutter sie, die zarte Jugend,
Die Töchter all', belobt, geehrt,
Sie reichen nicht an deinen Werth!

Der Reiz ist Trug, die Schönheit Tand;
Die Frau nur sei mit Ruhm genannt,
Die, gottesfürchtig, bieder, treu,
Durch Thaten zeigt, was werth sie sei.

Sie blüht beglückend für und für,
Die Tugend ist die schönste Zier!
Das Lob der Welt entgeht ihr nicht,
Ihr Herz verschönt ihr Angesicht!

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Es war William Pitt, welcher eintrat. Mit einem Lächeln, wie sie es lange nicht an ihm gesehen, mit Blicken, welche vor Freude und Zärtlichkeit strahlten, eilte er zu ihr hin und reichte ihr seine beiden Hände dar, indem er sie mit innigen, freudigen Worten begrüßte.

Miß Robinson fühlte ihr Herz geschwellt von Freude und Glück, aber sie wollte es sich selber nicht gestehen, sie wollte sich zwingen, ihm zu grollen und ihn das fühlen zu lassen.

»Endlich also«, sagte sie, ihm nur einen Moment ihre Hand darreichend, »endlich kommen Sie. Sie sind jetzt eine seltene Erscheinung in meinem Hause!«

»Und doch war ich mit meinen Gedanken immer bei Dir, Perdita«, sagte Pitt innig, indem er sie zärtlich anschaute und mit der Hand über ihr glänzendes schwarzes Haar hinstrich. »Wie schön Du heute bist, Mary, strahlend wie eine siegreiche Göttin! Komm, laß mich Dich recht anschauen! Erwärme mein Herz ein wenig mit Deinen hellen Feueraugen!«

»O könnte ich es in hellen Flammen auflodern machen, William«, sagte sie leidenschaftlich, »könnte es wieder so heiß glühen, wie damals, als wir uns kennen lernten! Sage mir, William, weißt Du noch, wie lange es her ist, als Du mich zum ersten Male schön fandest?«

»Nun, das war, als ich Dich zum ersten Male sah.«

»Schmeichler! Sehen Sie mich einmal ganz genau an, Mylord, und dann sagen Sie mir, bin ich heute wirklich so schön, als Sie mich damals fanden? Ach, es sind acht Monate her, als der große William Pitt sich so weit herabließ, das Covent-Garden-Theater zu besuchen und, wie der Sultan das verhängnißvolle Schnupftuch, seine Augen auf mich, die Schauspielerin Robinson, zu werfen. Acht Monate, eine Ewigkeit für die Schönheit einer Frau! Betrachten Sie mich und sagen Sie mir, wie viel von meiner Schönheit hat mich mein kaltherziger Geliebter gekostet?«

William Pitt legte ihr schönes Haupt zwischen seine beiden Hände und schaute sie lange mit liebevollen, zärtlichen Blicken an.

»Nicht das kleinste Blättchen hat er Dich gekostet. Deine Schönheit ist so frisch und unversehrt, wie eine Purpurrose, die noch Nichts vom Mehlthau der Welt erfahren. Du bist so schön, daß Niemand Dir widerstehen kann, und wenn Du ihn mit diesen Blicken ansiehst, wird der Prinz von Wales Dir Alles bewilligen, was Du von ihm fordern magst.«

Perdita zuckte zusammen und das Lächeln erstarb auf ihren rosigen Lippen. »Der Prinz von Wales«, sagte sie athemlos, sich von seinen Händen frei machend. »Du dachtest an ihn?«

»Gewiß«, sagte er ganz unbefangen, »gewiß dachte ich an ihn, als ich die unwiderstehliche Macht Deiner Schönheit prüfte.«

»Ja, Sie prüften mich ganz schulgerecht, wie eine Waare, die man zum Verkauf ausbieten will«, rief Perdita.

»Ich prüfte sie, wie einen kostbaren Talisman, mit dessen Zauberkraft man Ungläubige bekehren will«, erwiederte William Pitt. »Ja, Mary, Du sollst diesen Ungläubigen bekehren, Du sollst ihn mild machen und sanft, und diesen unbändigen Wilden in einen zahmen Ehemann verwandeln. Sieh, deßhalb kam ich her, Perdita. Die Stunde ist gekommen, wo wir handeln müssen! Laß uns also das Nöthige verabreden!«

»Ach«, unterbrach sie ihn mit einem bitteren höhnischen Lachen, »deßhalb kamen Sie her! Ich glaubte närrischer Weise, es geschähe aus Sehnsucht nach mir.«

Der Schatzkanzler achtete nicht auf ihre Worte. Er war jetzt nicht mehr der Liebende, sondern nur noch der Staatsmann, der Minister, welcher mit seiner Vertrauten eine politische Intrigue verabreden wollte, er hatte ganz vergessen, daß diese Vertraute zugleich seine Geliebte war!

»Höre mich«, fuhr er eifrig fort, »der Prinz muß sich vermählen! Es ist Zeit, daß diese gröbste Farce, die ganz England beschäftigt, zu Ende gehe. Der Prinz macht Opposition gegen seinen Vater und die Regierung; mit seinen tollen Späßen, seinen Beefsteaks, seinen verkauften Pretiosen hat er sich das Volk gewonnen; ganz London ist hingeströmt zu seinen Auctionen, um zu enormen Preisen irgend eine Reliquie aus dem Schuldenschatz des Prinzen zu kaufen. Das Parlament hat

ihn zum Regenten gewählt, im Falle das Land eines Regenten bedarf; aber, Gott sei gelobt, noch sind wir nicht so weit, dies Mal wird der Prinz noch nicht Regent werden, denn der König ist genesen. Noch ein Mal hat der Prinz gegen uns verloren, aber zum Besten des Landes ist es nothwendig, daß sein königlicher Name nicht mehr auf den Bänken des Unterhauses wie ein Courszettel umherläuft, der je nach dem Fallen oder Steigen der Hoffnungen auf eine ebenbürtige Vermählung des Prinzen steigt oder fällt. — Elisa Fitz-Herbert hat den Prinzen aus den Schlingen, die wir ihm gelegt, befreit. Du, Perdita, wirst ihm festere Schlingen legen, und er wird ihnen nicht entgehen! Biete alle Deine Ueberredungskünste auf, daß er sich ebenbürtig vermähle. Ganz England wird es Dir danken, und ich werde zu Deinen Füßen niedersinken und Dich anbeten als den Schutzgeist meines Landes, als den Genius meiner Politik!«

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Fortsetzung.)

Ein neuer Gram bedrohte aber die arme Selinde. Lilly, welche schon seit langer Zeit kränkelte, ward ernstlich krank, und der Arzt, welchen man zu Rathe zog, gab nur geringe Hoffnung auf Erhaltung ihres Lebens.

»Ich fürchte, sie wird kaum das jugendliche Alter überleben können«, sagte er, »obschon Landluft und manche jener Genüsse, wie sie nur dem Wohlhabenden zu Gebote stehen, ihr Leben zu verlängern vermocht haben würden!«

»Gerechter Gott! Wenn Lilly stirbt, was soll aus mir werden?« flüsterte Selinde leise. »Kann ich das Leben noch erträglich finden ohne eine einzige Seele, die mich liebt, ohne einen einzigen Reiz?«

Mehrere Wochen hierauf mußte Selinde den ganzen Tag arbeiten und die Nächte hindurch wachen, und man sah, daß nur ihr glühender leidenschaftlicher Charakter und eiserner Wille ihr die übermenschliche Kraft verliehen, dies zu ertragen.

»Bemitleiden Sie mich nicht so sehr«, erwiederte sie lächelnd dem Arzte, der sie beschwor, sich zu schonen. »Ich konnte weder rasten noch ruhen, so lange Hoffnung möglich ist. Bemitleiden Sie mich, wenn diese Spannung vorüber ist, wenn ich entdecken möchte, daß ich umsonst so viel gethan. Ich glaube nicht, daß Lilly sterben wird. Der Allmächtige, der die Herzen prüft, wird das meinige nicht brechen!«

Lange schwankte Lilly zwischen Leben und Tod, endlich besserte sich ihr Befinden langsam. Mit neuem Eifer nahm Selinde nun wieder ihre Unterrichtsstunden auf, die sie eine Zeit lang hatte unterbrechen müssen. Eines Abends, als sie von ihren Lectionen heimkehrte, fand sie Herrn von Palm an Lilly's Bette sitzend, der sich mit dem kranken Kinde unterhielt. Eine unangenehmere Ueberraschung hätte ihr nicht begegnen können. Sie hatte ihren Wohnort und ihre Adresse sorgsam vor ihm und den andern Bekannten in Münster zu verbergen gesucht, damit sie ja nicht durch neugierige Besuche oder Zuschriften belästigt werde; er aber hatte sie dennoch aufgespürt. Betroffen blieb sie auf der Schwelle stehen und wußte nicht, was sie thun sollte.

»Um Alles, Fräulein v. Stramberg, sind Sie es wirklich?« rief Herr v. Palm aufstehend und trat ihr rasch entgegen. »Sie sind so blaß und abgehärmt! Ist Dies der Beweis, daß Sie für ein mühsames Leben geeignet sind?« setzte er so tief ergriffen hinzu, daß Selinde sich gerührt fühlte.

»Mein Beruf und ich paßten trefflich zusammen, Herr v. Palm, bis meine Schwester schwer erkrankte«, entgegnete Selinde lächelnd und reichte ihm die Hand. »Nur die Sorge um Lilly's Leben und die Nachtwachen haben mein bleiches Aussehen verursacht, wenn dieses Ihnen auffällt. Sobald Lilly wieder besser ist«, fuhr sie fröhlich fort und trat zum Bett der Schwester, über welches sie sich zärtlich herbeugte, — »so werde auch ich mich rasch erholen; wir kränkeln und kümmern zusammen!«

»Fräulein Lilly wird hier niemals besser werden!« entgegnete Herr v. Palm mit Nachdruck. »Die schlechte Luft in diesen engen Straßen und dumpfigen Wohnungen würde auch das kräftigste Leben im Keime ersticken, um wie viel mehr also eine zarte Blüthe wie dies schwache Kind! Geben Sie ihr wieder die reine Luft auf dem Lande und die Behaglichkeiten, an welche Lilly früher gewöhnt war, und nach denen sie sich so sehr zurücksehnt;

sonst können Sie nicht auf ihre Rettung hoffen. Ich bin hier, um Sie zu beschwören, doch ja alles Mögliche zur Rettung ihres Lebens zu versuchen. Ich habe von Ihrem Arzt Alles erfahren, und es sind seine Ansichten, die ich ausspreche. Es steht bei Ihnen, das Mittel zu Lilly's Rettung anzunehmen oder auszuschlagen und sich dann später Vorwürfe darüber zu machen, daß Sie die gewisse Aussicht auf Rettung von sich gestoßen haben. Selinde, um Lilly's, um meinetwillen verwerfen Sie meine Werbung nicht — ich liebe Sie mehr als mein Leben!«

Selinde entzog ihm gewaltsam die Hand, die er erfaßt hatte; sie war bleich wie eine Leiche und bebte vor innerer Bewegung. »Dies vor diesem Kinde? Wie grausam!« murmelte sie.

»Lilly hört uns nicht — sie liegt in tiefem Schlafe. Auf meine Ehre und Seligkeit, Selinde, ich erfuhr von Dr. Berkhaus, auf welche Weise allein die Kleine gerettet werden kann. Wollen Sie sie tödten? Ist es Ihnen denn ganz unmöglich, mich zu lieben?« Er versuchte sie in seine Arme zu schließen, aber eine Geberde der Entrüstung von ihr wies ihn ernstlich zurück. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

In der Pariser Hospital-Zeitung wird ein neues Mittel des Dr. Faure besprochen, um erstickten Personen, mögen sie durch Kohlendampf oder durch zu langes Untertauchen im Wasser erstickt sein, wieder zum Leben zu verhelfen, wofern noch ein Lebensfunke in ihnen sich befindet. Das Mittel besteht in einer methodisch gemachten Anwendung eines leichten Brennens mit einem glühenden Eisen am oberen Theile der Brust. Zu dieser Entdeckung ist Faure durch die Bemerkung geführt worden, daß bei dem Ersticken sich eine Unempfindlichkeit erzeugt, die von den Extremitäten ausgeht und zum oberen Theile des Rumpfes fortschreitet. Die obersten Theile der Brust sind die Punkte, welche in der Organisation am Längsten reizbar bleiben, und das letzte Mittel, das Leben, welches auf dem Punkte steht, zu entfliehen, wieder anzuregen, ist das glühende Eisen. Sobald diese Punkte der Action des glühenden Eisens nicht mehr antworten, ist das Leben definitiv erloschen. Faure hat in dieser Art schon manchen Menschen gerettet.

Nach Versuchen, welche sowohl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, als auch in England über die Verwendung des Holzes zum Papier im Großen angestellt worden sind, hat sich als günstiges Resultat herausgestellt, daß das Holzpapier von vorzüglicher Güte und wohlfeiler darzustellen ist, als Lumpenpapier. Das Holz wird zuerst in einer Lauge von kaustischer Soda behandelt, um ihm die harzigen Bestandtheile zu entziehen; alsdann wird es dem Einflusse des Chlorgases ausgesetzt, ferner ausgewaschen und abermals mit etwas kaustischer Soda zu einer Masse verarbeitet, die noch ein Mal ausgewaschen und gebleicht wird. Die weitere Verarbeitung zu Papier geschieht mit den gewöhnlichen Maschinen. Der ganze Proceß erfordert nur einige Stunden Zeit. Ein Stück Holz läßt sich so in 24 Stunden in Papier verwandeln und als bedrucktes Papier in die Welt liefern.

Als 1792 eine Commission der französischen Republik in ein altes savoyisches Schloß eindrang, welches zum Nationalgut erklärt worden war, fand sie ein Gemälde, eine Scene aus der Sündfluth darstellend. In einer Ecke des Gemäldes war ein Mitglied der adeligen Familie, der das Schloß gehörte, in dem Augenblick abgebildet, wo es, dem Untergehen nahe, dem Patriarchen Noah ein Pergament mit den Worten hinreicht: »Retten Sie wenigstens unsere Familienpapiere!«

Räthsel.

Wer mit mir gleiche Schritte hält,
Der kommt von Gut und auch von Geld;
Drum strebe vorwärts, behalte Kopf,
Sonst nennet man dich armer Tropf.

Im Wasser lebe ich als Thier,
Nach meinem Leben strebt man mir,
Als wüste Krankheit kennt man mich,
Bewahre Gott vor solcher dich.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 112. Dienstag, den 16. September 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

William Pitt wollte, ganz begeistert und durchglüht, nicht von der Liebe, sondern von der Politik, Miß Robinson umarmen, aber sie wehrte ihn ungestüm zurück. Sie hatte ihm mit immer steigender Entrüstung, mit tiefer Indignation zugehört, und sie war jetzt fest entschlossen, an diesem kalten Herzen, das ihr statt der Liebe die politische Intrigue zu bieten wagte, eine glühende Rache zu üben.

»Ich soll also den Prinzen verrathen«, sagte sie, als Pitt jetzt schwieg. »Aber fürchten Sie nicht, daß ich Sie eines Tages auch verrathen könnte, wie ich jetzt den armen Prinzen verrathen soll?«

»Nein, Mary«, sagte er mit einem ruhigen und stolzen Lächeln, »nein, ich fürchte das nicht. Wenn Du ihn verräthst, so geschieht es zu seinem eigenen Besten, aber wenn Du es mir thätest, so wäre es zu meinem tiefsten Schmerz und Dein Herz ist zu großmüthig, um mich zu betrüben.«

»Ah, ich werde diese stolze Zuversicht zu erschüttern wissen«, sagte Miß Robinson zu sich selbst.

William Pitt stand auf. Das Geschäft, welches ihn hergeführt, war beendet, er wußte Miß Robinson Nichts mehr zu sagen.

»Sie wollen schon fort?« fragte Perdita mit einem spöttischen Lächeln, das er indessen nicht gewahrte.

»Ich muß fort«, sagte er. »Ich will zum Prinzen von Wales und ihm die Nachricht bringen, daß der König wieder hergestellt und ganz im Stande ist, dem Geheimrath zu präsidiren und seine Unterschrift unter die Actenstücke zu setzen, welche die Minister ihm vorlegen. Ja, der König ist gesund, es hängt nur von dem Prinzen ab, seinen Vater auch glücklich zu machen, und dazu wollen wir ihn zwingen. Er hat auf die Regentschaft gerechnet, jetzt, da ihm diese verloren ist, wird er fühlen, daß nur eine Vermählung ihn noch retten und ihn mit dem König und dem Parlament versöhnen kann. — Gewähre also dem Prinzen morgen das erflehte Rendezvous! Ich werde das Meinige dazu thun, daß seine Seele bis dahin so wund gehetzt ist von seinen Gläubigern, daß er wie ein edles Wild zuletzt in die für ihn aufgestellten Eheschlingen stürzt und froh sein wird, hinter ihren verhüllenden Gittern Schutz zu finden gegen seine kläffenden Gläubiger. Nicht wahr, Perdita, Du erfüllst meinen Wunsch?«

Miß Robinson antwortete nicht sogleich, sie blickte lange und mit tiefem Schmerzgefühl empor in das ruhige, edle Angesicht dieses Mannes, den sie früher so glühend geliebt hatte und der nicht ahnte, daß er eben dieser Liebe den Todesstoß gegeben.

»Sie wünschen es?« fragte sie endlich langsam und kalt. »Ich soll dem Prinzen meine Liebe versprechen, sobald er sich vermählt?«

»Ich wünsche es, ich bitte Dich darum«, sagte William Pitt lächelnd.

Miß Robinson seufzte tief auf. »Ich werde diese perfide Rolle, welche Sie mir zutheilen, bis zu Ende spielen«, sagte sie dann.

Der Schatzkanzler dankte ihr mit freudigen Worten und drückte einen glühenden Kuß auf diese Hand, welche kalt und gleichgültig in der seinen lag.

»Auf morgen also, theuerste Mary«, sagte er. »Wo wird das Rendezvous stattfinden?«

»In seiner Cottage in Brighton.«

»Die Stunde?«

„Um vier Uhr Nachmittags.“

„Es ist gut, ich werde zur rechten Zeit dort sein“, sagte William Pitt, und indem er sich Perdita näherte, um von ihr Abschied zu nehmen, fuhr er mit leiser Stimme fort: „Wenn der Prinz morgen die Acte unterzeichnet, die ich ihm nach Brighton bringen will, dann werde ich Dir andern Tages eine Acte bringen, die Dich zur Herrin meines schönsten Landsitzes macht.“

Er nickte ihr noch ein Mal zu und verließ dann rasch, als fürchte er ihre Antwort auf seine letzten Worte, das Gemach. Miß Robinson schaute ihm mit flammenden, verachtungsvollen Blicken nach.

„Kaufen, bestechen will er mich“, sagte sie bebend vor Zorn. „Und ich liebte diesen Mann! Ach, es ist ein kaltes, herzloses Geschlecht, diese Männer. Ich werde mich rächen an ihm, an ihnen Allen!“

„Wie räche ich mich?“ fragte sie sich selber, indem sie gedankenvoll vor sich hinstarrte. „Indem ich Pitt verlasse? Bah, er würde das auf den Wankelmuth der Weiber schieben! Indem ich des Prinzen Liebe erhöre und ihn martere und quäle und sein Herz mit meinen Launen und Coquetterien herumjage, daß es sich wund und blutig stößt? Vielleicht. Aber er würde eines Tages damit enden, mich zu verstoßen, um zu seiner geliebten Elisa Fitz-Herbert zurückzukehren. Sein Herz flattert hierhin und dorthin, aber es kehrt zu ihr zurück. Könnte ich mich also nicht besser rächen, indem ich ihm dieses holde Weib entreiße, indem ich ihn vor ihr entlarve und Elisen, welche ihn immer noch anbetet, seinen Verrath und seinen Treubruch kennen lehre? Ja, das geht; aber wie —“

Das Eintreten eines Dieners machte sie verstummen. Er brachte ihr ein volles duftendes Rosenbouquet, welches ein Jockey soeben abgegeben, ohne aber den Namen des Gebers sagen zu wollen.

Perdita nahm das Bouquet und hieß den Diener sich entfernen. Sie mußte allein sein, allein mit diesem Bouquet, welches plötzlich alle Blüthen ihres Herzens wieder wach gerufen, welches wie ein Sonnenstrahl auf ihre ersterbende Liebe fiel und es zu neuer Liebe entflammte. Denn dieses Bouquet war gewiß ein Gruß von ihm, von William Pitt! Er bereuete sicherlich sein hartes, unziemliches Betragen und sandte ihr diese Blumen als Liebes- und Versöhnungsgruß. O, wie köstlich dufteten ihr diese Blumen entgegen, mit welchen versöhnenden Worten sprachen sie ihr von Ihm! Und Perdita, ganz bezaubert von dem Glücke dieses Moments, neigte ihre Lippen fest auf die duftenden Rosen nieder und küßte sie so feurig und heiß, als wäre es William's Mund, dem sie den Versöhnungskuß gab. Dann drückte sie diese Blumen fest an ihr Gesicht, damit sie ihre heißen Wangen kühlen möchten. Aber plötzlich zuckte sie zusammen, sie hatte an ihrer Wange in der Mitte dieser weichen Rosen etwas Hartes gefühlt. Ja, da zwischen den Purpurrosen, da blitzte es hervor. Es war eine kostbare, funkelnde Brillantnadel, welche ein Papier zusammenhielt. Perdita zog die Nadel hervor, aber sie achtete gar nicht auf ihre werthvolle Schönheit, sie sah nur das Papierchen, das daran befestigt war. Mit zitternden Händen öffnete sie es, dann stieß sie einen Schrei aus und sank wie vernichtet auf einen Sessel nieder.

Dieses Briefchen kam nicht von William Pitt, sondern von dem Grafen Fox. Er war es, der ihr diese Blumen und diese Brillantnadel sandte, von ihm kam dieses Gedicht, welches auf dem Papier stand, von ihm diese Worte glühender Zärtlichkeit, diese Schwüre ewiger Treue, ewiger Liebe.

Nicht William Pitt hatte das geschrieben, sondern Fox, des Schatzkanzlers mächtigster Feind.

Und wie Miß Robinson das dachte, sprang sie empor. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten, ihr ganzes Wesen war in einer stürmischen, fieberhaften Aufregung.

„Ah“, rief sie triumphirend, „jetzt habe ich ein Mittel, mich an William Pitt zu rächen, und ich werde es gebrauchen. Ich werde mich rächen an William Pitt und auch an dem Prinzen von Wales! Heute noch will ich zu Elisen gehen, zu der verrathenen Gemahlin des Prinzen. Die Liebe hat sie blind gemacht, ich will ihr die Augen öffnen, daß sie wieder sehen soll!“

(Fortsetzung folgt.)

Selinden's Stolz und Buße.

(Schluß.)

„Sie wollen sich eine Sclavin erkaufen, keine Gattin gewinnen!“ erwiederte Selinde unwillig. „Herr v. Palm, ich halte Sie für einen Mann von Ehre und von Bildung, und Sie konnten sich solcher Hülfsmittel bedienen? Mein Gott, was soll ich thun?“ In wildem Schmerze, den Roland's Bitten noch steigerten, ging sie im Zimmer auf und nieder.

„Selinde! ich kann, ich werde nie von Ihnen lassen!“ stammelte er; „werden Sie mein!“

„Niemals — nun und nimmermehr!“ rief sie entschieden. „Alles will ich lieber ertragen, als diesen Meineid an Leib und Seele begehen! Ich kann Sie niemals lieben! Lassen Sie sich dies gesagt sein, Herr v. Palm; mein Wille steht fest. Ja, lieber will ich alles Elend der Welt, alle Schmach und Vereinfachung ertragen, als an Gott und an meiner Liebe einen Verrath begehen! Verstehen Sie mich noch nicht? Wohlan denn, so will ich noch deutlicher reden! Sie haben oft den Namen eines Herrn George Werth in der Familie meines Oheims nennen hören. Ihn habe ich von Jugend auf geliebt, ihn liebe ich noch, und kein andrer Mann kann mein Gatte werden!“ rief sie und blickte ernst, stolz, mit wahrhafter Begeisterung in den Zügen auf Roland. Dann aber wandte sie sich von Herrn v. Palm ab, und sank neben dem Bette der Schwester auf die Kniee und sagte: „Nein, Lilly, mein Kind! Du wirst nicht sterben; Gott wird Dich mir zurückgeben!“

Herr v. Palm war für den Augenblick abgewiesen und zum Schweigen gebracht. Aber er hatte seine Hoffnungen noch nicht aufgegeben. Wir haben schon erwähnt, daß er mehr Egoismus als feines Zartgefühl besaß, und er bewies dies auch in diesem Falle wieder. Selinden's Schönheit und Charakter steigerten trotz ihrem Widerstande seine Leidenschaft auf das Höchste. Der eben geschilderte Auftritt ward noch mehrfach in verschiedenen Tonarten wiederholt, in einer Weise, daß jede junge Dame von weniger festem Herzen oder minder edlem Muthe als Selindens, unter diesem Kampfe nachgegeben haben würde. Sie selber ward an Geist und Leib davon erschöpft, aber eine Hoffnung hielt ihre sinkende Kraft noch aufrecht: trotz Dr. Berkhaus' Befürchtungen und der Ungunst ihrer äußern Lage besserte sich Lilly's Befinden langsam aber mit Gewißheit. Selinde wartete nur ab, bis Lilly's Gesundheitszustand einen Umzug erlaubte, und bezog dann in aller Stille eine gesündere, luftige Wohnung in einer der Vorstädte, um der schonungslosen und unzarten Verfolgung des Barons zu entgehen.

5.

Der zweite Winter war gekommen, seit Selinde das Haus ihres Oheims verlassen hatte. Selinde kam eines Morgens, fast krank und müde, in das Haus eines Obersten Wentzel, dessen Töchterchen sie erst seit Kurzem Unterricht ertheilte. Die jungen Mädchen waren noch nicht zur Unterrichtsstunde parat, und die Lehrerin setzte sich an das Piano, um sie zu erwarten. Zerstreut sah sie sich im Zimmer um, als ihr Auge plötzlich auf eine Photographie fiel, welche in ihrer Nähe auf einem Tische lag. Plötzlich schoß ihr das Blut in die Wangen, sie versuchte aufzustehen, aber die wankenden Kniee versagten ihr den Dienst, und ihre Pulse schlugen mit einer Heftigkeit, wie sie sie längst unmöglich wähnte. Die Photographie stellte das Bild eines jungen Mannes vor, dessen Züge ihr die wohlbekannten ihres George Werth in's Gedächtniß riefen. Selinde stand auf, trat zum Tische, um das Bild zu beschauen und konnte nun nicht mehr zweifeln, daß es wirklich sein Bild war, denn unter demselben lag noch das Papier, worin jenes eingeschlagen gewesen, — es trug die Adresse an die Frau vom Hause in George's eigener unverkennbarer Handschrift. In der gewaltigsten erschütterndsten Aufregung, mit unwillkürlich überströmenden Augen, betrachtete sie abwechselnd die Züge des Bildes und der Handschrift und glaubte sich wie durch Zauberschlag in eine andre Zeit und an einen andern Ort entrückt, als unversehens die Dame vom Hause in's Zimmer trat. Selinde legte das Bild wieder auf den Tisch und ward bald roth und bald blaß; ihr blitzendes Auge schien ein seltsames Licht über ihre leidenden Züge zu werfen, alle ihre Seelenkräfte waren in den Sinn des Gehörs concentrirt.

„Gnädige Frau“, hub sie endlich mit großer Anstrengung an, „vergeben Sie mir ein Be-

nehmen, welches Ihnen seltsam erscheinen muß! Ich habe so eben .... dieses Bild hier.... gesehen, das einem.... einem alten Freunde meines Vaters angehört ..... Mir war so eben noch, als hörte ich.... seine Stimme.... seinen wohlbekannten Schritt!.... Verzeihen Sie mir die Frage: ist Herr George Werth hier im Hause?«.

Madame Wentzel lächelte und sah hinter sich in's andere Zimmer. »Er ist hier und hatte mich eben an Sie abgeschickt, um von Ihnen die Erlaubniß zu erbitten, daß er sich Ihnen vorstelle. George ist mein Neffe und mein Liebling von Kindheit auf, und ich hätte gerne mein Fürwort für ihn bei Ihnen eingelegt, denn er behauptet, Ihnen mancherlei Erklärungen schuldig zu sein. Aber mich dünkt, er hat kein rechtes Vertrauen in seine Abgesandte! Mein liebes Fräulein! ist dies hier Ihres Vaters Freund?«

»Selinde!« rief George Werth mit einer Innigkeit des Gefühls und der Leidenschaft im Tone, der ihr von Neuem Thränen entlockte. Konnte sie noch zweifeln, daß er sie liebte? Was hielt sie denn noch ab, sich in seine sehnsüchtig nach ihr ausgebreiteten Arme zu werfen, nachdem nun alle Zweifel geschwunden waren?

»George! kannst Du mir verzeihen?« stammelte Selinde und beugte sich tief vor ihm, um seine Hand zu küssen.

»Nicht so, meine Liebe! komm an mein Herz, meine Seele! mein Leben! mein Weib! Hab' ich nur Dich wieder, so ist Alles vergessen!« rief George leidenschaftlich, und schloß sie an seine Brust.

Wie bedarf es weiterer Schilderung, wo doch jeder Leser die gewöhnlichen weiteren Folgen dieses Zusammentreffens erräth! George Werth hatte Selinde von der Stunde an aufgesucht, wo er ihre Flucht aus dem Hause des Oheims erfahren hatte, fest entschlossen, sie jedenfalls zu seiner Frau zu machen, denn er war überzeugt, daß ihr Herz ihm noch gehöre, daß sie ihm nie ungetreu werden würde. Die drei Jahre der Trennung hatten Selinden weiser, edler, vollkommener gemacht, — die Schule des Lebens hatte sie geläutert und gebessert, als er sie wieder fand, um sie nicht mehr von sich zu lassen. Noch bis in ihre fernsten Jahre werden die nun vereinigten Gatten die Fügungen der Vorsehung segnen, welche auf diese Weise Selinden in die Leidensschule geschickt hatte, um Demuth und Ergebung kennen zu lernen und dem Stahl ihres Charakters die gehörige Biegsamkeit und Härte zu geben.

Verschiedenes.

Das Journal »la Guyenne« erzählt, daß dem Cardinal, der sich zur Preisvertheilung an die Schüler des Collegs nach Saint-André de Cubzac begeben hatte, von einem in der Nähe der Anstalt wohnenden armen Gendarmen angesprochen wurde, der durch den Verlust seines Pferdes (dessen Ersatz ihn wegen der Veranlassung selbst treffen sollte) mit seiner Familie in die drückendste Noth versetzt war. »Mein Freund — sagte er zu dem Manne, der ihm sein Unglück erzählte — trösten Sie sich; Ihr Verlust soll ersetzt werden; ich schenke Ihnen eins meiner Kutschenpferde.« Doch der herbeigerufene Kutscher ist nicht der Ansicht des Cardinals. »Nein — sagte er — Atala kommt mir nicht aus meinem Stall.« Der Prälat lächelt und fragt den hartherzigen Roßlenker: »Joseph, wenn Du Vater von fünf Kindern und ein durch den Verlust seines Pferdes ruinirter Gendarm wärest, was würdest Du zu der Gefühllosigkeit meines Kutschers sagen?« Die Lection wirkte und Abends wurde Atala dem Gendarmen geschickt, der jetzt lachen kann, da er besser beritten ist, als sein Oberst.

(Sonderbares Heirathsgut.) Der Herausgeber der »Times« hatte eine seiner Töchter verheirathet und ihr als Aussteuer eine Spalte seiner Zeitung, nämlich den Ertrag der Inserate auf derselben, mitgegeben. Dieses originelle Heirathsgut soll ungefähr eben so viel als eine mäßige Baronie an Renten abwerfen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 111:

Krebs.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 113. Donnerstag, den 18. September **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XVII. Die Gläubiger als Ehrenwache.

Der Kampf zwischen dem Prinzen von Wales und seinen Gläubigern hatte noch immer nicht seine Endschaft erreicht, er war mit der großmüthigen Erklärung Elisa Fitz-Herbert's in ein neues Stadium eingetreten und die Gläubiger des Prinzen, welche bis dahin ihre Hoffnung auf die Regentschaft des Prinzen gesetzt, mußten jetzt, da der König, wie die Königin, die Aerzte und die Minister versicherten, genesen war, sich auf eine Vermählung des Prinzen von Wales vertrösten. Wenn der Prinz sich vermähle, hatte der König sich bereit erklärt, ihm aus seiner Privatschatulle eine jährliche Zulage von zehntausend Pfund zu bewilligen, und das Parlament wollte alsdann die Schulden des Prinzen bezahlen. Der Prinz war aber nach Elisa Fitz-Herbert's freiwilliger Erklärung nicht vermählt, es kam also darauf an, ihn zu einer legitimen Ehe zu überreden oder auch zu zwingen. Zu zwingen durch List, wenn man es nicht durch Gewalt vermochte. Es kam darauf an, wie William Pitt zu Miß Robinson sagte, den Prinzen mit seinen Gläubigern so matt zu hetzen, daß er endlich sich in die aufgestellten Ehenetze retten und hinter ihnen Schutz suchen mußte gegen die kläffende Meute jener Manichäer.

William Pitt hatte eine List ersonnen, den Prinzen in diesen Ehenetzen einzufangen; die Gläubiger des Prinzen, denen er dieselbe mitgetheilt, hatten sie mit freudiger Zustimmung aufgenommen und sich zu ihrer Durchführung bereit erklärt.

Demzufolge begab sich am andern Tage in London eine Scene von so seltsamer und unerhörter Art, wie sie nur unter dem phantastischen, bizarren Nebelhimmel Alt-Englands ersonnen und nur von Engländern ausgeführt werden konnte, eine Scene, wie kein Dichter wagen würde, sie zu erfinden, und welche man in den Memoiren jener Zeit nachlesen muß, um an ihre Wahrheit zu glauben. (Die nachfolgende Scene erzählt Addington in seinen „Memoiren des Prinzen von Wales“ genau so, wie sie hier wiedergegeben wird.)

Man führte an diesem Tage im Drury-Lane-Theater Shakespeare's „Romeo und Julie“ auf, und ganz London wußte, daß der Prinz von Wales nicht Eine Vorstellung versäumte, in welcher die schöne Miß Robinson spielte. Ganz London war also nach Drury-Lane gegangen, um diese Miß Robinson als Julie zu sehen und Zeuge zu sein von dem Entzücken des Prinzen von Wales. Alle Plätze waren besetzt, alle Logen gefüllt, als der Prinz endlich, begleitet von Fox, Sheridan, dem schönen Brummel und einigen seiner Hof-Cavaliere, in die große königliche Mittel-Loge eintrat. Hastig die Loge durchschreitend war er eben im Begriff, sich auf einen der seidenen Lehnstühle dicht an der Brüstung der Loge niederzusetzen, als er in der Loge dicht daneben einen Mann gewahrte, der ihn unverwandt mit starren Augen anschaute. Der Prinz, empört über diese Unverschämtheit, runzelte die Stirn und warf ihm drohende Zornesblicke zu. Der Mann achtete nicht darauf, sondern schaute immerfort starr und unverwandt den Prinzen an.

Dieser rief seinen Cavalier, den Grafen Essex, zu sich und fragte ihn mit ziemlich lauter Stimme, ob er jenen Unverschämten kenne, der es wage, auf so beleidigende Art den Prinzen anzustarren.

Graf Essex folgte mit seinen Blicken der Richtung der ausgestreckten Hand des Prinzen, dann lächelte er verstohlen, und sich näher zu dem Prinzen beugend, flüsterte er: »Königliche Hoheit, es ist Ihr Weinlieferant Andrews.«

»Ah«, sagte der Prinz, »er hat große Rechnungen, nicht wahr?«

»Enorme Rechnungen, königliche Hoheit!«

Und Dank diesen »enormen Rechnungen« lächelte der Prinz jetzt und grüßte den Mann, den er vorher einen Unverschämten genannt hatte, mit seinem freundlichen Kopfnicken. — Kaum hatte er das gethan, so erhob sich Mr. Andrews, der Weinlieferant, und erwiederte den Gruß des Prinzen; sofort erhob sich in der Nachbarloge ein anderer Mann und verneigte sich lächelnd; dicht daneben wieder Einer und noch Einer, und dort drüben Einer, wieder Einer, und endlich stand die ganze Galerie wie eine chinesische Gesellschaft Pagoden mit nickenden Köpfen und tiefen lächelnden Verbeugungen da.

Der Prinz von Wales lachte Anfangs, aber bald nahm sein Antlitz eine ernste, besorgte Miene an. Er hatte die Enthusiasten erkannt, welche, um ihn zu grüßen, die ganze erste Galerie gemiethet hatten. Es waren seine Gläubiger. Da war nicht bloß der Weinlieferant Andrews, da war auch Mr. Neweham, sein Wagenbauer, Mr. Steele, sein Schneider, da war sein Tapezierer und sein Schuster, sein Juwelier, sein Koch und sein Gemälde-Lieferant, kurz, da waren dreißig ehrenwerthe Gentlemen, welche die erste Galerie besetzten, und diese alle gehörten zu den Gläubigern des Prinzen.

Der Prinz, wie gesagt, lachte Anfangs, aber als er endlich gelangweilt und beschämt von dieser Scene sich in den Hintergrund der Loge zurückziehen wollte, brach das Parterre, welches die Herren auf der Galerie erkannt und den Zusammenhang dieser Scene begriffen hatte, in ein so lautes, brüllendes Gelächter aus, daß man von dem Schauspiel auf der Bühne Nichts mehr hörte. Der Prinz fühlte jetzt, daß diesem Sturme weichen das Bekenntniß einer Niederlage sein würde. Er hatte den Muth, dem Schauspiele bis zu Ende beizuwohnen und die lächelnden Blicke seiner Gläubiger und das verstohlene Lachen des Parterres ruhig zu ertragen. Aber endlich fiel der Vorhang, endlich konnte der Prinz die Loge verlassen und auf die äußere Galerie hinaustreten. Aber da hatten sich die lächelnden Inhaber des ersten Ranges in zwei Reihen aufgestellt und bildeten eine Gasse, durch welche der Prinz hindurchschreiten mußte, wie die römischen Gefangenen durch das Joch. In seiner Verlegenheit grüßte er, sie verneigten sich wieder wie die lächelnden Chinesen, und das Publikum stand dabei und jauchzte und lachte von ganzem Herzen. Der Prinz selber fand die Scene so komisch, daß er zuletzt seinen eigenen Aerger vergaß und herzlich in das allgemeine Gelächter mit einstimmte, heimlich froh indeß, daß dieses Abenteuer sein Ende erreicht hatte.

Aber das war eine Täuschung, aus welcher der Prinz schon am andern Morgen erweckt werden sollte. Am andern Morgen nämlich begab sich der Prinz nach Hyde-Park zu seinem gewöhnlichen Spazierritt. Kaum war er mit seinen Begleitern in die große Allee eingebogen und setzte sein Pferd in einen kurzen Trab, als neben ihm aus einer Seiten-Allee ein Gentleman dahergesprengt kam, sich mit tiefem Gruß hinter den Prinzen verfügte und in kurzem Trab ihm folgte. Dies Mal hatte der Prinz nicht nöthig, nach seinem Namen zu fragen, er hatte sofort seinen Weinlieferanten Mr. Andrews erkannt. Und hinter dem Weinlieferanten waren aus der kleinen Seiten-Allee die Andern gefolgt, Mr. Neweham und Mr. Steele und all' die übrigen ehrenwerthen Gläubiger oder Brautwerber des Prinzen. Sie folgten alle dreißig in ehrerbietiger Entfernung in kurzem Trab, und wie der Prinz sich nach ihnen umschaute, lächelte sein ganzes Gefolge, grüßten ihn seine Gläubiger mit freundlichem Kopfnicken. Der Prinz setzte seinem Pferde die Sporen in die Seite, um wüthend davon zu galoppiren, die ganze Schaar that es ihm nach und galoppirte hinter ihm her; er faßte also einen letzten Entschluß, fügte sich in das Unvermeidliche und ritt im langsamen Schritt weiter, und überall stand das Publikum mit lächelnden, strahlenden Gesichtern, und man schrie und jauchzte: »Dort kommt der Prinz mit seiner Ehrengarde! Seht nur den Prinzen mit seiner Leibwache! Macht Platz für den Prinzen und seinen Generalstab!«

Außer sich, empört, kaum noch im Stande, das Lächeln auf seiner Lippe festzuhalten und heiter zu scheinen, kehrte der Prinz von seinem

Spazierritt nach Carltonhouse zurück, um nach dieser ärgerlichen Scene ein wenig zu ruhen und dann nach Brighton zu flüchten.

Aber der Schatzkanzler wußte ja, daß der Prinz von Wales an diesem Tage nach Brighton gehen, daß er um vier Uhr dort sein werde!

Als der Prinz daher in Brighton anlangte, fand er dort vor seiner Cottage seine dreißig Gläubiger, welche wieder ein Spalier bildeten und ihn mit dem jubelnden Ruf: Es lebe der Prinz von Wales! begrüßten.

Und wie der Prinz unter dem Hurrahrufen seiner »Noblegarde«, seiner Gläubiger, die Stufen der Terrasse seiner Cottage hinaufschritt, murmelte er zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor: »Wenn es kein anderes Mittel gibt, um diese unverschämten Gesellen los zu werden, so werde ich meinem Vater den Willen thun, so werde ich mich vermählen!«

(Fortsetzung folgt.)

Eine Begebenheit aus Beranger's Leben.

Es ist wohl als allgemein bekannt anzunehmen, daß der Dichter Beranger in Paris, der liebliche Chansonnier, dessen Lieder in Frankreich in Aller Munde klingen, nie reich war. Er hat in Tagen, wo ihn hohe Gunst mit Wohlthaten überschütten wollte, mit der edelsten Uneigennützigkeit seine Freiheit gewahrt, und abgewiesen, was ihm geboten wurde. Seinen Bedürfnissen entsprach sein bescheidenes Einkommen jederzeit, und immer hatte er noch übrig, um reichlicher als Solche, die in Fülle hätten geben können, die Nothleidenden im Stillen zu unterstützen. So ist manche Thräne von dem edeln Dichter getrocknet worden, ohne daß Die, die sie geweint, die Hand der helfenden Liebe kannten, und wenn je von Einem, so galt von ihm selbst, was er in einem seiner Chansons sagt:

„Er bringt die Freude in der Armen Hütte
„Und schützt vor Langeweile den Palast."

Es war im Spätherbste des Jahres 1827, als eines Tages Beranger in einem Kaffeehause der Vorstadt Saint Germain in Paris bei einer Tasse Kaffee saß, sein kurzes irdenes Pfeiflein, wie es die Franzosen lieben, rauchte und in einem Zeitungsblatte las. Jeden Tag, um dieselbe Stunde, pflegte er da einzusprechen. Die Wirthin kannte ihn wohl, und viele der Gäste auch, aber man ehrte zu sehr den allgemein geliebten Dichter, um ihn zu belästigen. Das würde ihn auch sicher vertrieben haben, und die Wirthin mochte guten Grund haben, das nicht zu wünschen, da Mancher unter den Gästen nur darum ihr Kaffeehaus besuchte, weil er Beranger dort zu sehen hoffen durfte.

Gerade als Beranger sein Pfeiflein gezündet hatte, tritt ein schönes Kind von etwa dreizehn Jahren schüchtern herein und spricht leise mit der Wirthin. Der wohlklingende Ton der Stimme des Kindes macht Beranger aufmerksam. Er blickt über sein Zeitungsblatt weg nach dem Kinde und hört schärfer hin, weil des Kindes Stimme durch Weinen unterbrochen wird. Jetzt sieht er, wie dicke Thränen, Perlen gleich, über des Kindes bleiche Wangen rollen, und bemerkt, daß sein Anzug zwar reinlich, aber höchst dürftig ist. Sie erzählt der Wirthin, wie ihre arme Mutter, Monate lang krank, die Miethe ihres Zimmers nicht habe zahlen können, und wie nun der hartherzige Vermiether sie aus dem Hause getrieben habe, aber all' ihre Habseligkeiten behalte, um sich zu entschädigen. Das Kind erzählte sein Leid so rührend, so wahr, so ergreifend, daß in Beranger's Auge eine Thräne trat. Er legte still sein Zeitungsblatt aus der Hand, leerte seine Tasse, legte seine Pfeife sorgfältig in das Etui, nahm seinen Hut und entfernte sich unbemerkt. Die Wirthin beschenkte das Kind und versprach selbst nachzusehen, und das Kind entfernte sich langsam, die Thränen trocknend, die es der Welt nicht zeigen mochte. Beranger erwartete es unten auf der Straße, folgte ihm von Ferne und trat sogleich hinter ihm zu der armen Wittwe, die händeringend in dem engen Stübchen des Portiers stand, umgeben von ihren weinenden Kindern.

Mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit tritt er zu der Trostlosen, beruhigt sie und bittet den Portier, ihr den Aufenthalt in seinem Stübchen nur so lange zu gewähren, bis er wiederkommen würde. Als ihm dies zugesagt war, entfernte er sich eilig. Ein Lohnkutscher brachte ihn zu seiner Wohnung. Nach kurzem Aufenthalte fuhr er weiter und hielt an einem großen Gebäude an, in dem viele Arbeiterfamilien in der Miethe wohnten, wie sie in Paris so häufig gefunden werden. Es hielt ihm nicht

schwer, eine Wohnung zu miethen, welche gleich bezogen werden konnte, und als dies Geschäft beendigt war, fuhr er wieder nach der Straße zurück, wo angstvollen Herzens die Unglücklichen seiner Rückkehr harrten. Wie freudig hoben sich die Herzen, als er lächelnden Antlitzes in das Stübchen des Portiers trat und ihnen verkündete, er werde sie bald wieder in eine bequeme Wohnung geleiten. Ohne sich aber eine Erholung zu gönnen, eilte er zur Wohnung des Hausvermiethers, die eine Stiege höher lag. Hier zahlte er den dreimonatlichen Miethbetrag der armen Wittwe, und nöthigte dadurch den hartherzigen Menschen, die geringfügigen Besitzthümer und Mobilien der armen Wittwe herauszugeben. Sie wurden aufgeladen und nach der nicht sehr entfernten Wohnung gebracht. Dem Lastwagen folgte der Fiaker, in dem Beranger mit seinen Schützlingen saß. Die Einrichtung war bald vollendet. Beranger setzte sich nun ganz gemüthlich zu der Familie und ließ sich deren Geschichte erzählen und ihre Verhältnisse auseinandersetzen. Da vernahm er denn, daß ihr Gatte und Vater ein namhafter Kupferstecher gewesen war, seine Familie zwar kümmerlich, aber mit unermüdetem Fleiße ernährt hatte, leider aber ihr früh entrissen worden war. Die Mutter hatte dann durch Nähen und Sticken so viel verdient, daß sie mit den Kindern nicht Noth litt, bis ihre Erkrankung aber auch diese Hülfsquelle zuletzt verstopft hatte, und nun denn der breite Strom maßlosen Elendes über sie hereinbrach, dessen Gewalt die Unterstützung der mitleidigen Wirthin des Kaffeehauses allein brach, so viel sie vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Geduld ist eins von bittern Dingen,
Doch kann sie süße Früchte bringen.

Liebe nur zürnt und versöhnt sich geschwind; die bescheidene Freundschaft
Schweigt bei verletztem Gefühl, aber auf immer, und stirbt.

Verschiedenes.

Man erzählt in Wien folgende Geschichte: Eine Frau, die ihr Kind außerordentlich liebte, verzog dasselbe so sehr, daß der Kleine der boshafteste, nichtsnutzigste Range war, den es gab. Alle Welt beschwor sie, das Kind strenger zu halten, wenn es nicht ganz zu Grunde gehen sollte. Endlich entschloß sich die Mutter dazu. Als der Junge wieder einen boshaften Streich verübte, beschloß sie, ihm einen Denkzettel zu geben, und that es wirklich. Allein sie hatte den Buben früher Chloroform einathmen lassen, um ihn so gegen den Schmerz der Ruthenstreiche unempfindlich zu machen.

(Vorstellung.) Vater: „Hier meine ledige Tochter, sie zählt erst sechszehn Sommer.“ Gast: „„Ich glaubte doch zwanzig?““ Vater: „Allerdings.... doch die letzten Sommer waren so unbedeutend, daß sie gar nicht zu rechnen sind.“

(Im Verhöre.) Richter: „Wie? Sie wollen noch leugnen... Sie wurden ja auf der That ertappt.“ Angeklagter: „„Allerdings, aber nicht beim Stehlen; ich bin dramatischer Darsteller und als solcher benützte ich meine freie Zeit, den Carl Moor einzustudiren.““

Dreisilbige Charade.

1.

Zum Schutze und zur Zierde
Siehst du es auf dem Feld,
Wo es die Naschbegierde
Der Knaben ferne hält.

2. 3.

Wirst du die letzten schauen,
Schwing' freudig deinen Hut.
Ihm werden wir vertrauen!
Ruf's laut mit frohem Muth.

Das Ganze.

Im bunten Farbenkleide
Siehst du das Ganze nur.
Es lebt in stiller Freude
Im Wald und auf der Flur.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 114. Samstag, den 20. September 1856.

König Heinrich IV.

Nichts schöner ist, als wenn bisweilen
Gekrönter Häupter gütig Herz
Herab sich läßt, um auch zu theilen
Der Unterthanen Freud' und Schmerz.

Als einst in Frankreich noch regierte
Der König Heinerich der Vierte,
Ritt von dem Lande nach Paris
Ein Bäuerlein, das in Gedanken
Schon sah die nächste Ernte ranken
Und schlanke Halme, segensreicher
Als je, schon füllen seine Speicher,
Und dann die gute Herrschaft pries,
Die ihm des Friedens Wonne gab,
Daß täglich zunahm seine Hab'.
Schon war es nahe an der Stadt
Und seines süßen Träumens satt,
Als auch ein Herr auf stolzem Pferd,
Das mehr als seins wohl hatte Werth,
Kam hinter ihm dahergeritten.

Der König war es, doch allein,
Die Diener ritten hinten drein.
Als sie nun hatten gleiche Schritte,
Da ein Gespräch der Herr begann.
Und 's Bäuerlein sich nicht besann,
Gab ihm auf Alles schön Bescheid,
Erzählt' von seiner Kinder Freud',
Von seinen Feldern, seinen Wiesen,
Die jetzt schon Herrliches verhießen;
Warum er sei zur Stadt gekommen
Und wie er sich hab' vorgenommen,
Den lieben König auch zu sehen,
(Dacht' nicht, daß er thät mit ihm gehen)
Der für sein Volk so väterlich,
Mehr liebend wache, als für sich.
Doch dieses ihm noch Sorge mache:
Wie er gewiß möcht' sein der Sache
Und unter seiner Diener Zahl
Auch richtig treff' des Königs Wahl.
Und freundlich sprach der Herr darauf:
Das wär' für ihn ein leichter Kauf,
Der König sei bald zu erkennen,
Würd' ihn auch nicht ein Andrer nennen.
Er soll' nur darauf haben Acht,
Wer, wenn die Andern mit Bedacht
Das Haupt entblößen, nur allein
Mit seinem Kopfe nickte fein,
Doch nicht auch seinen Hut abnehme —
Das könnte nur der König sein.
So kamen bald sie hin zur Stadt,
Und 's Bäuerlein, schon müd und matt,
Hatt' mit dem Sprechen aufgehört.
Doch ward die Ruh' ihm bald gestört,
Denn staunend sah er nun sich um,
Konnt' gar begreifen nicht, warum
Die Leute all den Hut, die Mützen
Vor ihm allein nicht ließen sitzen,
Und wie nur er und sein Begleiter,
Als wären's siegsgewohnte Streiter,
Der Straßen Mitte inne hatten,
Die Andern all zur Seite traten.
Erstaunt blickt er den König an,
Der auch bisher wie er gethan
Und seinen Hut nicht abgenommen;
Doch nun ward er schier ganz beklommen,
Und wie im Zweifel sprach er laut:
„Ei, Herr, ich hätt's mir nicht getraut,
Bin ich der König nicht, seid Ihr's.
Denn so habt Ihr gelehret mir's,
Daß er nur aufbehält den Hut,
Wenn grüßend Jeder ihn abthut."
Da sprach der König: „Ja, ich bin's.
Wenn Euer Geschäft Ihr habt vollbracht
Und alles And're abgemacht,
Dann stellt in meinen Stall das Roß
Und kommt zu mir herauf in's Schloß,

Und tretet herzhaft nur herein,
Sollt heut' mein Gast beim Mahle sein."

Und immer noch seit jenen Tagen
Pflegt spottend man noch Den zu fragen,
Der glaubt nicht müssen abzunehmen
Den Hut, um so ihn zu beschämen:
„Seid Ihr der König oder Bauer?"

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XVIII. In die Heimath!

Elisa hatte ihr Geschick angenommen! Sie hatte sich darein gefügt, vor der Welt nur die Geliebte des Prinzen zu sein und die Schmach dieser zweideutigen Existenz auf sich zu nehmen! Was kümmerte sie die Welt! Mochte die Welt sie verhöhnen, wenn George sie nur liebte, mochte Jedermann sie verachten, wenn George sie nur hochachtete!

Sie war glücklich, denn sie glaubte noch an die Liebe, die unwandelbare Treue des Prinzen! Mochte er, dem Befehle seines Vaters gemäß, sich immerhin eine legitime Gemahlin nehmen! Sie allein war doch das Weib seines Herzens, ihr allein gehörte seine Liebe, seine Treue, das wußte sie, das war ihr Glück, ihre Hoffnung, ihr letzter Traum!

Es war grausam, sie aus diesem Traum zu wecken! Miß Robinson aber, in dem Zorne ihres eigenen, gekränkten Herzens, hatte den Muth dazu. Sie kam zu Elisen, um sie aufzuschrecken aus diesem süßen Traum, sie sagte ihr, daß der Prinz ihr untreu sei, daß sie ihm Nichts weiter sei, als alle andern Frauen, eine flüchtige Zerstreuung, die Kaprize eines Moments!

Elisa schüttelte ihr Haupt mit einem strahlenden Ausdruck der Ueberzeugung. „Er hat mich nur ein Mal getäuscht", sagte sie, „nur als er mir seinen Rang verschwieg. Er wird mich niemals wieder täuschen, denn er liebt mich!"

„Du glaubst das?" rief Miß Robinson, und als Elisa es bejahete, zog Mary aus ihrem Busen ein zusammengefaltetes Papier und reichte es ihr dar.

„Lies selber", sagte sie lakonisch. „Ueberzeuge Dich, ob er Dir treu ist!"

Elisa öffnete das Papier, immer noch lächelnd, immer noch siegesgewiß. Dann aber überzog eine tödtliche Blässe ihre Wangen, und entsetzt starrte sie auf das Papier hin.

„Es ist seine Handschrift", murmelte sie, und athemlos vor Entsetzen, zitternd und todesbleich überlas sie wieder und immer wieder dieses zärtliche Billet, diese flehendliche Bitte des Prinzen an Miß Robinson, ihm ein Rendezvous in Brighton zu gewähren.

„In Brighton", flüsterte sie leise vor sich hin, „in dem stillen verschwiegenen Paradies unseres ersten Liebeslebens!"

Und ein Seufzer, ein Todesschrei ihres Herzens rang sich aus ihrer Brust hervor. Sie las das Billet wieder, und ihre Wange, welche erst todesbleich gewesen, übergoß sich jetzt mit einer dunklen Gluth, ihre Augen, welche vorher von Thränen umdüstert gewesen, flammten jetzt auf in edlem Zorn, als sie sie auf ihre Freundin heftete.

„Und Du wirst hingehen?" fragte sie kurz und athemlos.

Miß Robinson zuckte die Achseln. „Er ist ein Prinz, er kann befehlen, wo Andere zu bitten haben! Ich werde hingehen!"

„Verrathen also", sagte Elisa in zürnendem, verzweiflungsvollem Schmerz, „aufgegeben von ihm, dem ich Alles geopfert habe, selbst meine Ehre!"

Miß Robinson legte ihre Hand auf Elisens Schulter und sagte mit einem wunderbaren spöttischen Lächeln: „Räche Dich, Elisa! Gib ihn wieder auf! Wirf sein Herz von Dir, wie er es mit dem Deinen thut! Laß ihn Deine Thränen nicht sehen! Lache mit weinendem Herzen und dann räche Dich!"

„Die Rache wird mein Herz nicht wieder gesund machen", sagte sie traurig.

„Doch sie stählt das Herz und lindert die Pein, Elisa. Räche Dich! Ich will Dir dazu behülflich sein, und wenn Du es nicht selbst thun willst, so will ich Dich rächen. Ich will ihn martern und quälen mit meinen Kaprizen, meinen Launen und tollen Einfällen. Ich gehe nach Brighton, und glaube mir, der Prinz soll es bald bereuen, Dich aufgegeben zu haben."

„Wann gehst Du nach Brighton?" fragte Elisa.

„In einigen Stunden schon!"

Elisa senkte ihr Haupt auf ihre Brust und

starrte sinnend und träumend vor sich hin. Dann, nach einer langen Pause, richtete sie sich wieder empor und ihre Züge hatten jetzt einen energischen festen Ausdruck angenommen; sie hatte einen Entschluß gefaßt.

„In einigen Stunden“, sagte sie, „ich werde auch da sein! Ich will Alles sehen, Alles hören, ich will den Gifttrank bis auf die Neige leeren, um mir den sichern Tod zu trinken.“

„Oder neues Leben“, erwiederte Mary mit einem traurigen Lächeln, „das Leben der Weltverachtung, des Hasses und der Rache! Komme nach Brighton! Es ist immer gut, die Männer auf der That zu ertappen. Sie spielen dann eine so klägliche Figur, und es wird uns leichter, den entlarvten Heros, der sich als ein jämmerliches Menschenkindlein bewiesen, aus unserm Herzen auszureißen und unter unsere Füße zu treten! Komme also nach Brighton!“

„Ich werde kommen“, sagte Elisa feierlich. Erst als Miß Robinson sie verlassen hatte und Elisa wieder allein war, überließ sie sich dem Jammer, der Verzweiflung ihres mit seiner Liebe ringenden Herzens, und auf ihre Kniee niedersinkend, das Antlitz überfluthet von Thränen, flehte sie zu Gott, ihr den Tod zu senden, damit er sie erlöse von ihren Qualen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Begebenheit aus Beranger's Leben

(Fortsetzung.)

Beranger blickte da in ein Familienleben voll Noth und Entbehrung, voll aufopfernder Liebe und Treue; er blickte in gute Herzen, die so offen vor ihm lagen, und die ihm die Gewähr leisteten, seine Wohlthaten seien nicht weggeworfen, seine Fürsorge gelte guten Menschen. Nun lag seinem Herzen aber auch ein weites Feld des Wirkens offen. Das älteste der Kinder war ein Knabe von vierzehn Jahren, für den eine Laufbahn zu eröffnen war, denn damit war's hohe Zeit. Beranger's herzgewinnendes, zutrauliches Wesen führte ihn schnell zu seinem Ziele. Er vernahm des Knaben Wünsche ohne Hehl. Begabt mit besonderm Talente, wünschte er des Vaters Kunst zu erlernen; ja, er hatte schon mit den Werkzeugen desselben Versuche gemacht, die er Beranger zeigte, und die in diesem die Ueberzeugung begründeten, der Beruf des Knaben zur Kunst sei entschieden. Er sann nach und sagte dann, er wolle sehen, ob nicht Etwas für den hoffnungsvollen Knaben zu thun sei. Der Mutter drückte er noch eine Rolle von hundert Francs in die Hand und eilte dann unter den Segnungen der Glücklichen hinweg, doch nicht ohne vorher eine dreimonatliche Miethe im Voraus dem Hauseigenthümer zu bezahlen.

Jeder andere Gedanke lag dem edeln Dichter jetzt fern. Seine ganze Seele erfüllte die Lage der unglücklichen Familie eines geachteten Künstlers. Darum begab er sich zu einem ihm nahebefreundeten Maler, mit dem er in Berathung trat über den für den Knaben zu suchenden Meister. Der Maler wußte Rath und schon am andern Morgen konnte er den glücklichen Knaben in das Atelier eines tüchtigen Kupferstechers bringen, dem er für das Lehrgeld durch seinen Freund, den Maler, Bürgschaft leistete, ohne daß er seinen Namen erfahren hätte.

Vergebens bemühte sich indessen die Wittwe, den Namen des Wohlthäters zu erforschen. Wie er unerwartet wie ein Meteor aufgetaucht war, so verschwand er auch, ohne daß sie ihn wiedersah. Dennoch empfing sie Beweise genug, welche dafür sprachen, daß er ihrer gedenke und fortwährend ihre Lage mit demselben wohlwollenden Herzen überwache, wie es am ersten Tage geschehen war.

Die Wirthin des Café's war an jenem Mittage so von der Noth der Familie ergriffen, daß sie die Entfernung Beranger's gar nicht wahrgenommen, ja nicht einmal die entfernteste Ahnung davon hatte, wie mächtig die Schilderung des Kindes ihn ergriffen. Als das Kind mit seinen Gaben weggegangen war, erzählte sie mit all' der Volubilität der Zunge einer lebhaften Pariserin ihren Gästen die Härte des Vermiethers und das traurige Geschick der unglücklichen Familie. Die Gemüther erhitzten sich, man sprach über das Loos der zahlreichen Familien solcher Künstler, die, trotz ihrer Leistungen, es doch nicht dazu bringen könnten, für ihre Familie nachhaltig zu sorgen; über die Herzlosigkeit wuchernder Vermiether und über alle diese Verhältnisse, welche der wunde, nie heilende Fleck großer Städte sind; aber wie auch das Alles besprochen, mit zahlreichen Beispielen belegt wurde — es blieb bei dem Besprechen und keine Hand regte sich, den

Geldbeutel zu ziehen für die Unglücklichen, deren Loos ihnen so nahe gelegt war.

Die Wirthin, einst eine Jugendgespielin der unglücklichen Wittwe, hatte allein ein Herz für sie. Noch an dem Abende eilte sie selbst hin, Trost zu bringen. Wie erstaunte sie aber, als sie von dem Portier vernahm, was vorgefallen war. Am Meisten war sie davon betroffen, daß das Kind den Wohlthäter mitgebracht habe. Sie sann nach, wer Zeuge jenes Auftrittes gewesen, aber keiner der Gäste, die sie kannte, glich dem Bilde, welches freilich nur in allgemeinen und sehr flüchtigen Zügen der alte Portier entwerfen konnte, und an Beranger dachte ihre Seele nicht, ja sie erinnerte sich nicht einmal seiner Anwesenheit, weil sie zu sehr bewegt und erregt gewesen war. Sie fand ihn eben nicht heraus. Höchst unangenehm aber war es ihr, daß sie auch nicht einmal herausbringen konnte, wohin der Herr ihre Freundin und ihre Kinder gebracht, und daß sie abwarten mußte, bis sie von diesen selbst Aufschluß erhalten würde. Diese Ungewißheit, diese unbefriedigte Neugierde, dieses Unbekanntbleiben mit dem Loose der unglücklichen Jugendfreundin lasteten schwer auf der Seele der beweglichen Pariserin, und sie hätte Thränen darüber vergießen können, daß sie einige Tage vielleicht warten mußte, bis sich alle die Räthsel lös'ten.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Gesunder Appetit.) Die Jakuten, zum tartarischen Stamme gehörend und an den beiden Seiten der Lena bis zum Eismeere hin wohnend, nennen sich Secha und mögen selbst jetzt ungefähr 100,000 Köpfe zählen. Sie sind von mittlerer Größe und starkem Wuchse, haben ein glattes, mageres, hellkupferiges Gesicht, kleine Augen und wenig Haare. Man rühmt an ihnen die Tugenden der Ehrlichkeit, Menschenliebe und Gastfreundschaft 2c. Die Nahrungsmittel der Jakuten bestehen in dem Ertrage der Viehzucht, Jagd und Fischerei, die als ihre Nahrungszweige zu betrachten sind. Pferdfleisch ist ihr liebstes Gericht. Mit heißer Begierde essen sie Pferde- und Rinderfett roh, und geben sogar den kleinen Kindern, um sie zu beschwichtigen, ganze Stücke rohen Fettes in den Mund. Außerdem essen sie das Fleisch der Rennthiere und aller wilden Thiere, welche ihnen vorkommen, selbst Mäuse nicht ausgenommen, daher sich manche sibirische Bauern keine Katzen halten, weil ihre Jakutenknechte ohnedies die Mäuse, der geschicktesten Katze gleich, wegfangen. Ueber die Gefräßigkeit der Jakuten bemerkt ein neuerer Reisender: »Alles, was der Mensch kauen kann, es mag Fisch oder Fleisch sein, einerlei von welchem Thiere, es mag stinken oder nicht, das frißt der Jakut, bis er genug hat, d. h. bis sein Bauch ganz rund wird. Der Schlund dieser Menschen muß ganz anders gebildet sein, als der unsrige: denn den heißesten Thee und die heißeste Suppe, die unsere Lippen nicht berühren konnten, vermochten sie hineinzugießen. Das Merkwürdigste dieser Gefräßigkeit ist, daß keine Krankheit darauf folgt.« Der nämliche Reisende sah ein genäschiges Jakutenkind, das unbeschwert drei Talgkerzen, zwei Pfund gefrorener Butter und ein großes Stück Seife schmauste, und der Admiral Saritschef gedenkt eines Mannes von demselben Stamme, welcher im Laufe von 24 Stunden das Hinterviertel eines großen Ochsen sammt 20 Pfund Fett genoß, auch viel zerlassene Butter dazu trank, und er selbst bewirthete ihn einst, als jener gefrühstückt hatte, mit 28 Pfunden des steifsten Reisbreies, die dem Jakuten wohl bekamen. Im Sommer trinken sie gewöhnlich sauere Pferdemilch, und im Winter, wenn Branntwein, den sie über Alles lieben, nicht zu haben ist, Udan, ein Getränk, das aus saurer Milch, ungesalzener Butter und Wasser besteht. Ferner trinken alle gern geschmolzene Butter, die sie auch bei mehreren Krankheiten mit Erfolg als Arzenei brauchen.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 113:

Zaunkönig.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 115. Dienstag, den 23. September **1856.**

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

So fand sie der Pfarrer Wyndham, welcher eben von Windsor heimkehrte, wohin ein Befehl der Königin ihn gerufen. Er näherte sich Elisen mit ernsten, traurigen Blicken, eine tiefe Wehmuth sprach aus seinen ehrwürdigen Zügen, und ihr die Hand darreichend, bat er sie leise, aufzustehen und sich stark zu zeigen in dieser Stunde der Prüfung.

„Nein, mein Vater“, sagte sie mit fliegendem Athem, „nein, lassen Sie mich auf meinen Knieen! Beten Sie mit mir, daß Gott mich erhöre, sich meiner erbarme! O mein Gott, ich bin so verlassen und allein! Aufgegeben, geschmäht, verachtet!“

Der Priester schüttelte ernst sein Haupt. „Nicht verachtet, Elisa! Die Königin hat soeben mit der größten Achtung über Sie gesprochen, der König weinte über Sie!“

„Ach, wie unglücklich muß ich sein, wenn diese mich beklagen und über mich weinen!“ rief Elisa traurig.

„Ja, unglücklich sind Sie, Elisa“, sagte der Priester tonlos. „Auch Ihr letzter Trost ist vergeblich! Hören Sie, Elisa, weßhalb die Königin mich rufen ließ! Der Papst hat Ihre Ehe für ungültig erklärt! Heute ist der Courier gekommen, der diese Nachrichten gebracht! Aber hier, Elisa, hier bringe ich Ihnen Briefe von dem König und der Königin! Lesen Sie!“

Und er reichte ihr zwei zusammengefaltete, mit dem königlichen Siegel versehene Briefe dar. Elisa erbrach sie und las den ersten derselben mit zitternden Händen. Aber nachdem sie ihn hastig gelesen, warf sie ihn mit einer ungestümen Bewegung zur Erde nieder und schaute mit flammenden Augen, in welchen jetzt die Thränen versiegt waren, den Priester an.

„Wissen Sie, was die Königin mir zu schreiben wagt?“ fragte sie stolz und zürnend.

„Nein, ich weiß es nicht“, sagte Wyndham schüchtern.

„Die Königin beschwört mich, jetzt, da ihr Sohn frei sei, es ihm unmöglich zu machen, zu mir zurückzukehren. Sie fleht mich an, mich zu vermählen, und verspricht mir eine Million Mitgift! — O, die Königin von England hat nicht das Recht, mich zu beleidigen! Ich bin ein Weib, wie sie, ich bin die Gemahlin eines Fürsten, wie sie! Sie soll mich nicht erniedrigen!“

„Lesen Sie, was Ihnen der König schreibt“, bat der Priester, auf den zweiten Brief hindeutend.

Elisa erbrach auch diesen, und während sie las, schwand der stolze Ausdruck aus ihren Zügen, und große Thränen stürzten aus ihren Augen über ihre Wangen hin.

„O, das ist zu viel“, hauchte sie bebend. „Er nennt mich seine Tochter. Er beschwört mich mit der liebevollen Bitte eines Vaters, den Prinzen zu vermögen, daß er sich vermähle! Ich soll das thun, ich, sein angetrautes Weib, soll meinen Gatten beschwören, daß er sich einer Anderen vermähle! Mein Gott, mein Gott, gibt es denn keine Stelle, wohin ich mich flüchten kann mit meinen Schmerzen und mit meiner Qual? O mein Vater, mein Vater, retten Sie mich! Die ganze Welt stürzt über mir zusammen! Retten Sie mich vor meiner eigenen Verzweiflung!“

Sie schaute ihn mit so flehenden Blicken an, ihr Antlitz war so gramerfüllt und traurig, daß die Augen des Priesters sich mit Thränen des Mitleids füllten.

»Retten Sie sich zu Gott, meine Tochter«, murmelte er, übergeben Sie ihm Ihr Herz und er wird es heilen!«

»Mein Vater«, rief sie, »Sie haben Recht! Ich will mich flüchten an das Herz Gottes! Im Kloster allein ist meine Stätte! Ich bin bereit, den Willen der Königin zu erfüllen! Ich will mich vermählen, ich will mich Gott verloben!«

Der Priester legte wieder seine Hände auf ihr Haupt und sagte mit zitternder, tiefbewegter Stimme: »Gott wird Dein Verlöbniß annehmen, meine Tochter, er wird Dir seine Hand reichen und Dich zu sich emporziehen, denn er hat Dich geprüft und Du bist treu befunden! Noch heute wollen wir fort. Ein Schiff liegt im Hafen, welches in einer Stunde schon die Anker lichtet. Ich habe für mich auf demselben schon einen Platz bestellt, denn mir grauete vor Dem, was Ihr hier die große Welt nennt, und ich wollte vor ihr fliehen in die Einsamkeit. Jetzt gehe ich nicht allein, jetzt nehme ich Dich mit mir, meine Tochter!«

»Aber nicht heimlich, nicht wie eine Verbrecherin will ich fortgehen«, sagte Elisa. »Gott hat mir eine Mission gegeben, ich will sie zu Ende führen! Sie sagen, George liebt mich nicht mehr! Ich aber weiß dennoch, daß ich in seinem Herzen lebe! Seine Sinne mögen mir ungetreu sein, aber sein Herz nimmermehr! Ich muß ihn sehen, nicht nur um Abschied zu nehmen, sondern um ihn zum letzten Mal mit dem Flehen meiner Liebe zu erweichen! O, es wird mir gelingen! Gleich mir muß er sich dem Schicksal unterwerfen, das will ich von ihm erflehen! Er ist ein Königssohn, er gehört also dem Vaterlande; nicht mir, noch irgend einer Frau. Er muß gehorchen, um dereinst gebieten zu können. England fordert von ihm eine Gemahlin! Ich, sein Weib, werde ihn beschwören, sich zu vermählen und England eine Prinzessin von Wales zu geben! Kommen Sie, mein Vater! Erst nach Brighton und dann nach Irland, dann zu Gott!« (Forts. folgt.)

Eine Begebenheit aus Beranger's Leben.

(Fortsetzung.)

Solche schwere Probe war der Wirthin noch nicht beschieden. Schon zeitig am andern Morgen erschien das liebliche Kind wieder bei ihr. Sein Antlitz strahlte von Freude, als es zu der theuern Freundin ihrer Mutter eilte.

»Kommst Du endlich?« rief die Wirthin dem Kind entgegen und vergaß, daß der Wechsel des Glückes der Familie erst wenige Stunden hinter sich hatte. »Wie heißt Euer Wohlthäter? Wer ist es? Wie geht es Euch? Wo wohnt Ihr denn jetzt?« Diese Fragen sprudelten über die Lippe der lebhaften Frau in einer Hast und Eile, daß das Kind ganz verblüfft war und nicht wußte, auf welche derselben es zuerst antworten sollte.

Die Wirthin sah endlich wohl ein, sie müsse dem Kinde ruhiger zuhören oder ihre Fragen langsamer stellen. So fragte sie denn zuerst nach der Person des Mannes, der so aufopfernd für sie und ihre Angehörigen gesorgt.

Das Kind erröthete: »Ach«, sagte es, »wir kennen ihn nicht. Die Mutter hat vergeblich nach seinem Namen gefragt. Lächelnd hat er geantwortet: der Name thue ja gar Nichts zur Sache, ja, wenn sie nach seinem Namen forsche, werde sie ihn zwingen, sich zurückzuziehen. Sie sehen wohl«, sagte die Kleine, »da waren uns die Lippen geschlossen.«

»Das ist sehr fatal!« rief die Wirthin ärgerlich aus und stampfte mit dem kleinen Fuße auf den Boden. »Muß ich da völlig im Dunkeln bleiben, wo mir so viel darauf ankäme, ihn zu kennen! Aber«, fuhr sie fort, »war er denn hier im Café, als Du bei mir warst? — Besinne Dich einmal!«

»Ich weiß es nicht«, sagte das Kind; »allein ich vermuthe es, denn er kam mir auf dem Fuße nach.« —

»Jean! Baptist! Charles!« rief die Wirthin den Aufwärtern.

Sie eilten herbei.

»Erinnert Ihr Euch, wer gestern Nachmittag hier war?« — fragte sie hastig.

Aber der Besuch des Café war gerade gestern, wo die Witterung ungünstig gewesen war, ganz ungewöhnlich zahlreich; die Aufwärter hatten alle Hände voll zu thun gehabt und eine Menge fremder Gesichter war darunter gewesen. Bedenkt man, wie die Besucher eines Pariser Café's ebben und fluthen; wie selten Einer lange verweilt, so ist es entschuldbar, daß die Garçons keine Auskunft geben konnten, ja daß sie einen unscheinbar gekleide-

ten, bescheidenen, anspruchslosen Stammgast, wie Beranger, dessen Bedeutung ihnen vielleicht nicht einmal bekannt war, ganz übersahen. Die gestrenge Herrin, die es sich einmal in's Köpfchen gesetzt hatte, den Mann zu entdecken, der so edel gehandelt, fand das indessen nicht entschuldbar und die Aufwärter mußten es hinnehmen, daß sie ihnen Leichtsinn und Unachtsamkeit auf ihre Gäste an den Hals warf. Ihr Verlangen wuchs aber nur durch die Hindernisse. Jetzt wandte sie sich wieder an das Kind, dem es unheimlich zu werden begann. Es mußte nun zusammenhängender alle die Vorfälle erzählen, was denn auch bis auf den letzten Punkt, nämlich die Unterbringung ihres Bruders bei einem Kupferstecher, geschah.

Die Wirthin schlug vor Verwunderung die Hände zusammen, aber trotzdem rieselten ein paar Thränen über ihre frische Wange, die für ihr Herz ein gültig Zeugniß ablegten. Aber auch das weichste Frauenherz kann unter solchen Umständen von der brennendsten Neugierde gequält werden, und das war hier in der That der Fall.

„Also er kommt heute früh wieder zu Euch?“ fragte die Wirthin und sann, ob sie sich ohne Nachtheil ihrem Geschäfte anf einige Stunden entziehen könne. Sie fand indessen, daß das ganz unmöglich war, und es blieb Nichts übrig, als das Kind gehörig zu instruiren. Das geschah, und die Kleine versprach Alles, was ihr die treue Freundin ihrer Mutter auftrug.

Als das Kind jedoch zu Hause ankam, war der edle Wohlthäter bereits dagewesen, hatte den Knaben mit sich zu dem Maler genommen und dieser, nicht Beranger, ihn zu dem Kupferstecher gebracht.

Das Kind war höchst unglücklich, daß es der Wirthin nicht die Auskunft bringen konnte, die sie so sehnsüchtig erwartete. Es eilte zu ihr und berichtete, wie es gekommen. Der Unwille der neugierigen Frau warf sich indessen nicht auf das Kind, das sie als unschuldig erkennen mußte, war aber im Allgemeinen groß, denn so Etwas war ihr lange nicht passirt, und länger im Zweifel zu bleiben, rein unerträglich. Aber wie sollte sie nun hinter die Sache kommen? Das war die brennende Frage, die ihr den Kopf ganz wirr machte. Dieser Zustand wurde noch dadurch vermehrt und verschlimmert, daß einer und der andere ihrer Stammgäste, de.. sie es gestern erzählt, wohl nach der Sache u.. d Person fragte. Hier ihre Unkenntniß bekenn.. zu müssen, war bitter; noch bitterer, daß i.. ihr Talent, hinter verborgene Dinge zu kom..en, so augenfällig in Schatten gestellt sah.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Billige Pferdehaltung.) Ein Engländer, Namens Wedlake, hat unter dem Titel: „Mittel, ein Pferd für den billigen Preis von 1 Schilling (= 35 kr.), zu ernähren“, eine Broschüre herausgegeben, welche in dem kurzen Zeitraume nur einiger Monate in 50,000 Exemplaren in England und Amerika verbreitet wurde. Der Verfasser, selbst ein geschickter Fabricant landwirthschaftlicher Instrumente und Maschinen, hat sich nicht damit begnügt, die Schrotmühlen und Siedemaschinen zu vervollkommnen, sondern hat Jahre lang über ein Ernährungssystem nachgesonnen, bis er ein solches herausgefunden hat, welches wegen seiner erprobten Zweckmäßigkeit bereits in einer großen Zahl von Pferdehaltungen und Stutereien rc. befolgt wird. Jedermann weiß, daß Pferdemist stets eine Anzahl Haferkörner enthält, welche durch den Verdauungsproceß nicht zerstört und verwandelt wurden, also ohne Nutzen für die thierische Ernährung durch den Körper des Pferdes hindurchgegangen sind. Darin liegt ein offenbarer Verlust für den Eigenthümer, und es ist gut, das Getreidekorn durch Zerquetschen für die vollständige Verdauung vorzubereiten. Wedlake aber hat durchaus kein Bedenken, bei seiner Fütterungsmethode die gewöhnliche Haferration bis auf den vierten Theil zu ermäßigen, also eine wesentliche Ersparniß eintreten zu lassen, welche von der königl. Ackerbaugesellschaft in England für ganz gerechtfertigt anerkannt worden ist. Unter den Verbesserungen, welche Wedlake eingeführt wissen will, sind es besonders zwei, auf die er vorzugsweise sein Augenmerk gerichtet hat:

1) Die vollständige Entfernung der Raufen, da das Futter, aus Mengsel bestehend, in Krippen vorgelegt werden kann. Es ist von competenten Sachverständigen anerkannt worden, daß ein Pferd mit dem Verzehren von

15 Pfd. Heu 6 Stunden zu[illegible]ingen kann, während es zum Fressen des[illegible]en Gewichtes präparirten Futters nicht [illegible]r als 20 Minuten braucht. Das Pferd [illegible]nn also bei letzterem [illegible] länger [illegible] Auch liegt darin schon eine bedeutende Ersparniß für den Pferdbesitzer, daß von dem Heu Nichts verstreut und von den Pferden in den Dünger getreten wird, und daß auf diese Weise Stroh, Klee und mancherlei Abfälle, welche sonst von Pferden nicht gefressen werden, verwerthet werden können. Der Verfasser räth, einen Theil Wiesenheu mit zwei Theilen Weizen-, Gersten- und Haferstroh und mit einem Theile gequetschten Hafers zu vermengen.

2) Das Futter mit mehr oder weniger warmen Wassers anfeuchten, ist das Zweite, worauf Wedlake die Aufmerksamkeit der Pferdebesitzer zu lenken sucht. Diese Zugabe erleichtert die Einspeichelung des Futters und verbindet den gequetschten Hafer so innig mit dem Futter, daß das Pferd nicht in demselben herumwühlen kann.

Doch soll der Hafer nur gequetscht, aber nicht zu Mehl gemahlen sein, auch soll das Stroh und Heu in 1—2 Centimeter (etwa $\frac{1}{3}$—$\frac{2}{3}$ Zoll) lange Stücke geschnitten werden.

Schließlich führt Wedlake mehrere Fälle an, wo die Besitzer von einer großen Anzahl von Pferden dieses System mit bedeutendem Nutzen seit vielen Jahren angewendet haben. So z. B. die große Rollcompagnie in London, welche an 130 Pferde hält und seit Annahme dieses Fütterungssystems jährlich an 14,000 fl. erspart. Ihre Pferde sind zum größeren Theile in brillantem Futterzustande, sehr tüchtig zur Arbeit und zu Krankheiten weit weniger disponirt. Die Pferde der Londoner Bierbrauer, deren Zustand sprichwörtlich geworden ist, werden ebenfalls nach dem System Wedlake gefüttert. Um das System so viel wie möglich auszudehnen, d. h. auch solche Futtermaterialien dadurch zu verwerthen, die bei einem großen Gehalt von Nahrungsstoffen ihrer Structur wegen nicht im natürlichen Zustande verwendet werden können, hat Wedlake eine Maschine construirt, mittelst deren die Stacheln des Stachelginster (Ulex Europaeus) entfernt werden; dieselbe hat sich in England, wo der Ginster häufig wild wächst, schon sehr verbreitet. Eine Ration von 10 bis 20 Pfund per Tag würde je nach der Arbeit für ein Pferd eine angemessene Fütterung sein; nicht minder gut für Rindvieh, welches denselben ebenfalls der scharfen Stacheln wegen nicht frißt.

Das System des Engländers Wedlake verdient Angesichts der theuren Cerealienpreise die ernsteste Berücksichtigung aller Pferdebesitzer.

Lebensphilosophie.

Suchst du die wahre Ehre?
Dein Herz vergesse nicht
Der Weisheit hohe Lehre;
„Sie wohnt bei treuer Pflicht."

Nur Der ist recht geehrt,
Den sein Bewußtsein adelt:
Ob ihn die Menge tadelt —
Er ist Gott lieb und werth.

Verschiedenes.

„Wo entspringt die Donau?" wurde ein Schüler von seinem Lehrer gefragt. Der Schüler erhob sich und sagte: „Die Donau entspringt einige Mal." „Welch unsinnige Antwort", sprach finster der Präceptor. Der Schüler ließ sich aber nicht stören, sondern motivirte seine Antwort also: „Die Donau entspringt bei Ulm den Württembergern, bei Passau den Bayern, bei Orsowa den Oesterreichern, bei Sulina den Türken, indem sie sich in's schwarze Meer stürzt und ertrinkt."

Zweisilbige Charade.

1.

Viel tausend kühne Streiter
Erlitten hier den Tod.

2.

Gar manchem kühnen Reiter
Half es aus großer Noth.

Das Ganze.

Mit ungeheurem Zahn
Trifft man das Ganze an.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Th. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 116. Donnerstag, den 25. September 1856.

Des jungen Schiffers Abschied.

Lichtet die Anker! Hurrah, Matrosen!
Muthig hinaus, wo Stürme sich kosen!
Breitet der Segel schimmernden Schnee!
Hurrah! hinaus zur wogenden See,
Hurrah hinaus!

Schwelle die Segel, mächtiges Wehen,
Laß du der Fremde Städte uns sehen!
Trag' auf dem Rücken, Welle, uns fort,
Bring' uns zurück zum heimischen Port!
Hurrah in's Meer!

Weine nicht, Mutter! Trock'ne dein Auge!
Bald mit des Westens mächtigem Hauche
Steur' ich hinweg vom fremden Strand,
Richte den Kiel zum heimischen Land,
Heimwärts zu dir!

Reiche die Hand mir! — Vorwärts, Matrosen!
Muthig hinaus, wo Stürme sich kosen!
Breitet der Segel schimmernden Schnee!
Hurrah hinaus! O Mutter, Ade!
Mutter, leb' wohl!

M. Spatz.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XIX. In Brighton.

Das Meer rauschte und sang seine ewigen Melodien und ließ seine schaumgesäumten Wogen an das Ufer plätschern; und die hohen Bäume des Parks, der da unweit vom Ufer lag, rauschten dem Meer die antwortenden Melodien der Erde entgegen. Auf den Wogen des Meeres hüpfte und tanzte ein Schiff mit ausgebreiteten Segeln daher, gleich einem Vogel, der mit ausgebreiteten Flügeln auf seinem Neste sich wiegt. Das Schiff legte am Ufer dicht vor dem Park an. Ein Boot löste sich vom Schiffe ab; zwei Matrosen und ein dicht verschleiertes Weib stiegen hinein, und mit kräftigem Ruderschlag führten die Männer das Boot an's Ufer. Das Weib stieg aus, und mit leichtem, schwebendem Schritt glitt sie über den Sand des Ufers dahin und näherte sich dieser kleinen Pforte, welche da am äußersten Ende des Parks in der Mauer sich befand. Sie zog einen Schlüssel aus ihrem Busen, öffnete diese Thüre und schlüpfte hinein in den Park. Sie kannte die Wege und Alleen desselben gar wohl; wie oft war sie Arm in Arm mit dem Prinzen diese schattigen Wege dahingewandelt, das Herz trunken von Liebe, lauschend auf das Geflüster seiner Zärtlichkeit und auf das sehnsuchtsvolle Flöten der Vögel in den duftigen Gebüschen!

Jetzt kam sie zu anderm Zweck! Jetzt kam sie, um von seiner Untreue sich zu überzeugen und dann von ihm Abschied zu nehmen! Dort, in dem Gebüsch, welches die Hinterwand dieser Laube bildete, verbarg sie sich. Da sah sie den Prinzen von Wales um die Ecke des Weges kommen. Traurig und bleich war sein Angesicht, finster und gefurcht seine Stirn. O, wer hätte es diesem gebeugten Haupt, diesen finstern Zügen wohl angesehen, daß es das Haupt, daß es die Züge eines Königssohnes waren? Wer hätte in diesem sinnenden, träumenden Manne wohl den glänzenden, übermüthigen, sorglosen Prinzen von Wales wieder erkennen mögen?

Und doch war er es! Er, der Prinz von Wales! Und er kam hierher zu einem Liebes-Rendez-vous! Miß Robinson hatte ihm geschrie-

ben, daß sie nach Brighton kommen wolle, daß er sie hier in der Rosenlaube am Ende des Parks mit der Aussicht auf das Meer erwarten solle!

Der Prinz von Wales erwartete sie also, aber seltsam, — er erwartete sie und dachte doch an eine Andere! Er dachte an Elisa. Er dachte an den Blick, mit welchem sie heute, als er kam, von ihr Abschied zu nehmen, um nach Brighton zu gehen, an den Blick, mit welchem sie ihm Lebewohl gesagt! Dieser Blick wollte nicht aus seiner Erinnerung weichen, dieser Blick hatte sich wie ein bohrender Dolch in sein Herz eingewühlt und sein Gewissen getroffen, wie eine brennende Schmerzensthräne. Dieser Blick zog ihn jetzt wie mit unsichtbaren Liebesbanden zu ihr zurück, und nie hatte er sie inniger geliebt und es lebhafter gefühlt, als in diesem Augenblicke.

Und doch war er hierher gekommen um einer andern Frau willen! Aber indem er sie erwartete, dachte er, wie gesagt, doch nicht an sie; indem er sie erwartete, flüsterte er leise vor sich hin: „Ich bin Elisen diese Genugthuung schuldig! Sie soll nicht um mich weinen! Ich habe schon zu viel Wermuth in den Trank ihres Lebens gemischt und ihn verbittert. Jetzt soll sie wieder den goldenen Becher der Freude an ihre Lippen setzen, und diese Lippen sollen wieder lächeln. Ich will sie, nur sie lieben!“

Er verstummte, denn er gewahrte Miß Robinson, die mit leichten, elastischen Schritten die Allee daher kam. Und wie er ihr entgegenschaute, staunte er über ihre reizende Gestalt, ihre zauberhafte, liebliche Schönheit, die ihm strahlender und frischer schien, wie er sie jemals gesehen.

„Sie ist wunderbar schön wie eine Fee!“ sagte er leise vor sich hin.

Miß Robinson hatte ihn jetzt gewahrt und begrüßte ihn aus der Ferne. Sofort eilte der Prinz ihr entgegen, begrüßte sie mit glühenden Worten und reichte ihr den Arm, um sie nach der Laube zu führen.

Miß Robinson folgte ihm willig. Aber wie sie in die Laube eintrat, warf sie einen flüchtigen, spähenden Blick nach dem Gebüsch hin. Sie sah, wie sich die Zweige vorsichtig ein wenig öffneten, wie Elisa's schönes Angesicht lauschend hervorschaute.

Mit einem köstlichen Lächeln wandte sich Miß Robinson jetzt dem Prinzen zu, der sie zu dem künstlichen, seidenen Rasensitz der Laube hinführte und auf demselben ungebeten neben ihr Platz nahm. Aber Miß Robinson's scharfem Blick entging es nicht, daß das Entzücken, mit welchem er sie empfing, nur ein gezwungenes, daß die glühenden Worte der Bewunderung, mit welchen er ihre Schönheit pries, nicht aus seinem Herzen, sondern nur von seinen Lippen kamen, wie eine alte, längst gewohnte Melodie, welche man unwillkürlich singt und summt, ohne Etwas dabei zu empfinden und zu denken. Sie lächelte und schaute wieder verstohlen zurück in das Gebüsch. Sie sah jetzt Elisa's weißes Gewand durch die Zweige schimmern, sie stand so nahe, daß sie jedes Wort vernehmen mußte, was da in der Laube gesprochen ward.

„Nun“, sagte der Prinz lächelnd, „ich habe also meine erste Wette gewonnen, nicht wahr? Sie haben meine flehende und glühende Liebe endlich erhören müssen! Sie haben mir mein Glück bewilligt, sind nach Brighton gekommen und wollen jetzt mit dem Sonnenschein Ihrer Augen mein Herz erwärmen.“

Miß Robinson lächelte. „Hoheit“, sagte sie, „ich bewundere Sie! In der That, die Schauspielerin Perdita kann von Ihnen lernen, denn niemals gab es einen talentvollern und genialern Schauspieler, als Sie es sind! Ew. Hoheit haben sich zum Beispiel vorgenommen, mir gegenüber heute den Liebhaber zu spielen, und Sie haben die Stichworte Ihrer Rolle ganz vortrefflich gespielt!“

Der Prinz sah sie erstaunt an. „Sie nennen das eine Rolle, Perdita? Sie glauben also —“

„Daß Sie ein genialer Künstler sind“, unterbrach sie ihn, „so genial, daß sich die meisten Frauen von Ihnen täuschen lassen und den Schein für Wahrheit nehmen werden! Aber sehen Sie, Hoheit, ich habe selber zu oft auf den Brettern gestanden und die Liebe gespielt, um nicht Spiel vom Ernst unterscheiden zu können. Ew. Hoheit haben mich indessen um ein Rendez-vous gebeten, und Sie sehen, ich bin gekommen!“

„Aber nur, wie es scheint, um über mich zu spotten?“

»Nein, Hoheit, um Ihnen ein Geständniß zu machen!«

Der Prinz lachte. »Lassen Sie hören«, sagte er. »Es gibt nichts Süßeres, als von holden Lippen Geständnisse zu empfangen.«

Er wollte seinen Arm um ihre Taille legen, sie wehrte ihn aber sanft zurück. »Sehr gut gespielt, Hoheit«, sagte sie mit feiner Ironie, »nur diese Umarmung wäre offenbar zu früh. Hören Sie mein Geständniß! Sie lieben mich nicht und ich —«

(Fortsetzung folgt.)

Eine Begebenheit aus Beranger's Leben.

(Fortsetzung.)

Nach vielem Sinnen fiel der Wirthin endlich ein Ausweg ein. Sie legte traurig die Hand auf des Kindes Schulter und sagte: »Amelie, würdest Du ihn erkennen, wenn Du ihn hier sähest?«

»O, unter Tausenden würde ich den lieben Mann herausfinden, der so freundlich durch seine Brille blickt!« rief das Kind aus.

»So komm jeden Mittag um ein Uhr hierher!« sagte sie, des Erfolges nun sicher. »Du hast Nichts zu thun, als die Eintretenden zu mustern und mir den rechten Mann zu bezeichnen, wenn Du ihn siehst.« Das versprach das Kind, und schon am andern Tage trat Liebe und Dankbarkeit in einem Kindesherzen in den Dienst einer geheimen Polizei, die eben auch nur von einem wirklich wohlwollenden, hier aber von brennender Neugierde erfüllten Herzen organisirt worden war.

Beranger hatte in den ersten Tagen, welche dem Ereignisse folgten, lediglich mit dem Geschicke seiner ihm theuer gewordenen Schützlinge zu thun. Er vergaß ganz seine gewohnte Lebensweise und häufte Ausnahme auf Ausnahme von der sonst so feststehenden und gewohnten Regel. Wo er Bekannte und Befreundete hatte, von denen er erwarten durfte, sie könnten der Wittwe und ihren Kindern entsprechende Arbeit geben, da eilte er hin und wurde mit seiner herzgewinnenden Weise ihr Fürsprecher. Er mußte meistens ihre Geschichte erzählen, ihre Lage schildern, und das forderte Zeit. So kam es denn, daß er acht bis zehn Tage das Café nicht betrat, und dadurch der liebliche Agent der errichteten Spionage so wenig zu einem Resultate gelangte, als die oberste Leiterin derselben ihr Ziel erreichte, was sie unendlich unglücklich machte. — Sie zürnte manchmal dem Kinde, weil es, wie sie meinte, den edlen Wohlthäter nicht mehr kenne, und wurde erst wieder versöhnt, wenn das liebliche Wesen unter Thränen versicherte, er sei noch nicht im Café erschienen; sie kenne ihn gewiß wieder, wenn sie ihn nur sähe. Dann zürnte sie über die Ungunst der Umstände, welche ihr so sehr entgegen war. Die Neugierde nahm aber darum nicht weniger ihre ganze Seele ein, ja sie wurde nur um so mächtiger, je mehr Schwierigkeiten ihrer Befriedigung entgegenstanden.

Nach acht Tagen endlich fiel es ihr denn doch auf, eine liebe Gestalt lange nicht gesehen zu haben, die sonst allmittäglich zu sehen war, die Beranger's. Sollte der liebe Dichter, mit dem sie so oft traulich geplaudert, und den sie so aufrichtig verehrte, krank sein? — Dies beunruhigte sie ungemein; allein wie sollte sie es erfahren? — Sie mußte die Herkunft eines ihm Befreundeten abwarten, der ihr Auskunft geben konnte. Dieser kam endlich.

»Ist unser berühmter Chansonnier krank?« fragte sie ihn lebhaft. »Er ist seit acht bis zehn Tagen nicht hier gewesen. Zu anderer Zeit habe ich die Freude, ihn täglich hier zu begrüßen.“

„Krank?“ fragte der Angeredete zurück. „Nein! Ich sah Beranger nie gesünder, als heute; aber er hat so viel zu thun, wie die Pfanne in den jours gras!“

„Mon Dieu! Was beschäftigt ihn denn so?“

„Weiß es nicht, und auf Fragen gibt er keine Antwort. Er lächelt nur, und Sie wissen, wenn er lächeln kann, da ist man im Voraus besiegt und kann nicht weiter fragen.“

„Wohl weiß ich's,“ sagte die niedliche Wirthin. „Aber ich möchte denn doch wissen, was der Zweck seines geheimnißvollen Thuns ist. Es muß wichtig sein, weil er darüber eine Gewohnheit vergißt, die, wie mir es scheinen wollte, eine Macht bei ihm war.“

„Nun,“ sagte lachend der Freund Beranger's, „Sie können ruhig sein. Etwas Schlimmes ist es gewiß nicht. Vielleicht wieder ein stilles, wohlthätiges Wirken, über das er, wie

immer, den undurchdringlichsten Schleier des Geheimnisses breitet. Sobald er sein Ziel erreicht hat, kommt er sicherlich wieder hierher.«

Mit diesen Worten verbeugte sich der Herr, nahm vom Präsentirteller des Garçons seine Tasse, ließ sich die Zeitung geben und setzte sich in seiner Fensternische nieder, ohne sich weiter um die neugierige Wirthin zu bekümmern.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Aufbewahrung von Käse.) Um Käse gut aufzubewahren und sie vor Maden zu schützen, gibt es kein besseres Mittel, als sie in Hopfen zu legen. Man kann ihnen dadurch einen angenehmen Geschmack geben.

Lebensphilosophie.

Die Saite, wenn man sie zu hoch will spannen, reißt;
Nur weise Mäßigung ist was Erfolg verheißt.

Wohlgefallen an sich hat selten den Andern gereizet;
Preis und Dank verdient, wer sich für Andre vergißt.

Verschiedenes.

(Eine untröstliche statistische Bemerkung.) Ein tieferer Blick in die Volkszählungstabellen des deutschen Zollvereins gewährt für unser schönes Geschlecht einen recht traurigen Trost. Nach der Volkszählung vom Schluß des Jahres 1852 befanden sich im deutschen Zollvereinsgebiete 3,947,520 Jünglinge über 14 Jahre, gegen 4,315,659 Jungfrauen von gleichem Alter; demnach müssen 368,139 Jungfrauen, wegen Mangel an Männern, unverheirathet bleiben. Dieses Verhältniß gestaltet sich indessen noch weit ungünstiger, wenn man, wie die Erfahrung vieler Jahre zeigt, annimmt, daß von 100 heirathsfähigen jungen Männern nur 65 das sanfte Joch der Ehe auf sich nehmen. Es werden daher von obigen 3,947,520 Jünglingen 1,303,979 Köpfe das Junggesellenleben vorziehen und deßhalb 1,672,108 Jungfrauen den Schleier nehmen müssen. In kleinern Ziffern ausgedrückt, kommen auf 5 heirathslustige Männer 8 Jungfrauen. Wenige Jahre haben indessen dazu gehört, um dieses ohnehin schon ungünstige Verhältniß noch weit ungünstiger zu gestalten, denn nach Berechnungen, denen die letzte Volkszählung vom December 1855 zu Grunde gelegt ist, hat die Heirathslust der jungen Männer noch weit mehr abgenommen, so daß auf einen heirathenden jungen Mann fast zwei heirathsfähige Jungfrauen kommen.

Heinrich Heine pflegte gern folgenden kleinen Vorfall zu erzählen: Als er vom Lesecabinet heimkehrend die vier Treppen zu seiner Wohnung im Faubourg Poissoniere hinaufkam, empfing ihn an der Thür seine Frau und bemerkte ihm im Ton des Vorwurfs, ein ganz alter Herr sei dagewesen; sie habe ihn sehr bedauert, daß er ganz umsonst so hoch habe steigen müssen. Heine besah die Visitenkarte. »Tröste Dich, mein Kind«, sagte er; »der Mann ist schon höher gestiegen, als zu uns!« Es war die Karte Alexander v. Humboldt's.

Herzog Karl von Würtemberg, von der seinen Namen führenden höheren Schule her so vielfach in die Erinnerungen an unsern Schiller verflochten, kehrte einst bei einem längeren Ausritte im Flecken Nagold in einer Schenke ein, um Etwas zu sich zu nehmen; dabei störte ihn eine Unzahl von Fliegen, die ihn, immer verjagt, immer wieder umschwirrten. »In's Teufels Namen!« ruft der hitzige Fürst der Wirthin zu, »decke Sie doch den Fliegen besonders!« Die Wirthin, eine ruhige, sanfte Frau, breitet ein Tuch über ein Tischchen, beschickt es passend, tritt zu dem Herzog und sagt: »Gedeckt ist. Befehlen nun Ew. Durchlaucht, daß die Fliegen sich hinsetzen.« Der Herzog lachte und läßt dem Geschmeiße, das ihm unerreichbar ist, seinen Willen.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 115:
Wallroß.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 117. Samstag, den 27. September **1856.**

Dankesstimme.

Ein goldner Tag sank abermals hernieder
Vom Saume der Unendlichkeit,
Des Lebens Strom rauscht tausendfältig wieder
Und füllt die Brust mit Seligkeit.

Ein hehres, ach! ein heilig stilles Walten
Durchweht der Schöpfung weiten Plan;
Die Wunder, die dem Blicke sich entfalten,
Sie künden laut den Schöpfer an.

Sieh dort vom Morgenwinde sanft begrüßt
Der Pappel Haupt sich dankend neigen,
Und von Aurorens Strahle wach geküßt
Der Sänger Freudenjubel steigen!

Sieh dort aus Waldes dichtbelaubten Schatten
Der Segler frohe Schwärme zieh'n!
Und rings aus Mooses thaubeperlten Matten
Der Sterne Myriaden sprüh'n!

Wie mächtig von des Armes kräft'gen Schlägen
Die korngefüllte Tenne dröhnt!
Wie reichlich da der Hände fleiß'ges Regen
Der Garben goldne Spende krönt.

Sieh dort, wo jüngst auf weit gedehnter Flur
Der Sichel rascher Schritt gewaltet,
Wie da aus reichem Schooße der Natur
Ein neuer Segen sich entfaltet!

Wie freudig rings aus dichtem Weingelände
Der Traube goldner Purpur sprüht!
Wie überall Pomona's süße Spende
Im bunten Schmuck der Farben glüht!

Wohin auch immer meine Blicke eilen,
Auf Berges Höh', in Thales Grund,
Da seh', o Gott! ich deine Güte weilen,
Da thut sich deine Liebe kund.

Allmächtiger, deß ew'ge Majestät
Der Sphären Donnerhymnen preisen!
Um dessen Thron, seitdem der Weltbau steht,
Der Sonnen Myriaden kreisen!

Allgütiger! des Lebens Quell und Freude!
Du aller Wesen Vater, du!
Lausch mild dem Stammeln deines Kindes heute,
Dem Danke seines Herzens zu!

R. Stt.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Nun, und Sie?“ fragte der Prinz, als Miß Robinson zögernd schwieg.

„Und ich“, sagte sie endlich, ihm mit einem reizenden Lächeln fest in die Augen sehend, „ich liebe Sie auch nicht!“

„Bei Gott, ein seltsames Geständniß“, rief der Prinz erstaunt, „Sie haben Recht, Perdita, die Umarmung kam zu früh.“

„Sie gehörte überhaupt kaum hierher“, fuhr Miß Robinson fort, „denn wir sitzen hier nicht zusammen wie Liebesleute, sondern wie zwei Freunde, die einander einmal die Wahrheit sagen wollen. Nicht wahr, mein Prinz, wir wollen das?“

Sie reichte ihm mit einem herzlichen, offenen Ausdruck die Hand dar. Der Prinz nahm sie und drückte sie fest an seine Lippen.

„Wir wollen es, Perdita!“

„Wir haben uns eine kleine Weile Zaubermärchen vorgespielt“, sagte sie. „Sie machten aus mir eine Rose, auf der der Schmetterling sich einen Augenblick niederließ, weil er ermüdet war vom Umherflattern.“

„Nein, Perdita, nicht weil er ermüdet war“,

unterbrach sie der Prinz, „sondern weil die Schönheit der Rose ihn bezauberte.“

Miß Robinson neigte lächelnd ihr Haupt. „Ich war Ihnen die Rose“, sagte sie, „Sie waren mir — die Maus, die ich in die politische Mausefalle einfangen sollte, an der man mich als Lockspeise aufgestellt hatte!“

„O, ich begreife, Sie spielten mit mir, wie alle Welt es gerne thun möchte!“

„Machen wir Dem heute ein Ende, Hoheit! Seien wir ehrlich mit einander! Sie lieben die Katzen nicht, welche mit den Sammetpfötchen sanft streicheln und doch blutige Spuren zurücklassen, — ich liebe die Mäuse nicht, welche man fangen kann! Geben wir uns also die Hände und sagen wir einander Lebewohl!“

„Nein“, rief der Prinz, ihre Hand innig in der seinen drückend, „nein, sagen wir einander guten Tag! Denn der Tag soll anbrechen, der Tag der Klarheit, der Aufrichtigkeit, und wenn Sie mich dessen werth halten, auch der Tag der Freundschaft! Nun, auch ich will Ihnen ein Bekenntniß machen!“

War es der Wind, welcher, während er so sprach, in den Gebüschen hinter ihnen rauschte? Der Prinz achtete nicht darauf, aber Miß Robinson sah, wie Elisa, athemlos vor Erwartung, ihre Gestalt vorwärts beugte, wie ihr Haupt, einer Lilie gleich, aus dem dunklen Laub hervortrat, wie ihre Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf den Prinzen geheftet waren.

Der Prinz, wie gesagt, achtete nicht darauf, er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, zu erfüllt von Dem, was er im Begriff war, Miß Robinson zu enthüllen.

„Ja“, wiederholte er, „auch ich will Ihnen ein Bekenntniß machen! Ich erkenne tief beschämt, wie sehr ich Ihnen Unrecht that, Sie um die Gnade eines Rendez-vous zu bitten, denn ich bin dieser Gnade nicht werth. Ich glaubte einst, Sie zu lieben, aber es war eine Täuschung, wie so mancher Glaube! Ich bat Sie, nach Brighton zu kommen, weil ich hier zu Ihren Füßen mir Vergebung erflehen wollte für diese Täuschung. Sie haben Recht, ich war ein Schmetterling, und Sie waren für mich eine holde Purpurrose, deren Schönheit und Jugendduft ich mit bezauberten Sinnen einathmete! Aber seit einigen Tagen ist mein Schmetterlingsherz heimgekehrt! Heimgekehrt zu meiner weißen, unschuldsvollen Lilie, heimgekehrt zu meinem Weibe!“

Miß Robinson schaute mit tiefer Rührung in sein Angesicht, das jetzt im Feuer eines edlen Entschlusses strahlte. Elisa stand hinter ihm, die leuchtenden Augen zum Himmel erhoben, mit einem seligen Lächeln auf den Lippen.

Der Prinz fuhr fort: „Elisa hat mir das erhabenste, das größte Opfer gebracht! Sie hat ihre Ehre, ihre Tugend verleugnet, um mir zu dienen! Ich bin ihr dafür wohl das Opfer einer verliebten Caprice schuldig und Sie, Miß Robinson, sind auch viel zu schön und zu geistreich, um zu einer solchen sich bereit zu finden. Sie verdienen ein ganzes Herz und von dem meinen würde immer, selbst in Ihrer Nähe, das beste Theil bei meinem armen jungen Weibe zurückbleiben. Elisa hat sich in ihrer aufopfernden Liebe selbst verleugnet, ich aber will sie niemals mehr verleugnen! Sie hat so viel für mich geduldet, aber sie soll nicht durch mich dulden! Sie ist mein Weib und soll es für immer bleiben!“

„Nein“, sagte eine Stimme hinter ihm, „nein, George, sie ist nicht Dein Weib mehr!“

Wie der Prinz sich umwandte, schaute er in Elisa's von himmlischer Freude leuchtendes Angesicht.

„Elisa, Du hier?“ fragte er staunend.

„Ja“, sagte sie, „ich bin hier, ich komme, um Abschied zu nehmen!“

Der Prinz fuhr empor, und sich Elisa nähernd und sie fast ungestüm in die Laube ziehend, rief er heftig: „Nein! das darf, das soll nicht sein! O Perdita, stehen Sie mir bei und wiederholen Sie ihr, was ich Ihnen eben gesagt habe! Machen Sie, daß sie an meine Liebe, meine Standhaftigkeit, meine Treue glaube!“

Miß Robinson schüttelte traurig ihr Haupt. „Kein Mensch“, sagte sie feierlich, „kein Mensch kann entscheiden zwischen ihr und Ihnen! Was Sie Beide einander sagen können, das darf Niemand außer Gott zum Zeugen haben. Ich ziehe mich also zurück!“

Und indem sie sich mit eiligen Schritten entfernte, flüsterte sie leise vor sich hin: „Jetzt will ich sehen, ob Graf Fox mein anonymes Brieschen erhalten hat und ob er sich pünktlich hier einfinden wird!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Begebenheit aus Beranger's Leben.

(Schluß.)

Die letzten Worte hatten indessen einen Funken in die Brennstoffe der Gedanken der Wirthin geworfen, der nicht erlosch. Sie sank in ihren Fauteuil und stützte den Kopf in die kleine weiße Hand. Nach einigen Minuten sprang sie auf. Ihr Antlitz leuchtete vor seliger Freude.

„Amelie!“ rief sie dem Kinde, das schnell herzueilte. „Hör' mal, Liebe, war der Herr nicht ein ältlicher Mann?“

„Ja wohl!“

„War er nicht stark, von mittlerer Größe, breitschultrig?“

„Gewiß!“

„Trug er eine Brille, war sein Haar nicht schon etwas grau?“

„Ja, ja!“ rief das Kind.

„War er nicht einfach, vielleicht etwas nachlässig gekleidet?“

„Auch das.“

„Erinnerst Du Dich der Farbe seines Rockes?“

„Er war, wenn ich nicht irre, grau.“

„Und wie war sein Gesichtsausdruck?“

„Ach“, sagte das Kind, „so freundlich, so liebenswürdig und herzgewinnend, wie kaum Jemand außer ihm sein könnte!“

„Und seine Stimme?“

„Sehr wohllautend und tief.“

„Vortrefflich!“ rief die Wirthin und rieb die kleinen Hände vor Lust. „Ich glaube, wir haben ihn!“

„Ach“, sagte das Kind bittend, „Madame, bitte, bitte, sagen Sie es nicht, wenn Sie ihn kennen! Er hat es uns so strenge verboten, und wir fürchten mit Grund, sein Wohlwollen zu verscherzen.“

Sie beruhigte das Kind darüber vollkommen, und in demselben Augenblick ging die Thüre auf und Beranger trat ein. Er wollte sich zur Wirthin wenden, um sie zu begrüßen, aber ihre vor Freude strahlenden Augen machten ihn stutzig. Sein Blick fiel auf das ihm wohlbekannte Kind, und nur leicht grüßte er herüber und wandte sich schnell zu dem Freunde, der kurz vorher das Verhör über sein Ausbleiben hatte bestehen müssen.

Kaum war Beranger eingetreten, als die kleine Amelie voll Entzücken ihre Aermchen um die Wirthin schlang und halblaut ausrief: „Der ist's, der ist's!“

Die Wirthin küßte sie und sagte ihr in's Ohr: „Geh' nun zu Deiner Mutter und sage ihr, ihr Wohlthäter sei der Dichter Beranger! Komm aber morgen wieder.“

Flüchtig wie ein Reh eilte die Kleine hinweg.

Beranger blieb bei seinem Freunde. Er ahnete, daß die Wirthin ihm in die Karte geblickt hatte, und vermied es daher, mit ihr in ein Gespräch zu kommen, und mit feinem Tacte vermied auch sie es fortab, durch irgend ein Zeichen zu verrathen, daß sie Den nun kannte, der auf eine so edle Weise die große Noth einer unglücklichen, ihr theuern Familie gehoben hatte. Das aber unterließ sie nicht ihm zu sagen, daß sein langes Ausbleiben ihr Sorge für sein Wohlbefinden eingeflößt habe. Er dankte mit einem wahrhaft bezaubernden Lächeln und versicherte, er werde das absichtslos Versäumte nun getreulich nachholen.

Am andern Tage kam Amelie zeitig. Auf dem Schenktisch, jedoch den Augen der Gäste verborgen, stand der beste Präsentirteller der Wirthin. Darauf lag ein Lorbeerkranz, in den Aehren geflochten waren und Rosen. Er war wunderschön! Eine kostbare Tasse stand darin und harrte des Kaffee's. Beranger trat endlich ein und nahm wieder seinen alten Sitz in der Nähe der Wirthin ein, mit der er zu plaudern pflegte, ehe er die Zeitung nahm. Sie trat sogleich hinter den Schenktisch, goß die Tasse voll und legte einen Streifen Papier darüber. Amelie nahm die Tasse und reichte sie Beranger.

Betroffen und erröthend, wie ein junges Mädchen, nahm er den Präsentirteller aus des Kindes Händchen und las auf dem Papierstreifen:

„Er bringt die Freude in der Armen Hütte
Und schützt vor Langeweile den Palast!“

Sein Gefühl überwältigte ihn in diesem Augenblicke. Er neigte sich tief herab und zerdrückte mit dem Tuche zwei Thränen. Dann nahm er schnell den Kranz und barg ihn auf seiner Brust, indem er den Rock zuknöpfte. Das Kind zog er an seine Brust und küßte es auf die Stirne. Der Wirthin aber reichte er die Hand und sagte: „Ich werde den Kranz aufheben, daß er einst an meiner Stirne liege,

wenn ich gestorben sein werde! Nun aber noch Eins: geloben Sie mir, weder gegen mich noch gegen Andere jemals Dessen zu gedenken, was Sie so zart und reich belohnt haben. Ich müßte sonst Ihr Café für immer meiden.«

»Ich gelobe es«, sagte die Wirthin, seine Hand mit inniger Rührung drückend.

Ob die Pariserin schweigen konnte? Ich habe Ursache, es vollkommen zu bezweifeln; denn ohne sie wäre ja diese Edelthat des Dichters, dieser schöne Dank der Wirthin, nicht in's Gebiet der Oeffentlichkeit gekommen, und darum wissen wir es ihr Alle Dank, daß sie ihr Herz wortbrüchig machte.

Landwirthschaftliches.

(Auffallende Wirkung des Guano an Kartoffeln.) Vor fünf Jahren mußte ich einige Wingertsstöcke unterhalb einer Mauer wegen Ertragslosigkeit entfernen. Ich pflanzte in den letzten vier Jahren auf den wenigen Quadratmetern Land Kartoffeln, ohne zu düngen, weßhalb der ohnedies nicht sehr fette Boden so mager wurde, daß er im vorigen Jahre nur ganz kleine und dabei äußerst wenige Kartoffeln lieferte. Nichts desto weniger bepflanzte ich das Grundstückchen dieses Jahr wieder mit derselben Sorte Kartoffeln, nachdem ich an die Stöcke ein wenig Guano, mit Sand und Gyps vermischt, gethan hatte. Nur 4 Reihen (20 Stöcke) düngte ich nicht. Wie erstaunte ich, als ich dieser Tage die Kartoffeln ausmachte! 24 Stöcke der mit Guano gedüngten Kartoffeln ergaben nahe ½ Centner Knollen von einer Größe und Gesundheit, wie ich sie noch selten gesehen habe. Und die ungedüngten? Sie lieferten nicht die Hälfte, wie die gedüngten. Die Kartoffeln an ersteren sind ganz klein und der Stock ergab kaum 1 Pfd.! Also nicht einmal die Hälfte, wie die mit Guano gedüngten!!

U. m.

Verschiedenes.

Auf einem Balle einer Provinzialstadt äußerte eine eben so geistreiche als reizende junge Dame gegen einen Cousin den Wunsch, derselbe möge ihr einen seiner Bekannten vorstellen, einen Studirenden, von dessen Excentricitäten sie viel gehört hatte. Der Cousin beeilte sich, den Befehlen seiner schönen Cousine Folge zu leisten. Als er dem Studiosen den Wunsch der Dame mittheilte, entgegnete dieser sehr kaltblütig: »Nun, so lasse sie hertraben!« Der Ueberbringer der Botschaft, der eine so rohe Antwort nicht erwartet hatte, zog sich zurück und verhehlte dem Cousinchen nicht seine Entrüstung. Zu seiner Verwunderung bestand aber die junge Dame nur um so mehr auf der Erfüllung ihres Wunsches und die Sendung wurde daher wiederholt. Dies Mal ließ das »Original« sich bereit finden. Ueberrascht durch die auffallende Schönheit der Dame machte der doch etwas verlegene junge Mann bei der Vorstellung eine tiefe Verbeugung. Die Dame, statt diese zu erwiedern, begnügte sich, ihn durch die Lorgnette zu betrachten, und sagte darauf zu ihrem Cousin: »Nun ist es genug, Vetter; laß ihn wieder zurücktraben.«

Charade.

1.

Mein Erstes schwinget sich herum im Kreise
Mit seinen Brüdern immer fort und fort;
Doch auch allein macht es oft seine Reise
Und bleibt fast immer dann an einem Ort.

2.

Mein Zweites kömmt wohl vor in vielerlei Gestalten,
Bald groß, bald klein, bald nett und fein, doch selten nur allein;
Getreten wird es stets von Jungen und von Alten,
Getragen bis in's Alter auch, in's hohe oft hinein.

1. 2.

Das Ganze schützt vor Unglück, vor dem herben,
Obgleich's unscheinbar ist und gar zu klein;
Denn eilt das Erst' zu schnell und droht Verderben,
So greift's in seine Rechte hemmend ein.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 118. Dienstag, den 30. September 1856.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XX. Ein letztes Lebewohl.

Sie waren allein! Sie standen einander gegenüber mit hochklopfenden Herzen, aber nicht glückselig.

„Du willst mich also wirklich verlassen?“ fragte George nach einer langen Pause. „Warum willst Du es? Sprich zu mir, Elisa! Sage mir die Wahrheit! Wir sind allein! Niemand ist bei uns, als Gott allein, derselbe Gott, der einst die Liebesschwüre hörte, die Du mir gelobtest!“

„Derselbe Gott, der sie jetzt verworfen hat“, sagte sie mit fester Stimme. „Denn ich, ich bin nicht mehr Dein Weib, George! Sie haben uns getrennt, und so verhülle ich denn mein Haupt und gehe fort in die Welt, in die Einsamkeit.“

„Nein, ich lasse Dich nicht“, rief er, sie heftig an sich ziehend. „Du mußt bei mir bleiben! Was auch die Menschen sagen mögen, Du bist mein Weib, und wenn es sein muß, werde ich Dich selbst wider Deinen Willen an meinem Herzen festzuhalten wissen. O, sie hatten mich so matt gehetzt mit der Misère ihrer Erbärmlichkeit, diese Menschen, daß ich vorhin in der Verzweiflung meiner Seele sogar einen Moment daran dachte, Dich aufzugeben; aber wie ich das nur dachte, fühlte ich auch, wie gränzenlos ich Dich liebe, und daß ich Dich nimmer lassen kann!“

„Es ist zu spät“, sagte sie traurig. „Wir können doch nicht mehr zurück in die schönen unschuldsvollen Tage unserer Liebe, George! Der heilige Traum ist ausgeträumt! Laß uns das Erwachen nicht mit sündigen Gedanken entweihen! Als Du mich an Dein Herz zogst, da träumtest Du von einer Welt, in welcher die Liebe das Vorurtheil besiegen könnte; als ich mich selig an Dein Herz schmiegte, da dankte ich Gott nur für mein Glück und dachte Nichts als an Dich, kaum an eine Zukunft, kaum an ein ewiges Leben, denn Deine Liebe war meine Zukunft und meine Seligkeit! Das Alles ist nun vorüber, George! Ich weiß, daß Alles endlich ist und enden muß, selbst die Liebe! Wir sind getrennt, George, und wir müssen es bleiben!“

Und sie wandte sich ab, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche langsam über ihre Wangen niederrollten.

Aber der Prinz hatte sie gesehen und sein Herz war in dieser Stunde heiligen Ernstes voll, wie nie zuvor. „Nein, Elisa“, sagte er tief ergriffen von ihrer sanften Entschlossenheit, „wir werden uns nicht trennen! Ich habe schwer an Dir gefehlt, aber ich will wieder gut machen, will Dich versöhnen! Entsagen wir der Welt, in der das Vorurtheil die Liebe tödten will! Komm, Elisa! Sie sagen, der Prinz von Wales habe nicht das Recht, das Weib, welches er liebt, zu heirathen! Ich aber sage ihnen, mehr als der Prinz gilt der Mann, und dessen Rechte und Freiheiten will ich mir bewahren! Wenn ich dann zwischen einem Thron und Dir wählen muß, nun so wähle ich Dich! Denn Du bist meine Hoffnung, meine Jugend, mein Glück und meine Liebe! Ich bleibe bei Dir, Elisa! stoße mich nicht zurück. Sieh, meine Arme sind geöffnet, Dich zu umfangen! Komm, lege Dich an mein Herz, laß uns hinauswandern in die Welt. Sie ist so groß und schön, wir werden schon ein Plätzchen finden, wohin wir uns flüchten wollen mit unserer Liebe! Komm, Elisa!“

Er breitete die Arme nach ihr aus, und sie, überwältigt, bezaubert von diesen Worten, seinem Flehen, sie that einen Schritt vorwärts, — aber dann blieb sie stehen, und die Arme, welche sie schon geöffnet hatte, ihn zu umfangen, gen Himmel hebend, rief sie mit lautem Jammerton: »Ich darf nicht! Mein Gott, du siehst mein Leiden! Habe Erbarmen mit mir!«

In diesem Moment kam ein prinzlicher Lakai um die Biegung der Allee gerade auf die Laube zu, und hinter ihm sah man die hohe, ernste Gestalt William Pitt's, der mit sicherer Ruhe dem Prinzen entgegen schritt.

»Der Schatzkanzler Graf Pitt«, meldete der Diener, »bittet um die Erlaubniß, Ew. königlichen Hoheit eine Botschaft des Königs zu überbringen.«

»Er ist willkommen«, sagte der Prinz, und indem er Pitt einen Schritt entgegen ging, murmelte er leise vor sich hin: »Er kommt als Sieger. Aber er soll mindestens nicht sehen, was ich leide!«

Er zwang sich zu einem heitern Lachen und bewillkommte den Schatzkanzler mit einem fröhlichen Scherzeswort.

William Pitt indessen blieb ernst und gehalten. »Verzeihung, Hoheit«, sagte er, sich tief verneigend, »ich weiß, daß ich nicht willkommen bin. Aber ich hatte der Königin gelobt, dies Billet in Ihre eigenen Hände niederzulegen, und ich mußte ihr gehorchen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen mißfällig zu sein.«

Er reichte dem Prinzen ein Schreiben dar, welches dieser erbrach und mit hastigen Blicken überflog.

„Von meiner Mutter", sagte er leise vor sich hin, „im Auftrag des Königs! Der König erklärt sich bereit, meine Schulden zu bezahlen, mein Einkommen zu vergrößern, sobald ich mich entschließe, mich zu vermählen! Was liegt mir daran", rief er dann laut, „ob meine Schulden bezahlt werden, ob das Parlament den Namen des Thronerben von England zerfetzt und ihn zu einem elenden Bettler erniedrigt! Nichts mehr von Pensionen und Schulrenzahlen! Ich werde mich nicht vermählen, denn ich bin vermählt!"

„Hoheit", sagte William Pitt ernst, „mein Herz zollt Ihnen Bewunderung für dies Wort, das indeß das Ohr des Staatsmannes nicht gehört haben will! Die Königin hat Ihnen nur geschrieben, was ihr der König dictirte. Durch meinen Mund läßt sie Sie bitten, ja beschwören, Erbarmen zu haben mit dem Unglück Ihrer Familie. In Ihrer Hand, Hoheit, liegt es, den König vor neuer Krankheit zu bewahren, den König für immer gesund zu machen! Vermählen Sie sich, und die Freude wird ihn heilen! Ihnen das zu sagen, hat mir die Königin aufgetragen! Ich aber füge noch hinzu: Vermählen Sie sich, mein Prinz, nicht blos um Ihres Vaters willen, sondern thun Sie es für Ihr Vaterland, für England, das jetzt isolirt und vereinzelt dasteht, für den Thron, der jetzt mehr als je der festen Stützen und Säulen bedarf!"

„O höre ihn, mein Geliebter!" flehte Elisa, dicht zu dem Prinzen herantretend. „Höre die Stimme Deines Vaters, Deiner Mutter und folge ihr, damit es Dir wohl ergehe auf Erden!"

„Elisa, auch Du?" rief der Prinz schmerzvoll.

„Ueberwinden Sie sich selbst", sagte Pitt feierlich. „Legen Sie Ihr Herz auf den Altar des Vaterlandes nieder!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefährliche telegraphische Depesche.

Ein junger Künstler, der als Sänger am Hoftheater zu Mannheim engagirt ist, hatte sich in Straßburg verliebt und verlobt. Nichts war natürlicher, als daß er seine junge Braut, mit Hülfe der jetzt vollendeten pfälzischen Eisenbahn, so oft besuchte, als seine Beschäftigung an der Oper nur immer erlaubte. Er hatte zu diesem Zweck kürzlich wieder einige Tage Urlaub erhalten, jedoch mit dem Bemerken, daß er am nächsten Sonntag in Mannheim wieder eintreffen müsse, weil an diesem Tage dort Opernvorstellung sein sollte. Im Fall aber die Oper abgesagt würde, sollte er schleunigst Nachricht nach Straßburg erhalten. Man würde dann „Don Carlos" von Schiller geben und er könnte in diesem Falle noch drei Tage bei seiner Braut in Straßburg bleiben.

Der glückliche Bräutigam kommt in Straßburg an und verlebt dort einige schöne Tage. Aber die ersehnte Nachricht aus Mannheim, welche sein Glück noch einige Tage verlängert hätte, trifft nicht ein. Pflichtgetreu macht er sich daher schon Sonnabend auf den Weg und

reist auf der Eisenbahn betrübt von Straßburg ab, mit dem Bemerken, daß er sich noch einige Stunden in Weißenburg aufhalten müsse, um dort Verwandte zu besuchen.

Kaum hat er seine betrübte Braut verlassen, so trifft ein Brief aus Mannheim unter seiner Adresse bei ihr ein. Die Braut, den Inhalt ahnend, öffnet den Brief und liest, leider zu spät, die frohe Botschaft, daß die Oper in Mannheim abbestellt sei, „Don Carlos" aufgeführt werde und der Sänger-Bräutigam noch drei Tage Urlaub habe.

Die Verzweiflung, daß der Brief zu spät kam, um den Geliebten festzuhalten, dauert eben nicht lange. Das junge Mädchen erinnert sich, daß ihr Bräutigam um diese Stunde noch in Weißenburg sein müsse. Ohne ihrer Mutter ein Wort zu sagen, machte sie sich mit ihrer Schwester auf den Weg — zum Telegraphen-Bureau.

Sie gibt, mit einiger Befangenheit über ihren gewagten Schritt, an den Bräutigam nach Weißenburg eine höchst lakonische Depesche auf, um sich nicht zu verrathen und das Geld möglichst zu sparen. Sie telegraphirt nur:

„Don Carlos. — Komm!"

und entfernt sich eiligst, nicht ohne Herzklopfen und Erröthen.

Eine Stunde später fährt ein Wagen am Hause ihrer Mutter vor. Ein eleganter Herr in Civil steigt aus und verlangt die Dame des Hauses zu sprechen. Sie erscheint und fragt nach den Wünschen des Fremden.

„Es thut mir leid, Sie belästigen zu müssen, Madame", beginnt dieser feierlich, „allein das Wohl Frankreichs verlangt, daß Sie mir offen und unumwunden Antwort auf meine Fragen ertheilen, im Fall Sie nicht vorziehen, noch Anderen als mir Rede stehen zu müssen."

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht und bitte, mir zu erklären —"

„Sie werden mich sogleich verstehen. Sie wissen, daß seit drei Tagen in Madrid wieder eine Revolution ausgebrochen, und daß Espartero gestürzt ist."

„Allerdings, denn es steht in allen Zeitungen."

„Sie wissen aber weit mehr, als in den Zeitungen steht. Sie kennen die Pläne der Carlisten."

„Ich? was fällt Ihnen ein?"

„Läugnen hilft zu Nichts, Madame. Wir sind genau unterrichtet, daß Sie mit den Carlisten in Verbindung stehen."

„Sie träumen, mein Herr!"

„Durchaus nicht. Wir wissen, daß Sie mit den Carlisten correspondiren, die sich an der Grenze verborgen halten, (mit dem durchdringenden Blick eines Inquirenten:) zum Beispiel in — Weißenburg."

(Madame betrachtet den geheimen Polizei-Officianten mit sprachlosem Erstaunen.)

„Sie schweigen? Nun dann, Sie sind sogar unterrichtet, daß Don Carlos nach Spanien zurückkehrt. Nur durch ein offenes Geständniß aller Einzelnheiten können Sie vermeiden, mir augenblicklich in die Conciergerie folgen zu müssen."

Jetzt reißt der Madame die Geduld. Sie verlangt Genugthuung, sie bittet den geheimen Polizeimann, augenblicklich ihr Haus zu verlassen. — Dieser nicht im Geringsten erschüttert, zieht ein Papier hervor und erwiedert: „Sie glauben, wir haben keine Beweise in den Händen? Hier sind sie. Erst vor einer Stunde gab Ihre Tochter im Telegraphen-Bureau diese Depesche nach Weißenburg auf."

Die erschrockene Mutter fällt beinahe in Ohnmacht, als sie ein Papier, mit der Unterschrift ihrer Tochter, in der Hand hält, das die räthselhaften Worte enthält: „Don Carlos. — Komm!"

Die Mutter ruft ihre beiden Töchter zitternd herein. — Neues Verhör, neues Erstaunen, neue Spannung.

Als aber die munteren Töchter das corpus delicti lesen, brechen sie in ein lautes Gelächter aus, zum großen Erstaunen der Mutter und des Polizeimanns. — Wenige Worte und der Brief aus Mannheim klären die Erstaunten auf, doch beruhigt sich der geheime Agent noch nicht ganz und wittert neue Mystificationen.

Da rollt abermals ein Wagen vor. Der glückliche Mannheimer Opernsänger tritt in's Zimmer, die Tochter fliegt ihm in die Arme und sagt lachend zum Polizeimann: „Hier stelle ich Ihnen meinen Don Carlos vor. Sie scheinen vergessen zu haben, daß der spanische Staatsverräther bereits todt ist, daß aber in Deutschland ein anderer Don Carlos von einem gewissen Herrn von Schiller ein ewiges Leben haben wird!"

Allgemeines Gelächter erschallt, unter dem der Polizeimann, — der schon geträumt hatte, durch seine Entdeckung zum Polizeiminister zu avanciren, — sich unter tausend Entschuldigungen verwirrt zurückzieht. — Als die Schwestern ihn in den Wagen steigen sahen, bemerkten sie, daß der Präfect von Straßburg schon darin saß, und daß vor dem Hause und an den Straßenecken verkleidete Gendarmen Wache gehalten hatten! — — —

Diese Anecdote ist buchstäblich wahr und kann vom Erzähler verbürgt werden, der sich während des Vorfalls in Straßburg aufhielt. Sie passirte vor wenig Wochen, im Juli 1856.

(Sammler.)

Lebensphilosophie.

Bau nicht auf Protection,
Du läufst nur ab die Sohlen,
Empfiehl dich selbst, mein Sohn,
Dann bist du gut empfohlen.

So viel du von der Gnad' Unedler wirst gespeist,
Das nimmst du zu am Leib, und büßest's ein am Geist.

Verschiedenes.

Was wiegt die Erde? Die Antwort auf diese Frage zu finden, mit dieser mühseligen Arbeit hat sich der Präsident der astronomischen Gesellschaft in London, Hr. Bailly, 6 Jahre lang befaßt und sie nun in der Zeile niedergelegt: „D. = $5,_{6747}$ mit einem Fehler nicht über $0,_{0038}$.“ Das heißt: die Dichtheit der Erde ist gleich $5,_{6747}$, oder: die Erde ist etwa $5^2/_3$ Mal schwerer, als sie sein würde, wenn sie ganz aus Wasser bestände. In Zahlen angegeben, beträgt das Gewicht unseres Erdballes: 6,062,165,592,211,410,488,889 Tonnen englisches Handelsgewicht; in Worten ausgedrückt: sechstausend und zweiundsechszig Trillionen, einhundert fünfundsechszig tausend fünfhundert zweiundneunzig Billionen, zweihundert elftausend vierhundert und zehn Millionen, vierhundert achtundachtzig tausend achthundert neunundachtzig Tonnen.

Unter den vielen Tugenden, welche die Bienen besitzen, ist die Reinlichkeit eine der merkwürdigsten; sie leiden in ihrer Wohnung nicht den geringsten Schmutz. Es geschieht bisweilen, daß eine unvorsichtige Schnecke in einen Korb eindringt und selbst die Verwegenheit hat, über den Kamm hinauszugehen; sogleich aber wird der übermüthige und schmutzige Fremdling getödtet; allein seinen gigantischen Leichnam hinwegzuschaffen, ist nicht so leicht. Unfähig, ihn zu tragen. und den gefährlichen Geruch der Verwesung fürchtend, wenden sie ein wirksames Mittel an, indem sie ihren Feind mit einer Decke von Vorwachs einbalsamiren. Reaumur und Moraldi haben beide dieses bemerkt. Jener beobachtete besonders noch einen merkwürdigen Fall. Eine Schnecke drang in einen Bienenstock und klebte sich an der innern Seite fest, wie sie es an der Mauer zu thun pflegt. Den Bienen schien dieser Gast nicht zu behagen. Da sie aber nicht im Stande waren, seine Schale mit ihrem Stachel zu durchdringen, so verfielen sie auf folgendes Mittel: anstatt nämlich die Schnecke ganz zu bedecken, kitteten sie blos die Ecke der Oeffnung der Schale mit ihrem Wachse an die Wand fest und machten sie so zu ihrer lebenslänglichen Gefangenen; denn der Regen kann diesen Kitt nicht auflösen, wie es mit dem der Schnecke der Fall ist.

Pater Abraham a Sancta Clara sagte: Das Wort Politicus fängt mit einem p an. Dieser Buchstabe schickt sich in alle Sättel. So man ihn wie gewöhnlich formirt, ist er ein p, da man ihn umschlägt, ein q, dasselbe aufwärts, wird ein d geschauet, dafern man dies umschlägt, wird ein b, und solcher Gestalt soll ein Politicus geartet sein, daß er sich in alle Medel fein bequemen könne.

Kaiser Friedrich III. wurde gefragt, welche Menschen er am Meisten liebe? Diejenigen, antwortete er, die Gott mehr fürchten als mich.

Auflösung der Charade in Nro. 117:

Radschuh.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 119. Donnerstag, den 2. October 1856.

Das Veilchen.

Jüngst lag ich in des Waldes kühlem Schatten
Und stärkt' durch Ruhe mir die müden Glieder;
Die Vöglein sangen ihre schönsten Lieder,
Viel Blümlein sproßten aus den grünen Matten.

Vor allen Blumen, die erquickt mich hatten,
Ließ still ich mich zu einem Veilchen nieder,
Gar einsam blüht's, doch strahlt's von Schönheit wieder
Und duftet süß; schien sanft zur Ruh' zu laden.

Warum denn, frug ich leis', hältst du verborgen
Dein Blüthenhaupt, bist einsam, ohne Freuden,
Weinst helle Thränen gar im frohen Lenze?

Hold Veilchen spricht: Sei, Lieber, ohne Sorgen
Und lerne Demuth hier; sei steis bescheiden,
Erstrebe nie der Ruhmsucht eitle Kränze!

Peter Jacob.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Elisa, Elisa!" hörte man jetzt eine Stimme rufen, und um die Biegung des Weges kam der Pfarrer Wyndham hastig dahergeschritten. „Alles ist bereit! Dich ruft die Heimath! Dich ruft Gott!"

„Ja", sagte sie begeisterungsvoll, „mich ruft Gott!" Und sich an den Prinzen wendend und ihre beiden Arme auf seine Schultern legend, schaute sie mit zärtlichem Flehen in sein bewegtes, zuckendes Angesicht.

„Höre mich, mein Geliebter", sagte sie mit sanftem, weichem Ton, „höre die letzte Bitte Deiner armen Elisa! O sei groß, sei gütevoll, wie Du es immer warst! Ueberwinde Dich selbst, erfülle die Bitte Deiner Mutter, Deines Vaterlandes! Wenn Du es für sie nicht thun willst, so thue es für mich, für Deine Elisa! Thue es, damit sie mir nicht fluchen, George, damit Deine Mutter dem armen Weibe verzeihe, daß sie Dich geliebt, damit das Volk nicht mein Andenken schmähe, damit es von mir sage: Elisa Fitz-Herbert hat den Prinzen von Wales so sehr geliebt, daß sie die Kraft fand, ihm zu entsagen. Dann, George, dann werden sie mich segnen, und wenn sie Deiner ruhmvoll gedenken, so werden sie auch meiner nicht vergessen!"

Der Prinz drückte sie ungestüm an sein Herz, und seinen Augen, welche noch so selten geweint, entstürzten Thränen. „O holdes, grausames Weib", ächzte er schmerzvoll, „Du stößest mir den Dolch in's Herz und weißt nicht, wie es blutet!"

„Die Liebe des Vaterlandes wird der Balsam sein, der Ihr edles Herz heilt, mein Prinz", sagte William Pitt. — Der Priester stand mit gefalteten Händen, er hatte, während Elisa sprach, zu Gott gebetet; jetzt senkte er den Blick vom Himmel nieder, und mit vor Rührung zitternder Stimme sagte er: „Komm, meine Tochter, wir müssen fort!"

„Du hörst es", rief sie, „ich muß fort! Gib mir den Trost mit, George, daß Du größer bist, als unser Leid, überwinde Dich, wie ich mich überwunden habe! Laß mich denken, daß England Dir entgegenjauchzt, indeß ich für Dich bete! O George! sage, daß Du Dich vermählen willst, und ich gehe zufrieden fort!"

Er schaute mit einem unaussprechlichen Ausdruck in ihr schönes, strahlendes Angesicht; es arbeitete und zuckte in seinen Zügen, und seine Augen waren noch von Thränen umdüstert. „Wohlan", sagte er nach einer langen Pause,

„Du hast gesiegt, Elisa! Ich will Dir gehorchen!“

Er drückte einen langen glühenden Kuß auf ihre Lippen, dann wandte er sich mit ernster, stolzer Miene an Pitt.

„Herr Schatzkanzler von England, sagen Sie Ihren Majestäten, daß ich bereit bin, ihren Willen zu erfüllen, daß ich mich vermählen will! Nicht aber, weil der König und das Parlament meine Schulden bezahlen wollen, sondern weil ein Engel mein Herz gerührt, weil sich ein Weib für mich geopfert hat, und ich es ihr nicht anders lohnen konnte, als indem ich mich dem Vaterlande opferte! Elisa, bist Du jetzt mit mir zufrieden?“

Elisa stieß einen Schrei aus und warf sich mit leidenschaftlicher Innigkeit in des Prinzen geöffnete Arme.

„Gott segne Dich, mein George“, flüsterte sie, „habe Dank! habe Dank!“ — Und sie küßte seine Augen, seine Lippen, seine Stirn, dann aber richtete sie sich aus seinen Armen empor und trat zurück. — „Jetzt ist es vorüber“, hauchte sie leise. „Kommen Sie, mein Vater, lassen Sie uns gehen! Lebe wohl, George!“

Er wollte zu ihr hineilen, sie an sein Herz ziehen, aber sie streckte abwehrend ihre Arme gegen ihn aus.

„Nein“, sagte sie gebieterisch, „berühre mich nicht mehr! Wir sind geschieden! Ich bin nicht mehr Dein Weib, ich habe nicht mehr das Recht, Dich zu lieben, aber ich habe noch das Recht, für Dich zu beten, und mein ganzes Leben wird hinfort ein Gebet für Dich sein! Lebe wohl!“

Sie reichte dem Priester die Hand, und ohne den Prinzen nur noch ein Mal anzusehen, eilte sie von dannen!

XXI. Das Opfer.

„Sie geht!“ rief der Prinz. „Ich sehe sie nicht mehr!“

Und mit einer wilden Bewegung die Hände vor sein Angesicht schlagend, sank er auf die Rasenbank nieder.

William Pitt blieb sinnend und tief ernst am Eingang der Laube stehen. Er hatte sein Haupt gesenkt und blickte gedankenvoll zur Erde nieder.

„Ja“, sagte er halblaut, „sie geht! Das Hinderniß ist fortgeräumt. Der Prinz wird sich vermählen, England wird Friede haben, und ich — ich bleibe Minister! Meine Feinde sind besiegt!“

„Aber Deine Freunde auch, William Pitt“, flüsterte eine Stimme neben ihm, und als er das Haupt erhob, schaute er in Miß Robinson's lächelndes Angesicht. Sie war unbemerkt und leise durch die kleine Seiten-Allee gekommen und hatte so William Pitt's Worte vernommen. „Ja“, fuhr sie jetzt fort, „auch mich hast Du besiegt und mein Herz gewendet, — aber nicht zu Dir hin!“

Sie deutete mit der Hand auf die große Allee hin. „Sieh“, sagte sie mit einem spöttischen Ausdruck, „dort kommt Fox!“

Sie hatte das so laut gesagt, daß der Prinz es vernommen hatte. Er ließ die Hände von seinem Antlitz gleiten und blickte auf die Allee hin, in der in der That der Graf Fox dahergeschritten kam.

Miß Robinson sah ihm lächelnd, William Pitt mit Verwunderung entgegen, der Prinz blieb gleichgültig, theilnahmlos auf seinem Platz.

Jetzt trat Fox in die Laube ein; indem er an William Pitt vorüberschritt, grüßte er ihn mit einem flüchtigen stolzen Neigen des Kopfes und wandte sich dann an den Prinzen: „Verzeihung, Hoheit“, sagte er langsam und feierlich, „Verzeihung, wenn ich störe! Ich komme, um Abschied zu nehmen!“

„Abschied!“ seufzte der Prinz wie zu sich selber. „Ja, das ist das Wort, mit dem man mich seit einer Stunde tödtet! Alles nimmt Abschied: das Glück, die Liebe und die Freundschaft! Geh, mein Freund, ich halte Dich nicht zurück! Geht Alle fort, laßt mich allein! Ich bin der Prinz von Wales, und wann hätte ein Prinz auch Freunde, die bei ihm ausharren, wenn er nicht glücklich ist!“

„Wenn Ew. Hoheit einst meiner bedürfen“, sagte Fox, „wenn Sie mich rufen, werde ich immer diesem Rufe folgen. Jetzt aber bedarf mein eigenes, wundgehetztes Dasein der Einsamkeit und Stille! Leben Sie also wohl, Hoheit! Wenn es wieder gut mit mir steht und ich weiß, daß ich die Kraft habe, alle Schmerzen und Enttäuschungen zu besiegen und zu überwinden, dann kehre ich zurück. — Dann, Herr Schatzkanzler“, fuhr er fort, sich an Pitt wendend, „dann wird auch der Kampf zwischen

uns auf's Neue beginnen, und ich werde Ihnen zeigen, daß meine Niederlagen gegen Sie mich nur gestärkt und gekräftigt haben in der Hoffnung, Sie dennoch einst zu besiegen!«

William Pitt reichte ihm mit einem edlen offnen Ausdruck die Hand dar. »Es komme, wie es komme«, sagte er würdevoll. »Von Fox besiegt zu werden ist ebenso ehrenvoll, als ihn besiegt zu haben! Ihrer Feindschaft verdanke ich den schönsten Theil von meinem Ruhm, denn Fox hat mich groß macht, weil er mich werth hielt, wider mich zu sein!«

»Dessen werde ich Sie immer werth halten«, sagte Fox mit einem zweideutigen Ausdruck, und sich zu dem Prinzen wendend, nahm er von ihm Abschied. Dann verneigte er sich tief und schweigend vor Miß Robinson und wandte sich, um zu gehen.

»Mylord, auf ein Wort!« rief Miß Robinson, und sofort kehrte Fox um und trat zu ihr hin. Sie schaute mit ihrem süßesten Lächeln in sein edles, umdüstertes Angesicht.

»Mylord«, sagte sie mit ihrer schönen, silberhellen Stimme, »wie war doch gleich Ihr Schwur? Sie wollten Englands größter Redner, Sie wollten Staatsminister sein und Englands schönste Frau Ihr Eigen nennen?«

»So war es«, sagte Fox leise, »doch hier wie überall hat mich der Schatzkanzler Graf William Pitt besiegt, denn ich gehe einsam fort, und er nennt Sie sein Eigen!«

Miß Robinson begegnete seinem trüben Blicke mit einem vollen, süßen Lächeln. »Aber ehe Sie gehen«, sagte sie, »schauen Sie mir noch ein Mal fest in's Auge, und dann sagen Sie mir, haben Sie wirklich den Muth, mich für Englands schönste Frau zu halten?«

»Für mich sind Sie es«, sagte er fest.

»Und für Sie will ich es sein«, rief sie glühend, und als Fox sie staunend, mit freudestrahlendem Gesicht anschaute, als William Pitt mit einem Ausruf des Schreckens zu ihr trat, fuhr sie fort: »Sie sollen nicht einsam von hier fortgehen! Sie haben mir gesagt, daß Sie mich lieben, und ich will's versuchen, Ihnen das zu glauben! Kommen Sie! Hier ist meine Hand! Auch ich bin der Menschen, der Verhältnisse satt, ich sehne mich nach Einsamkeit, wie Sie! Vielleicht finden wir zusammen, was wir Beide vergeblich suchten, den Frieden und das Glück!«

Sie reichte ihm ihre beiden Hände dar, die Fox mit stürmischer Freude an seine Lippen drückte.

»Perdita«, fragte Pitt schmerzvoll, »Du willst mich verlassen?«

Sie entzog dem Grafen Fox ihre Hand und trat dicht zu William Pitt hin. »Mylord«, sagte sie leise, »Ihr Herz hat mich schon lange verlassen, das meine riß sich nur langsam los! Sie sind ein großer Staatsmann, Sie verstehen sich sehr wohl auf Politik, doch nicht auf Frauenherzen! Lassen Sie darum fortan die Politik allein Ihre Geliebte sein; sie ist von Eis, wie Sie, und Ihr Herz läuft nicht Gefahr, dabei aufzuthauen! Adieu!«

Sie wandte sich von ihm und reichte Fox ihren Arm. Beide nahmen sie mit stummer Verneigung von dem Prinzen Abschied und entfernten sich dann, Arm in Arm die Allee hinabeilend.

Der Prinz hatte sie gar nicht beachtet, sondern starrte hinaus auf das Meer.

Dort auf den brausenden Wogen des Meeres tanzte das Schiff mit seinen vollen geschwellten Segeln dahin. Jetzt fuhr es vorüber an dem Ort, wo der Prinz und neben ihm William Pitt standen. Ganz deutlich konnte man in dem hellen Glanz der Sonne Alles erkennen, was auf dem Schiffe sich begab, ganz deutlich konnte man Elisa Fitz-Herbert sehen, welche da auf dem Vordertheil des Schiffes neben dem Priester stand, die Arme nach dem Geliebten ausgebreitet.

»Mylord«, sagte der Prinz, sich an Pitt wendend, »Sie haben es erreicht! Sie haben den Jüngling in mir ertödtet, aber den Königssohn in mir erweckt! Hinfort will ich nur daran denken, meinem Vaterland ein treuer Diener, ein gehorsamer Vasall und dereinst ein liebevoller Regent und weiser König zu werden!«

Neben ihm stand William Pitt, und während der Prinz Elisen seinen letzten Gruß hinüberrief, murmelte er leise vor sich hin: »Ich bin allein! Perdita hat mich verlassen!« — Und er versank tiefer in sich selbst. Dann nach einer Pause richtete er stolz sein Haupt empor, und sein Antlitz hatte jetzt wieder seinen energischen, ruhigen Ausdruck angenommen.

»Sie hat Recht gethan«, sagte er laut, »für

William Pitt ziemt sich die Politik und nicht die Liebe! — Ich will in's Parlament!«

»Und ich will zu meinem Vater gehen!« sagte der Prinz mit einem traurigen Lächeln. »Ich will ihm sagen, daß ich mich vermählen will!«

* * *

Wirklich entschloß sich der Prinz von Wales nach allen diesen Stürmen und Kämpfen, den Wunsch des Königs und des Parlaments zu erfüllen und sich zu vermählen. Dafür übernahm das Parlament die Bezahlung der Schulden, die, wie Croly berichtet, sich auf die große Summe von 642,890 Pfund Sterling, ungefähr vier Millionen Thaler, beliefen, wovon Mr. Neweham, der Wagenfabrikant des Prinzen, allein 40,000 Pfund Sterling bekam. Man sieht, es war ihm wohl zu verzeihen, wenn er, um zu seinem Gelde zu gelangen, jene groteske Intrigue im Verein mit den übrigen Gläubigern des Prinzen aufführte, von welcher Addington berichtet.

Der Prinz von Wales überließ es dem Königspaar, für ihn eine Gemahlin auszuwählen, und sie wählten also die Prinzessin Caroline von Braunschweig, welche indessen dem Prinzen ebenso gezwungen die Hand reichte, als er ihr. Die Politik hatte diese Ehe geschlossen, aber die Politik war doch nicht mächtig genug, um diesen beiden Herzen, welche man an einander kettete, auch die Liebe zu geben. Schon einige Monate nach ihrer Vermählung trennte sich der Prinz von Wales von seiner Gemahlin, welche seitdem ein ziemlich abenteuerliches Leben führte, das endlich zu jenem Processe Veranlassung gab, der im Anfang unsers Jahrhunderts von dem englischen Parlament geführt ward und in ganz Europa von sich reden machte.

Lebensphilosophie.

Wenn dich des Feindes Stachel sticht,
Laß zu deinem Trost dir sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
An denen je die Wespen nagen.

Verschiedenes.

Im Meere von Ostende badete ein Genter Fabrikant und sah an den Dünen einen Kaufmann hin- und herspazieren, der ihm mit 90,000 Francs durchgegangen war. Wie der Blitz war er im Badehabit aus dem Meere und bei einem Polizeimanne. „Bitte, verhaften Sie mir den Mann!" Thut mir leid, sagte der Polizeimann, das geht nicht; ich habe kein Recht dazu. — „Aber was ist zu thun? ich jage dem Manne lange nach." — Verhaften Sie ihn; das wird er sich nicht gefallen lassen; es gibt Händel; dann verhafte ich Sie beide. — So geschah's.

In Pavia hat sich ein Mädchen aus dem Fenster des dritten Stockes herabgestürzt, weil der Vater ihres Geliebten hartnäckig die Heirathsbewilligung verweigerte. Zum Glück ging derselbe gerade vorbei, fing die Verzweifelte auf, so daß sie sich nur eine geringe Verletzung zufügte. Das Mittel half; der Alte ward nachgiebig und die Verlobung fand sogleich statt. Dessen ungeachtet könnten wir nicht unseren verliebten Leserinnen rathen, in einem ähnlichen Falle zu so gefährlichen Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein amerikanisches Blatt macht die Bemerkung, daß die Damen in den neuen Crinolin-Unterröcken vor den Zudringlichkeiten dieser eitlen Welt so sicher wären, wie in einem Kloster. Ein anderes Blatt hat in der Crinoline die Eigenschaft entdeckt, daß die Frauen, welche sie tragen, nicht von wüthenden Hunden gebissen werden können. Also: »Die Crinoline als Schutz gegen die Wasserscheu.«

Logogryph.

Ich lächle so freundlich dir zu
Aus heiterer Ferne,
Als wünsch' ich dir innige Ruh'! —
Du siehst mich so gerne!

Die ersten zwei Zeichen zuletzt —
Dann düster die Brauen,
Das Antlitz, durch Freude verletzt,
Mag solche nicht schauen!

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 120. Samstag, den 4. October **1856.**

Ludwigshöhe.

Praeter omnes mihi angulus ille ridet.
Horaz

Hier laß mich niedersitzen, laß mich schauen
In's Thal, wo doppelt glänzt der Sonne Gold,
Wo duft'ger prangen farbenreiche Auen,
Wo die Natur ein Zauberbild entrollt.

Tief unten zieht des Rheines Silberstreifen
Hin durch die goldgewirkte, grüne Flur,
Und an die Rebenhügel zitternd schweifen
Die Blicke, schwelgend tief in der Natur.

Hier laß uns ruh'n von allen Tagesmühen,
Die oft das Herz so qualenvoll gedrückt;
Von diesem Glänzen, Wesen, Duften, Blühen
Wird neu belebt die Seele, hoch entzückt.

Will mir dereinst der Lebensodem weichen —
Laß noch ein Mal hier ruh'n das müde Herz.
Hier unter blühenden Kastanienzweigen
Fahr' auf mein Geist zur Heimath himmelwärts.

E.

Der „Hannewackel" und seine Schwester.

Eine Dorfgeschichte.*)

1.

Hat der Leser seine Heimath auf dem Lande, so machte es ihm in seinen früheren Jahren gewiß schon einmal Vergnügen, an einem Winterabende, wenn der Mond und die Sterne traulich durch die Schneewolken blinzeln, in den Gassen seines Dorfes herumzuschlendern und den Lauscher an den Fenstern zu spielen. Drinnen ist wohl „Kunkelstube", und da sitzen sie, die fleißigen Spinnerinnen, um das rothe Lampenlicht, emsig ihre Rädchen drehend und noch

---

*) Aus den soeben bei Heckenast in Pest erschienenen Novellen von August Becker. Es sind deren fünf: „culturgeschichtliche Erzählungen, wie er sagt, vom Ueberrhein, Dorfgeschichten aus meiner Heimath, dem Theile der bayerischen Rheinpfalz, der unmittelbar an das Elsaß grenzt." Dies gilt jedoch nur von vieren; eine Novelle, „Hanns Rösselmann", spielt im Oberelsaß und behandelt einen Stoff aus den Zeiten der Begründung deutscher Städtefreiheit. Eine andere Erzählung, „die Pestjungfer", ist ein Gemälde aus den Zeiten des 30jährigen Krieges und schildert den Untergang des Dörfchens Weiher unfern Bergzabern. Die drei übrigen Novellen aber — des Schulzen Fritz, Hannewackel und seine Schwester, das Schreinerbäbele — sind ächte Pfälzer Dorfgeschichten, wie die Auerbach'schen schwäbische, und die Gotthelf'schen schweizerische sind. Die Erzählungen Becker's dürfen sich diesen unbedenklich an die Seite stellen und gehören nicht zu jenen vielen matten Nachahmungen, denen man heute auf dem Büchermarkte so oft begegnet. Der Pfälzer fühlt sich in ihnen heimisch; die Personen, die uns vorgeführt werden, stehen uns nicht fremd und darum kalt gegenüber; nein, wir kennen sie, wir sehen und hören sie täglich. Becker schildert uns den Pfälzer Dorfbewohner in treuen Zügen mit allen seinen charakteristischen Eigenheiten. Denn sind auch gerade über die Pfalz die Weltstürme mit aller Macht hinweggetost, so hat doch das Volksleben bei uns, wie der Verfasser richtig bemerkt, „gar viel Ursprüngliches und Charakteristisches aus früheren Perioden für unsere Alles nivellirende Zeit gerettet: an der Grenze von Frankreich sind noch die Geschicke der Menschen von jeher im engen Zusammenhange mit denen der Helden der Zeit gestanden, und in den Schicksalen jeder einzelnen Familie spiegelt sich ein Stück Weltgeschichte." Becker will diese Erzählungen, die in den Jahren 1849 und 1850 entstanden sind, als Jugendarbeiten betrachtet wissen; sie sollen „als Vorläufer von Größerem und Besserem, das der Veröffentlichung harrt, gelten." Sie sind uns die angenehmste und zugleich sicherste Bürgschaft dafür, daß er die Aufgabe, die er sich gesetzt, das Vorurtheil gegen die geringe künstlerische Anlage der Pfälzer Lügen zu strafen, glänzend lösen werde.

emsiger ihre Zungen gebrauchend, um sich mit den Burschen zu schäkern und von Dem und Jenem zu plaudern — in einem gewissen überrheinischen Dorfe vielleicht grade vom armen Hannewackel und seinem traurigen Schicksal; oder sie singen eines jener alten, schönen Volkslieder vom „Jäger in dem grünen Wald", vom „Rheinischen Pfalzgraf reich und stolz" und dem „Mädel, das in's Kloster ging und so betrübet war", — d. h. wenn nicht grade der alte „Husarenmichel" hinterm Ofen das Pfeifchen aus dem Munde nimmt, nach dem Schoppenglas greift und nachher sich räuspernd von den Burschen Aufmerksamkeit für seine Erlebnisse in den Revolutionszeiten und dem großen russischen Feldzuge fordert; oder die „Spinnerlise" mit ihren Geistergeschichten den Mädchen „gruseln" macht.

Durch das Fenster jedoch, an welchem der Leser heute in Gedanken mit mir lauschen soll, kann man nur zwei Spinnerinnen beisammen sitzen sehen, und diese sind nicht mehr jung: es ist die Bas' Grethe und ihre Nachbarin die Bas' Marlene. Am Ofen in dem strohernen Großvaterstuhl sitzt der sechzehnjährige Bube der Bas' Marlene, der Peter; er war mit seiner Mutter herübergekommen, und weil sein Vetter Jerg schon in's Bett gegangen, darf er in dem Stuhle sitzen. Draußen ist eine jener Nächte, bei deren Unfreundlichkeit man sich nur um so wohler in der warmen Stube fühlt; der Wind pfeift im Kamin und treibt die hartgefrornen Schneeflocken an's Fenster, daß es knarrt.

„Eine fürchterliche Nacht!" sagte die Bas' Grethe, indem sie aufstand, um die Fensterläden zu schließen. „Meinst du nicht, Marlene, daß dem Motzenbäcker jetzt doch das Gewissen gerüttelt wird? Sie können doch noch nicht in Amerika angekommen sein?"

„Schwerlich. Ja, bei solcher Nacht muß es kein Plaisir auf dem Meer sein. Mich dauern nur die armen Tröpfe, der Hannewackel und das Grethele", erwiederte die Nachbarin. „Gerade so hat's in der Nacht gestürmt, — ich denke meine Lebtage daran, — da der Motzenbäcker sein Haus abbrannte. Wir dürfen's ja unter uns sagen: er hatte es hoch in der Brandkasse sitzen, und was kümmerte sich der schlechte Kerl darum, ob dem armen Judenhirsch seines auch mit abbrannte. Dabei hat sich ja auch mein guter Mann selig seinen Tod geholt — du weißt ja, er kam ganz verbrannt mit den armen Würmern, dem Hannewackel und dem Grethele, aus dem Feuer heraus, in das er sich gestürzt hatte, weil er's nicht über's Herz bringen konnte, daß die Kinder in den Flammen umkommen sollten. Und seit der Zeit hat er immer gekränkelt — und jetzt liegt er halt unter der Erde." — Der Bas' Marlene rann hier eine Thräne über die Wange.

„Ja, ja! Wie hat er's, der Lumpe, nur meiner Schwester, seiner ersten Frau, gemacht, bis er sie hinabgebracht hat!" fing die alte Grethe wieder an. „Und ich glaube nicht anders, als daß man die Kinder absichtlich in dem brennenden Haus gelassen hat — ob's gleich schrecklich ist, so was annehmen zu müssen. Der Hannes war schon fast erstickt und seitdem ist er so recht tappig geworden, daß man ihn „Hannewackel" heißen mußte; er hat damals sein Gehör verloren und, scheint mir, auch dazu noch vergessen, was er schon reden konnte. Ich wollte, ich hätte die Kinder, wenigstens doch das Grethele, da behalten."

Hier wurden die beiden Alten durch einen schweren Seufzer bewogen, nach Peter zu schauen, der sich in dem Stuhle wendete und das Gesicht gegen die Wand kehrte.

„Der Bube träumt!" sagte die Mutter.

Freilich träumte Peter, aber er träumte wachend und gerade von des Motzenbäckers Grethele, das vor einigen Wochen mit ihrem Vater nach Amerika abgereist war. Er hatte nie gewußt, wie lieb ihm das Mädchen war, mit dem er als Kind so oft gespielt, bis es weit von ihm weg war. Seit einiger Zeit war kein Lächeln mehr in seinem Gesicht zu sehen, er hatte eine unendliche Sehnsucht im Herzen und meinte, die Brust müsse ihm zerspringen, als er die Aeußerung seiner Base hörte; er weinte leise vor sich hin, und seine Mutter, in der Meinung, er schlafe, kümmerte sich nicht weiter um ihn und setzte das Gespräch mit der Base fort, bis die guten Alten „eindufelnd" einander zunickten; mechanisch das Rad noch tretend, zupften sie manchmal, wenn sie durch den tobenden Sturm draußen aufgeschreckt wurden, besonders eifrig an den „Kunkeln", aber nur, um denselben gleich darauf wieder desto tiefere Complimente zu machen.

Bald hörte man in der Stube Nichts mehr, als das harmonische Duett der schnarchenden Weiber, nicht übel begleitet von dem eigenthümlichen Schnurren der Katze unterm Ofen, in welchem die zusammensinkende Gluth nur ein leises Geräusch verursachte, während der durch die Decembernacht brausende Wind oben im Schornstein und auf der Straße Baß- und Querpfeife zugleich abgab und die alte hölzerne Wanduhr auf's Strengste den Tact schlug. So schön das Concert auch gewesen sein mag, machte es doch keinen Eindruck auf unsern sinnenden Peter. Den Kopf auf die Hand gestützt, redete er leise vor sich hin: „Wie wär's, wenn ich mich aufmachen thät' und schnurstracks nach Amerika! Ich kann's ohne das Grethele nicht länger mehr aushalten. Ich geh', mein Seel', ich geh' morgen in aller Früh, wenn die Mutter noch schläft — o Gott, meine arme Mutter! — Aber ich geh'! Bis sie es inne wird, bin ich schon über der Grenze, und im Französischen verding' ich mich auf acht Tage, um Geld zu kriegen, lerne dabei noch „wälschen" und wenn ich acht Tage gereist bin, verding' ich mich wieder und so komm' ich am Ende an's Meer. Dort verding' ich mich auf die ganze Reis' über's Wasser als Matros! Steigen kann ich ja wie ein Eichkätzchen; die höchsten Kirschen- und Aepfelbäume sind mir nicht zu hoch — so werd' ich auch auf so eine Schiffsstang 'naufkommen."

So hatte sich der Junge nach und nach in den Eifer hineingeredet. Er fand die Sache immer leichter und das wird Niemand wundern, wer bedenkt, daß er eben in das Alter eingetreten war, wo man vor Nichts zurückschreckt. Und überdies war er noch ein Pfälzerkind. Es ist unglaublich, wie wenig man sich jetzt am Rheine aus einer Reise in die neue Welt macht; als ob München, Wien oder jede andere größere deutsche Stadt weit, weit hinter Amerika — als ob New-York, Neuorleans oder St. Louis nicht sehr weit in der Nachbarschaft herum lägen — so wenig wird von jenen, so viel und mit solcher Kenntniß wird unter den pfälzischen Landleuten von diesen letzteren Städten gesprochen. Hat doch jede Familie eines oder mehrere ihrer Glieder über'm Meere wohnen, während vielleicht noch keine Seele im Dorfe die Hauptstadt des eigenen Landes gesehen hat. — Doch wenden wir uns wieder zu unserm pläneschmiedenden jungen Freunde.

„Und wenn ich nur einmal in Amerika bin," fuhr Peter in seinen Betrachtungen fort, „so such' ich auch gleich das Grethele auf. Wie wollen wir dann arbeiten, daß wir Geld genug bekommen, um drinnen zu bleiben oder wieder herauszureisen — ganz wie sie will. Und meine Mutter wird mich auch nicht schelten, wenn ich wieder komme und ihr die Kronthaler und die preußischen Thaler und die Halbguldenstücke und noch die kleine Münze, die ich mitgebracht, auf den Tisch lege, daß er sich biegt. Himmel, wie wird sie sich dann freuen und mir um den Hals fallen und" —

Peter glaubte jetzt, die Hausthür sei gegangen; aber er konnte sich auch bei dem Tosen des Sturmes leicht getäuscht haben. Er war nun aber einmal aus seinen Gedanken geschreckt, in denen er sich schon auf dem Meere befand, und traurig schaute er sich in der Stube um. Die Oellampe war jetzt dem Erlöschen nahe und warf ein düsterrothes Licht auf die Gesichter der schlafenden Weiber und die getäfelten Wände der Stube. Da hörte Peter im Hausgange deutlich flüstern — er öffnete die Thüre, und vor ihm standen vor Kälte zitternd, mit bleichen Gesichtern und schneedurchnäßten zerrissenen Kleidern — des Motzenbäckers Grethel und ihr Bruder, der Hannewackel.

Daß der Peter einen Mordsschrei hören ließ und daß darüber die Weiber aufwachten und mit verstörten Gesichtern wacker mit einstimmten, wird man wohl eben so natürlich finden, als daß die Kinder darüber erschreckt zu weinen anfingen. Als der erste Schreck vorbei war, ging das Gefrage an, so daß das Mädchen vor lauter Fragen nicht antworten konnte. Endlich kam sie doch zur Erzählung, und während der blöde Hannewackel mit stierenden Augen und weitgeöffnetem Munde in unartikulirten Lauten seine Freude, wieder daheim zu sein, kund gab, machte unter eigenem Schluchzen und dem ihrer Verwandten das Grethele die Horchenden mit Dem bekannt, was wir kurz erzählen wollen.

Ihre Stiefmutter war während der Reise immer mürrischer gegen sie geworden und sprach sich oft aus, daß man am Ende wegen der zwei „Taugenichtse" da noch am Meere anhalten und zurückkehren müsse, weil das

mitgenommene Geld nicht für Alle ausreiche. In Havre de Grace selbst war der Motzenbäcker finsterer und aufgeregter als je, und dem Grethele ward bang und weh, wenn er auf sie und ihren blödsinnigen Bruder schaute. Am dritten Tage nahm der Vater die Kinder noch ein Mal mit in die Stadt, und dort im dichten Gedränge des Marktes sah sich das Grethele mit ihrem Bruder plötzlich allein, und weinend und hungernd liefen die verlassenen Kinder am Abend durch die wildfremde Stadt nach ihrem Vater fragend, als das Schiff, das diesen trug, schon die Anker gelichtet hatte und mit vollen Segeln auf der Höhe von Havre schwebte. Viel, sehr viel wußte jetzt das weinende Mädchen davon zu erzählen, welche Angst sie nun ausgestanden, wie sie sich durch das fremde Land gebettelt, wie viel gute Leute sie getroffen, welches Kreuz sie mit dem armen Hannewackel gehabt, der immer Hunger hatte — und endlich wie müde, erfroren und hungrig sie selbst manchmal gewesen sei, bis sie heute Abend wieder zum ersten Male die Lichter des Heimathsthales schimmern sahen. —

„Ich bin froh gewesen, daß es dunkle Nacht war", sagte das Mädchen mit weinender Stimme in seiner Erzählung fortfahrend, „denn ich hätte mich zu Tod geschämt, wenn uns Jemand gesehen hätte. Und so sind wir lange draußen hinter den Häusern im Schnee gestanden und haben uns nicht herein getraut, und der Hannewackel ist schläfrig geworden und wollte sich in den Schnee legen. So bin ich doch noch am Ende mit ihm herein zu Euch, liebe Gothe."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein Barbier in einer großen Handelsstadt sagte: „Wenn sich Einer bei mir rasiren läßt, wenn er von der Börse kommt, so lasse ich mir den doppelten Preis zahlen." — „Aus welchem Grunde?" — Da entgegnete der Barbier: „Weil die Leute, die von der Börse kommen, alle ein noch ein Mal so langes Gesicht haben."

Im Altenburgischen auf der Eisenberger Straße zogen müde Gäule einen hochaufgepackten Fuhrmannswagen durch den Sand. Der Fuhrmann vorn auf der Deichsel war halb und halb eingenickt und der Knecht mit der Peitsche schritt verdrossen hinter dem Wagen her. Eben war der Wagen an der Waldecke angekommen, da sprangen ein paar Kerle aus dem Dickicht auf den Wagen drohend los und schrien Halt! Im Nu waren sie über dem Wagen; da fiel die Decke und sechs blanke Gewehrläufe blitzten heraus, und Fuhrmann und Knecht hatten sich in Gensdarmen verwandelt. Die Kerle sanken erschrocken in die Kniee, baten um Pardon und wurden im Triumph nach Eisenberg gebracht. Es waren zwei gefährliche Verbrecher, die vor Kurzem ausgebrochen waren und die ganze Umgegend unsicher machten. Der Eisenberger Fuhrmannswagen war ihre Falle geworden.

Im Kurier von Niederbayern veröffentlicht der unter dem Namen „Eremit von Gauting" bekannte Frhr. v. Halberg, d. d. Schloß Hermannsdorf bei Landshut Folgendes: „Offert. Meine beiden Vorleserinnen haben mich verlassen, um in der Stadt einen Liebhaber zu finden, der ihnen in meiner alten Burg fehlte. Ich wünsche jetzt ein Frauenzimmer zu finden, welches im Englischen und Französischen wohl erfahren und von feiner Bildung ist. Ihre Beschäftigung ist Vorlesen, wodurch sie sich in den Sprachen mehr ausbilden kann. Sie erhält jährl. 400 fl. und wenn sie auch Italienisch spricht, 100 fl. mehr; dabei gute bürgerliche Kost und drei Mal guten starken Mocca-Kaffee, doch ohne Zucker, welcher den Kaffee verdirbt. Frauen und alte Jungfrauen werden nicht angenommen. Von ihrer Religion sage ich Nichts, weil jeder Mensch nach seiner Laune sich den Himmel verdienen muß, daher mache ich zwischen Juden und Christen keinen Unterschied; ferner muß ich noch bemerken, daß ich mit meiner weiblichen Dienerschaft an einem Tische speise, weil alle Menschen gleiche Rechte haben."

Auflösung des Logogryphs in Nro. 119:

Stern — ernst.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 121. Dienstag, den 7. October **1856.**

Der „Hannewackel" und seine Schwester.

(Fortsetzung.)

2.

Zwei Jahre sind seitdem verflossen. Des Motzenbäckers Grethele ist gar hübsch und groß geworden und besorgt der Bas' Grethe alle Arbeiten. Der Hannewackel ist des Bürgermeisters Tagelöhnern als Handlanger beigegeben und er fühlt sich gewiß recht wohl bei den großen „Käsebroden", die ihm dort gereicht werden. Der Peter aber arbeitet im Steinbruche und ernährt seine Mutter recht gut. Abends war er gewöhnlich bei dem Grethele und half ihr die Kühe füttern, und wenn sie fertig waren, setzten sie sich auf die Futtergrippe und sprachen in ihrer Einfalt von so Vielem, ohne daran zu denken, daß man im Dorfe schon sagte: „Der Marlene ihr Peter geht zu des Motzenbäckers Grethele". — Da kam auch einmal die Bas' Grethe dazu, wie sie ganz vergnügt mit einander plauderten, und halb im Spaß und halb im Ernst sagte sie: „Ei Peter! schämst du dich nicht, so ein Mädchenschmecker zu sein?! Was habt ihr Zwei denn immer so beisammen zu hocken!"

Das war nicht gerade sehr klug von der sonst so gescheidten Bas' Grethe: der Leser wird wissen, warum. Unser Peter schlich in größter Verlegenheit davon, und das Mädchen ward roth bis über den Nacken. Als sie des andern Tages einander auf der Gasse begegneten, schlugen sie beide zum ersten Male die Augen nieder und redeten nicht mit einander. Der Base war Peter bitterbös geworden, und statt Abends hinüberzugehen, suchte er sich Kameraden auf, mit denen er auf den Gassen herumschlenderte und Lieder sang, welche Grethele mit klopfendem Herzen bei ihrer Arbeit zuhörte. Aber auch diese Freude war ihr bald versagt.

Manche Regierungen scheinen darin des Volkes Glück begründen zu wollen, daß sie es wo möglich zu einem recht stillen machen, und daher mögen die Verbote des Volksgesangs Abends auf der Gasse rühren. Es ist des jungen Landvolks höchster Genuß, nach des Tages Schweiß und Mühe Arm in Arm Mädchen und Burschen Abends herumzugehen und die altherkömmlichen Lieder zu singen; es entschädigt dies für die Freuden des Städtlebens hinlänglich, und nie kann man ohne Rührung die durch die Nacht hintönenden herrlichen Volksmelodien hören, mit welchen die Burschen ihre „Schätze" schlafen singen. Doch man gönnt dem Volke keine Freude — das Bischen Poesie ist ihm unnütz, denn es verursacht „Lärmen", und so verbietet man den Gesang, was in der That vor wenig Jahren hie und da noch vorkommen konnte. Das traf die armen Bauernbursche sehr hart, und grollend zogen sie sich in die Stuben zurück und vertrieben sich die Abende durch Kartenspiele. Geld und Frohsinn ging so zum Teufel.

Und — um den Faden der Erzählung wieder aufzugreifen — auch unser Peter fing an zu spielen. Aber glücklicherweise dauerte dies bei ihm nicht lange, denn diese Leidenschaft hielt gegen die Lust und Wonne der Liebe nicht Stich. Heute hatte er das Grethele am Fenster stehen sehen, wie es ihm schien, recht traurig, und Abends zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinüber; — doch nicht wie früher ohne Scheu durch den Hof in den Stall, sondern heimlich durch den Grasgarten.

„Gott, was denkst du, Peter!" begrüßte ihn erschreckt das Mädchen. „Um's Himmelswillen,

geh' doch gleich wieder. Was thäte die Base sagen, wenn sie jetzt käme!«

»Nun, sie wird nicht gleich daher kommen!« entgegnete Peter verdrießlich.

»Das kannst nicht wissen. Thu' mir den Gefallen und geh', lieber Peter!« bat sie in ihrer Angst.

»Ja, lieb! Daß Gott erbarm'!« meinte der Peter. »Wenn du mich lieb hättest, wolltest du mich nicht fort haben. Ich bin eben nur dein lieber Peter, wenn ich weit von dir bin.«

»Du bist doch recht böse. Komm' ein anders Mal — bis Sonntag sind meine Leute nicht daheim und nur der Hannewackel kommt Abends herauf zu mir.«

»Da komm' ich auch nicht, wenn ich heut nicht bleiben darf, weißt du's?« sagte Peter, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

Doch das Mädchen sprach nun mit sanfter Stimme: »Nun, wenn du dableiben willst, so thu' nicht so laut und stell' dich dort in das dunkle Eck, damit man dich nicht gleich inne wird.«

Und so blieb der eigensinnige Peter und kam Sonntags wieder. Aber daß der Hannewackel auch da war, dünkte ihm ganz überflüssig, und dies äußerte er auch gegen dessen Schwester.

»Warum sollt' er auch nicht da sein?!« erwiederte sie etwas beleidigt.

»Nun, er sieht mich eben so eigen an, wenn ich bei dir sitze und mit dir plaudere.«

Wirklich zeigte der Blödsinnige offenbaren Widerwillen gegen Peter und stierte demselben, wenn er ihn bei seiner Schwester traf, so wild in's Gesicht, daß es dem Liebenden ganz unheimlich wurde. Ja, als Peter einige Tage nachher wiederkam, fand er den Hannewackel mit Geberden und geballten Händen ihm drohend unter der Stallthüre postirt, um ihm den Eingang zu verwehren. Verblüfft und zornig den wilden Ausdruck in dem stupiden Gesichte des Blödsinnigen betrachtend, stand Peter draußen, während vor Angst das Grethele im Stalle zitterte und ihn bat, nicht böse zu sein über ihren armen Bruder.

»Er weiß es ja nicht anders!« rief sie. »Sieh, er hat mich auch lieb und nur, weil er glaubt, ich habe dich lieber als ihn, thut er so!«

Ganz wüthend geberdete sich auch jetzt der Blödsinnige, als Peter näher trat, und laute, gellende Ausrufungen strömten über die dicken, blassen und trockenen Lippen. Peter, der verzweifelte, den Tollen zur Vernunft zu bringen, ging, um kein Aufsehen zu erregen und dem armen Mädchen keine Verlegenheiten zu bereiten, auf dessen Bitten grollend fort. Er hörte nicht mehr die Worte der Weinenden, die ihn anflehte, nicht mehr zu kommen, da man sich ja auch ohnedies gern haben könne; und sie blieb ohne Trost mit so trüben Gedanken, wie sie noch keine hatte, bei ihrem eifersüchtigen Bruder allein. Alle Abende kam nun dieser und spielte den ungebetenen Wächter. Wäre derselbe ein Mensch gewesen, wie die andern, würde sie sich sein Wächteramt verbeten haben; aber so war es ja der arme Hannewackel, der Niemand sonst hatte, den er noch zu lieben vermochte und von dem er noch Theilnahme und Liebe hoffen durfte. Obgleich nun das Mädchen bald fühlte, daß ohne Peter das Leben keine Freude, keine Wonne für sie habe, hielt sie es doch für ihre heilige Pflicht, ihr Glück dem ihres blödsinnigen Bruders aufzuopfern, und mit liebenswürdiger Resignation hatte sie den Entschluß gefaßt, den Peter glauben zu machen, er habe von ihrer Neigung Nichts zu hoffen. Das war denn freilich eine schwere Aufgabe für sie; aber sie glaubte ja in dem Thun des armen Hannewackel, der bei Allem keine böse Absicht haben konnte, den Willen des Himmels sehen zu müssen, der gewiß nicht ihr Unglück wolle.

Sie lebte denn auch nunmehr wieder ganz ihrer Arbeit und fand in steter Beschäftigung einigen Trost. Nie gab sie mehr dem trauernden Peter eine Gelegenheit mit ihr zu sprechen und wich ihm aus, wie sie nur konnte. Aber daß sie Das thun mußte, daß sie dem guten Peter so großen Kummer verursachte, kostete ihr in einsamen Stunden Thränen genug und eine stille Schwermuth hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt. Das arme Kind war ja schon so frühe geprüft worden, und die Schule der Leiden hatte ihrem Charakter eine Festigkeit gegeben, die ihr jetzt sehr zu Statten kam, ohne daß sie jedoch das Herbe ihrer Entsagung nicht bitter gefühlt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freitagstündchen.

Novelle von H. König.

Man spricht von der Wechselliebe zweier Verbundenen. Wer sagt uns aber, ob die Liebe auch auf beiden Seiten gleich stark und mächtig sei? Gibt es eine Waage, in deren Schaalen man das Lieben und Geliebtwerden, die beiden Hälften der Wechselliebe, gegen einander halten könnte? Und welches Zünglein sollte nach der Seite des Uebergewichts geneigt, den Unterschied aussprechen? Oft sind zwei Lebensbündnisse, versteht sich nach einander, erforderlich, wenn man die beiden Elemente der Bundesliebe kennen lernen soll.

So begegnete es dem Freiherrn Xaver — halb wider Willen. Er lebte im neunten Monate nach dem Verluste seiner heißgeliebten Gemahlin. Sein Schmerz war sanfter geworden; aber er war nicht weniger aufrichtig, als in jener unglücklichen Stunde, wo der verzweifelte Mann am dritten Tage nach der ersten Niederkunft seiner theuren Julie sich über ihre Leiche warf und ihr nachzusterben jammerte. Noch immer sah er nur auf Augenblicke das bald neun Monate alte Töchterchen, das ihn viel zu lebhaft an die verlorene Mutter erinnerte. Nur Freitags von eilf bis zwölf Uhr mußte es die Amme auf seinem Zimmer halten. Es war Tag und Stunde seines unvergeßlichen Verlustes, den er für immer im ersten frischen Andenken festzuhalten entschlossen war.

Xaver lebte mit seiner verwittweten Schwiegermutter, einer Frau von Welt, die allem Uebertriebenen abhold, auch das unmäßige Leid und die unaufhörlichen Klagen ihres Schwiegersohnes im Stillen nicht billigte. Sie hatte ihre einzige Tochter sehr geliebt; allein sie hatte auch gelernt, sich in's Unvermeidliche mit Anstand zu finden, und hing selbst noch zu sehr an der Außenwelt, um sich der Innerlichkeit schmerzlicher Erinnerungen so ausschließend hinzugeben. Dabei sah sie mit ihrem guten Weltblicke voraus, daß der Tag nicht ausbleiben werde, an welchem Xaver, jung und kräftig, wie er war, sich auf seine Wiederverheirathung besinnen werde; sei es auch nur aus Familienstolz und seiner Familiengüter willen, für die er einen belehnungsfähigen Sohn wünschen mußte. Sie erwartete einen solchen Schritt um so zuversichtlicher, als sie ihn im Voraus nur billigen konnte, und als ihr die Besorgniß aufgestiegen war, der Schritt könnte so ausfallen, daß die Wahl der zweiten Frau sich mit ihren eigenen Neigungen und Ansichten, Gewohnheiten und Einrichtungen nicht gut vertrüge. Sie hatte nämlich nur ein mäßiges Einkommen und fand sich in den schönen Besitzthümern des Schwiegersohns so ungemein behaglich, daß sie auch fortan darin zu bleiben wünschen mochte. — Wie, wenn sie nun die Wahl einer zweiten Frau selbst unbemerkt zu lenken sucht? Ihre Klugheit sagte ihr, daß solch ein Versuch am Ehesten während der Dauer der Leidmüthigkeit ihres Schwiegersohnes gelingen könne, ehe sein freigewordenes Herz eine eigene Wahl träfe.

Doch erst gegen den Schluß des Trauerjahres wagte es die Geheimräthin, mit dem Schwiegersohne von der Zukunft ihrer Enkelin, von der mütterlichen Erziehung und Bildung zu reden, die dem armen mutterlosen Ding fehlen werden. Wie gern ging Xaver auf das Gespräch ein! Er konnte ja die Erinnerung an seine unvergeßliche Julie daran knüpfen, wie herrlich sie in der Gesellschaft sich bewegt und alle Welt mit ihren Gaben bezaubert habe, was einst ihr neugeborenes Töchterchen unter Leitung einer solchen Mutter würde geworden sein und dergleichen.

Nach und nach rückte die Geheimräthin mehr heraus; besonders als Xaver von einer kleinen Zerstreungsreise zurückgekehrt war. Sie sprach von der Pflicht, für sein munter gedeihendes Kind und für sein eignes Herz zu sorgen, für dieses, ehe es sich eines zärtlichen, liebevollen Umgangs entwöhne, für jenes, so lange es noch unmündig mit einer Stiefmutter inniger verwachsen könne.

Xaver wies, anfänglich verletzt, später aber mit trockenen Worten all' dergleichen Vorstellungen ab. Seltsam genug tauchte jedoch dieser Gegenstand nach und nach in all' den Kreisen auf, die er besuchte, Freunde, Bekannte, Frauen brachten ihn wieder zur Sprache, oft vom nächsten Zaune gebrochen. Manche witzige oder drollige Bemerkung gewann dem gleichgültigen Wittwer einen Schimmer von Lächeln ab; manche Alltagsbemerkung verdroß ihn auch wieder, besonders wenn sie von einer Mutter unverheiratheter Töchter kam. Denn er fing bereits an, auch hinter der ehrlichsten Mah-

nung irgend ein verstecktes, von da oder dort angesponnenes Absehen auf die gute Partie zu argwöhnen, für die er sich in seiner vortheilhaften Stellung und in Besitz so viel Reichthums und Ansehens wohl halten durfte. Er wurde scheuer. Wer eigentlich diese Angriffe betrieb, ahnte er freilich nicht. Sie, die Schwiegermutter war es, deren ängstliche Sorge um ihre Zukunft mit dem Bemühen wuchs, ihr eine Bürgschaft zu geben. Dabei berechnete die kluge Frau, daß auch der tiefste Schmerz bei dem gediegensten Willen eines Mannes doch nicht allen Einflüsterungen der Gesellschaft gewachsen bleibe. Sie erinnerte sich ihres seligen Mannes, der ein großer Diplomat seines kleinen Fürsten gewesen war und sehr selbstgefällig zu sagen pflegte: »Ich habe viel seltener Etwas mit meinem Einfluß, als mit meinem Eintröpfeln durchgesetzt.«

Und sie hatte sich nicht verrechnet. Die wiederholten Angriffe reizten den Freiherrn zur Ungeduld. — »Nun denn in Gottes Namen!« rief er eines Abends im vertrauten Kreise, — »werbt mir eine passende Frau, ihr Peiniger! Freit mir ein Wesen, das gern Baronin von Biegley heißen will!«

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Sie schwatzen von Bescheidenheit,
Mich dünkt, das ist ein fleckig Kleid!
Der hat nach Rechtem nie getrachtet,
Der nicht die eigne Arbeit achtet.

Dem Ziele nähert uns nicht Ungeduld, dem fernen!
Sie macht es ferener noch; drum gilt es warten lernen.

Verschiedenes.

Der Berliner Publicist erzählt folgende höchst merkwürdige Geschichte. Ein Mann aus der Provinz hat hier eine Anstellung erhalten, aber seine Frau für's Erste noch nicht mit hierher genommen. Vor Kurzem erhält er nun einen Brief, in welchem ihm angezeigt wird, daß seine Frau nach kurzem Krankenlager gestorben sei. Er erhält einen dreitägigen Urlaub und eilt in die Heimath, um seine Frau zur Erde zu bestatten. Dort angekommen, liegt seine Frau bereits im Sarge. Er sieht die Leiche und kann sich nicht überreden, daß seine Frau todt sei. Er fragt den Arzt, welcher sie behandelt hat; dieser gibt jedoch die festeste Versicherung, daß seine Frau aufgehört habe zu leben. Er fragt einen zweiten Arzt und dieser sagt ihm dasselbe. Inzwischen läuft sein Urlaub ab und er muß nach Berlin zurück. Seine merkwürdigen Besorgnisse sind indessen, trotz der Versicherung der beiden Aerzte, noch nicht gehoben, und er läßt den Befehl zurück, daß man mit der Beerdigung noch zwei Tage warten solle; zeige sich auch dann noch keine Spur von Leben, dann könne er versichert sein, daß seine Frau wirklich todt sei, und man möge sie dann begraben. Dann reiste er ab. Und was geschah? Schon nach 24 Stunden empfing er einen Brief, in welchem ihm angezeigt wurde, daß seine Frau — wieder zum Leben erwacht sei! — Die Arme hatte vier Tage lang im Starrkrampfe gelegen, und das ihr drohende Loos des Lebendigbegrabenwerdens war für sie um so schrecklicher, als sie während der ganzen Zeit, die sie im Starrkrampfe lag, Alles hörte und begriff, was um sie her vorging, und gleichwohl auch nicht das geringste Zeichen von sich geben konnte.

Räthsel.

Was ist es, das den Geist erhellt
Und schärfet seinen Blick,
Das manches Leben doch vergällt
Und trübet manch Geschick?

Was ist es, das das arme Herz
Um seine Ruhe bringt,
Und seinen alten Reim, den Schmerz,
Ihm oft mit Macht aufzwingt?

Auf beiden Achseln Wasser trägt
Das ungestüme Ding,
Und wer es nicht darniederschlägt,
Deß Hoffnung ist gering.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Th. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 123. Samstag, den 11. October **1856.**

Zur Feier des 11. und 12. October.

Senk', Muse, dich! Steig' huldvoll nieder
Und stimm' die gold'nen Saiten wieder!
Stimm' an der Saiten hehrsten Klang,
Zu singen einen schönen Sang!
Stimm' Töne, die dem Herz entglommen,
Rein wieder zu dem Herzen kommen!
Fleug, Hymnos, hin auf Seraphs Schwingen,
Den Würdigsten ein Lied zu bringen!
Ein Lied, das unsre Liebe kündet,
Den Dank, den unser Herz empfindet!

Wo sind des Himmels höchste Zinnen,
Zu spannen meines Geistes Sinnen?
Wo soll ich ihm ein Pünktlein baun,
Um Gottes Weisheit zu erschaun?
Wohin zuerst die Schwingen lenken,
In Gottes Allmacht mich zu senken?
Wohin auch meine Blicke gleiten,
Da dehnen sich des Himmels Weiten,
Seh' Sonnen ich vom fernsten Saum
Erstrahlen durch des Himmels Raum.
Wer zählet in dem Strahlen-Meer *)
Der Sterne unbegränztes Heer,
Die all auf glanzumfloss'nen Höh'n
Sich um des Weltalls Achse dreh'n?
Wer zählt das Heer der Feuerbälle
Vom Sirius **) bis zur Capelle, **)
Vom Regulus **) bis zu der Leyer? ***)
Und all die Myriaden Feuer,
Die fern auf funkelnden Geleisen
Des Schöpfers Majestät umkreisen?
Wer kennet der Kometen Zahl
Im ungemess'nen Welten-All,
Die räthselhaft auf ihrer Bahn
Des Menschen Augen selten nah'n?

*) Milchstraße.
**) Fixsterne.
***) Sternbild.

Sie alle sind belebt, beseelt,
Zum Sitz für Wesen auserwählt,
Die einst gleich uns des Schöpfers Ruf
Zur Tugend und zur Freude schuf.
Wo kündet in dem hehren Plan
Ein Stäubchen ohne Zweck sich an?

Wohin sich meine Blicke wenden,
Seh' strömen ich des Vaters Spenden,
Seh' Ströme ich des Schönen, Guten
Aus seiner Hand in's Weltall fluthen!

Und uns're Erd' im Gottesdom
— Zum Weltbau zwar nur ein Atom —
Wie hat sie Gottes Huld beglückt,
Mit seinen Wundern ausgeschmückt!
Wie ist sie hehr, wie ist sie groß!
Wie reich gefüllt des Segens Schooß.
Blick' nieder in des Berges Schacht,
Wie da der Schätze Fülle lacht!
Wie in der Urfels tiefsten Teufen
Sich Wunder da auf Wunder häufen!
Wie aus des Quarzes mächt'gen Quadern
Erstrahlen der Metalle Adern!
Wie aus des Grünsteins dunkeln Ritzen
Die Feuer der Pyropen *) blitzen!
„Glück auf!" dem Bergmann, der da ringt,
Mit Muth durch das Gesteine dringt,
Der strebt, mit Schlägel und mit Eisen
Den Schatz der Tiefe zu entreißen.

Und nun den Blick zum hehren Licht,
Das rosig durch die Zweige bricht,
Das purpurn von den Bergen glüht
Und Perlen auf die Fluren sprüht!
Wie strahlt die Erd' in süßer Pracht,
Wenn aus dem Schlummer sie erwacht!
Wie wallt ihr Kleid im Lenzgeschmeid,
Wenn Flora ihre Blüthen streut!

*) Edelsteine.

Wie weht's so mild, wie weht's so lau
Durch Wald und Wies, durch Flur und Au!
Und kommt am steilen Himmelsbogen
Des Löwen Bild herangezogen,
Wie strahlt, o Erde! dein Gewand
Von Goldes Fülle durch das Land!
Und rücket gar der Sirius
Heran mit heißem Strahlenkuß,
Wie schallet dann gar lieb und traut
Der Sichelklänge Freudelaut!
Und überall durch Flur und Thal
Rauscht's mächtig von des Schnitters Stahl.
Und Aehr' an Aehre dicht gedrängt,
Die Schwaden sich zur Erde senkt.
Und Garb' an Garbe froh gesellt
Starrt golden auf das Weizenfeld.
Und freudig blickend himmelwärts
Erglüht des Schnitters frommes Herz,
Den heißen Dank zu Dem er sendet,
Der seine Huld so reich gespendet.

Doch du, der du des Lebens Born
Bestellet hast, das goldne Korn;
Der du mit Mühe, Sorg und Fleiß
Gepfleget hast das edle Reiß,
Nimm' freundlich heute, wack'rer Mann,
Des Herzens Wunsch und Danklied an!
O möchte dir mit vollen Händen
Vortumnus*) seine Gaben spenden!
O möcht' aus deiner Hände Müh'n
Der Segen stets in Fülle blüh'n!

Auch Dem, der dort der süßen Habe
So emsig pflegt, der Himmelsgabe;
Der sonder Murren, sonder Rast
Erträgt des Tages Hitz und Last,
Dem Winzer dort an Hügels Hang,
Auch ihm ertöne unser Sang!
O möchte an des Herbstes Gaben
Sein Herz sich stärken und erlaben!
O möchte aus des Bacchus Horn
Reich sprudeln ihm der Freude Born!

Doch Dem, der uns're Fluren schützt,
Des Landes Wohlfahrt kräftig stützt;
Der treulich that, was er gelobt,
Des Scepters würdig sich erprobt;
Und sich der Würde wohl bewußt
Nur Großes hegt in seiner Brust;
Ihm gilt vor Allem unser Sang,
Des Dankes Lied und Jubelklang.

*) Gott der Jahreszeiten.

Heil, **Max**: dem edeln Schyrensproß!
Wie ist sein Wirken hehr und groß!
Gleich Silberwellen, die durch Wiesen
Rings Segen spendend rastlos fließen,
Und aus des Lenzes schwellend Grün
Der Blüthen Myriaden sprüh'n:
So streuet Er mit weiser Hand
Des Segens Fülle durch das Land;
So sieht man Seines Geistes Walten —
Nach allen Seiten sich entfalten.
Der Güter höchste, die in's Leben
Des Himmes schönste Blüthen weben:
Der Weisheit Schätze sieht man blüh'n,
Das Herz für Recht und Tugend glüh'n,
Und rings der Weisen gold'ne Lehren
In Zucht und Sitte sich bewähren.
Drum ströme Ihm wie Wogendrang
Des Dankes Lied und Jubelsang!
Und donnernd vom Vogesen-Rand
Schall' mächtig es durch's Pfälzer-Land! —

Neustadt, im October 1856. Str.

Der „Hannewackel" und seine Schwester.

(Fortsetzung.)

4.

Alles ist hart gefroren zu Stock und Stein, wie die Bauern sagen, Reif und Duft macht die Tannenbäume zu grauen Greisen und öfters knarrt die Eiche im Walde in der starken Kälte. Einige Raben krächzen unheimlich durch die öde Waldschlucht. — Auf dem Kreuzwege dort auf der Berghöhe steht des Bürgermeisters Knecht, in einen dicken Mantel gehüllt, bei seinen Pferden und wärmt sich die Hände an deren Körper. Er war mit dem Hannewackel in's Holz gefahren und hatte diesen in das Dörfchen im Thale nach dem Waldhüter geschickt. Wie er so stand, vor Ungeduld und Kälte mit den Füßen stampfend, kam den Bergpfad herauf ächzend und stöhnend der arme Judenhirsch, der, seit ihm sein Haus abgebrannt war, sich durch Lumpensammeln mühsam ernähren mußte. An einem dicken Knotenstocke hing der mit Bändern und bunten Schnuren gefüllte Sack, welche er drunten bei dem armen Gebirgsvolke für Lumpen einzutauschen gedachte.

„Hu! Hu! Meine Schamme, 's is ah koane Pläßir, do zu steh'n und zu friere!" sagte er sich schüttelnd zu dem schnatternden Knechte.

»Oser, möcht' Mancher nit halten mit mir und dir.«

»Ihr habt Recht, Hirsch! Ich warte da auf den Hannewackel, auf den Ihr so 'ne Pick habt!« erwiederte der Knecht und fing an, um sich ein Bischen zu wärmen, hin- und herzugehen, denn die armen Thiere waren bald über und über bereift.

»Und soll ich nit han 'ne Pick?« fragte lebhaft der Jude. »Schuld ist doch sein Aetti, daß ich geh'n muß uff die Lumpen. D' Missemeschinne und d' Dippel uff d' Kopp sollen se kriege, all' wie se da sind vom Motzenbäcker. Mei Haus, mei schöns Häusle is fort und koans mehr krieg' ich.«

Der Knecht fragte ihn, ob er sich nicht fürchte, so allein durch den Wald zu gehen, und der Jude meinte: »Wenn ich in d'Arm so stark wär' wie in d'Boan und verwogen dabei, thät' ich mich, oser, vor Manchen nit fürchte. Ich wollt', der Motzenbäcker käm' 'mal daher — wollt' ihm schon geben für's Knurren. Er mir kein Häusle mehr verbrennen thät'. O, oh! Ich armer Jüd!« Wild schwang er seinen knorrigen Stock, als er durch die Erinnerung an sein Unglück fürchterlich aufgeregt in den Wald hineinging, und der Knecht hörte seine schrecklichen Verwünschungen noch lange durch die Bäume schallen, daß es ihm ganz unheimlich wurde. Eben ging der Peter, den er so haßte, mit der Axt vorbei in den Wald, um dort seiner Mutter eine Tracht Holz zu holen. Des Knechts Gedanken wurden jetzt auf sein vergebliches Bemühen, die beiden Liebenden zu trennen, gerichtet; es hatte ja nur das Gegentheil bewirkt. Da plötzlich wiehern die Pferde wild sich emporbäumend; ein durchdringender Schrei, den er für die Stimme eines großen Gebirgsvogels gehalten, war durch den Wald erklungen und immer unruhiger wurden die Pferde, so daß er sie kaum zu zügeln vermochte. Jetzt kam der Jude schrecklich bleich aus dem Walde zurückgelaufen, immer vor sich hinschreiend: »Hannewackel — kapores!« Ein teuflischer Gedanke fährt dem Knecht durch den Kopf, da er Alles errathen hat. Er hält den Juden an, flüstert ihm einige Worte zu, worauf derselbe stillschweigend forteilt, während er selbst auf den Ort hinläuft, wo der Schrei geschah. Dort liegt mit zerschlagenem Kopfe, todt auf der hart gefrorenen Erde zwischen dem Gebüsch — der Hannewackel.

Abends finden wir unsere Bekannten beisammen bei der Bas' Grethe, aber Alle in der größten Verzweiflung. Vor einer halben Stunde hatte man den Peter aus dem Hause geholt, weil er den Hannewackel sollte erschlagen haben. Das arme Grethele war dem Wahnsinn nahe und starrte bis zur Unkenntlichkeit bleich und entstellt den händeringenden Weibern und dem niedergeschmetterten Vetter Jerg in's Antlitz.

»Gott im Himmel erbarme sich! Was soll das werden?« rief mit dumpfer, vor Angst bebender Stimme der alte Jerg, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und blutbespritzt und bleich wie der Tod der Peter hereinspringt. Seine Mutter wirft sich schreiend an seinen Hals, aber Grethele rührt sich nicht.

»Helft, rathet mir!« rief er. »Der Himmel weiß, daß ich unschuldig bin. Helft mir, Mutter, Base, Vetter, Grethel — ich habe deinem Bruder Nichts gethan, das weiß der liebe Gott. — Rettet mich, sie werden gleich wieder da sein.«

Der Vetter Jerg sprang an den Schrank, nahm seinen wohlaufgehobenen Geldsack heraus, gab ihn dem Verzweifelten und trieb ihn mit den Worten: »Ueber's Wasser! Und jetzt gleich fort nach Amerika!« zur Thüre zurück. Schnell riß er sich aus den Armen seiner Mutter und war durch die Scheuer schon entschlüpft, als die Gendarmen zum Hofthor hereinstürmten und fluchend nach dem Arrestanten fragten. Er war ihnen in der Dunkelheit auf dem Wege nach der Gerichtsstadt entsprungen, hatte die Kette von seinen Händen gestreift, daß das Blut davonfloß, und so hatte ihm seine bessere Kenntniß der Gegend einen Vorsprung verschafft. Noch durchsuchten die Gendarmen fluchend das Haus, als Peter schon der Grenze nahe war. — Der Arme hatte keine Zeit gehabt, zu überlegen, daß wenn er wirklich unschuldig war, keine Veranlassung zur Flucht dagewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Unter der Masse von Unterhaltungs-Lectüre, die sich jedes Vierteljahr dem Publikum ankündigt, verdient wohl keine unsere Empfehlung

in höherem Grade, als die in Leipzig im Verlage von Ernst Keil erscheinende Gartenlaube. Dürfte schon die Thatsache, daß dieses illustrirte Familienblatt binnen drei Jahren sich einen Leserkreis von 45,000 Abonnenten gewonnen hat, einen Maßstab abgeben für seine ansprechenden Leistungen, so findet diese Thatsache ihre volle Begründung, wenn wir die Namen der Mitarbeiter nennen, unter denen ein Roßmäßler, Bock, Hirzel rc. regelmäßige populäre Beiträge in naturwissenschaftlicher Beziehung liefert, ein Storch, Stolle, Temme, Gerstäcker rc. das novellistische Feld bearbeitet, während diese Beiträge wie treffliche Schilderungen aus London, Paris, Neu-York ihren würdigen Rahmen finden in meisterhaft ausgeführten Illustrationen. So gelingt es dem Verleger, das Ziel zu erreichen, das er sich gesteckt hat: das Volk durch belehrende Unterhaltung zu bilden, um so mehr, als der Abonnementspreis im Verhältniß zu den Leistungen des Journals ein enorm billiger zu nennen ist; dem 22—24 große Quartbogen, von denen wöchentlich 1½ bis 2 Bogen erscheinen, kosten nur 54 kr. Wer deßhalb ein Freund einer gediegenen Belehrungs-Lectüre ist, dem können wir dieses durch jede Buchhandlung und Postanstalt zu beziehende Familien-Journal nur bestens empfehlen.

Lebensphilosophie.

Wie wechselt die Natur! Ein Weiser kann viel sagen:
Hingegen kann von ihm ein Narr nicht viel ertragen.

Des Menschen Haupt ist aufgericht't,
Damit sein Herz und Angesicht
Sich soll zu Gott und Ehr' erheben
Und nicht an Gold und Erde kleben.

Wenn du den Unverschämten bescheiden tadelst, versteht er
Nicht einmal, was du gesagt. Sag' es ihm kräftig, und geh'!

Verschiedenes.

Fürst Esterhazy reiste einst mit einem der reichsten Gutsbesitzer zusammen, der sich besonders auf seine zahlreichen Schafheerden viel einbildete und gern davon sprach. „Ich habe an 30,000 Schafe in meinen Ställen“, bemerkte er, wie beiläufig, zum Fürsten, in der sichern Ueberzeugung, daß dieser nicht eine so große Zahl nennen könne. „Haben Sie auch große Schäfereien, Fürst?“ — „O ja, ziemlich große.“ — „Wie viel Köpfe?“ — „Das weiß ich nicht genau, aber ich weiß, daß ich gegen 30,000 Hirten zu denselben brauche“, antwortete der Fürst — und der Gutsbesitzer hatte alle Lust zu weiteren Fragen verloren.

Der in Göttingen sehr bekannte Kunkel, ein dortiger Antiquar, hatte unter andern sonderbaren Einfällen auch die barocke Idee, die Wissenschaften nach dem Nutzen einzutheilen, welchen sie den Menschen gewähren, und so entstanden nach dieser Eintheilung folgende vier Klassen: Erste Klasse: Brod und Ehre. Jurisprudenz, Medicin und Theologie; zweite Klasse: kein Brod und keine Ehre. Metaphysik, Logik; dritte Klasse: Ehre und kein Brod. Poesie, Mathematik; vierte Klasse: Brod und keine Ehre. Advocatur und Oeconomie.

„Mein Gott, Herr Doctor“, rief eine eingebildete kranke Frau dem schnell herbeigerufenen Arzt entgegen, „denken Sie nur, ich habe in der letzten Nacht drei Mal hinter einander — genießt. Was sagen Sie dazu?“ „Drei Mal Prosit“, erwiederte phlegmatisch jener.

Logogryph.

Der Menschen höchstes Gut nennt dir mein Wort,
Doch nimmst du nun das erste Zeichen fort,
Magst du dich gern in seinen Schatten setzen
Und dich im trauten Kreise dort ergötzen.
Das letzte Zeichen weg, du siehst's im Wald,
Im Garten, Hain, in mancherlei Gestalt;
Ein Zeichen fort wirst du's gewiß nicht loben,
Wird sich's am Freund als Eigenschaft erproben.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 124. Dienstag, den 14. October 1856.

Der „Hannewackel" und seine Schwester.

(Fortsetzung.)

Ein halbes Jahr ist seitdem verflossen — man sprach im Dorfe nur selten mehr von der Geschichte. Das arme Grethele aber hatte sich noch nicht von der Verzweiflung ganz erholt; man hätte in dem stets traurigen, bleichen Mädchen das Grethele von früher nicht mehr erkannt. Nur langsam rang sich das gebrochene Herz durch den an stillen Wahnsinn grenzenden Zustand: es war auch zu viel für ihr empfängliches Herz, Bruder und Geliebten zugleich und auf solche Art zu verlieren.

Heute — es ist Sonntag — ging auf die Bitten ihrer Base und Kamerädinnen das Mädchen zum ersten Male wieder aus, und zwar nach eigenem Wunsche auf den Kirchhof.

Dort also saß unser Grethele mit ihren Kamerädinnen; sie hatte sich recht ausgeweint auf dem Hügel, der ihren so grausam umgekommenen Bruder deckte, und es war ihr, als ob er auch zugleich den Geliebten decke. Immen und Hummeln summten leise über die Gräber hin und wiegten sich mit den Schmetterlingen auf den Blumen. Die Mädchen hatten sich Rosen gebrochen, und Grethele zerpflückte eine nach der andern in wehmüthigen Gedanken, so daß sie bald wie in einem Rosenbett saß.

„Denkst du noch daran", fing sie jetzt leise an, „denkst du noch daran, Amychen, wie wir einmal auf dem Schlosse drüben lustig waren?"

„Ja", sagte diese, „dort haben wir mehr gesungen, als die ganze Zeit seitdem. Ich meine, wir singen einmal wieder das „So viel Stern' am Himmel stehen".

Das Grethele nickte und die Mädchen fingen an das schöne Lied zu singen. Die Melodie hallte sanft über die Flur und in das Thal, wo sie manchen alten Bauern vor seiner Hütte ergötzte. Sie sangen:

So viel Sterne droben stehen
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein als da gehen
In dem weiten grünen Feld,
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da sind emporgestiegen:
So viel Mal sei du gegrüßt.

So viel Blümlein als da sprossen
Auf der Au im Blüthenmai,
So viel Thränen ich vergossen,
Du von mir gegrüßet sei.
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
„O mein Lieb, gedenk' auch mein!"

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein;
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein:
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied thut wiegen ein

Grethele hatte ihr Köpfchen auf die Schulter ihrer Freundin gelegt und weinte leise, so daß sich eine sanfte Wehmuth den Mädchen mittheilte.

Ueber das Feld herüber, durch den Gesang angelockt, kamen jetzt einige Burschen, die Schätze der Mädeln, und setzten sich stillschweigend neben sie, als sie die Trauernde bemerkten. Des Bürgermeisters Knecht war auch dabei, aber der blieb stehen und wendete verlegen seine Pfeife im Munde. Endlich nahm er sich das Herz und fragte, ob nicht noch

ein Plätzchen für ihn sei — das Grethele sitze ja allein; denn er hatte das Mädchen noch nicht aufgegeben. Kaum vernahm dieselbe seine Stimme, als sie aufsprang, mit einem Blick des Widerwillens den Burschen ansah und die Mädchen aufforderte, mit ihr heimzugehen, worauf sich diese auch entfernten. „Möcht' doch wissen, was das Gänsel gegen mich hat!" sagte der Knecht, wurde aber von den andern Burschen angewiesen, sein Maul zu halten und sie mit seiner Gesellschaft zu verschonen, da Keiner Etwas von ihm wissen wolle.

Der Knecht stand und wußte nicht, was er entgegnen solle, während die Andern fortgingen. Er merkte erst jetzt, daß er auf dem Grabe des erschlagenen Hannewackel stand, und es schauerte ihm durch alle Glieder. — Auf dem Dorfe und über dem Wiesenthale lag schon der Abendschatten und ein blauer Flor breitete sich über die stillen Hütten, während hinter'm Schloßberg hervor noch die Sonne einzelne rothe Strahlen auf den Kirchhof warf. Die Rosensträuche wisperten geisterhaft in der Abendluft. Der Knecht dachte daran, wie wenig es ihm genützt, den Peter als den Mörder Hannewackels zu verdächtigen; das Grethele haßte ihn noch viel mehr als sonst. Er sah sich von Allen verachtet, kein Bursche im Dorfe wollte Kameradschaft mit ihm, und so stand er noch, als bereits die Nacht hereingebrochen war. Kalt lief es ihm über den Rücken, als er sich jetzt beim Umschauen ganz allein in dem stillen Bereich der Todten fand, während vom Thale herauf die Lieder der jungen Leute des Dorfes schallten. Er fühlte es bitter, daß er von den Glücklichen nicht vermißt wurde.

Eben wollte er heim zu seinen Pferden, als Jemand über das Feld eilte, dem man die entsetzliche Angst am Kirchhof vorbei zu müssen ansehen konnte. Gebete murmelnd kam derselbe jetzt in den Hohlweg und der Knecht, der ihn erkannt hatte, sprang demselben in den Weg und packte ihn an der Gurgel. Ein gellender Angstschrei entfuhr dem Erschreckten, der nichts Geringeres als einen aus dem Grabe Erstandenen vor sich zu haben glaubte. Aber ein erleichternder Seufzer entwand sich seiner Brust, als er den Knecht erkannte.

„Gott's Wunder, du bist's!" rief er. „Oser, laß geh'n den Judenhirsch!"

„Nichts da, Spitzbube!" entgegnete der Bursche schäumend vor Wuth. „Heut gehst du mir nicht durch. Wo ist die Frau, die du mir zu verschaffen versprochen hast, wenn ich dich nicht verrathe? Eher nimmt die Grethel deinen krummen Itzig als mich. Nichts hast du bei ihr für mich gethan, du lumpiger Jud, und am Narrenseil hast du mich 'rumgeführt! Wart', ich zeig' dir, wie man mit Einem umzugeh'n hat!" — Und er würgte den armen Winselnden immer stärker.

„Morgen hast sie schon! Oser, ich hab' daheim einen Liebestrank, den soll sie trinken!" rief er, sich loszumachen versuchend. Der Knecht gab ihm nun mit Drohungen untermischte Verhaltungsmaßregeln und ahnte wohl kaum, daß seine Schlechtigkeit kein Geheimniß mehr war. Als der Judenhirsch wieder dem Dorfe zueilte, schlich Jemand quer über den Kirchhof. Es war der Todtengräber, der hinter einem Grabstein verborgen Alles mit angehört hatte.

(Schluß folgt.)

Die Freitagsstündchen.

(Fortsetzung.)

So hatte es um Xaver's Liebe gestanden. Er war der feurig Liebende gewesen, ohne zu fragen, in welchem Grade er wieder geliebt werde. Die Anreize seiner leistenden Liebe — Juliens Wünsche und Grillen, hatten ihn ja beglückt; ihre Freude, ihr kindlicher Jubel über alles Erwiesene hatten ihn entzückt. Noch war in ihrer kurzen Ehe kein Augenblick gekommen, der von der Geliebten eine Entsagung, ein Opfer um Xaver gefordert hätte. Kein Zweifel, kein Räthsel störte den trauernden Gatten, wenn er in einsamen Stunden seinem entschwundenen Liebesglück nachhing.

Und das konnte er nun wieder ungestörter. Wenigstens hatte die Plage mit Wiederverheirathungswünschen vor der Hand aufgehört. An der Schwiegermutter lag es ja nun, die Rechte zu suchen. — Wie leicht schien es nicht, eine Unschöne, eine Vermögen- und Geistlose zu finden! Allein, wenn die Geheimräthin das wahre Glück ihres Schwiegersohns, das Wohl ihrer Enkelin und ihr eigenes wohlverstandenes Interesse in Ueberlegung zog, wollte sie über ihre Aufgabe verzweifeln. Sie ging in Gedanken den ganzen Kreis ihrer Bekann-

ten durch, und fand immer nur zu verwerfen; sie machte Besuche auf Besuche, um neue Beobachtungen zu machen. Natürlich mußte sie auch Gegenbesuche annehmen, und sie erhielt reichlich aus Stadt und Umgegend. Vor- und Nachmittags kamen Besuche nach dem sonst so stillen Landsitze. Man hätte glauben können, der Entschluß des Freiherrn Xaver sei ruchbar geworden. Ich weiß es nicht; aber ich bezweifle, daß die mitkommenden, von den Absichten des Barons etwa unterrichteten Fräulein gerade geglaubt hätten, jene von Xaver bedungenen Eigenschaften zu besitzen. Sie lächelten, besonders wenn sie in den Spiegel sahen, und waren überzeugt, ein so gebildeter Mann, wie der interessante Freiherr Xaver, würde von der Laune eines so schlechten Geschmacks bald zurückkommen. Daß die meisten dieser sechszehnendigen Fräulein Ursache gehabt hätten, den Geschmack des Barons eher für recht solid zu achten, ließ sich aus der Ungeduld der Geheimräthin vermuthen, wenn sie spät am Abend sich erschöpft in ihren Armsessel warf. Man hörte sie dann ächzen:

„Lieber Himmel!“ — rief sie aus, — „welche Kartenblätter von heirathsfähigen Fräulein gibt mir die Gesellschaft in die Hände! Welch' ein Spiel soll ich damit wagen? Wahrlich! mit solchen Blättern könnte man sich zu dem Spiel versucht halten, das man gewinnt, wenn man eben gar keinen Stich macht. Nullissimo!“

Die Geheimräthin empfand plötzlich recht lebhaft, was sie Bedenkliches übernommen hatte. Was früher eine Sorge gewesen, war nun eine Pein geworden und steigerte sich manchen Augenblick zu einer wahren Angst. Aufgeben ihres Plans, Mißgriff in der Wahl: sie wußte nicht, was sie zu thun oder zu lassen habe.

Die zahlreichen weiblichen Besuche konnten natürlich nicht ewig dauern, und die Geheimräthin war auch froh, sich endlich wieder in Ruhe zu finden. Hiermit stellte sich auch ihre heitere, zuweilen schalkhafte Laune ein. Sie zählte dann in Ueberlegung ihres Plans eine Litanei von süßen Mädchennamen an den Fingern her, Antonie, Hulda, Dorette, Ida, Thekla, Alwina, drei Theresen, zwei Mathilden, ein halb Dutzend Bertha und Andere.

„Ach ihr lieblichen Wölkchen von Mädchennamen!“ — rief die Geheimräthin, schalkhaft lächelnd. — „Welch' ein Ehehimmel ruht auf euern Rosaflörchen, Atlasschleifchen und Goldlitzchen! Doch für Abendwölkchen erlaube ich mir auch die ältesten von euch nicht zu nehmen, und Morgenwölkchen — lassen übles Wetter befürchten.“

Wie schreckhaft aber von ihren Wahlwehen her die Geheimräthin auch in ihrer heitersten Laune war, erfuhr sie eines Morgens, als ein leichter Wagen in den Hof rollte. Sie erschrack so sehr über diesen, weil sie glaubte, verspäteten Damenbesuch, daß sie keinen Entschluß fassen konnte, bis eine junge Dame unangemeldet hereinschwebte und ihr in die Arme flog.

„Karoline! Gott im Himmel!“ — rief die Geheimräthin. „Wie kommen Sie nur — Fallen Sie vom Himmel! O meine Lilly!“

Diesen Gruß froher Ueberraschung erwiederte die Angeredete mit einem Ausbruche von Thränen. „Ach, theure Mutter!“ — seufzte sie — „unsere gute Julie —!“

Die leidenvolle Erinnerung forderte und erhielt ihr Thränenopfer.

Karoline von Barnow war Juliens innigste Freundin gewesen, beide von gleichem Alter und in derselben Pension erzogen. Sie hatte zuletzt fast gänzlich in dieser Familie gelebt; die Geheimräthin hatte sie wie eine zweite Tochter behandelt und sich gefreut, wenn das liebenswürdige Mädchen bei ihr vergessen konnte, daß sie eine Waise war. Als sich aber Julie mit dem Baron Xaver verlobte, nahm Karoline die Stelle einer Gesellschafterin bei einer alten Gräfin an, die nach Italien reiste und einen milden Winter in Neapel verleben wollte. Ueber diesen Entschluß ihrer Pflegetochter und die etwas ungestüme Weise, wie Karoline ihn ausführte, hegte die Geheimräthin ihre eignen Gedanken, mit denen sie jedoch ihre Tochter nicht hatte beunruhigen mögen. Nun kehrte jene Gräfin aus Italien und der Schweiz nach ihrer Besitzung in Schlesien zurück und verweilte, Karolinen zu lieb, einige Tage in der Stadt. Diese Zeit dachte das Fräulein bei ihrer mütterlichen Freundin auf dem Landsitze in Erinnerung an ihren beiderseitigen Verlust zuzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Oelanstriche zu reinigen.) Die Farbe unserer Thüren und Fenster besteht aus Leinöl, Firniß und Bleiweiß. Kali, Potasche und warmes Seifenwasser greifen sie an; sie verlieren den Glanz und werden rauh. – Zur Reinigung derselben bedient man sich einer Mischung von 1 Theil Salmiakgeist und 12 Theilen Wasser.

Luther's Denksprüche.

Ohne Glück und Gunst
Ist Kunst umsunst.

Wer trinkt ohne Durst
Und ißt ohne Hunger,
Stirbt desto junger.

Wer Jemand lobt in Präsentia (Gegenwart)
Und schilt in Absentia (Abwesenheit),
Den hol die Pestilentia!

Wenn wir thäten, was wir sollten,
So thät' auch Gott, was wir wollten.

Verschiedenes.

Die Medicinische Wochenschrift bringt nach der Corr. scient. di Roma folgende Mittheilung über die Wirkung des Krötengifts auf den menschlichen Körper: „Ein sechsjähriger Knabe verfolgte an einem heißen Sommertage eine große Kröte mit Steinwürfen. Plötzlich fühlte er, daß das Thier ihm eine Feuchtigkeit ins Auge spritzte. Es trat augenblicklich leichte Schmerzhaftigkeit und spastische Bewegung des leicht injicirten Auges ein, nach zwei Stunden aber Coma (Schlafsucht), Sehnenhüpfen, Beißsucht, Abscheu vor Nahrungsmitteln und Getränken, Stuhlverhaltung, häufiges Uriniren, große Agitation, der am sechsten Tage der Krankheit Apathie und eine Art von Erstarrung bei übrigens regelmäßigem Pulse nachfolgten. Einige Tage später, die verhältnißmäßig ruhig vorübergingen, verläßt der Knabe das Bett, seine Augen sind injicirt, die Haut trocken, der Puls fieberfrei, er heult und geberdet sich wie ein Rasender, versinkt dann in Blödsinn und Sprachlosigkeit, um so zu bleiben.“

(Die älteste Kuh.) Lehrer zur Kuhhirtin: »Annemarie! Warum habt Ihr denn jetzt beim Kuhhüten immer eine Kuhglocke umgehängt?« — Annemarie: »Das kommt daher, Herr Lehrer! Seit unsere älteste Kuh, der alle andern g'folgt sind, verreckt ist, laufen die Viecher alle auseinander. Jetzt hab' i mir ihr Glock' ang'hängt, daß sie mich für die älteste Kuh halten!«

Ein Professor der Chemie machte unlängst vor einem zahlreichen Zuhörerkreise physikalische Experimente. Er zeigte eine Rackete, gefüllt mit einem gefährlichen Gase, und sagte: »Dieses Gas ist so kräftig, daß, wenn die Rackete platzt, sie einen Menschen tödten und den größten Ochsen betäuben würde.« Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als das Glas in der That zersprang und den Professor zu Boden warf. Er erholte sich indeß nach Kurzem und rief: »Gottlob, ich war blos betäubt.«

»Ach, Herr Doctor«, klagte eine Schöne ihrem Hausarzt, »ich habe hier auf der linken Seite, unterhalb der Brust, so starkes Klopfen und Stechen, dabei immerwährende Unruhe und keinen Schlaf; können Sie mir Nichts dafür verschreiben?« — »Seit wann haben Sie dieses gefährliche Uebel?« fragte der Doctor. »Seit dem Tage, an dem Ihr Neffe, der Lieutenant, hier war«, erwiederte die Schöne. »Das ist sonderbar«, replicirte der Arzt, »mein Neffe leidet seit jenem Tage an derselben Krankheit — das Uebel muß epidemisch sein, ja, mein Fräulein, dagegen hilft weder Salbe noch Medicin; das einzige untrügliche Mittel ist ein von beiden Patienten unterschriebener Ehecontract; den auf die wunde Stelle gelegt, das heilt in sehr kurzer Zeit.«

Auflösung des Logogryphs in Nro. 123:
Glaube. Laube. Laub. Lau.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 125. Donnerstag, den 16. October **1856.**

Der „Hannewackel" und seine Schwester.

(Schluß.)

Bei der Bas' Grethe war heute Abend eine wehmüthig freudige Stimmung unter den Anwesenden. Die Mutter Marlene hatte einen Brief vom Peter gebracht und das Grethele las ihn eben vor; die Thränen rollten ihr auf das Papier, als sie las: »Noch eine Bitte an Euch, liebe Mutter! Wenn Ihr hereinkommt, so bringt mir ein Angedenken mit von dem Grethele, was es grade ist, wenn's nur dem Grethele gehört hat. Ich werde wohl meine Lebtag nicht heirathen, denn die ich gern gehabt hätte, die kann ich nicht kriegen. Ihr wißt ja, warum. Aber ich bin unschuldig, so gewiß ich Theil an der ewigen Seligkeit haben möchte. Grüßet mir die Base, den Vetter und meine Kameraden tausend Mal und sagt auch der Grethel, daß ich sie immer noch gerne habe; wenn sie's auch nicht gut aufnimmt, sie soll's doch wissen. Kommt recht bald, Mutter, Ihr müßt meine Haushaltung führen, weil's doch die Grethel einmal nicht sein kann, aber bringt mir nur ein Angedenken mit von ihr.«

Das Mädchen konnte vor Schluchzen nicht weiter lesen. »Ganz soll er mich haben, ganz!« rief sie. »Liebe Bas' Marlene, nehmt mich mit Euch; was soll ich denn noch thun, wenn Ihr geht!«

»Ja«, sagte der Vetter Jerg gerührt, »es ist am Besten, die Grethel geht mit hinein. Dem Peter muß man auch einmal eine Freude machen. Er hat Gram genug gehabt!«

Draußen auf der Gasse entstand jetzt Lärm; man führte eben den Judenhirsch mit des Bürgermeisters Knecht zusammengeschlossen vorbei. Der Todtengräber hatte, was er wußte, angezeigt und der arme Jude gestand, daß er in der fürchterlichen Aufregung jenes Wintertages, welche ihn dem Wahnsinne nahe gebracht, den Hannewackel erschlagen habe; daß es der Knecht gewußt, aber auf den Peter geschoben habe, da sich derselbe zu jener Zeit auch im Walde befand.

Vierzehn Tage nachher befand sich die Grethel mit der Bas' Marlene schon auf der Reise nach Amerika; sie hatten jetzt dem Peter seine glänzende Rechtfertigung vor den Leuten zu bringen, und der Segen des ganzen Dorfes folgte ihnen nach über das weite Meer in die Wälder Amerika's. Die Bas' Grethe aber tröstete sich über den Verlust ihres lieben Grethelchens erst, als sie durch einen Brief von ihr die Gewißheit hatte, daß sie glücklich, daß sie selig sei.

5.

Auf einer weiten Lichtung am Illinois in Amerika steht eine Farm, deren Aeußeres schon Wohlstand und Glück zu versprechen vermochte. Es ist Abend. Um den Heerd sitzen die Familienglieder. Eine junge Frau hält ihren Säugling im Arm und lacht selbst selig, wenn das Kind seinem mit ihm spielenden Vater zulächelt. Die Großmutter sieht von ihrem Spinnrad mit kindischer Freude auf den munteren Enkel hin. Noch Jemand sitzt dort, eine welke Greisengestalt — wer das sein mag?

»Da, nimm das Kind, Peter!« sagte jetzt die junge Frau. »Ich muß den Brief an die Base daheim fertig schreiben. Sie weiß ja noch nicht, daß ich Mutter bin.«

»Gönn' dir doch auch Ruhe! Du hast ja morgen Zeit — warum denn jetzt gerade?«

»Ach, mein Lieber, morgen muß ich die Butter rüsten, die wir nächstens nach St. Louis fahren. Muß machen, daß ich eine ordentliche Partie zusammenbringe.«

„So schreibe denn und künde dich als Mutter an; aber auch als brave, zärtliche Tochter!“ sagte der junge, kräftige Mann, indem er freundlich auf den zitternden Alten blickte. Der ergreift mit Inbrunst die dargereichte Rechte; in seinem Auge glänzt eine große Thräne und rollt die faltige, verblichene Wange herab. Der alte Mann ist — der Metzenbäcker.

Die Freitagstündchen.

(Fortsetzung.)

Die Erinnerungen an die Vergangenheit und die Mittheilungen aus ihren letztjährigen Erlebnissen wurden so lebhaft, daß die Geheimräthin ihrer jetzigen heimlichen Sorge gänzlich vergaß. Als sie in dieser Unbefangenheit ihrem Schwiegersohne den Besuch der jungen Freundin ankündigte, blitzte eine hohe Zufriedenheit über sein Gesicht.

„Ach wie schön!“ — rief er aus. — „Das ist mir sehr lieb. Außer uns Beiden hat Niemand Julien so innig gekannt und geliebt, wie Caroline. Ja, es ist mir gar angenehm, sie zu sehen und mit ihr zu plaudern. Sieht sie noch so kränklich aus, die Gute, als wie sie abreiste?“

Jetzt erst fiel die Geheimräthin auf den Gedanken, ob ihr der Himmel nicht an Carolinen eine bessere Glückskarte in die Hand gespielt, als die Gesellschaft ihr an den vielen Fräulein zugetheilt habe. Das Herz schlug ihr heftig, als sie antwortete: „Kränklich? Nein, lieber Sohn! Caroline sieht blühender, frischer aus, als je. Italien und die Schweiz sind ihr offenbar sehr gut bekommen. Aber — Sie wissen, Xaver, schön war sie nicht.“

„Schön? Ich weiß nicht“, erwiederte er. — „Nein, neben Julien verlor sie allerdings sehr. Sah man sie aber allein, so hatte sie etwas sehr Anziehendes, etwas, — wie soll ich's nennen? ja, Seelenvolles im Ausdruck. Nur ihr Auge ist wirklich schön oder ausgezeichnet zu nennen.“

„Seelenvoll, ja, lieber Xaver, da haben Sie das rechte Wort! Seelenvoll! So war auch ihre Unterhaltung; denn geistreich ist sie durchaus nicht.“

„Wenigstens nicht in Juliens Weise, liebe Mutter. Neben Julien war sie meist auch sehr schweigsam, wenn Sie sich erinnern. Ja, sie hatte zuweilen, gerade bei Juliens brillantesten Einfällen und Gedankensprüngen, etwas Unzufriedenes, Mißbilligendes im Gesicht. Es war bei ihr gewiß kein mädchenhafter Neid über Juliens Gabe, die Gesellschaft zu entzücken; es lag wohl nur in Carolinens abweichendem Geschmack. Sie war nie so heiter oder vielmehr so lustig, wie unsere Julie sein konnte. Aber ein trauliches, warmes Gespräch unter vier Augen konnte man mit Lilly führen, wie mit keiner Andern.“

„War's nicht ebenso mit ihrem Gesang, lieber Xaver? Niemand konnte neben Julien singen, keine Dame, außer Lilly. Dieser prächtige Alt allein verlor Nichts neben Juliens herrlichem Sopran. Es liegt ja in der Natur der Altstimme, sich untergeordneter zu halten.“

„Charmant, Mutter! Wissen Sie, daß Sie da wieder eine recht gescheidte, eine tiefsinnige Bemerkung gemacht haben? Ich freue mich, Sie so angeregt, so heiter zu sehen! Sie waren es seither weniger, wie mir schien.“

Die Geheimräthin lächelte schalkhaft und versetzte mit bezüglichem Ton: „Schade nur, daß Caroline so ganz vermögenslos ist!“

„Warum denn Schade, theuerste Mutter?“ erwiederte Xaver recht lebhaft. — „Ich werde Niemand mehr seines Reichthums wegen preisen. Mit all' meinem hübschen Einkommen, wie arm bin ich durch den Verlust des geliebten Herzens, dem ich ein kleines Paradies schaffen konnte! Wer weiß, ob Caroline bei einigem Vermögen diese liebenswürdige Bescheidenheit und die Anspruchslosigkeit bewahrt hätte, die so einnehmend an ihr sind.“

Eben trat die Gerühmte, die sich in ihren angewiesenen Zimmern ein wenig eingerichtet hatte, herein. Xaver eilte ihr entgegen und begrüßte sie mit Herzlichkeit. Sprechen konnten Beide nicht sogleich, erschüttert von dem erinnerungsvollen Augenblicke. Sie sahen einander stumm mit schmerzlichem Lächeln an. Natürlich war nur von Julien die Rede, auch über Tische. Xaver wiederholte seine Klagen; Caroline erzählte aus der Zeit ihres gemeinsamen Seelenlebens. So wurden die Herzen nach und nach ruhiger und leichter. Caroline kam dann auch auf die munteren Streiche ihrer Pensionszeit zu reden. Sie schilderte die gute

Madame Marchand und den pedantischen Lehrer Bernstiel, auf dessen Kurzsichtigkeit sich die ausgelassene Julie manche Schalkhaftigkeit erlaubt hatte. Einmal, als er über Tische nach Brod verlangte, hatte sie ihm den Teller mit aufgeschnittenem Rindfleisch hingereicht, was der Lehrer erst beim Ergreifen eines Stückes bemerkte, Madame Marchand aber noch übler nahm, als der Angeführte selbst, weil sie es für eine Stichelei auf das trockene Fleisch hielt.

Es war zum ersten Mal, daß Xaver wieder laut lachte. Er verzieh es sich aber, weil seine Munterkeit der Erinnerung an seine Unvergeßliche galt. — So ging der Nachmittag im Parke, der Spätabend im Mondschein auf der Altane hin; so kehrte es am andern Morgen beim Kaffee in der Gartenlaube wieder. Als hierauf Caroline sich zum Ankleiden zurückgezogen hatte, weil man zusammen nach der Stadt fahren wollte, hielt die Geheimräthin den Schwiegersohn mit den Worten zurück: „Wen, mein lieber Xaver, könnten wir zur Gesellschaft für uns und zu einigem Ersatz für unsere Julie lieber um uns behalten, als die edle, bescheidene Caroline, die liebevolle Seele? Wie Schade, wenn sie uns in ein paar Tagen — wer weiß für immer, verlassen wird! Natürlich, oder muß ich sagen leider! kann sie aber nur in einer Eigenschaft zu uns kommen, oder doch nur in einem Verhältniß für immer beiben.“

„Caroline?“ — fragte in verdrießlich gedehntem Tone der Freiherr, der es errieth, worauf gezielt war. — „Stören Sie doch meine stille Freude nicht, beste Mutter, indem Sie die liebe Freundin zu Denen zählen, die —“

„Warum denn nicht, Bester“, — fiel sie lebhaft ein. — „Hat Caroline nicht Alles, oder vielmehr fehlt ihr nicht Alles, was Sie mir bei meiner Wahl bezeichnet haben? Ich gestehe Ihnen, ich war bisher in Verzweiflung über die reiche Auswahl von weiblichen Wesen, die viel weniger ansprechend als anspruchvoll waren. Die Wahl that mir im wahren Sinne des Wortes weh. Da kommt nun, wie vom Himmel geschickt, unsere Caroline, ein Mädchen, lieber Xaver —“

„Ich verstehe Sie, liebe Mutter“, — fiel ihr der Freiherr in's Wort. — „Verstehen Sie nur auch mich! Ist denn nicht Caroline viel zu gut für Das, was wir wollen?“

„Zu gut — zu Ihrer Frau? Xaver, wollen Sie mich in's Lachen bringen? Wo denken Sie denn hin?“

„Will ich denn wieder lieben, beste Mutter?“ — rief Xaver ärgerlich. — „Ich will ja blos eine Frau, weil Sie wollen, weil Alle wollen, weil mein Haus, mein Kind und wer Alles — eine Frau braucht. Caroline aber ist liebenswürdig, ist —“

„Davon ist die Rede nicht, lieber Sohn! Liebenswürdig war kein Artikel der Wahl, oder vielmehr der Ausschließung von der Wahl. Ich frage Sie erstens: Ist Caroline schön?“

„Aber sie ist von unbeschreiblicher Anmuth, graziös in ihren Bewegungen, holdselig in jedem Blick und Lächeln. Ich möchte sagen, in jeder Minute öffne sich ein Abgrund tiefer, innerer Schönheit.“

„Sehen Sie doch, Xaver! Schönheit ist immer etwas Auswendiges. Sehen Sie nicht, daß jede Dame, die schön ist, — es auswendig weiß? Caroline ist zweitens nicht geistreich.“

„Aber seelenvoll, Mutter!“

„Zählt nicht, Xaver! Hat drittens kein Vermögen.“

„Vermögen? Was heißt Vermögen? Das ist ein zweideutiges Wort. Gewöhnlich nennt man Vermögen, was man besitzt an Geld und Gut; das ist aber etwas Oedes, Lebloses. Das wahrste lebendigste Vermögen liegt aber in Dem, was man vermag.“

„Ich halte mich an die Bedeutung, in der Sie mir Auftrag gegeben haben, Xaver. Zu allem Dem ist die Caroline noch ohne Ansprüche.“

„Das sagen Sie nicht, liebe Mutter!“ — erwiederte er mit vieler Wärme. — „Wer mit so viel Seele, mit solchem Zauber Andern leistet, hat stumme, aber unwiderstehliche Ansprüche auf Wohlwollen und Liebe, wenigstens bei einem edeldenkenden Manne.“

„Xaver, Xaver! —“ drohte die Geheimräthin schalkhaft. — „Wissen Sie, daß Sie Carolinen bereits lieben!“

„Machen Sie mich nicht verdrießlich, beste Mutter!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Seit Jahrhunderten, schreibt die „Science pour tous", herrscht bei der deutschen Bevölkerung Luxemburgs die Sitte, jedes Jahr am Himmelfahrtstage ein Bündel wohlriechender Kräuter, Wermuth, Beifuß, Salbei, Raute, Hollunderblüthe, Camillen u. s. w. weihen zu lassen, um sich derselben in Krankheitsfällen der Menschen wie der Thiere als Räucherwerk oder Thee zu bedienen. Des starken Geruchs wegen hängt man die Bündel in die Getreidespeicher, und so häufen sie sich dort und füllen den ganzen Raum mit ihrem durchdringenden Geruche, was die Folge hat, daß weder Kornwurm noch Holzwurm u. s. w. sich in diesen so durchdüfteten Räumen betreffen lassen. Mit dieser Thatsache bekannt, legte der Müller Lenger zu Differt (Moseldepartement), dessen Korn viel von diesen schädlichen Insecten zu leiden hatte, einige Bündel Wermuth in den Getreidehaufen. Schon nach wenig Stunden sah er die schädlichen Insecten wie eine schwarze Wolke längs der Mauer davonkriechen.

Luther's Denksprüche.

Aller Leut' Freund,
Jedermanns Geck.

Es ist auf Erd' kein schöner Kleid,
Denn Tugend, Ehr' und Redlichkeit;
Je länger man dasselbige trägt,
Je mehr es ziert und wohl ansteht.

Rede wenig, rede wahr.

Was wir nicht wissen sollen,
Das sollen wir nicht wissen wollen.

Verschiedenes.

Ein Millionär las in den Zeitungen so viel Rühmens von Sue's »Ewigem Juden«, daß er eifersüchtig auf die momentane gloire desselben wurde. Und in seinem Comptoir am Pulte stehend, warf er zu dem ihm vis-à-vis schreibenden Buchhalter die Frage hinüber: »Sagen Sie, was ist denn das mit dem ewigen Jüd? Alle Blätter sind ja voll davon.« — »Es ist der neueste Roman von Sue«, antwortete der Buchhalter, sprach aber, Dank seinem Dialecte, den Namen Sue so hell aus, daß es in den Ohren des Millionärs klang, wie: von Sie. — »Von mir?« erwiederte der Millionär, und nicht capabel, etwas so Rühmliches direct von sich abzuweisen, setzte er weiter schreibend hinzu: »Kann ich mir doch nicht besinnen!«

Merkwürdig: wir Deutschen, wenn uns Etwas so wohl gefällt, daß wir's noch ein Mal sehen oder hören wollen, rufen aus vollem Halse italienisch da capo! Die Engländer rufen französisch encore! und die Franzosen bis! Nur die Italiener rufen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

(Amerikanische Annonce.) Ein amerikanischer Conditor kündigt einen neuen Crême mit dieser Erklärung an: Dieser Crême ist so frisch und so rein, wie der Gedanke eines Kindes.

Charade.

1.

Ich bin nur Das, was meine Letzten thun;
Den Untergebenen des Hauses bleib' ich angeboren.
Wenn sie mich haben, dürfen sie nicht ruh'n,
Weil diese mich zum Lebenszweck erkoren.

2. 3.

Ich muß dir fleißig nur die Erste thun,
Und dann, beweglich stets, bald da sein und bald dort;
Ich wär' es nicht, wenn je ich würde ruh'n,
Denn wandern muß ich immerdar von Ort zu Ort.

1. 2. 3.

Das Ganze soll dir ehrlichtreu ergeben,
Ein arbeitsamer Hausgenosse immer sein,
Es soll für dich und für die Deinen leben;
Es sei bescheiden, sittsamlich und rein!

So sollt' es sein, — doch findest selten du es so,
Und wenn du es nicht brauchest, bist du wahrlich froh!
Doch brauchst das Ganze du, und findest du es so,
So ehr' und schätze es, denn du bist glücklich, froh! —

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



No. 128. Donnerstag, den 23. October 1856.

E landwerthschaftlich Fescht.

(Fortsetzung.)

2.

Beim Dreikönigwerth im Danzsaal,
Ja was maant'r, daß do war?
Wart nor, ich will's üch verzähle,
Hebb mich dodt gelacht schier gar.

Drowwe war e langi Dafel,
Wie zum Esse frisch gedeckt;
Ich bin nuf, hebb wolle sehe,
Wie de Herrn ihr Schobbe schmeckt.

Nix do! 's war kaan Glas zu sehe,
Nix als Deller vun Borzlan,
Un hot gschtunke un geroche —
Schier zu arg for Unseraan.

Un was war uf all de Deller?
Herr meins Lebens der du bischt!
Dorch die Bank uf jedem Deller
War so ernd e Maul voll Mischt.

Mischt vun Perd un Hund un Ochse,
Mischt vun Gaase, Schoof un Schwein,
Höchelsdreck, un waaß der Guckuck
Was vor Zeug noch owwedrein!

Dorch sein grüni Brill hot's Aaner
Vorgelese vum Babeer
Un de Herrn zu rieche gewwe,
Well der bescht vun alle wär.

Aan Sort — so e trucke Bulver,
Schier wie Kleie odder Grieß —
Hot'r gsaht, des wär der vornehmscht,
Dann 's wär Kunschtmischt aus Paris.

Und des könnt mar gar nid bschreibe,
Was so Kunschtmischt — hot 'r gsaht —
Gut dhät dünge, und nit schtinke,
Naan, des wär der helle Schtaat!

Ich hebb so gedenkt im Schtille
Und for mich gsaht in meim Eck:
„Gell, dein Vadder war e Häffner,
Drum verschtehscht aa so de Dreck!"

Uewwerdem do war er ferdig,
Bückt sich, mächt sein Cumpliment,
Mächt die Mussik zinnrabummra,
Unn do war die Gschicht am End.

(Schluß folgt.)

Der glückliche Maso.

(Fortsetzung.)

Es ist stets sehr unbehaglich, aus dem Bette geholt zu werden, aber doppelt unbehaglich, wenn der unzeitige Besuch aus zwei corsikanischen Jägern und einem englischen Adjutanten besteht, welche kommen, um Einen gefangen zu nehmen und kurzweg entweder erschießen oder hängen zu lassen. Dem glücklichen Maso begegnete dies wenigstens. Es war der Adjutant des Obersten Hudson selbst, welcher im Namen des Königs Ferdinand erschien, um ihn als einen Hochverräther zu verhaften. Die Beschuldigung lautete, daß Tommaso Secchi sich mit den beiden feindlichen Parteien eingelassen und beide mit einer unerhörten Dummdreistigkeit verrathen habe. Die Ordre, die dem Adjutanten ertheilt worden war, ging ferner dahin, dem Gefangenen auf der Stelle die Beweise seiner Verrätherei vorzulegen und dann denselben nach einem summarischen Verhör ohne

weitere Umstände vor der Thüre seiner Hütte erschließen zu lassen.

Das war ein Donnerschlag für den armen Maso, der sich bis zu diesem Augenblick so sicher, freudig und glücklich gefühlt hatte. Er sank verzweiflungsvoll zusammen und rief alle Heiligen und alle Teufel der Hölle zu seinem Schutze an. Aber weder sein Rasen noch sein Flehen vermochten Etwas gegen sein böses Geschick in der Gestalt eines englischen Adjutanten und zweier corsikanischen Jäger: er mußte sich seiner Schuld überführen lassen und sich zum Tode vorbereiten.

Welch ein Uebergang von gestern auf heute! Und seine arme angebetete Rita fiel nun doch in die Hände des erbärmlichen alten Pepo! Der »glückliche Maso« fühlte sich grenzenlos elend.

Das Verhör war beendet und Maso sollte zur Execution hinausgeführt werden.

Da tönte plötzlich das Allarmsignal gellend über die Insel — einige feindliche Kanonenboote waren von Castellamare ausgelaufen. Es war kein Augenblick zu verlieren — der Adjutant mußte auf seinem Posten bei dem Obersten sein. Auf diese Weise hatte man keine Zeit, Maso zu erschießen; es galt nur, ihn so schnell als möglich nach irgend einem sicheren Ort zu bringen, bis sich eine bessere Gelegenheit fand, die Strafe an ihm zu vollziehen. Man pflegt seine gewöhnliche Dienstpflicht nicht zu versäumen, um einen lumpigen Lazzaroni füsiliren zu lassen. Demnach ward Maso in aller Eile in den kleinen Keller unter seinem eigenen Hause gesteckt, einen Verwahrungsort, den der eine Jäger ausfindig gemacht und den der Adjutant für hinreichend sicher hielt, besonders da seine beiden Begleiter, deren Quartier nicht übermäßig anziehend war, sich bereit erklärten, das leere Haus in Besitz zu nehmen. Nachdem der Kellereingang mit Schloß und Riegel wohl verwahrt worden war, welche Maso in einer unglücklichen Stunde gegen allen guten Brauch für eine Vorrathskammer angeschafft hatte, die niemals Vorräthe in sich aufgenommen, überließ man den armen Gefangenen sich selbst.

Ja, ein armer Gefangener bist du! Aber wärst du vielleicht dennoch der »glückliche Maso«? Der Gefangene schien dieser Ansicht zu sein, denn in dem dunklen Keller murmelte er vor sich hin: Teufel! das muß man doch ein Höllenglück nennen! Die Gewehrläufe waren schon auf mich gerichtet — und ich bin doch nicht erschossen worden! Erschossen! Die Engländer wagen es nicht! Es lebe der König drüben in Napoli! Er wird sie schon etwas Anderes lehren!

Allein für die Dauer vermochte ihm dies Raisonnement doch keinen Trost zu geben. War er gegenwärtig auch nicht nahe dran, erschossen zu werden, so war er doch unleugbar nicht mehr so weit davon entfernt — das mußte selbst der verstockteste Optimist bekennen. Maso wälzte sich in wilder Aufregung auf den Maisblättern hin und her, welche den einzigen Vorrath in seinem unterirdischen Magazin bildeten, schlug sich mit der Faust vor die Stirne, raufte sich die Haare aus und stöhnte und fluchte: In die Hölle mit Franzosen und Engländern, mit König Gioachino und König Fernando! Arme Rita! nun fällst du doch in die Klauen des elenden Pepo! Daß die tiefste Hölle ihn verschlinge!

Plötzlich aber sprang er auf, wie von einem glücklichen Gedanken ergriffen. Es war ja nur ein Erdkeller, in den man ihn eingesperrt hatte! Konnte er sich denn nicht herausgraben? Ja, fürwahr das konnte er — seine Hacke lag in einem Winkel des Kellers: welch ein unverhofftes Glück! Er sah sich bereits wieder droben unter dem freien Himmel, auf der sonnenbeglänzten Erde, in seiner Barke auf dem Golf, fliehend zu den Franzosen und dem König Gioachino, welchem er fortan ausschließlich zu dienen beabsichtigte. Mit den Engländern, den undankbaren Menschen, wollte er durchaus nichts zu thun haben.

Er begann sogleich mit seiner Arbeit und strengte sich an, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Aber er mußte im Dunklen arbeiten und hatte nichts Anderes zur Wegräumung der Erde als seine Hände. Doch Maso's Vertrauen auf sein Glück war wiedergekehrt, und so hackte, kratzte, grub und stampfte er, gleich als ob er die Erdkugel aus ihrer Axe heben wolle.

Plötzlich ließ sich ein dumpfes Getöse vernehmen — die Erde wich unter seinen Füßen und er stürzte in einen tiefen Abgrund. Betäubt blieb er liegen. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in völliger Finsterniß und

fühlte sich wie zerschlagen an allen Gliedern. Anfangs vermochte er sich nicht zu regen, allgemach aber fand er die verlorenen Kräfte wieder und machte einen Versuch, sich zu erheben. Er befühlte sorgfältig seine Glieder und schien höchlich erstaunt, daß dieselben noch alle heil seien.

Nun, das kann man doch ein gewaltiges Glück nennen — murmelte er — von der Oberfläche der Erde in die tiefste Hölle zu stürzen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen! Daß ich gliederlahm bin — das kommt nicht in Betracht! Aber wo bin ich denn eigentlich? Bin ich zuvor nicht begraben gewesen, so bin ich's jetzt. Begraben! begraben! Es wäre entsetzlich!

Eine furchtbare Angst bemächtigte sich seines leicht beweglichen Herzens.

Zu Hilfe! zu Hilfe! schrie er aus allen Kräften, aber nur ein dumpfes Echo gab seinen Ruf zurück. Er lauschte eine Weile, und als Alles still blieb, setzte er abermals zu einem kräftigen Hilferuf an, unterdrückte denselben jedoch und murmelte halblaut: Weßhalb schrei ich Dummkopf denn? Um aus diesem Loch herausgeholt und erschossen zu werden? Nein, besser ist's, wie es ist! Von den beiden Unannehmlichkeiten: Hinrichtung und Begräbniß, wird mir auf diese Weise wenigstens die eine erspart! Könnte ich nur sehen, wo ich mich befinde! Aber halt! ich habe ja ein Feuerzeug in der Tasche; gebe Gott, daß der Zunder nicht feucht ist!

(Fortsetzung folgt.)

Die Freitagstündchen.

(Schluß.)

Die förmliche Bewerbung Xaver's erfolgte in anständiger Frist. Die Vorkehrungen zur Vermählung wurden während des Winters still und ruhig getroffen und die Trauung selbst ohne Aufsehen in engem Kreis vollzogen.

In dieser Stimmung beider Verlobten fing der eheliche Bund eher wie ein geschwisterlicher an. Die Zärtlichkeit war beiderseits sanft, schüchtern, ängstlich. Sollten diese Wochen, wie gewöhnlich, Honigwochen heißen, so war jedenfalls der mildeste, reinste Honig darin, von jungen Bienchen aus lauter weißen Lilien gesammelt, wie diese wirklich zur Zeit der Trauung im Garten des ländlichen Sitzes blühten; Bienchen, die auch nur scheu und allmählig an den stärker duftenden Jasmin und an die berauschende Nachtviole gingen.

Die bedungenen Freitagstündchen wurden pünktlich gehalten. Caroline unterließ Nichts, was dieselben still, ernst und rührend machen konnte. — Nach und nach und bei einem gewissen ängstlichen Eigensinne, mit welchem Xaver auf seine behauptete Trauer und schmerzliche Betrübniß hielt, fühlte er sich doch durch Lilly's Wesen und Walten auf so zarte, liebevolle Weise umgeben, von so süßer Anmuth umwoben, in seinen Bedürfnissen und Wünschen so leise verstanden und befriedigt, daß ihm, ungeachtet seines verloren geglaubten Glücks, jetzt erst die Ahnung einer echten weiblichen Liebe aufging. Die Geheimräthin benahm sich dabei mit feinem Tacte, indem sie in erster Zeit sich sehr zurückhielt, um den Schwiegersohn in seiner heimlich zunehmenden Zufriedenheit und Neigung durch ihre schwiegermütterliche Zeugenschaft nicht zu verschüchtern.

Bald lenkte Xaver in den Freitagstündchen die Unterhaltung von seiner seligen Frau zart auf die beseligende, Anfangs immer mit Rückblick auf die Erstere. „Deine Liebe, herzliche Lilly“, sagte er, „gibt mir jetzt erst den Maßstab für das Glück, das meine Julie durch mich gehabt hat. Denn dort war ich der Leistende, der ich mich jetzt empfangend so reich und wohl fühle. Wie glücklich war ich damals liebend, nun aber geliebt, wie selig empfinde ich mich!“

Seltsam genug fachte, wie Xaver später seinen Freunden bekannte, gerade dieses Stündchen trauernder Erinnerung immer mehr die Zärtlichkeit des liebenden Gemahls für Caroline an. Auf die freitägigen Vormittagstündchen folgten immer die innigsten Abendstunden. Man hätte glauben mögen, Caroline wäre in ihrem Benehmen sehr schlau zu Werke gegangen, wenn nicht die ächte Liebe von selbst und unbewußt all der Vortheile sicher wäre, deren die Schlauheit mit aller Berechnung doch nur theilweise habhaft wird.

Caroline nahm gewöhnlich auch die kleine Ida mit in die Freitagstündchen. Das Kind erinnerte mit jedem Tage seiner Entwickelung mehr an die verstorbene Mutter. Und wenn

allerdings hierdurch die Unterhaltung von der Verstorbenen lebhafter wurde, so ermüdete sie auch natürlich desto eher. Oft erinnerte das Kind auch den Vater daran, daß es doch kein Sohn sei, kein neuer Ring am Stammbaum, kein Erbe seiner Güter, kein Vererber seines Namens. Diese Gespräche gingen später, mitten in den Stündchen der Erinnerung, auf die neue, heimliche Hoffnung über, welche Caroline mit lächelndem Erröthen ihrem Mann einbekannt hatte.

Und so erweckte in der That die erst nur empfangene Liebe in einem so edlen Gemüthe, wie Xaver's, bald auch die gegenempfindende, gegenleistende. Es war freilich nicht mehr jenes Ungestüm, das einst Julien mit Artigkeiten und Darbringungen aller Art überstürmt hatte. Es war etwas Ruhigeres, etwas Tieferes. Xaver hatte jetzt auch mehr empfangen; seine Zeit und sein Herz hatten sich zwischen Geben und Nehmen zu theilen; das Gefühl geliebt zu werden hielt seinem Bedürfniß zu lieben eine volle Waagschaale entgegen. So drängte die Gegenwart mit ihrer Fülle von Wechselliebe in den Freitagstündchen die verblassenden Bilder der Erinnerung mehr und mehr zurück. Aber Caroline ließ die Stündchen nicht einstellen, bis endlich —

Sollte es ein holder Zufall oder eine Schalkheit des Himmels gewesen sein, daß nach Ablauf von zwölftehalb Monaten, just auf einen Freitag, zwischen eilf und zwölf Uhr Morgens, Caroline — von einem gesunden Knäblein genas? Dies schöne, dem Vater ähnliche Köpfchen mit den lichtbraunen Löckchen war ja nun das glänzende Keimauge am Stammbaume des Barons Xaver.

Das Wochenbett, die Sorgen und Besorgungen um den wackern Jungen unterbrachen die fromme Gewohnheit der Todtenfeier. Erst wurden die Freitagstündchen gestört, dann blieben sie aufgehoben. Der Knabe zappelte, schrie und gedieh so viel neuen Lebensgewinnsten entgegen; er regte so viel Zukunft für den vergnügten Vater an, daß zu Erinnerungen um Verlorenes keine Zeit mehr übrig war.

Verschiedenes.

(Ein Pariser Bettler von Stand.) Ein vor einer Kirche vorübergehender Herr hört den eintönigen, traditionellen Refrain: „Vergessen's den armen Blinden nicht!“ Er greift unwillkürlich in die Tasche und wirft zerstreut ein Geldstück in den zur Aufnahme der öffentlichen Mildthätigkeit bestimmten Beutel. Als er einige Stunden später, aus Gründen, die Häupter seiner Lieben zählt, sieh', da fehlt ihm ein doppelter Napoleonsd'or. Kein Zweifel, er hat Gold statt Kupfer hingegeben und der Blinde erfreut sich des Vortheils des Versehens. — Man mag ein noch so gutes Herz haben, vierzig Franken sind für das Budget, Kapitel Almosen, etwas schwer — und der Zerstreute entschließt sich, seinen Blinden aufzusuchen, um in den Wiederbesitz seines Supplementar-Credits zu gelangen. Unter der Zeit aber war es dunkel geworden, der Bettler hatte seinen Posten verlassen und nicht ohne Mühe kann er dessen Wohnung vom Sacristan der Kirche erfahren. Er läuft dahin. Man weist ihn in den dritten Stock eines reinlichen, gut gehaltenen Hauses. Oben angekommen, wo ihm die Aufforderung: „die Füße abputzen, wenn's beliebt!“ entgegenstarrt, läutet er und ein Dienstmädchen macht ihm auf. Er fragt nach dem Herrn .. Monsieur ist bei Tische, antwortet das nette Ding, aber wenn es Ihnen gefällig ist, in den Salon einzutreten? .. Er tritt ein. Einen Augenblick später kommt Jemand. Es ist der Blinde, in Pantoffeln und Schlafrock. . . »Mein Herr, sagt er, darf ich bitten, was mir das Vergnügen verschafft?« . . . Der nicht wenig erstaunte Almosenspender bringt sein Anliegen vor. . . . »Das ist möglich, mein Herr, erwiederte der Blinde, ich habe noch nicht „Kassa gemacht.“ Er leert seinen Beutel auf ein Schränkchen. »Ist Ihr Napoleon darunter?« . . . . Da ist er! . . .

Auflösung des Räthsels in Nro. 127:

Spree. Speer.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 130. Dienstag, den 28. October 1856.

Der glückliche Maso.

(Fortsetzung.)

Da Maso mehr und mehr die Einwirkung der feuchtkalten Temperatur fühlte, welche in dem unterirdischen Raum herrschte, so begann er, um sich einigermaßen zu erwärmen, in seinem geheimnißvollen Gefängniß wieder umherzuwandern. Diese abenteuerliche Beschäftigung. bei welcher sowohl sein Körper als seine Phantasie thätig waren, ließ ihn Angst und Kälte weniger empfinden.

Als er so Schritt für Schritt tastend die Mauer entlang ging, fuhr er plötzlich mit einem lauten Angstschrei zurück — es war ihm, als ob er eine eiskalte Hand gefühlt habe. Zitternd blieb er einige Minuten stehen, um sich von seinem Schreck zu erholen. Dann faßte er Muth, schritt wieder vor und streckte die Hand aus — o Grauen! eine eiskalte Todtenhand war wirklich gegen ihn ausgestreckt, so daß seine Rechte dieselbe umschloß.

Da bemächtigte sich seiner eine wahnsinnsähnliche Angst. Halb bewußtlos taumelte er in wilder Hast zurück, wobei er mit der Stirne gegen allerhand seltsam geformte Dinge stieß, und sank erschöpft auf seiner alten Lagerstätte zusammen, welche er an einem kleinen Haufen von Maisblättern kannte, der mit ihm in die Tiefe gestürzt war.

War sein Zustand früher nicht bemitleidenswerth gewesen, so war er es jetzt. Maso's ungebildetes, rohes Gemüth stand nun allen Eingebungen des Aberglaubens offen. Er rief sich alle die grausigen Abenteuer in's Gedächtniß zurück, mit denen die Tradition auf seiner Heimathinsel seine Seele genährt, und er erwartete jeden Augenblick, daß die Spuckerei der Hölle nun recht beginnen werde. Seine Lage war in der That auch im höchsten Grade mißlich und dazu sehr unheimlich. Ohne ein Wunder mußte er einem grauenvollen Tode entgegensehen; der Hunger wühlte in seinen Eingeweiden und ein kalter Fieberfrost schüttelte seine Glieder. Ringsum in dem weiten finstern Raum nicht der leiseste Laut — nur tiefes Todesschweigen nah und fern.

Auf der Oberwelt war die Nacht bereits längst verschwunden; der arme Maso saß in seiner ewigen Nacht regungslos an derselben Stelle, an Körper und Geist wie gebrochen. Der Hunger quälte ihn von Minute zu Minute mehr, und die Angst raubte ihm fast den Verstand.

Da fuhr er plötzlich aus seiner todverkündenden Ruhe wieder empor — er glaubte abermals einen Laut droben auf der Oberwelt gehört zu haben. Er lauschte — Alles war still — — er hatte sich getäuscht. Doch nein — das Geräusch ließ sich abermals vernehmen und ward immer stärker. Maso horchte in athemloser Erwartung. Ja, ja, es mußte Jemand droben im Keller sein. Kaum im Stande, sich vor Erschöpfung aufrecht zu erhalten, begann er mit einer vor Freude zitternden Stimme so laut als möglich zu rufen, ohne sich um das furchtbare Echo zu kümmern, welches jeden Laut zehnfach zurückgab. Dann lauschte er athemlos, welche Wirkung sein Hilferuf haben werde.

Der letzte Ton des unheimlichen Echos war endlich verhallt; da ließ sich droben eine gedämpfte Stimme hören: He! Tommaso! bist du drunten?

Maso sank zu Boden; die Freude überwältigte ihn so, daß ihn seine Füße nicht zu tragen vermochten. Es war die süße Stimme seiner Rita, die er vernommen hatte — sie

tönte ihm wie ein Engelsgruß vom Himmel. Er wollte antworten, aber seine Zunge versagte ihm den Dienst.

Welche Augenblicke voll tödtlicher Angst für die arme Rita! Sie hatte Maso's Verhaftung erfahren und später gerüchtweise vernommen, daß er entflohen sei. So war sie denn herbeigeeilt, um sich zu vergewissern, ob er wirklich entkommen, oder von den unbarmherzigen Engländern erschossen worden sei. Sie hatte sich nicht damit begnügt, gleich den Jägern nur von der obersten Stufe der Kellertreppe in Maso's Gefängniß hineinzuschauen; sie war ganz hinabgestiegen und hatte sorgsam jeden Fußbreit in dem dunklen Raum untersucht; auf diese Weise hatte sie das Loch auf dem Boden des Kellers entdeckt. Sie hatte Maso's hilferufende Stimme erkannt und bebend vor Freude und Angst seinen Ruf beantwortet. Athemlos lauschte sie nun hinab. Lange blieb drunten Alles still, endlich aber schallte es herauf: Um Gottes Barmherzigkeit willen — bist du es, Rita?

Heilige Maria! ja ich bin es! Aber wo bist du, geliebter Maso?

Beim Bacchus! vor wenig Augenblicken glaubte ich noch, ich befinde mich in der Hölle, aber jetzt merk' ich am Klange deiner Stimme, daß ich im Himmelreich bin! Süße, kleine Rita! Mein Schatz, mein Leben, meine Seligkeit! Warum schlage ich nicht Purzelbäume vor rasender Freude — warum rauf' ich mir nicht die Haare aus — warum flieg' ich nicht vor purem Entzücken gen Himmel wie ein Luftballon! Teufel! bin ich nicht ein abscheuliches... Aber verzeihe mir, meine himmlische Rita — ich bin nun einmal ein wildes Menschenkind, und du mußt mich nehmen, wie ich bin! Ist das aber nicht ein unverhofftes Glück, welches sich an meine Fersen heftet? Ich hab' es dir ja gesagt, mein Herz, ich mag fallen, wohin ich will — oder besser gesagt, nicht will — — ich komme doch immer auf meine Füße zu stehen! Augenblicklich liege ich zwar wie eine Gurke oder ein junges Ferkel auf einem höchst unappetitlichen Düngerhaufen — aber daran ist einzig und allein meine rasende Freude Schuld, meine himmlische Rita! Aber sage mir um des Himmels willen! wie hast du es wagen dürfen, in mein Gefängniß hinabzusteigen? Ich meinte, daß mein Haus von den verwünschten Soldaten besetzt sei!

Vermuthlich sind sie zurückbeordert worden, da sie Nichts mehr zu behüten hatten. Niemand hat mir den Eingang verwehrt. Aber wo bist du denn eigentlich, Maso?

Wo ich bin? wiederholte Maso — ja davon hab' ich nur eine schwache Vorstellung! In einer Art von offnem Grabe, mein' ich. Wenigstens hab' ich Leichen hier unten gespürt; doch Gott sei Dank, sie haben sich einigermaßen ruhig verhalten!

Wie fang' ich's aber an, dich herauszubringen? fragte das Mädchen.

Mit Hilfe des heiligen Constanzo wird sich das hoffentlich leicht machen lassen, versetzte Maso. Du brauchst mir nur ein starkes Seil zuzuwerfen und das eine Ende desselben droben wohl zu befestigen! ich werde dann versuchen, daran emporzuklettern. Aber ach! ich vergesse ganz, daß meine Glieder zerschlagen sind! Für's Erste ist also wenig Aussicht zu meiner Kletterfahrt auf die Oberwelt vorhanden!

Um aller Heiligen willen — du bist verwundet — vielleicht schwer beschädigt?! rief Rita angstvoll. Ich werde dich vielleicht nie wiedersehen!

Still, still! man könnte dich draußen hören, und dann wäre ich sicherlich verloren! Mir fehlt so gut wie Nichts; ich habe nur Speise und Trank und ein weiches Lager nöthig, damit ich wieder so weit zu Kräften komme, daß ich mich vermittelst eines guten Seiles selbst aus diesem Höllenloch herausarbeiten kann. Aber sage mir, sind die verwünschten Engländer noch Herren der Insel?

Leider ja, entgegnete Rita, allein sie erwarten heute einen Hauptangriff der Franzosen von drüben.

Ha! vortrefflich! rief Maso. König Gioacchino, wenn ich ihn recht kenne, wird ihnen schon Beine machen und zwar sehr bald. Drum ist es mir unter allen Umständen am Zuträglichsten, wenn ich noch eine kleine Weile hier unten bleibe. Höre nun, mein Herz, was ich von dir verlange. Du mußt mir sobald als möglich etwas Rechtliches zu essen bringen: Brod, Wurst oder Schinken und einige Maccaroni nebst einer guten Flasche Wein, falls du die letztern beiden Dinge auftreiben kannst. Außerdem muß ich eine Wachskerze — wo

möglich so groß wie ein Kirchenlicht — und ein Bund guter Schwefelhölzchen haben. Und ehe du gehst, wirf mir einige Arme voll Maisstroh hernieder! ich friere, daß mir die Zähne klappern, und sehne mich sehr darnach, meine Gliedmaßen ein wenig ausstrecken zu können. Hörst du, mein Segenskind!

Ja, ja, ich höre und werde dir Alles schaffen, was du verlangst, mein armer Maso, erwiederte Rita. Aber ich muß vorsichtig sein, sehr vorsichtig, und du darfst deßhalb nicht die Geduld verlieren, wenn ich dich etwas warten ließe. Adio — ich gehe jetzt! Hier hast du Maisblätter!

Genug, genug! Du begräbst mich ja ganz! rief Maso, auf welchen Bündel auf Bündel herniederregnete. Habe Dank, mein süßes Kind. — Das thut wirklich gut! Ha! der elende Pepo soll dich nicht in die Klauen bekommen — sei nur ganz ruhig! König Gioacchino wird seinen alten Alliirten nicht im Stiche lassen. Der Teufel hole König Fernando! Bildet er sich wirklich ein, es mit den Franzosen aufnehmen zu können? Das ist mir ein sauberer König! Uebrigens muß man es doch ein unmenschliches Glück nennen, wenn Einer, ohne Hals und Beine zu brechen, in ein solch nichtswürdiges Loch stürzt!

Die treue Rita hörte ihn nicht mehr; mit einem vor Freude und Hoffnung klopfenden Herzen war sie davongeeilt, um ihrem Maso das Verlangte zu verschaffen.

Wer würde es geglaubt haben — die Augenblicke der freudigen Erwartung erschienen dem Letztern noch länger als die Stunden, in denen er sich dem Verderben preisgegeben wähnte. Darum war sein Entzücken denn auch unbeschreiblich, als Rita endlich nicht allein mit allen den gewünschten Sachen, sondern auch mit noch manchen andern erschien, von welchen sie glaubte, daß sie Maso willkommen und dienlich sein würden. Nachdem sie vermittelst einer Schnur Alles hinab befördert und seinen feuerigen, von heißen Segenswünschen begleiteten Dank empfangen hatte, sagte sie ihm in den zärtlichsten Ausdrücken Lebewohl, verbarg die im Keller befindliche Oeffnung mit einigen Brettern und Maisstroh und verließ darauf Maso's Hütte mit einem verhältnißmäßig ruhigen und glücklichen Herzen, um mit Geduld und Vertrauen Ereignisse abzuwarten, welche, wie sie hoffte, ihrem und ihres Geliebten Schicksale eine günstige Wendung geben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

„L. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute, insbesondere für Zöglinge des Handels.“ Von L. Fort, Lehrer der Handelswissenschaften in Leipzig und Herausgeber des Universal-Lexicons der gesammten Handelswissenschaften. Dieses Werk erscheint in dem Zeitraume von 4 Jahren bereits in der sechsten, diesmal gänzlich umgearbeiteten Auflage: der sprechendste Beweis für seine Gediegenheit. Sein Zweck ist: den Kaufmann in möglichster Kürze, aber dennoch in genügender Gründlichkeit mit den wichtigsten Theilen der Handelswissenschaft, deren Kenntniß ihm sowohl als Commis, wie auch als selbstständigen Kaufmann nöthig ist, bekannt zu machen und ihm in den meisten Fällen größere und kostspieligere Werke zu ersetzen. Eine sorgfältige Auswahl des wirklich Nothwendigen und am häufigsten Gebrauchten, so wie die kurze, gedrängte und alles Ueberflüssige ausscheidende Darstellung hat es möglich gemacht, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume ein reichhaltigeres Material zusammenzustellen, als in anderen viel größeren Werken enthalten ist, und für einen billigen Preis (vollständig in 8 Heften zu 18 kr.) die Quintessenz einer Wissenschaft zu geben, welche in ausführlichem Vortrage viele Bände füllt.

Obgleich das Werk zunächst für angehende Kaufleute, nämlich für Lehrlinge und Commis bestimmt ist, so wird es doch auch für den bereits selbstständigen Kaufmann in vieler Beziehung nützlich und brauchbar sein. Denn da es durchgängig mit Berücksichtigung der neuesten auf den Handel bezüglichen Verhältnisse und Einrichtungen bearbeitet ist, so gibt es Auskunft über Vieles, was doch nicht Jedem geläufig ist und was man auch in fast allen vorhandenen größeren Werken nicht findet.

Wir glauben daher, vielen Mitgliedern des Handelsstandes mit diesem Buche ein wirklich nützliches Hülfsmittel empfehlen zu dürfen.

Gemeinnütziges.

(Gutta-Percha als Mittel, zerrissene Kleider zusammenzufügen.) Man legt an die Stelle des Risses zwischen Unterfutter und Tuch ein Plättchen von Gutta-Percha, bringt die getrennten Theile in unmittelbare Berührung und stellt nun ein heißes Eisen darauf. Augenblicklich sind die klaffenden Wunden unsichtbar und fest an einander gelöthet. Das Geheimniß der Reparatur soll einem unbewaffneten Auge gar nicht sichtbar sein.

Luther's Denksprüche.

Hab Gott lieb, red von Frauen wohl,
Sei männiglich, wo man es soll.

Rast ich, so rost ich.

Das reichste Kleid
Ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Lieb' soll mit Liebe leben frei!

Wer nicht kann Spaß verstehen,
Muß nicht unter die Leute gehen.

Acht dich klein, halt dich rein,
Sei gern allein, mach dich nicht gemein.

Wohl bewußt, macht breite Brust.

Viel Feind viel Ehr.

Verschiedenes.

(Holzschuhe.) Die Klagen über die jetzige Theuerung der meisten Bedürfnisse sind leider nicht ohne Grund; es ist daher um so nöthiger, auf Hülfsmittel aufmerksam zu machen. Bekanntlich stieg das Leder im Preise, weil Seuchen die Viehheerden in Rußland vermindert haben, und immer weniger Wildhäute aus Buenos-Ayres zu uns kommen! Die Schuhe und Stiefel sind daher theurer als je. Darum ist es jetzt Zeit, daß auch wir uns mit den Holzschuhen befreunden, deren Vorzüge bei der Nässe in einem großen Theil Frankreichs und Badens längst anerkannt sind. Bei uns werden sie bis jetzt nur von Gerbern und Färbern und hie und da in Fabriken getragen; allein wer einen Beruf hat, bei welchem er in der Nässe stehen muß, sollte schon aus Rücksicht auf seine Gesundheit sich der Holzschuhe bedienen, z. B. die Walker, Papierer, Straßenwärter, Wäscherinnen; denn Holzschuhe lassen die Feuchtigkeit nicht eindringen, während lederne Schuhe erweichen und bald unbrauchbar werden. Oft muß man aus dem Munde armer Leute, die um Almosen bitten, die Klagen vernehmen, sie hätten beim Waschen, Wegmachen und dergl. ihre Füße erfroren. Würden sie sich weiter Holzschuhe bedient und ihre Füße darin mit Wolle, Lumpen ꝛc. umwickelt haben, so wären Viele gesünder geblieben. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Schuhe aus Holz nicht nur dauerhafter, sondern auch wohlfeiler sind, als die aus Leder.

(Der Buchstabe des Gesetzes.) In Connecticut, wo am Sonntage das Reisen verboten ist, fuhren zwei Amerikaner am Sonntage spazieren. Mitten auf der Landstraße wird die Equipage von einem Constabler angehalten. Er hält den Fahrenden das Gesetz vor und fordert sie auf, sofort mit ihm umzukehren. „Gott bewahre, mein Freund,“ sagt der Besitzer des Fuhrwerks. „Wenn es, was ich leider nicht wußte, bei uns Gesetz ist, am Sonntage nicht zu fahren, so kann dem Gesetze nicht prompt genug Folge geleistet werden. Ich darf die Pferde jetzt keinen Huf mehr aufheben lassen, weder vor- noch rückwärts. Es bleibt uns Nichts übrig, als hier auf diesem Punkte zu halten und den Montag abzuwarten. Das ist klar. Nicht wahr, Herr Major, Sie bringen unseren heiligen Institutionen dieses Opfer?“ — Der Begleiter stimmt ein; der Constabler macht ein langes Gesicht und zieht ab. Als er weit genug entfernt war, ging natürlich die Reise weiter.

Auflösung des Worträthsels in Nro. 129:

Locomotiv.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 131. Donnerstag, den 30. October 1856.

Der glückliche Maso.

(Fortsetzung.)

Als die Flamme der Kerze ihren hellen Schein in dem unterirdischen Raum verbreitete, schaute Maso mit weitgeöffneten Augen und voll der höchsten Erwartung umher. Er war darauf gefaßt, nicht allein etwas ganz Außerordentliches, sondern auch etwas Gräßliches zu sehen, bei dessen Anblick sich seine Haare unter seiner rothen Mütze sträuben würden. Allein so weit sein forschender Blick den weiten Raum, worin er sich befand, zu beherrschen vermochte, war nichts, durchaus nichts Grausenerregendes zu entdecken; der Ort machte im Gegentheil in seiner ganzen Außerordentlichkeit einen angenehmen Eindruck auf ihn. Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob Maso's Freude oder Bewunderung größer war.

Er befand sich in einem länglichen, hohen Gewölbe, welches trotz seines Verfalls eine fast blendende Pracht von durchaus fremdem Charakter zeigte. Auf zwei Seiten waren die Mauern beinahe gänzlich zusammengesunken, aber die Mauern auf den entgegengesetzten Seiten und die hohe Wölbung waren bis auf die kleine Oeffnung, durch welche Maso hereingestürzt war, so unversehrt und schön, als ob sie erst vor Kurzem aus den Händen des Baumeisters hervorgegangen seien. Und doch mußte dies Mauerwerk gegen zweitausend Jahre alt sein.

Der Boden war ebenfalls durchaus unversehrt und glatt und blank wie ein Spiegel. Mit bewunderswürdiger Kunst war derselbe aus unzähligen kleinen viereckigen Stücken von buntem Marmor zusammengesetzt, welche nicht allein die hübschesten Muster, sondern auch ganze Gemälde bildeten. Maso wußte recht wohl, daß eine solche Kunstbarkeit Mosaik genannt werde, und kannte deren Werth sehr gut.

In der einen Längenwand befanden sich hohe Nischen, und in diesen standen bewunderungswürdige Statuen von Marmor und Bronce. Beim Anblick derselben schlug Maso ein schallendes Gelächter auf — jetzt wußte er, welche Bewandtniß es mit der Todtenhand hatte! In einer der Nischen stand eine Marmorstatue, welche einen Aesculap mit ausgestreckter Hand vorstellte; hätte Maso die Schlange erfaßt, die sich um den Stab wand, den der Gott der Heilkunst in der andern Hand hielt, so würde er sich nicht minder entsetzt haben. Jede dieser Statuen war nach einer flüchtigen Schätzung tausend Ducati werth.

Auf den Pfeilern zwischen den Nischen und an der Decke des Gewölbes befanden sich herrliche Malereien, welche noch in ihrem ganzen Farbenglanz prangten. Das Hausgeräth war nur in geringer Menge vorhanden, dafür aber sehr kostbar. Vermuthlich war das meiste im Laufe der Jahrhunderte in Staub zerfallen. An dem einen Ende des Saales fanden sich nur noch die Ueberreste einer prachtvoll gearbeiteten Ruhebank von Bronce und Elfenbein; an dem andern Ende dagegen gab es der gut erhaltenen schönen Sachen viele. Besonderes Gefallen fand Maso an einem herrlichen Marmorbecken, welches dazu bestimmt gewesen, die Wasserstrahlen aufzufangen, die zwei Delphine über demselben einst emporsandten. In der gegenüberliegenden Ecke stand ein kleiner marmorner Hausaltar, der mit Bildwerken in halb erhabener Arbeit äußerst geschmackvoll verziert war. Auf demselben fand Maso eine Menge kleiner Figuren von Bronce, Elfenbein, Marmor und verschiedenen kostbaren Steinarten. Er wußte nicht, daß diese seltsamen Geschöpfe

Hausgötter vorstellen sollten, sonst würde er noch mehr gelacht und sich noch innerlicher ergötzt haben, als er diese kleinen Ungethüme neugierig eins nach dem andern in die Hand nahm, um sie näher zu beschauen.

Es würde zu weit führen, alle die Herrlichkeiten zu beschreiben, welche diese prächtige Wohnstätte eines längst in Staub zerfallenen Geschlechtes in sich schloß, und unmöglich würde es sein, das Erstaunen, die Bewunderung und Freude zu veranschaulichen, womit Maso Alles betrachtete, wie ein Kind ein Stück nach dem andern aufraffend und wieder wegwerfend. Nur Das möge noch gesagt werden, daß der glückliche Fischer unter der Menge von kostbaren Gegenständen auch ein kleines Kästchen mit Schmucksachen und Goldstücken fand, welches vorläufig den ersten Platz in seinem freudetrunkenen Bewußtsein einnahm, nicht deßhalb, weil es einen höheren Werth hatte als das Uebrige, sondern weil es sich leichter und schneller als alles Andere mit den Interessen auf der Oberwelt in Verbindung bringen ließ. Und in der Wirklichkeit war dieser Schatz auch an und für sich werthvoll genug, um Maso zu einem Crösus unter seinen Landsleuten zu machen.

Als Maso die zusammengestürzte Mauer an dem einen Ende der Halle näher untersuchte, entdeckte er eine Oeffnung, welche ihn auf die Vermuthung brachte, daß er noch weiter in dieser unterirdischen Wohnung vorzudringen vermöge. Ohne große Anstrengung erweiterte er die Oeffnung um so viel, daß er hindurchschlüpfen konnte. Auf diese Weise gelangte er in ein kleineres Gemach. Hätte er einige Kenntniß des Alterthums besessen, so würde er sogleich gesehen haben, daß dieser Raum ein Schlafzimmer gewesen. Das aus Bronce verfertigte Bettgestell war mit einer dicken Schicht Staub bedeckt — das war Alles, was von den einst so prächtigen Polstern und Kissen übrig geblieben. Daneben stand ein hoher Kandelaber, von dem mehrere kleinere Lampen herabhingen, ein wahres Kunstwerk. Ringsumher lagen Ueberreste von Waffen und Schmucksachen, ein Metallspiegel, ein Feuerzeug, Gefäße von edlem Metall und von den herrlichsten Formen.

Unmittelbar neben diesem kleineren Gemach befand sich das Badezimmer, welches ebenfalls mit verschwenderischer Pracht ausgestattet und mit vielen Malereien geschmückt war.

Maso wanderte wie im Traum umher. Sein Kopf begann zu schwindeln — er war ebenso wenig im Stande zu berechnen, als zu genießen. Nur Eins fühlte er deutlich — daß er der glückliche Maso sei.

Ermüdet von dem Umherwandern und dem Untersuchen, schritt er endlich wieder der großen Halle zu, warf sich auf sein Lager von Maisstroh und blieb eine Weile halb seiner Sinne beraubt liegen. Allgemach aber klärte sich sein Bewußtsein und kam wieder Ordnung in seine Gedanken, und als er endlich aufsprang, vom Hunger mächtig gequält, war er fast ganz wieder der alte Maso mit dem freien freudigen Herzen.

Das muß man aber doch ein ganz unvernünftiges Glück nennen! murmelte er, indem er mit seinen scharfen weißen Zähnen in wunderbarer Schnelligkeit große Verheerungen unter den Leckerbissen anrichtete, die Rita ihm mitgebracht hatte. Beinahe seine Geliebte zu verlieren, beinahe erschossen und beinahe lebendig begraben zu werden, und trotzdem „oben drauf“ zu sein — das ist noch Niemanden auf dem glücklichen Capri passirt! Bei Gott! ich bin jetzt reicher als König Fernando! Ich will ihm Sicilien abkaufen, dann hat er Nichts mehr zu beherrschen, der Bettlerkönig! Mit dem König Gioachino in Napoli werd' ich mich auch schon vertragen — mir soll's auf eine Mütze Ducati nicht ankommen, um einen so braven Patron in guter Laune zu erhalten. Lustig, Signor Tommaso, Excellenz, Fürst — Alles kannst du werden, was du willst! Warum wirst du nicht rasend vor purer Freude? Warum stehst du auf deinen Füßen wie die andern armen Tröpfe von Menschen?! Hurrah! von heut' an will ich nichts Andres essen als Brod und Wurst und Maccaroni und Nichts trinken als Barlettawein — ich habe die Mittel dazu und zu andern Dingen! Ich würde auch Strümpfe und Schuhe anziehen, wenn's nur nicht so beschwerlich drin zu laufen wäre! Ihr zweibeinigen Tröpfe da droben, ich lache euch jetzt alle aus! Aber es soll stets für euch Etwas abfallen — ich habe genug für uns Alle! Ich besitze unermeßliche Schätze; hätt' ich sie nur erst in Geld verwandelt.

(Schluß folgt.)

Aus Joseph Haydn's Leben.

Es war in den ersten Jahren der Regierung Maria Theresia's, als diese Monarchin denjenigen Sommersitz auszubauen begann, der sie in späteren Jahren so oft und lange beherbergen sollte. Wir meinen Schönbrunn. Wie nun die Baugerüste aufgeschlagen wurden in dem geräumigen Prunkschlosse, da war es die Kaiserin, welche jeden Tag neugierig und geschäftig nachzusehen kam, wie weit wohl die Arbeit schon gediehen sei — denn eine Ungeduld, wie sie sich später in ihrem Erstgeborenen zu einem Charakteristikum potenzirte, ließ sie das Ende derselben schwer erwarten. Sie konnte deßhalb recht gründlich schelten über die Langsamkeit der Arbeiter und man hatte Mühe, sie eines Besseren zu belehren. Einmal — es war in den Pfingstfeiertagen — hatte sie aber noch größere Ursache, um zu zürnen. Als sie in den großen Saal eintrat, sah sie zu ihrer Verwunderung eine Anzahl kleiner Jungen auf den hohen Gerüsten mit muthwilligem Schreien herumklettern, so daß der erlauchten Frau die Galle überlief. „Wollt ihr herunter gehen, ihr v . . . . Buben?“ rief sie den jungen Gymnastikern zu, welche Anfangs die Mahnung überhörten, bis dieselbe mit noch eindringlicherer Stimme wiederholt wurde. „Wer hat Das zu verantworten“, fragte Maria Theresia, als die liebe Jugend sich erschreckt zurückgezogen hatte, „die Kinder da herumklettern zu lassen, daß sie sammt und sonders den Hals brechen. Soll ich die Kindswärterin machen, und ist Niemand da, der Acht gibt, daß solche Thorheiten nicht geschehen? Antwort!“ herrschte sie dem Schloßinspector zu, der sich schüchtern der Erzürnten nahte. — „Ew. Majestät, es sind die Sängerknaben aus der Hofcapelle, die bei der Einweihung mitgesungen haben. Ew. Majestät waren so zufrieden mit der Ausführung der Vocalmesse, daß Sie zu befehlen geruhten, man solle den Kleinen einige Freude gestatten.“ — „So habe ich's nicht gemeint“, sagte Maria Theresia, „daß sich die Buben von den Gerüsten todtfallen sollen — das wäre mir eine schöne Unterhaltung! Kommt einmal her, ihr Buben, ich will euch Etwas sagen. Laßt euch nicht wieder einmal bei einem solchen Spiele betreten, sonst gibt's einen recenten Schilling. Versteht ihr mich? Besonders du mit dem blonden Dickkopf magst dich in Acht nehmen, denn du warst der Rädelsführer, immer vorne einher und keck wie ein Spatz.“ Der Schloßinspector versprach sein Möglichstes, um die Wiederholung der Scene zu vermeiden. „Sage Er, es auch dem Hofcapellmeister Reiter“, sagte die Kaiserin noch im Abgehen, „daß er die Sängerknaben besser im Zaume hält, sonst hat er es mit mir zu thun!“ Am andern Tage kam Maria Theresia wieder. „Will doch sehen“, sagte sie im Eintreten zur Fuchsin, „ob mein gestriges Donnerwetter genützt hat. — Da sind die Spitzbuben schon wieder oben!“ Wirklich hingen die kleinen Capellsänger wieder in den Baugerüsten; in schwindelnder Höhe, selbst den Muthigsten zum Gräusen aber schwebte der blonde Dickkopf unter schallendem Gelächter. „Das ist mir einmal zu arg“, sagte die Kaiserin und befahl den Capellmeister zu rufen, der bei seinem Erscheinen ziemlich ungnädig empfangen wurde. „Hat Er nicht gehört, was ich befohlen habe?“ — Zerknirscht antwortete Reiter: „Ew. Majestät, ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll. Ich habe den Buben gestern eine sehr ernste Strafpredigt gehalten und sie waren zu Thränen gerührt. Aber da ist der blonde Seppel, der seine Kameraden zu allen Spitzbübereien verleitet.“ — „Ach, der blonde Dickkopf“, fragte die Monarchin. „Nun, weiß Er was, laß Er ihm den recenten Schilling anmessen, den ich ihm gestern versprochen habe, damit er fühlt, weil er nicht hören will!“ Dieses aus dem kaiserlichen Munde erflossene Strafurtheil wurde pünktlich an dem Delinquenten vollzogen. . . .

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Kleider ꝛc. von Fettflecken zu reinigen.) Man übertünche die Fettflecken etwas dick mit Eigelb, lasse dasselbe an einem luftigen Orte trocken werden, schäle und reibe es, wenn es sich verhärtet hat, aus und wasche die Stelle mit lauem Wasser rein, so wird der Fettfleck verschwunden sein. Eben dies läßt sich bei vielen andern Gegenständen, z. B. Haarbürsten, anwenden. Man sättige dieselben mit Eigelb und warte, bis die Masse ganz hart geworden, reibe sie dann aus und wasche sofort

die Bürste in heißem Wasser, so wird sie vollständig rein sein und wie neu aussehen.

Luther's Denksprüche.

Wo man nicht zur Belohnung hat
Die Ehr, geschicht kein rühmlich That.

Thorheit und Stolz
Wachsen auf einem Holz.

Gerechtigkeit war stets der Grund,
Darauf ein tapfrer Mann bestund.

Verschiedenes.

Grunert erzählt in der Europa folgende, so viel wir wissen, noch unbekannte Anekdote aus Schillers Leben: In der Karlsschule durften die Schüler am Sonntage die Weste mit drei Knöpfen schließen, um das Jabot breit herausstehen zu lassen; in der Woche mußten sie vier Knöpfe an der Weste schließen. Die Putzsüchtigen unter den jungen Leuten knöpften aber auch an den Schultagen nur drei zu und freuten sich über den weit ausgelegten Busenstreifen. Einst wurde Schillers Nebenmann von dem vorgesetzten Offizier darüber zurechtgewiesen und entschuldigte sich mit dem Vorgeben, der Knopf sei „zufällig aufgesprungen.“ Am andern Tage war Sonntag; Schiller hatte gedichtet und kam unbekümmert um die militärische Regel mit geschlossener Weste zur Parade. Hauptmann Schmeckenbecher machte ein finsteres Gesicht. „Schiller!“ — „Herr Hauptmann!“ — „Was ist heut für ein Tag?“ — „Hm — Sonntag.“ — „Mit wie viel Knöpf' ist das Gilet am Sonntage geschlossen?“ — „Hm — mit drei.“ — „Wie viel hat Er zu?“ — „Ich? — eins — zwei — drei — vier.“ — „Wie kommt das?“ — „Ah, 's ischt mir einer zug'sprunge!“ — — Als er an den Räubern arbeitete und auch gerade Einiges daraus vorlas, wurde er vom Hauptmann Schmeckenbecher unterbrochen, der seine Visitation hielt. Ein ernster Verweis über die laute Unterhaltung reizt den aufgeregten Dichter, und als Schmeckenbecher zur Thür geht, fährt jener mit den Worten heraus: „So einen Hauptmann schnitz' ich mir aus 'ner gelben Rübe!“ — Aber der Hauptmann hatte es gehört. Am andern Morgen traten die Schüler in Reih' und Glied, denn der Herzog erscheint. Er musterte sie lange; endlich ruft er: „Schiller!“ — Schiller trat vor. — „Hat Er gesagt, so einen Hauptmann schnitz' ich mir aus einer gelben Rübe?“ — „Ew. Durchlaucht, ich kann's nicht leugnen.“ — „Schmeckenbecher, laß Er eine gelbe Rübe und ein Messer holen.“ — Eine Pause tritt ein. Der Herzog steht vor Schiller; dieser blickt zur Erde; endlich wird gelbe Rübe und Messer gebracht und auf einen Wink des Herzogs in Schillers Hände geschoben. — „Nun schnitz' Er mir einmal einen heraus!“ — Schiller, feuerroth, beginnt in der Verlegenheit an der Rübe zu schnitzeln; Alles staunt; auch der Herzog, auf sein spanisches Rohr gestützt, sieht verwundert zu und sagt nach einer Weile halblaut zu seinem Adjutanten: „Es wäre doch verflucht, wenn er einen herausbrächte!“

Zweisilbige Charade.

Das Erste.

Hört! In dem ganzen deutschen Land,
In dem Mund der Herrn und Damen
Bin ich kleines Wörtchen sehr bekannt,
Stehe stets für and're Namen, —
Auch für unbekannte Dinge.
Zwei Laute füg'! — Es gelinge!

Das Zweite.

Zwischen Berg' und Höh'n find'st du mich,
Und beim Ganzen deren viele;
In meinem Grunde windet sich
Der Bach nach stets fernem Ziele.
Suchst umsonst mich in den Höhen,
Mußt von da hinuntergehen.

Das Ganze.

Drum! Ein kleines Dörfchen nenn' ich nur,
Rings von Berg und Wald umgeben,
Wo Fuchs und Reh mit ihrer Spur
Die düst're Einsamkeit beleben.
Hinter Neustadts reichen Gauen
Kannst mich auf dem Berg erschauen.

E. H.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



No. 132. Samstag, den 1. November 1856.

Das approbirte Sprüchwort.

Zum lang ersehnten heil'gen Kirchweihfeste,
Das zögernd, aber endlich doch genaht,
Zieh'n schaarenweise schon die frohen Gäste
Mit Mienen, klug, als säßen sie im Rath,
Im Geist ein Jeder kostend schon das Beste.

Der Samstag ist doch von den Kirchweihtagen
Der schönste! Frau und Kind sind da zu Haus:
So sitzt man ungestört mit Wohlbehagen
Beim Wein und beim selbst ausgedachten Schmaus. —

Bald sind wir dort. Hei, wie aus dem Kamine
So gastlich, duftgeschwängert steigt der Rauch!
Die Nase geht auf Kundschaft, heitrer wird die Miene,
Und wohlig dehnt sich schon der liebe Bauch.
Der kennt ja den Versorger aus Erfahrung,
Wie er mild väterlich ihn da mit Nahrung
Füllt, bis er ein Volumen dann erreicht,
Daß er so ziemlich einer Trommel gleicht.

Noch ein paar rasche Schritte — sie sind da!
Jetzt aber, wie sie um den Tisch sich sammeln,
Welch' Rufen, Trommeln, Schreien, Schelten, Dammeln,
Rechts, links, dort vorn, dort hinten, fern und nah!
Die Kellner, die Verzweiflung im Gesichte,
Sie expediren blitzschnell die Gerichte
Zu Denen, die dort voll Erwartung steh'n.
O Kellner! Bis ihr solcher Gäste Hoffen
Nur habt erfüllt — nicht leicht wird's übertroffen —
Muß Vieles, o muß Vieles noch gescheh'n!
Doch das ist eure Sache, ihr mögt sorgen!

Du aber, Leser, magst jetzt mit mir geh'n
Zu jener Laube, dort sitzt ganz verborgen
Ein ernster Mann und trinket ganz allein
Bedächtig still ein Fläschchen alten Wein.
Du ahnst wohl, daß der Mann sich nicht betrinkt.
Wer so trinkt — nein! Jetzt steht er auf und winkt
Den Kellner her und zischelt, langsam, leise
Ihm, was er will, in's Ohr, so etwa auf die Weise
Des tiefen Denkers, der zu dem Beweise
Deß, was er sagt, ein Werkzeug noch begehrt.
Der Kellner eilt. Nicht lange währt's, so kehrt
Er, seufzend unter seiner Bürde, wieder,
Setzt vor dem Forscher einen Braten nieder,
Wünscht, was dazu gehört, nimmt's Geld und geht.
Ein königlicher Braten — kommt und seht!
Das ist ein Braten, ja das muß man sagen!
Ein Jeder, der ihn sieht, der muß sich fragen:
Hier fehlen noch der Esser drei bis vier —
Was zögern die? Warum sind die nicht hier?

Doch unser Mann, fürwahr, der weiß das besser!
Er lächelt, nimmt die Gabel, greift zum Messer,
Dreht, keinen Vortheil ungenützt zu lassen,
Bald so, bald so das riesige Object,
Ob er die schwache Seite nicht entdeckt,
Wo er mit Macht den Gegner möchte fassen.
Jetzt! Ha! Nun setzt er an. Ihm lacht das Glück —
Eins, zwei! Da liegt — nun ja, das ist ein Stück!
Nun folget schnell ein weit'res Detailliren,
Und (Freund, du weißt, was reger Eifer thut,)
Bald ist sein Teller leer. Er murmelt: „Gut!
„So will ich denn das Zweite jetzt probiren.
„Gut heißt die erste Stuf', die zweite: besser!
„Wohlan! D'rauf los!“ Bald hat das scharfe Messer
Zum zweiten Mal touchirt, und in der That,
Das Stück ist besser. Und zum Dritten naht
Er sich dem Feind, und wieder heißt es: besser!
Zum vierten Mal, und wieder, wie vorher.

„Hm!“ murmelt er und senkt die blanken Waffen,
„Ich kam hierher, mir Klarheit zu verschaffen,
„Und finde unverhofft das Werk sehr schwer.

„Hör' auf, wenn's Essen dir am Besten schmeckt,
„Das ist die Regel, um gesund zu bleiben!
„Das hat ein alter Weiser ausgedeckt,
„Und um mir selbst es hinter's Ohr zu schreiben
„Wollt' ich erst seh'n, was Wahres drinnen steckt.
„Gut fand ich und fand besser — doch am Besten,
„Wann schmeckt es mir am Allerbesten doch?
„Die dritt' und höchste Stufe fehlt mir noch —
„Soll ich sie suchen unter diesen Resten?
„Fürwahr! Wie Herkules am Scheidewege
„Steh' ich hier zweifelnd. Hör' ich auf und lege
„Die Waffen nieder, und es liegt mein Ziel
„Noch vorwärts, war umsonst das ganze Spiel.
„Allein, setz' ich den Fall, daß ich am Ziel schon stehe —
„So geh' ich rückwärts, falls ich vorwärts gehe.
„Wohlauf! Nur feige Thoren mögen zagen,
„Dem muth'gen Kämpfer lächelt hold das Glück!
„So will ich es mit jenem Ziemerstück,
„Auf meine Kraft vertrauend, nochmals wagen."

Und wieder: „Besser! O! wann schmeckt's am Besten?"
Stöhnt unser Freund im Tone des Gepreßten. —
Doch solch versuchte Kämpen halten Stand.
Er dringet vor, benagt selbst die Gebeine
Und bringt auch das Geschirr so schön in's Reine,
Als käme es erst jetzt aus Meisters Hand.
Er lächelt wieder auf den letzten Bissen
Und ruft, von Siegesfreude hingerissen,
Als er auch den noch in den Mund gesteckt:
„Ich hab's — der ist es, der am Besten schmeckt!"

Der glückliche Maso.

(Schluß.)

Der begeisterte glückliche Maso hielt inne und versank in tiefe Gedanken. Der Begriff der Unermeßlichkeit war ein neuer Abgrund, welcher ihn lebendig zu begraben drohte. Er hatte Zeit seines Lebens nie mehr als zehn Ducati auf ein Mal besessen; er vermochte wohl bis hundert und tausend zu zählen, allein was drüber hinausging, war ihm etwas Unendliches. Demnach war es kein Wunder, daß ihm das Grübeln über den Umfang seiner neuen Reichthümer Kopfweh verursachte.

Seine gesunde Natur siegte jedoch zuletzt. Es fiel ihm plötzlich ein, daß es ja in seiner Macht stehe, sich auf ein gewisses Maß zu beschränken, und in diesem Gedanken fand er Klarheit und Ruhe wieder. Von jetzt an betrachtete er sich darum als Eigenthümer von vier- bis fünftausend Ducati — das war die höchste Höhe, zu welcher sich sein Begriff von Reichthum erheben konnte, ohne zu schwindeln.

Unter diesen Träumereien, unter Schlafen und Essen und Trinken verstrich die Zeit erstaunlich schnell; das Hinschwinden seiner Kerzen war das einzige Maß, nach welchem er die letztere messen konnte. Als die dritte und letzte Kerze fast verbrannt war, erschien Rita endlich wieder. Die verlaufene Zeit hatte einen wohlthuenden Einfluß auf Maso geübt: er war wieder frisch und kräftig und noch dazu um ein Bedeutendes freudiger, um nicht zu sagen übermüthiger.

Maso, lieber Maso! ertönte es droben mit sanfter Stimme; die Engländer haben sich vor den tapfern Franzosen von der Insel zurückgezogen! du bist gerettet — heilige Jungfrau, gerettet und frei!

Hurrah! die lieben tapferen Herren Franzosen haben gesiegt! rief Maso jubelnd, indem er aufsprang und den Brodkorb und die Weinflasche mit dem Fuße übermüthig auf die Seite stieß. Dann muß ich mich beeilen, hinauf zu kommen! Hat der König Gioacchino nicht nach mir gefragt?

König Gioacchino ist nicht hier — nur seine Generale befinden sich auf der Insel, entgegnete Rita.

Das ist Schade! Doch, das wird mir nur eine Reise mehr nach Napoli kosten. Ich wußt' es lange im Voraus, Rita, daß es so kommen würde. Glaubst du sonst, daß ich so dumm gewesen wäre, mich in diesen Höllenabgrund hinabzustürzen, um den Kugeln der Engländer zu entgehen? Jetzt aber wirf mir das Seil zu!

Einige Minuten darauf gehörte Maso wieder der sonnenbeglänzten Oberwelt an und jubelnd begrüßte er die tapferen Herren Franzosen, welche nun Herren der Insel waren.

Acht Tage später sicherte er sich mit blanken Ducati den Besitz seiner Rita und bald darauf ward sie seine glückliche Gattin.

Vorläufig hatte Maso nur das kleine Kästchen mit den Schmucksachen und den alten Münzen aus seiner unterirdischen Schatzkammer mit sich genommen und die Kellerthür sorgfältig verschlossen und verwahrt. Er besaß

Verstand genug, um seine unermeßlichen Schätze auf kluge Weise zu benutzen. Er hütete sich wohl, seinen Reichthum zur Schau zu tragen; nach wie vor führte er dieselbe einfache Lebensweise, bemühte sich aber im Still n unablässig, seine Schätze in klingende Münze zu verwandeln. Ein Stück nach dem andern ward aus der Tiefe zu Tage gefördert und unter dem ärmlichen, fast baufälligen Dache zum Verkauf zubereitet. Er machte auf jeden reichen Fremden Jagd, der sich auf der Insel sehen ließ, und stand mit den vornehmsten Kunsthändlern in Neapel in heimlicher Verbindung Die größern Gegenstände, welche auf diese Weise nach und nach von der Insel weggeschafft wurden, mußten natürlich hinaus- oder hineingeschmuggelt werden; der eben so schlaue und geschickte als glückliche Maso aber wußte alle Sachen so umzuwandeln, daß die feinen Nasen der Zollbedienten nichts Kostbares und Steuerpflichtiges dahinter witterten. Dies Umwandeln nannte Maso »Präpariren«.

Nachdem er sich auf eine solche Art eine Summe von einigen tausend Ducati erworben hatte, reiste er nach der Romagna, um dort, wie er überall erzählte, eine ihm zugefallene bedeutende Erbschaft in Empfang zu nehmen. Als er von dieser sehr angenehmen Reise zurückgekehrt war, kaufte er sich Weinberge und Gärten und ließ sich ein großes Haus unmittelbar neben seiner alten Hütte erbauen. Er schien nun eifrig der Landwirthschaft obzuliegen, und alle Leute sahen in seinem täglich zunehmenden Wohlstand nur die Wirkung seines Fleißes.

So war es nicht zu verwundern, daß Tommaso Secchi bald auf der ganzen Insel nur »der glückliche Maso« genannt wurde; sein Hauptglück aber bestand in der Liebe seiner treuen Rita, mit welcher er ein beneidenswerthes, freudenreiches Leben führte.

Als der König Fernando — dieser war trotz allen Protestationen Maso's dennoch wieder auf den Thron gelangt! — im Jahre 1828 Ausgrabungen auf Capri anstellen ließ, wurde Maso ordentlich in Thätigkeit gesetzt. Dieser hatte nämlich noch nicht alle seine Schätze in Geld verwandelt und beeilte sich nun, die werthvollsten Dinge noch rasch zu Tage zu fördern und zu verkaufen. Dann aber mauerte er das Loch in seinem Keller zu, vertilgte jede Spur von seinen Besuchen und dem unterirdischen Palast, verkaufte seine alte Hütte nebst dem alten Garten für eine bedeutende Summe an die königliche Regierung und ließ diese ruhig ihre Ausgrabungen dort fortsetzen.

Die gelehrte und künstlerische Welt erhob einen lauten Schrei der Verwunderung und Freude, als all die Schätze des alten Palastes bei der Ausgrabung später zum Vorschein kamen; Signor Tommaso Secchi aber lachte heimlich nach Herzenslust und rief ein Mal über das andere: Das war doch ein unmenschliches Glück, meine süße Rita!

Signora Secchi lächelte und küßte ihren schwarzlockigen Knaben als die glücklichste Gattin und Mutter von der Welt.

Aus Joseph Haydn's Leben.

(Schluß.)

Vierzig Jahre waren vorübergerauscht. Die wunderherrliche, in aller Schönheit prangende Kaiserin Maria Theresia war zur ehrwürdigen Matrone geworden, und sie hatte wohl schwerlich einmal an den Knaben gedacht, für dessen persönliche Sicherheit sie einst so eindringlich gesorgt hatte. Mittlerweile war aus dem Sängerknaben auch ein alternder Mann geworden, aber sein Geist war jugendlich frisch, und was dieser Geist schuf — dürfte so bald nicht im Laufe der Jahrhunderte altern. Der Capellsängerknabe hieß Joseph Haydn! Im Schlosse Esterhaz am Neusiedlersee bewirthete Fürst Esterhazy Miklos (der Großvater des kürzlich in Moskau verweilenden Großbotschafters) wieder einmal seine angebetete Monarchin. Im Schloßtheater selbst wurde »L'infedelta delusa«, dann im gegenüberliegenden Marionettentheater das Lieblingsstück der Kaiserin: »Philemon und Baucis« gegeben, zu beiden Stücken war die Musik von Haydn. Es war im September 1773. Esterhaz, gebaut mit einem Aufwand von 11 Millionen, war damals das prachtvollste Schloß im Continent. Es genüge zu sagen, daß es 370 Zimmer zählte und alle jene fürstlich Esterhazy'schen Schätze an Juwelen, Kunstwerken und Raritäten dort concentrirt waren, welche jetzt in Wien, Eisenstadt, Forchtenstein und an so vielen anderen Orten zerstreut sind. Welcher Privat-

mann wäre heutzutage im Stande, eine vollständige Capelle von Virtuosen, eine vollständige deutsche und italienische Opern- und Schauspielertruppe zu unterhalten, eine Gastfreiheit zu üben, welche ein eigenes Wohngebäude, ein eigenes Kaffeehaus und selbst einen kleinen Prater für Gäste und neugierige Fremde niederen Standes unterhielt, Alle ohne Ausnahme auf eigene Kosten zu bewirthen, eigene Wagen mit Postzügen bespannt für sie bereit zu halten u. s. w.? Die Kaiserin war entzückt über die Ausführung beider Schaustücke, namentlich über die liebliche, zum Herzen sprechende Musik. »Lassen Sie mir doch den Componisten vorstellen«, sagte sie zum Fürsten. »Er steht hinter dem Stuhle Ew. Majestät!« antwortete dieser. Zur Erklärung dieser Antwort möge man wissen, daß bei großen Tafeln auf Schloß Esterhaz die Mitglieder der fürstlichen Capelle zur Aufwartung bei der Tafel aushelfen mußten. Das lag im Geist der Zeit, heutzutage würde sich das wohl nicht leicht ein Virtuose zumuthen lassen. »Der ist's?« fragte die Kaiserin, »der kommt mir sehr bekannt vor. Wo habe ich Ihn doch gesehen, Haydn, helfe Er mir doch auf die Spur!« — »Das einzige Mal, wo ich das Glück hatte, von Ew. Majestät bemerkt zu werden, war in meinen Knabenjahren, wo mir Allerhöchstdieselben einen recenten Schilling decretirten.« Maria Theresia ließ sich die Geschichte erzählen, lachte herzlich darüber und meinte: Der Schilling habe gute Früchte getragen, das habe sie heute gesehen. Sie ließ ihm eine goldene Tabatiere zustellen, wie sie sagte, als ein kleines Pflaster, wenn ihm jener gutgemeinte Schilling noch etwas wehe thun sollte, aber auch als Anerkennung für seine schöne Musik. »Ich hätte sie nicht zu hören bekommen und die ganze Welt nicht, wäre Er damals vom Gerüste gefallen, wie es leicht möglich war! Doch jetzt ist Er gescheidter geworden, jetzt schwingt Er sich nur symbolisch in Seinen Gesängen zum Himmel empor. Bleib' Er dabei!«

Luther's Denksprüche.

Ein Gutthat, die bei Zeit geschicht,
Die selb' ist doppelt ausgericht.

Ehe wieg's, dann wag's.

Im Unglück hab' einen steten Muth,
Trau Gott, es wird wohl wieder gut.

Verschiedenes.

Als die Königin von Preußen sich vor Kurzem nach Potsdam begab und der König sie an den Bahnhof begleitete, sah er zwei ungewöhnlich große Soldaten auf Posten stehen. Er näherte sich dem ersten und fragte nach seinem Namen. »Kind, Majestät« antwortete dieser salutirend. Er wandte sich zum zweiten und that dieselbe Frage. »Klein«, war die Antwort. »Sieh, Elisabeth«, sagte der König lächelnd zu seiner Gemahlin, »die neue Klein-Kinder-Bewahr-Anstalt.«

In Langport bei Bristol platzte neulich eine Kufe mit 2500 Galloneu Doppelbier. Der Inhalt lief in einen kleinen Bach, der sich in den Parret ergießt, und am folgenden Tage war der Fluß zwei Meilen weit mit betrunkenen Fischen bedeckt.

Das »Univers« erzählt einen hübschen Zug religiösen Zusammenwirkens. Ein in der Nähe von Calais hart am Meeresufer gelegenes Fischerdorf hatte keine Kirche und wandten sich deßfalls die armen Fischer einmal an einen Angestellten der Marine um Rath. Dem ist leicht abzuhelfen, sagte dieser, jedes Boot legt beim Rückkehren vom Fischfange einen Fisch auf die Seite und dieselben verkauft ihr als Fische unseres lieben Herrgotts zum Besten eurer Kirche. Gesagt, gethan, solche wurden in der Stadt immer theurer als die gewöhnlichen Fische bezahlt und Kaiser Napoleon III., als man ihm bei seiner Anwesenheit in Calais dieses erzählte, legte auch einen Fisch in der Gestalt eines Tausendfrankenbillets dazu. Die Kirche ist nun erbaut und, wenn auch kein Kunstwerk, doch ganz ihrem Zweck entsprechend.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 131:
Esthal.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 133. Dienstag, den 4. November 1856.

Allerseelen.

Wohl ist gerecht die herbe Klage,
Die aus dem Aug' voll Thränen spricht,
Wenn in dem Frühling ihrer Tage
Der rauhe Sturm die Rose bricht.

Und auch im Herbst, zur Zeit der Trauer
Mit rothem Laub und welker Flur,
Erfaßt das Herz ein banger Schauer
Bei dem Ersterben der Natur.

Gerechter noch sind uns're Thränen,
An diesem ernsten Tag geweint,
Wo alles Träumen, alles Wähnen
Der Erde nichtig uns erscheint.

Wir stehen hier im Heiligthume
Des Todes, um uns Grab an Grab —
Wem sank nicht eine Herzensblume
Schon in die dunkle Gruft hinab!

Die einst gewallt in uns'rer Mitte
In stillem Leid und stillem Glück,
Sie hören nimmer uns're Bitte:
Steht auf und kehrt zu uns zurück!

Vergönnen Allen wir den Schlummer,
Den Grabesschlummer süß und leicht,
Wo sie kein Schmerz, kein Gram, kein Kummer
Und keine Sorge mehr erreicht.

Wem recht der Himmel hat beschieden
Der höchsten Gnade milden Strahl,
Den ruft er früh in seinen Frieden
Hinüber aus der Erdenqual.

Und wenn ein Herz, zurückgeblieben
In dieses Lebens Haft und Bann,
Von seinen heimgegang'nen Lieben
Die Trennung kaum ertragen kann;

Das Volkslied lindert diese Wehen,
Es spricht so treu, so wahr und schön:
Wenn Menschen auseinander gehen,
So sagen sie — auf Wiederseh'n!

Staatspolitik und Liebe.

Im Winterpalais zu St. Petersburg pflog die mächtige Kaiserin Katharina II. mit ihren beiden begünstigten Ministern, dem Fürsten Bibikoff und dem Grafen Woronzoff, Rath über einen wichtigen Gegenstand, welcher mit dem Interesse ihrer eigenen Familie in engster Beziehung stand. Unter den Kindern ihres ältesten Sohnes Paul, des präsumtiven Thronerben, lag ihr die vierzehnjährige Großfürstin Alexandra, ein Mädchen von engelgleicher Schönheit, liebenswürdig und für ihr Alter in hohem Grade verständig und entwickelt, am Meisten am Herzen; sie hatte dieses Kind seit seiner Geburt bevorzugt, es war ihr auserkorener Liebling gewesen und seine Zukunft war ein Gegenstand ihrer ganz besondern Sorge. Die scharfsichtige Katharina, die während des letzten Decenniums ihres Lebens hauptsächlich darnach gestrebt, die Grenzen des colossalen Reiches, dessen Krone sie trug, in der Richtung nach dem Orient hin auszudehnen; die mit Zuversicht darauf gehofft, den Tag erleben zu können, an welchem das griechische Kreuz den Halbmond auf der Sophien-Moschee zu Stambul verdrängen würde, war zu der Ueberzeugung gekommen, daß es im Interesse Rußlands liege und ihren Plänen nur förderlich sein könne, wenn sie die früheren Zwistigkeiten mit Schweden beizulegen suche und sich mit der Herrscherfamilie dieses Landes in gutes Einvernehmen setze, um auf diese Weise im

Norden freie Hand zu bekommen und ihre ganze Macht im Süden um so erfolgreicher entfalten zu können. Ihre liebenswürdige Enkelin, die bildschöne Großfürstin Alexandra, sollte das Mittel sein, um Schweden für immer an Rußland zu ketten. Schon zu Lebzeiten des Königs Gustav III. war sie mit diesem übereingekommen, die Prinzessin Alexandra seinem ältesten Sohne, dem Kronprinzen Gustav Adolph, zur Frau zu geben, sobald die betreffenden Partien das geeignete Alter erreicht haben würden. Gustav III. war todt, der minderjährige Gustav Adolph aber stand unter Vormundschaft der schwedischen Stände, die sich seiner Verbindung mit Rußland nicht sehr geneigt zeigten. Katharina mochte um dieses Hindernisses willen ihren ursprünglichen Plan nicht aufgeben. Sie war nicht die Frau, die sich so leicht von einem einmal gefaßten Entschluß abbringen ließ, und was sie als wünschenswerth und nothwendig erkannt hatte, das wußte sie durchzuführen, mochte es auch mit noch so bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft sein. — Die Strahlen einer milden erquickenden Frühlingssonne fielen in das kais. Staatsgemach und beleuchteten hier die drei genannten Personen, die sich an einem mit Schreibzeug und Papieren bedeckten Tisch gegenübersaßen. Die bejahrte Kaiserin war von Kopf bis zu Fuß in schwarzen Sammet gekleidet; sie trug um die Stirn ein mit weißen Perlen besetztes Diadem und um beide Arme schwere, prachtvoll gearbeitete Spangen mit funkelnden Steinen.

Katharina's Züge waren zu markirt, zu scharf geschnitten, das Alter hatte ihrem Antlitz zu sichtbare Spuren aufgeprägt, als daß sie jetzt noch für schön gelten konnte; dennoch lag in ihrem ganzen Wesen etwas unendlich Majestätisches, aus den großen dunklen Augen strahlte ein mächtiger Geist und Feuer der Leidenschaft, welches selbst das höhere Alter nicht zu dämpfen vermocht hatte, hinter der hohen gewölbten Stirn aber schienen zündende, welterschütternde Gedanken ihren Sitz aufgeschlagen zu haben. Katharina saß in einem rothen Sammetfauteuil; ihr Kopf war leicht auf die Lehne gestützt, die rechte Hand ruhte nachlässig auf dem Schooße, während sie mit der Linken einige beschriebene Blätter hielt, die ihre Blicke hin und wieder rasch überflogen, während ihre Gedanken mit ganz andern Dingen beschäftigt zu sein schienen. Die beiden Minister saßen der Kaiserin gerade gegenüber. Ihre Blicke, die unverwandt an denen der Monarchin hingen, zeigten, daß sie dem gerade verhandelten Gegenstand ihre volle und ungetheilte Aufmerksamkeit schenkten.

„Nein, nein, mein Entschluß steht fest“, sagte die Kaiserin mit bedeutendem Nachdruck. „Es hieße nicht nur, Rußlands Interesse beeinträchtigen und seinen Stolz kränken, wollte ich mich durch die Maßregel der schwedischen Stände zum Aufgeben dieses lange gehegten Wunsches bestimmen lassen — nein, auch das souveräne monarchische Princip würde darunter leiden, es würde vor den Augen der Welt eine Niederlage erfahren, die ich mit aller mir zu Gebot stehenden Macht abwenden muß. Was von Rußlands Kaiserin und Schwedens König beschlossen, soll an dem hartnäckigen Widerstand von Ständen scheitern? Stände sollen die reiflich erwogene Verbindung zweier von gleichen Interessen beseelten Herrscherfamilien vereiteln? Nimmermehr, meine Herren, so lange ich die Ehre Rußlands und meines Hauses zu wahren habe! Wer sind denn diese schwedischen Stände? Eine Handvoll unzufriedener Adeligen, welche da ewig grollen und geifern, daß im Lande eine Macht ist, die von Gottes und Rechts wegen über der ihrigen stehen soll — sonst nichts weiter als eine Rotte roher Bauern, denen es keine größere Wonne gibt, als das Edle und Erhabene zu sich herab in den Staub und Koth zu ziehen, die jede Gelegenheit ergreifen, eine ihnen vom unbegreiflichsten Unverstand verliehene Gewalt auf's Gröblichste zu mißbrauchen. Mag der Wille dieser Leute in Schweden Gesetz sein — hier ist er es nicht, bei Gott nicht! und ich will es ihnen und der Welt schon begreiflich machen!“

Das bleiche Antlitz der Kaiserin hatte sich während dieser Worte mit einem lebhaften Roth gefärbt, die weit geschweiften Bogen der Augenbraunen zogen sich mitten auf der Stirn zusammen und aus den rasch sich bewegenden Augensternen leuchtete es wie heller Gewitterschein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus Berlin.

Aus Kosak's Federzeichnungen.

Zu den nichtsnutzigsten Elementen der Hauptstadt Berlin gehört die weibliche dienende Klasse, innerhalb deren von einer Mägde-Generation zur anderen die verderblichsten Traditionen der Eitelkeit und Immoralität fortgepflanzt werden. Der anerkennenswerthe Eifer der Behörden, dieses Feld zu überwachen und menschlich urbar zu machen, vermag fast Nichts gegen den widerwärtigen Corporationsgeist dieser Leutchen. Daß „mit geringen Ausnahmen alle weiblichen Dienstboten in Berlin Nichts taugen“, hat unlängst ein Staatsanwalt in offener Gerichtssitzung ausgesprochen und Niemand, der einen eigenen Heerd besitzt und seine Erfahrungen gemacht, widersprach ihm; er hätte sich nur näher über die Ursachen verbreiten sollen.

Bei den Berliner Hausfrauen cursirt die Ansicht, daß die schlechtesten Mägde die aus Berlin gebürtigten seien und daß man, um erträglich zu fahren, nur Personen von außerhalb miethen müsse. Wir möchten, wie die Sachen jetzt stehen, den Satz gerade umkehren. Das Gesinde aus den Provinzen ist das unbrauchbarste, am Leichtesten corrumpirte und unbeständigste im Dienst. Schreiben wir versuchsweise die Geschichte eines Küchendragoners aus der Fremde. In irgend einem kleinen Orte Pommerns, Sachsens oder der Mark kehrt ein Bauernsohn nach Absolvirung seiner dreijährigen Militärdienstzeit an den elterlichen Heerd zurück und erzählt von den wunderbaren Begebenheiten während seines Aufenthaltes in der Residenz und von den mannigfaltigen Sonntagsabenteuern, die er selbst erlebt. Die märchenhaften Beschreibungen der geputzten Köchinnen mit Sammtmantillen und seidenen Kleidern auf den Tanzböden von Moabit berauschen sofort die Gemüther mehrerer jüngeren Dorfgrazien und verursachen ihnen eine schlaflose Nacht. Am nächsten Morgen haben sie sich schon verabredet, das elterliche Haus zu verlassen und in der Stadt einen Dienst zu suchen. Zwar sind ihre wirthschaftlichen Kenntnisse noch gering, ihre technischen Fertigkeiten erstrecken sich nur auf das Melken der Kühe und die Handhabung des Stallbesens, allein sie fühlen sich zu Großem berufen — wie viel Großes ist nicht schon in der Welt aus diesem dunklen Drange hervorgegangen! — Sie ordnen also ihre häuslichen Angelegenheiten nebst ihren Papieren und reisen mit der Eisenbahn nach Berlin. Der idyllische Klang des Namens ihrer Heimath und das alle Zeit bereitwillige Gesinde-Vermiethungsbureau bringen sie rasch in einer Wirthschaft unter; man nimmt ja Nichts lieber, als eine unverdorbene Einfalt vom Lande! Zunächst vermiethet sich eine solche als „Mädchen für Alles“. Dies will eigentlich Nichts mehr heißen, als ein „Mädchen für Nichts“; denn eigentlich besagt diese Bezeichnung nur, daß diese Novice Alles zu thun versuchen wolle, aber noch Nichts versteht.

Hausfrauen aber lassen sich gern durch das Gesichtchen bestechen und hoffen die liebe Unschuld bald „anzulernen.“ Sie zeigt so viel guten Willen, sie hat „gar keine Bekanntschaften in der lasterhaften Residenz“, sie ist gleich an ihrem ersten freien Sonntage zu Hause geblieben und hat unter vielen Thränen an ihre Eltern in der Heimath geschrieben; man hat endlich den lang ersehnten Phönix der Unbescholtenheit gefunden.

Nach drei oder vier Wochen kommt es der jungen Hausfrau jedoch sehr unbequem vor, nach der Zubereitung eines jeden Bissens selber sehen zu müssen; so viel ist gewiß: Talent zur Kochkunst hat die Natur der Tochter des Dorfes nicht verliehen. Es wird ihr entsetzlich schwer, wenn nicht unmöglich, selbst die einfachsten gastronomischen Recepte auswendig zu behalten. Unsere junge Dame, welche die Gattin eines angehenden „Arztes zu Fuß“ sein mag, hat es einmal versucht, die Dorfgeschichte allein kochen zu lassen, allein sie wird es nie wieder thun. Elsi oder Alwina, wie sich Liese und Juste in Berlin nennen, brachte nun zuvörderst eine so seltsame Landsuppe auf den Tisch, daß der junge Hausherr zum ersten Male in seiner neuen Wirthschaft höchst empfindlich geworden war. Zwar legte sich sein Aerger nach dem zweiten Gericht, denn er mußte über die muthwillige Brandstiftung in dem engeren Bezirke einer Bratenschüssel, mit einer verkohlten Ruine von Hammelskeule, aufrichtig lachen und der verdrießliche Mittagsanfang endete mit einem sehr heiteren Diner-Duett bei Tietz; allein das Ehepaar findet doch am anderen Morgen dergleichen Experimental-Gesudel zu kostspielig, um Elsi noch ein Mal

das Küchen-Scepter anzuvertrauen. Bei dieser Gelegenheit hat sich aber die Eigenthümlichkeit Elsi's gezeigt, welche Madame etwas stutzig macht.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Der Chilisalpeter und seine Anwendung.) Der Natronsalpeter, welcher von Chili aus in den Handel gebracht und darum Chilisalpeter genannt wird, ist ein in Wasser leicht auflösliches Salz, welches in ähnlicher Weise wie der Guano zur Düngung benützt werden kann und diesen in mancher Beziehung an Wirksamkeit übertrifft. Der Chilisalpeter ist nämlich noch um einige Procente reicher an Stickstoff, als der Guano, der zu uns zu kommen pflegt, und darum auch kräftiger. Mit einem Centner Chilisalpeter vermag man dieselbe Wirkung wie von 75—80 Centner Stallmist hervorzubringen, während Guano nur 60—70 Ctr. Dünger ersetzt. Dazu kommt, daß Chilisalpeter oft rascher und sicherer als Guano seine Wirkung entfaltet, welcher bei trockenem windigen Wetter nicht anschlägt, sondern selbst in Boden nutzlos verdunstet. Der leichtlösliche Chilisalpeter verlangt nur ganz geringe Feuchtigkeit im Boden oder in der Luft, um seine volle Kraft zu äußern, dagegen wird ihm aus demselben Grund anhaltender Regen nachtheilig, indem dieser ihn in den Untergrund hinabspült, wo er den Pflanzenwurzeln kaum mehr erreichbar ist. Beide Düngemittel haben die Eigenschaft mit einander gemein, einen üppigen Pflanzenwuchs zu erzeugen, und der Landwirth wird je nach der Witterung bald den Guano, bald den Chilisalpeter vorziehen. In einem Punkt übertrifft aber dieser jenen ganz entschieden. Chilisalpeter bewirkt nämlich, auf Halmfrüchte angewandt, nicht leicht Lagerfrucht, sondern das Stroh wird stark und fest, die Körner werden vollkommener. Ein Centner Salpeter erzeugt etwa 3 Ctr. Getreidekörner, von einer Ueberdüngung mit 90 Pfund auf den württemb. Morgen kann man einen Mehrertrag von 1 Scheffel Weizen, 1½ Scheffel Gerste, 2¼ Scheffel Haber erwarten. Jedoch ist nur im ersten Jahr eine Wirkung wahrzunehmen. Wie der Guano dient der Salpeter mehr als Beidünger, denn als ausschließliche Düngung; wie dieser, wird er im Herbst oder Frühjahr mit viel Wasser verdünnt (100 Pfund auf 1 Pfund Salp.) oder mit Erde, Gyps 2c. gemengt, auf die Saaten aufgestreut. 60—70 Pfund genügen auf den Morgen, während 3 Ctr. bei ausschließlicher Salpeterdüngung nöthig sind. Bei Rüben ist die Wirkung des Salpeters gering, bei Kartoffeln bald sehr groß, bald unerheblich, bei Reps sehr groß, deßgleichen bei Kleegras, am größten jedoch bei Halmfrüchten. Der Preis des Salpeters ist dermalen ziemlich hoch, der Centner kostet 12 fl. Der Gleichwerth eines Centners Stallmist kommt darnach auf 9 kr. zu stehen. Hohenheim im Septbr. 1856. Dr. L. Rau, Prof.

Verschiedenes.

(Reiche Bauerntöchter.) Bei einer Kinderlehre auf dem Lande setzte der Geistliche den Kindern den Nutzen der Frömmigkeit auseinander und sagte zum Schlusse: „Was muß man also thun, um geachtet zu leben, erstens — antworte Du einmal, Ignaz — was muß man thun, um zuerst sein ehrliches Fortkommen zu finden?“ Der Junge antwortete: „Man muß sehen, daß man eine reiche Bauerntochter zum Weibe kriegt!“

„Aber warum sind denn die Semmeln hier gar so klein?“ fragte ein Reisender in einem Wiener Gasthofe den Kellner, „bei uns zu Hause sind sie wenigstens um die Hälfte größer!“ — „Nun, das ist ganz natürlich“, — antwortete der Kellner. „Wie so?“ fragte jener neugierig. — „Bei Ihnen z'Haus werden's halt mehr Teig dazu nehmen.“

Räthsel.

Mit e ein wack'rer Mann im Schweizerland;
Mit i ein Meister einst im eitlen Tand;
Mit ü ein Flitterputz, gar wohl bekannt.

E. H.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 134. Donnerstag, den 6. November 1856.

Staatspolitik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Graf Woronzoff gab durch ein Kopfnicken und beifälliges Lächeln zu erkennen, daß er die Ansicht der Kaiserin vollkommen theile; Fürst Bibikoff aber, welchen sein vorgerücktes Alter vorsichtiger und bedächtiger machte, wagte einen Einwand.

„Bedenken Ew. Majestät“, sagte er, „daß es unser Recht und unsere Befugniß doch wohl überschreiten hieße, wollten wir uns in die inneren Angelegenheiten eines benachbarten Landes mischen. Nach den Gesetzen Schwedens sind die Stände berechtigt, den Monarchen bei der Wahl einer Lebensgefährtin mit ihrem Rath zu unterstützen; um wie viel mehr sind sie es, wenn der König minderjährig ist und noch unter Vormundschaft regiert. Man wünscht in Stockholm eine Prinzessin von Mecklenburg — wird es von Erfolg sein, wenn wir hier in St. Petersburg, gestützt auf frühere Verträge und Verabredungen, diesem Wunsch offen entgegen arbeiten? Sollte hinter dem Beschluß der schwedischen Ständekammer, welcher dem Thronerben aufgibt, seine Bewerbungen in Mecklenburg anzubringen, nicht auch etwas auswärtige Politik stecken? Von Preußen wissen wir mit Bestimmtheit, daß es diese Verbindung begünstigt, England und Frankreich möchten im Geheimen sonder Zweifel auf das gleiche Ziel lossteuern.“

„Und daraus folgt, daß Rußland zurückstehen muß, daß man den ausdrücklichen Wunsch des verstorbenen Königs von Schweden bei Seite setzt?“ fragte Katharina, deren großes, durchdringendes Auge auf den ergrauten Cabinetsminister gerichtet war, dessen Worte sonst viel bei ihr galten, dessen Umsicht und Treue sie stets zu schätzen wußte.

„Ich wünschte Ew. Majestät nur darauf aufmerksam zu machen, wie uns das allzu beharrliche Verfolgen dieser Angelegenheit in unangenehme Beziehungen zum Auslande setzen könnte“, entgegnete der Fürst. „Unsere Eroberungen im Osten haben ohnehin die Eifersucht Englands und Frankreichs rege gemacht.“

„Pah! Glauben Sie, daß ich Rußlands Interessen im Norden auch nur für einen Moment aus dem Auge lassen würde, weil der Erfolg unserer Waffen im Süden und Osten die Grenzen des Reiches erweiterte? England und Frankreich sind vollauf mit sich selber beschäftigt; ihre ganze Thätigkeit gegen uns wird sich auf einige diplomatische Ränke beschränken, und wenn es sein muß — wer hindert uns, daß wir ihnen darin den Rang abzulaufen suchen?“

„Ew. Maj. fassen die Sache von einer Seite auf, die ich eben in Anregung bringen wollte“, nahm Graf Woronzoff das Wort. „Die Zweckmäßigkeit einer engern Verbindung mit Schweden ist früher schon genugsam anerkannt worden; auch in diesem Augenblick herrscht bei uns darüber nur Eine Stimme.“

Graf Woronzoff fuhr fort: „Mag sie anderen Nationen ein Dorn im Auge sein — immerhin, für uns nur ein Grund, um so eifriger darnach zu streben. Die beiden jungen Leute waren von Jugend auf für einander bestimmt, man sagt sogar, daß eine innige Zuneigung bereits in ihren Herzen Wurzel geschlagen habe, obwohl sie sich bis jetzt noch fern blieben. Ließe sich dieser Umstand nicht in unserm Interesse benutzen? Sollte nicht der persönliche Wunsch des jungen Kronprinzen, dem die Absichten seines verstorbenen Vaters

hinlänglich bekannt sind, den Ausschlag zu geben im Stande sein und alle jene Hindernisse, die man der Neigung seines Herzens in den Weg zu legen sucht, siegreich überwinden? Prinz Gustav Adolph hat soeben das siebzehnte Jahr zurückgelegt, man schildert ihn als einen äußerst gefühlvollen, zur Schwärmerei neigenden Jüngling. In solchem Alter und bei solchen Anlagen müßte es doch wahrlich mit seltsamen Dingen zugehen, wenn der Vorschlag der Stände mehr gälte, als die Stimme des eigenen Herzens, wenn der Prinz, aus reinem Gehorsam gegen seine Vormünder, nach Schwerin anstatt nach St. Petersburg zur Brautschau reiste.«

Der Minister schien die Absichtender Kaiserin errathen zu haben, denn ihre Stirn heiterte sich auf und ein beifälliges Lächeln flog über ihre Züge. — »Vortrefflich, Graf Woronzoff, Sie geben einen Rath, der sich bewähren möchte. Die Liebe muß uns zur Hülfe kommen, wo die Staatskunst nicht ausreicht. Dies ist eine Macht, die noch niemals aus dem Felde geschlagen wurde, die unter allen Umständen das einmal eroberte Terrain zu behaupten versteht. Auch mit den schwedischen Reichsständen wird sie es zur Noth aufzunehmen wissen. Alle Berichte aus Stockholm stimmen darin überein, daß der Kronprinz, sobald er, unbehindert von äußeren Einflüssen, dem Zug seines Herzens zu folgen vermag, der Großfürstin Alexandra die Krone Schwedens zu Füßen legen würde. Wohlan, suchen wir die Liebesgluth anzufachen und zu unterhalten, was unter den obwaltenden Verhältnissen sicherlich keine allzu schwierige Aufgabe ist. Unsere geheimen Agenten am schwedischen Hofe sollen sofort die nöthigen Aufträge erhalten, und sie müßten wahrlich sehr ungeschickt sein, wenn sie uns nicht, Reichsbaronen und Bauern zum Trotz, den Kronprinzen im Laufe etlicher Monate als Brautwerber über den bottnischen Meerbusen herüberschaffen könnten.«

Die Berathung im kaiserlichen Gemach ging auf einen anderen Gegenstand über. Katharina pflegte bis ans Ende ihrer Regierung den Staatsgeschäften täglich etliche Stunden Zeit zu widmen; jede einzelne in Vorschlag gebrachte Maßregel ward von ihr selber geprüft und in den Ministerconferenzen und Sitzungen des Staatsraths legte sie gewöhnlich eine gründlichere Kenntniß der verhandelten Gegenstände an den Tag, als irgend einer ihrer Räthe und Minister. Sie besaß einen männlichen Geist und zahlreiche Eigenschaften, die, falls man von ihrem Privatcharakter absah, den Beinamen der Großen hinlänglich gerechtfertigt erscheinen ließen.

Nachdem die Sitzung wohl über zwei Stunden gedauert, verabschiedeten sich die Minister. Die Monarchin blieb allein. Sie hatte die Papiere zurückgeschoben und sich weit rückwärts in den Sessel gelehnt. Gedankenvoll stützte sie das Haupt in die flache Hand, ihre Augen waren wie zum Schlummer geschlossen, aber die Ideen arbeiteten mächtig hinter der hohen, edelgeformten Stirn, sie schweiften bald in die Ferne über Land und Meer, bald weilten sie daheim im Kreise der eigenen Familie. Fünf und dreißig Jahre waren verstrichen, seit sie den russischen Thron bestiegen — eine glänzende, thatenreiche Epoche, wie die Geschichte Rußlands vorher noch keine aufzuweisen gehabt. Was keinem der früheren Herrscher, was Peter dem Großen selbst nicht gelungen: das russische Reich nach innen stark, nach außen geachtet zu machen — sie hatte es vollführt und der Welt gezeigt, daß auch eine Frau die glänzendsten Eigenschaften eines Monarchen zu entfalten vermag. Katharina II. durfte mit gerechtem Stolz auf ihre Laufbahn als Regentin blicken. Minder glücklich war ihr Privatleben gewesen. Jene dunkle That, die sie vor 35 Jahren auf den russischen Thron geführt, jenes unnatürliche Ende ihres Gatten Peters III. ruhte schwer auf ihrem Gewissen. Bei der Welt war jede Erinnerung an das unglückliche Ereigniß längst ausgelöscht. In Rußland wagte kein Sterblicher den Namen Peters III. über die Lippen zu bringen — sie allein konnte ihn nicht vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Elsi ist nämlich durch die sarkastischen Bemerkungen des Hausherrn so beleidigt worden, daß sie gleich nach dem Aufbruche ihrer Herrschaft von Tisch angefangen hat, zu heulen und

se im Laufe des Nachmittags allmählig bis zu einem Heulkrampfe fortgeschritten ist. Das ganze Hinterhaus ist auf die beiden Küchenfenster, aus denen so schreckliche thierische Laute hervorgekommen sind, aufmerksam geworden, und schon um 7 Uhr Abends weiß die ganze Straßenfronte, in so ferne sie aus Köchinnen besteht, daß »Doctors Mädel« von ihrer Herrschaft halb todtgeschlagen sei und in der Küche am Boden liege. Selbst nach der Heimkehr des Ehepaares von Tiez verräth sich die ländliche Unschuld noch in einem zeitweiligen kannibalischen Schluchzen und »Schnucken«. Die junge Frau empfindet einen geheimnißvollen Schauder vor der Einfalt vom Lande und sagt zu ihrem Manne: »Lieber Eduard, wird sie mir auch nicht Etwas thun?« Elsi beruhigt sich aber und zeigt sich auf eine geheimnißvolle Weise beruhigt.

Eine alte erfahrene Köchin von »Generals« aus dem ersten Stockwerk, der ihr Jammer zu Herzen gegangen, hat Elsi in die Schule genommen und ihr gute Lehren ertheilt. Elsi weiß jetzt, daß nicht Worte, sondern Thaten in der Welt entscheiden und daß ein wackeres Dienstmädchen eine unzufriedene Herrschaft weit nachdrücklicher als durch Heulen durch Zerschlagen von Porcellain und Glas bestrafen kann. Nachdem sie also wegen eines höchst mißlungenen Kaffee's, den sie bei dem Unwohlsein der Hausfrau trauriger Weise selbst gekocht, wieder tadelnde Worte hat hören müssen, wirft sie das zierliche braun radirte Porcellain-Service, ein Hochzeits-Geschenk einer geliebten Schulfreundin, draußen an die Erde.

»Zerschlage immer mehr, als dein Vierteljahrslohn beträgt, wenn du vor dem Ersatz sicher sein willst«, lautete die Maxime der alten Köchin von Generals. »Lieber Eduard«, seufzte die geängstigte Hausfrau, »sage du ihr nur Nichts, ich werde ein anderes Service radiren.« Elsi ist durch das Gelingen ihres ersten Versuches kühner geworden; sie schüttet vor der alten Köchin ihr ganzes Herz aus. Diese belehrt sie wie Mephisto den Schüler im Faust. Der Einfalt vom Lande hat Nichts als die Technik gefehlt. Am nächsten freien Sonntage bleibt Elsi nicht mehr zu Hause. Sie entfernt sich gleich nach Tisch und kommt erst lange nach der bekannten Polizeistunde zurück. Zur Rede gestellt, entschuldigt sie sich freundlich und höflich: sie habe zwei Vettern aus der Heimath getroffen, die ihren Schwestern die Merkwürdigkeiten Berlins gezeigt.

Auf den Einwand, daß die Merkwürdigkeiten Berlins nicht Nachts gezeigt würden, bemerkt sie sofort, »daß sie nicht allein nach Hause hätte finden können.« Die socialen Folgen dieses Sonntags zeigen sich schon zwei Tage darauf in einem »Vetter«, den die junge Frau Doctorin in Uniform in der Küche findet und der sehr gewandt aufsteht und sie militärisch artig grüßt. »Obgleich mir die Sache mit dem Vetter dubiös aussieht, liebes Kind«, sagt der Doctor, »so habe ich doch Nichts gegen einen Bräutigam. Solche solide Verhältnisse schützen ein Mädchen besser, als alle Ermahnungen, vor unsittlichen Bekanntschaften.« Elsi, von ihrer Gebieterin befragt, gesteht denn auch sanft weinend ein, daß besagter Grenadier nicht sowohl ein Vetter, als vielmehr ihr Verlobter sei.

Madame, die selber einen zweijährigen schwerverfolgten Brautstand ausgehalten hat, fühlt Sympathieen, verzeiht Elsi das Kaffeeservice und erlaubt, daß der Vetter sie an gewissen Tagen in der Küche besuchen dürfe. Die erfahreneren Hausfrauen lachen zwar die gute Doctorin aus, allein diese glaubt noch an die weibliche Menschheit und vertheidigt Elsi bis auf's Blut. Furchtbare Thatsachen aber, die einige Matronen — die Scene ist in diesem Augenblicke ein officieller Damenkaffee — aus ihrer Erfahrung vorbringen, erfüllen der Doctorin Gemüth mit dem Gifte des Zweifels; sie beschließt, aufzumerken.

»Liebste kleine Frau«, hat ja die Geheime Legationsräthin gesagt, »passen Sie ihr auf die Finger, wenn Sie sie zum Kaufmann und Schlächter schicken; lassen Sie sich die Rechnung mitgeben, wenn sie irgend Etwas im Ganzen einholen geht. — Folgen Sie mir, kleine Frau!« Die weise Frau Geheime Legationsräthin scheint nicht Unrecht zu haben. Seit der Brautschaft werden die Fleischstücke kleiner, die Butter reicht nie, der Zucker in der Dose verzehrt sich wie Phosphor, augenscheinlich selber; aber der Soldat behält seine lächelnde Miene und verzehrt nie das Geringste in der Küche. Die Garderobe Elsi's verbessert sich in einem halben Jahre auffallend und ihre Manieren werden freier, selbstständiger; sie gibt sich sogar mit Erfolg im Küchenwesen Mühe

und lernt ihrer Gebieterin alle Mehlspeisen, Creme's und Fricassee's ab.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Es ist in weiteren Kreisen wohl nicht bekannt, mit welcher Hingebung Prinzessin Alexandra von Bayern sich der Armen und Bedrängten annimmt, wie sie namentlich eine Mutter der Waisen ist — denn das Maximilian-Waisenstift in München kann als ihre Schöpfung betrachtet werden; wer ihre eben erschienene literarische Gabe zur Hand nimmt, weiß es bis zur vollsten Ueberzeugung, auch ohne von jenen Handlungen christlicher Liebe gehört zu haben, welche in der Stille geübt werden, daß die Spenderin ein Juwel unter den Frauen, die h. Elisabeth des Hauses Wittelsbach sein müsse, wie sie der Volksmund jetzt schon vielfach nennt. Als „Feldblumen" bietet die königliche Dame einen Kranz von Skizzen und Erzählungen, deren Ertrag sie ihrem Waisenstift widmet: „Vergißmeinnicht, Veilchen, Augentrost, Enzianen und Alpenrosen, die auf schroffen Felsen erblühen und nicht durch Kunst, sondern einzig durch Gottes Pflege gedeihen." Treffender hätten diese Erzählungen nicht bezeichnet werden können, als wie es hier mit der hohen Verfasserin eigenen Worten geschehen. Anspruchslos treten sie auf, den Stoff nicht aus dem Reich der Dichtung oder Sage nehmend, sondern aus dem alltäglichen Leben erzählen sie, aber mit dichterischer Weihe, und zugleich mit einer Wahrheit, welche tief ergreift, selbst wider Willen manchmal bis zu Thränen rührt. Es sei fern von uns, dem tadellosen, ja musterhaften Styl des Büchleins, der edlen Haltung in der Sprache und Bildern ein Wort des Lobs zu spenden; beides anders erwarten, hieße den Standpunkt der Verfasserin verkennen. Wir wollten einfach Zeugniß ablegen von dem Eindruck, den die Lectüre dieser Erzählungen, die wir ohne Unterbrechung bis zum Ende fortsetzen mußten, auf uns hervorbrachte. So weit die deutsche Zunge klingt, wird der Eindruck derselbe sein, und mit Rühren wird es Jeder verkünden, daß es eine deutsche Königstochter ist, welche so zu uns redet und ihr Wort — durch ihre That bekräftigt. (Allg. Z.)

Verschiedenes.

Seit einiger Zeit findet man zu Berlin in klarem, weißem Zucker eine auffallende Menge von Reiskörnern, bei denen sich der betreffende Fabrikant und Verkäufer nicht einmal die Mühe gegeben hat, sie klein mahlen zu lassen und so doch wenigstens den Schein zu retten. Leicht möglich, daß Mikroskop und Chemie noch ganz andere Substanzen in diesem „Zucker" entdecken.

(Grob genug.) Gast. Sie, Frau Wirthin, bringen's a Seidel Wein.

Wirthin. Da müssen's schon a Bissel warten, wegen Ihren Seidel kann i halt eben nit in Keller geh'n.

Gast. Na erlauben's, wenn das z'wenig ist, da bringen's a Fasserl.

Wirthin. Mit a solch Gespaß, Sie, da können's halt nur draußen bleiben auf der Straßen.

Gast. Na wissen's was, ich will Ihna was sagen, wenn's nit so hübsch Weible wären, da hätten's besser gethan, s'wären a Hausknecht g'worden, — grob g'nug seind's dazu!

(Der sichere Fortschritt.) Lockman, der äthiopische Weise, wurde gefragt: durch wen er seine Kenntnisse erhalten habe? „Durch die Blinden", antwortete er, „die nicht eher den Fuß vorwärts setzen, bis ihr Stab sie überzeugte, daß sie festen Grund und Boden haben."

(Gespräch aus der Partei-Zeit.) „Von welcher Partei sind Sie?" — „Von der meinigen!" — „Ja, was ist das für eine?" — „Das ist die, wo Jeder für sich selber steht und vermöge seiner Vernunftkraft durch sich selber weiß, was er zu thun und zu lassen hat!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 134:

Tell. Till. Tüll.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 135. Samstag, den 8. November 1856.

An einen wilden Wasservogel.

Nach dem Englischen des Amerikaners Cullen Bryant.

Wohin durch den fallenden Thau,
Da am Himmel verglüht der Sonne letzter Schein,
Verfolgst du durch seine ros'ge Au'
Den Weg allein?

Umsonst, dir sinnend Tod,
Des Voglers Aug' nach deinem Fluge späht,
Da kaum erkennbar fern im Abendroth
Deine Gestalt vergeht.

Suchst du das schilf'ge Rohr
Des wildumwachs'nen See's, des Flusses Rand,
Oder die Wellen stürmend hoch empor
Des Oceans zornentbrannt?

's ist eine Macht, durch die
Ein Weg durch's Unwegsame muß dir sein —
Durch's Reich der Lüfte, öd', ermessen nie,
Du wanderst einsam, nicht allein.

Tag um Tag hast du
Gefächelt hoch die kalte dünne Luft
Mit deinen Flügeln, sie sinken nicht zur Ruh',
Ob naht auch Nachtesduft.

Doch bald ist deine Müh' zu End',
Bald find'st du eine traute Heimathstätte,
Der Brüder Stimmen, schattig Schilfgeländ'
Um dein beschütztes Bette.

Du bist dahin — der Schlund
Des Himmels hat verschlungen dich, doch mir
Oft durch dich Trost in's Herz gegeben, und
Soll bleiben für und für.

Der von einer Zon' zur andern
Dich führt die weite Luftregion entlang,
Wird auf dem Weg, den ich muß einsam wandern,
Auch richtig leiten meinen Gang.

H. 3.

Staatspolitik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Als Katharina so sinnend und in tiefe Gedanken versunken da saß, öffnete sich behutsam und kaum vernehmbar eine Seitenthür, welche nach den inneren Gemächern des Palastes führte, und eine wunderbare, auf den ersten Blick bezaubernde Erscheinung ward auf der Schwelle sichtbar. Es war ein weibliches Wesen, halb Kind, halb Jungfrau, eine rasch der Reife entgegenschwellende Knospe, die sich zur kostbarsten Blüthe zu entfalten versprach.

Wenn ein Künstler alle Schönheit, allen Liebreiz der Charitinnen zu einem vollendeten Ganzen hätte vereinigen wollen, es wäre ihm unmöglich gewesen, ein Kunstwerk zu schaffen, das diesem Meisterwerk der Natur geglichen hätte. Ein leichtes, blüthenweißes Gewand umfloß die schlanke, zierliche Gestalt, deren Fülle und Rundung sich in diesem Augenblick erst zu entwickeln begann. Auf dem edel und regelmäßig geformten Antlitz ruhte ein in solchem Alter seltener Ausdruck von Hoheit, zugleich aber auch so viel Unschuld, Sanftmuth und Güte, daß man fast ein Wesen höherer Art vor sich zu haben wähnte. Ueber den elfenbeinweißen Nacken fiel eine üppige Fülle lichtbrauner Locken, die oben an den zart geäderten Schläfen von einem einfachen Goldreif umschlossen wurden. Ein zarter poetischer Hauch,

in unaussprechlicher Liebreiz war über das ganze Wesen des Mädchens ausgegossen, und wer ihr in das tiefblaue sinnige Auge blickte, der fühlte einen geheimen Zauber und konnte sich hinein versenken wie in das unergründliche Blau des Himmels.

Als die Kleine die unbeweglich im Sessel ruhende Kaiserin erblickte, flog ein schelmisches Lächeln über ihre feinen Züge; sie legte den linken Zeigefinger an den Mund und schlich mit angehaltenem Athem auf den Fußspitzen näher. Dicht hinter dem Stuhle blieb sie stehen und besann sich, in welcher Weise sie ihre Anwesenheit kund geben solle. Da ließ Katharina plötzlich ihre Hand herniedergleiten und bemerkte den Schatten der zierlichen Gestalt, welche sich seitlich auf dem Fußteppich abzeichnete.

„Du bist es, Kind?“ sagte Katharine, indem sie die Kleine bei der Hand faßte und zu sich heranzog. „Hab' ich es doch gar nicht einmal bemerkt, daß Du herein in's Zimmer tratst.“

„Verzeihung, Großmama“, versetzte das schöne Mädchen mit einer süßen, glockenhellen Stimme, „ich weiß, daß ich eigentlich nicht kommen durfte; Frau von Schulenhoff sagte mir, Sie hätten sich mit den Ministern eingeschlossen und würden sehr böse sein, wenn ich ungerufen vor Ihnen erschiene, — aber ich konnte ja nicht anders! Um sechs Uhr ist der Wagen bestellt, der mich hinaus nach Gatschina bringen soll, — die Minister-Conferenz konnte wer weiß wie lange dauern und ich hätte am Ende Großmama vor nächster Woche nicht wiedergesehen, weil ich dann wieder herein zur Stadt kommen darf. So nahm ich mir denn ein Herz und ging auch ohne Erlaubniß der Frau v. Schulenhoff herüber. Die Minister waren zum guten Glück fort, Großmama schlief — — ich wollte Sie gar nicht wecken, gewiß nicht, nur noch ein Mal sehen — ich schlich mich ganz leise herbei und hielt den Athem an, das häßliche Kind machte dabei so viel Lärm — sind Sie böse, liebe gute Großmama?“

Katharine, deren sorgenvolle Züge gleich beim Anblick des Mädchens einen freundlicheren Ausdruck angenommen hatten, konnte sich über des Kindes Geplauder eines Lächelns nicht erwehren. Sie faßte die Kleine um den Hals, strich ihr liebkosend die Locken aus der Stirn und drückte einen innigen Kuß auf die frischen corallenrothen Lippen. — „Böse — ich — weil Du mich lieb hast? Wo denkst Du hin, mein Kind! Ist doch wahre, aufrichtige Liebe in dieser Welt nichts so Alltägliches, daß man bei ihrem Anblick gleichgültig oder gar böse sein könnte. — „Glaubst Du, daß ich Dich weggelassen hätte, ohne erst Abschied von Dir zu nehmen? Gewiß nicht, die dringendsten Geschäfte würden mich nicht daran verhindert haben. Warst Du doch gerade heute fast mein ausschließlicher Gedanke; ja sogar in diesem Augenblicke, wo Du mich schlafen wähntest, hab' ich nur an Dich, an Dein Wohl, an Deine Zukunft gedacht.“

Das Mädchen heftete seine tiefblauen, sinnigen Augen mit dem Ausdruck des Staunens und fragender Verwunderung auf die Kaiserin.

„An mich, Großmama? Wird es in der Zukunft anders mit mir sein, als jetzt?“

„Du trittst bald in Dein fünfzehntes Jahr, Alexandra!“

„Wie freu' ich mich auf meinen Geburtstag!“ rief das Mädchen, vergnügt in die Hände klatschend. „Werden wir wohl wieder, wie im vorigen Jahre, hinaus nach Kronstadt gehen und eine Lustfahrt auf dem Finnischen Meerbusen machen? Ach, wie das köstlich und schön war! Die spiegelglatte See, die vielen Schiffe, die lustig flatternden Segel, der tiefblaue Himmel — bitte, bitte, beste Großmama, lassen Sie uns an meinem Geburtstage wieder nach Kronstadt gehen! Dort ist mir der Tag noch einmal so lieb, noch einmal so festlich.“

„Es soll geschehen, mein Kind. Ich möchte Dich so gern recht froh und glücklich sehen — werden wir doch den Tag nicht mehr häufig zusammen verleben!“

„Wie so, Großmama? Glauben Sie, daß es Papa nicht gern sieht, wenn ich zu häufig zu Ihnen herüber komme? Er ist gewöhnlich so kalt und finster, — vielleicht wünscht er, daß ich immer in Gatschina bleibe.“

„Nicht doch, mein Kind“, versetzte die Kaiserin, der die Erwähnung ihres Sohnes Paul, dem sie nicht besonders zugethan war, niemals erwünscht kam. „Dein Vater wird Nichts dagegen haben, wenn Du allwöchentlich zu mir herüber kommst, so lange Du noch in Gatschina wohnst — doch das wird freilich nicht mehr allzu lange sein.“

„Wir verlassen Gatschina?“ fragte das Mäd-

chen sichtlich erschrocken. Doch nicht etwa, um nach Moskau zu ziehen, wie es Papa immer möchte? Ich möchte nicht so weit von Ihnen weg, Großmama.« (Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus Berlin.

(Schluß.)

Leider zeigt sich jetzt an den gardefreien Abenden noch ein anderes Individuum in abgetragenem Civil mit einem zweifelhaften Schnurrbart. Nun gibt es einen großartigen Auftritt mit dem Doctor; aber was will der Mann machen, wenn der Schnurrbart ein wirklicher, als Schreiber angestellter Vetter vom Dorfe ist? Der Gardist wird indessen von der Erscheinung dieses Verwandten in Kenntniß gesetzt und zeigt sich höchst entrüstet darüber, daß Elsi ihm die Existenz eines solchen Vetters verschweigen konnte. Er nimmt Reißaus, der Schnurrbart tritt an seine Stelle und Elsi wird der Dienst von ihrer Herrschaft aufgesagt.

Für einen Schreiber in Angelegenheiten der preußischen Justiz hat der Vetter »sehr viel Zeit«. Er stellt sich zu jeder Tageszeit in der Küche, auf dem Boden, im Hofe, im Keller ein; wie in verrufenen Spuckhäusern begegnet die arme Frau Doctorin dem blassen Diebsgesichte überall, wo sie es nicht erwartet. Der Ehemann, der keine ruhige Stunde mehr außer dem Hause hat, wendet sich endlich an den amtlichen Geisterbeschwörer des Reviers, den Polizeihäuptling, und dieser bannt sofort den Geist von Vetter, zwar nicht in einen hohlen Baum oder in eine Wüste, aber dafür in die Stadtvogtei, wohin der Vetter wegen anderweitig entfremdeter silberner Löffel schön längst gehört. Unser Ehepaar ist so gutmüthig oder schwach, daß es Elsi in ihr Zeugniß weder die eigenen Untugenden, noch die Intriguen mit dem Vetter schreibt, sondern sie mit einem allgemein und lobend gehaltenen Urtheil entläßt. Die Folge ist, daß die Einfalt vom Lande, die sich den volltönigen Titel einer perfecten Köchin beilegt, einen vortrefflichen Dienst in einem Hause erhält, wo die Undankbare der Dame vom Hause eingeredet hat, daß sie nur des geringen Lohns wegen die »kleine Wirthschaft« verlasse.

Da die jetzige Hausfrau mit ihr den Einkauf nicht berechnet, so währt es nicht lange, bis Elsi ein französisches Umschlagtuch für 40 Thaler kauft und nach Pariser Muster einen Hut bestellt. Sie geht zuweilen wohl noch vor das Thor nach Moabit, allein der modisch bärtige Lakai, ihr Hausgenosse und Galant, sieht es nicht gern, daß sie sich dort »wegwirft«. Ein Sparkassenbuch ist bald angeschafft, verschiedene Geräthschaften für die künftige Wirthschaft der großstädtischen Dörflerin stehen schon in der Stube; da kommt eine großartige Veruntreuung in Beleuchtungsangelegenheiten zu Tage und Elsi wird Knall und Fall entlassen. Die Häuser des Adels sind ihr nun zwar sämmtlich verschlossen, allein desto willkommener ist sie in den Küchen der jüdischen Noblesse. Ihre Fertigkeiten in der Kochkunst werden von den reichen Rittern und Edelfrauen dieses Stammes bereitwillig anerkannt und Elsi findet, daß die culinarischen Ersparnisse hier noch bedeutender ausfallen als bei der Aristokratie, wo in der Woche sehr oft Schmalhans an ihrer Stelle Küchenmeister war. Allein die Herrlichkeit dauert selbst unter so günstigen Bedingungen nicht lange. Unsere Heldin hat sich das obligate Berliner »Mundwerk« angeeignet und will sich von ihren Herrinnen Nichts sagen lassen. Aus einer reichen Familie wandert sie in die andere, bis endlich der Kreislauf geschlossen ist und die Uebelberüchtigte allmählig wieder zu bescheideneren, spärlicher besoldeten Diensten greifen muß. Gealtert und mürrisch, will sie sich nicht länger in fremde Befehle fügen und — heirathet deßhalb einen Gesellen, der sich von ihrem Raube als Meister etablirt. Dort geht sie, ein sieches Kind auf dem Arm haltend, einen wilden, ungezogenen Jungen an der Hand führend, die einst so elegante Person starrt vor Schmutz und grüßt demüthig eine vorübergehende Dame, bei der sie gedient. Der Mann, ein Faullenzer, hat sich dem Trunk ergeben und prügelt das böse zänkische Weib täglich durch — das ist das Schicksal von Tausenden dieser Dirnen, wenn sie nicht schon früher mit dem Gesetz in Conflict gerathen sind und nach überstandener Strafe ausgewiesen werden.

Landwirthschaftliches.

(Einfacher Schutz für die Rosen im Winter.) Die Thee- und Bourbonrosen, die

Macrophylla und ein großer Theil der Hybriden sind sehr empfindlich gegen den Frost. Bei 10—12 Grad Kälte leiden sie beträchtlich und viele gehen ganz zu Grunde. Um dies zu verhüten, muß man vor Eintritt der Kälte im November die Rosen von der Veredlungsstelle aus auf 7—8 Augen zurückschneiden, die Triebe mit Moos umgeben und auf dasselbe etwas Stroh oder Heu, oder noch besser starkes Packpapier binden. So geschützt, vermögen sie die strengste Kälte auszuhalten. Auf dieselbe Weise werden auch die jungen und noch unreifen Herbsttriebe von Veredlungen geschützt; ebenso die noch nicht ausgetriebenen Augen der Oculanten. Bei diesem in allen Fällen vollkommen ausreichenden Schutze ist es am Gerathensten, die Pflanzen auf eine rein nördliche Lage zu setzen, weil dadurch der Wechsel von Sonnenschein und Frost, welcher den Gewächsen am Verderblichsten ist, vermieden wird. (Nach neueren Erfahrungen lassen sich überhaupt zartere Pflanzen am Besten auf der Nordlage überwintern, eben weil sie hier mehr als anderwärts gegen den plötzlichen Witterungswechsel gesichert sind.)

Lebensphilosophie.

Ein Gott ist, der die Welt regiert;
Oft denkt der Mensch — im Wahn:
Ich hab' dies Werk zum Ziel geführt,
Und Gott hat es gethan.

Dümmer ist Nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme sagen den Weisen:
Daß sie sich in großen Tagen
Sollten bescheidentlich erweisen.

Verschiedenes.

Die Sitte unserer modernen Gesellschaft, ihre Todten zu begraben, ist anerkannt mit manchen Uebelständen begleitet, und Viele sehen die Kirchhöfe nur noch als ein nothwendiges Uebel an. An ihrer Stelle sind oft alle die verschiedenen Gebräuche der alten Völker vorgeschlagen, von denen indessen nur einer, das Verbrennen, anwendbar erscheint. Da ein Verbrennen auf dem Scheiterhaufen viel zu kostspielig sein und manche Uebelstände mit sich führen würde, so schlägt die „Presse“ vor, auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt ein Gebäude zu errichten, welches unter dem Namen „Sarkophhäe“ zum Verbrennen der Leichname bestimmt wäre. Letztere würden in feierlichem Zuge dorthin transportirt, im Gebäude auf eine eiserne Platte gelegt und in eine Brennkammer geschoben werden, wo eine starke Hitze sie rasch in Asche verwandeln würde. Die „Presse“ hebt die großen Vortheile hervor, welche ein solches Verfahren, in dessen Folge zudem das erschreckliche Lebendigbegraben zur Unmöglichkeit würde, überhaupt für den Gesundheitszustand einer ganzen Stadt, dann aber auch für die Familie des Verstorbenen haben würde. Letztere könne die Asche eines geliebten Todten in einer künstlich geschmückten Urne aufbewahren, sie bei jeder Ortsveränderung mit sich nehmen, und die immer gegenwärtige Erinnerung an den Verstorbenen würde in mancher traurigen Lage die Hoffnung und Energie aufrecht erhalten; die Urne würde ein wahres Heiligthum sein, vor dem alle schlechten Gedanken und häuslichen Streitigkeiten sofort verschwinden müßten. Sittlichkeit und Gesundheit würden gleichermaßen von dieser neuen Beisetzung der Todten profitiren, und die Kunst würde in der Anfertigung der Aschenurnen einen neuen Gegenstand für ihre Thätigkeit finden.

(Auf der Eisenbahn.) Reisender: Lieber Freund, der Abschied von Ihnen macht mir das Herz Centner-schwer. Schaffner: Erlauben 'S, da müssen 'S achtzig Pfund Uebergewicht bezahlen, denn 20 Pfund haben 'S nur frei.

Räthsel.

Das Erste frißt,
Das Zweite ißt,
Das Dritte wird gefressen,
Das Ganze wird gegessen

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 136. Dienstag, den 11. November 1856.

Staatspolitik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Die Kaiserin drückte ihre Enkelin fester an sich. »Aber Du kannst nicht immer bei mir bleiben. Du bist bald fünfzehn Jahr alt, Alexandra.«

»Was thut das? Muß ich deßhalb fort?«

»Du trittst in ein reiferes Alter«, versetzte Katharina, »in welchem Du nach den Gesetzen der Natur andere Pflichten zu erfüllen hast.«

Alexandra hatte gemerkt, worauf die Kaiserin hinzielte; sie that aber, als ob sie ihre wahre Absicht immer noch nicht errathen könne.

»Ist es nicht vor allen Dingen meine Pflicht, bei Ihnen und bei den Eltern zu bleiben?« fragte sie scheinbar ganz unbefangen.

»Wenn Du Dich erst verheirathet hast, wirst Du uns über Deinen Gatten und die Sorgen des eigenen Haushalts schon bald genug vergessen.«

»Verheirathet?« rief das Mädchen lachend und doch dabei erröthend, indem sie zugleich die Fingerspitzen der linken Hand auf den Mund der Kaiserin legte. »Böse Großmama, ich werde gleich hinunterspringen, den Wagen bestellen und ohne Abschied auf und davon fahren.«

»Du bleibst gewiß, kleiner Schelm, wenn ich Dir Deinen zukünftigen Gemahl zeige«, versetzte die Kaiserin.

Alexandra drehte rasch das Köpfchen auf die Seite und sah sich neugierig im Zimmer um.

»Sie haben doch keinen Besuch hier, Großmama?«

»Aber einige wohlgetroffene Portraits von schönen jungen Prinzen, die Dich gewiß interessiren würden«, sagte die Kaiserin neckisch und griff nach einem auf dem Tische liegenden Buche.

»O, ich sehe Bilder für mein Leben gern!« rief die Kleine. »Bitte, geben Sie mir das Buch!«

»Geduld, Kind, ich werde sie Dir der Reihe nach zeigen. Sag' mir nur, welches Dir am Besten gefällt.«

Katharina schlug das Album auf. Es enthielt wirklich eine Anzahl Portraits junger Männer im Alter von 17 bis 25 Jahren. Sie schienen alle mit Sorgfalt von der Hand tüchtiger Künstler gemalt. Die junge Großfürstin, die den Arm um den Nacken der Kaiserin geschlungen hatte, verwendete keinen Blick von dem für sie jedenfalls sehr anziehenden Buche.

»Aber ich weiß ja nicht, wen diese Bilder eigentlich vorstellen, Großmama. Es sind mir Alles fremde Gesichter.«

»Einerlei, Du wirst ein um so unbefangeneres Urtheil abgeben. Wie gefällt Dir gleich hier dieser junge Officier?«

»Jung? Sie scherzen, Großmama! Sehen Sie nur diese alten Züge, diese Furchen um den Mund, diese matten Augen — mein Gott, wenn man erst so aussieht, muß man keine Ansprüche mehr auf Jugend machen.«

Katharina lachte. »Wie Du gleich derb heraus Deine Meinung sagst! Es würde dem Erzherzog von Oesterreich sehr schmeichelhaft sein, wenn er wüßte, wie Du sein Conterfei kritisirst. Doch dieser hier, gewiß ein hübscher Jüngling, wie gefällt er Dir?«

»Auch nicht, Großmama. Er sieht so weich und so weibisch aus; es liegt nichts Festes, nichts Männliches in seinen Zügen. Solche Männer sind nicht nach meinem Geschmack.«

»Wenn es aber der Kronprinz von Spanien

wäre? Wenn er Dir seine Krone zu Füßen legte und Dich zur Königin machen wollte?«

»Schönen Dank, es gibt der Kronen noch mehr, und manche haben hübschere Träger.«

»Das weißt Du?«

»Ich denke mir's.«

»So gefällt Dir hoffentlich dieses Bild. Ich wüßte nicht, was an dem jungen Manne auszusetzen wäre«, versetzte die Kaiserin forschend, indem sie ein neues Blatt aufschlug und ihre Enkelin dabei scharf beobachtete.

»Ich könnte nicht sagen, daß mir das Bild mißfiele«, antwortete die Kleine.

»Das heißt mit andern Worten: das Original dürfte sich Hoffnung machen?«

»Ich versichere Sie, Großmama, daß mir das Original gewaltig gleichgültig wäre.«

»Ei — und am Ende auch dieses?« fragte Katharina, abermals ein Blatt umwendend und auf ein neues Bild deutend.

Alexandra verstummte. Eine tiefe Röthe färbte ihre Wangen und Schläfen, sie lehnte das dunkle Lockenköpfchen an die Brust der Kaiserin, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

»Was ist das, mein Kind? Du schweigst? Sollte dies etwa der Rechte sein?« fragte Katharina überrascht.

Die junge Großfürstin antwortete nicht.

»Fürwahr, hier vereinigt sich der Wunsch des Herzens mit den Interessen der Politik auf so wunderbare Weise, daß wir schon um der seltenen Vereinigung willen Alles aufbieten müssen, das Bündniß zu Stande zu bringen. Weißt Du, Kind, wen das Bild vorstellt?«

»Einerlei, Großmama!« versetzte die Prinzessin, welche ihre Schamröthe zu verbergen suchte, »es ist und bleibt das schönste Ihrer Sammlung. So müßte ein junger Mann aussehen, wenn ich ihm recht von Herzen gut sein sollte. Bitte, liebstes, bestes Großmamachen, wollen Sie mir nicht das Bild zum Geschenke machen? Ich möchte es so gerne noch für mich allein betrachten.«

Die Kaiserin schnitt das Portrait aus dem Album und überreichte es dem jungen Mädchen. »Es soll Dein sein, mein Kind; heb' es Dir sorgfältig auf, bis Du dereinst auch das Original Dein Eigen nennen darfst. Es ist Dein Dir von uns bestimmter Gatte, der König Gustav Adolph von Schweden.«

Das Mädchen nahm das Bild und verbarg es hastig in seinem Busen. »Dank, tausend Dank, beste Großmama! Wen das Bild vorstellt, wüßt' ich auf den ersten Blick. Ich hab' es schon bei Mama gesehen und« — fügte sie verschämt und abermals erröthend hinzu — »damals stand der Name darunter. Adieu Großmamachen! Bitte, verrathen Sie Nichts, Papa darf es wohl nicht wissen!«

Das muntere Kind umarmte und küßte die Kaiserin und huschte dann mit derselben Behendigkeit und Zierlichkeit durch das Zimmer nach der Thür, die wir schon bei ihrem Erscheinen zu bewundern Gelegenheit hatten.

Katharina blickte ihrer Enkelin mit innigem Wohlgefallen nach. »Sie soll glücklich werden!« flüsterte sie in weichem, gefühlvollem Ton, setzte aber gleich mit mehr Entschiedenheit und Ueberlegung hinzu: »Und Rußlands Macht soll eine neue kräftige Stütze erhalten!«

(Fortsetzung folgt.)

*** Moriz Carriere.

Von **Moriz Carriere**, einem der ausgezeichneten nach München berufenen Gelehrten, ist die zweite Auflage seines Buches, »**Religiöse Reden und Betrachtungen**«, in Leipzig erschienen. Es ist ein Buch, das Manchem in dem Zeitalter der großen Gegensätze, in welchem wir leben, den festen Halt zu geben vermag, welchen dessen Inhalt in sturmbewegter Zeit dem Verfasser selbst gab. Während Viele, durch erschütternde Erfahrungen angetrieben, nur bei den Satzungen früherer Jahrhunderte Rettung und Heil zu finden glauben und suchen, will Carriere »die Rechte der Wissenschaft und des freien Geistes wahren«; während so viele Andere in Gleichgültigkeit gegen das Christenthum verharren, oder um kirchlich reactionärer Bestrebungen willen selbstgenugsam sich von ihm abkehren, will er diesen erweisen, daß das Christenthum der Mittelpunct alles Lebens sein müsse; er will darthun, daß aus den Beobachtungen der Natur nicht eine gottläugnende, sondern eine gottfreudige Weltanschauung hervorgehe, welche einen selbstbewußten Geist der Liebe und Freiheit als Grund und Ziel aller Dinge erkennt, Natur und Geschichte in Gott, Gott in Natur und Geschichte begreift.

So tritt Carriere mit dem Schwerte der Wissenschaft der Reaction einerseits und dem Materialismus, falscher Philosophie und falscher Naturforschung andrerseits kräftig entgegen. Er bekämpft siegreich die verderblichen Extreme. Er will keinen Buchstabendienst auf dem Gebiete der Religion, aber auch keinen Materialismus, der alles Geistesleben läugnet, als ob Selbstbewußtsein, Willensfreiheit, Gewissen und die hierauf gegründete bürgerliche Ordnung weniger Thatsache wäre, als die Materie selbst. Die materialistische Ansicht, welche das Bewußtsein und die Selbstbestimmung des Willens läugnet, muß falsch sein; denn diese sind Thatsachen. Sie geht aber so weit, die freie Willensbestimmung zu läugnen, weil man sie nicht aus dem Stoffwechsel erklären kann, statt aus dieser Unfähigkeit zu erkennen, daß sie selbst eine irrige Annahme ist.

»Der Materialismus«, sagt Carriere, »beruht weder auf Erfahrungen, denn er steht mit solchen im Widerspruch, noch auf Experimenten, denn er hat keine für seine Lehren angestellt; noch auf Vernunftgründen, denn diese sprechen bis jetzt gegen ihn; sondern er gehört in das Gebiet der leeren Hypothesen und dreisten Behauptungen, und sein Umsichgreifen ist ein Zeichen von Schlaffheit und Denkfaulheit, für den von höherer Warte die Zeit Betrachtenden die Kehrseite zu dem forcirten Sichanklammern an die Dogmen des 16ten Jahrhunderts und dem furchtgepeitschten Haß gegen das freie Denken.«

Carriere's reicher Geist und edles Gemüth hat den Beruf, an der Ausgleichung der sich bekämpfenden Ansichten zu arbeiten, und er thut es in überzeugender, selbst hinreißender, begeisterter Weise.

Möge er viele Leser finden, die ihm auf die Warte hinauffolgen können, um mit ungetrübtem Blicke die Welt in ihrem wahren Lichte zu schauen, Leser, welche parteilos, nur die Wahrheit suchen und die erkannte Wahrheit mit warmem Herzen erfassen und ihr folgen. —

Merkwürdige Befreiung.

Während eines Krieges, den England mit den Barbaresken führte, lag eines Nachts ein englisches Kriegsschiff so nahe an der Küste, daß die auf dem Verdeck spazierenden Officiere einen Gesang, der vom Lande herkam, hören konnten. Als sie genauer hinhorchten, überzeugten sie sich, daß es die bekannte Melodie Old hundred sei. (Wir Deutsche kennen sie unter dem Namen: Herr Jesus Christ, Dich zu uns wend!) Sie schlossen daraus, daß der Sänger ein christlicher Gefangener sein müsse, und wurden sogleich Eins, seine Befreiung zu versuchen. Einige Böte wurden mit zwanzig rüstigen Matrosen, die mit Seitengewehren bewaffnet waren, bemannt und ruderten nach dem Ufer zu. Geleitet von der Stimme des Sängers, erreichten sie bald die Stelle, wo er sich befand. Es war eine kleine Hütte am untern Ende des Gartens seines Herrn, nahe an der Mündung eines kleinen Flusses. Sie brachen die Thüre auf, fanden ihn auf den Knieen liegen, rissen ihn auf, und in wenigen Minuten war er auf dem Verdecke des Schiffes in Sicherheit. Nachdem er von seinem Erstaunen sich erholt hatte und seines Glücks froh geworden war, erzählte er, daß er Mdonald heiße, in Schottland geboren, aber schon seit achtzehn Jahren gefangen sei. Er hatte sich das Vertrauen seines Herrn erworben, war dessen Obergärtner geworden und hatte die Erlaubniß erhalten, in einem Häuschen für sich allein zu wohnen. Er fügte hinzu, er sei Anfangs gar nicht überrascht gewesen, als sie seine Thür erbrochen hätten; denn das wäre auch früher schon manchmal geschehen, und die Barbaren hätten ihn dann immer mißhandelt, wenn sie ihn im Gebet gefunden hätten.

Landwirthschaftliches.

(Wirkung heißen Wassers auf Blumen.) Die mehrsten Blumen fangen an zu welken, wenn man sie 24 Stunden lang im Wasser erhalten hat; einige wenige leben wieder auf, wenn man ihnen frisches Wasser gibt. Dieses läßt sich bei allen vollkommen bewirken (höchstens einige so hinfällige wie der Mohn ausgenommen), wenn man brühend heißes Wasser nimmt und die Blume so tief hineinsetzt, daß es ungefähr den dritten Theil des Stengels bedeckt. Während das Wasser erkaltet, richtet sich die Blume auf und wird wieder ganz frisch. Man schneide dann das ge-

brühte Ende des Stengels ab und setze sie in frisches kaltes Wasser. Probatum est.

Lebensphilosophie.

Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen;
Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen;
Der Augenblick ist mein, und nehm' ich den in Acht,
So ist der mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indeß dir sich die Locke wie mir.

Verschiedenes.

(Die bedenkliche Ernährung.) Ein Mädchenlehrer trug in seiner Classe, genau mit den Worten der Schrift, die Geschichte des Tobias vor. Als er nun, nach Erwähnung von dessen Erblindung, an die Worte kam: »Hanna aber, sein Weib, die arbeitete fleißig mit ihrer Hand und ernährte ihn mit Spinnen«, machte eine Schülerin mit heftiger Bewegung der Gesichtsmuskeln die Geberde der lebhaftesten Aversion.

»Sag' mir doch, was Dir ist?« frug der Lehrer erstaunt.

»Ach«, sagte das Kind, noch immer nicht sich erholen könnend, »ist's wirklich wahr? Mit Spinnen hat sie ihn ernährt?!«

»Nun, ja wohl!« lautete die Antwort. »Was ist denn dabei Besonderes? Damals war dies so gewöhnlich!«

»Aber, Herr Schullehrer«, sagte hierauf das Märchen, »die müssen doch wirklich ganz erschrecklich schmecken!«

Der Menschenfreund Howard stand eines Tags neben der Thür einer Druckerei, als er schreckliche Flüche und Schwüre von einem gegenüberliegenden Wirthshause erschallen hörte. Indem er Rock und Taschen zuknöpfte, ehe er weiter ging, sagte er zu einem neben ihm stehenden Arbeitsmann: »Das pflege ich immer zu thun, wenn ich Jemanden schwören höre, denn ich denke, daß Einer, der Gottes Namen so mißbraucht, auch stehlen oder irgend ein anderes Verbrechen begehen kann.«

Ein Knabe, der etwas lange Haare trug, präsentirte sich plötzlich seiner Mutter ganz glatt geschoren mit den Worten: »Da, jetzt is es aus mit dem Roppe!« (Rupfen.) Seine Haare sollten nämlich weder in der Schule noch im Hause ferner mehr Veranlassung zu handgreiflichen Erörterungen geben.

(Miethpreise in Paris.) Eines der brillantesten Pariser Café's: das Café de Paris auf dem Boulevard des Italiens, hat seine Räume geschlossen und versteigert sein Mobiliar, weil die Besitzerin des Hauses, in welchem dieses Etablissement sich befand, die Marquise v. Herford, Mutter Lord Henry Seymours, es für gut fand, die Jahresmiethe um 50,000 Fr., — sage fünfzigtausend Franken, — von 25,000 auf 75,000 Fr. erhöhen zu wollen. Dies schien dem Cafetier doch etwas zu stark und er verzichtete. — Wie aber erging es der habgierigen Besitzerin? Sie vermiethete das Haus an die Modewaarenhandlung Delisle — um 100,000 Fr. jährlich.

Ein ausgezeichneter Candidat der Theologie wurde dieser Tage im Examen gefragt: »Wovor hat sich ein Katechet am Meisten zu hüten?« Er antwortete sofort: Vor unbestimmten Fragen. — Dies erinnert an ein medicinisches Examen, in welchem der junge Arzt von einem strengen Examinator nach schweißtreibenden Mitteln gefragt wurde. Er nannte eine lange Liste. Wenn dies aber nicht hilft? — fragte der Examinator. Der schwer Geprüfte nannte noch mehr Mittel. Immer sagte der Examinator: Und wenn auch das nicht hilft? — Da endlich sagte der Examinand: Dann schicke ich den Kranken zu Ihnen in's Examen, da kommt er gewiß in Schweiß.

Auflösung des Räthsels in Nro. 135:

Sau-Er-Kraut.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 137. Donnerstag, den 13. November 1856.

Staatspolitik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Drei Monate nach den eben geschilderten Vorgängen, am 14. August 1796, traf Gustav Adolph, der siebenzehnjährige König von Schweden, unter dem Namen eines Grafen von Haga in der Hauptstadt des russischen Reiches ein. Man hatte in Stockholm Alles aufgeboten, ihn von der Reise nach St. Petersburg abzuhalten, er aber, eingedenk des Willens seines verstorbenen Vaters und entflammt von gewissen, ihm unter der Hand zugegangenen Nachrichten, erklärte den Ständen und seinen Ministern rund heraus, daß er bei der Wahl einer Lebensgefährtin nur der Stimme des eigenen Herzens folgen, übrigens aber seine Würde und die Ehre Schwedens unter allen Umständen im Auge behalten werde. Katharina's geheime Agenten hatten ihn von allen Vorgängen am russischen Hofe in Kenntniß gesetzt; er wußte, daß die Großfürstin Alexandra, deren liebreizendes Bild seine ganze Seele erfüllte, für ihn in Liebe entbrannt war; er wußte, daß sie mit Bestimmtheit erklärt hatte, nur ihm ihre Hand reichen zu wollen. Geliebt zu sein von einem Wesen, dem man sich selber in Liebe zuneigt, ist aber bekanntlich ein mächtiger, allgewaltiger Zauber, dem ein siebenzehnjähriger Jüngling wohl nur in den allerseltensten Fällen zu widerstehen vermag.

Katharina empfing ihren jugendlichen Gast mit allen seinem Stande und den Absichten, die ihn herbeiführten, angemessenen Ehren und Auszeichnungen. Noch am Tage seiner Ankunft ward er der Großfürstin Alexandra vorgestellt. Es war für beide Theile ein eigenthümlicher Moment, doch ihre jugendliche Unbefangenheit und die wechselseitige innige Liebe half ihnen bald über alle Schwierigkeiten hinaus. Was sie zu finden gehofft, fanden sie wirklich; Keins hatte sich in dem Andern getäuscht. Noch selten mag eine von Convenienz und Etikette bedingte, von den Eltern und Angehörigen veranstaltete Partie gleichzeitig so völlig im Einverständniß mit den innigsten Wünschen der betreffenden Theile gewesen sein, als diese; noch selten mögen zwei von früher Jugend an für einander bestimmte Wesen sich mit so warmer Liebe an einander geschlossen und die von Anderen eingegangenen Verpflichtungen so freudig erfüllt haben, als der junge König von Schweden und die Prinzessin Alexandra. Wo sie zusammentrafen, begegneten sich ihre Blicke, ihre Hände, der volle Austausch ihrer Seelen. Bald sprach der russische Hof und die ganze Hauptstadt von Nichts als von diesem Bündniß, das in Wahrheit im Himmel geschlossen zu sein schien.

Wie es hauptsächlich die Liebe ist, dieser vom Himmel stammende Feuerfunke, der im ganzen Wesen des Weibes eine mächtige Umgestaltung hervorruft und, dem belebenden Sonnenstrahl vergleichbar, die schwellende Knospe urplötzlich zur duftenden Blüthe verwandelt, das sah man mit seltener Klarheit in dem vorliegenden Falle. Alexandra, vor wenigen Monaten noch ein Kind zu nennen, war jetzt zur vollendeten Jungfrau geworden, sie hatte sich körperlich, mehr aber noch geistig entwickelt.

Ein neues Leben, eine neue Welt war ihr aufgegangen, und das süßeste aller Geheimnisse, das Geheimniß der Liebe, hatte über ihr ganzes Sein einen neuen unwiderstehlichen Zauber ausgegossen. Wer sie sah, mußte bereitwillig eingestehen, daß der junge König von Schweden um den Besitz eines solchen Wesens in Wahrheit zu beneiden sei.

Doch auch Gustav Adolph zeichnete sich vor

andern jungen Leuten seines Alters auf's Vortheilhafteste aus. Es wäre schwer gewesen, schreibt unser historischer Gewährsmann, nicht nur einen König, sondern nur einen Jüngling zu finden, der einnehmender gewesen, eine bessere Erziehung verrathen und zu so ausgezeichneten Hoffnungen berechtigt hätte, als der König von Schweden. Er war siebzehn Jahre alt, groß und schlank gewachsen, hatte einen edlen, verständigen und milden Ausdruck, allen Reiz der ersten Jugend, ohne die Mängel, die sie zu begleiten pflegen, und dabei eine Würde, die für sein Alter eben so selten als anziehend war.

Seine Artigkeit war verbindlich und ungekünstelt; Alles, was er äußerte, war verständig und überlegt; den meisten Dingen widmete er eine Aufmerksamkeit, die man von der Jugend in den wenigsten Fällen erwarten darf; er zeigte eine Tiefe, welche die sorgsamste Erziehung bekundete, und eine gewisse Würde, die ihn nie verließ, erinnerte auf ganz natürliche Weise jederzeit an die Höhe seines Ranges.

Es war vier Wochen nach der Ankunft des jungen Königs am russischen Hofe, als die Verbindung mit der Großfürstin Alexandra bereits für eine ausgemachte Sache galt, ja sogar schon der Tag festgesetzt war, an welchem die Verlobung unter großen Feierlichkeiten und pomphaften Ceremonien gefeiert werden sollte.

Katharina II. wollte bei dieser Gelegenheit ihre kaiserl. Macht im vollsten Glanze zeigen, besonders aber dem mit neidischen Augen auf die Verbindung blickenden Auslande zu verstehen geben, wie ihre Politik auch hier wieder einen vollständigen Triumph gefeiert hatte. Aus dem gesammten russischen Reiche waren die Großen nach der Hauptstadt entboten worden, um der Verlobungsfeier beizuwohnen; aus den angrenzenden deutschen Ländern hatten sich sogar einige Fürsten eingefunden, die bei dieser Gelegenheit der mächtigen Kaiserin ihre Huldigungen darzubringen gedachten.

Ganz Petersburg sah dem festlichen Tage erwartungsvoll entgegen, denn wenn die dem Glanz und Aufwand so sehr zugethane Katharina die Anordnung einer solchen Feier übernommen hatte, so durfte man wohl mit Recht etwas Außerordentliches erwarten. Während der Hof und Alles, was zu ihm gehörte, mit größtem Eifer seine Vorbereitungen traf, das Volk aber mit neugieriger Spannung der Dinge harrte, die da kommen sollten, bekümmerten sich die beiden Hauptpersonen des bevorstehenden Drama's, Gustav Adolph und Alexandra, am Wenigsten um das wichtige Ereigniß, welches aller Welt zu schaffen machte.

Sie waren so überglücklich in ihrer jungen Liebe, sie lebten so ganz nur für einander, daß die Dinge in ihrer nächsten Nähe unbeachtet an ihnen vorüberglitten und die gesammte Außenwelt für sie nur eine geringe Bedeutung hatte. Wohl freuten sie sich des feierlichen Actes, der ihre Geschicke für immer vereinigen sollte, im Ganzen aber fühlten sie sich jetzt schon so überglücklich, so namenlos selig, daß eine Steigerung dieses Glückes für sie selber fast eine Unmöglichkeit schien.

(Fortsetzung folgt.)

Sir Humphrey Davy und König Ludwig von Bayern.

Der Name Humphrey Davy hat in der großen Genossenschaft der europäischen Naturforscher einen ebenso guten Klang, als bei denen jenseits der Meere. Trotzdem und alledem war er ein Engländer und hatte mitunter echt altenglische Passionen und Gedanken, deren eine und einer ihm sogar einmal so übel bekommen wäre, daß sein Streben und Wirken ein rasches Ende gefunden hätte, wenn nicht König Ludwig von Bayern, damals noch Kronprinz, ihm einen rettenden Angelhaken an den Hals geworfen hätte. Das klingt seltsam, vielleicht lächerlich, und ist doch vollkommen wahr im allerwörtlichsten Sinne. Er selbst, Sir Humphrey, und darum gewiß die beste und sicherste Quelle, erzählt die Begebenheit in seinem Tagebuche, dem auch der Erzähler treu hier folgt.

Auf einer Reise durch Deutschland, welche Sir Humphrey Davy mit einem, von ihm sehr geliebten Neffen machte, kam er in die prächtigen bayerischen Hochalpen, in das Salzkammergut und nach Tyrol. Nichts zog ihn in dem Grade an, als die tiefen, blauen Seen dieser wundervollen Gebirgslandschaft, oft ihn mahnend an die schottischen Hochlande und

doch wieder unendlich von diesen in ihrem Charakter verschieden. Am Traunsee lange verweilend, wünschte Sir Humphrey die Ufer der Traun und ihren herrlichen, wenn das Wasser hoch ist, einen vollkommnen Vergleich mit dem Rheinfall bei Schaffhausen aushaltenden Fall kennen zu lernen. Der Plan war leicht ausführbar und wurde es in der rasch entschlossenen Weise Sir Humphrey's. Der Neffe war doppelt froh, weil es auch seinen Liebhabereien zusagte. Ob er gleich nicht lange hatte verweilen wollen, so kam doch ein Umstand hier in Betracht, an den Sir Humphrey nicht gedacht hatte, dem er aber in seiner Liebe zu seinem Neffen mit der größten Geduld und Gutmüthigkeit Rechnung trug. Wir kennen die unüberwindliche Hingebung englischer Angler an ihre noble Passion. Sir Humphrey's Neffe war ein leidenschaftlicher Angler. Oberhalb des Traunfalles gibt es eine Menge Fische und es sind die sogenannten »Arschen« die köstlichsten darunter, deren Fleisch Sir Humphrey über die Maßen lieb gewann. Der Neffe war gar nicht von einer Stelle wegzubringen, die seiner Liebhaberei ebenso günstig, als vortheilhaft für des Oheims und seinen eigenen Mittagstisch war. Diese Stelle war ein stilles, tiefes Wasser in einer kleinen von Felsen rings umstarrten Bucht, ein sogenannter »Woog«, ziemlich entfernt vom Falle der Traun. Unterhalb des Falles harrte des Anglers ein anderes Vergnügen, von dem weiter unten die Rede sein muß.

Eines schönen Morgens wanderten Oheim und Neffe nach dem Traunfalle hinaus, beide aber in ganz verschiedener Absicht. Der Neffe wollte auf den Mittagstisch ein leckeres Gericht selbstgeangelter Arschen liefern, und der Oheim war im Begriffe, ein sehr waghalsiges Unternehmen auszuführen. Die wunderherrliche, stets wechselnde Beleuchtung des Traunfalles, das Schauspiel des furchtbar wirbelnden, aufkochenden, brodelnden, zischenden und rauschenden Falles einmal ganz in der Nähe mit aller Ruhe und Sammlung zu genießen, hatte sich Sir Humphrey eine einfache, wie es ihm schien, völlig gefahrlose Weise ersonnen.

Zu seiner Verfügung stand nämlich eins jener flachen Boote oder Kähne, womit die Schiffer der Traun Salz und Holz nach Oberösterreich zu bringen pflegen. Dies Fahrzeug sollte nun durch ein langes, zu beiden Ufern der Traun reichendes Seil oder Tau also gestellt werden, daß Sir Humphrey möglichst nahe dem Falle in demselben ruhig sitzen und seine Beobachtungen machen könne. Zu dem Ende nahm er auf der einen Seite zwei Schiffer, welche das Seil, einfach an einen Baumstamm oder eingerammten Pfahl gelegt, halten sollten. Sein Bedienter, ein Mensch von riesenhafter Stärke, wollte am andern Ufer dasselbe Experiment allein fertig bringen. An ein Mißlingen, an eine Gefahr dachte Sir Humphrey gar nicht, da, wie bemerkt, sein Diener ein ebenso besonnener und umsichtiger, als kräftiger Mensch war, und die beiden Schiffer zu den kräftigsten gehörten, die man hatte auftreiben können. Alles war mit Vorsicht und Sachkenntniß vorbereitet, und während der Neffe an seiner stillen Bucht mit altenglischer Ruhe seine Angel mit dem Köder in die Fluth senkte und die Bewegungen der künstlichen Fliege auf dem Wasser beobachtete, stieg Sir Humphrey in seinen Kahn, der bald an seiner Stelle lag und von dem schäumenden Gewässer in einer schaukelnden Bewegung erhalten wurde, ohne daß er übrigens auch nur einen Zoll breit von seiner Stelle wich. Sir Humphrey gab sich, Alles um sich vergessend, dem vollen Genuß des Eindrucks hin, den die großartige Scenerie auf ihn machte.

Plötzlich weckte ihn ein gellender Schrei aus seinen stillen Beobachtungen und Betrachtungen, und ein Ruck des Kahnes, der das Hintertheil desselben herumwarf und ihn mit seinem Breitbord dem Strome entgegenstellte; er erschrickt, blickt nach der Seite, woher der Ruck und Schrei kommt, und sieht seinen Bedienten verzweifelnd die Hände ringen und — das Haltseil — ihm entschlüpft. Die beiden Schiffer am andern Ufer strengen sich furchtbar an, den Kahn rückwärts und an dasjenige Ufer zu ziehen, auf dem sie ihren Posten haben; allein die Macht des Stromzuges übersteigt ihre Kraft; soll sie nicht das Seil in die Fluth reißen, so müssen sie es los und den Kahn und Sir Humphrey seinem Schicksale, nämlich mit dem Kahne in den Fall hinuntergerissen zu werden, überlassen. Vergeblich strengen sich die Starken an, den Kahn zu halten. Ihre Kräfte erlahmen; das Seil entgeht ihnen — und — der Kahn schwebt auf den aufbrausen-

den Wogen des Kammes, über den sich der Fluß hinabstürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Firniß zum Stempeln der Wäsche.) Man nehme zum rothen Firniß: 1 Theil feinen rothen Zinnober und $1/2$ Theil fein abgeriebenen Eisenvitriol, reibe dieses recht gut miteinander mittelst Leinölfirniß ganz fein ab. Alsdann nehme man ein Brettchen, nagele darüber ein beliebiges Tuch und streiche etwas von dem Firniß darauf. Beim Gebrauch druckt man das Siegel auf das Tuch und sodann auf die Wäsche. Grün kann durch grünen Zinnober und blau durch Indigo oder Berlinerblau auf gleiche Weise erzielt werden. Diese Farben sind, sobald sie auf der Wäsche getrocknet werden, fast unauslöschlich.

Lebensphilosophie.

Huldige, durstet dein Herz nach Ruhm, den verführenden Musen;
Nur in der Chariten Schoos suche das friedsame Glück.

Trotze getrost dem empörten Gefühl; von dem Willen geächtet,
Beugt es sich unter das Joch, duldet und schwört die Vernunft.
Sie nur fürchte, die Tochter des Zeus; mit der siegenden Heldin
Wagen die Schwächlinge nur, meiden die Starken den Kampf.

Verschiedenes.

Was haben wir vom nächsten Winter zu erwarten? Ein alter Schiffer, welcher als Wetterprophet einigen Ruf sich erworben hat, will aus dem herbstlichen Verhalten der Birke auf die Witterung des nächsten Winters schließen können und stellt uns für 1856—57 einen nicht gelinden Winter in Aussicht. Nach seinen langjährigen Beobachtungen ist nämlich ein strenger und auch früher Winter dann zu erwarten, wenn das Laub der Birken, besonders das der Krone derselben, auf ein Mal und frühe gelb wird und abfällt. Letzteres ist allerdings dies Mal der Fall. Unser Gewährsmann ist seiner Sache so gewiß, daß er sich in Betreff des Zutreffens seiner Angabe zu einer namhaften Wette erbietet.

In X... saß ein Franzose in einem Hotel. Er verlangte guten alten Wein. Der Wirth brachte unter der prächtigsten Etiquette eine geringe Sorte. Ein gegenübersitzender Gast fragte den Franzosen: Nun, wie finden Sie diesen Wein? Nicht wahr, ein guter Tischwein? „O ja“, versetzte der Franzmann, „für Di-schwein ist er gut!“

Ein Brüsseler Blatt macht folgende seltsame Berechnung: 1794 war der Sturz von Robespierre; addirt man zu dieser Jahreszahl die einzelnen Ziffern, woraus sie besteht, so erhält man 1815, Sturz Napoleons; wieder auf diese Weise addirt gibt 1830, Sturz Karls X.; die Sache wiederholt gibt 1842, Todesjahr des Herzogs von Orleans; und noch ein Mal wiederholt bekommt man 1857, ein Jahr, dessen Geschicke noch in der Urne der Zukunft ruhen.

Ein in Paris lebender Deutscher hat berechnet, daß, wenn die Hälfte der Bewohnerinnen des Fürstenthums Reuß Crinolinen-Unterröcke trügen, die andere Hälfte über die Grenzen des Vaterlandes hinausgedrückt werden würde.

Räthsel.

Der Wanderer, der mich antrifft,
Bleibt stehen, schaut und ist verblüfft,
Wischt sich von seiner Stirn den Schweiß,
Weil er sich nicht zu rathen weiß.
Und schaut er auch recht lang' auf mich,
So laß' ihn doch im Zweifel ich.
Nun sage mir, was ich wohl bin,
Ich führe oft, wer weiß wohin.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 138. Samstag, den 15. November 1856.

Kreuzepistel.

Von Leid und Kummer, Angst und Qual
Lag schwer gedrückt das Erdenthal;
Die Menschen klagten, seufzten tief,
Und jeder laut um Hilfe rief.
Der geht mit schmerzgetrübtem Blicke,
Verstümmelt, an der schweren Krücke; —
Der seufzt mit tiefgesenktem Haupt —
Der Tod hat ihm sein Kind geraubt; —
Den hat die herbste Qual erreicht,
Da Hunger ihm die Wange bleicht; —
Der sieht nicht seiner Leiden Ziel,
Er hat der Arbeit fast zu viel; —
Der ist gesund und froh und bieder,
Doch drückt ihn Schuldenlast darnieder; —
Der hat viel Reichthum, Gut und Geld,
Doch Krankheit ihn gefesselt hält;
Den hat kein Kummer sonst getrübt,
Doch hat unglücklich er geliebt; —
Der lebt im höchsten Ueberfluß,
Mit Allen aber im Verdruß; —
Den Andern schmücket Glanz und Ehre —
Ach, wenn die böse Frau nicht wäre! —
Den Einen, im Genuß der Güter,
Beugt finst'rer Menschenhaß darnieder;
Dem Andern stört kein Leid den Schlummer,
Doch macht sein böser Sohn ihm Kummer, — —
Kurz! Jeden hält ein Leiden fest,
Das ihm die Worte nur erpreßt:
„Ich wär' der Glücklichste hienieden,
Wär' mir des Andern Loos beschieden;
So lang dies Kreuz gedrückt mich hält,
Bin ich der Aermste auf der Welt!"

Da sah der Herr herab vom Himmel
In Gnaden auf dies Schmerzgewimmel.
„Das Kreuz soll euch nicht lang mehr drücken",
So rief er, „nehmt es auf den Rücken
Und tragt sie all' zusammen dicht,
Vertrauend mir, vor's Angesicht!
Um euch nicht länger mehr zu quälen,
Soll Jeder sich ein and'res wählen!"

Da kamen eiligst Alle her
Und schleppten ihre Kreuze schwer,
Und warfen sie in Gottes Namen
Auf einen Haufen all' zusammen.

„Wohlan!" sprach Gott, „jetzt nach Bequemen
Soll Jeder hier ein Kreuz sich nehmen; —
Dies tragt zufrieden dann nach Haus
Und brecht nicht mehr in Klagen aus!"

Da ward gemessen und gehoben,
Geprüft von unten und von oben,
Und Jeder forscht die ganze Reih',
Was wohl für ihn am Besten sei.
Nach vielem Suchen, langem Zählen,
Da hörten sie dann auf zu wählen.

Da sah der Herr vom Himmel nieder —
Ein Jeder trug sein eig'nes wieder! —

Staatspolitik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des der Verlobungsfeier vorausgehenden Tages ließ sich Graf Woronzoff im Auftrage der Kaiserin bei dem jungen König von Schweden anmelden. Es versteht sich, daß er ungesäumt vorgelassen wurde.

Nachdem die üblichen Begrüßungen vorüber und einige einleitende Redensarten gewechselt waren, entfaltete der Graf ein großes mit dem russischen Staatssiegel versehenes Document.

„Was bringen Sie, Graf?" fragte der junge Fürst, der dem Besuch keine besondere Wichtig-

keit beigemessen hatte und im Geiste nur mit seiner geliebten Braut beschäftigt war.

„Ew. Majestät geruhen, diesem Instrument einen Augenblick Ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken“, nahm der Minist r das Wort.

„Um bei der bevorstehenden allerhöchsten Verbindung die Rechte und Interessen beider Theile in gesetzlicher Form zu wahren, hat mich die Kaiserin beauftragt, in herkömmlicher Form einen Ehevertrag aufzusetzen. Ohne Säumen bin ich dem Befehl nachgekommen. Es hat der Vertrag in vorliegender Fassung die Billigung der Czarin sowohl wie die der erlauchten Eltern von höchst Dero Braut erhalten, und um ihn in Wirksamkeit zu setzen, fehlt nur noch, daß Ew. Majestät zu den bereits vorhandenen Unterschriften die Ihrige hinzufügen.“

Gustav Adolph ergriff das Document und ließ seine Blicke flüchtig darüber schweifen. Den Liebenden pflegen alle derartige Förmlichkeiten verhaßt zu sein, und auch er würde es lieber gesehen haben, wenn man ihm das unangenehme Geschäft erspart hätte.

Die weitläufigen Erörterungen über den der zukünftigen Königin von Schweden zu gestattenden Hofstaat u. s. w. riefen bei ihm nur ein Lächeln hervor, das er selbst in Gegenwart des kaiserlichen Ministers nicht zu unterdrücken vermochte; die nachfolg nden Kapitel über die Ausstattung, baare Mitgift u. s. w. hielt er kaum des Lesens werth, und schon wollte er nach der auf dem Tische bereit liegenden Feder greifen, um des ganzen lästigen Geschäfts mit seiner Unterschrift überhoben zu sein, als seine Aufmerksamkeit plötzlich durch die letzten Paragraphen des Vertrages im hohen Grade gefesselt wurde und eine lebhaftere Röthe seine jugendlichen Wangen färbte.

Graf Woronzoff ließ den Lesenden keinen Augenblick außer Augen. Es schien eben dieser Schluß des Vertrages zu sein, auf welchen auch er besonders Gewicht legte.

„Was ist das?“ rief der König etwas aufgeregt. „Welche Bewandtniß hat es mit diesem Vorbehalt?“

„Nichts weiter, Majestät, als die nöthigen Anordnungen bezüglich der confessionellen Unterschiede beider Theile. Sie werden einsehen, daß Rußland —“

„Warum hat man diesen Punkt bisher mit Stillschweigen übergangen? Er ist von solcher Wichtigkeit, daß die Verhandlungen damit hätten beginnen sollen.“

„Ihre Majestät die Kaiserin zweifelt keinen Augenblick, daß der zukünftige Gemahl ihrer geliebten Enkelin nicht den geringsten Anstand nehmen würde, alle der griechischen Kirche schuldigen Rücksichten — —“

„Ich bin Protestant, mein Herr!“ unterbrach der König mit einiger Heftigkeit. „Ich kenne hier nur Rücksichten für mein eigenes Reich und meinen eigenen Glauben.“

„Aber Dero zukünftige Gemahlin —“

„Soll meinen Glauben und den meines Volkes theilen.

„Ich habe das vom ersten Augenblick an vorausgesetzt, denn so verlangen es die Gesetze meines Reiches, denen ich vor allen Dingen gehorchen muß.

„Sie erklären hier in diesem Instrument, daß die künftige Königin von Schweden der griechisch-katholischen Religion treu bleiben, daß für sie im Schlosse von Stockholm eine eigene Capelle mit russischen Popen eingerichtet werden soll. Hätten Sie den Gegenstand früher zur Sprache gebracht, ich würde Ihnen gesagt haben, daß die Gewährung dieser Forderung nicht in meiner Macht liegt. Ich bin überzeugt, daß die Großfürstin selbst weit entfernt ist, ein solches Ansinnen zu stellen, ja daß sogar die Kaiserin, sobald ich ihr die Gründe meiner Weigerung, die Unmöglichkeit des Nachgebens dargelegt habe, bereitwillig davon absteht.“

Graf Woronzoff zuckte bedenklich die Achseln. „Versuchen es Ew. Majestät; was mich anbelangt, ich zweifle sehr, daß es Ihnen gelingen wird, die Czarin in diesem Punkt zur Nachgiebigkeit zu bewegen, denn auch sie schenkte ihm nur in der gewissen Voraussetzung keine frühere Berücksichtigung, daß eine russische Großfürstin unter allen Umständen auch auf einem fremden Throne nur dem angeerbten Glauben ihrer Familie treu bleiben kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Sir Humphrey Davy und König Ludwig von Bayern.

(Fortsetzung.)

Denkt man sich in die Lage Sir Humphrey's, so schwindelt es Einem auf ebener, trockener Erde! An ein Anderes, als mit dem Falle in das tiefe Becken hinabgeschleudert zu werden, wo dennoch, wie auch seit Jahrtausenden die wilden Wogen schlagen, lecken und peitschen, spitzige Felsen anstehen, war nicht mehr zu denken, wenn nicht ein kühner Sprung, riesige Kraft und außerordentliche Schwimmkunst rettet. Für dies Alles aber war es zu spät, denn mit furchtbarer Eile zieht das Wasser den Kahn dem brausenden Abgrunde zu. — Einen Augenblick hatte er selbst an diesen Rettungsversuch gedacht, aber ein Blick auf die außerordentliche Schnelle, Macht und Gewalt, womit der Wasserstrom nach der Tiefe zieht, überzeugt ihn, wie wenig das helfen kann.

Hören wir, wie er selbst mit kurzen, aber ergreifenden Worten seine Lage und Stimmung zeichnet: »Also noch einen Blick nach dem heitern Himmel und der lachenden Erde unter dem Regenbogen; ein paar Worte des Gebetes an den Urquell des Lichtes und des Lebens — und einen Augenblick ungeheures Toben und Nacht, die mich umgeben!«

Begreiflicher Weise entschwand ihm schnell das Bewußtsein. —

Auf einer Sommerreise im untern Italien, gerade ein Jahr früher, als dies entsetzliche Abenteuer dem großen Naturforscher begegnete, saß er auf einem mächtigen Quadersteine, den eine stolze Pinie beschattete, und betrachtete in stummem Staunen die gewaltigen Ueberreste des Tempels von Pästum. Sir Humphrey war weniger Kenner als Freund der Alterthümer; weniger eingeweiht in die Regeln altgriechischer Architectur, als er ihre colossalen und herrlichen Werke bewunderte. Dennoch wünschte er über Manches eine aufklärende, tiefer eingehende Belehrung und vermißte sie in diesem Augenblicke recht sehr schmerzlich. Da hielt unfern von ihm ein Wagen, aus dem ein Mann ausstieg, dessen Kleidung zwar unscheinbar, dessen Haltung und Wesen aber etwas imponirend Hohes hatten. Der Fremde grüßte leicht, aber sehr zuvorkommend, besah mit Ruhe die edlen Reste einer untergegangenen Welt und trat dann, von der stechenden Sonne belästigt, zu Sir Humphrey, mit der Bitte, im Schatten der Pinie, auf dem Steine neben ihm Platz nehmen zu dürfen. So entspann sich auf die einfachste und natürlichste Weise ein Gespräch, und der artige Fremde entwickelte einen reichen Schatz kunstgeschichtlicher und architectonischer Kenntnisse, denen Sir Humphrey um so freudiger das Ohr lieh, als sie ganz seinem Bedürfnisse und seinen Wünschen entsprachen. Die Unterredung, welche bald auch in Gebiete übergriff, die Sir Humphrey Davy in seltenem Umfange beherrschte, war ganz geeignet, anderseitig Achtung zu erwecken. Sie dauerte lange, denn die Sonne neigte sich schon zum Niedergange, als der Fremde sich erhob, kurz, aber mit artigen und anerkennenden Worten sich empfahl, in seinen Wagen stieg und den Blicken Sir Humphrey's entschwand. Es ärgerte ihn baß, den Fremden nicht nach seinem Namen gefragt zu haben, indessen hoffte er ihn doch wiederzusehen, allein nirgend, wie lange er auch in Italien weilte, sah er ihn wieder. Lange blieb ihm die lehrreiche Unterhaltung im Gedächtnisse. Das Bild des Fremden prägte sich ihm tief ein. Als er ihn aber nicht wiedersah, drängten die wechselnden, den Geist so sehr in Anspruch nehmenden Ereignisse, Anschauungen und Eindrücke, welche ihn überall in Italien erfaßten und fesselten, auch diese Erinnerung in den Hintergrund.

Der Fremde, welcher Sir Humphrey Davy so sehr angezogen hatte, war Niemand anderes, als König Ludwig von Bayern, damals noch Kronprinz, welcher sich in jenem Sommer in Italien aufhielt und seine reichen Kunstschätze studirte und sammelte.

Im folgenden Sommer war der kunstliebende Prinz nicht in Italien, wohl aber machte er eine Reise in die Hochlande Bayerns und die angrenzenden Berggebiete Oesterreichs. Auf dieser Reise kam der Prinz gerade zu der Zeit, als Sir Humphrey und sein Neffe oberhalb des Traunfalles angelten und sich vergnügten an der reizenden Landschaft, unter dem Falle der Traun an, um Lachse zu fangen, die hier sehr häufig sind.

Es ist eine den Lesern bekannte Eigenthümlichkeit des Salms oder Lachses, daß er aus dem Meere in die Flüsse und Ströme steigt und von da selbst bis in die Quellgebiete der-

selben, in die kalten, seichten Bergbäche, um dort zu laichen. Kein Hinderniß ist schier im Stande, den Fisch in diesem instinctiven Wandern aufzuhalten. Er hat in seinem Schwanze eine so immense Muskelkraft, daß er sich über jede Stromschnelle, jedes Währ hinausschnellt und selbst die Fluthenmacht des Rhein- und des Traunfalles überwindet. Oft freilich macht er den Versuch, sich darüber hinwegzuschnellen, 20 bis 30 Mal, wird alle Mal wieder zurück in das wirbelnde Becken des Falles geschleudert und sammelt immer wieder neue Kraft, um den mächtigen Schwung noch ein Mal zu versuchen, bis er endlich gelingt oder der Fisch ein anderes Nebengewässer aufsucht, das seinem Triebe genügt. So findet es sich denn, daß die mächtigen Lachse, welche aus dem schwarzen Meere die Donau und die Traun heraufsteigen, oft in außerordentlicher Menge in dem Becken, das der Traunfall ausgehöhlt hat, sich sammeln, um sich hinüberzuschwingen und oberhalb des Falles ihre Reise fortzusetzen. Da werden denn eine große Menge geangelt. Dies geschieht, begreiflicher Weise, nicht mit jenen schwanken Angelruthen, die sich zum Wanderstabe in einander schieben lassen, sondern mit verhältnißmäßig derben Stangen, Schnüren und Angelhaken. Auch der Kronprinz fand großes Vergnügen an diesem Angeln und stand eben unter dem Traunfalle, als Sir Humphrey das Unglück begegnete, daß sein Bedienter, weil ihm vom Halten gegen den mächtigen Zug des Stromes zum Falle die Hände völlig taub, gefühllos und unmächtig geworden waren, das den Kahn haltende Seil fahren lassen mußte.

(Schluß folgt.)

Gallus und Petrus.

Herr Gall, der Trierer Wundermann,
Der Wein aus Wasser machen kann,
Ward krank und — mußte sterben. —
Und als er kam zum Himmelsthor,
St. Peter festen Schritts trat vor:
„Willst du den Himmel erben?
„Wohlan! so sage, wer du bist,
„Ob du gelebt als frommer Christ?“ —

„Ich bin der Doctor Gall aus Trier,
„Bereitete manch Elexir,
„Wohl zu der Menschheit Frommen.“

„Aha! bist du der saubere Gall?!
„Ich sage dir: Auf keinen Fall
„Kannst du in Himmel kommen. —
„Kein Schmierer geht zum Himmel ein,
„Der Hölle Fürst erwartet sein! —
„Was Gott so liebevoll bescheert,
„Was schon dem Noah lieb und werth,
„Hast schmählich du geschändet.
„Drum fort mit dir, zur Hölle fort!
„Mein Machtspruch ist geendet.“ —

Da sprachen ihm die Teufel Hohn
Und jagten schnell mit ihm davon. —

Euch Allen, die ihr fälscht den Wein,
Sei dieses Lied empfohlen;
Stellt ihr nicht 's Gallisiren ein,
Muß euch der Teufel holen. —

Bücherschau.

*** Von Liebig ist eine neue Schrift erschienen unter dem Titel „Zur Theorie und Praxis der Landwirthschaft.“ Außer positiven Belehrungen weist der berühmte Chemiker darin auch den Humbug nach, welcher seither mit agriculchemischen Untersuchungen häufig getrieben wurde. „Schien es doch seit den letzten Jahren, als wenn die Seele der Landwirthschaft nur die Chemie, ihr Herz der Stickstoff und Guano ihr Blut wäre.“ — Viehzucht ist ihre Grundlage und einsichtsvoller Fleiß ihr belebendes Element. Wo diese zwei Dinge sich finden, wird lohnende Frucht nicht fehlen; dort wird nicht „viel leeres Stroh gedroschen.“

Verschiedenes.

Ein Herr sagte zu seinem Diener: „Johann, ich habe Dir doch befohlen, dem Herrn Bürgermeister fleißig einzuschenken, aber da steht ja das Glas leer.“ „Et nutzt nichts, he drinkt et immer wieder us,“ war die Antwort.

Auflösung des Räthsels in Nro. 137:
Kreuzweg.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 139. Dienstag, den 18. November 1856.

Nachruf
an den
sel. Herrn Wilhelm Retzer.

(Aus aufrichtiger Liebe zu dem hochverehrten sel. Herrn Retzer und dessen hochzuv. trauernden Frau Gemahlin Laura Retzer gewidmet von einem Freinsheimer Bürger.)

Wehmuthsvolle Glockentöne
Schlugen bang an unser Ohr,
Und so manche Mitleidsthräne
Stürzte aus dem Aug' hervor.
Eine trübe Trauerkunde
Hat so manche Lust verdorben,
Weinend ging's von Mund zu Munde:
Wilhelm Retzer ist gestorben.

Aufgefahren in den Himmel
Zu dem großen Gott und Herrn!
Fern von allem Weltgetümmel
Strahlt er mild gleich einem Stern.
Seiner Thaten Angedenken
Werden niemals untergeh'n;
Der Erinnerung Geschenken
Bleiben ewig jung und schön.

Wer kann sie wohl alle zählen,
Seine Gaben für die Armen!
Nackte und entblößte Stellen
Deckte zu sein groß' Erbarmen.
Auch zu der Gemeinde Wohl
Schuf er Viel mit milder Hand;
Immer war er liebevoll,
Liebreich gegen jeden Stand.

In der Gattin tiefe Trauer
Misch' die uns're sich mit ein,
Und mit heil'gem Ehrfurchtsschauer
Beten wir zur Ruh' Ihn ein.
Ruhe sanft, Du guter Vater
Der Gemeinde, nun bei Gott —
Selig, Helfer und Berather,
Lebst Du ewig fort und fort.

Dort in jenen sel'gen Räumen,
Wo kein Wechsel mehr uns trifft,
Wird Dich Gottes Huld bescheinen,
Seiner Gnaden mildes Licht.
Dankbar wird Dein noch gedenken
Freinsheims spätere Enkelschaar;
Durch der Stiftungen Geschenken
Wird gelobt sie jedes Jahr.

Freinsheims edlen Bürgers Hülle
Ruhet nah' beim schönen Rhein;
Doch des Geistes Wohlthatsfülle
Wird bei seinen Lieben sein.
Darum singet Dankeslieder
Gott dem Herrn, der Ihn uns gab.
Einstens sehen wir Ihn wieder,
Wenn auch uns umschlingt das Grab.

Freinsheim, den 12. November 1856.

Ch. W.

Staatspolitik und Liebe.
(Fortsetzung.)

Der junge König von Schweden sah sich in nicht geringer Verlegenheit. Der Gedanke, jetzt noch, wo er bereits am Ziel aller seiner Wünsche zu stehen glaubte, die Geliebte zu verlieren, war ihm unerträglich; andererseits aber wagte er auch nicht, in einem für Schweden so wichtigen Punkt dem Herkommen und den Gesetzen seines Landes zuwider zu handeln. Er, der Nachfolger jenes großen schwedischen

Herrschers und Glaubenshelden, dessen Namen er trug, durfte es am Wenigsten wagen, eine Königin auf den Thron des Landes zu erheben, die einem anderen Glauben als seinem eigenen angehörte. Bei einigem Ueberlegen war es ihm unglaublich, daß Katharina, die sich bisher so zuvorkommend gegen ihn erwiesen hatte, seinen triftigen Gründen kein Gehör schenken und auf die buchstäbliche Ausführung dieses einzigen ihm anstößigen Punktes des Vertrages bestehen sollte. Pflicht und Liebe kämpften in seinem Innern einen harten Kampf, das liebreizende Bild Alexandra's tauchte vor seiner Seele auf, er zweifelte nicht, daß sich die kleine Differenz befriedigend ausgleichen lasse, und um keinen Aufschub der heißersehnten Feier herbeizuführen, setzte er nach langem Zaudern endlich seine Namensunterschrift unter das Document, mit dem sich Graf Woronzoff sichtbar befriedigt entfernte.

Von diesem Augenblick an war es freilich um die Ruhe des königlichen Jünglings geschehen. Er berieth sich mit seinen Vertrauten, — sie erschracken und gaben ihm die Versicherung, daß die schwedischen Stände diesem Contract nimmermehr ihre Billigung ertheilen, daß selbst das schwedische Volk unter solchen Bedingungen mit Mißtrauen und Unwillen auf die beabsichtigte Verbindung blicken würde. In der Angst seines Herzens eilte Gustav Adolph zur Kaiserin, um sie wo möglich zur freiwilligen Aufgabe der für ihn unausführbaren Klausel des Vertrags zu bewegen. Die schlaue Katharina hatte diesen Umstand vorausgesehen und sich darauf vorbereitet. Im Winterpalais theilte man dem König mit, daß die Czarin vor einer Stunde hinaus nach Gatschina gefahren sei, um der Braut und deren Eltern einen Besuch abzustatten. Natürlich ließ er anspannen und eilte nach Gatschina. Vergebens! Katharina hatte sich in Begleitung Alexandra's und deren Eltern nach dem entlegenen Lustschloß Eremitage begeben. Erst am Abend durfte man sie im Winterpalais erwarten.

Getäuscht kehrte der König spät am Nachmittag nach der Stadt zurück, nahm sich aber vor, im Laufe des Abends die Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Mit Bestimmtheit hatte er erwartet, die kaiserliche Familie im Winterpalais allein zu finden; zu seiner Ueberraschung traf er jedoch dort eine glänzende Gesellschaft, die sich in der verschiedensten Weise vergnügte.

Wie bei allen Hoffêten, machte Katharina auch dies Mal in eigener Person die Honneurs des Hauses und hatte daher kaum Zeit, jedem einzelnen Gast viel Zeit zu schenken. Der König ward von ihr mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfangen, doch geschickt wußte sie jedem Alleinsein mit ihm, jeder Gelegenheit, ein längeres Gespräch mit ihm anzuknüpfen, auszuweichen. Natürlich fehlte auch Alexandra in der Versammlung nicht.

Sie war heute reizender denn je, das nahe bevorstehende Glück hatte sie noch tausend Mal schöner gemacht. Ihr Anblick war hinreichend, den jungen König von Schweden vollständig zu verwirren. Hätte er die in jeder Miene, in jeder Bewegung deutlich ausgesprochene Seligkeit dieses unschuldigen Engels durch sein Bedenken und seinen Einwand grausam vernichten dürfen? Etliche Male wagte er den Versuch, doch das Wort erstarb ihm jedes Mal auf der Lippe, das holde unwiderstehliche Lächeln der Geliebten ließ ihn die begonnene Rede nie vollenden. Unter dem Vorwande einer leichten Unpäßlichkeit verließ er frühzeitig die Gesellschaft, hoffend, daß sich bis zum nächsten Morgen noch ein Ausgang aus diesem verhängnißvollen Labyrinthe finden möchte.

Der zur Verlobung festgesetzte Tag war angebrochen. Schon am frühen Morgen verkündeten Kanonendonner und Glockengeläute den Bewohnern der Hauptstadt das festliche Ereigniß. Als der Tag vorrückte und die zum Vollzug der Ceremonie anberaumte Stunde herannahte, zogen die Galawagen des russischen Adels in langer Procession nach dem kaiserlichen Winterpalast. Herren und Damen auf's Festlichste geschmückt, wie es die Hofetikette bei außerordentlichen Gelegenheiten vorschrieb, stiegen zwischen einem zur Rechten und Linken aufgestellten Spalier des Garderegiments die breiten Marmorstiegen hinan zu den Pforten des Thronsaals.

Nicht leicht mag man sich einen glänzenderen Anblick denken, als ihn diese Versammlung bot. Reichgestickte Gewänder, Gold und Edelsteine in Fülle; dazu der Glanz der Umgebung, ein ungeheuerer, von mächtigen Säulen aus Porphyr getragener Saal, dessen aus reinem Gold und Lazurstein zusammengesetztes Wand-

getäfel einen magischen zauberähnlichen Glanz wiederstrahlte; in der Mitte der von den prachtvollsten Draperien umgebene Thron, über dem eine von Diamanten flimmernde Krone prangte — es war in der That ein feenhaftes Bild, wie man es nur in orientalischen Märchen zu finden gewohnt ist.

Noch aber fehlte der Mittelpunkt, um welchen sich Alles hier drehte — die allmächtige Czarin und ihre Familie.

Bald lief ein leises Geflüster durch den Saal. Aller Augen waren auf die zu den inneren Gemächern des Palastes führende Flügelthür gerichtet.

Plötzlich that sich die Flügelthür des Palastes auf. Der Hofmarschall erschien mit einer Anzahl weiß und blau gekleideter Pagen, die sich zu beiden Seiten des Thrones aufstellten. Zwei Herolde mit goldenen Stäben folgten. Dicht hinter ihnen schritt die Kaiserin einher. Sie trug über die Schultern den kaiserlichen Hermelin und ein prachtvolles Atlasgewand, dessen gewaltige Schleppe von vier Pagen gehalten wurde. Ein strahlendes Diadem auf dem Haupt war das einzige äußere Abzeichen ihrer Würde, doch auch ohne dieses hätte Jeder in ihr auf den ersten Blick die unumschränkte Gebieterin erkannt. Jeder Zoll der hohen junonischen Gestalt welche der Druck des Alters nicht im Mindesten gebeugt hatte und an der die Jahre fast spurlos vorübergegangen waren, verrieth die Herrscherin eines gewaltigen Reiches. Wer diese merkwürdige Frau sah, konnte sich wohl den zauberhaften Einfluß erklären, den sie stets auf ihre Umgebung ausübte, fand es begreiflich, wie sie durch mehr als ein Menschenalter sich auf dem Throne eines Reiches zu behaupten wußte, der anderen Inhabern so wenig Sicherheit geboten hat.

(Schluß folgt.)

Sir Humphrey Davy und König Ludwig von Bayern.

(Schluß.)

Als nun der Kronprinz da unten steht und seinen gewaltigen Angelhaken in die wildtosende Fluth senkt, macht ihn plötzlich etwas Dunkles über dem hell von der Sonne beleuchteten Wasserfalle aufmerksam. Er richtete schnell den Blick dahin und — seine Haare sträuben sich vor Entsetzen — denn — er erblickt hoch auf den sich aufbäumenden Wellen einen Kahn und in dem Kahne einen die Arme flehend gen Himmel hebenden Menschen, der in demselben Momente aber auch schon wirbelnd in der Fluth und von ihr verschlungen und in der grauenvoll gähnenden Tiefe begraben ist.

Es war ein furchtbarer, erschütternder Anblick. Der Prinz wußte, daß in dem Becken abgewaschene Felsstücke mit scharfer Spitze und Kante liegen, daß also, wenn man auch den Leichnam finde, doch an ein Retten des Lebens nicht wohl zu denken sei. Voll Geistesgegenwart sagt der Prinz zu seinem Leibdiener, der unfern sitzend auch Zeuge des furchtbaren Schauspiels gewesen war: »Bleibe hier bei mir und hilf mir den Körper heranziehen, wenn ihn das Wasser hebt!«

Kaum hatte der Kronprinz dies Wort gesprochen, so hob der Wellengischt den bleichen Leichnam Sir Humphrey's wieder zur Oberfläche, und geschickt warf der Prinz den Angelhaken aus, der sich in Sir Humphrey's Rock festhackte, und nun zogen Beide, der Kronprinz und sein Diener, mit Kraft, aber auch mit der nöthigen Vorsicht, daß die Schnur nicht zerreiße, den Körper zu sich heran. Dies gelang endlich vollkommen, und eben als ihn Beide auf den grünen Uferrasen ziehen und hinlegen, stürzen die beiden Bauern herbei, die auf ihrer Seite an dem Seile gehalten, aber außer Stande gewesen waren, gegen den Andrang der Fluth den Kahn zurückzuziehen. Schnell ließ ihn nun der Prinz in den Ort und zu dem Hause bringen, wo er wohnte und wo sein Leibarzt sich befand, der denn sofort kunstmäßig alle Belebungsversuche unternahm und fortsetzte, bis er dem eifrig handanlegenden Kronprinzen sagen konnte, ihre Bemühungen seien nicht vergebens, der Verunglückte werde bald sein Auge wieder aufschlagen. Dies geschah allerdings auch, aber der Blick war ohne geistigen Ausdruck. Er schloß ihn wieder und nachdem ihm der Arzt Etwas eingeflößt, fiel er in einen tiefen Schlaf und ein wohlthätiger Schweiß bedeckte den Körper.

Der Kronprinz, der nicht vom Bette wich und in dem Verunglückten bald wieder den Fremden aus Pästum erkannt hatte, hörte denn nun, wer er eigentlich sei, als der Neffe in

Todesangst herbeieilte, der erst nach seiner Zurückkunft vom Angeln das grauenvolle Ereigniß aus dem Munde des treuen, sich nun voll Verzweiflung als Mörder seines theuern Herrn anklagenden Dieners vernommen hatte.

Der Kronprinz konnte sowohl den Neffen, als den verzweiflungsvollen Diener beruhigen und Letzterer erzählte unter tiefem Leide die ganze Geschichte.

Nach einer halben Stunde traten Alle an das Bette, wo eben Sir Humphrey mit dämmerndem Bewußtsein zum Lebens- und Tageslichte erwachte. Als er den Fremden aus Pästum nun seinerseits auch erkannte, fragte er: „Bin ich denn in einer andern Welt oder noch auf dieser Erde?“

„Sie sind, freilich nach einem schauerlichen Bade, durch Gottes gnädiges Walten gesund in dieser schönen Welt; aber so wenig ich Ihnen die Wiederholung eines so ungemüthlichen Bades empfehle“, schloß der Kronprinz, „kann ich Ihnen jetzt nicht rathen, viel zu reden. Ihre Gliedmaßen sind weidlich zerklopft und zerschellt; pflegen Sie also der Ruhe und binnen Kurzem werden Sie völlig hergestellt sein.“ Diese Mahnung bestätigte und bekräftigte vollkommen der Leibarzt des Kronprinzen und so blieb denn Nichts übrig, als zu gehorchen, was Sir Humphrey auch um so lieber that, als er das Bedürfniß des Schlafes von Neuem fühlte und seine Gliedmaßen, die bald in allen möglichen Farben schillerten, abscheulich schmerzten. Der Kronprinz und Sir Humphrey's Neffe zogen sich nun beruhigt zurück und warteten in Geduld die völlige Herstellung ab. Sofern nicht der Arzt Bedenken besonderer Art zu erheben nöthig fände, meinte er, werde morgen Alles wieder im besten Stande sein, abgerechnet die zerschellten Glieder, die denn doch der Verunglückte wohl noch eine Zeit lang nicht nur ungemüthlich fühlen, sondern auch säuberlich werde behandeln müssen.

Wie es der Leibarzt vorausgesagt, so kam es. Kein besonders zu beachtender Umstand trat ein, und am andern Morgen saßen Sir Humphrey und sein Neffe bei dem Kronprinzen zum Frühstücke, der voll Freude war über die gelungene Rettung, wie Humphrey Davy voll innigster Dankbarkeit gegen seinen Retter, der lachend bemerkte, es sei doch ein seltener Fall, daß ein königlicher Fischer einen so gelehrten Lachs geangelt habe.

Verschiedenes.

Ein neues scheußliches Verschönerungsmittel — schreibt das medicinische Wochenblatt „The Lancet“ — droht in Mode zu kommen, wofern das Publikum nicht bei Zeiten auf dessen Gefährlichkeit aufmerksam gemacht wird. Es ist die Bella Donna, die seit Kurzem als Mittel, „dem Auge Glanz, Lebhaftigkeit und Anziehungskraft zu verleihen“, öffentlich in den Zeitungen angepriesen wird! Die Annonce will das schöne Geschlecht durch die Versicherung anlocken, daß die Orientalinnen ihre feurigen Augen lediglich dem Gebrauche der Bella Donna verdanken. Die Wirkung dieser Giftpflanze auf die Pupille und die unausbleiblichen verderblichen Folgen bei längerer Anwendung derselben verschweigen die marktschreierischen Händler, so daß es allerdings angezeigt scheint, die Frauenwelt vor diesem englischen Toilettenkunststück zu warnen.

Wort- und Silbenräthsel.

1.

Mich erräth man bald,
Bin weder warm noch kalt.

2.

Wenn man mein erstes Zeichen streicht
Und stellt ein „W“ dafür an diesen Ort,
Ist zu errathen es gar leicht
Für Den, der hat, was sagt alsdann dies Wort.

1. 2.

Bei mir zwar darf der zweiten Silbe erstes Zeichen doch nicht fehlen;
Der Lösung halber will und darf ich dir ja dieses nicht verhehlen.
Kurz und gut!
Ich nenne dir ein Land;
Ist dir's vielleicht bekannt?

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 140. Donnerstag, den 20. November **1856.**

Staatspolitik und Liebe.

(Schluß.)

Zunächst hinter der Kaiserin, geleitet von zwei Hofdamen, folgte eine andere weibliche Gestalt, die durch ähnliche Majestät und Hoheit ausgezeichnet war, außerdem aber im vollsten Glanz der Jugend und Schönheit strahlte.

Wer hätte in dieser hohen stattlichen Figur, in diesen ausgebildeten Zügen die noch vor wenigen Monden an der ersten Schwelle des jungfräulichen Alters stehende Großfürstin Alexandra gesucht? Und doch war sie es.

Das tändelnde, naive Kind war zur reifen, vollendeten Jungfrau geworden, die sich heute dem Manne ihres Herzens für ewig verloben wollte.

Ein durchsichtiger Brautschleier von den feinsten Blonden umhüllte die ganz in Weiß gekleidete, über die Maßen zierliche und liebreizende Gestalt.

Ihre Blicke waren zu Boden geheftet, aber die Wangen erglühten im frischesten rosigsten Roth und wurden zu Verräthern der lebhaften, freudigen Bewegung ihres Innern.

Die Eltern der Braut und die übrigen Glieder der kaiserlichen Familie folgten zunächst, der Patriarch von St. Petersburg, die Minister und der engere Hofstaat machten den Beschluß.

Katharina hatte auf dem Thronsessel unter dem Baldachin Platz genommen. Dicht neben ihr saß die junge Braut, während der Großfürst Paul, seine Gemahlin und die übrigen Prinzen und Prinzessinnen in der nächsten Umgebung des Thrones standen. Noch fehlte eine Hauptperson bei der heutigen Feier — der König von Schweden. Niemand von seinem Gefolge hatte sich im Palaste blicken lassen.

Erstaunt, fast bestürzt suchten Aller Augen nach dem hohen Verlobten. Ohne Zweifel mußte er jeden Augenblick durch die noch geöffnete Pforte des Thronsaales eintreten; es war schon ein schwerer Verstoß wider die Etikette des Hofes, nur so lange auf sich warten zu lassen. Doch die Minuten verrannen und der junge schwedische Monarch erschien nicht.

Die Blicke der Kaiserin, bei ihrem Eintritt nur die innere Befriedigung wiederspiegelnd, hatten bereits einen düsteren, zürnenden Ausdruck angenommen und waren unverwandt auf die Flügelthür geheftet. Das zarte Roth auf den Wangen der holden Braut begann zu weichen, es gab mit jeder Secunde mehr einer ängstlichen Blässe Raum. Peinliche Stille herrschte im Saal, die Ahnung eines Unfalls hatte sich plötzlich aller Gemüther bemächtigt.

Zehn Minuten waren seit dem Eintritt der kaiserlichen Familie verstrichen — da erschien einer der Kammerherrn des Königs von Schweden und überreichte der Czarin ein versiegeltes Billet. Katharina erbrach es. Zum ersten Mal vielleicht in ihrem Leben konnte sie sich eines leisen Zitterns nicht erwehren. Das Schreiben enthielt nur wenige Worte; im Nu hatte sie es wieder zusammengefaltet und hielt es fest in der Linken, mit der Rechten leicht an den Thronsessel gestützt, von dem sie sich beim Empfang des Billets rasch erhoben. Die Blicke der Anwesenden hafteten unverwandt auf der Monarchin, nur Alexandra wagte die ihrigen nicht zu erheben.

„Meine Herren und Damen“, begann die Kaiserin mit einer Stimme, in der ein ganz eigenthümlicher Ausdruck lag und die lange nicht so kräftig und volltönend klang, wie man dies sonst bei ihr gewohnt war, „in diesem Augenblick empfange ich die betrübende Nach-

richt, daß Se. Majestät der König von Schweden durch plötzliche Erkrankung verhindert ist, hier zu erscheinen. Die beabsichtigte Verlobung muß auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Wir danken für die von Ihnen an den Tag gelegte Theilnahme und entlassen Sie in Gnaden.«

Sie hatte die Rede noch nicht vollendet, als dicht neben ihr ein jäher Schmerzensschrei ertönte, der unheimlich in dem weiten Saale verhallte. Alexandra, vor wenigen Augenblicken noch eine glückliche, hoffnungsvolle Braut, war übermannt vom Schmerz zusammengesunken. Die zunächst Stehenden sprangen ihr bei und richteten sie auf, die Czarin selbst war am Eifrigsten um sie beschäftigt. Minder geordnet als er erschienen war, zog sich der Zug in die inneren Gemächer des Palastes zurück.

Man brachte die Großfürstin auf ein Ruhebett, wo sie sich erst nach geraumer Zeit erholte. Fragend und mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes haftete ihr schönes Auge auf der Kaiserin.

Katharina fühlte den stummen tiefen Vorwurf. Die Liebe zu ihrer Enkelin und der Stolz der Monarchin kämpften in ihrem Innern, aber der letztere, mochte er auch für Augenblicke wanken, behauptete zuletzt noch die Oberhand.

Gustav Adolph hatte gehandelt, wie es ihm Pflicht und Gewissen vorgeschrieben. Er hing mit der vollen ersten Liebe eines jugendlichen Herzens an der reizenden Alexandra, er wußte, daß er in diesem Leben ihren Verlust nicht würde verschmerzen können, dennoch behielt er seine Würde als Beherrscher Schwedens im Auge, die es ihm zur unveräußerlichen Pflicht machte, eine Lebensgefährtin zu wählen, welche sich mit ihm zu demselben Glauben bekannte. Er sah gut genug ein, daß Katharina ein grausames Spiel mit ihm getrieben, indem sie seine Liebe, sein jugendliches Vertrauen nur im Interesse ihrer Macht und ihres Stolzes auszubeuten gesucht. Er verzieh ihr, denn er besaß Charakterfestigkeit genug, um alle ihre Pläne im entscheidenden Moment zu vereiteln. Sein eigenes Herz blutete, er wußte, daß er ein unschuldiges Wesen, das von ihm vergöttert wurde, unglücklich machte — nichtsdestoweniger beharrte er bei seinem Entschluß.

In dem der Kaiserin überreichten Billet hatte er kurz, aber bündig erklärt, daß die Königin von Schweden, den Gesetzen des Landes zufolge, nur der protestantischen Kirche angehören dürfe, daß mithin die Verlobung, falls man an dem aufgesetzten Ehecontract festhalte und die Beibehaltung des griechisch-katholischen Glaubens zur Bedingung mache, nimmermehr vor sich gehen könne.

Zwei Tage noch verweilte der König von Schweden in St. Petersburg. Er machte sich nur geringe Hoffnung, wollte aber durch keinen voreiligen Schritt den bereits eingetretenen Bruch noch vervollständigen. Doch die Kaiserin gibt nicht nach. Sie war Angesichts der Welt und ihres Hofes zu tief gedemüthigt, ihre ganze Politik würde einen zu gewaltigen Stoß erhalten haben, hätte sie jetzt noch einlenken wollen.

Am dritten Tage reiste Gustav Adolph in aller Stille ab. Er hatte der Großfürstin Alexandra einen Brief übersandt, worin er den aufrichtigsten, ungeheuchelsten Schmerz über seine nothgedrungene Entsagung aussprach. Die unglückliche Prinzessin war nicht stark genug, um diesen fürchterlichen Schicksalsschlag mit Fassung zu tragen. Ein heftiges Nervenfieber warf sie auf das Krankenlager und als sie sich nach Monaten wieder erhob, waren nur wenige Spuren ihrer ehemaligen strahlenden Schönheit zurückgeblieben. Ihr früherer Frohsinn war für immer entschwunden; nur selten flog ein trübes, schmerzliches Lächeln über die bleichen eingefallenen Züge, und jene wunderbare Grazie, jene Elasticität ihrer Bewegungen hatten einem langsamen, mühsamen Hinschleppen Platz gemacht. Den dringenden Bitten ihrer Angehörigen nachgebend, vermählte sich die Großfürstin am 30. October 1799 mit dem Erzherzog Joseph Anton Johann, Palatinus von Ungarn. War doch ihr armes Herz längst gebrochen und vernichtet — was lag daran, wem noch die Hand geboten wurde? Eine unter Thränen und unsäglichem Schmerz geschlossene Ehe kann nur Elend und Tod im Gefolge haben. Am 16. März 1801 lag die arme Alexandra, diese von herbem Geschick frühzeitig geknickte Blüthe auf der Todtenbahre. Im Augenblick des Verscheidens war ein seliges Lächeln über ihre Züge geschwebt: sie hatte sich im Geist mit Dem vereint gesehen, dem sie einst ihr Leben zu widmen gehofft, dem

jeder ihrer Athemzüge gehörte. Acht Tage später starb Czar Paul, ihr unglücklicher Vater, eines unnatürlichen Todes. Die Vorsehung hatte der schwer Geprüften wenigstens noch diesen Jammer erspart.

Eine Rückkehr aus Sebastopol.

1.

Es ist dies keine künstlich geformte Novelle, nichts ängstlich Geordnetes; es ist ganz einfach die Erzählung einer Begebenheit, aber einer unerwarteten, einer entsetzlichen... die Erzählung eines Drama's aus dem Leben.

Es ereignete sich vor kaum einer Stunde.... Mein Gott! Ja.... kaum vor einer Stunde auf der Station d'Armentieres, wo wir auf den Zug warteten, der uns von einer fröhlichen Jagd in einer der anmuthigsten Gegenden, die ich kenne, nach Lyon zurückbringen sollte. Die Witterung war herrlich während der ganzen Dauer unserer Excursion.

Die untergehende Sonne übergoß die von heimkehrenden Landleuten belebte Gegend mit röthlichen Tinten, und unter dem blauen Himmelsgewölbe ertönten in tausenderlei Stimmen jene munteren Concerte, in welchen die kleinen Sänger der Lüfte dem Schöpfer ihre Loblieder darzubringen pflegen.

Alles erschien im Festgewande, selbst die kleine Bahnstation von Armentieres. Der Bahnhof, gewöhnlich so still und leer, war heute Abend voll Leben und Geräusch, wie an dem feierlichen Tage eines Kirchweihfestes. Man hätte meinen sollen, das ganze Dorf habe sich hier zu einer freudigen Zusammenkunft verabredet. Männer und Frauen, Kinder und Greise, Mädchen und Bursche, Alles war da, stellte sich in lebhafte Gruppen zusammen und drängte in ungeduldigem Harren an das eiserne Gitter, welches längs der Bahnlinie hinläuft.

Gewiß, man erwartete Jemand, ohne Zweifel irgend einen Großen, irgend eine Berühmtheit.

Aber wen? Aber woher? Von Dünkirchen, oder von Paris, denn beide Züge pflegen zu gleicher Zeit bei der Station Armentieres zusammenzutreffen.

Unsere Neugierde wurde rege und wir sahen uns alle zugleich nach einem jungen Burschen um, der uns vom Walde her als Träger unserer Jagdtaschen gedient hatte, um von ihm die Ursache dieses Geheimnisses zu erfahren. Wir glaubten ihn nämlich von demselben unterrichtet, weil er, als wir am Saume des Waldes zu ihm gestoßen waren, trotz der verführerischen Aussicht auf eine von uns versprochene gute Belohnung, nicht eher eingewilligt hatte, unsere Sachen in seinen Tragkorb zu nehmen, als bis er von uns in Erfahrung gebracht, daß wir ebenfalls nach Armentieres wollten.

Petit-Pierre, so hieß der Knabe, war aber nirgends zu finden....

Er war verschwunden...

Und am Ende das Wildpret in unsern Taschen mit ihm?

Gott bewahre! Petit-Pierre ist ein ehrlicher Junge. Er hatte nur einen Vorsprung vor uns gewonnen und uns auf diese Weise verloren.

Wir entdeckten ihn wieder an einer entfernteren Stelle des Bahngitters, bis an welche sich die Menschenmenge noch nicht ausgedehnt hatte, wo er, in einer höchst grotesken Stellung an den Eisenstäben angeklammert, unverwandten Blickes in der Richtung nach Westen schaute und mit gespanntester Aufmerksamkeit auf jedes von dort herkommende Geräusch zu lauschen schien.

Wir waren nun wenigstens doch über die erste Frage im Reinen.

Der Reisende, der so allgemein erwartet wurde, mußte von Paris kommen.

Um den Rest des Geheimnisses kennen zu lernen, riefen wir jetzt im Chor den kleinen Depositär unserer Feldhühner.

Keine Antwort....

Petit-Pierre, angesteckt von der allgemeinen Begierde, ganz Auge und Ohr für alles Andere als für uns, hatte, obwohl noch immer seine Bürde auf den Schultern, unverkennbar Jagd und Jäger ganz vergessen.

Des vergeblichen Rufens müde, ging Einer von uns zu ihm hin, zog ihn ohne Umstände mit oder gegen seinen Willen von dem Gitter herab und brachte ihn zu uns.

Was geht denn hier vor? Auf wen warten denn alle diese braven Leute? Und Du selbst? Was hast Du, Petit-Pierre? so traten wir fragend ihm entgegen.

Was ich habe, antwortete jetzt der Knabe

und warf sich zugleich stolz in die Brust, auf wen hier Alles wartet? Wer ankömmt? Ha! Parbleu! Wer anders, als mein Bruder Bernhard, der nun von Sebastopol zurückkehrt!...

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Um alten Samen rascher zum Keimen zu bringen, empfiehlt Humboldt, daß man auf einen Kubikzoll Wasser einen Theelöffel voll Kochsalzsäure und zwei Theelöffel voll Braunstein nehme, dies Gemenge gut umrühre, dann die Samen hineinwerfe und das Ganze hierauf einer Wärme von 20—30° R. aussetze. Bei diesem Processe wird viel Sauerstoffgas entwickelt.

Lebensphilosophie.

Im Erdenthal ist Alles, Alles nichtig,
Die Zeit und Das, was ihrer Saat entreift.
Die Liebe selbst, das Rosenkind, ist flüchtig,
So wie die Luft, die hin durch ihre Myrthe streift.
Was Freundschaft thut, bleibt ewig unvergessen,
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träuft.
Schön wie Unsterblichkeit gebt sie durch die Cypressen;
Sie läutert jedes Herz, das ihre Glut ergreift.

Verschiedenes.

Ein Kaufmann aus der Straße St. Honoré in Paris machte kürzlich eine Rundreise in mehrere Gemeinden der Bannmeile, um bedeutende Gelder einzucassiren. Von einem seiner Kunden zurückgehalten, konnte er erst um 9 Uhr Abends zurückkehren; während er so seine Cigarre rauchte, die verlassene Chaussee ruhig dahinschlenderte, hörte er plötzlich ein ersticktes Schluchzen. Er ging den Tönen nach und bemerkte eine junge Frau gegen einen Baum gestützt, welche sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt und untröstlich schien. Er näherte sich ihr und fragte theilnehmend nach der Ursache dieses großen Kummers. »Ach! mein Herr«, antwortete sie ihm, »ich bin sehr unglücklich! Ich bin mit einem jähzornigen und eifersüchtigen Manne verheirathet, welcher mir das Leben unerträglich macht. Soeben noch durch den Anschein getäuscht, bildete er sich ein, ich sei ihm untreu gewesen, und hat mich nach grausamer Mißhandlung aus dem Hause geworfen. Jetzt, ohne Zufluchtsort, weiß ich nicht, was ich anfangen soll.« Hier fing sie noch heftiger an zu schluchzen und zu seufzen. Während der gutmüthige Herr D. die unglückliche verfolgte Frau, für die er sich um so mehr interessirte, da sie ein allerliebstes Gesichtchen hatte, zu trösten suchte, warf sie sich ihm plötzlich in die Arme und rief aus: »Großer Gott! retten Sie mich, da ist mein Mann!« Zugleich kam aus dem Gebüsche ein stämmiger Kerl im Kittel, mit einem Knotenstocke bewaffnet, und rief: »Endlich ertappe ich euch! Dies Mal sollt ihr mir nicht entgehen!« Ehe sich aber der Handelsmann in Vertheidigungsstand setzen konnte, war er schon zu Boden geworfen und kräftig niedergehalten, während das unglückliche Opfer der Eifersucht mit größter Geschicklichkeit seine Taschen ausplünderte. Als der Streich ausgeführt war, ergriffen Mann und Frau die Flucht, während der Ausgeplünderte sich mühsam erhob, um die Sache der Polizei anzuzeigen, welcher letztern es auch bereits gelungen ist, die Uebelthäter zu verhaften.

Bei der ersten öffentlichen Verhandlung vor dem königlich sächsischen Bezirksgericht zu Plauen am 9. October d. J. eröffnete der dortige Staatsanwalt seine Rede mit einer Parodie auf Schillers »Kraniche des Ibykus« folgendermaßen:

Wohl Dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele,
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn;
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen,
Wer kühn und offen Böses schafft!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Die Polizei, Staatsanwaltschaft!

Auflösung des Wort- u. Silbenräthsels in Nro. 139:
Lausitz.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



der

Neustadter Zeitung.

No. 141. Samstag, den 22. November 1856.

Winter und Herbst.

W i n t e r.

Dein Auge schwimmt in Thränen, und es schlägt
Dein Herz in stärkern Pulsen! — Doch es muß
Geschieden sein, drum Deinem Schmerz gebiete!
Gib mir die Krone und den Herrscherstab,
M e i n Stern geht auf, der D e i n e sinkt hernieder!

H e r b st.

O, gönne mir die wenigen Minuten
Zum Rückblick noch auf die Vergangenheit;
Bald steh ich ja am Markstein meines Seins
Und überlasse willig Dir die Herrschaft. —
So wonnereich im heitern Aehrenkranze
Stieg ich vom Himmel nieder auf die Welt,
Mit meinem Segen sie zu überschütten.
Das Saatfeld wogte wie ein goldnes Meer
Im Hauch der Luft, und von der reichen Last,
Der Früchte senkten ringsum sich die Zweige;
Geküßt vom heißen Sonnenstrahle schwoll
Am Stock die Traube, süßer Labe voll.
O, es war eine schöne, sel'ge Zeit;
Auf jeder Stirn lag Glück und Heiterkeit!
Die Herzen, die so lange schwer gelitten,
Ich kam, mit Segen sie zu überschütten;
Hell brach, als ich gefüllt rings jede Scheuer,
Der Freude Strahl durch alle Nebelschleier! —
So spendete ich reiche Freudenblüthen,
Wie Deine Hand sie nicht vermag zu bieten;
D e i n Herz ist kalt! Das Leben und die Freude
Erstickst Du unter glänzendem Geschmeide.
Schon seh' ich rings die starren Eisesdecken
Als Bahrtuch sich auf alle Fluren strecken,
Und wie Natur, die arme, schmerzensbleiche,
Sich drunter birgt als schauerliche Leiche! —

W i n t e r.

O nein, den Tod nicht gebe ich der Welt! —
Gleichwie die stille Nacht den Müden stärkt
Und ihn mit Träumen künftigen Glücks erfreut:
So lege ich die ewige Natur,
Wenn sie ermüdet sich nach Ruhe sehnt,
In meinen Schoos zum süßen Schlummer nieder,
Daß sie zu neuen Schöpfungen sich stärke
Und selig von dem jungen Morgen träume,
Wo sie der Lenz zur Auferstehung weckt! —
Und nicht nur die Natur, nein auch die Herzen
Beglücke ich mit Freuden sonder Zahl!
Wie weilt es sich so traut im stillen Zimmer,
Wenn vom Kamine strahlt der Flamme Schimmer,
Wenn warme Herzen Lieb' um Liebe tauschen
Und Aug' in Auge selig sich berauschen;
Wenn Geister der Vergangenheit vom Eden,
Der längstentschwundenen Kindheit zu uns reden;
Wenn Phantasie in farbenreichen Bildern
Sich müht, der Zukunft süßes Glück zu schildern,
Und vor der Künste ewig heiterm Reigen
Die Sorgen alle in der Seele schweigen —
Ist das ein Glück nicht, werth, es zu erstreben?
Du nennst es T o d — ich nenn' es r e i c h e s L e b e n.

So will ich wirken! Ueber Schnee und Eise
Zieh' ich der Freude bunte Zauberkreise!
So will den Theuren ich, die hier sich einen,
Der ganzen Welt als milder Freund erscheinen;
Wie Du, so will auch ich mit starken Waffen
Das Glück nicht t ö d t e n, nein, nur Freude s c h a f f e n!
Gern weich' ich dann, wenn einst mein Werk vollendet,
Dem neuen Herrscher, den der Ew'ge sendet.
Wir Alle, die wir in der Zeiten Reigen
Stets wechselnd zu der Erde niedersteigen,
Sind Diener nur des Unerschaffnen, Einen,
Der treu am Vaterherzen trägt die Seinen.
Drum, wenn Du scheidest, scheide nicht mit Grollen!
Wir Beide nur vollbringen, was wir sollen,
Und ob wir gehn, ob kommen, — reicher Segen
Begleitet uns auf allen unsern Wegen! — —

Herbst.

So sei denn auch Dein Kommen reich gesegnet,
Daß, wenn sich wieder unser Fuß begegnet,
In diesem Kreis, wie überall hienieden,
Die Freude walte und der innere Frieden!

Fräulein von Rosier.

1.

Fräulein Alexandrine von Rosier war im Jahr 1852 eine der Personen, deren Namen in der Unterhaltung der Bürger von Moulins am Häufigsten genannt wurde. Es geschah dies nicht etwa, weil in ihrem Betragen Etwas gewesen wäre, das zu Schwätzereien oder gar zu Lästerungen hätte Anlaß geben können; sondern sie war schön und man hielt sie für reich. Ihre Jugend und ihr Charakter reichten allein hin, die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sie zu ziehen. Die einundzwanzigjährige Jungfrau galt für eine der ansehnlichsten Parthieen des Departements. Durch ihre Mutter, einem guten Hause angehörend, zählte sie zum alten Adel von Bourbon und durch ihren Vater, der einige Zeit hindurch Herr von Eisenhämmern und Gutsbesitzer war, zu den Industriellen des Landes. Sie hatte blaue Augen, schöne kastanienbraune Haare, viel Eleganz in Haltung und Wuchs und ein vornehmes Benehmen, welches sie überall bemerklich gemacht hätte, wenn sie auch nicht Verbindungen und Reichthum besessen hätte. Das Hotel, welches sie bewohnte, war in dem obersten Theile der Stadt gelegen, stammte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, und ein Tapezier aus Paris hatte die geräumigen Gemächer möblirt und mit Vergoldung und Spiegeln ausgeschmückt. Es galt als Ehre hier empfangen zu werden, und selbst der Bischof war manchmal hier Gast. Mit der Mitgabe, die man bei ihr erwartete, und den natürlichen Gaben, welche das Geschick ihr so reichlich gespendet, wunderte man sich nur darüber, daß Fräulein Rosier immer noch unvermählt war. Nicht daß es an Freiern fehlte; sie besaß deren genug und sie erschienen nicht blos aus einem Umkreis vor zwanzig Stunden, sondern sogar aus Paris; aber diese Heirath, von der man täglich sprach, machte sich dennoch nie. Einige Personen schrieben dies lange Warten übertriebenen Ansprüchen des Fräuleins zu; verzogen, wie sie durch ihre Stellung war, verlangte sie gewiß einen Prinzen aus den Feenmährchen, und ein solcher fand sich eben in dem Departement nicht. Ein Notar mit weißen Haaren, der die Familie seit langer Zeit kannte, lächelte wohl oft mit spöttischer Miene, wenn von den Reichthümern des Fräulein Rosier die Rede war; aber da er der sarkastischste und boshafteste Mann von Moulins war, so gab man für seine Spöttereien Nichts.

Gewiß ist, daß Fräulein von Rosier Nichts that, um Liebhaber anzuziehen, und daß sie keine Eile, sich zu verheirathen, zeigte. Sie hatte in ihrem Charakter eine außergewöhnliche Mischung von Güte und Hoheit, die der beständige Gegenstand des Staunens der Müßiggänger der Stadt war. Ein Poet der Gegend, der sie bei einem Feste des Präfekten sah, verglich sie mit der auf Wolken wandelnden Juno; der gewöhnliche Ausdruck ihres Gesichtes war eine würdevolle Kälte, aber in manchen Augenblicken gehoben durch eine Miene voll Einsicht und Stolz, der mit solchem Feuer aufblitzte, daß man davon geblendet wurde. Sie hatte Manieren, die aus einer andern Zeit datirten. Eines Tages, wo sie einer Armen irrthümlich ein Goldstück gegeben, kam diese zu ihr, um es ihr zurückzustellen; Fräulein von Rosier aber leerte ihre ganze Börse in ihre Hände. Sie hatte zehn Louisdor darin. Drei Tage war in Moulins davon die Rede. Ein Schöngeist des Ortes nahm daraus Anlaß, zu sagen, die Vorsehung habe sich geirrt, und Fräulein von Rosier sei als eine Herzogin geboren.

Zu dieser Zeit sah man Fräulein von Rosier in allen Häusern, wo ein Ball die beste Gesellschaft der Stadt vereinigte. Sie erschien stets als die geschmückteste und schönste Dame. Ihr Vater, der ihr Nichts abschlug, ließ ihre Toilette aus Paris kommen; man tadelte diese Willfährigkeit ein Wenig; aber die Frauen, welche am Lautesten gegen diese fernen Bezüge schrieen, waren gerade jene, welche am Meisten wünschten, daß auch ihre Männer diesen willigen Vater in allen Punkten nachahmten.

Herr von Rosier war damals fünfundfünfzig Jahre alt. Er war ein Mann von gutem Humor und gewiß der liebenswürdigste und

gewandteste Lebemann im ganzen Bezirk der Präfektur. Dick und stark und, wie man sagt, abgeschliffen in den Geschäften, hatte sein Charakter nicht mehr Ecken und Rauheit, als man an seiner großen Taille und starken Fingern sah. Man konnte ihn nicht des Ehrgeizes zeihen; ungeachtet lebhaften Zuredens sah man ihn nie irgend eine Stelle annehmen, nicht einmal jene eines Adjunkten des Maires oder eines Mitglieds des Generalraths. Er sagte immer, er wäre nur dafür tauglich, nach seinem Gefallen zu leben. Nachdem er sein Geschäft aufgegeben, brachte er seine Zeit zu Paris und Moulins zu, einen Tag bald hier bald dort zubringend. Aber er machte es nicht wie manche Personen, die sechs Monate an dem einen und sechs Monate am andern Orte verleben. Die Reisen des Herrn von Rosier waren häufig ganz plötzliche. Er reiste unerwartet ab und kehrte ebenso zurück. Seine Abwesenheit dauerte oft sechs Wochen und manchmal nur drei Tage. Fräulein von Rosier begleitete ihn niemals. Niemand wußte, warum er so oft Paris besuchte. Wer ihm dort begegnete, wußte ebenso wenig davon; er sah daselbst wenige Leute und lehnte beharrlich alle Einladungen ab, außer in Häusern, wo man gut speiste. Seit drei oder vier Jahren bemerkte man, daß diese Reisen häufiger wurden; aber er kehrte nie von Paris zurück, ohne seiner Tochter eine Kleinigkeit von einigem Werth mitzubringen. In seinen Gewohnheiten schien übrigens Nichts sich geändert zu haben. Nach seiner Rückkehr bewirthete er die Gesellschaft, und sein Haus ward nie leer. Das Einzige, was man ihm vorwerfen konnte, war, daß er ein starker Gourmand war und gern Aufwand machte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Rückkehr aus Sebastopol.

(Fortsetzung.)

2.

Wir nahmen nun Petit-Pierre, der jetzt gar nichts Besseres wußte, als zu erzählen, in unsere Mitte und befragten ihn mit Theilnahme um seinen Bruder.

Aber bevor er uns über den erwarteten Helden Näheres mittheilte, begann Petit-Pierre uns die vorzüglicheren Leute zu nennen, die sich wegen Bernhard hier versammelt hatten.

Da sind die Freunde! sagte er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit; hier die Nachbarn, die Verwandten . . . . da der Vater, die Mutter, die kleinen Brüder . . . . dort Therese, Bernhard's Braut.

Der Vater, ein rüstiger Landmann, wurde kaum fertig mit all' den Händedrücken, die er von allen Seiten erhielt. Alles umringte und bestürmte ihn mit Fragen freundlicher Neugierde und wiederholte in allen Tönen enthusiastischer Bewunderung, wie verdammt stolz Mathias, ein so glücklicher Vater, sein müsse!

In Mitte einer lebhaften Gruppe redelustiger Basen erhielt auch Frau Mathias ihren Theil an Complimenten; aber die gute Frau hatte das Herz zu voll von unbeschreiblichem Glücke, um sprechen zu können, und nur in Thränen der Freude machte sie den mütterlichen Gefühlen Luft, die heute so stürmisch in ihr tobten. Dabei suchte sie die beiden Kleinen zu beruhigen, die sich rechts und links an ihre Röcke hingen und unaufhörlich riefen: „Wo ist denn unser großer Bruder? wann werden wir unsern Bernhard denn umarmen?“

Was nun Therese betrifft, die Braut . . . . ein schlankes, hübsches Mädchen, bei Gott! . . . . so stand sie allein für sich, etwas höher als die Andern auf einem kleinen grünen Hügel, unbeweglich da. Mit beiden Händen preßte sie die klopfende Brust, ihre ganze Gestalt war vorgebeugt, als wolle sie den Raum durchfliegen, der sie noch von ihrem Bernhard trennte. Die Lippen halb geöffnet, den Athem an sich haltend, so hätte man sie für eine Statue gehalten, hätte nicht der Wind ihre blonden, von den letzten Strahlen der Sonne vergoldeten Locken sanft bewegt.

Therese! . . . . O Therese! es hatte nur eines kurzen Blickes bedurft, um in Dir jene tiefe, unermeßliche, reine Liebe zu errathen, jene seltene Liebe, die unter dem Auge Gottes nur in der unverdorbenen Seele einer Jungfrau . . . . eines Kindes der Natur noch blüht. —

In diesem Augenblicke hörte man von der Seite des Dorfes her ein großes Geräusch von Fanfaren und jubelnden Stimmen.

Alles wendete sich nach jener Richtung,

mit Ausnahme von Therese, die nicht aufhörte, nach Paris zu schauen. Was kümmerte sie Das, was hinter ihr vorging! Das ganze Dorf hätte abbrennen, die Erde sich hinter ihr öffnen dürfen, sie hätte sich nicht gerührt. Das, was sie kümmerte, war nicht auf jener Seite, Das, woran ihr lag, war ihr heißersehnter Bernhard.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Gegen das Fressen der Ferkel durch die Mutterschweine wurde schon vor mehreren Jahren, wenn wir nicht irren, empfohlen: ein Stück (1/2 Pfd.) rohen fetten Speck der Sau vorzuwerfen, sobald sie Neigung verräth, die Ferkel zu fressen. Wir bringen dieses Mittel namentlich deßwegen wieder in Erinnerung, weil es neuerdings im praktischen Landwirth mit der Bemerkung empfohlen wurde, daß es sich zufolge gemachter Mittheilungen als vollkommen praktisch und zutreffend bewiesen habe.

Lebensphilosophie.

Was klagst du, mein Gemüthe?
Es ist ja Alles dein:
Der Baum mit seiner Blüthe,
Der Stern mit seinem Schein,
Der Strauch mit seiner Rose,
Die Rose sammt dem Duft,
Der Stein mit seinem Moose,
Der Lenz mit seiner Luft.

Das sind doch reiche Gaben
Für dich und Jedermann,
Daran ein Herz sich laben
Und sich erfrischen kann.
Wie viel ist dir beschieden
Und dir zur Lust bestellt!
Drum schließ mit dir den Frieden
Und schließ ihn mit der Welt

Verschiedenes.

In dem Städtchen Locle, im Kanton Neuenburg, wo die ausgezeichnetsten Uhrenkünstler leben, werden für Rußland und Paris Uhren verfertigt, die nicht größer sind als Erbsen, und die bei Damen statt der Steine in den Fingerringen figuriren. Dort werden unter Anderm Stahlfedern zu Tage gefördert, so fein, daß ein Pfund davon einen Werth von 3 Mill. Franken repräsentiren würde.

Zwei übermüthige Studentleins gingen an einem Felde vorüber, welches ein Bauer eben besäete. „Nur fleißig, lieber Mann", sprach der Eine zu ihm, „säet nur zu; uns soll dann die Frucht Eurer Arbeit zu Nutzen kommen!" „Das kann leicht sein", sagte der Bauer, „denn ich säe Hanf!"

Im Durchschnitt kostet ein Kilometer Eisenbahn 530,000 Fr. in England, 390,000 Fr. in Frankreich, 201,000 Fr. in Deutschland, 570,000 in Belgien und 101,000 Fr. in den Vereinigten Staaten.

Buchstaben-Räthsel.

2 5 6.
Ein Flüßchen an dem Rhein ich zeig',
Beherrsche auch der Lüfte Reich.

1 2 7 8.
Ich hab' der langen ew'gen Nacht
Das erste Opfer einst gebracht.

3 7 2 6 9.
Schmuck eines alten Fürsten Haupt,
Dem noch kein Held den Thron geraubt.

8 2 3 4 5 8.
Ein Weiser der Vergangenheit
Aus Salomo's und David's Zeit.

1 2 8 9 2 8
O glücklich Land, aus dessen Schooß
Uns einst das reinste Licht entfloß.

1 2 3 4 5 6 7 8 9
Ein Name ist des Wortes Sinn,
So lieb, so hold! — bald zeig' mir ihn!

E. H.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 142. Dienstag, den 25. November **1856.**

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als man in einem von Vornehmen der Stadt besuchten Zirkel das Glück der Fräulein von Rosier rühmte, weil sie einen Vater von so gutem Weltton und so großer Freundlichkeit gegen Jedermann habe, zuckte der Notar mit so sichtlichem boshaftem Humor die Achseln, daß man ihn mit Fragen drängte. In die Enge getrieben, nahm er rasch eine elfenbeinerne Kugel vom Billard und sagte:

„Diese Kugel ist rund und abgeschliffen; dennoch ist sie trocken und hart wie ein Stein.“

Mit diesen Worten legte er sie wieder auf das Tuch.

Dies Wort machte Aufsehen: aber eine Viertelstunde darauf dachte Niemand mehr daran, es kam ja vom Notar, und Herr Deschapelles war ja der Mann, der selbst an einem Schneeflocken einen Flecken entdeckte.

Im Augenblicke, wo unsere Erzählung beginnt, war das Hotel in der Straße Cigogon zu Moulins von vier Personen bewohnt, nämlich Herrn von Rosier, Alexandrine, einer jüngeren Schwester Namens Louise und Frau von Fougerolles. Letztere war eine ältere Schwester der Frau von Rosier, welche starb, als sie die Tochter Louise gebar. Sie war Erbin ihres Mannes, von gutem Adel und zu Lebzeiten ihres Mannes am Hofe angestellt. Wittwe mit fünfunddreißig Jahren und zu dieser Zeit sechsundfünfzig bis siebenundfünfzig Jahre alt, war Frau von Fougerolles eine große Person, trocken, mager und blatternarbig, der eine gewisse Auszeichnung nicht fehlte. Sie hatte ausgezeichnete Manieren und eine sanfte Sprache, ausgenommen wenn sie in Zorn gerieth. Dann verlor sie alles Maß und vergaß sich in ihrer Ueberwallung, so daß man dann die ganze Heftigkeit ihres Charakters und das Aufwallen eines Bluts erkannte, dessen Schärfe Nichts mäßigen konnte. Diejenigen, welche sie kannten, warfen ihr eine übertriebene Sparsamkeit vor, obgleich sie sich beim Tod ihres Mannes im Besitze eines ungeheuren Vermögens befand und ebenso eine außergewöhnliche Eitelkeit, durch welche die Baronin manchmal das Gegentheil des Geizes zu offenbaren schien, der sich aber dennoch nie verkennen ließ. Frau von Fougerolles hatte keine Kinder. Der Baron, welcher ein Freund des Vergnügens war, hatte sie sehr vernachlässigt, um Abenteuern nachzugehen. Obwohl verheirathet, lebte sie dennoch im Cölibat, und als Wittwe beklagte sie sich vor aller Welt über die Gleichgültigkeit ihres Mannes. Jedes Jahr kam sie nach Moulins gegen Ende des Monats April und stieg bei ihrem Schwager ab, der ihr zwei oder drei Mal seine älteste Tochter anvertraute, um sie nach Paris zu führen. Während der Abwesenheit der Frau von Fougerolles, welche nach einem Aufenthalte von vier bis fünf Monaten bei Herrn von Rosier nie mehr als zwanzig Franken an die Dienstboten gab, standen Alexandrine und Louise unter der Leitung einer Erzieherin; die Leitung des Hauswesens behielt aber immer Fräulein von Rosier, die es verstand, in allen Dingen eine ebenso strenge Ordnung, als große Freigebigkeit zu handhaben.

So stand es mit der Familie Rosier im Monate April 1852, vierzehn Tage nach der Ankunft der Frau von Fougerolles. Den Winter zuvor hatte Herr von Rosier mehrere große Diners und zwei Bälle gegeben, welche sogar diejenigen des Generaleinnehmers übertrafen.

Unter den jungen Leuten, welche nach der Hand der Erbin trachteten, und deren konnte man ein Dutzend zählen, waren zwei, welche sich von den übrigen besonders auszeichneten. Der eine dieser Bewerber hieß Anatole von Mauvezin, der andere Evarist. Nur diese beiden schienen einige Aussicht auf Erfolg bei dem jungen Mädchen zu haben. Anatole gehörte einer der angesehensten Familien des Bezirks an und wollte sich dem Staatsdienste widmen, wo die Einkünfte nicht immer groß sind. Eine gute Mitgift war also nicht zu verschmähen. — Evarist war etwas weitläufig mit Fräulein von Rosier verwandt und in unabhängiger Stellung. Alle zwei schienen sie gleichmäßig zu lieben; aber ein einsichtsvoller Beobachter hätte sogleich herausgefunden, daß bei dem Einen blos der Verstand, beim Anderen, Evarist, das ganze Herz mit im Spiele war. Derselbe Beobachter würde auch bald entdeckt haben, daß die bei der Wahl am Meisten interessirte Person Herrn von Mauvezin den Vorzug gab.

Herr von Mauvezin war, was man so nennt, ein schöner Mann; er hatte eine hohe und gut gebaute Taille, große schwarze Augen, ein reiches Haar, das sich von selbst kräuselte, und scharfe und regelmäßige Züge. Zu Pferd, den Säbel in der Hand, den Harnisch an, wäre er herrlich gewesen; aber diese prächtige Hülle verbarg Nichts. Man darf ihn nicht abreiben, er hat Nichts als Haut, sagte Herr Deschapelles. Fräulein von Rosier hatte aber dies doch nicht bemerkt, ungeachtet sie einen klaren Verstand besaß. Warum mußte dieses schöne, geistige und verständige Geschöpf diesen etwas gemeinen Mann und diesen ordinären Geist lieben? Man kann sich dies nicht erklären, und doch war es so. Evarist sah es wohl, aber er verschloß sich die Augen, um es nicht zu sehen.

Eines Abends benützte Herr von Mauvezin auf einem Balle des Präfekten das Gegenüber, das ihm ein Walzer bot, um Fräulein von Rosier seine Gefühle zu gestehen. Alexandrine war an diesem Abende strahlender, als je. Eine Kleidermacherin aus Paris hätte ihr Alles geschickt, was sie am Frischesten und Schönsten der neuesten Mode hatte, und die Bewunderung, zu der ihn die schöne Toilette hinriß, war für Anatole ein Vorwand, freien Lauf der Leidenschaft zu geben, die ihn, wie er sagte, von dem Augenblicke an verzehrte, wo er dem Fräulein von Rosier vorgestellt wurde.

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein,“ fügte er bei, „ich konnte dem Feuer des Gefühls, das mich hinriß, nicht widerstehen. Glücklich, wer Sie einst besitzen wird.“

Alle diese schönen Worte zeugten nicht von plötzlicher Eingebung, und Fräulein von Rosier hätte sich darüber nicht getäuscht, wäre sie ihrer selbst Herr gewesen; aber ihr Herz sprach für Anatole und sie hörte nur, was sie hören wollte. Sie betrachtete Herrn von Mauvezin mit einem Blicke, worin sich kein Zorn zeigte, und als er sie auf ihren Platz zurückführte, durfte der schöne Tänzer glauben, die Rebellin endlich unterworfen zu haben.

Die Schönheit Alexandrinens war an diesem Abend ohne Rivalen. Sie strahlte, ihre sonst so stolzen Lippen erschienen sanft, und der Ausdruck ihres Gesichts, dem man eine gewisse frostige Kälte vorwerfen konnte, zeigte neue Belebtheit und neue Reize.

„Was ist mit Ihnen?“ fragte Evarist, der sie bewunderte.

„Nichts,“ erwiederte sie, „ich bin glücklich.“

Aber als Fräulein von Rosier nach Hause kam, konnte sie sich nicht enthalten, in das Zimmer ihrer Schwester zu eilen, die schlief, und sie leidenschaftlich zu umarmen.

Die Schwester war mehrere Jahre jünger, als Alexandrine. Sie ward im Kloster erzogen und man sah sie selten außerhalb desselben. Von sanftem und schüchternem Wesen, liebte sie die Zurückgezogenheit und nannte jene Tage ihre schönsten, wo sie unter ihren jungen Gefährtinnen zwischen den friedlichen Mauern verweilte, die ihre Kindheit geschützt hatten. Sie ging unter dem geringsten Vorwande dahin und verweilte daselbst freiwillig, bis ihre Schwester sie wieder holte. Louise war von schwacher Gesundheit; man fürchtete sogar eine Zeit lang für ihre Brust und man hätte sagen können, als ihre Mutter sie verließ, habe sie sich nicht von ihr trennen können und sei bereit, sie zu sich zu rufen. Die unruhige Sorgfalt und Schonung, welche ihre ersten Tage umgaben, gaben ihrem Geiste eine träumerische Melancholie. Sie war eine dem Tode entronnene Gefangene; es schien immer, daß sie die Verfolgungen dieses Feindes noch zu

befürchten habe; aber sie erschrack nicht davor und bereitete sich auf ihr Ende mit einer Ergebung vor, in welcher sich der Muth eines Christen mit der Unschuld eines Kindes vermengte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Rückkehr aus Sebastopol.

(Fortsetzung.)

3.

Das ist die Großmutter! rief Petit-Pierre nun aus. Bravo! Bravo! seht mir doch, da bringen sie nun auch die Großmutter! und er deutete bei diesen Worten auf einen festlichen Zug, der sich vom Dorfe her bewegte.

In der That, eine rührende Scene bot sich unseren Augen.

In einem hohen Lehnstuhle trugen auf ihren kräftigen Schultern vier vom Kopfe bis zu den Füßen mit bunten Bändern geschmückte Bursche eine fast hundertjährige, ohne Zweifel am ganzen Körper gelähmte Greisin, denn Nichts an ihr schien lebend, außer ihren Augen.

Aber diese glänzten, als wären sie erst fünfzehn Jahre alt.

Sie wollte zu gleicher Zeit wie die Andern ihren Enkel sehen .... und sie wird ihn sehen.

Man setzte die Alte ganz nahe an dem Gitter nieder, so nahe als möglich an dem Platze, wo der Zug halten mußte; und Alles drängte sich nun an sie hin und umstand ihren Stuhl.

Und nun welche Kundgebungen von Freude, welcher Beifall, was für Fanfaren, was für Vivats für Bernhard, für Mathias, für Therese, für alle diese Glücklichen!

Und wie glücklich, wie froh, mein Gott! waren diese Braven!

Kaum hatte sich der Enthusiasmus ein Wenig gelegt, so rief eine neue Erscheinung ihn wieder wach.

Es kam der Herr Maire des Orts mit seiner schönen Schärpe .... der Flurwächter in seiner neuen Uniform .... ja selbst der Herr Pfarrer, der beleibte alte Herr .... also alle Behörden, die geistlichen und weltlichen des Orts!

Es fehlten nur noch die militärischen, und siehe da, auch diese erschienen jetzt in der Person von zwei Gendarmen, wovon der eine sogar beritten war!

In Wahrheit, der Kaiser selbst hätte kommen dürfen, und das Fest wäre kaum ein so vollständiges geworden.

Nun, sagten wir zu Petit-Pierre, nun, Herr Bernhard ist also von Jedermann auf's Herzlichste geliebt, da man so festlich seine Ankunft feiert?

Ob er geliebt ist!

4.

Vor Allem, begann Petit-Pierre mit stolzem Vergnügen in seinem Gesichte, vor Allem müssen Sie sich ein für alle Mal merken, daß Bernhard der ehrlichste, der ergebenste, der bravste Bursche ist im ganzen Departement, und vielleicht sogar in Frankreich, welches doch die Heimath vieler braver Jungens ist.

Ganz klein noch in der Schule liebte man ihn schon, denn war er der Geschickteste, so war er auch der Bescheidenste, und war er von Allen der Stärkste, so bediente er sich seiner Kraft nur zum Schutze des Schwächern.

Er war kaum dreizehn Jahre alt, als er bei dem großen Wasser, welches das Dorf überschwemmte, ich weiß nicht wie vielen Menschen das Leben rettete ... Aber sie sind Alle hier, meine Herren ... Sehen Sie, man ist nicht undankbar bei uns ... man vergißt bei uns das Gute nicht.

Später als Bernhard fast schon ein Mann war, rennt ein wild gewordener Stier durch die Gassen ... eine junge Mutter mit ihrem kleinen Kinde auf den Armen kommt in Gefahr ... Sie sind verloren!

Ja wohl! verloren ohne Bernhard, der sich dem fürchterlichen Thiere unerschrocken entgegen wirft, es bei den beiden Hörnern faßt und wie ein Riese überwältigt!

Dort drüben sehen Sie die Mutter stehen, lustig und froher Dinge, und neben ihr den Knaben, gesund und frisch, wie ein Vogel in der Luft.

Nun sind's drei Jahre, es war am St. Martinstage, ich erinnere mich daran, als wäre es erst gestern gewesen ... da brannte es in einer Hütte. Der Fluß vertrocknet ...

ein Wind, um Bäume zu entwurzeln! Das ganze Dorf umstand das Haus, gelähmt vom Schrecken wußte Niemand Rath und Hülfe.

Da besinnt sich Bernhard nicht, er ergreift eine Axt, stürzt sich in die Gluth, zerstört das brennende Gebälk, erstickt dadurch den Brand und stürzt nun endlich wieder unter uns, wo er mit halbverbranntem Körper besinnungslos zusammensinkt.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Als Mittel gegen Frostbeulen empfiehlt Medical Times eine Mischung von 30 Theilen Collodion (Schießbaumwolle in Chloroform aufgelöst), 12 Theilen venetianischem Terpentin und 6 Theilen Ricinusöl auf leidenden Stellen mit einem Pinsel dünn aufzutragen.

Lebensphilosophie.

Bist du eitel genug, dich im Spiegel zu betrachten, so sorge wenigstens dafür, daß du immer ein ehrliches Gesicht findest.

Man wird gut thun, auch nicht von einem einzigen Menschen in der Welt anzunehmen, daß er unbedeutend wäre.

Verschiedenes.

(Eine glückliche Niederkunft.) Madame Augustine N., eine kleine blonde Französin von 25 Jahren, hatte sich zu Calais nach Dover eingeschifft. Ihr kränklicher Zustand machte das Interesse aller Passagiere rege und Jeder fragte, ob sie die Kraft haben werde, die Seekrankheit zu ertragen, die sich nur gar zu bald einstellen wird. Nichtsdestoweniger ging die Ueberfahrt ziemlich gut von Statten und sie wurde, indem man ihr beständig ein Riechflacon unter die Nase hielt, auf einem Tragstuhle glücklich an's Land gebracht. Die junge Französin in ihrem leidenden Zustande übte jedoch auf Jedermann einen solchen Einfluß aus, daß selbst der Zollbeamte, welcher die Landenden untersuchte, sich der Theilnahme für diese Dame nicht entziehen zu können schien und sich ihr, seine Dienste anbietend, näherte, indem er beifügte, daß er in der ärztlichen Kunst nicht ganz unerfahren sei. Obwohl nun die junge Frau versicherte, sich seit einigen Augenblicken weit besser zu befinden, und sofort nach dem Gasthofe gebracht zu werden wünschte, bestand der philanthropische Beamte darauf, daß sie einige Minuten in einem der Zimmer des Zollhauses ausruhe, da der sofortige Transport nach dem Hotel in ihrem interessanten Zustande gefahrbringend sei. Als sie, seinem Andrängen nachgebend, in dem Zimmer installirt war, ließ der besorgte Beamte eine Specialhebamme holen, die nach dem Weggehen desselben und in weniger als einer halben Stunde die Dame glücklich von 15 Echarpen, 2 Pelerines, 17 Stück Seidenband, 12 Paar seidenen Strümpfen, 38 Stück Baumwolle, 6 Ridicules und 48 Foulards entband. Mutter und Kinder, fügt das Journal tröstend bei, befinden sich wohl.

In Leipzig hat der Direktor Bucher eine neue Feuerlöschung erfunden, die sich durch die angestellten Versuche völlig bewährt haben soll. In voriger Woche hat man das Mittel an einer alten hölzernen Marktbude probirt, die mit Stroh, Hobelspänen und Reisigholz angefüllt wurde, wozu, als dies bereits in vollem Brand war, noch Spiritus, Terpentinöl und ein Pfund Kolophonium geschüttet wurde, damit's recht brennen sollte. Hierauf wurde sodann eine etwa 5 Pfund von dem Mittel enthaltende Dose geworfen, wornach nicht nur das Flammenfeuer, sondern auch die Kohlen nach wenigen Sekunden ausgelöscht waren. Ein eigens dazu abgeordneter Ministerialcommissär war von Dresden zu dem Experiment herübergekommen.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 141:

Aar. Kain. Tiara. Nathan. Kanaan. Katharina.

Verantwortlicher Redacteur: D: Kranzbühler jun.— Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 143. Donnerstag, den 27. November 1856.

Dem Andenken
des in dem Herrn entschlafenen
Wilhelm Retzer
gewidmet. *)

Ein treuer Knecht ist heimgegangen
In jene selige Himmelsruh';
Sein Pfund war nicht von Rost umfangen,
Es ruhte nicht in schwerer Truh.
Er that es aus in Liebesspenden,
Nur wohlzuthun war seine Lust;
Und wenn er gab mit vollen Händen,
Geschah es still und unbewußt.

Es durft' der Herr nicht lange fragen,
Ob Liebe wäre helfend nah;
Mocht' irgend eine Noth sich klagen,
War er als Samariter da.
Er war dem Hauptmann zu vergleichen,
Der gläubig auf den Herrn vertraut,
Der sich dem Volk that liebreich zeigen,
Und ihm die Schule hat erbaut.

Wohl ist des Schmerzes Thrän' geflossen
Und es durchscholl durch's ganze Land;
„Der theuere Retzer hat beschlossen
„Den Lauf und heimwärts sich gewandt."
Wir dachten an die vielen Armen,
Die nun so tief verwaiset steh'n,
Die er mit herzlichem Erbarmen
Als seine Kinder angeseh'n.

Der Herr hat ihn wie alle Frommen
Geprüfet und erprobt als Gold;
Er hat die Kinder ihm genommen,
So seine Lieb' sich zeigen sollt'.
Doch er verstand des Herren Meinen,
Er weitete sein eigen Haus;
Die Dürft'gen all nannt' er die Seinen;
Sie zogen zu ihm ein und aus.

Wohl Dir! denn Du bist reich geworden
An gutem Werk und Liebessinn;
Dir öffnen sich die Himmels-Pforten,
Du ziehst verkläret nun dahin.
Ein herrlich Reich und eine Krone
Wirst dorten Du vom Herrn empfah'n:
Er reicht sie Dir zum ewigen Lohne,
Und Du darfst ihm beseligt nah'n.

Elmstein, den 19. November 1856.

*) Es sind in dem Nachfolgenden — wie das Begleitschreiben zu dem Gedichte sagt — Gefühle ausgedrückt, „die alle Herzen Elmsteins durchziehen, Worte des Dankes und der Liebe, dem Munde der Armen entnommen."

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Louise besaß weder die Schönheit, noch den Glanz Alexandrinens, aber alle Empfindungen, alle Bewegungen malten sich auf ihrem Gesichte und gaben ihm einen Ausdruck, den Nichts an Reiz und Verführerischem übertreffen konnte. Die beiden Schwestern liebten sich zärtlich, nur befahl die eine, während die andere gehorchte, ohne es zu wissen, und wenn man von Fräulein von Rosier sprach, so war es immer nur Alexandrine, die es gemeint war. Außer den engeren Freunden des Hauses kannte fast Niemand die jüngere Schwester, und diese glaubten, daß sie ihre Jugendzeit nicht überleben würde.

Der kleine, zwischen Fräulein von Rosier und Herrn von Mauvezin angesponnene Ro-

man dauerte bereits acht bis zehn Tage, als ein anderer Walzer ihm die Gelegenheit verschaffte, die Frage auf das ernstere Gebiet der Heirath zu leiten.

„Ich will Nichts ohne Ihre Zustimmung thun“, sagte er; „wenn ich das Glück habe, Sie zu erlangen, so will ich es nur Ihnen allein verdanken.“

Fräulein von Rosier fand diese Worte voll Zartgefühl; sie waren jedoch nur sehr klug und geschickt gewählt. Herr von Mauvezin wußte ganz wohl, daß alle direct an den Vater gerichteten Bewerbungen abgewiesen würden; aber Das, was man ihm von der Zärtlichkeit des Vaters für die Tochter erzählte, erlaubte ihm zu glauben, daß der Erfolg gesichert wäre, wenn Alexandrine sich mit den Unterhandlungen beschäftigte.

„Gut“, erwiederte Alexandrine, „besuchen Sie meinen Vater. Ein Advocat wird bei ihm sein, um Ihre Sache zu vertheidigen.“

Es war dies nicht ganz so, wie es Anatole wünschte; aber die Aufforderung war zu direct, um ihr ausweichen zu können.

Fräulein von Rosier schlief die ganze Nacht nicht. Das Geständniß, das sie indirect an Herrn von Mauvezin gemacht hatte, brachte sie in Verwirrung. Sie staunte darüber, daß ihr Stolz sie nicht besser gegen ihre eigene Hinreißung geschützt habe, und doch war sie freudig in ihrer Verwirrung. In Gedanken wohnte sie dem Besuche des Herrn von Mauvezin bei und flüsterte ihm die Worte zu, welche er sprechen sollte; als die Müdigkeit endlich ihre Augen schloß, sah sie sich in einem Spitzenkleide mit dem weißen Brautschleier in der Kathedrale von Moulins, die ganz voll Leute war, und erwachte voll Schrecken. Sie ärgerte sich über ihre eigene Aufregung und konnte nicht dazu kommen, sich zu beherrschen. Die Jugend war dies Mal stärker, als ihr Wille. Die Schlaflosigkeit dauerte die ganze Nacht hindurch, von einigen bizarren Träumen unterbrochen, aber nie fühlte sich Alexandrine glücklicher.

Ein Tag verging, dann sogar vier und ihr Vater sagte noch Nichts zu ihr. Ueber dieses lange Stillschweigen erstaunte Fräulein von Rosier, die solches nicht zu erklären wußte. Als die Woche verstrich, war ihre Angst auf das Höchste gestiegen. Am nächsten Sonntag beim Ausgang der Messe, die sie mit ihrer Schwester und der Frau von Fougerolles besuchte, wurde sie von Herrn von Mauvezin begrüßt und schloß daraus, daß er sie zu sprechen suche. Sie verkleinerte daher ihre Schritte, und als eine Gruppe sie von ihrer Begleitung trennte, näherte sich ihr Anatole.

„Ich habe ihn gesprochen“, sagte er sehr leise und schnell.

„Nun?“ erwiederte sie, die Augen aufschlagend.

„Nichts ... er will sehen, will überlegen, und wenn ich warten soll, komm' ich zur Verzweiflung; ich möchte mich umbringen.“

Fräulein von Rosier bemerkte, daß die lange, hagere Gestalt der Frau von Fougerolles sich umwendete, und beschleunigte ihren Gang. Aber der Blick, den sie auf Herrn von Mauvezin warf, ließ ihn wohl sehen, daß seine Sache nicht ganz verloren sei. Was die Verzweiflung betrifft, von der er so viel Wesens machte, so hatte sie ihn weder magerer, noch blaß gemacht; es sind dies eben Uebertreibungen, die gewissen Frauen sehr wohl gefallen.

Es widerstrebte dem großen Stolze der Fräulein von Rosier, zuerst zu sprechen; hieß dies nicht laut die Liebe gestehen, welche sie für Herrn von Mauvezin fühlte, ohne zu wissen, ob ihr Vater sie billigte? Sie entschied sich dennoch, es zu thun, und da sie einen entschlossenen Charakter hatte, suchte sie einen Augenblick, wo er allein in seinem Cabinet war, um ihn zu sprechen.

„Störe ich vielleicht?“ sagte sie beim Eintritt.

„Nein“, antwortete Herr von Rosier, der vor seinem Schreibtisch saß, „ich ordne Papiere.“

„Ich wollte mit Ihnen sprechen.“

„Das trifft sich ja sehr gut; seit zwei oder drei Tagen schon wollte ich Dich rufen lassen, um mit Dir zu sprechen.“

„Sie haben also Etwas mit mir zu reden?“ fragte Fräulein von Rosier, welche unwillkürlich erröthete.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Rückkehr aus Sebastopol.

(Fortsetzung.)

Während man Bernhard forttrug, sagte der Herr Maire laut zu uns Allen: Ohne Bernhard wäre morgen das ganze Dorf Nichts mehr als ein Haufen Asche.

Und man erkannte dies wohl, und Alle segneten den armen Bernhard, der lange genug zu thun hatte, bis er von seinen Wunden wiederum genas.

Und hundert andere solche schöne Dinge that Bernhard ... man würde nicht fertig werden, wollte man Alles erzählen.

Doch mit den Gendarmen hier, fuhr Petit-Pierre fort, die stießen einmal auf Wilddiebe ... es war Nacht, es wurde schon geschossen ... Es mußte zum Blutvergießen kommen ... vielleicht in wenigen Monaten später hätten wir auf dem großen Platze in Lille ein Schaffot errichten sehen .... da kommt Bernhard. »Laßt mich machen!« ruft er ... dringt in das Dickicht, obwohl schon rechts und links die Kugeln pfeifen, spricht mit den Wilderern, überredet sie, daß ihnen nichts Besseres übrig bleibe, als sich zu ergeben, und nach Verlauf von wenigen Minuten führt er sie, zahm wie die Lämmer, den erstaunten Gendarmen zu.

Das ist wohl ächter Muth!

Und wie ist sein Herz so edel!

Gut gegen die Seinen, gegen Alt und Jung, gegen die Kinder, mit denen er spielt, als wäre er selbst ein Kind ... gut gegen die Armen, mit denen er sein Brod theilte, denen er seinen Mantel gegeben hätte, wenn er je einen gehabt ...

Sie lächeln, meine Herren ... Sie glauben vielleicht, daß ich als Bruder seinen Werth nur übertreibe?

O! verlangen Sie doch einmal ein Wenig nach der Wittwe Brideau, die Sie dort drüben sehen, ob Bernhard während der Zeit, als ihre Kinder klein waren, nicht alle Sonntage hinausging, um ihren kleinen Acker zu bestellen?

Und fragen Sie doch den Joseph Mathieu, der dort steht, ganz in unserer Nähe, ob mein Bruder nicht während der Krankheit, an der Joseph länger als einen Monat darnieder lag, nicht seine Arbeit that, ohne die eigene zu versäumen, und ob er ihm nicht alle Abende seinen Taglohn brachte?

Fragen Sie noch Andere, Sie werden hören! Ein Löwe, sage ich Ihnen, für die Arbeit ... an Güte, an Zärtlichkeit, an Treue ein Hund!

Es ist dies so seine Natur, sehen Sie, die Form ist aber zerbrochen, und es gibt nicht zwei von seiner Art ... Doch halt! es gibt ja noch Therese!

5.

Ja, meine Herren, fuhr Petit-Pierre fort, Therese ist nicht weniger im ganzen Dorfe beliebt, als ihr Bräutigam. Sie hat sich aber auch um das Dorf gerade so verdient gemacht, als er. Nie gab es im Orte und der Umgegend ein Unglück, einen Kummer, einen Schmerz, ohne daß nicht das brave Mädchen sogleich dort gewesen wäre, oft um zu heilen ... um zu trösten, immer!

Sie bringt ganze Nächte an den Betten der Kranken zu, arbeitet sich halb zu Tode für Die, welche nicht mehr arbeiten können, verwandelt überall, wo sie vorüber kommt, Thränen in ein frohes Lächeln, und wie sie selbst sagt, ist es ihr höchstes Glück, allen armen, verwaisten Kindern Mutter zu sein und sie zu lieben.

Und dies Alles thut sie, ohne das geringste Aufheben davon zu machen, still, verborgen, ohne mehr Worte darüber zu sagen, als sie jetzt spricht. Sie ist im wahren Sinne des Wortes eine barmherzige Schwester ... ganz als Weib, was Bernhard als Mann ist.

Natürlich mußten sie bei einer solchen Gleichheit ihrer Herzen sich lieben. Das zeigte sich schon in ihrer Kindheit, kaum daß sie noch laufen konnten. Oft erzählten es mir Beide... Man hätte meinen können, es seien die zwei Hälften einer Seele, die, in zwei Körper vertheilt, sich plötzlich wiederfanden, um nunmehr eine einzige ganze zu bilden.

Man begegnete ihnen immer zusammen und sah sie mit ihren offenen Blicken, mit ihren heitern Gesichtern, Hand in Hand lustig die Arme schwingend, sorglos dahinschlendern.

So wuchsen sie auf und wurden älter und kamen in die Jahre, mit denen natürlich auch die Idee kam, sie zu Mann und Frau zu machen. Waren denn nicht Beide für einander

geschaffen? War denn dies nicht Gottes sichtlicher Wille?

Auch war es der Herr Pfarrer, der zuerst davon sprach.

»— Wir haben Nichts, weder die Einen noch die Andern, sagten die Eltern der Beiden, es ist also kein Grund vorhanden, warum unsere Kinder nicht mit einander glücklich werden sollten!« ... Es mußte nur die Conscription abgewartet werden.

Aber Bernhard war so gut, daß man ohne Sorgen darauf wartete, denn konnte ihn der gute Gott ein anderes Numero ziehen lassen, als ein gutes?

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Der Maulwurf.) Nach den Versuchen, welche der berühmte französische Physiolog Flourens mit gefangenen Maulwürfen angestellt hat, verzehrten dieselben täglich 3—4mal so viel an Regenwürmern, Schnecken, Engerlingen ꝛc. als sie selbst wogen. Maulwürfe, welche sich vollkommen satt gefressen hatten, verriethen schon nach 6 Stunden wieder starken Hunger und starben in vielen Fällen schon, nachdem man sie noch weitere 6, also im Ganzen 12 Stunden, ohne Nahrung ließ. Wo mehrere Maulwürfe zusammen eingesperrt sind, da fallen die Stärkern die Schwächern an und verzehren sie bis auf den letzten Knochen, sobald nämlich andere Nahrung fehlt. Man hat berechnet, daß ein Maulwurf wenigstens 1 Berl. Scheffel an Regenwürmern, Engerlingen ꝛc. das Jahr über verzehrt, und genauere Untersuchungen haben ergeben, daß die Maulwürfe Pflanzenwurzeln oder Vegetabilien nicht fressen, was auch schon die Beschaffenheit ihrer Zähne erkennen läßt. Demnach sind die Maulwürfe als der Landwirthschaft nützliche Thiere nicht zu tödten, vielmehr zu schonen.

Verschiedenes.

Ein Philosoph, der einen Strom überschiffen wollte, bestieg ein Boot. Während der Ueberfahrt frug er den Fährmann, ob er Arithmetik verstünde. — Arithmetik? Nein, davon habe ich noch gar Nichts gehört, lautete die Antwort. — Der Philosoph bemerkte: Es thut mir leid, denn ein Viertel Eures Lebens ist verloren! Einige Minuten später fragte er wieder: Versteht Ihr Etwas von der Mathematik? — Der Fährmann erwiederte lächelnd: Nein! — Ach, rief der Philosoph, ein zweites Viertel Eures Lebens ist verloren! Eine dritte Frage des Philosophen lautete: Habt Ihr Kenntnisse in der Astronomie? — Nein, auch davon verstehe ich Nichts! — Nun, so ist ein drittes Viertel Eures Lebens verloren! — Gerade in diesem Augenblicke stieß das Boot auf einen Felsen und begann zu sinken. Der Fährmann sprang empor, warf seinen Rock ab und fragte mit ängstlicher Miene: Können Sie schwimmen? — Nein! erwiederte der Philosoph. — Nun, so setzen Sie sich schnell auf meinen Rücken, sonst sind alle vier Viertel Ihres Lebens verloren!

(Wolffsohn und Davidsohn begegnen einer Marchande de Modes.)

Wolffsohn. Wünsch ich Ihnen vergnügten Morgen, Frau Staatsräthin.

Davidsohn. Wie heißt Staatsräthin? Ist es doch nur eine Marchande de Modes?

Wolffsohn. Will ich dir erklären. Da sie meiner Frau immer Rath gibt, wie sie soll Staat mache, so ist sie in meinen Augen eine Staatsräthin.

Räthsel.

Wir sind unserer zwei und dreißig,
Arbeiten früh und spät recht fleißig,
Ohne Händ' und ohne Füß,
Bitter Dem und Jenem süß.
Wohl Keine ist gesellig von uns Allen,
Dieweil wir häufig durcheinander fallen.
Man ordnet uns geschickt und fein,
Weil wir beisammen müssen sein.
Fehlt Ein' von uns — wir sind nicht theuer —
So wirft man uns alsbald ins Feuer.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. -- Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 144. Samstag, den 29. November 1856.

Heiliges Lied.

Dich preißt, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!
Dich preißt, Allgütiger, der Seraphim Gesang!
Die ganze Schöpfung schwebt in ew'gen Harmonieen,
So weit sich Welten dreh'n und Sonnenheere glühen.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
Wie deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöh'n sind deiner Allmacht Spiegel.

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm' ich kaum!
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!
Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vaterarmen,
Darf dem Erweckungswort vertrau'n. Es heißt: Erbarmen!

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Herr von Rosier richtete seine kleinen Augen auf Alexandrine, erhob sich und machte einige Schritte im Zimmer, ohne zu sprechen. Das erste Mal in seinem Leben vielleicht schien er heute verlegen; er stand vor dem Fenster still und trommelte mit dem Finger auf der Scheibe. Eine gewisse Ahnung stieg im Herzen Alexandrinens auf.

Nach einigen Secunden wandte sich Herr von Rosier plötzlich um und sagte: „Du weißt vielleicht, daß es sich um eine Heirath handelt?"

„Ja", erwiederte Alexandrine entschlossen.

„Herr von Mauvezin hatte Dich also gesprochen, bevor er sich mir eröffnete?" fuhr Herr von Rosier fort.

Alexandrine machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„Ich vermuthe also, daß es Dieses ist, worüber Du mich sprechen wolltest."

„Ganz richtig", antwortete sie.

„Wenn Du es gestehst, so gefällt Dir Herr von Mauvezin und vielleicht hat er diesen Schritt bei mir erst gethan, nachdem er die Gewißheit Deiner Zustimmung erhalten."

Alexandrine antwortete durch ein neues Zeichen mit dem Kopfe. Alle diese Schlag auf Schlag erfolgenden Fragen stellten sie auf die Tortur; sie fand nicht mehr die gewöhnliche Gutmüthigkeit ihres Vaters und beunruhigte sich deßhalb. Etwas Außerordentliches mußte ihm vorgekommen sein. Er machte wiederholt einige Schritte in seinem Cabinete, nahm einige Packete Papiere, die auf seinem Tische lagen, in die Hand, hielt wieder vor dem Fenster und streichelte mit der Hand über zwei oder drei Haarlocken, die sich um seine Schläfe kräuselten. Das Herz Alexandrinens schlug heftig; sie hatte bemerkt, daß das Benehmen ihres Vaters eine große Befangenheit anzeige; sie vermuthete darunter aber nicht, daß sich ein unbekanntes Hinderniß der Heirath mit Herrn von Mauvezin entgegenstelle; da ihre Natur aber nicht von der Art war, daß sie vor Widerstand zurückwich, sagte sie mit fester Stimme: „Sehen Sie irgend ein Hinderniß in dieser meiner Heirath?"

„Oh! wenn es sich nur um ein Hinderniß handelte, das wäre Nichts", erwiederte der Vater, der das Fenster verließ und sich seiner Tochter näherte.

„Laß uns offen reden, ein Tag früher oder später, Du mußt doch einmal die Wahrheit vernehmen, erklären wir uns also."

Ungeachtet ihres Muthes fing doch Alexan-

drine an zu zittern. Niemals hatte sie ihren Vater noch mit solcher Stimme reden hören. Er ging langsam durch das Zimmer und sprach während des Gehens:

„Das Hinderniß kommt nicht von Seiten des Herrn von Mauvezin,“ sagte er; „die Wahl ist gut und ich mißbillige sie nicht. Er liebt Dich, wie er versichert, und ich konnte sehen, daß Du für diese Liebe nicht gleichgiltig bist. Nach dieser Seite hin ist Alles recht; aber glaubst Du, daß ein Mann von seiner Stellung eine Frau ohne Vermögen heirathen wird?“

Alexandrine sah ihren Vater an und fürchtete einen Augenblick, er wäre närrisch geworden.

„Ohne Vermögen,“ wiederholte sie unwillkürlich.

„O ja! denn endlich muß ich Dir Alles sagen. Ich bin ruinirt, bis auf den Grund ruinirt; ruinirt ohne irgend eine Hoffnung, wieder empor zu kommen. Ach, wenn ich dreißig Jahre alt wäre, so wäre das eben nicht sehr schwierig, aber ich bin fünfundfünfzig Jahre alt und an Arbeit nicht mehr gewöhnt. Also zähle auf Nichts mehr.“

Herr von Rosier öffnete eine Schublade seines Schreibtisches und zeigte seiner Tochter einige Goldstücke.

„Diese zwei oder drei Dutzend Louisd'or, welche Du da siehst, sind Alles, was mir übrig bleibt.“

„Sie ruinirt! Aber wie ging es zu?“ rief Alexandrine aus.

„Ach! Wie es zuging? Weiß man das? Paris hat Alles verschlungen; eines Tages Dieses, des andern Tages Jenes. Du weißt nicht, welche Verheerungen die Leidenschaften anrichten, wenn sie sich in den grauen Haaren einnisten. Das Feuer verzehrt das Stroh nicht sicherer; aber es ist das eine Geschichte, die Du nicht verstehen kannst. Ich hatte einen wahren Schwindel und sah zu, wie mein Vermögen fortging, wie man das Wasser dahinfließen sieht! Jetzt ist Alles zu Ende. Ich habe wohl an Euch gedacht, aber zu spät. Vor sechs Monaten wollte ich Alles durch einen einzigen Schlag wieder gut machen; ich raffte alles Geld zusammen, was mir noch übrig blieb, und verwandte alles auf eine Unternehmung. Es war eine That der Verzweiflung; ich führte sie während meiner letzten Reise nach Paris aus. Die Unternehmung schlug fehl und ich komme zurück wie ein verschwenderisches Kind. Unglücklicher Weise ist dieses Kind ein Greis. Ein Brief, den ich erwarte, kann diese Lage ändern; aber wird er kommen? Das ist zum Mindesten zweifelhaft. So, nun weißt Du Alles.“

„Aber das Haus, unser Landgut Rondceaux,“ erwiederte Alexandrine.

„Das Haus, Rondceaux! Die sind bis auf den letzten Stein, auf den letzten Baum verpfändet. Ich sage Dir ja, daß ich Nichts mehr habe. Ich bin alt, was habe ich zu beklagen? Du, Du bist stark und kräftig. Du wirst Dich gegen das Unglück anstemmen können; aber Deine Schwester, die arme Louise?“

„Nun sie ist jung und schön, man wird auch für sie einen Mann finden können, wie für mich.“

Herr von Rosier sah seine Tochter an.

„Einen Mann, wie für Dich!“ erwiederte er.

„Ohne Zweifel. Bleibt mir denn nicht immer Herr von Mauvezin? Sein Vermögen ist zwar nicht so groß, als das, welches ich ihm zu bringen glaubte, aber es wird für uns genügen.“

Herr von Rosier faltete die Hände.

„Ach mein Gott!“ rief er, „Du denkst noch daran!“

Einen Augenblick betrachtete er seine Tochter mit einem starren Erstaunen, wie ein Mann, der auf den Boulevards spazieren geht und plötzlich auf einen halbnackten Wilden stößt.

Endlich sagte er mit einem Seufzer: „Die Erfahrung wird Dir später schon kommen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Alexandrine etwas verwirrt.

„Nichts; ich sagte blos, wenn Du Herrn von Mauvezin heirathest, kann Louise auch heirathen.“

Man begreift wohl, daß Fräulein von Rosier während der folgenden Nacht nicht viel schlief. Die Dinge, welche ihr Vater ihr erzählte, schwebten ihrem Geiste immerwährend vor. Sie kam auf hunderterlei Weise wieder darauf zurück; ungeachtet der Verwirrung, in welche sie der Ausruf ihres Vaters versetzte, dachte aber Alexandrine keinen Augenblick, daß die plötzliche Veränderung der Vermögens-Verhältnisse ihres Vaters den Entschluß des Herrn

von Mauvezin irgendwie ändern könnte. Hätte sie denn ihn vergessen, wenn er ohne Vermögen wäre? So wie sie war, so beurtheilte sie auch ihn und man muß zu ihrem Lobe noch beifügen, daß sie sich mehr mit der Zukunft von Louise beschäftigte, als mit ihrer eigenen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Rückkehr aus Sebastopol.

(Fortsetzung.)

Endlich kam der entscheidende Tag

Bernhard zog 327.

Welche Freude! Aber es ist wahr, wir hatten auch Alle tüchtig gebetet.

Aber leider, diese Freude war ja doch nur ein Strohfeuer.

Statt daß der Himmel sie ferner beschützte, waltete ein böses Geschick über Bernhard und Therese.

Es wurden so Viele als untauglich zurückgewiesen, daß man bis zu 330 griff.

Und Bernhard hatte 327. Nur drei Nummern mehr, und er war gerettet!

Das war eine allgemeine Bestürzung im Dorfe. Alles war traurig und niedergeschlagen, gerade als wenn die Kosaken das Dorf besetzt hätten.

Die Alten schüttelten mißmuthig die Köpfe, und die Jungen gingen von Thür zu Thür und beklagten in ihren Plaudereien Bernhard und Therese.

Und Einige meinten: „Bah! Geht über die Grenze, dann sind doch nur wir allein zu bedauern, da wir Euch verlieren.“

Nein! sagte aber Bernhard, . . . nein, es ruft das Gesetz . . . es ist meine Pflicht! . . .

Doch die Reichen im Dorfe hatten Mitleid, . . . die Reichen? o, es gibt nicht viele bei uns, und die es sind, sind es nicht sehr! Der Herr Maire und der Herr Pfarrer traten an die Spitze, man veranstaltete eine Sammlung, und selbst die Aermsten gaben von Herzen gerne ihre zehn Sous. Das Ganze gab nahe an tausend Francs! Nun konnte man zum zweiten Male hoffen, daß Bernhard nicht Soldat werde... Das war vor achtzehn Monaten.

Da brach der Krieg mit Rußland aus und ein Ersatzmann stieg bis auf tausend Thaler...

Nach dieser zweiten Täuschung unserer Hoffnung war der Jammer um so größer.

Bernhard allein blieb ruhig und gab dem Herrn Pfarrer die tausend Francs wieder, indem er meinte: der Winter sei so rauh, das Brod so theuer, und es sei besser, daß er fort müsse, so könne dieses Geld doch den Armen nützen.

„Schön!“ sagte Therese und drückte ihm weinend die Hand.

Und Bernhard ging.

Zum Glücke bezog er das Lager von St. Omer, zwölf Stunden weit von uns.

„— Dein Bruder würde zu traurig, wenn er mich nicht sähe, sagte Therese am ersten Samstag nach Bernhards Fortsein. Morgen in der Frühe, Petit-Pierre, komme und wecke mich vor Sonnen-Aufgang.“

Als ich beim ersten Grauen des Tages kam, öffnete mir Therese die Thüre, denn sie war schon reisefertig.

Wir gingen mit einander fort . . . auf halbem Wege begegneten wir Bernhard . . . ohne Zweifel hatte sie ihm geschrieben.

Und alle kommenden Sonntage verlebten an dem Saume eines Waldes, unter den großen Aesten einer alten Eiche, auf einem Hügel, Therese, Bernhard und ich zwei glückliche Stunden.

Wie sonst hielten sie sich bei den Händen, und mit so sanfter Stimme, daß mir selbst war, als hörte ich Musik, sprachen sie von ihrer so innigen Liebe....

Dann kehrten wir in unser Dorf, Bernhard in sein Lager zurück. Auf der ersten Anhöhe blieben Therese und ich wieder stehen. Bernhard war dann noch immer unter der Eiche.... Oft verweilten wir eine Viertelstunde, um uns noch von der Ferne zu sehen, und dann winkten wir uns ein letztes Lebewohl zu.... und nun vorwärts! vorwärts, die verlorne Zeit wieder eingeholt. Sechs Stunden hin, eben so viel zurück... im Ganzen zwölf Stunden, und dies alle Sonntage! Und am Montag war Therese wo möglich noch früher an der Arbeit als sonst!...

Eine brave Schwester das! . . . nicht? . . So ging es drei Monate fort.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Mäusevertilgung.) Im landwirthschaftlichen Vereinsblatt für Bayern, 1856, wird der Mäusevertilgung durch Gift gedacht; in früherer Zeit von Landwirthen befragt, ob man nicht ohne eigentliches Gift Feldmäuse tilgen könne, antwortete ich: Allerdings! Treibt zu rechter Zeit Schweine auf die Aecker; sie suchen Feldmäuse begierig auf, verzehren sie und lockern und düngen zugleich den Boden. Wiederholt wurde mir die Nachricht, daß das Mittel schnell und trefflich gewirkt habe, zumal wenn die Schweine noch jung waren. Vielleicht macht auch einer oder der andere Leser dieser Zeitschrift Gebrauch von diesem einfachen Mittel. (Dr. Kastner, Prof. d. Physik und Chemie in Erlangen.)

Lebensphilosophie.

Lasse dir des Lebens Tage,
Mensch, wie liebe Freunde sein,
Welche Bürden er auch trage,
Jeder tret' willkommen ein!

Jeden grüße fromm ergeben,
Wie der Freund dem Freunde thut,
Und wie Freudeslaunen eben
Trag geduldig seine Gluth;

Jeder, der dir will entrinnen,
Nehm' von dir ein freundlich Wort,
Nehm' ein löbliches Beginnen
Zur Erinn'rung mit sich fort!

Jeden, Mensch, entlaß' mit Segen,
Denn, wenn einst dein Stündlein kam,
Tritt dir Jeder so entgegen,
Wie er von dir Abschied nahm;

Was du Jedem mitgegeben,
Bringt dann Jeder dir zurück,
Sieht dich an, wie im Entschweben
Ihn berührte einst dein Blick.

Lasse, Mensch, des Lebens Tage
Dir wie liebe Freunde sein,
Denn es holt nicht Wunsch noch Klage
Die verlor'nen wieder ein!

Verschiedenes.

Als der greise Held Blücher, Marschall Vorwärts, wie man ihn nannte, in Schlesien auf dem Sterbebette lag, besuchte ihn sein König und sprach ihm von Hoffnung auf Wiedergenesung. Blücher erwiederte ganz ruhig: Ew. Majestät wissen wohl, mein Weg geht vorwärts; ich fühle, daß ich nicht mehr weit vom Ziel bin, und umkehren, das war nie meine Sache!

Eine junge Romanheldin war in's Wasser gestürzt und schon dem Ertrinken nahe, als plötzlich ein Retter sie dem nassen Tode entriß und ohnmächtig nach Hause trug. Bei ihrem Erwachen erklärte sie ihrer Familie sogleich, „daß sie ihren Retter, oder niemals heirathen wolle.“ — „Mein Kind,“ sprach der Vater, „das ist nicht möglich.“ — „Warum nicht? Ist er denn schon verheirathet?“ — „Nein.“ — „Ist es vielleicht der junge Mensch, der in unserer Nachbarschaft wohnt?“ — „Nein, es ist ein Neufoundländer Bullenbeißer!“

Herder hatte zu seiner Zeit einen großen Zorn gefaßt gegen das Lied aus Schiller's „Räubern“: „Ein freies Leben führen wir“, an welchem dagegen die gesammte damalige Jugend, namentlich die studirende, ihrerseits sehr großen Geschmack fand. Er bezeichnete dasselbe öffentlich als ein „ruchloses, kannibalisches Lied“ und brachte, wenn man die Melodie denn einmal nicht fahren lassen wolle, folgenden sittsameren Text in Vorschlag:

„Der Musen Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Bescheidenheit ist uns're Zier,
Die Wahrheit uns're Sonne“,

eine Abänderung, die jedoch leider bei den damaligen Studirenden keinen Beifall gefunden haben soll. Auch Schiller selbst hatte großen Aerger daran, wenn er dies Räuberlied von Musensöhnen singen hörte.

Auflösung des Räthsels in Nro. 143:

Spielkarten.

Verantwortlicher Redacteur: D: Kranzbühler jun.— Druck und Verlag von Th. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 145. Dienstag, den 2. December **1856**

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Einige Tage vergingen in dieser ungewissen Lage. Herr von Rosier besorgte seine Geschäfte, wie wenn die Dinge im alten Zustande sich befänden. Alexandrine wagte nicht zu fragen. Eines Abends bei einem Concerte, wohin ihr Vater sie gehen hieß und wo sich die gesammte gute Gesellschaft der Stadt befand, näherte sich Herr von Mauvezin ihr.

„Fragen Sie mich noch nicht“, sagte sie, „es ist mir noch nicht erlaubt, zu antworten.“

„Mein Leben ist in Ihren Händen“, sprach Herr von Mauvezin und entfernte sich.

Beim Weggehen vom Concert nahm Evariste seine Cousine am Arm. Es war herrliches Wetter und Frau von Fougerolles willigte ein, bis an die Allierbrücke zu gehen, um den Vollmond in seiner Pracht zu sehen. Zwei oder drei Personen begleiteten sie. Als man die Vorstadt durchschritten hatte, die nach dem Ufer zu liegt, hielt Evariste an.

„Ich habe Ihnen Etwas zu sagen, meine liebe Cousine“, sagte er, „und ich weiß nicht, wie es anfangen.“

„Nun, sprechen Sie“, sagte sie, „das ist doch nicht schwer. Sie wollen nicht? Mein Gott, welche Vorsicht! Wenn ich Sie zu sprechen hätte, so würde ich es gleich thun, und nachher sehen, ob es Ihnen gefällt.“

„Nun gut, liebe Cousine; ich habe erfahren, daß das Vermögen des Herrn von Rosier gefährdet, wenn nicht verloren ist...“

„Welche Tollheit!“ erwiederte Alexandrine, die zu erbleichen begann.

„Ach, ich wollte wohl, daß diese Tollheiten nicht so toll seien. Sie würden mir erlauben, Ihnen ein Herz anzubieten, das schon lange Ihnen gehört.“

Alexandrine erhob stolz ihr Haupt und sagte: „Das meinige ist nicht mehr frei.“

Die Brust Evaristens fühlte sich beengt.

„Dann“, erwiederte er, „denken Sie nicht mehr an Das, was ich Ihnen gesagt. Aber wenn Das, was man erzählt, wahr ist, vergessen Sie dann meiner nicht.“

Fräulein von Rosier hörte kaum darauf; all' ihre Gedanken waren bei Herrn von Mauvezin. Wenn Evariste Kenntniß vom Ruine des Herrn von Rosier hatte, konnte das so wohl begründete Gerücht auch zu den Ohren Anatoles gekommen sein, und doch hatte er sich so eben wieder um sie bemüht. Ihre Voraussagungen waren eben verwirklicht; der Verlust ihres Vermögens vermochte Nichts gegen die Liebe, die sie ihm einflößte. Freude und Stolz erfüllten ganz das Herz Alexandrinens. Evariste und Fräulein von Rosier waren am Ende der Brücke und lehnten sich an das Geländer. Evariste betrachtete den Fluß, Alexandrine den Mond, dessen Licht ihr voll in's Antlitz schaute; ihre Arme berührten sich, aber ein Abgrund trennte sie. Die Stimme der Frau Fougerolles rief sie endlich aus ihren Träumen.

„Es macht kalt hier“, sagte sie, „und ihr werdet den Schnupfen bekommen.“

Alle Zwei wandten sich um.

„Mein Gott, wie sind Sie bleich“, rief Louise, als sie Evariste betrachtete. „Ist Ihnen ein Unfall passirt?“

„Nein“, erwiederte Evariste sanft.

„Ach“, gab Louise zur Antwort, deren Auge voll Thränen waren, „wenn Sie ein Unglück träfe, wäre es sehr Unrecht.“

Und durch eine unwillkürliche Bewegung trat Louise zu Evariste, während Fräulein von

Rosier den Arm der Frau von Fougerolles nahm.

Am andern Tage war Alexandrine an der Grenze ihrer Geduld und fragte ihren Vater nach den Neuigkeiten des verhängnißvollen Briefes, wovon er gesprochen hatte.

„Der Brief, den ich erwartete?“ erwiederte der Vater. „Ich erhielt ihn.“

„Nun, was sagt er?“

„Oh, er entscheidet Nichts. Ich muß nur nach Paris.“

„Denken Sie bald abzureisen?“

„Heute Nacht.“

„Und bleiben Sie lange Zeit abwesend?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich werde Dir Nachricht geben.“

Diese Antwort war nicht geeignet, Fräulein von Rosier zur Fortsetzung der Unterredung zu bewegen. Sie bemerkte, daß ihr Vater allein sein wollte, und verließ ihn. Abends schloß er sich ein, um zu arbeiten, nachdem er die beiden Töchter umarmt hatte. Er war wie gewöhnlich; Alexandrine bemerkte nur, daß er Louise an sein Herz drückte und sehr darauf drang, daß sie noch denselben Abend in's Kloster zurückkehre. Er schien eine Thräne im Auge zu haben, als er die Thüre seines Kabinets berührte. Dieses war ein Zeichen von weicher Stimmung bei einem Manne, und Fräulein von Rosier staunte darüber.

Ach! Dieser Brief muß wohl schlimm lauten, dachte sie.

Einen Augenblick darauf öffnete ihr Vater die Thüre wieder und rief dem Diener. „Johann“, sagte er, „vergeßt nicht, mich zu wecken; ich werde mit dem Fünfuhrzug abreisen.“

Um vier Uhr klopfte der Diener, der in einem Sessel geschlafen hatte, an der Thüre des Kabinets. Niemand antwortete ihm. Er blickte durch das Schlüsselloch, sah aber kein Licht.

„Gut“, sagte er, „mein Herr ist eingeschlafen und die Lampe ausgebrannt.“

Er nahm einen Handleuchter und klopfte an der Thüre. Ein Hinderniß, welches einen Widerstand leistete, erlaubte ihm nicht, die Thüre ganz zu öffnen. Sie blieb blos halb offen und er mußte sich anstrengen, um in das Kabinet zu treten.

„Mein Herr, es ist Zeit!“ rief er.

Da er Niemand hörte, so blickte Johann rings um und sah Herrn von Rosier seiner ganzen Länge nach auf dem Boden ausgestreckt, zwischen der Thüre und dem Schreibtische, das Gesicht dem Boden zugekehrt. Er nahm ihn in seine Arme und legte ihn auf das Kanapee. Der Körper war schwer und steif, das Gesicht roth und an der Stirne sah man eine Wunde, die Herr von Rosier durch den Fall erhalten. Johann verlor den Kopf und schrie mit allen Kräften. In einem Augenblick war das ganze Hotel in Bewegung. Frau von Fougerolles, die einen leichten Schlaf hatte, lief eine der Ersten herbei.

„Es ist ein Schlaganfall!“ rief sie, als sie das angeschwollene Gesicht Rosier's sah.

In diesem Augenblick erschien Alexandrine, die durch den Tumult aufgewacht war, in dem Zimmer vor dem Kabinet.

„Treten Sie nicht ein, Fräulein!“ rief Johann, der sich vor die Thür stellte.

Alexandrine wurde ganz weiß. „Mein Vater ist todt!“ rief sie.

Frau von Fougerolles, welche Herrn von Rosier während seiner Lebzeiten nicht sonderlich liebte, nahm sie bei der Hand. „Es ist ein großes Unglück, mein Kind“, sagte sie; „aber was willst Du? Er hörte auf Niemand. Es mußte übel endigen....“

Aber Alexandrine hörte sie nicht. Sie sah nur auf die Thüre, hinter welcher der Körper ihres Vaters lag.

„Deßhalb also wollte er, daß man Louise in's Kloster zurückbringe“, sagte sie.

Ein Lichtstrahl durchdrang plötzlich ihren Geist. „Der Unglückliche!“ murmelte sie. „Er hat sich getödtet.“

„Getödtet! Dein Vater?“ antwortete Frau von Fougerolles.

Alexandrine nahm Frau von Fougerolles am Arm: „Sie wissen es also nicht? In der That, er hat es nur mir anvertraut. Mein armer Vater war ruinirt“, sagte sie ihr in's Ohr.

„Ruinirt? Aber dann hast Du ja Nichts?“

Frau von Fougerolles, welche die Hände Alexandrinens in die ihrigen genommen hatte, ließ sie fallen. Fräulein von Rosier benützte diese Bewegung, um in das Kabinet zu treten und ihren Vater zum letzten Male zu sehen. Der Leichnam war schon kalt. Sie ließ sich auf die Kniee nieder, um ihn zu umarmen aber die Berührung der eisigen Stirne macht'

ihr übel. Sie erhob sich, indem sie einen Schrei ausstieß, und fiel ohnmächtig nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Rückkehr aus Sebastopol.

(Fortsetzung.)

Aber eines Tages... entsetzliche Nachricht! das Regiment von Bernhard muß in den Orient!

Welch ein Schlag!

Bernhard, ja Bernhard selbst weinte. „Ich bin nicht gemacht für den Krieg, sagte er, ich kann kein Blut sehen, ich weiß es voraus, ich werde furchtsam sein.“

Furchtsam?... er?... Bernhard? — Geht doch!

In der ersten Schlacht ... bei Alma ... meine Herren, ist dieser Furchtsame der Erste auf einer Schanze... erobert eine Fahne... und erhält die Medaille.

Und ohne Verwundung, ohne einen Ritzen!

Als die Nachricht zu uns kam, meine Herren, wenn man es nicht verboten hätte... das ganze Dorf.... bei Gott... hätte beleuchtet.

Im Winter wurde Bernhard Corporal, mit den ersten grünen Blättern Sergeant. Jeder Brief enthielt eine gute Nachricht.

Wie las man aber auch diese Briefe? Zuerst bei uns ein Mal, zwei Mal, dann noch ein Mal,... dann in jedem Hause des Dorfes,... ja ein Mal sogar in der Kirche... auf der Kanzel, so daß Alles bei den Worten des Herrn Pfarrers weinte, und dieser selbst sich drei Mal unterbrach, denn auch ihm traten die Thränen in die Augen.

Und unsere Antwort ging wieder von Haus zu Haus, denn Alle wollten ein Wort, einen Gruß, einen Glückwunsch beifügen.

Nun kam es zur letzten Affaire, zur großen ... zur Erstürmung vom Malakoff ... Sie wissen, meine Herren ... zur Einnahme von Sebastopol.

Und wir erhielten keinen Brief.

Und man erzählte sich, daß zehntausend Franzosen gefallen seien.

O, welche Angst während dieser Tage!

Da kommt endlich der Bote, laufend, ganz außer Athem. Er bringt einen Brief von Bernhard.

Zitternd wird derselbe geöffnet ... gelesen ...

Blessirt ... amputirt ...

Ja ... aber es ist nur die Hand ... nein, nicht einmal die Hand ... der Finger ... nur der Finger!... Gott, welches Glück!

Ja, ein Glück, denn der Sergeant Bernhard hat seinen Abschied, hat 600 Frcs. Pension und ... das Kreuz der Legion! ... Dies Mal aber illuminirte man ohne alle Umstände; die Behörden sagten freilich, es geschehe wegen Sebastopol; wir aber, wir wußten wohl, warum wir's thaten ... wohl nur wegen Bernhard.

Nun kommt ein Brief aus Marseille.

Nun einer aus Paris, der letzte, gestern Abend mit den drei Worten: „Ich komme morgen!“ Dies „morgen“ ist also heute! und zwar kommt er jetzt, ja jetzt mit jeder Minute! Und deßhalb sehen Sie hier den Vater Mathias, und die Mutter, und die Großmutter, und die Brüder, die Verwandten und die Freunde, kurz das ganze Dorf sammt dem Pfarrer und dem Maire, denn Bernhard ist nunmehr nicht nur der Liebling der ganzen Gegend, Bernhard ist jetzt auch ihr Stolz, ihr Ruhm, ihre Ehre!! ...

6.

Wir waren entzückt über Petit-Pierre, der uns mit so viel Feuer, mit so viel Stolz die Geschichte seines braven Bruders erzählte, als plötzlich der gellende Pfiff von zwei mächtigen Locomotiven ertönte, die endlich zu gleicher Zeit die beiden Züge brachten.

Der unsere hielt etwas eher, aber Niemand von uns achtete darauf, denn Petit-Pierre's Erzählung hatte uns zu sehr interessirt, ja wir waren Alle zu sehr von dem allgemeinen Jubel ergriffen, als daß wir nicht ebenfalls wie das ganze Dorf auf Bernhard hätten warten wollen.

„Er kommt ... hier! hier! Sehen Sie ihn!“ Stehend in einem Waggon dritter Klasse, mit dem ganzen Leibe aus dem Wagenfenster herausgebeugt, mit einem von Freude strahlenden, schönen, männlichen Gesichte, zu dem der Schnurrbart und die Uniform mit der Medaille und dem Kreuze der Ehrenlegion ganz prächtig paßten, so fuhr Bernhard in Armentieres ein.

„Hier bin ich! Hier!“ rief er jubelnd und streckte die Arme nach den Seinen.

Und auf der ganzen Linie längs dem Gitter, welches einzubrechen drohte, sind ebenso die Hände und Arme nach ihm ausgestreckt, von den weiter rückwärts Stehenden fliegen Mützen und bebänderte Hüte in die Luft, und weithin erschallen Vivats und die Fanfaren der schmetternden Musik.

Nur Therese bleibt ruhig und unbeweglich, aber den ganzen Körper so vorgebeugt, daß nur ein Wunder sie im Gleichgewichte zu erhalten scheint.

Sogar die alte, gelähmte Großmutter hatte sich von ihren Trägern in die Höhe heben lassen, um ihren Enkel, den Helden von Sebastopol, zu sehen.

Nie, nein nie noch waren menschliche Herzen von so unendlicher Freude erfüllt!

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Aufbewahrung des Fleisches.) Auf dem Land und wo sonst nicht alle Woche geschlachtet wird, hat man gar oft große Plage, das Fleisch aufzubewahren, damit's nicht verdirbt. Da ist aber leicht zu helfen. Man zerschneidet das Fleisch in Stücke, die aber nicht schwerer als 3 oder höchstens 4 Pfund sein dürfen. Dann legt man sie in irdene oder hölzerne Gefäße und bestreut und bedeckt sie mit fein gestoßener Holzasche 1 bis 2 Zoll dick. Will man dann dieses Fleisch brauchen, so hat man's nur recht sauber abzuwaschen, und es ist nach 14 Tagen noch eben so frisch, als wenn's eben von der Schlachtbank käme.

Lebensphilosophie.

Alles im besten Lichte sehen zu können, ist eine bessere Mitgift, als ein Erbe von 100,000 Gulden.

Glaube, — dann wird Schlimmes gewendet,
Thue, — dann wird Gutes vollendet.

Verschiedenes.

Der Brief, den der Elementarschüler Jaquet in Colberg vor Kurzem an Se. Maj. den König gerichtet hat, lautet buchstäblich: „An den Herrn König Friedrich Wilhelm IV. in Berlin. Guter Herr König! Da ich von Sie schon so viel Rühmens gehört habe und daß Sie armen Leuten so viel Gutes thun und da ich so große Lust habe, Violine zu lernen, so möchte ich Sie, gutester König, bitten, mich eine Violine zu schenken, wofür ich auch sehr dankbar sein werde. Ihr Albert Jaquet in Colberg.“ Seine Bitte wurde bekanntlich erhört.

Ein junger Mann, welcher eine geraume Zeit lang in Lyon gearbeitet, erzählte uns folgenden hübschen Spaß. Vor ein paar Jahren fragte ihn auf einer der lebhaften Straßen Lyons ein vornehmer und ehrwürdiger Herr, wo sich die ausgezeichnetste Lyoneser Modewaarenhandlung befinde. „Ich will sie Ihnen gern zeigen.“ Sie gingen zusammen, und auf dem Wege dahin ergab das Gespräch bald, daß Beider liebe Heimath Annaberg sei. Der vornehme Herr wollte seine Gemahlin bei der Nachhausekunft mit einem ächt Lyoneser seidenen Kleid erfreuen und kaufte in der berühmten Handlung ein solches. Nachdem dies geschehen, fragte der freundliche Kaufmann, weß Landes der Herr sei. — „Mein Vaterland ist Sachsen, mein Wohnort Annaberg.“ — „„Das trifft sich wunderbar. Das Kleid, welches Sie kauften, es ist in Annaberg gefertigt, in der Röhling'schen Fabrik. Wir beziehen viel seidene Waaren von derselben.““

Logogryph.

1 2 3 4 5.
Ich schlängle mich durch Deutschlands freie Gauen;
3 4 2 1.
Ich blühe schön in Feldern und in Auen;
1 4 5.
Bei Sturm erfüll' ich Schiffer oft mit bangem Grauen;
1 2 4 5 3.
Die Ritter konnt'st du einst, mit mir bewaffnet, schauen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 146. Donnerstag, den 4. December **1856.**

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Das Gerücht vom Tode des Herrn von Rosier verbreitete sich mit Blitzesschnelle in Moulins. Die Neuigkeit einer Revolution, welche die Regierung stürzte, hätte nicht mehr Erstaunen hervorgerufen. Er, gestern so wohl! Er, so glücklich! sagte man. Als man aber erfuhr, daß er Nichts von dem ungeheueren Reichthum hinterließ, den man vermuthete, ward das Erstaunen zur Bestürzung. Man verstand nun das Augenblinzeln und die Zurückhaltung des alten Notars, und während acht Tagen war im ganzen Bezirke von Nichts Anderem die Rede.

Die allgemeine Meinung war, daß Herr von Rosier von einem plötzlichen Hirnschlag befallen worden sei, aber einige Personen, und an ihrer Spitze der Notar, schienen zu glauben, daß eine andere Ursache dieses tragische Ende herbeigeführt habe.

„Hirnschlag! Hirnschlag! Das ist bald gesagt", murmelte er; „es ist ein guter Vorwand, Hirnschlag, und es ist gut, still zu sein." Der Rest der Phrase verlor sich in den Falten seiner weißen Kravatte.

Man beschäftigte sich auch viel mit der Zukunft der Fräulein von Rosier und ihrer Schwester Louise. In sehr großem Luxus erzogen, wie könnten sie die Entbehrung von Dem ertragen, woran sie gewöhnt waren? Wozu werden sie sich entscheiden müssen? Dann, wenn man auf die Heirath zu sprechen kam, welche den Neugierigen so lange Zeit Stoff zum Plaudern gegeben hatte, lächelten die Boshaftesten. Adieu Körbe, die Ernte ist fertig, sagten sie.

Die ersten zwei oder drei Tage blieb Alexandrine wie betäubt und war mehr mit der Sorge um die verschiedenen Angelegenheiten des Hauses beschäftigt, als mit ihrem Kummer. Die wenige Zeit, die ihr blieb, verwandte sie darauf, Louise zu trösten. Sie zeigte nur ein gewisses Erstaunen, daß Herr von Mauvezin sie noch nicht besuchte; aber sie schrieb sein Ausbleiben einer Art Zartgefühl zu, welches ihre Gedanken von dem erlittenen Verluste nicht abwenden wollte. Sie zeigte sich übrigens entschlossen und überwand den Schmerz. Wie war es ihr aber, als sie am vierten Tage einen Brief von Herrn von Mauvezin erhielt, worin er ihr anzeigte, daß eine dringende Angelegenheit ihn auf's Land rufe, ohne daß er bestimmen könne, wann er zurückkehren werde. Er versicherte sie übrigens von seiner Ergebenheit und dem herzlichen Antheile, den er an ihrem Unglück nehme.

Als Fräulein von Rosier diesen Brief las, zeigte sie weniger Schmerz, als Entrüstung. Zorn, Scham, Abscheu und Verachtung beherrschten ihr Herz. Und ich konnte ihn lieben! sagte sie zu sich. Bei der Erinnerung an ihn ging die Blässe in Röthe über. Die Liebe war plötzlich erstorben. Es blieb bei ihr nur ein Gefühl übrig, gemischt aus Wuth und Haß, das ihr Blut in Wallung brachte.

„Der Elende!" sagte sie. „Wenn er mir nicht geschrieben hätte, so wäre es Verrath gewesen. Aber dieser Brief ist eine Gemeinheit, eine Unverschämtheit!"

In ihrer lebhaften Erregung zerriß sie den Brief; aber im Augenblicke, wo sie die Stücke fortwerfen wollte, hielt sie inne und legte sie wieder in den Umschlag.

„Nein", murmelte sie für sich, „ich will ihn lesen, um ihm nie zu verzeihen."

Zum ersten Male warf Fräulein von Rosier einen tiefen Blick auf ihre Zukunft. Sie war

verwaist und ohne Mitgift und hatte keine andere Stütze als Frau von Fougerolles, deren Zartgefühl nicht übergroß war. Ihre einzige Hoffnung war mit einem Male gebrochen; vor sich sah sie nur Ungewißheit und Nacht. Während diese Betrachtungen ihren Geist beschäftigten, stützte sich Alexandrine auf das Kamin; sie erhob aber bald wieder ihre Augen und blickte um sich. Ihr Antlitz war ganz weiß, und als es von den zwei Lichtern beleuchtet wurde, machte es ihr fast Furcht. Sie schien sich eine andere Person zu sein, die sie nicht kannte. Ihre Augen waren ganz weit offen, die Stirne glanzlos; die Haare hingen in Unordnung über ihre Wangen herab. Sie betrachtete sich lange, wie wenn sie in ihrem eigenen Herzen lesen wollte. Stillschweigen und Nacht umgaben sie; der Brief Anatole's lag in ihrer Hand.

„Bin ich nicht schön", sagte sie plötzlich mit halblauter Stimme, „ich habe Verstand, und Nichts ist daher noch verloren!"

Der Ton ihrer Stimme machte sie zittern. Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirne und erwachte wie aus einer Ohnmacht. Aber ihr Entschluß war gefaßt.

2.

Als die Liquidation des Herrn von Rosier eröffnet wurde, zeigten sich einige Gläubiger. Wenn Alexandrine die von ihrer Mutter ererbten Rechte geltend gemacht hätte, konnte sie eine ansehnliche Summe aus dem Schiffbruche retten. Frau von Fougerolles drang lebhaft in sie, es zu thun und versäumte dabei Nichts, ihren Schwager der Unvorsichtigkeit und Verschwendung anzuklagen. In diesem Punkte wollte Fräulein von Rosier Nichts hören; sie erklärte, daß Alles, was ihr zukomme, rechtmäßig den Gläubigern ihres Vaters gehöre, und lieferte es ihnen sogleich aus. Die Baronin schrie laut darüber auf; aber die ganze Stadt bewunderte diesen Zug der Zartheit und Uneigennützigkeit. Sofort regnete es Lob auf Fräulein von Rosier; selbst der Notar gestand, daß ihr Benehmen edel und großherzig war; dennoch verzog er beim Sprechen den Mundwinkel und erklärte zuletzt, als man ihn drängte, daß seiner Meinung nach diese That mehr durch den Verstand, als durch das Herz veranlaßt sei. „Sie ist die Tochter des Stolzes", sagte er. „Fräulein von Rosier verlangt nach der Ehre, Niemand zu gleichen. —" Nichts desto weniger benutzte der Notar die Gelegenheit, ihr einen Besuch zu machen und ihr seine Dienste anzubieten, als alter Freund der Familie. Alexandrine, welche sich erinnerte, ihn oft zu einer Zeit gesehen zu haben, wo noch nicht ein Vorfall, aus Zufall entstanden, ihn mit Herrn von Rosier entzweit hatte, empfing ihn sehr gut. Er kam nach Hause, entzückt von ihrer Unterhaltung. Alles an ihr war entzückend, die Wahl ihrer Ausdrücke, die Richtung ihrer Ideen, die Festigkeit ihrer Gesinnungen. Nur als man rings um ihn den Adel ihres Benehmens, ihre Grazie, ihren Geist und ihre Feinheit rühmte, sagte er: „Ja, ja, es ist ein Charakter!"

Man verwunderte sich über diese Fremdartigkeit seines Compliments und sagte zu ihm: „Ein Charakter! Ein wahres Wunder! Wer hat nicht Charakter? Und das soll ein so besonderes Lob sein?"

„Ach, Sie glauben?" erwiederte Herr Deschapelles sich ereifernd. „Ein Charakter ist das Seltenste in der Welt. Niemand hat Charakter, weder Ihre Freunde, noch Sie, noch ich! Moulins ist kein Nest, wohl aber durchsucht die Stadt und die Vorstädte, und ihr werdet vielleicht keinen zweiten finden. Es gibt wohl Mäner, die Dies und Frauen, die Jenes wollen; aber zu wissen, was man will, es richtig zu wollen, es immer zu wollen, voll und ganz in diesem Willen zu sein, das ist das Großartigste, und ich kenne Niemand als Fräulein von Rosier, welche diesen eisernen Willen besitzt.

Nach diesen Worten nahm Herr Deschapelles eine Prise Tabak. Man überhäufte ihn mit Fragen, um zum Mindesten zu wissen, was seine Heldin wolle; aber er bewahrte darüber ein undurchdringliches Stillschweigen, und seine kurze Rede ward auf Rechnung der ihm eigenthümlichen Launen gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Rückkehr aus Sebastopol.

(Schluß.)

Aber warum fährt denn der Zug noch so schnell, wie unsinnig! er wird nun wieder zurückfahren müssen.

Aber warum laufen denn die Bedienſteten ſo erſchreckt an Bernhard's Waggon und rufen „Halt! Halt, noch nicht!?"

Warum? Weil Bernhard's Waggon offen iſt!

Warum? Weil Bernhard nicht mehr ſeiner mächtig iſt, weil er nicht mehr länger warten kann, weil er herausſpringen will... weil er wirklich herausſpringt!

Und warum ſoll er nicht? Was iſt zu fürchten, iſt er nicht von den Flügeln der Liebe getragen, ſind nicht Hunderte von Händen und Armen da, um ihn zu fangen?

Nun! . . . Aber nun!

Ein falſcher Tritt . . . er fällt . . . er verſchwindet . . . Ein Schrei! und ein ſo gräßliches Knacken... und dann iſt der Zug vorüber und läßt hinter ſich Nichts mehr als eine unförmliche, todte, blutende Maſſe!

O, es iſt entſetzlich . . . entſetzlich!

Dieſe vor wenigen Secunden noch ſo ausgelaſſene Freude, und nun dieſer Vater, dieſe Mutter, dieſe Braut!...

Entſetzlich!... Entſetzlich!

Wir haben nicht den Muth, hinzuſehen, wir ſtürzten uns wie wahnſinnig in unſere Waggons. Gott ſei Dank, daß der Zug augenblicklich abfährt, daß wir keine Minute mehr an dieſem Orte des Schreckens weilen.

Doch ich blickte noch ein Mal zurück...

Ich ſah da eine händeringende Gruppe, aber Thereſe ſah ich nicht.

7.

Ich ſchrieb während der Nacht wie im Fieber dieſe Zeilen. Den ganzen darauffolgenden Tag irrte ich glanzlos umher wie ein Blödſinniger.

Die zweite Nacht waren meine Träume gräßlich.

Ich hörte immer die Worte Petit-Pierre's und ſah immer vor meinen Augen, was mein letzter Blick in Armentieres Schauderhaftes geſehen hatte.

Gegen Morgen hörte ich Trommeln.

Was gibt es? fragte ich, indem ich aufſtand.

Eine Abtheilung Infanterie, die dem Leichenbegängniſſe eines Ritters der Ehrenlegion beizuwohnen hat, eines armen Sergeanten, der von der Eiſenbahn zermalmt wurde.

Ich brauchte nicht mehr zu hören. Ich eilte auf den Bahnhof, und in wenigen Minuten ſpäter war ich wieder in Armentieres.

Schon war die traurige Ceremonie beendet, als ich ankam, denn das Detachement war mit einem Zug früher abgefahren, als ich, und ich fand den Kirchhof wieder leer.

Zwei friſche Gräber fielen mir in die Augen warum zwei?

Ich fragte den Todtengräber.

„Hier, ſagte er, liegt Bernhard."

Und neben ihm?

„Thereſe."

Dieſe zwei Worte ſagten mir Alles!...

Ich ging durch's Dorf.

Alles war ſtill, düſter, wie todt...

Da ſtürzt Petit-Pierre auf mich zu und fällt mir weinend in die Arme.

Sein irrer Blick zeigte auf eine Hütte, die einzige, deren Thüre offen war, da er ſie eben verlaſſen hatte.

Und in einem Halbdunkel ſah ich...

Die gelähmte Alte, immer in ihrem Stuhle, immer unbeweglich, aber nun auch mit einem erloſchenen Blicke jener Augen, in denen ſich geſtern noch alles Leben concentrirte.

Und auf dem Boden lag die arme Mutter in den letzten Convulſionen einer verzweiflungsvollen Kriſis. Sie barg ihr Geſicht in den Händen ihres Mannes, der neben ihr knieend und bittere Thränen weinend, ſie unterſtützte.

Hinter ihnen ſtand der Pfarrer, die eine Hand auf die Schulter des Vaters legend und die andere zum Himmel erhoben....

Und auf der andern Seite, beleuchtet von einem letzten Strahle der untergehenden Sonne, ſpielten die beiden Kleinen mit der Medaille und dem Orden der Ehrenlegion ihres tapferen Bruders.

Armer Bernhard, dachte ich bei mir ſelbſt, alſo um dieſen Kleinen die beiden Spielereien zu bringen, kamſt du von Sebaſtopol!...

Gemeinnütziges.

(Ein bewährtes Mittel zur Erhaltung des Leders.) Daſſelbe beſteht darin, das Leder, und zwar namentlich Schuhe und Stiefel, mit gewöhnlichem Malerfirniß anzuſtreichen. So angeſtrichene Schuhe und Stiefel halten ſich erfahrungsmäßig ſehr lange und

lassen keine Feuchtigkeit durch. Die Art der Ausführung ist folgende: die Stiefel und Schuhe, so wie anderes Leder, müssen nicht allein noch ganz neu und noch nicht im Gebrauche gewesen sein, sondern die Schuhmacher und Sattler dürfen auch bei der Anfertigung durchaus keinen Thran oder anderes Fett anwenden. Den Firniß kann man sich selbst bereiten, aber auch für einen billigen Preis aus jeder Apotheke beziehen und es reicht zu einem Paar großer Stiefeln für 9 kr. Malerfirniß hin. Die Stiefel werden, sowie sie vom Schuhmacher kommen, vermittelst eines Pinsels, sowohl Sohlen als Oberleder, tüchtig mit dem Firniß eingepinselt, bis er schäumt, dann in der Sonne oder beim warmen Ofen getrocknet. Am folgenden Tage, wenn die Stiefel vollkommen wieder trocken sind, wird dies Experiment, aber nur im geringeren Grade wiederholt, und so etwa fünf bis sechs Mal damit fortgefahren. Nach Verlauf von 8 oder 14 Tagen kann man die Stiefel anziehen und zur Probe sich mit denselben etwa $1/2$ Stunde in's Wasser stellen, und wenn das Anstreichen gehörig ausgeführt ist, werden die Füße trocken bleiben. Das Einschmieren solcher Stiefel mit Thran oder Fett ist späterhin gar nicht nöthig, und es ist besser, sie mit Wasser zu reinigen und sie dann zu wichsen; sie werden freilich in der ersten Zeit nicht so blank wie andere Stiefel, doch nehmen sie später eben solchen Glanz an.

Lebensphilosophie.

Schön ist gelehrter Köpfe Brauch,
Sie reden nach dem Sterben auch!

Den Menschen treibt sein Drang,
Doch wendet Gott ihm den Gang.

Der Ehre und des Vortheils Fach
Sind selten unter einem Dach.

Verschiedenes.

Hr. A. . ist ein großer Geizhals. Eines Tages fand ihn Jemand während des Frühstücks sehr eifrig damit beschäftigt, Fliegen zu fangen. Nach langer Mühe gelang es ihm endlich, einen dieser lästigen Gäste zu ertappen; das Gesicht des alten Harpax drückte lebhafte Befriedigung aus; er lüftete den Deckel der Zuckerdose und vorsichtig läßt er das geflügelte Wesen hineingleiten. Was machen Sie denn da, Hr. A.? Nichts, sagte der Geizhals. Ich will nur nicht, daß meine Domestiken mir Zucker stehlen; ich habe ein Loch in den Deckel gemacht, damit die Fliege Luft hat. Wenn nun meine Leute Zucker stehlen wollen, so wird die Fliege sich davonmachen und ich weiß, woran ich mich zu halten habe.

Ein Bauer ergab sich dem Trunke. Die Frau bat den Pfarrer, die traurigen Folgen davon ihrem Manne vorzustellen, was dieser auch that. Am folgenden Tage fuhr der Bauer in aller Frühe auf das Feld hinaus; nach gethaner Arbeit kommt er mit dem Pfluge zurück und vor Rößleinwirths Hause vorbei. Keinen Blick wirft er auf dasselbe. Zwanzig Schritte weiter unten an der Ecke, wo er in die Gasse einbiegen soll, in welcher sein Haus steht, hält er an und hält folgendes Selbstgespräch: „Michel, Du bist ein ganzer Kerl, Du hast Grundsätze, Du kannst Dich selbst beherrschen; jetzt komm' rein zum Rößleinwirth, ich zahle Dir dafür einen Schoppen.“

Als kürzlich der berühmte Capellmeister Strauß mit seinem Orchester in Pawlofs, einem Concertgarten bei Petersburg, spielte, fand eine von ihm neu componirte Polka den allgemeinen Beifall; einige Enthusiasten wollten es sich durchaus nicht nehmen lassen, den Virtuosen im Triumph durch den Saal zu tragen, setzten auch ihr Vorhaben trotz des Sträubens des Künstlers endlich durch. Als der Letztere seinen Platz am Dirigentenpult wieder einnahm, vermißte er seine Brieftasche mit 500 Rubel Inhalt und erkannte leider die Enthusiasten als — gemeine Gauner.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 145:
Spree. Reps. See. Speer.

Verantwortlicher Redacteur: D: Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 147. Samstag, den 6. December **1856.**

Der Ehrgeizige.

Geehrt zu werden, ist sein Streben,
Sein ganzes Thun nur eitler Schein;
Recht nützen will er nicht im Leben,
Nur seines Ehrgeiz's Sclave sein.

Sucht Gutes selbst er zu vollbringen,
Treibt ihn dazu nicht Edelmuth,
Und sollt' er selber lieblich singen,
Aus Ehrgeiz er allein es thut.

Ist Ehre seiner That geworden,
Kennt er nicht mehr Bescheidenheit;
Bekannt muß's werden allerorten,
Verbreitet wird's als Neuigkeit.

Daß er der Sache nicht will dienen,
Nicht Selbstbewußtsein ihm genügt,
Verrathen Worte, Haltung, Mienen.
Mit Ehre er sich nur begnügt.

Er möchte gerne dominiren,
Wenn bietet sich Gelegenheit,
Und kann er 's große Wort nicht führen,
Macht Luft sich Neid und Bitterkeit.

Er ist sich gleich, von vorn wie hinten
Will immer er geehrt sich seh'n.
Und könnt' er sich geehrt nicht finden,
Wird er nicht leicht an Thaten geh'n!

Er kann sich links und rechts hinneigen,
Wohin es grade günstig scheint.
Stets sucht er Eines zu erreichen:
Daß man von ihm nicht wenig meint.

Dürkheim, 15. November 1856.

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens sah Alexandrine Evariste bei sich eintreten, den sie seit dem Tode ihres Vaters nicht mehr gesehen.

„Ich wollte nicht den Schmerz Ihrer ersten Tage stören“, sagte er. „Aber nun bin ich hier.“

Evariste schien verlegen. Er betrachtete sie und sprach nicht. Endlich versuchte er es zu reden.

„Erinnern Sie sich der Unterredung“, begann Evariste, „welche wir eines Abends auf der Brücke gehabt?“

„Ja“, sagte Alexandrine. „Warum stellen Sie mir diese Frage?“

„Weil die Hand, die ich Ihnen darbot, immer Ihnen gehört und Sie mich sehr glücklich machen würden, wollten Sie sie annehmen. Die Umstände haben sich vielleicht geändert...“

„Was macht Sie Das glauben?“ fragte sie lebhaft und fest in's Auge Evaristens blickend.

„Verzeihen Sie mir, daß ich in Ihr Leben mit solcher Freimüthigkeit blicke, aber ich glaube, ein Verwandter darf es.“

„Sprechen Sie.“

„Nun, ich glaube, daß Er abgereist ist.“

Alexandrine erbleichte leicht, sie nahm ein Glas Wasser und trank es aus; dann sagte sie: „Es ist wahr.“

„Sind Sie mir böse?“ fragte Evariste.

„Ich Ihnen böse sein, und warum?“

Der Ausdruck ihrer Augen milderte sich und sie nahm ihn bei der Hand, indem sie sagte: „Also weil ich allein in der Welt und verlassen bin, kommen Sie zu mir?“

„Bin ich denn nicht Ihr bester Freund? Behalten Sie diese Hand, die Sie genommen

haben, und ich werde Ihnen mit der ganzen Gluth meines Herzens danken.«

Alexandrine senkte das Haupt und überlegte eine Minute.

»Es ist nun unmöglich«, erwiederte sie endlich. »Ich gäbe gerne die Hälfte der Tage, die mir noch zum Leben bleiben, um sie Ihnen zu weihen … aber es ist zu spät!«

»Zu spät für zwanzig Jahre!« rief er.

»Sie verstehen mich nicht … Das Alter macht Nichts«, erwiederte Fräulein von Rosier mit Eifer; »sahen Sie noch nie dürre Aeste an einem jungen Baume?«

Evariste wollte ihr antworten; sie winkte ihm, einzuhalten.

»Nein, glauben Sie mir«, sagte sie mit Festigkeit, »Sie brauchen ein zärtliches und gutes Herz, das Sie ganz, wie Sie's verdienen, lieben kann, und ich habe dies nicht, vielleicht hatte ich es nie! Das meinige ist voll Bitterkeit und Galle … Lassen Sie mich allein leben.«

»Sie lieben ihn noch!« fuhr Evariste empor.

»Außer meiner Schwester und Ihnen liebe ich Niemanden; ich schwöre es.«

Es lag in der Stimme Alexandrinens ein solcher Ausdruck von Offenherzigkeit, daß ein Zweifel unmöglich war; aber zu gleicher Zeit solche Strenge, daß Evariste darüber erzitterte. Er sah ein, daß er nicht weiter in sie dringen dürfe.

»Was wollen Sie jetzt thun?« fragte er sie.

»Ich werde mich zu Frau von Fougerolles zurückziehen.«

Evariste erhob sich. »Ach, unglückliches Kind«, rief er, »Sie kennen sie also noch nicht?«

Alexandrine warf ihm einen ruhigen Blick zu. »Sie glauben?« sagte sie. »Es ist möglich; aber ich will sehen und es abwarten.«

Als Evariste Alexandrine verließ, wußte er noch nicht, was er thun solle; er empfand den Schmerz eines Mannes, der soeben seine letzte Hoffnung entschwinden sah. Abends gab er Befehl, seine Koffer zu packen und sie nach der Eisenbahn zu bringen; hernach dachte er, daß seiner Nichte ein Unglück zustoßen könnte.

Was wird sie thun, wenn ich nicht da bin? sagte er zu sich und blieb.

Die Oberin des Klosters, wo Louise erzogen wurde, bat, sie behalten zu dürfen. Die Baronin hütete sich wohl, es zu verweigern, und hätte sich auch der Abreise Alexandrinens nicht weiter widersetzt; aber diese erklärte, lieber bei Frau von Fougerolles bleiben zu wollen, und bat noch an demselben Tage ihre Tante um die Erlaubniß, die paar Mobilien, die sie gern hatte, zu ihr bringen zu lassen. Eine Weigerung hätte den allgemeinen Unwillen hervorgerufen, und aus Furcht vor Scandal erwiederte die Baronin, daß sie willkommen sein werde.

Wie man bereits weiß, bewohnte Frau von Fougerolles abwechselnd Paris und die Provinz. Sie besaß zwischen Moulins und Nevers, am Ufer der Allier, ein Schloß, wo sie die schöne Jahreszeit zubrachte, und in Paris an der Universitätsstraße ein Hotel, das sie im Winter besuchte. Doch kam sie, wie wir bereits gesehen haben, öfters zur Zeit, wo sie sich auf ihre Güter zu begeben pflegte, nach Moulins, wo ihr Herr von Rosier eine um so angenehmere Gastfreundschaft anbot, als sie weniger kostbar war. Sie verlängerte ihren Aufenthalt daselbst in's Unendliche und zeigte sich darin sehr nachgiebig, da sie keine Ausgaben hatte; aber im Allgemeinen und zum Mindesten bei außerordentlichen Umständen, zur Zeit der Weinlese, ließ sie sich zu La Bertoche nieder, wohin Fräulein von Rosier ihre Tante zwei oder drei Mal begleitete, ehe das traurige Ereigniß eintrat, das sie dahin zurückführte.

La Bertoche hatte in seinen, aus dem vierzehnten Jahrhundert datirenden starken Constructionen Etwas von der feudalen und kriegerischen Pracht seiner Nachbarschlösser Grossouvre und Apremont, welche der Stolz der Küsten der Allier sind. Dicke Mauern, beherrscht von einem gewaltigen Thurme mit Zinnen und Gräben, umgaben es von allen Seiten. Das Schloß zeigte in seinen Flügelgebäuden eine alte Kugel, welche zur Zeit der Kriege der Jungfrau darauf geschossen wurde. Der Allier floß am Fuße des Hügels, auf welchem es stand und von wo sich die Aussicht über die Ebene und Wälder erstreckte, in deren Mitte den glänzenden Lauf des Flusses das Auge gern verfolgte. Der von der Baronin bewohnte Theil des Schlosses stieß vorn an einen langen Hof und bestand aus einem viereckigen Pavillon mit zwei Flügeln, die rückwärts gebaut waren und ein Stockwerk über dem Erd-

geschoß hatten; eine große Sonnenuhr zeigte die Sturden oberhalb des Eingangsthores an. Die an den Seiten des Hofes errichteten Gebäude dienten den Dienstleuten als Wohnung, dann als Stallung und Remisen. Man hatte auch eine kleine Kapelle darin errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Geschichte, die aber heute noch nützen kann.

(Aus der Spinnstube pro 1857.)

Droben in Schwaben, bei Schwäbisch Gmünd herum, lebten zwei Bürgersmänner, die alle beide über die Zeit der Milchzähne schon lange hinaus waren, viele Zähne thaten ihnen sogar nicht mehr wehe, wenn etwa Zähnepein an Einen oder den Anderen kam. Beide waren im Laufe der Zeit Wittwer geworden, und da sie Beide nicht mehr konnten, wie sie wollten, so dachten sie daran, ihr Gut an ihre Kinder zu geben und den Rest ihrer Tage in Frieden und Ruhe zu verleben, was in unserer Landessprache so viel heißt als: Ausenthaltsväter zu werden.

Beide hatten durch Fleiß und Thätigkeit in ihrem Berufe ein hübsches Vermögen erworben. Der Eine, der Bastian hieß, war ein Metzger seines Zeichens, und der Andere, der Jodocus hieß, ein Schuster. Der Bastian hatte einen Sohn, der eines braven Mädchens Bräutigam war und seines Vaters Geschäft trieb, der Jodocus, oder wie man es dort zu Land abkürzt, Dokes, eine hübsche Tochter, die mit dem Altgesellen auch so stand, daß sie bald daran dachten, sich vom Pfarrer ausrufen zu lassen.

Saßen einmal die beiden Alten im Rössel beim Bier und besprachen Dies und Das, und da sie von Kindesbeinen an gute Kameraden gewesen waren, sagte der alte Dokes zu seinem Nachbar Bastl: Bastl, sagt er, ich mein', ich sollt' mir's leicht machen. Ich bin ein alter Bursche geworden, und den Pechdraht kann ich nicht mehr so recht ziehen, daß er Brandsohle, Sohle und Oberleder zusammenpreßt, als wär's von einem Hautstück und schier zusammengewachsen. Weischt, ich hab' mir was Ehrlichs erworben; Haus, Feld und auch hier und da ein Capitälchen, auf Zins zu fünf Procent ausgethan. Mein Sabinel und der Pochhammer, der Altgesell aus Ulm, sehen sich gern und könnten sich heirathen, und die Kundschaft blieb im Haus und der Pochhammer versteht's Handwerk. Was meinscht dazu?

Dokesle, sagte der Bastian, du sagst da Etwas, das liegt mir auch schon bislang im Sinn. Mein Fritzl ist jetzt seine acht und zwanzig alt und könnt' sein Minel heirathen, und ich könnt's machen wie du, und ihm den Schar übergeben. Es will bei mir auch nicht mehr wie vor dreißig Jahren; aber ich will dir was sage, Dokesle: Mein Großvater seliger hat immer gesagt (da lebt' er noch): „Thu' dich nicht aus, eh' du schlafen gehst; zehn Kinder kann Ein Vater ernähren, aber zehn Kinder nicht Einen Vater;“ „Hungern im Alter thut fast so weh wie in der Jugend, und Gnadenbrod im Alter ist hart; die alten Zähne können's nicht beißen;“ und endlich: „Weiße Haare und schimmelig Brod kommen allemal zusammen, wenn die Kinder Herren werden.“ So hat er gesagt und noch ein paar andere Sprüchlein dazu, von denen das letzte gar schauerlig klingt, nämlich: „Thränen im Alter sind oft Bächlein, die aus Hungerquellen fließen!“ Merkt's, Dokesle: ich stell' mich sicher, obschon ich glaub', daß weder mein Fritz, noch sein Minel mich hungern ließen. Sie sind beide gut; aber Vorsicht hat noch Niemand gereut. Siehscht, Dokesle, das isch so mai Mainung!

Meine sind auch herzseelengut, sagte Jodocus, und man hat sie auch erzogen in der Furcht Gottes, da werden sie doch keine Unmenschen sein!

Merk's, lieber Leser, dem Jodocus ist es gegangen wie dem Manne, der zu einem Freunde kam und fragte, was er von einem Mädchen halte, das er heirathen wolle? Der Andere fuhr greulich los und warnte vor dieser Kratzbürste. Da sagte der Andere: Hätt' ich doch drei Tage früher dich gefragt, gestern hat mich unser Pfarrer mit ihr copulirt. — Das hättest du mir früher sagen sollen, sprach da der Andere, dann hätt' ich gesagt, sie wär' a Scapulirläusle!

Item, der Jodocus hatte die Sache leider schon fertig gemacht und seinen Kindern Alles ohne Ausenthalt übergeben, das wußte aber

der Bastian noch nicht, und der Jodocus hütete sich auch, es ihm so hinzuzusagen.

Der Bastian zog auf die letzte Rede seines Genossen bald die rechte, bald die linke Achsel in die Höhe und sagte: Dokesle, mit der Kinder Lieb' und Barmherzigkeit gegen die Eltern ist es ein gar curios Ding. Es geht ihr wie einer Schwarzwälder Tanne: sie wird in der Länge dünne, besonders weit oben, wo die vielen Aestlein angehen. Verstehst? —

Man muß doch auch auch nicht gleich das Schlimmste denken, sagte Jodocus, dem es nicht recht geheuer war, und der die von Bastian erregten Sorgen seines Herzens gerne einlullen wollte. Man hat sie ja doch auch in Lieb gehegt und gepflegt, als sie unmündig waren, Bastl, und hilflos dazu. Das können sie nicht vergessen!

Ganz recht, Dokesle, sprach Bastian; aber das Wiederbezahlen ist unangenehm, und Wohlthat in Braubütten bringt Dank in Nußschalen.

So redeten die alten Knaben noch eine Weile und gingen dann heim.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wenn stets dein Losungswort erschallt,
Zählt man dich zu den Gleißnern bald.

Vor Tugendphrasen habe Scheu,
Auch wenn du's ehrlich meinst und treu;
Wer der Tugend Namen unnütz führt,
Der wird zum Heuchler, eh' er's spürt.

Verschiedenes.

Eine bekannte Persönlichkeit in Berlin, bereits in verschiedenen Straßen photographisch aufgehängt, wollte von der Photographie eine Lithographie machen lassen und beauftragte einen Lithographen damit. Der Stein wird gezeichnet und überbracht. Der Besteller aber weigert die Annahme und Auszahlung des auf 15 Thlr. stipulirten Honorars, da das gelieferte Portrait ihm nicht ähnlich sei, und gibt ihm dies auf Verlangen schriftlich. Der Lithograph geht nach Haus, löscht die Namens-Unterschrift und setzt statt deren: „Ein Berliner Bummler.“ Den ersten Abzug erhält der Nicht-Getroffene mit dem Antrag, das Genrebild in Verlag zu nehmen. Eilig begibt er sich zu dem Lithographen und theilt ihm mit, er sei bereit, jetzt den Stein für das stipulirte Honorar zu kaufen. Der Lithograph jedoch antwortet: er hoffe mit dem Genrebild, das ja Niemand beleidigen könne, da es nach der schriftlichen Erklärung des Bestellers „kein Portrait“ sei, ein gutes Geschäft zu machen, und die Zeichnung sei ihm jetzt unter 50 Thlr. nicht feil. — Der Besteller hat jetzt Kunstsinn genug, das Genrebild zu würdigen, und kauft den Stein für 50 Thaler.

(Ego und Echo.) Als der Professor C. bei der Feier seiner goldenen Hochzeit das Glück seiner Ehe rühmte, die Gattin auch herzlich einstimmte, und ein Freund sagte: „Ihr müßt eine Anweisung zum Eheglück geben“, entgegnete C. lächelnd: „Die ist sehr kurz; der Mann muß das eigentlichste Ego (Ich) der Frau und die Frau des Mannes Echo sein!“

Charade.

Labend sich im Sonnenstrahl
Hüpften dort im stillen Thal
Die zwei ersten Silben hin.
Aber ach, wie schnell ward Freude
Zu dem allergrößten Leide,
Als das letzte Paar erschien.

Schon in wenigen Minuten
Mußten zwei der Ersten bluten,
Eilend riß der Feind sie fort.
Ach, und speiste ohn' Erbarmen
Die unschuldvollen Armen
Auf der Felsen sicherm Ort.

Fragst du, wer die Feinde waren,
Deren grausames Verfahren
Dir dein Erstes hat zerstört?
Nimm das Ganze nur zusammen,
Dann weißt du, woher sie stammen,
Die der Unschuld Glück zerstört.

Verantwortlicher Redacteur: D: Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 148. Dienstag, den 9. December **1856.**

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Das Zimmer, welches Fräulein von Rosier schon bewohnt hatte und in das sie gleich nach ihrer Ankunft zu La Bertoche eilte, lag am Ende des einen Flügels und sah nach dem Thale; ein steinerner Balkon erlaubte, eine weite Aussicht auf das Land zu genießen. Dies Zimmer war groß und mit einer alten Tapete aus Flandern versehen; ein Himmelbett stand in einer Ecke, dem Fenster gegenüber. Alexandrine benützte den ersten Tag dazu, die wenigen Habseligkeiten, die sie aus Moulins gebracht hatte, und ihre Lieblingsbücher zu ordnen. Zwei oder drei Mal blieb sie auf dem Balkone stehen und betrachtete die Gegend, über welche die Wolken mit ihren dunklen Schatten vorüberzogen. Diese Einsamkeit, dieses tiefe Stillschweigen, nur durch das Geräusch des Windes in den Bäumen unterbrochen, war ganz ihrer Geistesstimmung gemäß.

Während der ersten Tage ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse La Bertoche war das Leben des Fräuleins von Rosier traurig und einförmig. Man sah Niemanden; die Abende brachte man in einem großen Gemache zu, wo Frau von Fougerolles ihre Pächter empfing. Diese arbeitete an einer Tapeten-Stickerei und ihre Nichte las oder strickte. Wenn die Baronin um zehn Uhr ihre Rechnungen beendigt hatte, ging sie in ihr Zimmer zurück. Während der ganzen Zeit zwischen dem Abendessen und dem Schlafengehen hatte man nicht zehn Worte gesprochen. Bei dem Stillschweigen, das um sie herum herrschte, erwog Alexandrine den Umfang ihres Verlustes; aber sie war nicht niedergeschlagen. und wie ihr Vater vorausgesehen hatte, so trat sie dem Unglück mit starrem Widerstand entgegen.

Nach dem Stoß, der aus ihrem Herzen das Andenken des Herrn von Mauvezin geworfen hatte, war dies Alleinsein dem Fräulein von Rosier nicht unangenehm. Es gab ihr Zeit, ihre Kräfte zu sammeln und sie vor dem Kampfe zu erproben, den sie gegen das Leben zu kämpfen hatte. — Sie prüfte sich selbst in mancherlei Art und suchte in die Zukunft zu sehen. Einige Worte ihrer Tante ließen sie besser die Tragweite des Ausrufs, der Evariste'n entfahren, erkennen. Auf dieser Seite sah sie nur Irrungen und Kummer; aber sie resignirte und sah in Erwartung des Kommenden einen eigenen Reiz darin, allein unter den schönen Schatten von La Bertoche zu wandeln und Abends das Land von ihrem Balkon zu überblicken. Ein Vorfall störte sie aus diesem Stillleben auf.

Eines Morgens gab man einer gewissen Frau Ledoux, welche unter der Oberleitung der Frau von Fougerolles das Schloß verwaltete, eine Rechnung für Parfümeriegegenstände, welche Fräulein von Rosier bei einem Kaufmanne der Stadt entnommen hatte. Mit großen Bedürfnissen erzogen, hatte Alexandrine die Gewohnheit dieser kleinen Nothwendigkeiten des eleganten Lebens; sie glaubte nicht, daß der Vermögensverlust ein Grund sei, darauf zu verzichten. Frau Ledoux, welche keinen Auftrag erhalten hatte, zauderte und gab schließlich die Rechnung an Frau vou Fougerolles. Beim ersten Blick in dieselbe ließ die Baronin ihren ganzen Unwillen sehen. „Fünfzig Franken!“ rief sie. „Seht diesen Zieraffen! Sie hat nicht einen Sou und die verausgabt in Pomadehäfen und wohlriechenden Wassern mehr, als ich in Leinwand-Sacktüchern und Baumwollstrümpfen!“

„Mademoiselle ist so jung! in ihrem Alte

denkt man weniger«, erwiederte schüchtern Frau Ledoux, in welcher die Lage des Fräuleins von Rosier ein tiefes Mitleid erregt hatte.

»So jung! Mit zwanzig Jahren führte ich meine eigene Haushaltung und man sah darin keine solche Rechnungen. Bezahlen Sie sie nicht!«

»Was soll ich nun thun?« fragte Frau Ledoux.

»Geben Sie diese Note Fräulein von Rosier, sie mag die Sache abmachen, wie sie will. Es ist genug, daß ich sie erhalten muß; ich brauche nicht noch ihre Schulden zu bezahlen. Aber nein, geben Sie sie her, ich werde mit ihr reden.«

Und Frau von Fougerolles entriß das Papier der Frau Ledoux, die sich ganz bestürzt entfernte.

Alexandrine, die sich Nichts versah, kehrte zur Mittagszeit vom Spaziergange zurück, den sie im Park gemacht. Frau Ledoux, die ihrer im Hofe wartete, hielt sie an, sobald sie sie sah.

»Wenn die Frau Baronin«, sagte sie, »von einer kleinen Rechnung für Parfümerien zu Ihnen spricht, so seien Sie nicht in Sorgen, Fräulein; ich habe Einiges erspart und werde sie bezahlen.«

Ein Fenster öffnete sich; man sah den Kopf der Frau von Fougerolles, und Frau Ledoux eilte fort.

Als Fräulein von Rosier in den Speisesaal trat, war bei Frau von Fougerolles der Maire des Orts, der wegen mehrer Wegeverbesserungen bei ihr zu thun hatte. Alexandrine hatte sich noch nicht gesetzt, als ihr die Tante die Rechnung gab.

»Was ist das?« sagte sie.

Die Stimme war so hart und kurz, daß Fräulein von Rosier den Kopf erhob, ehe sie das Papier öffnete.

»Aber sehen Sie doch!« erwiederte Frau von Fougerolles.

»Ich weiß es schon«, antwortete Alexandrine, »es ist die Rechnung meines Parfümeurs.«

»Ach, wirklich? Es ist also Alles für Sie?«

»Ja, Madame, für mich allein.«

Frau Fougerolles bemächtigte sich der Note und rief, sich zum Maire wendend: »Fünfzig Franken! Begreifen Sie das? Fünfzig Franken für Pomade und Essenzen!«

Der Maire, welcher daran dachte, daß er von der Baronin Etwas wolle, erhob seine Hände zum Zeichen des Erstaunens.

„Fünfzig Franken", rief er, „das ist viel Geld!"

Dem Fräulein von Rosier stieg die Röthe in's Gesicht und sie erwiederte: »Erlauben Sie, mein Herr, es handelt sich hier um meine und nicht um Ihre Angelegenheiten."

„Ah, Sie fassen die Bemerkungen also auf?" fuhr die Baronin fort. „Ich muß also annehmen, daß Sie Geld haben, um Ihre Lieferanten zu bezahlen."

Das Fräulein sah ein, daß der Kampf begonnen; sie wollte aber nicht durch den ersten Schlag fallen und mußte daher Widerstand leisten.

„Ich habe solches nicht, das wissen Sie", begann sie, sich fassend, „aber es bleiben mir zwei oder drei kleine Schmucksachen, die ich von meiner Mutter, Ihrer Schwester, habe. Ich werde sie verkaufen, und der Erlös wird ausreichen, um diese Rechnung zu bezahlen."

Frau von Fougerolles biß die Lippen zusammen; dann erwiederte sie: „Sehr schön, mein Fräulein; weil wir aber doch einmal auf diesem Kapitel sind, so erlauben Sie mir einen Rath, wozu mich mein Alter und meine Stellung berechtigen. Sie tragen Kleider von Seide und schleppen sie durch alle Alleen des Parks. Wenn man kein Geld hat, so kann man, meine ich, weniger kostbare Kleider tragen, zumal wenn man zehn Finger hat, ohne sich ihrer zu bedienen."

Fräulein von Rosier war erröthet, jetzt wurde sie bleich.

„Sie haben Recht, Madame!" erwiederte sie kalt und setzte sich an den Tisch.

Während des Essens gab sich das Fräulein Mühe, recht munter zu sein; als sie aber in ihr Zimmer zurückgekehrt war und die Thüre verschlossen hatte, brach ihr Schmerz aus. Sie erstickte fast vor Weinen und Schluchzen; zwanzig Mal versuchte sie es wohl, Herr über sich zu werden, und zwanzig Mal mißlang es. Ihr Herz war fast gebrochen. Sie riß fast mehr ihr Kleid herab, als daß sie es auszog, und begann ihre Schubladen zu räumen und unter convulsivischen Bewegungen einen Koffer zu packen

„Verwünschtes Haus!" rief sie aus. „Ja,

ich werde es verlassen. Sie will, daß ich arbeite! Gut, ich werde arbeiten! Besser ist, schwarzes Brod essen, als so viele Erniedrigungen zu ertragen!"

Als der Koffer halb voll war, hielt sie plötzlich inne und stieß ihn zurück.

„Nein", rief sie aus, „ich bin in dies Haus eingetreten, ich will darin bleiben!"

Sie betrachtete sich in einem Spiegel; ihr Gesicht war mit Thränen bedeckt. Sie nahm ein Taschentuch und fuhr damit hastig über Wangen und Augen.

„Laßt sehen; ich bin zwanzig Jahre alt. Weint man mit zwanzig Jahren?"

Sie lief auf den Balkon und setzte die brennende Stirne dem kalten Nachtwinde aus. „Ach, Herr von Mauvezin", murmelte sie, „diesen Tag werde ich Ihnen nicht vergessen!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Geschichte, die aber heute noch nützen kann.

(Fortsetzung.)

Als der Bastian heimkam, sagte sein Fritzl zu ihm: Vater, ich möcht' gern heirathen. Mit der Magdwirthschaft geht's übel, und die Reinlichkeit im Fleischladen wär' schon lang in's Gegentheil umgeschlagen, wenn Ihr nicht fraget, oder ich: Sollen wir die Mägde sein, so mein' ich, könnten wir den Lohn sparen? Ihr wißt's schon, die Minel ist ein proper Mädchen, brav dazu und bettelarm auch nicht. Nun habt Ihr neulich selbst gesagt, eine Tochterhand fehlte Euch überall. Drum, so bitt' ich, gebt mir Euern Segen! Das Geschäft aber führ' ich ja doch, und es könnt' so fortgehen wie bisher. Wollet Ihr das aber nicht, nun, so machet's, wie Ihr wollet, mir ist Alles recht, was Ihr thuet. Behaltet Euch Alles, nur lasset mich bei Euch wohnen und übergebt mir die Handtierung. Wir Zweie sind jung und wollen uns gerne plagen, wie Ihr es seiner Zeit auch mit der seligen Mutter gethan habet!

Das ist brav geredet, entgegnete der Alte darauf. Meinen Segen sollt ihr mit Freuden haben, das Geschäft auch, und die Frau soll dich auch nicht zum Manne machen! Laß mich's nur machen! Du wirst zufrieden sein. Geh' einstweilen morgen früh zum Pfarrer, wenn's der Minel und ihren Eltern recht ist, und bestell' das Aufgebot.

Da drückte der Fritz mit Dank und Rührung seines Vaters Hand und ging fröhlichen Herzens zur Minel, ihren Eltern und dann zum Pfarrer.

In Bastian's Haus war oben eine Küche mit zwei Stuben, die man heizen konnte; die hielt er sich aus und sechs Morgen Land und sein schön Theil Capitälchen. Die sechs Morgen Land gab er dem Fritz in Pacht und sagte: Dafür, denk' ich, kannst du mir die Kost geben, wie ich sie bislang hatte. Alles aber, was Fritz und Minel ihm leisten sollten, und was er ihnen übergab, das schrieb der Notar nieder, und für den Bastian war gut gesorgt, so weit es eben ein Menschenkind erachten kann.

Der Fritz heirathete die liebe Minel, und Alles ging gut; den alten Bastian trugen sie auf den Händen, und er meinte, den Act vom Notar, der viel Geld gekostet, hätte er am Ende gar nicht nöthig gehabt

Auch gegen den alten Jodocus waren Sabinel und Pochhammer nach der Verheirathung gar gut, und so dachte er nicht daran, Etwas nachträglich für sich zu thun, um sich einen Aufenthalt zu sichern. Er hatte einmal den festen Glauben, sie würden ihre kindlichen Pflichten unwandelbar treu erfüllen, und meinte, der Bastl habe doch zu wenig Vertrauen und thue seinen Kindern wehe dadurch, daß er Alles so festgestellt.

Alles ging auch bei Jodocus gut, bis alle Jahre regelmäßig der Pfarrer Eins aus dem Hause zu taufen hatte, und eine ganze Schaar kleiner Pochhämmerchen herumlief und herumkrabbelte. Da begann es sich denn zu zeigen, daß Mißmuth die Herzen einnahm über die vielen Teller, die auf den Tisch mußten gesetzt werden, und die gar hohen Schüsseln voll Gemüse und die Marktschiffe von Suppenschüsseln, die kaum mit ihrem Inhalte hinlänglich waren. Die Eheleute fingen an zu geizen.

Da hieß es denn, es sei doch gar kein Raum in der Nebenstube, und es thue sehr Noth, daß die Mutter mit dem kleinen Ditz warm schlafe. Item, des Großvaters Bett wurde hinaufgestellt in die Kammer, wo kein Ofen war.

Euer Bett ist ein gar gut Federnbett, meinte

Sabinel, das ist Euch doch warm, und Ihr könnt Euch einen warmen Krug für die Füße machen oder Steine auf den Ofen legen und mit in's Bett nehmen.

Ferner war an dem Tische kein Platz. Da bekam der Großvater sein Essen hinauf in die kalte Stube. — Item, einen Ofen konnte man ohne einen neuen Rauchfang nicht setzen, und dazu fehlte es am Gelde.

So ging's alle Tage einen Schritt weiter im Krebsgang kindlicher Liebe. Da der Alte kein Geld mehr in die Hand bekam, so mußte er es aufgeben, zum Bier zu gehen, ja das Rauchen, das sein einziger Genuß war, kam nur dann an ihn, wenn ihm in guter Laune der Pochhammer eine Pfeife voll schenkte. Zuletzt kümmerte man sich kaum mehr um ihn, und manche Thräne rollte über des Alten Wange. In Summa, er lebte ihnen zu lange! —

Das ist ein hartes Loos für einen Vater oder eine Mutter, die ihre Kinder getreulich auferzogen haben und nun leider Undank erndten!

An dem alten Jodocus wurde aber wahr, was ihm der Bastian prophezeit hatte. Selbst seine Thränen flossen zuletzt aus der Hungerquelle — denn Sabinel meinte, für einen alten Magen sei Vielessen sehr schlimm. —

(Fortsetzung folgt.)

Gebet.

Herr! schenke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß Beides
Aus deinen Händen quillt

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Verschiedenes.

Vor einiger Zeit machte der Präfect eines französischen Süddepartements eine Inspectionsreise und kam incognito in einem Dorfe seines Bezirks an. Es war Sonntag, und der Präfect sah mit innigem Vergnügen, wie die Einwohner zur Messe in die Kirche eilten, wohin er sich gleichfalls begab. Die Zahl der Anwesenden ist groß, und ihre Stimmung eine so andächtige, daß der wackere Präfect davon gerührt ist. Aber zu seinem nicht geringen Erstaunen sieht er nun, wie der hochehrwürdige Pfarrer nach dem Offertorium aus einem Etui, welches ihm der Sacristan bringt, eine Flöte zieht und der Gemeinde eine Probe seiner Virtuosität ablegt, derer Toulou und Böhm sich nicht hätten zu schämen brauchen. Als die Arie nebst Variationen beendet ist, setzte der Officiant den Gottesdienst fort. Der Präfect zerbrach sich den Kopf über den Grund dieses sonderbaren Zwischenspiels. War er erkannt worden? Wurde das Flötensolo ihm zu Ehren ausgeführt? Ist es Ortssitte, welche die Flöte an die Stelle der David'schen Harfe setzte? Doch alles Denken und Rathen war umsonst, und der Präfect mußte sich entschließen, den Pfarrer um Aufschluß zu bitten. „Mein Herr — erwiederte ihm der treue Hirte — als ich vor mehreren Monaten in diese Pfarre berufen wurde, gewahrte ich bald, daß der Sonntag wenig geheiligt werde, und ich las mehr als ein Mal die Messe vor dem Sacristan allein. Als ich aber eines Abends im Pfarrhause Flöte spielte, bemerkte ich, daß die Dorfbewohner haufenweise herbeiliefen und mich mit Vergnügen hörten; am nächsten Tage erneuerte ich meinen Versuch mit gleichem Erfolge. Meine Freunde, sagte ich sodann zu den guten Leuten, da mein Vortrag euch gefällt, so kommt alle Sonntage in die Kirche, und ich verspreche euch eine kleine Arie. Seitdem, mein Herr, steht das Haus Gottes nicht mehr verlassen, ja, es ist überfüllt, wie Sie selbst sehen konnten. Die guten Leute haben mir Wort gehalten, und um keinen Preis möchte ich das meine brechen."

Auflösung der Charade in Nro. 147:

Lämmergeier.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 149. Donnerstag, den 11. December **1856.**

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit später erhielt Frau von Fougerolles den Besuch des alten Notars, mit dem sie Geschäfte zu verhandeln hatte. Herr Deschapelles, glücklich, Alexandrine wieder zu sehen, für die er eine große Zuneigung gefaßt hatte, hatte einem seiner Leute die Sorge, nach La Bertoche zu gehen, nicht überlassen wollen, sondern kam selbst. Er fand Fräulein von Rosier, wie er erwartete, ruhig, still und ernst.

»Gefällt es Ihnen hier?« fragte er.

Das Fräulein lächelte ein Wenig. »Ich lebe hier von der Güte der Frau Baronin,« erwiederte sie, »und ich habe nicht das Recht, zu fragen, ob es mir gefällt.«

Frau von Fougerolles that, als höre sie es nicht. Nach dem letzten Worte, womit Fräulein von Rosier das Gespräch über die Rechnung des Parfümeurs geschlossen hatte, glaubte sie den Sieg behalten zu haben und kam nicht mehr darauf zurück. Die Anwesenheit des Notars zu La Bertoche gab ihr den Anlaß, den Ortspfarrer und zwei oder drei der angesehensten Bewohner des Orts mit ihren Frauen und Töchtern zum Essen einzuladen. Bei solchen Gelegenheiten, wo die Eitelkeit der Baronin über ihren Geiz siegte, zog man die alten Armstühle mit sächsischem Damast und dem Familienwappen hervor, besetzte die Schenktische mit schwerem Silberzeug und steckte Wachslichter in die großen vergoldeten Kandelaber. Die Möbel wurden von ihren Hüllen befreit, das ganze Haus war sonntäglich geputzt und Frau Ledoux zitterte schon, wenn sie an den folgenden Tag dachte.

Zur Stunde des Essens kam Alexandrine aus ihrem Zimmer herunter und trat in den großen, hellerleuchteten Saal. Sie war in ein sehr reinliches Kleid von schwarzer Wolle gekleidet, das aber sehr alt und gebraucht war. Keine Spitze und kein Schmelz milderte die geringe Einfachheit. Frau von Fougerolles erhob sich sogleich.

»Aber wo denken Sie hin, Fräulein? Wir haben Gesellschaft!« rief sie ihr zu.

»Der Pfarrer und die Damen werden mich gütigst entschuldigen,« erwiederte Fräulein von Rosier, »aber ich bin arm und werde nicht wieder seidene Kleider tragen.«

»O liebes Kind!« begann hier der Pfarrer, »Ihre Tugend bildet Ihren Schmuck.«

Die Augen der Frau von Fougerolles schossen voll Feuer und der Notar, der es nur halb verstanden, rieb sich die Hände.

Nach dem Essen saß Fräulein von Rosier in einer Fensternische, zog aus einem Arbeitskörbchen Wolle und Nadeln hervor und begann fleißig zu arbeiten. Frau von Fougerolles, welche sie von der Seite betrachtete, ließ es eine Viertelstunde geschehen. Ringsum sprach und spielte man; als sie aber sah, daß die Nadeln nicht ausruhten, rief sie, indem sie sich zu lächeln anstrengte:

»Aber Fräulein, Sie vergessen ja ganz, daß man in einem Salon nicht arbeitet.«

»Es ist wahr,« erwiederte Alexandrine, legte ihr Arbeitszeug in das Körbchen, nahm es, erhob sich und setzte sich in das Vorzimmer, wo sich ein Dienstmädchen befand.

Einen Augenblick darauf bedurfte die Baronin heißes Wasser für den Thee und schellte. Das Mädchen hatte sich auf einen Augenblick entfernt. Die Baronin wurde daher ungeduldig, öffnete die Thüre und sah Fräulein von Rosier.

»Was machen Sie da?« fragte sie.

„Ich arbeite, Madame; wenn man Nichts hat, muß man wohl lernen seine zehn Finger zu gebrauchen.“

Sie nahm ihre Stickerei, und ihre Augen zu Herrn Deschapelles erhebend, der aus Neugierde der Baronin gefolgt war, fuhr sie fort: „Man kann hieraus ein Kissen machen; wenn es fertig ist, werden Sie wohl so gütig sein, mir zu helfen, es zu verkaufen.“

Herr Deschapelles rieb sich die Hände vor Bewunderung und rief:

„Fräulein von Rosier, die Nichte der Frau Baronin von Fougerolles, arbeitet wie eine Näherin und sogar in einem Vorzimmer! Ach, das ist schön! Wenn ich nach Moulins zurückkomme, wird es ein Fest für meine Kundschaft geben, wenn ich ihnen von Ihren Arbeiten erzähle. Ich wünsche, daß das Kissen zur Gräfin von Cheron kommen wird.“

Bei dem Namen erzitterte Frau von Fougerolles, denn er gehörte einer Dame, welche an der Spitze der Aristokratie der Provinz stand.

„Lassen Sie das,“ rief sie ihr zu, indem sie die Arbeit wegnahm, „besorgen Sie lieber den Thee.“

Fräulein von Rosier nickte beifällig und erwiederte: „Ich bin Ihre Dienerin, Madame,“ und kehrte in den Saal zurück.

Aber dieser erste Beweis genügte dem Fräulein nicht. Als die Gesellschaft im Begriffe war, sich zurückzuziehen, näherte sie sich dem Notar, einige kleine Schmucksachen in ihren Händen.

„Wollen Sie mir nicht einen kleinen Gefallen thun, der Ihnen Nichts kostet?“ sagte sie lächelnd.

„Unartige, Sie wissen ja, daß ich ganz zu Ihren Diensten bin,“ erwiederte der Notar.

„Nun, es handelt sich darum, einem Goldarbeiter in Moulins diese Kleinigkeiten anzubieten. Es ist eine goldene Kette, ein kleines Kreuz mit Türkisen, Bracelets, mein ganzer Mädchenschmuck. Sie werden suchen, so viel als möglich dafür zu lösen. Denken Sie daran, denn es ist mein ganzes Vermögen.“

Die Frauen, welche ihre Shawls und Hüte aufsetzten, hielten inne, um zu hören; Frau von Fougerolles fühlte den Pulsschlag an ihren Fingern.

„Aber weßhalb verkaufen Sie das?“ fragte der Notar, der nach und nach die Sache errieth und sich gerne zum Mitverschworenen Alexandrinens machte.

„Ei, nur um diese Rechnung zu bezahlen,“ antwortete sie, indem sie ihm die Rechnung des Parfümeurs hinreichte. „Das Uebrigbleibende wird reichen, um die kleinen Ausgaben zu bestreiten, welche mein Unterhalt erfordert.“

Einige Blicke des Erstaunens fielen auf die Baronin. Der Notar faßte beide Hände Alexandrinens.

„Geben Sie her, mein Kind, geben Sie,“ sprach er mit honigsüßer Stimme. „Diese Schmucksachen wandern nicht zu einem Goldarbeiter. Ich werde dafür eine Lotterie machen und man wird sich um die Loose reißen, ich stehe Ihnen dafür. Ich selbst nehme davon, der ich's doch sonst nie thue. Ach, Frau Baronin“, fuhr er fort, sich zu Frau von Fougerolles wendend, „welches Kind hat Ihnen die Vorsehung gesendet!“

Wenn die Baronin Herrn Deschapelles mit den Schmucksachen abreisen ließ, so wußte sie wohl, wie sie bald genug erfahren mußte, daß die Geschichte mit der Lotterie auf drei Monate hinaus das Stadtgespräch in Moulins sein würde.

„Aber“, sagte sie mit erzwungenem Lächeln, „ich habe wohl das Recht, auch Billete zu behalten.“

„Ohne Zweifel“, erwiederte der Notar.

„In diesem Falle nehme ich alle. Die Schmucksachen gehören mir und ich bitte meine Nichte, sie anzunehmen. Die Rechnung geht jetzt mich an.“

Dieser Erfolg bezeichnete den Anfang des Kampfes. Das Fräulein wollte keinen Mißbrauch davon machen und dankte der Frau von Fougerolles vor der ganzen Gesellschaft; aber sie legte das wollene Kleid nicht ab und zeigte in ihrem Anzuge eine eben so einfache als stolze Dürftigkeit. Sie entsagte auch nicht mehr ihren Arbeiten, dem Sticken und Nähen, und es schien, als wolle sie ihre Kleider selbst machen. Man war sicher, sie mit der Nadel in der Hand zu treffen, an einem Fenster sitzend zu den Stunden, wo sie nicht spazieren ging. Diese anhaltende Arbeit, die kein Gesang erheiterte und in welcher sie eine kalte Entschlossenheit zeigte, ward noch ermuthigt, zum großen Aerger der Baronin, durch die väterlichen Er-

mahnungen des Geistlichen und die Lobsprüche des Notars und brachte ihr bald einiges Geld ein, das sie zu Almosen mit einer edlen Gesinnung verwendete, die in ihrem Charakter lag, aber dies Mal nicht ohne Berechnung war. Diese Almosen bestanden blos in kleinen Stücken Geld und einigen Stückchen Weißzeug, aber gerecht vertheilt und unter solche arme Leute, die es in Wirklichkeit bedurften, erlangten sie eine viel größere Wichtigkeit, als ihr Werth war. Nach und nach gewöhnte sich Fräulein von Rosier an, täglich auf das Land zu spazieren und in die Hütten auf ihrem Wege zu treten; sie fragte die Kinder über die Bedürfnisse ihrer Familie und sprach oft mit den guten Frauen, welche sie auf der Weide bei ihren Kühen antraf. Wie alle verwundeten Herzen, liebte sie die Einsamkeit des Feldes und die Stille des Waldes; aber sonderbare Gedanken verfolgten sie auf ihren Spaziergängen, die zu gleicher Zeit eine Anstrengung für ihren Körper als Ursache des Nachdenkens für ihren Geist waren. Eines Tages, als sie der Notar über die langen Ausflüge fragte, die sie in die Ebene und die Thäler machte, erwiederte sie mit einem Lächeln, das er wohl verstand: „Ich studire Philosophie.“

Hätte man in der Gegend nicht gewußt, daß sie das Schloß bewohne und die Nichte der Frau von Fougerolles sei, so hätte sie ihre Haltung und ihr Benehmen als Beschützer gehabt. Die Bauern wagten nicht einmal, ihr in's Gesicht zu sehen, wenn sie mit ihr sprachen, und ihre Frauen hielten sich ganz gerade und mit gesenkten Augen vor ihr, wenn sie in ihre Hütten getreten war. Wenn sie in ihren schwarzen Kleidern still und ernst auf den Fußpfaden dahinwandelte, verbargen sich die Knaben hinter den Hägen, um sie mit ihren Augen zu verfolgen; sie stießen sich mit den Ellenbogen, da sie fast nicht zu athmen wagten, und sagten ganz leise zu sich: „Da geht das schwarze Fräulein.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Geschichte, die aber heute noch nützen kann.

(Fortsetzung.)

Bastian hörte davon munkeln, denn es entging doch auch den anderen Leuten nicht, wie Pochhammers gegen ihren braven, gutmüthigen Vater handelten.

Einst war er unwohl, wie es hieß, aber er blieb im Bette, weil es so kalt war, und er unten in der Wohnstube alle Minute die Worte hören mußte: Man kann sich doch wegen der vielen Menschen gar nicht regen und bewegen!

Das hörte der Bastian und kam, seinen alten Kameraden zu besuchen.

In seiner Kammer war's eisig kalt. Die Fenster waren dick gefroren und Jobocus lag im Bett.

Aha, Alter, sagte Bastian, deine Krankheit könnte Einer heilen, der auch kein Doctor wäre, nämlich wer dir einen warmen Ofen gäbe?

Der Greis im Bett seufzte — und schwieg.

Denkst du noch an unsere Unterredung beim Bier? fragte er weiter. Siehst du nun, wohin das führt? Ich war gescheidter. Ich hab' mir einen Aufenthalt festgesetzt, von dem keine Maus ein Fädlein abbeißt, und nun bin ich geborgen. Hättest du mir geglaubt! —

Da fing der arme Jobocus laut zu weinen an und sagte zu Bastian: Ach, Bastl, jetzt denk' ich oft dran! Zu gut ist auch nicht gut; aber es ist zu spät. Möge mich Gott erlösen!

Hör', Dokes, sagte Bastian, der Mensch soll sich das Ende nicht herbeiwünschen, sondern es Gott anheimstellen. Ich glaub' aber gar nicht, daß es zu spät ist. Du weißt, ich mach' mal gern einen Schalksstreich, und da ist mir einer eingefallen, der dir gar gute Frucht tragen kann. Nimm da den Beutel. Es sind hundert Kronthaler drin, die ich mir gespart habe. Nun machst du's damit, wie ich dir sage. Du schließest ein paar Tage nach einander deine Stubenthüre zu und ziehst das rothe Vorhängel vor das Thürfensterlein, und setzest dich an den Tisch. Drauf zählst du das Geld recht oft und laut; lässest auch einmal einen Kronthaler auf die Erde rollen, und wenn deine Enkel kommen, läßt du dir ihn aufheben. Nach acht Tagen komm' ich wieder und hol' mir mein Geld; ich weiß gewiß, dann brauchst du's nicht mehr. Fragen dich deine Kinder, was du gemacht, so sagst du: Du hättest deine Begräbnißkosten abgezählt, denn du wolltest nicht wie ein Heide fortgeschleppt, sondern doch wie ein Christ ehrlich begraben sein, und da sie nicht für dich sorgten, so wolltest du es

selbst in der Zeit thun. Folge mir genau, und du wirst sehen, mein Antrag trägt prächtige Früchte für dich!

Als nun der schlaue Bastian fort war, schloß Jodocus ab, zog das rothe Vorhängel vor das Fensterlein, das in der Thüre war, und that, wie Bastl gesagt.

Gleich darauf kamen seine Enkelein, und da er einen blanken Kronthaler hatte auf die Erde rollen lassen, so ließ er sich ihn von dem Aeltesten aufheben. Auch Mittags zählte er wieder das Geld und rappelte wacker damit.

Als die Kinder wieder herunter kamen, sagte der älteste Bub zu seinem Vater: Ach, was hat der Großvater viele große Batzen! —

Was? fuhr der Pochhammer vom Pechstuhl auf.

Ja, ja, sagten die Kinder alle zusammen und malten mit den Fingerlein in die Hand, wie groß sie seien.

Da spitzte der Pechvogel die Ohren und lief zu seiner Frau in die Küche und sagte: Sabinel, weißt du auch, daß der Alte droben eine heimliche Mauck voll Thaler hat? So und so haben die Kinder erzählt. Schleich' mal hinauf und laustere einmal, ob's wahr ist.

Dem geizigen Sabinel leuchteten die Augen, und es schlich sachte hinauf an das Fensterlein. Aber — Prosit die Mahlzeit! — der Alte hatte das Vorhängel vorgezogen. Doch an der rechten Ecke des Fensterleins hatte das Vorhängel ein Loch, und — so viel konnte Sabinel sehen: der Tisch lag voll blinkender Kronthaler, die der Alte in einen Sack that, und es rappelte, als wären in dem Sacke noch gar viele.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wer viel besitzt, den darfst du mit Fug nicht
Glückselig preisen: füglicher legt sich bei
Des Sel'gen Namen, wer mit Weisheit
Gaben der Himmlischen anzuwenden
Und seiner Armuth Härte zu dulden weiß
Und so den Tod nicht scheut als Missethat:
Der nicht erbebt, für theure Freunde
Oder für's Vaterland hinzusterben.

Verschiedenes.

Die Zeitschrift „das Recht" berichtet folgenden edlen Zug aus dem Leben des berühmten Advocaten Lemaitre. Er hatte für eine der ersten Familien Frankreichs einen Proceß gewonnen, dessen glücklicher Ausgang ihr ein Gut im Werth von 2 Mill. Livres verschaffte. Der Sieger glaubte die Bemühungen seines Advocaten mit nicht weniger als der Summe von 150,000 Livres belohnen zu können, einem Betrage, der damals ein noch viel ungewöhnlicheres Advocatenhonorar war als jetzt. Antoine Lemaitre nimmt das Geld dankend in Empfang und — läuft damit geradewegs zu dem Advocaten der sachfälligen Partei, dem er die Summe mit den Worten übergibt: „Der Herzog von . . . ., mein Client, hat mir diesen Betrag für den Ihrigen übergeben. Er hat nach Recht und Gesetz in seinem Proceß obgesiegt, er wünscht aber nicht, daß sein Erfolg zu gleicher Zeit den Ruin einer Familie begründe, die er achtet und ehrt." Erst dreißig Jahre nach seinem Tode erfuhr man diesen wahrhaft seltenen Zug der Seelengröße und des Edelmuths eines Advocaten.

Ein Richter fragte einen Menschen, der in Untersuchung war: „Was ist er?" — Dieser antwortete: „Alles, Euer Gnaden, aber Speckknödel am Liebsten."

Kinder-Palindrom.

Bleib' ich zuweilen lange aus,
Hat man nach mir Verlangen,
Und Alles bleibet dann zu Haus,
Hab' stark ich angefangen.

Doch halte ich zu lange an,
Fall' ich wohl Jedem lästig,
Dem König, wie dem Unterthan
Werd' ich oft viel zu heftig.

Das bin ich wohl, wenn man von vorn mich schaut,
Und könnt ihr Kinder rückwärts mich auch lesen,
So habt ihr's ja mit schwarz gebräunter Haut.
Die Lösung ist für Kinder nur gewesen!

Verantwortlicher Redacteur: D: Kranzbühler jun.— Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 150. Samstag, den 13. December 1856.

Das Abendläuten am Samstag.

Die Woche bald wieder dahin ist geschwunden;
Die Glocken ihr nahendes Ende schon künden.
Wohl dir, wenn genützet die eilenden Stunden
Du so, daß erfreuenden Segen kannst finden.
Er wird dir mit eben dem Maße gemessen,
Als du deine Pflicht nicht zu üben vergessen

Die Glocken, sie rufen, o kommet, ihr Müden,
Und lasset nun ruh'n des Berufes Geschäfte;
Der kommende Tag, — er verheißet euch Frieden,
Erquickung der Seele und Stärkung der Kräfte.
Kehrt fröhlich nach Hause, es ist schon geschenert,
Denn morgen der Tag unsres Herrn wird gefeiert.

Im Freien ist Alles zur Ruhe gekehret;
Schon senket sich nächtliches Dunkel hernieder;
Kein Lärmen und Jagen die Stille mehr störet,
In Gründen und Lüften verstummen die Lieder.
Die Stille — sie weis't zu des Ewigen Throne,
Von woher uns kommet der Segen zum Lohne.

Dürkheim, im December 1856.

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als sich Alexandrine nach einem Sturmwinde verirrt hatte, fragte sie einen Bauernknaben nach dem Wege; der Junge zog den Hut ab und ging vor ihr her, ohne Etwas zu erwiedern. Ihr Reden half Nichts, um ihn zu bewegen, den Hut wieder aufzusetzen; er wollte Nichts hören und blieb unbedeckten Hauptes bis zur Parkthüre; dort zeigte er mit dem Arme nach der Richtung des Schlosses, grüßte und lief rasch davon. Am Sonntag, als sie in die große Messe zum ersten Male zur Kirche ging, öffneten sich alle Reihen, um sie hindurch zu lassen, und wenn sie auch hinter der Frau von Fougerolles ging, so galt doch Ehrfurcht und Achtung nur ihr.

Evariste und Louise besuchten sie mehrmals in La Bertoche. Die Tage, wo sie zusammen waren, waren die einzigen, die ihr glücklich schienen; doch waren diese so angenehmen Erholungen nicht ganz ungetrübt. Die Anwesenheit Louisens brachte ihr eben so viel Ruhe und Heiterkeit, als jene Evaristens ihr Unruhe verursachte. Er liebte sie noch immer und diese Liebe betrübte sie. Zur Zeit der Weinlese lud Frau von Fougerolles, die über den reichen Ertrag sehr freudig war, Evariste und Louise ein, eine Woche auf dem Schlosse zuzubringen. Es war dies das erste Glück, das Fräulein von Rosier seit dem Tode ihres Vaters fühlte. Sie wollte, daß ihre Schwester ihr Zimmer theile, und verließ sie nicht. Frau Ledoux, erstaunt, in denselben Zimmern, wo man sonst immer schalt, lachen zu hören, zitterte und blickte nach allen Seiten; sie meinte, Geister hausten im Schlosse.

Oft gingen die drei jungen Leute Morgens zusammen aus und machten große Ausflüge zu Fuß und zu Schiff. Evariste ruderte, Alexandrine zeigte den Weg. Sie hatte alle Fußwege kennen gelernt und führte die kleine Gesellschaft in die ländlichsten Gegenden. Manchmal aß man, im Gras gelagert, was man in einem Körbchen mitgebracht, manchmal hielt man in einem Dorfwirthshause, wo man fröhlich frühstückte. Unter solchen Umständen wurde Fräulein vo Rosier, von dem Zwange befreit, in welchem sie lebte, wieder jung; sie war wie eine Pflanze, die lange im Schatten ruhte und endlich unter den Strahlen der Sonne wieder aufblühte. Man sah sie wieder aufleben.

Eines Morgens, als sie sich noch freier zeigte und fröhlich lachte, hielt sie mit Evariste und Louise bei einem Häuschen an, vor welchem sich ein von großen Bäumen beschatteter Grasplatz befand. Ein Hund lag im Schatten, und vom Eingange aus sah man fern über die Gegend, in der da und dort ein Kirchthurm auftauchte.

Alles lachte, der Wind in den Bäumen und die Sonne auf dem Wasser. Schweigen und Ruhe umgaben das Haus, welches gemacht zu sein schien, das Glück zweier Leute zu beschützen. Ein Zettel, worauf man las: Zu verkaufen, hing an der Mauer. Evariste konnte seine Empfindungen nicht bemeistern, denen er schon lange Schweigen auferlegt hatte. Er ergriff die Hand des Fräuleins von Rosier, und indem er sie mit einem Blick ansah, dessen stumme Sprache sie kaum zu ertragen schien, sagte er: „Ach, wenn Sie wollten!“ — Aber er wagte nicht zu vollenden. Sie nahm ihn rasch am Arme, und die Schritte beschleunigend, kamen sie in's Schloß zurück, ohne zu sprechen.

Fräulein von Rosier war in ihr Zimmer geeilt, wo sie, allein seiend, ihre Verwirrung sehen zu lassen sich nicht mehr fürchten mußte, als ihre Schwester plötzlich eintrat. Louise war ganz in Thränen und warf sich mit lautem Schrei in ihre Arme.

„Ach, liebe Schwester“, sagte sie, „wie unglücklich ist Evariste.“

Alexandrine zitterte vom Kopf bis zu den Füßen.

„Wer hat es Dir gesagt?“ erwiederte sie.

„Er selbst, so eben als Du ihn verließest, um auf Dein Zimmer zu gehen. Er hat mich in eine Allee des Parks geführt und dort mir sein Herz eröffnet. Ach, wie liebt er Dich! Wie magst Du einer so zarten, so ergebenen Seele so viel Kummer machen? Hast Du je irgendwo einen so braven jungen Mann getroffen? Es scheint mir, daß es genügt, ihn zu sehen, um ihn zu kennen. Man liest auf seinem Gesichte. Er hatte Thränen in den Augen, als er zu mir sprach. Es ist unser Verwandter, unser Freund, und Du machst ihm Kummer, während es Dir so leicht wäre, ihn glücklich zu machen. Ach, das ist schlecht! Er hat mich ganz bestürzt gemacht, der arme Evariste. Ich wußte Nichts mehr zu sagen, aber ich nahm mir vor, mit Dir darüber zu sprechen. Er ist verlassen und unglücklich, das ist sehr übel. Er wird sich gar nie trösten.“

Das Herz Louisens pochte heftig, die Thränen rannen über ihre Wangen. Sie schloß Alexandrine in ihre Arme mit so convulsivischen Bewegungen, daß ihre Schwester sie ganz erstaunt ansah.

„Aber Du liebst ihn?“ sagte sie plötzlich.

„Ja, ich liebe ihn und ich wünschte, daß er glücklich würde.“

Louise erhob ihre nassen Augen auf Alexandrine und setzte sich mit der Naivetät eines Kindes zu ihren Füßen.

„Ich errathe nahezu, was Du mir sagen willst“, erwiederte sie; „aber es ist nicht Dies, ich, ich bin Nichts. Ich bin euch zwar eine Schwester, und das ist Alles; Du aber hast sein Herz in Deinen Händen. Wenn ich sterben würde, so würde er ein Wenig weinen, weil er gut ist; aber wenn er Dich verlöre, würde er es nicht überleben. Ehe ich ihn hörte, glaubte ich nicht, daß man so sehr lieben könne. Wenn ich es Dir sage, so ist es nur, um Dir zu zeigen, daß ich die Sache nicht so fühle, wie Andere. Wenn ich mich in meiner Zelle allein befinde, so habe ich nur den einen Gedanken und Wunsch, daß Evariste glücklich sei und Du durch ihn. Wenn Du ihn nicht so liebst, wie er Dich, nun, bist Du ihm nicht Etwas schuldig und thust Du Nichts für mich, die ich Dich darum bitte?“

Die Stimme Louisens war so weich, daß der Entschluß Alexandrinens fast davon gebrochen wurde. Sie beugte sich über sie und umarmte sie zärtlich.

„Habe ich gewonnen?“ fragte Louise.

Alexandrine wollte antworten, als sie unter ihrer Hand das Rascheln eines Papiers fühlte, das sie gestern Abend in ihr Kleid gesteckt. Sie zog es hervor und erkannte den Brief, den ihr vor einigen Monaten Herr von Mauvezin geschrieben. Es war, als wenn sie auf eine Schlange getreten wäre. Das Lächeln, welches man auf ihren Lippen sah, verschwand, sie schloß die Augen halb und erhob sich rasch.

„Du sagst Nichts?“ fragte Louise.

Die Augenwimpern Alexandrinens zitterten, sich schließend.

„Gut“, erwiederte sie, „ich werde Evariste sehen und ihn sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Geschichte, die aber heute noch nützen kann.

(Fortsetzung.)

Als das Sabinel dem Pochhammer zu lang blieb, schob er seine Pantoffeln von abgeschnittenen Stiefeln bei Seite und schlich nach, und guckte auch durch das Loch im Vorhängel, und hörte und sah, wie's klang und glänzte, und sein Herz hüpfte vor Erbelust.

Sie schlichen wieder hinunter und sagten zum Jokel, dem ältesten Bub: Frag' mal: Großvater, was machst du? Das that der Bub, und der Großvater gab richtig die Antwort, die ihm der Bastian dictirt hatte. Getreulich erzählt's der Bub unten wieder. Da gab's lange Hälse und windschiefe Gesichter.

Mittags, es war grimmig kalt, kommt der Pochhammer herauf und ist freundlich wie ein Ohrwürmlein, und sagt: Großvaterchen, ich hab' zu meiner Frau gesagt: Es ist zu kalt für des alten Mannes alte Knochen da droben. Euer Bett muß hinunter in die warme Stube, und das Essen hier oben wird Euch kalt, ehe Ihr's verschluckt. Das muß anders werden, und ich mein', Ihr sitzt unten am Ofen im Sorgstuhl besser, und esset mit uns am Tisch. Wir rücken ein Bischen zusammen, und das Peterchen, Antönchen, Stöffelchen und Dokeschen Euer Pathe, essen an der Bank, und nur die sechs Größten sitzen am Tisch.

Ach Gott, es wäre mir schon lange so lieber gewesen. Nun sterb' ich bald, und jetzt kommt Ihr erst damit, sagt der Alte. Der Bastian meint, ich sollt' mir mit meinem Sparpfennig eine Stelle im Pfründenhaus kaufen, da würde ich doch menschlich verpflegt, wie es einem Greise zukommt. Da hab' ich meine Begräbnißkosten abgezählt und will's thun.

Der Pochhammer verschluckt die Pillen stille, und hielt sich nur an das Pfründenhaus, und sagte: Die Schmach und Schande werdet Ihr doch Eueren Kindern nicht anthun? Was würden die Leute sagen? Verlaßt Euch darauf, es soll anders werden, und Ihr sollet Euch nicht mehr über uns zu beschweren Ursache haben. Wollen sehen, sagte der Alte.

Mittags kam der alte Bastian zum Pochhammer und ließ sich ein Paar Flehmstiefel anmessen. Da kam die Red' auf Dies und Jenes, und der Bastian sagte: Es thut mir leid, Meister Pochhammer, aber Ihr wisset, ich war allezeit ein guter Freund von Euch, darum muß ich Euch Etwas hehlig sagen: In der ganzen Stadt redet man, wie schlecht Ihr Euern Schwiegervater hieltet, der Euch doch in ein warm Nest gesetzt hat, und Ihr ihn dafür in ein kaltes. Hab's nun selber gesehen, daß dem so ist, und habe ihm gerathen, er solle sich in's Pfründenhaus einkaufen. Er klagt mörderisch über Kälte und — Hunger. Da bleibt ihm keine Wahl. Das ist unchristlich und verdammlich von Euch und Euerer Frau. Ihr solltet an das einzige Gebot gedacht haben, das eine Verheißung hat. Ihr kennet's schon! Ich geh' jetzt zu ihm und dann zum Vorstand des Pfründenhauses.

Freilich, sagt der Pochhammer, und wird weiß und roth vor Grimm und Scham, und das Gewissen pocht in ihm, freilich! Und dann fing er an, sich weiß zu brennen, und meinte, das Alter sei curios und pinkelig.

Der Bastian aber, der bibelfest war, las ihm den Text, daß es ein Echo hatte, und das Sabinel hört's hinter dem Küchenschalter, und es schlägt auch bei ihr durch.

Drauf legt sich der Pochhammer auf's Versprechen und Verheißen, und bittet, der Bastian solle dem Alten doch das Pfründenhaus aus dem Kopf bringen. Das versprach Bastian; aber er sagte: er wolle selber nachsehen, ob's besser würde. Drauf ist er hinaufgegangen, hat sein Geld wieder eingesteckt und zum Jodocus gesagt: Sie sind an die Angel gegangen, und ich habe sie gefangen. Nun sei ruhig. Es wird gut gehen. Aber halte das Maul! —

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Vergiftung durch Tabak.) Dem Thierarzte Herrn E. Kuntz von Herxheim sind schon einige Fälle Vergiftungen beim Rindvieh durch den Genuß des trockenen Tabakskrautes (Herba Nicotiana) vorgekommen, die den Tod zur Folge hatten, weil Leute, um den

Tabak zu büscheln, denselben in Ställe legten, damit derselbe anziehe oder an Gewicht zunehme, und die Abfälle unter die Streue warfen, wo die Thiere es aus derselben fraßen oder ein Stück Rindvieh eine Portion von dem Tabak langen und verzehren konnte. Da der Tabaksbau in unserer Umgebung täglich an Ausdehnung gewinnt, so findet man sich verpflichtet, die Viehbesitzer darauf aufmerksam zu machen.

Lebensphilosophie.

Nichts ist dem Menschen so schwer zu tragen,
Als eine Last von guten Tagen.

Durch Schaden wird man klug. Du gehst auf Helles Pfaden,
Wenn statt auf eignen klug du wirst durch fremden Schaden.
Beispiele steh'n vor dir, nimm Warnung an von ihnen,
Daß du nie mögest selbst zum Warnungsbeispiel dienen.

Verschiedenes.

Eine Zeitung Cincinnati's erzählt als charakteristisch für den Gang der Gerichtsverhandlungen vor amerikanischen Tribunalen folgende Episode: Thomas Marshall, früher Repräsentant von Kentucky im Congreß, vertheidigte neulich einen des Mordes Angeklagten. Richter Lusk, welcher die Verhandlungen leitete, entwickelte dabei eine außergewöhnliche Strenge hinsichtlich der geringsten Abschweifungen, in welche der Vertheidiger verfiel. Außer sich über die beständigen Unterbrechungen, bricht endlich Marshall unwillkürlich in die Worte aus: »Das ist ja ein Verfahren, dem ganz gleich, in welchem man unsern Herrn und Heiland verurtheilte!« — »Gerichtsschreiber«, sagt der Richter, »bemerken Sie, daß Herr Marshall so eben in eine Geldbuße von 10 Dollars verfallen ist.« — »Wahrlich«, äußert hierauf jener, »das ist wohl das erste Mal, daß Jemand gebüßt wird, weil er den Pontius Pilatus getadelt hat.« — »Gerichtsschreiber, notiren Sie, daß ich den Herrn Vertheidiger auf's Neue zu einer Geldbuße von 20 Dollars verurtheile.« Dieser neue Schlag scheint unsern Vertheidiger niedergeschmettert zu haben, und nach einer Pause wendet er sich mit reuiger Miene an den Richter: »Ich fühle mich als guter Bürger verpflichtet, dem Spruche des Gerichtshofes mich zu fügen. Da ich aber im Augenblicke die 30 Dollars nicht bei mir habe, auch hier Niemand erblicke, von dem ich mir das Geld leihen könnte, so muß ich Sie, Herr Richter, ersuchen, mir für einige Tage die genannte Summe vorzustrecken, damit ich die von Ihnen über mich verhängte Geldstrafe abzahlen kann.« Die Reihe des Verlegenwerdens war nun an dem Richter, und nachdem er abwechselnd den Advocaten und den seinen Anordnungen entgegensehenden Gerichtsschreiber angeblickt, meinte er: »Gerichtsschreiber, ich erlasse Herrn Marshall die Geldstrafe. 30 Dollars haben für den Staat weniger zu sagen, als für mich.«

Ein englischer Marquis machte sich den Spaß, mit seinen Freunden auf der Eisenbahn in der vierten Klasse zu fahren. Die Eisenbahnbeamten, hierüber verdrießlich, mietheten ein paar Schornsteinfeger und ließen sie, ganz mit Ruß bedeckt, zwischen der vornehmen Gesellschaft Platz nehmen. Bei der nächsten Station kaufte der Marquis Billete für die erste Klasse, gab sie den Schornsteinfegern und ließ sie Platz nehmen, um die Zeichnung auf den seidenen Sitzkissen zu verschönern.

Zu Ludwig XIV. wurde ein Officier mit einer angenehmen Siegesnachricht geschickt und bat um das Ordenskreuz des heil. Ludwig. Der König sagte zu ihm: „Aber Ihr seid noch sehr jung!" — Der Offizier antwortete: „Sire, man lebt in dem Regimente, bei dem ich stehe, nicht lange."

Auflösung des Kinder-Palindroms in Nro. 149:

Regen — Reger.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 151. Dienstag, den 16. December 1856.

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Schnell hatte Alexandrine ihre ganze Geistesgegenwart wieder gefunden. Zwei Mal näherte sie sich an diesem Abende Evaristen, des Versprechens eingedenk, das sie Louisen gemacht, aber zwei Mal hielt sie inne. Des Nachts verschloß sie sich in ihr Zimmer, und während ihre Schwester schlief, schrieb sie folgenden Brief:

„Gott ist mein Zeuge, mein lieber Evariste, daß ich Sie liebe, so sehr ich nur lieben kann. Wenn ich all mein Blut hergeben müßte, um Sie glücklich zu machen, würde ich es thun; aber Ihnen meine Hand geben, ist mir unmöglich. Sie sind mir vielleicht wegen dieser Offenheit böse, aber ich hielt es immer für besser, gegen Leute, die man achtet, grausam zu scheinen, als heuchlerisch. Und dann sind Sie auch ein Mann, und so groß auch der Platz ist, den ich in Ihrem Herzen einnehme, so können es doch noch andere Sorgen erfüllen.

„Ich habe mein Herz geprüft, und wenn es auch zur Hälfte Ihnen gehört, so habe ich doch gefunden, daß es nicht der Art ist, als es bedarf, um Ihr Glück zu sichern. Es ist schwer verwundet, und ein Herz, das blutet, ist nicht für Sie. Denken Sie nicht weiter, Sie würden sich täuschen und diese Täuschung selbst würde Ihnen wehe thun. Die Narbe über meiner Wunde ist zwar verwachsen, aber ihre Spur ist noch da, und Sie würde es schmerzen, sie zu sehen.

„Ich bin nicht mehr Diejenige, welche Sie zur Zeit meiner ersten Jugend gesehen haben, ein Bischen stolz vielleicht, etwas hochmüthig und das Gute liebend aus Verachtung des Bösen. Von dieser Vergangenheit ist mir Nichts als ein ungebändigter Stolz geblieben. Ich ward bis in den empfindlichsten Winkel meines Herzens getroffen und zwar von Denen, von welchen ich Schutz und Hilfe hätte erwarten sollen. Ein alter Notar, den Sie kennen, sagte mir, daß dies oft so sei; ich wußte es aber damals nicht. Was für Thränen habe ich des Nachts vergossen! Sie fielen wie Blei auf die innersten Fibern meines Daseins. Ich zittere noch, aber ich weine nicht mehr.

„Glauben Sie wohl, ich habe die Scene auf der Brücke nicht vergessen, wo Sie eine Sprache führten, deren Geradheit und Wahrheit ich wohl erkannte. Der Glaube, den ich in mir hatte, ein Glauben, der an Stolz grenzte, ging mir verloren. Wie Perrette in der Fabel, hatte auch ich alle Hoffnungen und alle Schätze in einen Milchtopf gesetzt. Eines Tages fand ich mich enttäuscht, Herz und Hände leer. Jetzt muß ich mich wieder erheben.

„Fragen Sie mich nicht, was meine Absicht ist. Vielleich weiß ich es selbst nicht. In dieser Einsamkeit, die ich mir aufgesucht, betrachtete und erwartete ich. Zwei Mal wollten Sie mich aus derselben ziehen: das erste Mal, als ich den Kummer noch nicht kannte; das zweite Mal, als ich diese harte Erfahrung gemacht. Dank Ihnen, lieber und guter Evariste! mit aller Zärtlichkeit, die ich besitze, danke ich Ihnen, aber was wollten Sie mit einem armen Mädchen, das selbst nicht weiß, ob es je die Kraft haben wird, zu lieben, ohne die Heuchelei, es vor Ihnen zu verbergen? Man erzählte mir, daß die verwundeten Wölfe sich in's Dickicht der Wälder flüchten und dort in dunkler Einsamkeit, düster und wild, die Heilung oder den Tod erwarten. Lachen Sie nicht, ich bin diesen Wölfen etwas ähnlich; es ist etwas Wildes an mir, das immer grollt und

droht. Sie würden vergebens suchen, es zu heilen, die Zeit dazu ist noch nicht gekommen.

»Mein Entschluß mußte sehr fest sein, um den Bitten eines Engels zu widerstehen, der neben mir schläft und den ich im Halbdun'el unter Lächeln einschlafen sah. Das wäre ein Herz, wie Sie es bedürfen, Evariste, ein Herz voll Zärtlichkeit und Güte. Aber Gott hat es ja nicht so gewollt!

»So lange Sie bei mir bleiben, finden Sie immer meine Hand bereit, die Ihrige zu drücken. Sie sind der geheime Freund meiner Gedanken. Wenn Sie abreisen, habe ich weder das Recht noch den Willen, Sie zurückzuhalten. Ich weiß nicht, ob je die Stunde kommen wird, wo ich zu Ihnen sagen kann: bleiben Sie! Aber oft werden Sie erwartet sein, und wenn Sie auch noch so weit gehen werden, mein treues Andenken folgt Ihnen.

»Leben Sie wohl, Evariste, und immer auf Wiedersehen, was auch komme. Ich sende Ihnen den Kuß einer Freundin und beide Hände einer Schwester.«

Als Alexandrine diesen Brief beendigt hatte, siegelte sie ihn bewegt, aber mit fester Hand. Wenn aber Evariste ihn näher betrachtet hätte, so würde er wohl die Spur einer Thräne bemerkt haben, die neben das Siegel gefallen war.

3.

Nachdem Evariste und Louise La Bertoche verlassen hatten, kehrte Alles wieder in Stille zurück. Frau von Fougerolles berechnete mit Frau Ledoux die Mehrausgaben, zu welchen sie der Aufenthalt der zwei jungen Leute veranlaßt hatte, und fand dabei Tausenderlei auszusetzen, welchem gelegenheitlich gemachten Tadel Fräulein von Rosier sich nicht fremd sah; aber die tactlosen Reden und böswilligen Anspielungen glitten an ihr ab, wie das Wasser am Kieselstein. Sie hatte sich vorgenommen, nur auf directe Angriffe zu antworten. Diese Unempfänglichkeit hatte auf die Baronin nach und nach Einfluß; sie konnte sehen, daß ihre Nichte einen unbeugsamen Charakter besaß, und wenn sie sie auch nicht mehr liebte, so achtete sie sie doch. Abgesehen von ihrer Eitelkeit und dem Geize, war Frau von Fougerolles eine Frau, die geistige Anregung und auch Unterricht besaß. Alexandrine hatte viel gelesen und ihr Verstand zeigte manchmal rasche Geistesblitze, die durch ihre Lebendigkeit Erstaunen erregten. Zwischen diesen zwei Personen gab es also Berührungspunkte, deren geheime Verwandtschaft die Einsamkeit enthüllen mußte. Die Abende, welche man am Kaminfeuer zubrachte, wurden zu Gesprächen verwendet, welche die Stunden verkürzten. Alexandrine nahm ein gutes Buch und las laut vor; man besprach sich über die bemerkenswerthesten Stellen. Ein anderes Mal spielte sie auf dem Claviere, das sie von Moulins mitgebracht, die Arien, welche die Baronin liebte, und dies waren nicht, wie man glauben kann, die neuesten. Dieser geistige Verkehr ließ zwischen der Baronin und ihrer Nichte eine Intimität entstehen, welche bis zur Vertraulichkeit gelangen zu lassen das Fräulein sich wohl hütete. Wenn die Eine, durch das unerwartete Vergnügen, das sie in ihren Unterhaltungen fand, einige Male die Stellung, welche sie dem Fräulein von Rosier gab, vergaß, stellte die Andere gleich wieder die Entfernung her, die sie trennte, und erinnerte mit wenigen Worten daran, daß sie die Beschützte und Frau von Fougerolles die Beschützerin sei.

Der Winter vertrieb den Herbst und die kalten Tage führten die Baronin nach Paris zurück. Ohne daß Frau von Fougerolles es eingestand, war ihr Fräulein von Rosier, wenn auch nicht unentbehrlich geworden, so doch wenigstens nützlich und angenehm. Sie nahm sie mit sich und man hielt nur in Moulins so lange an, um Louise zu sehen und zu umarmen.

Man erinnert sich, wie Frau Ledoux sich so verbindlich dem Fräulein angeboten hatte, ihr die Rechnung des Parfümeurs zu bezahlen. Ein Brief, den sie von Hause erhielt, zwang sie, indem er den Tod einer Schwester meldete, die zwei sehr kleine Kinder hinterließ, bei der Baronin ihren Abschied zu verlangen, wenige Tage nach ihrer Ankunft in Paris. Die Pflicht machte es ihr zum Gesetz, sich ganz diesen zwei Waisen zu widmen.

»Die Undankbare!« rief Frau von Fougerolles.

Als der Lohn der Frau Ledoux bezahlt war, hatte die Baronin die Rücksichtslosigkeit und Gemeinheit, die Koffer der armen Frau öffnen zu lassen, die seit dreißig Jahren mit ängstlicher Treue und unermüdlichem Fleiße ihr gedient hatte.

Als Frau Ledoux abgereist war, blieb das Haus ohne Verwalterin und die Baronin, die gern spät aufstand, hatte die Gewohnheit dieser thätigen Ueberwachung verloren, die sich auf die kleinste Einzelheit erstreckte. Es mußte also Frau Ledoux ersetzt werden, aber es gefiel der Baronin nicht, die Schlüssel einer Unbekannten anzuvertrauen. Ein Uebereinkommen entsprach daher ihrem Wunsche und hob ihre Unruhe. Fräulein von Rosier übernahm provisorisch das Amt der Frau Ledoux und Frau von Fougerolles erklärte laut, daß sie eine Person suchen werde, die ihr Vertrauen verdiene. Aber es war damit nur gemeint, daß das provisorische Amt des Fräuleins ewig dauern solle und Frau von Fougerolles immer suchen werde, ohne die Person zu finden, die sie an die Spitze des Hauses stellen könne. Die Ersparniß war übrigens nicht der einzige Vortheil, den Frau von Fougerolles aus der Anwesenheit ihrer Nichte in Paris zog. Indem man dieses große und schöne Mädchen im Salon der Baronin sah, glaubten die Personen, welche ihn besuchten, daß dieselbe eine arme Nichte aus der Provinz aufgenommen habe, und diese so hochherzig gebotene Gastfreundschaft gab ihr den Ruf der Großmüthigkeit. Man verfehlte nicht, ihr darüber Glück zu wünschen, und alles Lob, das sie dafür in den Kreisen ihrer Freunde erntete, nahm sie mit einer Miene der Bescheidenheit an, welche das Verdienst dieser schönen Handlung noch erhöhte.

Frau von Fougerolles empfing regelmäßig alle Dienstage. Man spielte dann Whist und machte ein wenig Musik. Ihr Salon, obschon etwas kalt und steif, galt als einer der besuchtesten in der Vorstadt Saint Germain. Fräulein von Rosier wurde hier förmlich vorgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Geschichte, die aber heute noch nützen kann.

(Schluß.)

Lange saß der Pochhammer stille da, stützte den Kopf in die Hand und dachte, wie das seiner Kundschaft schaden könnte. Dann kratzte er sich hinterm Ohr, legte den Pechdraht weg und ging zum Sabinel, das in der Küche stand und ein Gesicht machte wie eine Katze, wenn's donnert.

Und noch selbigen Tages kam des Alten Bett herunter, und er saß im Sorgsessel hinter dem warmen Kachelofen, und aß am Tisch, und sie waren gar zuthunlich, und der alte Jodocus ging an wie ein Licht, dem man Oel zugießt, und hatte gute Tage bis an sein selig Ende. Der Bastian aber lachte sich in's Fäustchen und besuchte ihn alle Tage, und war Alles Lieb's und Gut's fortab.

Der Pochhammer und sein Sabinel schnupperten aber überall herum wie eine Katze, die den Braten riecht und nicht finden kann, wo der Alte das Geld möchte versteckt haben; aber sie konnten's nicht entdecken und meinten, der alte Mann sei schlauer, als sie geglaubt, und er werde es schon dem Bastian vertraut haben, wo er das Geld verborgen.

Als er aber ehrlich und stattlich, wie er's verdient, begraben war, und sie Alles um und um gewendet und das Geld nicht gefunden hatten, da ist der Pochhammer eilings zum Bastian gekommen und hat gesagt: Es ist doch eine curiose Geschichte, daß der alte Mann seinen Sparpfennig so gut versteckt hat, daß wir ihn gar nicht finden können. Euch hat er's doch gewiß vertraut, wo er liegt. Seid so gut und saget mir's doch!

Aber da hat ihm der Bastian den Kümmel gerieben, daß der Pochhammer dastand wie Butter in der Sonne. Er hat's ihm auch ehrlich gesagt, wie er's mit den Kronthalern gemacht, und wie er ihn, weil er ein schäbiger Geizhals sei, gehänselt habe, damit's seinem armen Kameraden besser gehen möge. Ihr seid in meine Falle gegangen, schloß er, wohl bekomm's Euch! Der arme, ehrliche, gute Jodocus wäre sonst umgekommen! Das war mein Zweck. Ihr habt aus Geldgier gethan, was Ihr aus Lieb' und Dankbarkeit hättet thun sollen und um Gotteswillen. Der Herr verzeih's Euch!

Da ist der Pochhammer heimgeschlichen wie eine begossene Katze. Wie es in seinem Gewissen stand — weiß nur Gott! —

Meinet ihr nicht, fragte der Schmiedjakob, da wäre Etwas zu lernen für Kinder und Eltern? Wollte Gott, schloß er, die Lehre dieser

Geschichte schlüge recht tief ein, besonders in die Kinderherzen!

Gemeinnütziges.

Die Sonnenblume gibt bekanntlich durch ihre Menge von Samenblüthen den Bienen eine reiche Ausbeute, und ihre Samen liefern vieles und sehr gutes Oel. Dieses ist nicht nur als Speiseöl empfehlenswerth, sondern leistet auch für die Malerei und Seifenfabrikation gute Dienste. Die Maler suchen es namentlich für blaue und grüne Farben, die Seife aus diesem Oel aber ist geschätzt, weil sie die Haut weich, zart und weiß macht und eine vorzügliche Bartseife ist. — Der Rückstand der behufs der Oelgewinnung ausgepreßten Körner ist ein vorzügliches Futter, kann aber auch, dem Teig zu Brod und feinem Backwerk beigemischt, eine gute Verwendung finden. Die Staude liefert feine Fasern mit seidenartigem Glanz und verdient gegenwärtig, wo vielfach Artikel aus sogenannter vegetabilischer Seide gefertigt und gesucht werden, ganz besondere Beachtung.

Das Mutterherz.

Das Herz der Andern wird oft kühl
Und zweifelt oder bangt;
Des Freundes Herz lähmt Weltgewühl,
Es prüfet und verlangt.

Doch ewig treu und ewig fest
Bleibt dir das Mutterherz,
Bleibt dir, wenn Alles dich verläßt,
Bleibt dir in Lust und Schmerz.

Verschiedenes.

Die Brauereien Londons gehören bekanntlich zu den großen Merkwürdigkeiten der Weltstadt. Die zwei bedeutendsten sind die von Barclay und Comp. und von Truman und Comp., deren jede über 100,000 Quarter Malz jährlich verbrauchen. Barclay's Geschäftslocal ist 10 bis 12 Morgen groß, und die Umfassungsmauer mißt beinahe 1/3 Meile; man braucht täglich 100,000 Gallonen Wasser; es sind 20 bis 30 Malzbehälter vorhanden, jeder von der Größe eines mittlern Hauses; das Brauhaus für Porter ist kaum kleiner als die Westminster-Halle; jeder der fünf kupfernen Kessel faßt 12,000 Quarter Malzwürze; der Kohlenverbrauch beläuft sich auf 6 bis 700 Tonnen jährlich; die Kühlschiffe haben viele Tausend Quadratfuß Oberfläche; die hölzernen Gefäße zum Gähren fassen jedes 1500 Fässer Bier; der Teich, in welchem das Bier zum Ablassen in die Fässer gebracht wird, ist groß genug, um ein bedeutendes Boot zu tragen; es sind ungefähr 200 Vorrathsfässer vorhanden, welche im Durchschnitt je 30,000 Gallonen fassen, einige derselben aber über 100,000, so daß das Heidelberger Faß dagegen ganz verschwindet; die Fässer jeder Art zum Versenden des Biers belaufen sich auf 70,000 Stück; schließlich sind 200 der schönsten und stärksten Pferde in der Welt aufgestellt, um die großen Bierfässer auf den noch größern Wagen durch die Straßen der Stadt zu fahren. Die Zahl der Bierwirthschaften in London ist sehr groß: zusammen mit den Speisewirthen mögen sie sich ungefähr auf 7000 belaufen, also je eine auf 45 Häuser und auf 345 Einwohner.

Eines reichen Amtmanns Sohn kam von der Universität, seine Eltern zu besuchen. Als sie an einem Abend zwei Tauben zu essen hatten, sagte er zu ihnen, daß er durch die Logik und Arithmetik beweisen könne, daß diese zwei Tauben drei wären. „Das laß uns hören!“ sagte der Vater. Der Sohn sagte darauf: „Das ist ein, und das ist zwei, ein und zwei machen drei.“ Der Vater antwortete: „Nun, da du dieses so wohl ausgedacht hast, so soll deine Mutter die erste Taube haben, ich will die zweite nehmen und die dritte magst du für dich und um deiner Gelehrsamkeit willen behalten!“

Palindrom.

Ich bin ein störrig Thier;
Lies rückwärts mich,
Bring' Ehre, Ruhm ich dir.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 152. Donnerstag, den 18. December 1856.

Der Habsüchtige.

Sein höchstes Glück ist — viel besitzen
Von Gütern der Vergänglichkeit.
Doch nicht, um weise sie zu nützen,
O nein! Besitz gewährt ihm Freud'.

Sein Geld und Gut stets zu vermehren,
Ist seines Lebens höchste Pflicht.
Daß er versäumt, die Viel entbehren,
Bekümmert ihn im Herzen nicht.

Wohlthätig sein — ist ihm Verschwenden,
Und nutzlos, was nicht Geld einträgt;
Nur wer erscheint mit vollen Händen,
Allein zur Achtung ihn bewegt.

Das Schöne zwingt ihn nicht zum Staunen,
Das Edle thöricht ihm erscheint.
Gefühle scheucht er weg als Launen,
Selbst wenn der Arme bitter weint.

Auf seinen Vortheil stets beflissen,
Verlangt er angestrengten Fleiß
Von Denen, die ihm dienen müssen, —
Obgleich er nie zu lohnen weiß.

Er gibt ungern, er will nur haben,
Will handeln und gewinnen Viel.
Nur wenn ihm werden reiche Gaben,
Hat er erlangt des Lebens Ziel.

Mit seinem Glück die Wünsche steigen.
Zufrieden, ach! kann er nie sein.
Mit Solchen wird er sich vergleichen,
Die größrer Schätze sich erfreu'n.

Sind nicht die Würfel so gefallen,
Wie er gewünscht, wie er gedacht,
Verbittert er das Leben Allen,
Selbst Denen, die nie Leid's gebracht. —

Dürkheim, im December 1856.

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Eines Tages benachrichtigte die Baronin ihre Nichte, daß sie zu einem Mittagessen von zehn Gedecken Auftrag geben solle. Frau von Fougerolles hatte am Gerichtshofe von Moulins einen Proceß und erwarb sich dort Beistand.

„Wir werden“, sagte sie, „einige Personen vom Lande und unter andern ein Mitglied des Generalraths haben, das Sie vielleicht kennen. Er ward neulich an den Rechnungshof berufen.“

„Wer wohl?“ fragte Alexandrine.

„Herr von Mauvezin.“

Die Nadel, welche Fräulein von Rosier in der Hand hielt, brach unter ihren Fingern.

„Endlich!“ sagte sie leise für sich.

„Sie erinnern sich seiner?“ fuhr die Baronin fort.

„Ein Wenig“, antwortete Alexandrine ruhig.

Es waren mehrere Monate, daß sie ihn nicht mehr gesehen hatte; sie hatte von ihm Nichts erfahren und wollte auch nicht darnach fragen. Sie sollten sich jetzt wieder treffen. Es war dies für sie ein Tag der Probe.

Abends, als man Herrn von Mauvezin ankündigte, legte sie die Hand auf's Herz, gleichsam, um es zu befragen. Es schlug ein Wenig heftiger und rascher. Sie runzelte die Augenlider leicht und sah Herrn von Mauvezin in einem Spiegel, der dem Eingange gegenüber war, und betrachtete sein Gesicht. Sie zeigte

bei seinem Anblicke weder Verwirrung noch Aufregung. Gut! dachte sie, das ist eine Nervenprobe.

Herr von Mauvezin schien ein Wenig betreten, als er sie sah. Sie erhob sich bald, um seine Begrüßung zu erwiedern, und gab ihm lächelnd die Hand. Die Verlegenheit Anatole's ward zum Erstaunen. Er fragte sich, ob sie seinen Brief wohl erhalten habe.

„Verzeihen Sie mir“, begann sie, als wenn sie ihn errathen hätte, „daß ich Ihnen nicht antwortete; ich war zu sehr beschäftigt, als mir Ihr Brief zugestellt wurde; später erwartete ich eine Gelegenheit, um mich zu entschuldigen. Sie nehmen es doch nicht übel auf?“

Herr von Mauvezin ward ganz bestürzt. Dieser zuvorkommende und liebenswürdige Empfang drückte ihn mehr als eine kalte Aufnahme. Er verneigte sich und konnte blos mit einigen stammelnden Worten antworten. Als er bei Frau von Fougerolles war, beobachtete ihn Alexandrine mit dem unversöhnlichen Blicke einer Frau, die nicht mehr liebt. Sie empfand dann das Gefühl der Enttäuschung, welches das Herz sogleich empört, wenn das Feuer der Aufregung es verlassen. Es war also er! dachte sie.

Ein Beobachter, der in ihren Augen hätte lesen können, wäre erstaunt gewesen, einen Augenblick später zu sehen, mit welchem lieblichen Lächeln Alexandrine die Rückkehr Herrn von Mauvezin's erwartete, und sie forderte ihn einigermaßen heraus. Der gute Ton reichte nicht aus, diesen Eifer zu erklären. — War es Stolz der Seele, die sich über gemeine Angriffe erhaben fühlt, oder die Coquetterie einer Frau, die ihr Reich wieder zu erobern sucht? Stolz herrschte in ihr, aber die Coquetterie kannte sie nicht. Sie hatte ihr Kleid von schwarzem Merino beibehalten, mit glattem Hals und Manschetten von weißer Leinwand. Als Herr von Mauvezin sie im Laufe des Gesprächs fragte, ob sie an den Vergnügungen von Paris Theil nehme, zuckte sie leicht die Achseln.

„Ich, ein altes Mädchen!“ sagte sie.

Aber dies alte Mädchen hatte Etwas an sich, das Aller Augen ihr folgen machte, wenn sie durch den Salon schritt. Ihr wollenes Kleid stach die sammtenen aus. Frau von Fougerolles bat sie, an das Klavier zu sitzen. Nachdem sie gespielt hatte, näherten sich ihr einige Personen, um ihr Complimente zu machen, und Herr von Mauvezin erklärte, daß viele berühmte Künstler nicht mehr Talent hätten.

„Sie müssen sich stark geübet haben seit Moulins?“ sagte sie.

„Sie thut Nichts als Dies“, erwiederte die Baronin, „das Klavierspiel gefällt ihr.“

„Ohne Zweifel. Und dann, muß ich mir nicht Hilfsquellen für die Zukunft verschaffen? Ich bereite mich vor, Stunden zu geben.“

Großes Schweigen beherrschte sofort den Kreis ihrer Bewunderer. Sicher, daß Herr von Mauvezin ihr keine unmöglichen Ansprüche auf sein Herz zuschreibe, trug sie eine glänzende Variation vor und erhob sich.

Das Wort des Fräuleins von Rosier war wie ein Messer mit zwei Schneiden. Während es die Unruhe zerstreute, welche Herr von Mauvezin haben konnte, beraubte es Frau von Fougerolles des Scheines des mütterlichen Edelmuthes, mit dem man sie umgeben und den sie gerne angenommen hätte. Statt einer Verwandten, der eine glänzende Zukunft gesichert und die schon in den Besitz aller Glücksgüter gesetzt wäre, war hier eine Waise, die aus Mitleid aufgenommen und bestimmt war, das Brod im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen. Der Schein war gefallen.

Während der ganzen Abendgesellschaft, die sehr besucht war, wurde von Fräulein von Rosier und ihrer unsicheren Lage gesprochen. Einige Gesichter zeigten Erstaunen und Rührung. Ihre Antwort ward von Mund zu Mund wiederholt und überall hingetragen. Man beklagte diese schöne und geistvolle Tochter, der die Armuth zu Theil geworden, die sie würdevoll ertrug. Man bezeugte ihr eine lebhafte Theilnahme, und ein Tadel erhob sich gegen Frau von Fougerolles, weil sie nicht daran dachte, ihre Nichte auszustatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mägdeherberge in Berlin.

In Berlin gibt es 12,000 Mägde, und wer bedenkt, daß unsere europäischen Hauptstädte gegenwärtig Hauptsitze der Eitelkeit und des Lasters sind, wird sich nicht wundern, daß die

meisten von ihnen auf so niederer sittlicher Stufe stehen, wie sie in diesen Blättern vor Kurzem ein Schattenbild aus den Federnzeichnungen eines Literaten geschildert hat. Zwar wird es in Berlin nicht schlimmer stehen, als anderswo, ja es möchten aus andern Städten, Paris voran, noch weit dunklere Bilder aufzustellen sein, als das angeführte ist, aber die ächte christliche Liebe sieht sich nicht darnach um, wie es anderswo steht, sondern legt sofort Hand an, wo sie Elend sieht und Gelegenheit hat, zu helfen. Das haben die Kaiserswerther evangelischen Diaconissinnen, welche, beiläufig bemerkt, ihre Wirksamkeit immer großartiger entfalten und bereits ihre Stationen im Westen bis nach Pittsburg in Nordamerika und im Osten bis nach Constantinopel, Smyrna und Jerusalem vorgeschoben haben, auch in Berlin gethan. Außer andern Anstalten, an welchen sie wirken, haben sie daselbst eine evangelische Mägdeherberge gegründet. Diese bietet den ehrbaren Mägden, wenn sie dienstlos geworden sind ohne besondere Vergehen, einen Zufluchtsort an, wo sie für die kurze Zeit ihres Aufenthalts gegen geringe Vergütung Arbeit und Unterricht in allen etwa noch nicht erlernten Mägdearbeiten finden, auch geistliche Stärkung für den neuen Dienst, und von wo die die Anstalt verwaltenden Diaconissinnen ihnen wieder Dienste bei wohlgesinnten Herrschaften verschaffen. Hierhin dürfen sie auch an ihren freien Sonntag-Nachmittagen aus dem Dienst in der Stadt wieder kommen, um sich bei den Schwestern Ermunterung und Stärkung zu holen, so wie sie von diesen bei ihren Herrschaften besucht werden.

In einem zweiten Hause auf demselben Grundstücke ist eine Kleinkinderschule errichtet worden, um mit Hülfe derselben und der sie leitenden Lehrdiaconissinn die jungen Mägde, die dazu Gaben haben, zu guten Kindermädchen vorzubilden, und in einem dritten Hause ebendaselbst ist eine Mägde-Schule gegründet worden, wo die jungen confirmirten Mädchen, welche Mägde werden wollen, theils von einer zweiten Lehrdiaconissinn Unterricht im Nähen, Stricken, Religion und Singen erhalten, theils bei den andern Schwestern noch ein Jahr lang einen practischen Lehrcursus in allen Mägdearbeiten durchmachen, um dann in einen passenden Dienst einzutreten.

Ueber diese gesegnete Anstalt, welche seit dem Herbst 1854 besteht, hat die Königin von Preußen das Protectorat. Durch die Großmuth des Königs, des Berliner Magistrats und anderer Wohlthäter ist es möglich geworden, das Grundstück mit den 5 Häusern für 21,000 Thlr. ankaufen zu können. Ueber 240 Mägde sind schon darin beherbergt, viele haben sich da stärken lassen auf den Weg zum Leben, über 50 sind noch in beständiger Verbindung mit den Schwestern. Ja, diese haben, wegen der weiten Entfernung vieler Stadttheile von der Mägdeherberge, schon ein zweites, christliches Unterhaltungslocal für den Sonntag-Nachmittag im Innern der Stadt beschafft, wo sie sich mit den gutgesinnten, Stärkung begehrenden Mägden versammeln, und werden solche Unterhaltungslocale noch in verschiedenen Theilen der Stadt einrichten.

Das Dienstbotenwesen ist gegenwärtig ein wunder Fleck nicht blos in Berlin, sondern auch bei uns, und so kann es uns nur freuen, daß auch in der Pfalz ein Anfang gemacht ist, bessere Zustände herbeizuführen. Das evangelische Rettungshaus zu Rockenhausen hat sich nämlich die besondere Aufgabe gesetzt, gute Knechte und Mägde heranzuziehen, wozu wir ihm Segen und Gedeihen von ganzem Herzen wünschen.

Lebensphilosophie.

Ein weiser Mann hört keine Posse,
Daß nicht daraus ihm Weisheit sprosse;
Und keine Weisheit hört ein Thor,
Sie wird zur Poss' in seinem Ohr.

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du Heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Die Wünsche sind vom Ziel getrennt;
Die Zeit erkennt und die Zeit verkennt;
Der fällt, der mit der Zeit wettrennt.

Verschiedenes.

(Ein Besenstiel als Brautwerber.) Ein reicher englischer Gutsbesitzer, welcher auf die moderne Töchtererziehung blutwenig hielt, verwarnte seinen erwachsenen Sohn sehr häufig vor den gelehrten, schnabelschnellen, putzsüchtigen Dämchen. »Du mußt Dir eine rechte Hausfrau erwählen«, pflegte er zu sagen; »keinen Zieraffen, der über einen Besenstiel stolpert.« — Der junge Mann nahm sich die Lehre zu Herzen; an einem schönen Frühlingsmorgen, wo sein Vater eine große Gesellschaft auf sein Gut geladen hatte, legte er einen Besen quer über die Haustreppe, als man vom Tische aufbrach, um einen Spaziergang durch das Lustgehölz zu machen. — »Gib Acht«, sagte er zu einem Freunde, der mit ihm draußen wartete, »dieser Besen soll mir eine Frau wählen helfen; das junge Mädchen von der Gesellschaft, das diesen Besen aufhebt und sich dessen nicht schämt, soll meine Frau werden!« — Sie warteten, bis die Gesellschaft den Speisesaal verließ und herauskam; die meisten der jungen Damen schritten über den Besen hinweg. Einige stolperten darüber; endlich aber bückte sich ein junges hübsches Mädchen darnach, hob ihn auf und stellte ihn in einen Winkel. — Der junge Mann hielt Wort, er warb um das Mädchen, erhielt das Jawort — und hatte seine Wahl nie zu bereuen. Seine Frau besaß alle Eigenschaften, ihn glücklich zu machen, er hinwieder ließ es die Aufgabe seines Lebens sein, ihr Dasein zu verschönern. — Wir rathen daher den jungen, heirathslustigen Mädchen, auf Besenstiele, die ihnen unter die Füße kommen, wohl zu achten.

(Heirath durch eine Visitenkarte.) Die photographischen Visitenkarten, welche neben dem Namen auch das Conterfei des Besitzers präsentiren, finden immer weitere Verbreitung. Auch eine sociale Bedeutung ist ihnen, wie nachfolgende Mittheilung beweist, nicht abzusprechen. Eine junge Dame machte in Hamburg in einem der ersten Häuser einen Besuch und ließ, da die Frau vom Hause nicht anwesend war, ihre Karte zurück, auf der das durch die Sonnenstrahlen festgebannte wohlgetroffene Portrait der liebenswürdigen Besucherin prangte. Diese Karte fiel einem jungen Manne in die Hände, der, ein Verwandter des Hauses, zufällig von Leipzig, wo er domicilirt ist, in Hamburg zum Besuche anwesend war. Das Neue dieser Art Karten reizte ihn, sie genauer zu betrachten, und das darauf befindliche Portrait machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er Alles aufbot, das Original kennen zu lernen. Es gelang ihm; er fand nicht nur das photographische Abbild weit übertroffen, sondern auch eine mit geistigen Vorzügen reich begabte Natur, die ihn anzog und fesselte. Das Resultat war, daß er dem reizenden Mädchen Herz und Hand anbot. Gestalt und Charakter des Freiers, ein in der kaufmännischen Welt geachteter Name vermittelten eine freudige Zustimmung von Seiten der Anverwandten der jungen Dame. Die feierliche Verlobung fand vor einigen Wochen statt und hatte, da die erste Veranlassung derselben bekannt geworden war, die Wirkung, daß die Hamburger Photographen zur Anfertigung von nach Umständen mehr oder minder retouchirten Visitenkarten-Portraits gegenwärtig von heirathslustigen Damen außerordentlich in Anspruch genommen sind.

„Haben's a Paß?" fragte eine Schildwache einen listigen Reisenden. — „Ja." — „Zeigen's!" — „In meinem Passe steht: ich brauche ihn nicht vorzuzeigen." — „Schaun's, das ist mir noch nit vorgekommen. Da passiren's nur immer weiter."

Professor. »Da hat mir Euer Nebenschäfer gesagt, die schwarzen Schafe fressen viel weniger, als die weißen. Hat er mich wahrscheinlich blos angelogen?«

Schäfer. »O, gar nit!«

Professor. »Wie kommt denn dies?«

Schäfer. »Ja, wissen's, es sind halt viel weniger schwarze als weiße in der Heerde.«

Auflösung des Palindroms in Nro. 151:

Geis. Sieg.

Verantwortlicher Redacteur: D: Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 153. Samstag, den 20. December 1856.

Ermuthigung.

Bringt auch das Schicksal ohne Rast
Dir manche bitt're Stunde,
Und blutet unter Sorgenlast
Des Kummers herbe Wunde:
Es lacht der Hoffnung Zauberschein
Dir doch noch in das Herz hinein.

Hat man dich auch schon oft verkannt,
Mißdeutet dein Bestreben,
Das Lob der Welt ist flücht'ger Tand,
Noch flücht'ger wie das Leben;
Drum besser wirst im Herzen bau'n
Du dir ein festes Selbstvertrau'n.

Hast du in ihm dich wohl gestählt,
Um Edles zu vollbringen;
Hast du den rechten Weg gewählt,
Dann muß es auch gelingen;
O, dann vergiß die Stimme nicht,
Die dir im eig'nen Herzen spricht:

Im Guten sei dein Herze fest,
Empfänglich allem Schönen,
Daß es vom Wahren nimmer läßt,
Zu helfen, zu versöhnen; — —
So hast du deine Pflicht gethan
Und gut gewirkt auf deiner Bahn.

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

In wenigen Monaten wurde Alexandrine die Seele und das Band des Salons der Frau von Fougerolles. Ihr Lob war in Aller Mund, und jeden Tag kam Etwas davon Herrn von Mauvezin zu Ohren; aber dieses so streng eingehaltene Benehmen unterhielt einen hartnäckigen Kampf zwischen Alexandrine und ihrer Tante. Die Gereiztheit zeigte sich öfters und man konnte voraussehen, daß zwischen diesen zwei so wenig ähnlichen Naturen ein Bruch entstehen werde, der um so heftiger wäre, als er von beiden Seiten erwartet und sogar befürchtet wurde. Frau von Fougerolles wollte ihre Autorität geltend machen und ihre erschütterte Herrschaft wieder herstellen. Fräulein von Rosier wollte dagegen ihre Ueberlegenheit erhalten und endgiltig feststellen. Sie beobachteten sich stillschweigend wie zwei Feinde. Alexandrine jedoch, welche schon die ganze Gewalt kannte, die in der Geduld lag, zeigte in allen Dingen dieselbe Zuvorkommenheit und dieselbe gleiche Gemüthsstimmung. Sie verachtete die kleinlichen Reibereien und hielt ihre Kräfte in Reserve bis zum Tage der Schlacht. Gegen das Ende der Saison, nach Ostern, wollte Frau von Fougerolles, welche Anfälle von Eitelkeit häufiger als gewöhnlich zu gewissen Ausgaben verleitet hatten, ihre Rechnungen sehen. Sie war in jenen Tagen gerade von einem empfindlichen Geldverlust betroffen worden und sie war darüber sehr aufgebracht. Niemals hatte sie so gut und treffend das Wort eines Pächters von La Bertoche gerechtfertigt, welcher von Frau von Fougerolles sagte, „sie sei wie der Nordwind, rauh und heftig“.

Kaum waren die Bücher auf dem Tische, so machte sie sich auch schon daran, sie zu durchblättern. Einige kurze und rauhe Ausrufungen zeigten von ihrer üblen Laune. Fräulein von Rosier ergriff ein Nähezeug und setzte sich in eine Ecke. Sie sah voraus, daß ein Sturm ausbrechen werde.

Plötzlich legte Frau von Fougerolles den Finger auf eine Stelle mitten auf der Seite

und rief, wie damals bei der Rechnung des Parfümeurs: »Was ist das?«

Fräulein von Rosier beugte sich über das Buch und sagte: »Es ist dies eine Summe von zehn Franken, die ich an Kathrine als Zulage gab; das arme Mädchen war genöthigt, zwei Nächte zu bleiben. Die Arbeit war größer, als sie es Anfangs dachte.«

»Um so schlimmer für sie. Sie hatte sich für dreißig Franken bereit erklärt, und man war ihr nur dreißig Franken schuldig, nicht mehr.«

»Ich glaubte recht zu thun.«

»Sie hatten Unrecht.«

Fräulein von Rosier setzte sich wieder; aber der Zorn der Baronin war erwacht. Ihre mageren Finger folgten den Zahlenreihen; sie grollte bei jeder Zusammenzählung.

»Das ist unerträglich«, sagte sie endlich; »vierundzwanzig Franken für Wachskerzen! Vierundzwanzig Franken für eine einzige Abendgesellschaft! Was haben Sie denn angezündet?«

»Alles, Madame, die Armleuchter und die Kronleuchter.«

»Wer hat Sie das geheißen?«

»Es ist ja so Gebrauch.«

»Der Gebrauch ist eine Dummheit. Sie fragen mich nicht, was zu thun ist, ich vermuthe? Aber Alles ist so in dem Hause, Alles ist d'runter und d'rüber. Es ist eine abscheuliche Unordnung, eine schreckliche Verschleuderung. Das Sprichwort ist wahr: »Aechtes Blut trügt nicht!«

Bei dieser Beleidigung, die sie an ihren Vater und ihre Verarmung erinnerte, zog sich das Gesicht des Fräuleins in Runzeln und ihre Augen leuchteten von düsterem Feuer; aber Frau von Fougerolles war blind vor Zorn; sie rechnete die Ziffern zusammen und tadelte Alles. Alexandrine hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen und schwieg. Als die Fluth der Worte sich wieder beruhigt hatte, sagte sie, indem sie den Kopf erhob: »Wie hoch, Madame, glauben Sie, daß sich die verausgabte Summe über Das erhob, was streng nothwendig war?«

»Ach, wenn ich mir die Mühe geben wollte, es zu berechnen, so wären es wohl zusammen hundert Franken. Und ich spreche nur von Dem, was mir in die Augen fällt.«

»Es sind also hundert Franken, die ich Ihnen schuldig bin?«

»Was Sie mir schulden? Das Wort ist spaßhaft, und mit was, wenn ich fragen darf, gedenken Sie mich zu bezahlen?«

»Mit meinem Gehalt.«

»Mit Ihrem Gehalt!«

Frau von Fougerolles sah Alexandrine mit einem Blicke an, der eben so voll Zorn als voll Erstaunen war.

»Erlauben Sie, Madame«, erwiederte Alexandrine. »Gaben Sie nicht an Frau Ledoux, um Ihre Haushaltung zu verwalten, monatlich hundert Franken? Ich fand es so in Ihren Büchern vermerkt.«

»Das ist wahr.«

»Nun, ich vertrete die Stelle der Frau Ledoux. Sie hatte hundert Franken im Monat; da ich aber die Tochter Ihrer Schwester bin, so haben Sie mir blos die Hälfte dieses Gehalts zu geben. Es ist dies der Vortheil der Verwandtschaft, und ich lasse ihn Ihnen. Fünfzig Franken für den Monat machen in sechs Monaten dreihundert Franken. Sie behalten davon hundert Franken, die ich Ihnen schulde, und geben mir die anderen zweihundert Franken, die ich verdient habe. Ich bedarf derselben, um nach Moulins zurückzukehren.«

Frau von Fougerolles erhob sich halb.

»Ach, Sie wollen nach Moulins zurückkehren, und was wollen Sie dort thun?«

»Ich werde dort einige alte Freunde meiner Familie finden, wie Evariste und Deschapelles, die mir einiges Geld leihen werden, womit ich auf dem Lyceplatz ein Leinwandmagazin eröffnen will. Mein Name wird als Schild dienen. Man kennt mich zu Moulins, und der Nichte der Frau von Fougerolles wird es nicht an der besten Kundschaft der Stadt fehlen.«

»Sie wollen das thun? Sie?«

»Gewiß ... wenn ich es nicht etwa vorziehe, in das Haus der Marquise Bonneval zu treten, die bereit ist, mir die Erziehung ihrer beiden Kinder anzuvertrauen. Sie hat mir es für den Fall vorgeschlagen, daß ich das Hotel der Frau Baronin verlasse. Dieser Fall ist eingetreten.«

Frau von Fougerolles war außer sich. Die Aussicht, ihre Nichte als Leinwandhändlerin in Moulins mit ihrem Name auf dem Schilde oder als Erzieherin bei einer befreundeten

Dame zu sehen, verletzte ihre Eitelkeit. Sie kannte Fräulein von Rosier zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß sie nicht zögern werde, ihren Entschluß auszuführen. Welchen Scandal würde es wohl geben und welche schönen Reden würde man über die Ursache der Trennung führen! Man würde in Paris davon sprechen, in Moulins darüber schwatzen, und die Baronin sah wohl voraus, daß dieses Gerede ihrer Zukunft nicht günstig sein würde. Sie mußte ihre Nichte um jeden Preis verhindern, ihren Vorsatz auszuführen; dies war aber schwierig.

„Sie geben mir acht Tage Zeit?“ sagte sie, indem sie sich bemühte, zu lächeln.

„Vierzehn, wenn Frau von Fougerolles es wünscht“, antwortete Alexandrine kalt.

Mittag- und Abendessen gingen vorüber, ohne daß zwischen Tante und Nichte ein Gespräch stattfand. Sie saßen sich gegenüber wie zwei Armeen, deren Feindseligkeiten ein Waffenstillstand aufhob. Einige Personen kamen zum Besuche; Fräulein von Rosier ließ Nichts von ihrem Entschlusse merken, und das war nicht das Einzige, was die Baronin befürchtete. Die Fröhlichkeit, welche Alexandrine bei verschiedenen Gelegenheiten zeigte, und die Leichtigkeit, mit welcher sie von Allem sprach, was sie noch vor der Rückkehr nach La Bertoche zu thun habe, ließen glauben, sie habe auf ihren Plan verzichtet und Alles werde in dem alten Zustande verbleiben. Als aber Frau von Fougerolles Abends in ihr Zimmer zurückkehrte, fand sie auf dem Kamin den Schlüssel des Hauses, welchen Fräulein von Rosier durch eine Kammerfrau ihr zurückstellen ließ, und sie verfiel in die alte Bestürzung zurück.

Man war am Ende des Monats. Des Morgens und fast den ganzen Tag ward Frau von Fougerolles zu jeder Stunde von den Lieferanten und Geschäftsleuten gestört, welche um diese Zeit zu kommen pflegten. Sie wandten sich zuerst an Fräulein von Rosier, welche alle zurückschickte. Man weiß, daß die Baronin gern spät aufstand. Alle diese Besuche machten sie zuerst ungeduldig und dann reizten sie sie im höchsten Grad. Zehn Tage waren schon seit dem Bruche verflossen, der ihrer Discussion gefolgt, und Nichts zeigte an, daß Fräulein von Rosier mit ihrer Tante sich verständigen wolle. Zwei Mal schon hatte man sie in langer Unterredung mit Frau von Bonneval überrascht, und die Baronin wußte ganz bestimmt, daß ihr Briefwechsel mit Moulins häufiger als je war. Noch fünf oder sechs Tage — und Alles war vorüber, und merkwürdiger Weise, Fräulein von Rosier war nie eifriger im Vorlesen, nie aufmerksamer in Allem, was ein Salon den Besuchern angenehm macht. Eines Morgens, als sie drei oder vier Mal nach einander gestört wurde, ließ Frau von Fougerolles in aller Eile ihre Nichte bitten, zu ihr zu kommen. Die Vorhänge waren noch nicht aufgezogen.

„Ach Gott, meine Kleine“, rief sie ihr zu, ihr die Schlüssel hinhaltend, „willst Du denn nicht mich in Ruhe schlafen lassen? Nimm sie doch und thue damit Alles, was Du willst.“

„Alles?“ erwiederte Alexandrine mit hellem Blick.

„Ei ja, Du Starrkopf!“ gab Frau von Fougerolles zur Antwort und legte den Kopf zur Seite.

Fräulein von Rosier nahm die Schlüssel. Es war das erste Mal, daß Frau von Fougerolles sie duzte. Alexandrine sah, daß ihr Sieg vollständig war, und von diesem Augenblicke an war von Abreise und Trennung keine Rede mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Sehr guter, und doch wohlfeiler Gußstahl.

Der österreichische Artillerie-Hauptmann Uchatius hat nach 11jährigen Versuchen das Mittel gefunden, einen guten Gußstahl zu niedrigem Preise herzustellen. Das französische Handelsministerium hat Fabricat und Verfahren des Herrn Uchatius genau prüfen lassen, und die französische Commission erkennt die Einfachheit in der Fabrikation so wie die trefflichen Eigenschaften des Uchatius-Stahles an. In Frankreich würden bei Fabrication im Großen 1000 Kilos höchstens 400 Fr. zu stehen kommen, während der Preis des gewöhnlichen Gußstahls 1000 Fr., des besten 2500 Fr. beträgt. — Uchatius verfertigt verschiedene Sorten Stahl, vom härtesten bis zum weichsten.

Nach seiner Methode wird der Gußstahl unmittelbar aus Roheisen gemacht. Diese Idee ist zwar nicht neu, aber Uchatius entdeckte zu-

erst, daß die Kleinheit der zur Stahlbereitung verwendeten Roheisenstücke von entscheidendem Einflusse auf die Qualität ist. Sein Verfahren beginnt daher stets mit der Granulirung des Roheisens, das in Graphittiegeln geschmolzen und dann durch Aufgießen auf bewegtes Wasser granulirt wird. Das Granulireisen wird dann mit Gemengen Pulvers aus Eisenerz und Mangansuperoxyd, auch Stabeisen, je nach der Qualität, die man erzeugen will, niedergeschmolzen. Die gedachte Commission erzeugte auf diese Weise harten, halbharten und weichen Stahl. —

Die Details siehe in Dingler's polyt. Journal.

Lebensphilosophie.

Wo ist deine Mutter? wo ist dein liebender Vater?
Wo die Freunde, die einst mit dir die Jugend getheilt?
Wo so Viele, die um dich lebten? Sie blühten wie Bäume,
Hart am Ufer; der Strom riß mit dem Ufer sie hin.
Also mähet die Zeit; sie mähet zur Rechten und Linken,
Dir vor den Augen, und du, Sterblicher, siehest es nicht?

Verschiedenes.

(Seltene Wohlthätigkeit.) Vor einigen Tagen kam eine Elsasser Auswanderungsfamilie, wie deren jährlich viele ihr Glück in Amerika suchen, in Paris an. Die Mittel waren dem Mann ausgegangen, und erschöpft, von einer trostlosen Frau und drei hungrigen Kindern umgeben, hatte er sich in einer der Straßen der Vorstadt St. Germain niedergeworfen. Ein Arbeiter in seiner weißen Blouse und in der Hand das Blechgeschirr, in dem sich sein Mittagsmahl befand, ging vorüber. Die Kinder schrieen vor Hunger. Er trat zu ihnen. „Weinet nicht so, Kinder!" rief er, „so lange es noch rechtschaffene Leute gibt, und daran wird es doch in Frankreich niemals fehlen, stirbt in Paris Keiner Hunger; da, nehmt die Suppe und das Obst; eßt, Kinder, und weinet nicht mehr! eßt, gute Mutter, und faßt Muth! — Bald sammelte sich eine Gruppe um den braven Arbeiter und die Auswanderer, die mit Gier sein Mahl verschlangen. Manche der Umstehenden warfen ihnen Geld zu. — Ein alter Priester nahm den Arbeiter bei der Hand, drückte sie und fragte: „Wie werdet Ihr es nun aber anfangen, daß Ihr zu essen bekommt?" — „Wie ich es anfangen werde, Herr Pfarrer? Ich werde an die armen Leute denken, mir den Leib fester schnüren und auf meine Abendsuppe warten." — „Bis zum Abend ist noch lange hin", erwiederte der Geistliche und reichte ihm ein Fünffrankenstück, um sich Brod zu kaufen. Der Arbeiter nahm es mit Dank und ging. Aber nach wenigen Schritten kehrte er rasch wieder um, warf das Geldstück der Frau in die Schürze und sagte: „Ich habe Arbeit, aber Ihr werdet lange Zeit keine haben. Nehmt Das! — es kommt vom lieben Gott!"

Geschlechts-Homonyme.

Der.

Ich bin gewiß ein armer Mann,
Mir thut ein Wicht'ges noth;
Daß ich dich nicht verstehen kann,
Nimmt mir vielleicht das Brod.

Die.

Ich bin gewiß ein liebes Thier,
Mir fehlet nur der Muth;
Ich bin daher der Sanftmuth Zier,
Und Jeder ist mir gut.
Auch bin ich oft ein Weib, recht arm,
Dem auch ein Wicht'ges fehlt;
Und häufig ist's, daß Gott erbarm'!
Vom Kummer hart gequält.

Der, die.

In jedem Sinne komme ich
Hier häufig vor
Und schwinge von der Erde mich
Oft hoch empor.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 154. Dienstag, den 23. December **1856.**

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Herr von Mauvezin besuchte seit dem Abende, wo er Fräulein von Rosier wieder sah, das Haus der Frau von Fougerolles nicht mehr. Dieses tiefe Stillschweigen über die Vergangenheit, dieser liebenswürdige Empfang, der ihm stets zu Theil ward, diese kalte Ruhe, die sie in allen Dingen zeigte, erstaunten ihn im höchsten Grade. Vielleicht empfand er einen gewissen Aerger, nach einem so plötzlichen Bruche so wenig Schmerz zu sehen. Zorn oder zum Mindesten Kälte hätten einiges Bedauern angezeigt. Diese Liebenswürdigkeit und dieses Lächeln zeigten ihm aber, daß sie ihn wenig geliebt habe, und die Abgeschmacktheit des Herrn von Mauvezin wußte aus dieser Gleichgiltigkeit Nichts zu machen. Er war etwa wie gewisse Frauen, die zwar das Gedächtniß schwinden lassen, aber nicht erlauben, daß man sie vergesse. Das würdevolle Benehmen des Fräuleins von Rosier, das alle Augen zwang, sich auf sie zu richten, war eine Ueberlegenheit, die Herrn von Mauvezin auffiel. Zu Moulins sah er Nichts als die Erbin; zu Paris entdeckte er die Frau, eine liebenswürdige Frau, welche ihr hervorragender Geist ohne Mühe zum ersten Rang erhob. Er gewöhnte sich nach und nach daran, sie aufzusuchen, mit ihr zu plaudern, ihr einen ganz besonderen Vorzug zu bezeugen, und Fräulein von Rosier ließ sich einen Weg führen, wo sie Nichts that, um ihn aufzutreiben, aber wo sie sich erlaubte, ihn zurückzuhalten.

Zur Zeit, wo Fräulein von Rosier sich in's Schloß La Bertoche begab, hatte sie die Gewohnheit, in ein Tagebuch zu schreiben und fast jeden Abend die kleinen Ereignisse einzuzeichnen, die auf ihren Geist besondere Einwirkung gemacht. Sie bekannte sich Alles mit der Feder in der Hand. Einige Zeilen dieses Journals werden zeigen, was sie zu der Zeit fühlte, wo sie als Herrin des Schlosses ihrer Tante Herr von Mauvezin von Neuem mit Sorgen überhäufte.

Dienstag, 11. April.

Herr von Mauvezin ist gestern gekommen, als wir vom Tische kamen. Der Abend war lau. Er schlug uns vor, einen Spaziergang im Garten zu machen. Meine Tante, welche das Gehen nicht sehr liebt, blieb auf einer grünen Rasenbank sitzen. Wir beide, Herr von Mauvezin und ich, blieben allein. Er nahm mich am Arm und zog mich gegen den Bassin. Es schien mir, als wenn er beim Gehen meinen Arm drückte. Dieser Mensch besitzt keine Liebe. Er fragte mich, ob Louise sich nicht verheirathe. So wenig wie ich, gab ich ihm zur Antwort. — O wenn Sie wollten, antwortete er. Diese Phrase war eine dumme Lüge. Ich sah ihn an und er senkte seine Augen nicht. Er hatte die Kühnheit, so weit die Vergessenheit des Vergangenen zu treiben; dies war fast Heroismus. Wenn Herr von Mauvezin gesehen hätte, was in meinem Herzen vorging, so hätte er Furcht gehabt. . . . Wie sollte er es sehen? Ich ließ mein Gesicht ganz ohne Ausdruck erscheinen. Ich errathe fast die Gründe, die diesen Mann leiten können; aber er wird selbst an die Angel beißen, die er nach mir auswirft. So lange wir spazieren gingen, wagte er nicht, von Moulins und jener Zeit zu sprechen, wo wir uns auf dem Balle trafen. Der Muth ginge nicht so weit, wenn ihm nicht die Dummheit zu Hilfe käme.

Freitag, 14. April.

Es gibt Stunden, wo mein Herz so anschwellt, daß es zerplatzen könnte. Diesen Morgen, bei Gelegenheit einer Heirath, von der man in unserem Kreise sich unterhielt, sprach man von der des Herrn von Mauvezin. Ich betrachtete mich im Spiegel, der vor mir stand; außer ein wenig Blässe sah man Nichts. — Und welches ist die Dame, die er heirathet? fragte Jemand. — Ich weiß nicht, wer es ist, antwortete meine Tante; aber ich weiß, daß sie hunderttausend Gulden bei Unterschreibung des Heirathscontracts hat und das Doppelte später. Wenn sie Nichts hätte, würde er sie nicht heirathen. — Wie ich, sagte ich. Meine Tante erhob sich. Nach dem Frühstück hieß sie mich an das Clavier sitzen. Ich spielte zwei Stunden lang. Niemals waren meine Finger beweglicher, aber ich hörte mich nicht. Meine Tante wünschte mir Glück. Als ich allein in meinem Zimmer war, mußte ich laut aufschreien. Ich erstickte fast, Alles an Einem Tage zu verlieren! Ich befeuchtete mein Gesicht und meine Hände mit kaltem Wasser, um dies Fieber zu beruhigen. In den Salon zurückgekehrt, hieß mich Frau von Fougerolles an Herrn von Mauvezin schreiben, um ihn zum Essen einzuladen. Wir werden ihn tüchtig vornehmen, sagte sie mir. Ich schrieb und siegelte den Brief. Die Feder zitterte nicht, aber welche Arbeit für mich und welche Anstrengungen!

Samstag, 15. April.

Herr von Mauvezin ist gekommen. Die Geschichte dieser Heirath war nur Gerücht. Die Person, um die es sich handelte, hat in Allem gar nicht mehr als 250,000 Franken Mitgift. Das Uebrige ist unsicher. Er sprach von diesem Bruche wie von einer neuen Oper, aber im Rednerton. Ach, wenn man sein Herz fragen könnte! setzte er hinzu und sah mich an. Ich hatte die Kraft, ihn ebenfalls anzusehen. Man weiß nicht, welche Gewalt in dem Worte »wollen« liegt. Ich hatte das Herz auf den Lippen und lächelte wie eine Dame der Comédie française.

Freitag, 21. April.

Gestern erhielt ich einen Brief von Louise. Welch' reine Seele! Ich konnte ihn nicht lesen, ohne an Evariste zu denken. Er schrieb mir auch am anderen Tage. Sie schreiben oft alle Beide und ich finde eine unendliche Zartheit in diesem Briefwechsel, die mich an Das erinnert, was ich liebe, so wie an andere Zeiten. Evariste erwartet meine Rückkehr nach La Bertoche und reist dann nach Spanien. Er kann sich nicht entscheiden, ehe er mich wieder gesehen. Es ist kein Wort von Liebe in seinem Briefe und jede Zeile athmet Liebe. Ich fühlte, daß meine Augen beim Lesen sich näßten, und unwillkürlich brachte ich den Brief an meine Lippen. Ich erröthete; ich war allein! Wenn ich mich getäuscht hätte? Aber nein! Man nimmt solche Beweise nicht an, wenn man nicht durch einen unüberwindlichen Willen dazu getrieben ist.

Donnerstag, 27. April.

Herr von Mauvezin, der Nachricht von unserer Abreise hatte, kam, um Abschied zu nehmen. Er verlangte Urlaub, um diesen Sommer zu reisen. Wenn Sie es erlauben, sagte er zu mir, so werde ich La Bertoche berühren. — Das Schloß gehört Frau von Fougerolles, erwiederte ich, und ich zweifle nicht daran, daß Ihr Besuch sie freuen wird. — Sie wünschte mich wieder zu sehen und Sie haben mir daher diese Erlaubniß zu geben, fügte er hinzu. — Diese Unterredung erinnerte mich an jene auf dem Balle in Moulins. Es lief mir wie Eis über den Rücken. Herr von Mauvezin hat also wenig Gedächtniß! Ich verbeugte mich, ohne zu antworten. — Gut, sagte er, ich werde gehen. — O daß er käme; er soll kommen!

Dienstag, 2. Mai.

Morgen reisen wir! In zwei Tagen umarme ich Louise! Ich glaubte nicht, daß mein Herz so stark schlagen könnte. Liebe Schwester, ihr Anblick wird mich erfrischen! Ich werde Evariste ebenfalls sehen und mit welcher Freude meine Hand in der seinigen fühlen. Evariste und Louise sind die einzigen Wesen, bei denen meine Gedanken ungetrübt weilen. Ihr, die ihr mir so theuer seid, auf morgen!

4.

Bei ihrer Ankunft in Moulins fand Fräulein von Rosier ihre Schwester durch ihr einsames Leben etwas bleich. Schlank, weiß, mit träumerischer Stirne glich sie diesen Jungfrauen von Marmor, wie sie die Künstler des Mittelalters bildeten. Alexandrine erhielt leicht von Frau von Fougerolles die Erlaubniß, Louise

nach La Bertoche mitzunehmen. Evariste versprach ebenfalls zu kommen, und das Frühjahr vereinigte alle Drei an diesem einsamen Orte.

Am ersten Tage des Zusammenseins war Alexandrine wie betrunken. Sie nahm Evariste und Louise an der Hand und lief mit ihnen durch den Park. „Ach“, sagte sie, „ich athme nun endlich auf.“

„Wenn Sie wollten“, erwiederte Evariste, „würden Sie es immer können.“

Alexandrine deutete auf eine Schwalbe, die am Himmel hinflog.

„Warum bleibt diese Schwalbe nicht an diesem blauen Theil des Himmels?“ sagte sie.

Evariste blieb bis zum Ende des Monats im Schlosse. Nie war Fräulein von Rosier gegen ihn so zärtlich und entzückend. Man konnte meinen, sie wollte ihn für das Uebel trösten, das sie ihm zugefügt.

Der Namenstag der Frau von Fougerolles fiel in die ersten Tage des Monats Juni. Fräulein von Rosier, welche nur von sich Rath annahm bei Allem, was das innere Leben betraf, beschloß, daß dieses Fest mit einem gewissen Glanz gefeiert werde. Die Eitelkeit der Baronin fand dabei ihre Rechnung; sie willigte in Alles, was ihre Nichte wollte, und empfahl ihr, nur keine Tollheiten zu begehen. Unter den Eingeladenen befand sich der Name des Herrn von Mauvezin obenan geschrieben. Fräulein von Rosier hatte ihn nicht genannt, und doch stand er an der Spitze der Liste.

„Du tanzest den ersten Contretanz mit ihm, Kleine“, sagte Frau von Fougerolles.

„Sehr gerne“, antwortete sie.

Evariste sah sie an. — „Ich verstehe nicht, daß Sie ihm verziehen haben können“, sagte er zu Fräulein von Rosier, als sie allein waren.

„Und wer sagt Ihnen, daß ich ihm verziehen habe?“ erwiederte sie mit der stolzen Miene, die sie oft zeigte.

Evariste barg das Gesicht in den Händen und entgegnete: „Sie sind undurchdringlich!“

Sie lächelte, und ihn sanft zu sich ziehend, erwiederte sie: „Was auch komme und was ich auch thun werde, erinnern Sie sich stets daran: ich vergesse nie!“

Der Ausdruck ihres Blickes, den sie auf ihn warf, als sie wegging, war so ungewöhnlich, daß Evariste ihr lange mit den Augen folgte. Welchen Liebhaber hat sie doch? dachte er. Ich leide immer, wenn ich sie sehe, und ich kann doch nicht verhindern, daß ich sie immer liebe.

Am anderen Tage kündigte Evariste Alexandrinen an, daß er eine lange Reise machen werde und seine Anwesenheit ihm für das Fest, welches vorbereitet ward, unnöthig erscheine. „Nun gut“, erwiederte sie, „versprechen Sie mir, was Sie auch hören und unter welchen Umständen es auch sei, sogleich zurückzukehren, wenn ich Sie rufe. Es sagt mir Etwas, daß ich Ihrer bedürfen werde.“

„Gott wolle es!“ erwiederte Evariste.

Sie trennten sich. Sie ging auf den Balkon, um ihn noch zu sehen, als er auf der Seite nach der Straße hinabstieg. Es schien ihr, als gehe der Schatten ihrer Jugend mit ihm. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich ihres Herzens. Sie sah im Geist alle jene vergangenen Tage wieder und war bereit, ihm zuzurufen, er möge zurückkehren; aber er verschwand hinter dem Wäldchen. Ihre Arme, die sie erhoben, sanken herab. Auf, sagte sie, denken wir an morgen!

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Um Eier längere Zeit aufzubewahren, taucht man dieselben einige Augenblicke in heißes Gummiwasser und bestreut sie dann über und über mit gebranntem und feingesiebtem Gyps und kehrt sie ordentlich drin um, trocknet sie und hebt sie auf.

Lebensphilosophie.

Bemühe dich, mein Sohn, zu lernen bis zum Grabe,
Und glaube, daß der Tag nur ganz verloren sei,
In welchem du dir nicht was Gutes legest bei
Von Wissenschaft, der Kunst und einer Weisheit Gabe.

Auswendig Erlerntes —
Ein Lüftchen entfernt es;
Greif's innewendig
Im Geist und lebendig,
Dann bleibt dir's beständig.

Verschiedenes.

In den letzten Tagen ereignete sich auf dem Rathhause zu Lüttich folgende Scene. Elf Paare harrten auf den Bürgermeister, der die Civilehen zu schließen hat. Als derselbe eingetreten, brach sich ein junges Mädchen mit einem Blumenstrauß Bahn durch die Versammelten und näherte sich dem Paare, welches eben vor dem Bürgermeister stand. Der Bräutigam wurde beim Anblick des Mädchens verwirrt und ließ seine Braut, welche ängstlich zu ihm aufsah, stehen. Das Mädchen mit den Blumen benutzte diesen Augenblick, ihm eine Strafpredigt zu halten, weinend warf sie ihm seine Untreue vor und endete damit, daß sie sagte, ihre Liebe sei dessenungeachtet so stark, daß sie ihm alles Glück zu seiner neuen Verbindung wünsche und ihm deßhalb den Blumenstrauß überreiche, welchen er ihr zum Andenken bewahren möge. So viel Liebe konnte nicht unbelohnt bleiben. — „Du liebst mich also noch immer?“ frug der junge Mann. — „Immer, immer werde ich Dich lieben!“ schluchzte das junge Mädchen. — Sie lieben sich! wiederholte der Chor der Umstehenden erstaunt, als der junge Mann das Mädchen am Arme nahm, sich mit ihr entfernte und seine Braut mit Verwandten und Freunden im Stich ließ.

(Ein gutherziger Wirth.) Es war in Douai; der Eisenbahnzug stand zum Abfahren bereit. Herr B. hielt sein Portemonnaie in der Hand; der Wirth stand mit der Rechnung vor ihm. Dieselbe betrug für 14 Tage Nachtlager und Zehrung 70 Francs. Herr B. kratzte sich hinter den Ohren; wenn er den Preis für seinen Platz an der Eisenbahn abrechnete, blieben ihm nur 63 Francs. Er verlegte sich also darauf, den Wirth um Nachsicht zu bitten. Dieser strich sich seinen Bauch und lächelte gutherzig. „Nun ja, ich war ja auch einmal jung und weiß, daß Einem ’s Geld ausgehen kann. Reisen Sie also in Gottes Namen, ich vertraue Ihrem Gesichte, Sie werden mich nicht um die 7 Francs prellen wollen; reisen Sie, reisen Sie.“ — „O wie gütig sind Sie doch!“ rief Herr B., „sobald ich zu Hause ankomme, schreibe ich Ihnen und schicke das Geld.“ — „Schon gut, schon gut“, sagte der Wirth, „sputen Sie sich, der Train geht gleich ab. Seien Sie nur so gut, ehe Sie fortgehen, hier mit diesem Stück Kreide Ihren Namen und Ihre Schuld auf die Zimmerthüre zu schreiben.“ — „Es ist geschehen“, sagte Herr B.; „aber“, fügte er etwas beunruhigt hinzu, „so wird ja Jedermann sehen, daß ich Ihnen 7 Francs schuldig bin...“ — „Ah nein, beruhigen Sie sich“, sagte der Wirth, „Sie werden Ihren Mantel darüber hängen, und der wird so lange da hängen bleiben, bis Sie mir die 7 Francs bezahlt haben.“ —

(Thiersage.) Vom Schellfisch wird Folgendes erzählt. Jedermann weiß, daß Petrus ein Meister im Fischen war. Eines Tages hatte er lange gefischt, aber Nichts gefangen; erst beim letzten Zuge hatte er das Netz voll. Er zog die Fische heraus, den einen vor, die andern nach, und warf sie dann in seinen Eimer. Den letzten aber konnte er lange gar nicht bekommen: denn der sprang so schnell herum, daß es fast unmöglich war, ihn zu erreichen. Endlich gelang es St. Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du bist mir ein Schelmfisch“, sprach er, „ein wahrer Schelmfisch! den Namen verdienst du und sollst ihn behalten.“ Und von der Zeit an hieß man den Schellfisch Schelmfisch, und zum Wahrzeichen an der Aechtheit dessen sieht man noch heutzutage den Daumen St. Peters oben auf dem Rücken des Fisches.

Die falschen Frauenthränen — sagt Saphir — sind bald zu erkennen. Wenn die Frauen weinen und schweigen, so sind das stille Wasser, sie sind tief und quellen aus dem Herzen; wenn die Frauen aber weinen und reden, dann hat es Nichts zu bedeuten, denn Frauenthränen mit langen Reden und Kölner Wasser mit langen Empfehlungen sind niemals ächt.

Auflösung der Geschlechts-Homonyme in Nro. 153:

Der Taube — die Taube.

Verantwortlicher Redacteur: D: Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Neustadter Zeitung.

No. 155. Donnerstag, den 25. December **1856.**

Weihnachtsgedanken.

Wenig Augenblicke noch —
Und es naht die Feierstunde,
Als der sel'ge Geisterchor
Brachte jene frohe Kunde:
Ehre sei dem Herrn beschieden,
Frieden überall hienieden,
Und zum Heil den Menschen allen
Das ersehnte Wohlgefallen!

Denn das ew'ge Licht der Welt
Ist auf Erden uns erschienen.
Auf dem Pfad zum wahren Heil
Soll es uns als Leuchte dienen.
Wo verborgen finstre Stellen,
Will es unsern Geist erhellen,
Daß die drohenden Gefahren
Wir zur rechten Zeit gewahren.

Nur getrost den sichern Weg,
Er wird dich zum Ziele führen!
Lieblich ist er nicht zu gehen,
Dornen, Disteln wirst du spüren.
Erst wenn Schweres überwunden,
Folgen auch die sel'gen Stunden.
Wer in Freuden will sich wiegen,
Wird im Kampfe niemals siegen.

Schaue dieses hohe Bild,
Das im Heiland uns erschienen!
Nirgends mehr Vollkommenheit.
Auf! ihm wollen wir nun dienen,
Kindlich unsre Hände falten,
Treu und innig zu ihm halten
Und im Leben auch bewähren,
Daß wir achten seine Lehren.

Ach, wir nennen Christen uns,
Achten aber das Bedeuten
Dieses Wortes niemals recht!
Nein, was christlich ist, wir meiden.
Suchen wir in allen Dingen
Gottes Beifall zu erringen? —
Sind wir überall im Leben
Unserm Heiland ganz ergeben? —

Jeder prüfe selber sich,
Ob er seinen Heiland kennet
Und im Leben Gott verehrt,
Den er seinen Väter nennet? —
Wer will Selbstverleugnung üben,
Gott und Menschen wahrhaft lieben,
Muß aus jenen heil'gen Höhen
Muth und Stärke sich erflehen.

Dürkheim, im December 1856.

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Einige im Lauf eines Gesprächs gefallene Worte ließen Fräulein von Rosier glauben, daß Frau von Feugerolles an ein Heiraths-project denke. Sie wollte ihr Herz rein haben und benützte die Anwesenheit des Herrn Deschapelles im Schlosse, um ihn bei Seite zu nehmen und zu befragen, da sie dachte, daß er der Urheber des Projectes sein könne.

„Was habt ihr so leise zu flüstern?“ fragte Frau von Fougerolles, die in einer Ecke saß und las.

Fräulein von Rosier beugte sich gegen Herrn Deschapelles und fragte ihn leise: „Sind Sie mein Freund?“

„Ganz gewiß.“

„Nun, so stimmen Sie mit mir überein!“

Und sich gegen ihre Tante wendend, erwie-

derte sie: „Wissen Sie wohl, was der liebe Notar mir vorschlägt?“

„Nein!“

„Einen Mann.“

„Ah!“

Dieses Ah drückte mehr Verlegenheit als Erstaunen aus.

Gut, dachte das Fräulein, das Project kommt von meiner schönen Tante.

„Nun, was hast Du dazu gesagt?“ fragte Frau von Fougerolles.

„Ich sagte, daß Herr Deschapelles sich über mich lustig mache.“

„Und warum denn?“

„Ei du mein Gott, meine liebe gute Tante, weil ein Mädchen ohne Mitgabe kein Wunderding ist, dem die Leute nachlaufen. So lange Sie mir Ihre Zuneigung angedeihen lassen, wird Alles gut sein.“

„Du bist zu bescheiden.“

„Und Sie, liebe Tante“, erwiederte Alexandrine lächelnd, „sind zu gut; man betrachtet mich nicht mit Ihren Augen. Eine einzige Person hat um meine Hand angehalten, aber es war ehemals. Man wollte sie ihm geben, aber diese Person hörte, daß unser Vermögen verloren sei, und mein Verlobter geht immer noch auf Freiersfüßen.“

„Wie heißt denn dieser Flüchtling?“ fragte die Tante, erheitert über den Gang, den das Gespräch nahm.

„Herr von Mauvezin . . . Mein Gott, ich gestehe frei, daß er mir gefiel . . . Dieser Mann schien ganz für mich gemacht zu sein . . . ich meine ehemals! Aber jetzt darf man nicht mehr daran denken, Herr von Mauvezin ist ein kluger Mann. Eine gute Seele, die mir wohl will, sprach letzthin zu ihm von mir. Oh! er hat mich nicht vergessen. Fräulein von Rosier, sagte er, liebe ich recht sehr; aber sie hat Nichts. — Sie hat ihre Tante, Frau von Fougerolles. Das wollte ich sagen, antwortete er.“

Frau von Fougerolles zitterte. — Oh! die feine Spitzbübin! dachte der Notar.

„Was? das hat er gesagt?“ rief die Baronin.

„O! man muß ihm deßhalb nicht böse sein“, fuhr Fräulein von Rosier fort. „Das Wort war spaßhaft und ich lachte darüber, obschon es Niemand so nahe angeht, wie mich. Da ich aber entschlossen bin, nicht jeden ersten besten Mann zu nehmen und Herr von Mauvezin nicht kommt, so habe ich herzhaft dem Heirathen entsagt.“

„Nun, Du hast große Eile damit“, murmelte Frau von Fougerolles.

Die Sachen blieben also bis zur Zeit des Festes, wozu Herr von Mauvezin eingeladen war. Sieben bis acht Personen waren schon auf dem Schlosse, als er ankam. Fräulein von Rosier empfing mit ihrer Tante die Gäste. Die Stellung, welche sie einnahm, und die Zuneigung, welche ihr Frau von Fougerolles bezeigte, hatten die Gedanken in ihrem Betreff ganz besonders geändert. Die Zeit war nicht mehr da, wo sie ein schlechtes Kleid von schwarzem Wollstoffe trug; am Tage der Rückkehr nach La Bertoche fand Alexandrine in ihrem Zimmer Sommerstoffe und Kleider, welche ihre Tante für ihre Nichte aus Paris hatte kommen lassen. Ohne ihre äußerste Einfachheit abzulegen, trug sie doch Kleider in Farben, die ihrem Alter paßten. Es war gleichsam eine völlige Umwandlung, und die große Frage ihrer Verheirathung, die so oft die Neugier der Müßiggänger von Moulins erregte, ward noch ein Mal in allen Gesellschaften besprochen. Herr von Mauvezin war nicht der Letzte, der diese Umwandlung bemerkte, und er benutzte die Bekanntschaft, die aus dem ländlichen Aufenthalt entstand, um seiner Sprache eine zärtlichere und lebendigere Wendung zu geben.

Fräulein von Rosier kannte ihn jetzt zu gut, um nicht die Beweggründe dieses eifrigen Interesses zu erkennen; aber sie hütete sich wohl, ihn sehen zu lassen, daß sie ihn halb errieth. Nichts schien in ihrem Benehmen verändert, vielleicht erschien sie sogar weniger aufmerksam und begierig, mit ihm zu sprechen. Sie war liebenswürdig und zuvorkommend, aber wie eine Hausfrau, die an ihre Gäste denkt, und nicht wie eine junge Tochter, die glücklich und in Verwirrung ist durch die Anwesenheit eines Mannes, der sie liebt. Diese Aenderung entging Herrn von Mauvezin nicht. Er suchte ringsum nach einem Nebenbuhler und fand ihn nicht; er dachte, daß sie eine Gelegenheit suche, eine Wahl zu treffen, oder noch mehr, daß sie sich mit einem Unbekannten verlobt habe, der plötzlich in La Bertoche ankommen werde. Seine Angst wuchs täglich. Er begann

den alten Notar auszufragen, aber dieser war ihm mehr als gewachsen. Herr Deschapelles liebte Fräulein von Rosier auf seine eigene Art. Er zeigte sich geheimnißvoll und sprach von ihrer Zukunft in unbestimmten Redensarten, die Nichts bestimmen, aber Alles hoffen ließen.

Nach dieser Unterredung bedauerte Herr von Mauvezin lebhaft, sich nicht dem Fräulein von Rosier während ihres Aufenthalts in Paris eröffnet zu haben. Wie hatte er nicht eingesehen, daß die Erbin, die er seit Langem suchte, vor ihm stand? Er bedauerte es um so mehr, als Fräulein von Rosier einen Eindruck auf ihn machte, dessen Tragweite und Tiefe er nicht erkannte und wie er nie einen solchen gefürchtet hatte. Sie eröffnete in seinem Geiste Empfindungen, die er nicht kannte, und brachte ihn zu einer Gedankenreihe, zu der er bei seinem hohlen und wegen seines trägen Denkens schlecht benützten Leben niemals gekommen war. Trägheit, Selbstsucht, Spitzfindigkeit und bäuerisches Mißtrauen, deren er sich in Paris entledigte, beschützten das bessere Ich des Herrn von Mauvezin und bewahrten ihn von den Verführungen aller Art. Er war wie ein eisenbewaffneter Ritter, den ein Bogenschützencorps auf allen Seiten angreift; die Rüstung widersteht und der Ritter hält wacker aus; aber ein Pfeil trifft in eine Lücke der Rüstung, der andere dringt durch die Eisenschuppen, und bald fühlt der unverwundbare Mann an seinen Wunden, daß er überall getroffen ist. Mit Herrn von Mauvezin war es also. Die Ueberlegenheit des Fräuleins von Rosier und die Liebenswürdigkeit, mit welcher sie Alles umgab, waren wie Salz für diesen armen und blasirten Geist. Er schien zu entdecken, daß es noch was Anderes gebe als eine Mitgift bei einer Frau und den Reichthum des Lebens.

Am Ende eines fast zweimonatlichen Aufenthalts in La Bertoche sprach Herr von Mauvezin noch nicht vom Fortgehen. Eines Tages, als er mit großen Schritten umherging, um Alexandrine zu suchen, stieß Frau von Fougerolles, welche mit ihrer Nichte am Fuße eines Baumes saß, dieselbe in die Seite.

„Sprich doch, meine Kleine“, sagte sie, „es scheint, daß er nicht mehr lange läuft, der Flüchtling.“

Alexandrine warf einen Seitenblick auf Anatole und sagte lächelnd: „O, ich habe es wohl bemerkt; es hängt nur von mir ab, eine Comödienscene aufzuführen. Es fehlt Nichts, weder die Postchaise, noch der Postillon, noch die Strickleiter und die Flucht.“

„Was sagst Du da?“

„Nichts Einfacheres als dies; Herr von Mauvezin ist ganz närrisch, mich nach seinem Geschmack zu finden, und ich glaube, eine Entführung mißfiele ihm nicht sehr.“

„Ist's möglich!“ rief die Baronin. „Eine Entführung? Hat er Dir davon gesprochen?“

„Er that es zwar nicht mit klaren und deutlichen Worten, aber man versteht die Worte zu deuten und es beweist dies wenigstens, daß er mich liebt.“

„Wie? Du warst nicht empört? Eine Entführung einem Mädchen von Deiner Stellung vorschlagen, als ob es an Maire und Priester zur Trauung fehle!“

Fräulein von Rosier begann zu lachen.

„Gewiß“, sagte sie, „wäre eine Heirath die passendste Entwickelung; ich gewänne dabei einen Mann und Herr von Mauvezin gewänne eine Tante, die mit den ersten Familien des Landes verbunden ist. Man lebte anständig bei Ihnen, man wird mit einander alt und man richtet sich so ein, um nicht zu unglücklich zu sein; auf den ersten Blick ist Alles ganz natürlich und Herr Deschapelles da, der sehr gern den Heirathscontract abfaßt. Unglücklicherweise kann aber von einem solchen Contracte keine Rede sein. Was soll auch Herr von Mauvezin mit einem erwachsenen Mädchen thun, das ihm wie eine Heldin im Romane ihr Herz als Mitgift zubringt? Das ist recht schön in einer Oper, aber für das Leben taugt es nicht, und Niemand versteht dies besser als ein Rath am Rechnungshofe.“

„Aber ich habe ja für drei Millionen Grundfläche und Du bist meine Nichte!“ fuhr plötzlich Frau von Fougerolles auf.

Ein freudiger Strahl fuhr in's Auge Alexandrinens und sie sagte: „Ja, ich glaube, daran hat er nicht gedacht.“

Und sie beugte sich nieder, um die Hand der Tante zu küssen. Frau von Fougerolles legte ihre Hand um den Hals Alexandrinens und zog sie an ihr Herz.

„Du sollst mich niemals verlassen!“ sagte sie.

Eine gewisse Erregung zeigte sich im Ant-

rige des Fräuleins von Rosier und sie sagte mit ernster Stimme: „Ich verspreche es Ihnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Abschiedsgruß

an unsern

hochverehrten und innigstgeliebten Seelsorger,

Herrn Franz Joseph Siener.

Motto: Dem Verdienste seine Krone!

So willst Du denn von Deiner Heerde scheiden,
Du guter Hirte, edler Menschenfreund!
Wer wird so treu wie Du die Heerde weiden,
Wenn nun das schöne Band uns nicht mehr eint?
Was Du als Seelenhirte uns gewesen,
Du kannst's in unsern hei en Thränen lesen.

Dein Streben war, zu knüpfen, treuer Hüter,
Der Eintracht und der Liebe heil'ges Band;
Die Herzen aller andern Glaubensbrüder —
Sie waren Dir in Liebe zugewandt.
Wie theuer Du auch ihnen stets gewesen,
Du kannst's in ihren stillen Thränen lesen.

Nicht Ueberfluß bot Dir die Priesterstelle —
Du warst auch hier den Jüngern Jesu gleich;
Doch ging kein Armer leer von Deiner Schwelle,
Dein edles Herz ist ja an Liebe reich!
Was Du den Armen allezeit gewesen,
Du kannst's in ihren heißen Thränen lesen.

Mit warmem Herzen, einem kindlichfrommen,
Sprachst Du wie unser Heiland mild und weich:
„O lasset doch die Kindlein zu mir kommen,
Den lieben Kleinen ist das Himmelreich!“
Wie lieb und werth den Kindern Du gewesen,
Du kannst's in ihren heißen Thränen lesen.

Wie oft hast Du gelindert Schmerz und Kummer,
Wie oft am Krankenlager Du gewacht!
Wie oft hast Du gebrochen Deinen Schlummer
Und Sterbenden den letzten Trost gebracht!
Was ihnen bei dem Heimgang Du gewesen,
Du wirst's in Flammenschrift im Himmel lesen.

So zieh' mit Segenswünschen und im Frieden
Nun Deinem neuen Wirkungskreise zu!
Das schönste Erdenloos sei Dir beschieden,
Denn wer verdient dies Glück auch mehr als Du?
Was Du als Freund und Priester uns gewesen,
Du wirst's noch spät in unsern Thränen lesen.

Dürkheim, am h. Christfeste 1856.

Verschiedenes.

Fräulein Fanny Cerrito scheint eben so flink mit der Zunge als mit ihren Beinen. Fräulein Cerrito war, wie bekannt, nach Moskau berufen, um im Programm der Krönungsfeierlichkeiten zu figuriren. Das Ballet „la fille de marbre“, welches sie zum Debut gewählt, schließt mit einer großen Zerstörungsscene, mit einer Feuersbrunst und einem Einsturz. Unglücklicherweise versagte die Versenkung, auf welcher die Tänzerin den Gräueln der Verwüstung entrückt werden sollte, und die Bedauernswerthe blieb inmitten stürzender Trümmer der Todesgefahr preisgegeben und wurde in der That von einer herabfallenden Decoration an der Schulter verwundet und genöthigt, einige Tage das Bett zu hüten. Fräulein Cerrito beklagte sich über die grenzenlose Nachlässigkeit des Maschinisten und forderte Entschädigung. Der Theaterintendant, dem die Stadtchronik ungemessenen Ehrgeiz, die unbefriedigte Sehnsucht nach einem Orden nachzusagen beliebte, wagte anzudeuten, daß der Unfall so unbedeutend sei rc. Wie, erwiederte Fräulein Cerrito, Sie nennen das eine Bagatelle, wenn eine Decoration auf mich fällt, und haben doch so viele schlaflose Nächte wegen einer Decoration, die Ihnen noch immer nicht zufallen will!

Charade.

Mein Erstes ist nicht weit,
Getragen wird die Zweit',
Durch's Ganze kann man geh'n,
Ist zwischen steilen Höh'n.

Verantwortlicher Redacteur: D: Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 156. Samstag, den 27. December 1856.

Ein Weihnachtsbaum.

Der Weihnachtsabend war gekommen —
Und überall in jedem Raum
Sah man der Lichter Kranz erglommen
Am reichgeschmückten Festesbaum.

Das war ein Freuen und Beglücken
Der lieben kleinen Unschuldswelt!
„Nicht satt sich seh'n, nicht g'nug sich pflücken"
Schien Alles so für sie bestellt.

Und Jung und Alt saß froh beisammen,
Erfreuend in erfreutem Sinn;
Des Jubels Klang, der Lichter Flammen
Drang durch die öden Straßen hin.

Nur eine Mutter unter Thränen
Sah wandeln man die Straß' entlang —
Sie fand kein Tröften für ihr Sehnen —
Daheim ward's ihr zu eng, zu bang.

Sie irrte unter Gram und Schmerzen,
Nicht achtend Wetter und nicht Wind,
Und dachte in dem treuen Herzen
An ihr geliebtes todtes Kind.

Und wo aus einem hellen Zimmer
Der Kinder Jauchzen sie vernahm,
Da stand sie lauschend still — und immer
Vermehrte sich der Armen Gram.

Sie hatte ja zum heil'gen Feste
Schon längst gewählt den schlanksten Baum!
Und reich ihn ausgeschmückt auf's Beste
In ihrem zarten Muttertraum!

Sie wollte sich am Kleinen laben:
Wie er mit seiner schnellen Hand
Des heil'gen Kindes liebe Gaben
Mit fleh'ndem Auge sich erstand!

Sie wollte, selbst, in seinem Lächeln
Vergessen mancher harten Noth —
Jedoch, da kam mit kaltem Lächeln
Ein Engel — und ihr Kind war todt.

Nun ist der hohe Tag gekommen!
Und überall in jedem Raum
Sieht man der Lichter Glanz erglommen —
Doch traurig steht ihr Weihnachtsbaum.

Sie rennt wohl durch die öden Gassen —
Sie flieht den Schmerz — und sucht ihn auf!
Sie kann sich in dem Leid nicht fassen —
Und läßt den Thränen freien Lauf.

Doch da durchzuckt des Herzens Jammer
Ein Trost, wie bleicher Blitz die Nacht!
Und bald aus ihrer dunkeln Kammer
Hat sie den Weihnachtsbaum gebracht.

„Zu meinem Kind, zu seinem Grabe!
Dort will ich beten, will ich fleh'n;
Im Tode selbst soll ihm die Gabe
Der treuen Mutter nicht entgeh'n!"

Und durch der Gräber schnee'ge Matten
Schleicht irren Sinnes sie alsbald
Und macht an eines Kreuzes Schatten
Mit ihrem grünen Aste Halt.

Sie pflanzt ihn auf des Hügels Spanne,
Belebt mit Licht der Kerzen Heer,
Daß leuchtend strahlt die kleine Tanne,
Ein Meteor im Todtenmeer.

Der Blick verklärt sich in dem Schimmer,
Der aus dem dunkeln Schooße bricht;
Sie klaget nicht, sie weinet nimmer,
Der Wahn umfängt der Seele Licht.

Sie hält mit ihren kalten Armen
Umfaßt des Kreuzes eis'ges Mal
Und glaubt den Todten zu erwarmen
Durch ihres eignen Lebens Strahl.

Sie fühlet nicht des Schneees Flocken,
Die löschen ihrer Lichter Pracht;
Sie höret nicht die Weihnachtsglocken,
Die fernher klingen durch die Nacht;

Sie kennt es nicht, des Winters Beben,
Das durch die kahlen Bäume knarrt;
In ihrem Arm hält sie das Leben,
Wenn auch das eigne Blut erstarrt. —

Und als des Tages erster Funken
Erblühten aus dem Morgenroth,
Da lag sie auf das Grab gesunken
Bei ihrem Kinde — und war todt! —

Fräulein von Rosier.

(Fortsetzung.)

Das große Wort war also gesprochen. Nachdem Fräulein von Rosier von Frau von Fougerolles adoptirt und zu einer Erbin erklärt war, handelte es sich nur noch darum, Herrn von Mauvezin zu einer Erklärung zu bestimmen, und es waren dabei keine großen Schwierigkeiten zu überwinden; nur die Furcht vor einer abschlägigen Antwort hielt ihn zurück. Er konnte nicht verhindern, daß er an den Brief dachte, den er geschrieben, und er hatte Furcht. Bei einem durch so viele in der Gegend errungene Siege verwöhnten und von seinem Verdienste eingenommenen Manne wie Herr von Mauvezin, war die Furcht das Zeichen einer unleugbaren Liebe. Herr Deschapelles übernahm es, mit ihm zu reden.

„Man muß sich verständigen“, begann er einmal rasch. „Sie sind wie der Löwe im Evangelium; Sie streichen um La Bertoche herum und man weiß, wen Sie anpacken wollen.“

Herr von Mauvezin erröthete, ungeachtet seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit.

„Frau von Fougerolles will nicht, daß ihr Schäfchen gestohlen werde“, fuhr der Notar fort; „sie hat Furcht vor Ihren Zähnen, die sich schon an anderen versuchten. Mein Rath wäre, daß Sie sich erklären. Es gibt Bewerber in der Gegend eine Escadron, und bald wird's ein Regiment sein. Die Tochter spricht nicht, aber Sie kennen das Sprichwort: Wenn das Mädchen schweigt, spricht der Teufel. Dies Schweigen ist also für irgend Einen. Wenn Sie neugierig sind, so stellen Sie Nachforschungen an; wenn Sie es nicht sind . . . nun so muß man schlaueren den Platz einräumen.“

„Gut“, sagte Herr von Mauvezin, „ich werde Fräulein von Rosier fragen.“

Er that es noch denselben Tag. Alexandrine ließ ihn sich erklären, ohne ihn zu unterbrechen, halb die Ueberraschte spielend.

„Um es Ihnen offen zu gestehen“, sagte sie, „so erwartete ich dies Geständniß nicht. Sie sehen mich ein Wenig erstaunt und zwar so, daß ich es nicht glaubte, wenn ein Anderer als Sie es mir sagte.“

Herr von Mauvezin wurde plötzlich verlegen; er versuchte zu antworten und stotterte eine Phrase, worin man Worte voll wahrer Liebe, Ergebenheit und Bedauern unterschied.

„Wenn, wie ich glaube, Ihr Antrag die Folge eines wohl überlegten Entschlusses ist“, nahm Fräulein von Rosier das Wort, die sich seiner Verlegenheit freute, „so erlauben Sie mir, ihn zu überlegen. Eine Heirath verdient wohl, daß man einige Tage darüber nachdenkt.“

Herr von Mauvezin verbeugte sich. Eine geheime Hoffnung, die er aus den Eröffnungen des Herrn Deschapelles schöpfte, seine große Abgeschmacktheit, die nur halb schlummerte, ein Wenig auch die Art und Weise, mit der ihn das Fräulein zu Paris aufgenommen hatte, ließen ihn glauben, daß die Sache schneller ginge. Die ausweichende Antwort Alexandrinens ließ ihn in großer Ungewißheit, und der wirkliche Kummer, den er empfand, ließ ihn einsehen, daß er sie ernstlicher liebte, als er zuvor geglaubt. Er hielt Alexandrine für sich verloren; wenn sie ihn geliebt, hätte sie ihn nicht sogleich angenommen?

Fräulein von Rosier bewahrte eine ganze Woche lang vollständiges Stillschweigen. Sie sah Anatole jeden Tag, zu jeder Stunde, und gab sich Mühe, von den gleichgültigsten Dingen mit derselben Heiterkeit zu sprechen. Es schien, als wenn sie nichts Besonderes beschäftige. Herr von Mauvezin hatte gut beobach-

ten, es war nicht möglich zu erforschen, was sie dachte. Bei ihm war sie stets höflich, öfters entgegenkommend, niemals verlegen. Sie floh nicht mehr das Alleinsein mit ihm, als sie es auch nicht suchte. Als Herr von Mauvezin zwei oder drei Mal von Reiseprojecten hörte, konnte er glauben, daß sie seine Anfrage ganz vergessen habe. Diese Lage, die so neu für ihn war, vermischt mit den Regungen einer eben so lebhaften als ihn beruhigenden Liebe, ward für ihn in jedem Augenblick eine Qual. Am zwölften Tage konnte er den Schmerz nicht mehr ertragen und er bat das Fräulein, sich erklären zu wollen.

„Es ist eine zu kitzliche Sache“, sagte sie, „Frau von Fougerolles liebt mich zwar recht sehr, doch weiß ich nicht, was sie in Betreff meiner Heirath zu thun gedenkt.“

„Ach, Fräulein, was liegt daran?“ rief Herr von Mauvezin; „Sie sind ganz für mich!“

„Ah!“ antwortete sie mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Während eines Augenblickes war die Angst des Herrn von Mauvezin unaussprechlich. Dies Mal war sein Wort schneller als die Ueberlegung. Vielleicht hatte er am anderen Tage bedauert, was er gesprochen, aber nun war er der ersten Eingebung gefolgt.

„Nun gut“, erwiederte das Fräulein, „wenn Dem so ist, so sprechen Sie mit meiner Tante, ich erlaube es Ihnen.“

Fräulein von Rosier hatte die Haltung einer Königin; aber Herr von Mauvezin sah Nichts als seinen Sieg, und im Uebermaß seiner Freude verlor er keine Minute, um seine Anfrage an Frau von Fougerolles zu richten. Die Zustimmung ward ihm noch denselben Abend gegeben. Herr Deschapelles wurde am folgenden Tage nach La Bertoche berufen und schloß sich in das Zimmer der Baronin ein, mit welcher er den ganzen Nachmittag arbeitete. Nach dem Diner näherte er sich dem Fräulein von Rosier, um ihr sein Compliment zu machen, aber der boshafte Greis betrachtete sie lächelnd durch seine Brille.

„Gut gespielt!“ sagte er ganz leise . . . „jetzt muß der fünfte Act kommen.“

Fräulein von Rosier tauschte Blick gegen Blick, ohne zu antworten. Am Abend schrieb sie an Evariste, um ihn zu bitten, bald möglichst zu kommen. Es hieß in dem Briefe:

„Ich habe einen wichtigen Entschluß gefaßt, mein Freund! Ich werde mich verheirathen; aber in diesem wichtigen Augenblick, der mein ganzes Leben entscheiden wird, wünsche ich Sie bei mir zu haben. Geben Sie mir diesen Beweis der höchsten Zuneigung. Es scheint mir, ich gehe glücklicher zum Altar, wenn meine Hand die Ihrige gedrückt hat . . . Kommen Sie also, Evariste, ich erwarte Sie.“

Das erste Mal, als Fräulein von Rosier in Moulins wieder erschien, wo sie in der Kalesche zur Seite die Frau von Fougerolles und vor sich Herrn von Mauvezin hatte, zeigte sich eine unbezeichenbare Bewegung, woran der Stolz einen großen Antheil hatte. Alle Augen folgten ihr; sie hatte das Fieber und im Innersten ihrer Seele erinnerte sie sich an jenen Tag, wo sie abreiste, arm, verstoßen und ganz von der Gnade einer Tante abhängend, die sie nicht liebte. Sie trug in der Tasche ihres Kleides den Brief bei sich, den Herr von Mauvezin ihr einst geschrieben, und fand ein besonderes Vergnügen daran, ihn mit den Fingern zu befühlen.

Alexandrine ging in's Kloster zu ihrer Schwester und zeigte ihr ihren Entschluß an.

„Herr von Mauvezin! Du heirathest Herrn von Mauvezin! Aber Evariste?“ rief Louise.

„Evariste? Nun, ich erwarte ihn. Glaubst Du denn, daß ich je heirathen möchte ohne ihn?“

„Ah! Herr von Mauvezin wird Dich nie so lieben, wie Evariste.“

Alexandrine lächelte stolz und sagte: „Sei ruhig, er liebt mich schon.“

Als sie aber Louise bat, ihr nach La Bertoche zu folgen während der Tage, die der Hochzeit vorangingen, war es Anfangs unmöglich, sie dazu zu bestimmen. Louise erklärte, daß sie entschlossen sei, den Schleier zu nehmen. Ihr Gesicht drückte weder Bedauern, noch Muthlosigkeit aus. Man sah darin öfters den mystischen Ausdruck einer Seele, die im Gebete ihre Ruhe und Hoffnungen sieht. Alexandrine drängte dennoch. „Gib mir nur einige Tage“, sagte sie zu Louise; „es ist nie letzter Beweis der Freundschaft, den ich verlange. Kannst Du nicht bei mir sein, wenn ich mich verheirathe?“

„Ich werde thun, was Du willst“, erwiederte Louise mit ihrer alten Unterwürfigkeit.

Und als Alexandrine wegging, rief sie ihr sanft zu: „Denke an ihn!"

Einige Tage darauf erhielt Fräulein von Rosier einen Brief von Evariste; er enthielt blos folgende Worte: „Diese zwei Zeilen werden nur vierundzwanzig Stunden vor mir eintreffen; überall und immer bin ich der Ihrige."

(Schluß folgt.)

Unserm treuen Lehrer

Valentin Braun

bei Ueberreichung eines kostbaren Ruhesessels.

Die Liebe hieß uns heut vereinen
Zu einem hohen Freudenfest;
Der Dank — er treibt uns zu erscheinen,
Da sich ein schönes Band gelöst.
Zu unsers Lehrers hoher Freud'
Sei dieser Sessel Ihm geweiht.

Er sei des Dankes beste Gabe,
Die unsr'rer Liebe tief entsprang,
Daß sie die müden Glieder labe
Noch viele Tage, Jahre lang.
Wir bringen sie so gerne dar
Dem, der uns Freund und Führer war.

Und nimmer soll der Dank erkalten,
Mit dem wir ihm verbunden sind
Für seiner Liebe treues Walten,
Für seine Herrschaft mild und lind.
Trennt uns auch fürder Zeit und Ort*) —
In uns lebt sein Gedächtniß fort.

St. Martin, 14. December 1856.

Die dankbaren Bürger.

Verschiedenes.

Eine Schrift des Hofrath Hautz in Heidelberg: „Urkundliche Geschichte der Stipendien und Stiftungen der Universität Heidelberg" gewährt einen interessanten historischen Rückblick auf die Billigkeit der Lebensmittel und Lebensbedürfnisse im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Um 1512 genügten 10 fl., um damit für einen Studenten die jährlichen Kosten auf der Universität zu bestreiten; 1555 waren nur 12 bis 14 fl. dazu nöthig. Im Jahr 1558 kostete das Fuder Wein in der Pfalz 10 fl., das Malter Korn 40 kr.; das Pfund Ochsenfleisch 4 Pf.; ein Gulden war damals mehr werth als jetzt zwanzig. Nach diesem Verhältniß waren auch die Besoldungen um jene Zeit. Der erste Hofbeamte der Kurfürstin Margarethe von Savoyen z. B. hatte einen jährlichen Gehalt von 30 fl. Aus einer etwas späteren Zeit (1563) sind in der Universitätsbibliothek mehrere Rechnungen über die Haushaltungen des reichen und berühmten Ulrich Fugger, Freiherrn von Kirchberg und Weissenhorn aufbewahrt, welcher seinen Wohnsitz aus seiner Vaterstadt Augsburg nach Heidelberg verlegt hatte und, durch die Freundschaft des Kurfürsten Otto Heinrich geehrt, mit dem kurfürstlichen Hofe immer in freundlichem Verkehre stand. Nach diesen Rechnungen überstiegen die gewöhnlich wöchentlichen Ausgaben des Fugger'schen Hauses in dem genannten Jahre nicht die Summe von 18 fl. Die stärkste Wochenrechnung betrug 38 fl. 6 kr., worin aber der Ankauf eines Fasses Wein begriffen ist.

Als einst ein Prediger in Newcastle mit Kindern katechisirte, bezeichnete er ihnen die Hölle als einen ungeheuren Schlund voll ewiger Gluth und schauerlichen Feuers sehr malerisch. Die Tochter eines Mannes, der viele Kohlengruben besaß, horchte mit sichtbarem Antheil und drängte sich dann schüchtern hinzu, dem Prediger näher zu kommen. — „Näher, meine Tochter!" rief er, „wünschest du Etwas genauer zu wissen?" — „O, liebster Herr Pfarrer", entgegnete das liebe Kind, „können Sie nicht machen, daß der Teufel seine Kohlen vom Papa nähme?"

Auflösung der Charade in Nro. 155:

Engpaß.

*) Nachdem der 70jährige Greis 44 Jahre segensvoll in St. Martin gewirkt hat, nimmt er nun Wohnsitz bei seiner jüngsten Tochter in Großkarlbach. Seit dem ersten December ist derselbe durch die hohe Regierung pensionirt.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 157. Dienstag, den 30. December **1856.**

Wechsel.

Gedanken beim Jahresschlusse.

Wechsel ist des Erdenlebens Würze,
Er beflügelt jeden Glockenschlag,
Dehnt für uns des Wintertages Kürze
Und verkürzt den langen Sommertag.

Emsig wirket ihre sechzehn Stunden
Uns're Seele, gleich dem raschen Lauf
Einer Uhr; sobald sie abgewunden,
Zieht der Schlaf die Kette wieder auf.

Uns're strahlenschnellen Jahr' entstiegen
Dieser Erde wie der Rauch dem Herd',
Füllen Gräber, Ehebetten, Wiegen,
Schnitzen Krücken und das Steckenpferd.

Taumelnd werden wir im Kreis von Jahren
Kind und Jüngling, Mann und wieder Kind;
Forschen, was wir werden oder waren,
Und vergessen immer, was wir sind.

Uns're reinsten Freuden schwächt die Dauer,
Wie ein Wolkennetz der Sonne Gluth;
Sie verstärkt des armen Herzens Trauer,
Und wir schmäh'n des Wechsels Wankelmuth?

Klug vertheilt der Wechsel Freud' und Kummer,
Ob auch jedes Wesen trifft sein Schlag;
Sinkt die halbe Welt in todten Schlummer,
Sendet er der andern Hälfte Tag.

Fragt Natur, wer ihre Knospe spaltet,
Ihre Frucht und Blumen reift und füllt;
Wer, wenn ihrer Pflanze Saft erkaltet,
In ein weißes Leichentuch sie hüllt?

Fragt die Berge, wer auf ihre Spitzen
Alter Meerbewohner Rippen hob?
Fragt die Grüfte, wer in ihre Ritzen
Namenloser Thiere Knochen schob?

Eig'ne Schönheit und verschied'ne Seiten
An des Schöpfers großem Meisterstück
Zeigt der Wechsel in dem Flug der Zeiten
Jedes Einzelwesens eig'nem Blick.

Alles strebt und wirkt in seinen Kreisen,
Leben steigt aus aller Wesen Tod;
Diese Thätigkeit entdeckt dem Weisen
Durch des Grabes Nacht ein Morgenroth.

Dieser Wechsel, den wir jetzt noch spüren
In dem minder schnellen Fluß der Zeit,
Wird sich einst aus unserm Blick verlieren
In dem raschen Strom der Ewigkeit.

Fühlen kannst du zwar im Kahn und sehen,
Wie er taumelnd durch die Wogen bricht,
Doch das unausdenklich schnelle Drehen
Dieser Erdenkugel merkst du nicht.

Fräulein von Rosier.

(Schluß.)

Es war beschlossen, daß die Heirath des Fräuleins von Rosier und des Herrn von Mauvezin am Ende des Monats stattfinden solle. Man war davon nur noch durch ein paar Tage entfernt. Frau von Fougerolles wollte, daß ein großer Glanz diese Feierlichkeit umgebe. Der gesammte Adel der Provinz war eingeladen und der Bischof versprach in Person die Ceremonie in den Hallen der Notre-Dame zu Moulins vorzunehmen. Eines Abends fand Alexandrine unter ihrer Serviette ein Schmuckkästchen mit den Diamanten der Familie und die Schlüssel des Hotels, das sie

während der Zeit ihres ersten Glanzes so lange bewohnt hatte. — „Du hebst mir darin mein Zimmer auf“, sagte Frau von Fougerolles mit bewegter Stimme zu ihr.

Evariste war allein traurig unter all' diesen Freuden. Er wohnte schweigend seiner eigenen Aufopferung bei. Seine Gegenwart im Schlosse La Bertoche hatte Anfangs einiges Erstaunen erregt, da Jedermann in Moulins wußte, welche Stellung er zu Fräulein von Rosier einnahm; aber die starken Geister zuckten die Achseln. Bah, sagten sie, Alles geht vorüber! Es gab aber doch noch andere Personen, die an solches Vergessen nicht dachten. Herr Deschapelles machte sich sogar das Vergnügen, Herrn von Mauvezin zu fragen, ob er Nichts von diesem geheimen Rivalen fürchte. Anatole lachte und sagte im Tone eines Edelmannes: „Er, ein Nebenbuhler? Der arme Evariste!“

Nichtsdestoweniger konnte ein aufmerksamer Beobachter bemerken, daß Fräulein von Rosier nicht bei jeder Gelegenheit mit Herrn von Mauvezin umging wie mit einem Bräutigam, den man selbst gewählt hat. Man sah bei ihr oft Hochmuth, Bitterkeit, Verachtung, etwas Stolzes und Gereiztes, was Frau von Fougerolles nachdenklich machte.

„Hast Du Herrn von Mauvezin Etwas vorzuwerfen?“ fragte sie.

„Nein“, erwiederte Alexandrine.

„Siehst Du, Kleine, wenn nicht Alles geht, wie Du willst, darfst Du ja nur sprechen und ich werde es schon machen.“

„Oh, was Das betrifft, dafür bin ich schon selbst da!“ erwiederte sie.

Frau von Fougerolles spitzte die Ohren. Die Stimme Alexandrinens war dabei ganz jener ähnlich, welche sie bei den verschiedenen Gelegenheiten gehört hatte und die sie nicht vergessen konnte. — Sie hat Etwas! dachte sie.

Eines Abends, als man musicirte, bat Herr von Mauvezin Fräulein von Rosier, „der Gefangene“ von Weber zu singen.

„Es ist sonderbar“, sagte sie halblaut und mit etwas bitterem Lächeln, „daß, seitdem Sie für diese Melodie eingenommen sind, mir sie unerträglich geworden ist.“

Herr von Mauvezin wurde ganz verwirrt, als Fräulein von Rosier sich entfernte. Sie war diesen Abend eine strahlende Schönheit. Als sie bei Evariste war, fand sie die Augen Anatole's von Thränen befeuchtet.

„Ich bin gerächt“, sagte sie, „er liebt mich!“

Evariste hörte nur die letzteren Worte und sagte: „Nun, wenn er Sie liebt, sind Sie glücklich. Ich habe hier Nichts zu thun.“

Alexandrine warf ihm einen Blick zu, dessen durchdringende Weichheit ihn ganz einnahm. „Bleiben Sie“, sagte sie.

Am anderen Tage sollte Herr von Mauvezin officiell den Freunden der Familie vorgestellt werden. Es war eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft auf La Bertoche. Fräulein von Rosier war ganz weiß gekleidet, aber sie war noch bleicher, als der Mousselin ihres Kleides. Man sah in ihrem Gesichte nur die Augen, welche wie Feuer leuchteten. Herr von Mauvezin verschlang sie mit seinen Blicken, als er eintrat.

„Endlich!“ sagte er, ihr den Arm hinreichend.

„Ja, endlich!“ erwiederte sie.

Dieser Ton der Stimme fiel der Frau von Fougerolles auf. — „Du hast das Fieber, mein Kind“, sagte sie.

Alexandrine legte, ohne zu antworten, ihren Arm in den des Herrn von Mauvezin, zu dem sie sagte: „Wollen Sie mir fünf Minuten schenken? Ich habe Sie an Etwas zu erinnern.“

Frau von Fougerolles, welche von entzückender Munterkeit war, drohte ihr mit dem Finger. „Schon?“ sagte sie. „Wie wird es erst sein, wenn er Dein Mann ist?“

Als sie allein waren, öffnete Fräulein von Rosier ein Kästchen, das auf dem Kamin des Zimmers stand, wohin sie Herrn von Mauvezin geführt hatte.

„Sie erinnern sich wohl noch eines Briefes, den Sie mir im letzten Jahre nach dem Tode meines Vaters schrieben?“

„Ach Fräulein, Sie sind grausam!“ erwiederte Herr von Mauvezin.

„Ich habe vor acht Tagen einen anderen Brief erhalten. Dieser ist von Evariste. Hier sind alle beide, betrachten Sie sie und sagen Sie mir, wenn Sie sie gelesen haben, ob man zwischen Ihnen zweifelhaft sein kann?“

Herr von Mauvezin zitterte, wie wenn ihn eine Schlange gebissen hätte.

„Das ist ein Verrath!“ rief er.

„Das ist eine Antwort!“ erwiederte sie mit Kraft. „Sie können jetzt so lange, als es Ihnen gefällt, auf dem Schlosse wohnen, wohin Sie Frau von Fougerolles eingeladen hat; aber Sie kennen mich jetzt hinlänglich, um zu wissen, daß ich niemals Ihren Namen tragen werde.“

Alexandrine kehrte allein in den Salon zurück. „Und Dein Bräutigam?“ fragte Frau von Fougerolles.

Fräulein von Rosier ergriff die Hand Evaristens.

„Hier ist er!“ sagte sie.

Zwei freudige Ausrufungen antworteten ihr und Fräulein von Rosier fand sich in den Armen ihrer Schwester; die ganze Versammlung hatte sich erhoben.

Frau von Fougerolles blickte ganz bestürzt überall hin, Herrn von Mauvezin suchend.

„Aber weßhalb?“ fragte sie endlich.

„Weßhalb?“ erwiederte Fräulein von Rosier, indem sie an der Flamme eines Wachslichtes den Brief verbrannte, den sie in der Hand hielt. „Jetzt kann ich ihn vergessen.“

Bücherschau.

„Orbis pictus. Ein Bilderbuch zur Anschauung und Belehrung. Mit circa 600 colorirten Abbildungen. Bearbeitet von Dr. Lauckhard, großherzoglich sächsischem Schulrath. Verlag von Voigt und Günther in Leipzig.“

In diesem Werke will Allen, denen die geistige Entwicklung der ihnen anvertrauten Kinder am Herzen liegt, eine eben so nützliche als willkommene Gabe geboten werden. Es ist bestimmt, Eltern und Erziehern ein Mittel an die Hand zu geben, den Geist der Kinder zu wecken, ihn zum Nachdenken anzuregen, den Kreis der Anschauungen zu erweitern und zugleich über die Gegenstände in und außer dem Hause, oder die, welche mit denselben in Berührung kommen, zu unterrichten, überhaupt aber ein klares Denken zu vermitteln.

Da es nicht möglich ist, dem Kinde die nöthigen Anschauungen, welche zerstreut auseinander liegen, alle in Natur vorzuführen, so hat man von jeher mit gutem Erfolg zu Bildern seine Zuflucht genommen, welche vor den Dingen in der Wirklichkeit den Vorzug haben, daß sie jederzeit zur Hand sind und in systematischer Reihenfolge, vom Leichtern zum Schwerern aufsteigend, vorgeführt werden können. Dadurch wird eine planmäßige Anschauung vermittelt: die Darstellungen sind in einem kleineren Maßstabe zusammengestellt und eine öftere und gründliche Betrachtung ist möglich gemacht. Um den Erfolg eines Anschauungsunterrichts durch Bilder zu sichern, ist aber nicht allein eine vollständige Reihenfolge guter Abbildungen nothwendig, sondern auch ein ernster erläuternder Text, welcher den Eltern zu Besprechungen hinreichend Stoff bietet, und die Kinder belehrt und anregt. Beides ist in diesem Bilderbuche erreicht.

Möge denn dieser neue Orbis pictus, der in circa 30 monatlichen Lieferungen zu 36 kr. erscheint, von denen jede 3 colorirte Tafeln und 1—2 Bogen Text enthält, unter Aufsicht von Eltern und Erziehern ein fruchtbares Erziehungs- und Unterrichtsbuch werden und bei Kindern und Kinderfreunden Anklang und Beifall finden!

Lebensphilosophie.

Wer seiner vollen Krüge schonet,
Ist mäßig, nicht, wer Durst gezwungen leid't:
In einem leeren Fasse wohnet
Der Durst und nicht die Mäßigkeit.

Erliegen kann ein Mann, nicht sich unmännlich halten;
Erlöschen kann ein Feu'r, doch nie kann es erkalten.

Ein Knabe lernt nur von geliebten Lehrern gerne;
Du aber sei ein Mann, auch von verhaßten lerne!

Verschiedenes.

⁎ Die Charade aus Dürkheim, welche Ihr „Unterhaltungsblatt“ Nro. 153 des Jahres 1854 enthält, schildert den Christen in dem einfach schönen Verschen:

Glauben muß dein Herz erfüllen,
Hoffnung deinen Sinn beleben,
Liebe leiten deinen Willen:

Willst zur Ersten dich bekennen
Und in Wahrheit nach ihr nennen.

Ein Gegenstück bietet nachstehende Erzählung, überschrieben:

»Keine Religion.«

In der Nähe von St. Katharina in Nordamerika kam vor einigen Jahren ein Indianer ermüdet und hungrig von der Jagd zurück. Weil er ein junger zum Christenthum Bekehrter war, so wollte er Jemand von seinen Glaubensgenossen aufsuchen, in der Hoffnung, Etwas zum Essen zu erhalten. Da er aber Keinen aus seiner eigenen Gemeinde fand, so wurde er müde und dachte: Die Einwohner möchten doch eine Art Religion haben, wodurch sie bewogen würden, die Hungrigen zu speisen. — Als er nun bei seinem Eintritt in das Haus von dem Besitzer die Antwort erhielt, er sei kein Methodist, so fragte er: »Was für eine Religion habt ihr denn?« — »Keine Religion.« Der Indianer, in der Meinung, er habe jenen falsch verstanden, fragte nochmals: »Was, keine Religion?« — »Ja, keine Religion« — entgegnete der reiche Yankee. Da sah ihn der Indianer erstaunt an und rief, zur Thüre sich wendend, verwunderungsvoll aus: »Da seid ihr ja wie ein Hund, der hat auch keine Religion.«

Nähret Glauben und Hoffnung in den Herzen, übet die Liebe in guten Werken, damit ihr dem Yankee nicht gleichet und von des Indianers Vergleichung nicht getroffen werdet.

Einem Tiroler aus Mittersill, der als Teppichhändler nach Paris gekommen war, wurde dort ein großer Theil seiner Waare gestohlen. Sogleich suchte er bei dem Kaiser Audienz zu erlangen, und als er vorgeladen wurde, überreichte er dem Monarchen, der bekanntlich sehr gut Deutsch spricht, eine Bittschrift, welche also lautete: »Hans Sterz aus Mittersill thät die Bitten, daß Du ihm die Kozzen zahlst, die ihm d'Franzosen erst neuli g'stohlen hom, weil Du ihr Kaiser bist und die Schand auf Dir nit sitzen lassen darfst. S'macht grad 19 Gulden aus; wie Du in der beigelegten Rechnung siehst. Scheer di nit Herr Kaiser und mach' mir ka Kränkung. Wannst Du es schon mir nit z'Lieb thun willst, so thu's wegen mein Vater, vor dem Alles, selbst der Kaiser in Wean (Wien) Regard hat, anno Neune hat er allein sechszig Stück Franzosen z'sammenpfeffert, das schun a Freud war.« Napoleon, dem dieser originelle Bittsteller gefiel, beeilte sich, ihm 19 Napoleonsd'or zu geben, worauf der Tiroler sagte: »I kann nach dem Geld a rechnen, Herr Kaiser, 's ist weit z'viel.« Nimm nur das Geld, sprach der Monarch, ich zahle hiermit deinem Vater zugleich das Schußgeld. »I nimm's, sprach der Tiroler nach kurzem Sinnen. Die sackerischen Franzosen haben so nit übel g'wirthschaft, als sie bei uns in Tirol waren. So gleicht sich die Sach' wenigstens aus zwischen uns.« Der Kaiser fand immer mehr Vergnügen an dem stattlichen, hübschen, offenen Burschen. Er dachte vielleicht daran, ob die strengmonarchischen Tiroler sich nicht besser zu Schweizern verwenden ließen, als die republikanischen Schweizer. Er richtete also die Frage an den Mann, ob er nicht in seine Dienste treten möchte. »Warum denn nit, antwortete der Tiroler, Du bist a guter Herr, bei Dir kinnt ma's nit schlecht ham.« Ich mache Dich zu meinem Thürhüter, sagte der Kaiser. »Das haßt ma bei uns Viechhalter — dös ließ i mir g'fallen, wenn's saubere Viecher san.« Die Thüre meines Zimmers sollst du hüten! — erklärte Napoleon lächelnd. »Dos thue i nit — rief der Tiroler auffahrend. Vor zehn Jahren war i schon a Gasbua — was saget'n dann die Tiroler, wenn's mi jetzt Thür hüten segeten. I dank schön, wünsch guten Nachmittag.« Der Tiroler eilte fort, als würde er gejagt. Der Kaiser, herzlich über die seltsamen Begriffe von Rang und Würde lachend, schickte ihm seinen Adjutanten nach; der gekränkte Tiroler war aber nicht mehr zur Umkehr zu bewegen, und der Kaiser, dem so große Dinge gelungen, mußte den schlichten Sohn der Berge aufgeben.

(Philosophische Betrachtung.) Wie dumm doch die Welt ist! Anstatt im ersten, wohne ich jetzt im fünften Stocke, und doch sagen die Leute, ich sei heruntergekommen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Kranzbühler jun. — Druck und Verlag von Ch. Trautmann in Neustadt.



